16 Germ 193.3 (4 pt. 1)

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

DIE GESELLSCHAFT

Band 4/2
1888

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1970

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany

Die Gesellschaft

Monatsschrift

für

Litteratur und Kunst.

Begründet von Dr. M. G. Conrad.

Herausgegeben von

M. G. Conrad und **Karl Bleibtreu.**

Jahrgang 1888. Zweites Semester.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. K. Hofbuchhändler.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Alberti, Conrad, Berliner Theaterbriefe 714, 970
Die Bourgeoisie und die Kunst 822
Kaiser Friedrichs Tagebuch 979
Karl Frenzel und der Realismus' 1032
Armin, Fritz, Homer auf der Opernbühne 1108
Bierbaum, Otto Julius, Litterarische Plaudereien 1074
Brand, Julius, Henrik Ibsen. Kritische Glossen 1180
Brausewetter, Ernst, Arne Garborgs erstes Drama 985
Breslau, L., Pariser Kunstketzerbrief 707
Conrad, M. G., Im Atelier 580
Die Ungespundeten und der Professor P. Götschius in Stuttgart . . . 614
Münchener Novitäten-Abende 644
Zur Erinnerung an das Ludwigsfest in München 649
Schneeganiade 718
Deutschlands junger Kaiser und seine Friedenspolitik 721
Vom Werktisch 819
Reichsdeutsche Verirrungen 875
Die Internationale Kunstschau in München 966, 1094
Kaiser und Papst 1029
Arthur Fitgers „Rosen von Tyburn" in München 1102
Dichter-Album, Unser (mit Beiträgen von Wilhelm Arent, Karl Bleibtreu, Eugen Croissant, Gottfried Döhler, Otto Ernst, Felix Eschweg, Max Farkas, Henry Freybank, Rob. Högger, Jos. Kitir, Ernst Kreowski, Arthur Leist, D. von Liliencron, Joh. Henry Mackay, B. von Meerheimb, Karl Müller, Al. von Muschlitz, J. Oehquist, Heinz Osser, H. Probst, Alberta von Puttkamer, H. von Reder, G. Rietz, Ludw. Scharf, W. Schindler, Frida Schwab, H Schillinger, Simon Schwarz, Aug. Silberstein, Alfr. Teniers, Heinz Tovote, H. von Wintler, Günther Walling, Wilh. Walloth, Rob. Weiß, Franz Wichmann, Ernst Ziel u. a. m.) 546, 621, 696, 794, 949, 1058
Erich, Otto, Der treue Bruder 1042
Falb, Rudolf, Kritische Tage und Gänge 901
Fuchs, Georg, Der Wittwer 1055
Fuld, Ludw., Thomas Buckle und die Frauen 961
Goldstein, M., Eine Empfehlung 1118

Seite

Hammer, Fritz, Kritische Anmerkungen zum modernen Kunstausstellungswesen 555
Offenes Dankschreiben an den Kunstkritiker Dr. Adalbert Svoboda in München 638
Mein Verkehr mit Henrik Ibsen 741
Unsre litterarische Kritik IV. 1104
Hartmann, Ed. von, Religiöse Wandlungen 569
Hauptmann, Gerhard, Bahnwärter Thiel 747
Kalantorow, N. von, Der rechte Pate 792
Kirchbach, An Herrn Wolfgang 1026
Kleinpaul, Rudolf, Die Wissenschaft vom Wahren 662
Kritik (Dichtungen 847, 993. — Drama 851, 1152. — Englische Litteratur 1012. — Französische Litteratur 863, 1001, 1168. — Humoristisches 852. — Italienische Litteratur 866, 1008, 1172. — Litterarhistorisches 853. — Litteratur und Presse 857. — Lyrik 1151. — Musikalische Litteratur 997. — Portugiesische Litteratur 872, 1023. — Romane und Novellen 844, 990, 1140. — Skandinavische Litteratur 868. — Spanische Litteratur 870, 1014, 1174. — Theater 996. — Übersetzunglitteratur 861. — Verschiedenes 860, 998, 1156. — Zur hellenischen Litteratur 1016.)
Kröger, Timm, Die Roßtrappe 1050
Kühnemann, Eugen, Henrik Ibsens Geistesentwickelung und Kunst 725, 881
Levin, Julius, Über die Verpflichtungen der litterarischen Kritik und der Zeitschriften 1115
Liliencron, Detlev Freiherr von, Die Mergelgrube 506
Maier, Emil, Friedrich Pecht und die griechisch-ägyptischen Bildnisse . . 1088
Nossig, Alfred, Daniel Melbourn's Versuche 920
Pröll, Karl, Rodbertus und sein Hauptwerk „Das Kapital" 560
Raten, W. und Hillebrand, K., Von deutscher Schauspielkunst 809
Sagnit, Nel, Das Amulet 682
Die schöne Frau 911
Schneegans, Ludw., Zur Centenarfeier König Ludwigs I. 495
Schomacker, Hanna, Die Preisnovelle 774
Silberstein, August, Das Geheimnis des Wilderers 581
Stahl, Erich, Zur Charakteristik Wagners 641, 712
Nachschrift zu den heurigen Bayreuther Festspielen 814
Webster, Miß, Die internationale Kunstschau in München 816
Wechsler, Ernst, Die Rückkehr der Frau Katharina 628
Wigger, H., Antonio de Serpa 1127
Zuschriften aus dem Leserkreise 577, 646, 1138

Portraits: M. G. Conrad, August Silberstein, Rudolf Kleinpaul, Henrik Ibsen, Rudolf Falb, Conrad Albert.

Wm Conrad.

Zum Centenarfeier König Ludwigs I.

Ein Beitrag aus der Ferne von Ludwig Schneegans.

(Verfaßt in Rorschach, Sommer 1886.)

(Odeonsplatz in München mit der festlich dekorierten Reiterstatue Ludwigs I.)

Der Schatten Ludwigs I.

Noch ein paar Stunden — und im grauen Frühlicht
Des Werkeltags verdämmert und verklingt
Der bunte tausendstimmige Festesjubel,
Der durch die Straßen dieser Stadt gewogt;
Die Wellen, die mich, den Gefeierten,
So hoch getragen und so hold gewiegt,
Zerrinnen, und hier steh' ich einsam wieder
Wie vorher, angewiesen auf mich selbst.
Ach! wie vertraut und dennoch wie so fremd
Blickst du mich an, du meiner abgeschlossnen
Vergangenheit Symbol, du Bild von Erz!
Wie jener Flottwell in des großen Raimund
„Verschwender" tief im Innersten erbebt,
Da ihm sein rätselhafter Doppelgänger
Am Tag der Abrechnung entgegentritt,
So überwältigt jetzt mich Abgeschiednen
Ein wundersam erschütterndes Gefühl,
Wenn ich mein irdisch Ebenbild betrachte,
Wie's hoch zu Roß in seinem Flitterstaat
Mir zuwinkt, ein Gespenst des Erdenlebens,
Bei meinem Ehrenfest.

Der Schatten von Ferdinand Lang (erscheint). Grüß Gott!
Grüß Gott!
Das fügt sich gut. Just hör ich, Majestät,
Sie vom „Verschwender“ monologisieren
Und unserm lieben Raimund: nun, da haben
Sie wohl auch den nicht ganz und gar vergessen,
Der einst so oft den Valentin gespielt.
Und übrigens wollt' ich schon so wie so,
Nachdem die Größern alle fertig sind,
Aufwarten meinem königlichen Herrn.

Ludwig. Ja, bist Du's denn auch wirklich, alter Freund?
Willkommen mir, zumal in dieser Stunde,
Wo grad ein urgemütlicher Gesell
Wie du mir Not thut, um den Wehmutsschauer
Mir wegzulächeln, der dem Übermaß
Des Glücks als mahnender Gefährte folgt,
Wenn das Gefühl so voll sich ausgelebt,
Daß es der Flug nicht höher mehr kann tragen.
Willkommen nochmals! Weil ich Dich nicht sah
Beim Festgepräng inmitten jener Schar
Der fröhlichen Genossen, die mit mir
So vieles einst geschaffen und erstrebt,
Kam mir ein Zweifel schon . . .

Lang. An meinem treuen
Gedenken? Hab' ich das um Sie verdient?
Fern blieb ich nur dem festlichen Gepräng,
Weil's meine Art nicht ist, mich vorzudrängen:
Schauspieler war ich, doch nicht Komödiant.

Ludwig. Du mißverstehst mich: weil ich Dich nicht sah,
Befürchtet' ich . . .

Lang. Ah so! Sie meinten schon,
Es hab Freund Hein mich ohne Federlesen
Bis auf das letzte Resterl weggefegt,
Wie ers mit Egoisten, Reklamisten
Und derlei Lumpenpack zu halten pflegt?
Nein, Gott sei Dank! noch wird dafür gesorgt,
Daß ich im Geisterreich darf weiter leben.
Sie kennen ja die Satzung unserer
Fortdauer nach dem Tod: mit einem Schlag

Und völlig ſtirbt, wenn ihm die Pulſe ſtocken,
Nur der, dem keine, keine Menſchenbruſt
Das Lebensſcherflein frommer Liebe zollt;
Wem aber nur ein Einziger auf Erden
Zurückbleibt oder nachgeboren wird,
Der freundlich und in Güte ſein gedenkt,
Der lebt, aus warmem Herzensborn getränkt,
Als Schatten ſeiner ſelbſt ein zweites Leben;
Er ſchwebt, der Welt entrückt und dennoch nah,
Auf Traumesfittichen, auf unſichtbaren,
Um jene Stätten, die ihm teuer waren,
Und ſtirbt erſt dann, zum zweiten Mal, dahin —
Dies Mal für immer —, wenn der letzte Menſch,
Der, ſein gedenkend, vor dem ganzen Sterben
Ihn ſchützte, ſelber zu den Schatten ſtieg
Oder des Heimgegangenen vergaß.

Ludwig. So iſt es — ja!

Lang. Wann mir im Geiſterreich
Dies Stündlein ſchlagen wird, wer kann es wiſſen?
Das aber weiß ich: Ihnen, Majeſtät,
Bürgt dieſer Jubel eines ganzen Volkes
Für eine Weiterexiſtenz, die wahrlich
An das grenzt, was die Erdenprieſterſchaft
Das ewige Leben nennt.

Ludwig. Halt ein! Halt ein!
Gerade jener Jubel, der mich wirbelnd
Erſt mitgeriſſen, rief in mir zuletzt
Die Wehmut wach, bei der Du mich betrafſt.
Ich fühl's heraus: zu ſchön und herrlich iſt
Das Rieſenfeſt, um wirklich mir zu gelten
Und mein zu ſein; ſo prunkend feiert man
Nur Völkerthaten und Gedankenſiege,
Doch einen toten Einzelmenſchen nicht.

Lang. Sie mißverſtehn . . .

Ludwig (unterbrechend). Nicht doch! im Geiſterreich
Lernt man Beſcheidenheit und — echten Stolz.
Sag' ſelbſt: wie Viele jubelten mir zu,
Welche von mir kaum etwas anderes wiſſen,
Als daß ich meines Vaters Erbe war.

Lang. Mag sein; allein mich dünkt, das Pflänzlein Liebe
Ist ein so kostbar seltenes Gewächs,
Daß, wer sich seines Dufts erfreuen darf,
Wohl thut, es weder kritisch zu zerpflücken
Noch lang zu fragen: sag, warum du blühst?
Und dann, giebt's nicht auch Tausende . . .

Ludwig (unterbrechend). Hast Recht!
Geburtstagssträuße soll man nicht zerzausen,
Wie den Verschwender seines Valentins
Treuherzig schlichtes Wesen führt mich deins
Auf heitre Bahnen wiederum zurück;
Nicht grübeln will ich mehr, nur dankbar sein
Für dieses Ausnahmsglück, das mir beschieden,
Für dieses Wiegenfest voll Sonnenschein,
Und seiner Jubelrufe Wiederhall
Soll mich begleiten in die goldne Ferne,
Nach welcher mich ein plötzlich Sehnen drängt,
Zu jenen Stätten, dran mein Herz gehängt.
Komm, reise mit, mein guter Valentin,
Auf Traumesschwingen! Willst Du?

Lang. O wie gerne!

Ludwig. Wie früher, schwärmend, mit bekränztem Haupt,
Im Dämmerlicht der Sternennacht.

Lang. Wohin?

Ludwig. Nach meines Herzens zweiter Heimat: nach
Italien und nach Hellas! Dort, im Schatten
Der Peterskirch' und der Akropolis,
Will ich zu klärender Beschaulichkeit
Die fliegenden Gedanken wieder fassen
Und von dem Zauber mich umspielen lassen
Der alten, nie vergessnen Jugendzeit.
Du aber, schönes Land der Bajuvaren,
Gedeih' und blühe! Was die Zukunft dir
Noch vorbehält, nur sie wird's offenbaren;
Ich, der ich dich, trotz meinen Erdenmängeln,
Geliebt, wie heißer dich wohl keiner liebt,
Ich kann nur flehn zu allen guten Engeln:
So glücklich werde, daß du nimmermehr

Zurück dich sehnst nach den entschwundnen Tagen,
Wo ich noch Kron' und Zepter hier getragen! (Beide verschwinden. Verwandlung: Ein Wirtshaus in einem Marktflecken am schweizerischen Ufer des Bodensees).

Gäste, Wirt und Kellnerin.

Dr. Scharf. Vor Thatsachen darf man die Augen nicht verschließen. Die Wasserversorgung ist und bleibt einmal für unsern Ort eine brennende Frage.

Buch- und Schreibmaterialienhändler (mit starkem ostpreußischen Accent). I was! Wasser brennt nicht. (Lacht. König Ludwig und Ferdinand Lang erscheinen).

Tabakfabrikant. Der Herr Hummel hat wieder seinen guten Tag. Paulineli, noch ein Glas Bier! Wenn der Herr Hummel geistreich wird, muß man sich stärken.

Dr. Scharf. Das weiß Gott!

Dr. Lind. Es handelt sich nur d'rum, zu ermitteln, welches Projekt am billigsten kommt.

Apotheker. Die Experten aus Zürich haben sich deutlich genug ausgesprochen.

Posthalter. Aber an einer Opposition wird's gewiß nicht fehlen.

Zollkontroleur. Was die vorbringen wird, wissen wir schon.

Buchhändler. I was! Eh' die Sache entschieden ist, hat alles Hin- und Herreden überhaupt keinen Wert (lacht).

Posthalter. Und nachher erst recht nicht.

Tabakfabrikant. Der Herr Hummel trifft halt immer den Kopf auf den Nagel.

Dr. Scharf. Und wie!

Ludwig. Ist die Verwandlung schroff genug?

Lang. Warum auch wollten Sie durchaus hier rasten?

Ludwig. Um Dir zu zeigen, was ich längst schon weiß,
Daß auch der Ruhm sich dreht in engem Kreis:
Der See nur trennt uns hier vom nahen Bayern;
Dort, wo sie mich so überschwänglich feiern,
Schwimmt alles noch in Poesie und Rosa;
Hier sitzen wir schon mitten in der Prosa.

Lang. Abwarten! Wir sind ja ungesehn.
Der Wind kann auf einmal wo anders her wehn.

Dr. Lind. A propos, Herr Kontroleur, wie stehts denn mit der

Zollfrage? Geht der Bundesrat wirklich mit dem Gedanken um, den Vertrag mit Deutschland zu kündigen?

Zollkontroleur. Darüber lassen sich vorerst nur Vermutungen aufstellen.

Buchhändler. Vermutungen haben keinen Wert!

Zollkontroleur. Erst muß man die größern Handelsplätze zu Rat ziehen.

Posthalter. Die Baseler sollen schon erklärt haben, daß sich die Sache nicht so übers Knie abbrechen läßt.

Zollkontroleur. Die praktischen Konsequenzen sind freilich so leicht nicht zu brechen.

Rentier Kogelmann (tritt auf). Guten Abend, ihr Herren!

Kellnerin. Ein Glas Bier gefällig?

Kogelmann. Ja, und die Speisekarte. Was ist denn drüben in Lindau los? Geschossen wird dort wie im Krieg, und die Raketen fliegen gleich dutzendweis in die Höhe.

Apotheker. Sie wollen hinter den Münchnern nicht zurückstehen und feiern das hundertjährige Geburtsfest vom alten König Ludwig.

Kogelmann. Ja so!

Dr. Scharf. Sie freuen sich wieder einmal drüber, daß sie Unterthanen sein dürfen.

Buchhändler. Die Freude kann Ihnen hier vielleicht auch noch blühen, Herr Doktor, wissen Sie! (lacht. Ami, des Wirtes schwarzer Rattenfänger, fängt zu bellen an).

Wirt (am Büffett). Ami, sei still!

Tabakfabrikant. Ein Malefizkerl, der Ami! Ist doch grad, als hätt' das Hündli ein Taktgefühl und wollt' den Herrn Hummel zur Ordnung rufen.

Buchhändler. I, das hätte ja . . .

Bahninspektor (im Auftreten, unterbrechend). Gar keinen Wert! Gottlob, hier sind wir noch immer die Gleichen. Prost allerseits! Pauline, ein Dreierli Neuen!

Kellnerin. So, so! Herr Inspektor, auch wieder zurück?

Dr. Lind. Wo haben denn Sie die Zeit über gesteckt?

Bahninspektor. Urlaub hab' ich gehabt; zu München bin ich gewesen. Sie, da hätten Sie dabei sein sollen! Eine Pracht wars, wirklich nicht zum beschreiben: das Feuerwerk und das Kinderfest und nun gar der Zug . . . Ja, wenn dort die Künstler so öppis in die Hand nehmen, da wirds halt einzig in seiner Art.

Lang. Der hats gesehn; dem hats gründlich gefallen;
Der ist kein so nüchterner Kritikus:
Jetzt passens nur auf! gleich kommts in Fluß.

Apotheker. Das muß freilich ein Leben gewesen sein und ein Treiben durch die ganze Stadt.

Bahninspektor. Ich war doch gewiß schon oft dort — früher bin ich jedes Jahr hinübergefahren, zum Salvatoranstich —; aber das Mal haben sich die Münchner weitaus übertroffen.

Dr. Scharf. E bitzeli Lieb und e bitzeli Treu und e bitzeli Byzantinismus ist auch dabei.

Lang. Herr Gott! ist das ein rabiater Mensch!

Dr. Lind. Wer wird die Sachen so scharf gleich nehmen?

Zollkontroleur. Derartige Festlichkeiten haben ja, im Grund genommen, mit dem, der gefeiert werden soll, blutwenig zu schaffen.

Ludwig. Da hörst Du's, und aus unbefangenem Mund. Was sagst Du jetzt?

Posthalter. 's ist eben ein Anlaß, sich gütlich zu thun.

Kogelmann (essend). Nun ja, wenn man schafft Jahr aus Jahr ein, da will man zuweilen auch Abwechselung haben.

Tabakfabrikant. Darin sind die Menschen überall gleich, — nicht wahr, Paulineli?

Lang (unruhig). Jetzt mein' ich selber, wir sollten gehn:
Die derben, prosaischen Kameraden
Können uns nun und nimmer verstehn.

Ludwig. Nichts da! Ein rechter Geist von Liebesgnaden
Ist nicht empfindlich wie ein Erdensohn, —
Und dann, hast Du als Geist denn schon vergessen,
Daß Beide wir, gottlob! Humor besessen,
Du auf den Brettern, ich auf dem Thron?

Dr. Scharf. Da lob ich mir die alten Ägypter: eh die Einen in den Himmel hoben, verwiesen sie ihn erst vors Totengericht.

Lang. Ein Totengericht meinem König und Herrn?
Da möcht man doch gleich Grünebaumwirt wer'n!
I bitt schön: gehn wir!

Ludwig. Warum nicht gar?

Lang. Er giebt keine Ruh, der verflixte Doktor.
Ich seh's schon kommen deutlich und klar:
An uns beiden läßt er kein gutes Haar.

Ludwig. Und davor sollt' uns bangen? Freund, es legte
Mir Selbsterforschung mit den Jahren bloß,
Was klein an mir gewesen und was groß:
Gerechten Tadel hab' ich vorempfunden,
Und ungerechter schlägt mir keine Wunden.

Kogelmann. Was hat's denn für eine Bewandtnis mit diesem ägyptischen Totengericht?

Lang. Sehn Sie? Schon wieder! Sie lassen nicht aus.

Buchhändler. Für gewöhnlich war's wohl ein recht schwerverdauliches Gericht, — weiß der Deibel! (Lacht.)

Dr. Scharf. Allerdings, denn Jeder durfte, bevor man den Verstorbenen selig pries, ihm Stück für Stück seine ungerechten Thaten vorwerfen.

Tabakhändler. Und seine schlechten Witze; seien Sie froh, Herr Hummel, daß Sie kein toter Ägypter sind!

Dr. Scharf. Und nun fragt sichs, wie stünd's um die Münchener Feier, wenn man, vor der Seligsprechung, irgend einen advocatus diaboli hätte anhören wollen?

Ein Einsamer (der bis dahin stillschweigend eine Virginia geraucht hat). So ein hochnotpeinliches Rechtsverfahren hat freilich sein Gutes; aber sympathischer mutet mich dennoch das naive menschliche Wohlwollen der Überlebenden an, das da in dem Sprüchlein gipfelt: de mortuis nil nisi bene.

Kogelmann. Ich versteh kein Griechisch; was heißt das auf Deutsch?

Buchhändler. Es heißt ....

Der Einsame (unterbrechend). Um Gottes willen, Herr Hummel, schlucken Sie aus Barmherzigkeitsrücksichten den Meidinger hinunter, der Ihnen auf der Zunge sitzt! (Zu Kogelmann.) De mortuis nil nisi bene heißt: Hat Einer einmal in manchen Stücken redlich geleistet Erhebendes, ihn lang noch Überlebendes, dann soll man ihm nicht am Zeuge flicken.

Ludwig. Wer ist denn Der da?

Lang. Erkenne ihn erst jetzt;
Den sah ich drüben in München zuletzt,
Bevor ich mein Irdisches ausgezogen.
Mir war er immer herzlich gewogen,
Und weil er's so mit allen Menschen hielt,
Hat man ihm mehr als übel mitgespielt.

Der Einsame (fortfahrend). Daß aber der Mann, den die Münchner feiern, des Erhebenden, Schönen und Großen gar viel geleistet hat, wer möchte das in Abrede stellen? Sprechen doch selbst die Steine für ihn, — und wenn jetzt auch ich für ihn spreche, hier auf geliebtem freien Schweizerboden, so ist der Argwohn von vornherein ausgeschlossen, daß Wohldienerei mit unterläuft und Begeisterung für das monarchische Prinzip, denn ich bin wahrhaftig nicht von dem Holz, aus dem man Unterthanen schnitzt; das kann mir der sachkundige Herr Hummel bezeugen, — nicht?

Buchhändler. So wahr meine Wiege das Vergnügen gehabt hat, in Gumbinnen zu stehen.

Ludwig. Der hätt auf Erden schwerlich mir behagt;
Doch jetzt gefällt mir, was der Mann da sagt.

Der Einsame. Darf ich den Herren eine einfache Geschichte erzählen? Es war einmal ein Fürstensohn. Wäre er eines Anderen Sohn gewesen als eines Fürsten, es wäre aller Wahrscheinlichkeit nach ein ächter frommer Künstler aus ihm geworden. So aber ward ihm vom Schicksal Kron und Szepter in die Wiege gelegt und mit diesen das ganze Gefolge von Fährlichkeiten, welches der Vollbesitz der Macht, die Schmeichelei der Umgebung und die Zugänglichkeit jedes Lebensgenusses notwendig mit sich bringen für den inneren Wert eines Menschen. Doch der Fürstensohn und nachher der König hat seine Sehnsucht nach dem Idealen nicht untergehen lassen weder im Zauber der unumschränkten Gewalt, noch im Sumpf der Selbstvergötterung, noch im vollen Taumelbecher der Lust. Er hat seine Macht in den Dienst des Schönen gestellt, hat sich nur da geschmeichelt gefühlt, wo ihm Anerkennung ward für thatkräftiges Schaffen, und hat die Quellen seiner herrlichsten Genüsse kostbar gefaßt, nicht um sich allein darin zu berauschen, sondern um sie zum Gemeingut zu machen einer zu Gast geladenen Welt. So hat es dieser Mann zustande gebracht, eine Ortschaft, die noch nicht viel mehr war als ein Büreaukratenparadies und ein großes Bierdorf, in eine gesegnete Metropole der Kunst umzuwandeln, in einen unermeßlichen Bienenkorb freier und befreiender Arbeit des Geistes. Von Manchen weiß die Nachwelt zu berichten, die Städte gegründet haben und denen dafür in der landläufigen Weltgeschichte eine erste Note zuerkannt worden ist; aber Einen, der in ehrlicher Kunstbegeisterung verhältnismäßig nur halb so viel Schönes ins Leben gerufen hätte, wüßte ich nicht zu nennen.

Lang. Was sagens dazu? So viel is g'wiß,
Daß Der nicht ins Zeug geht und für Sie redet,
Weil sein Knopflöcherl ordensbedürftig is.

Kogelmann. Kunst und immer wieder Kunst! Das kann doch uns nicht besonders rühren.

Dr. Scharf. Oho!

Buchhändler. Sagen Sie das nicht, Herr Kogelmann! Das weiß ich besser. Es ist etwas Anmutiges um die Kunst. Ich habe in meiner Jugend Gedichte gemacht, wenn ich verliebt war, und mein Schwiegervater hat gesagt, daß ich ein berühmter Mann geworden wäre, wenn ich sie hätte drucken lassen. (Ami bellt.)

Tabakfabrikant. Das Hündli befzget ja, als ob's die Gedicht' hätt lesen müssen.

Wirt. Ami, sei still!

Buchhändler (ruhig fortfahrend). Aber ich überlasse das meinen Erben; bei Lebzeiten berühmt sein, das hat keinen Wert.

Kogelmann. Ich hab' mir mein Vermögen im Stickwarenexport erworben; den Nutzen des Stickwarenexports für Handel und Wandel kann man mit Händen greifen; aber von der Künstlerei wird ein Mensch selten fett und eine Stadt auch nicht. (Ami bellt.)

Bahninspektor. So? Unsere Seen und Gebirge bringen uns doch, wills Gott, ein schön Stück Geld ein und sind auch, so zu sagen, weiter nichts als Kunstwerke der Natur.

Tabakfabrikant. Und wenns in München nichts zu betrachten gäbe als Schifflistickmaschinen, wo wären da die Studenten und Akademiker und die Tausend und Abertausend, welche Stadt und Land in Flor bringen, weil sie dort Dinge suchen, die man sonstwo nicht auf Lager hat? Ich fabriziere auch, Herr Kogelmann, und zwar Cigarren, wohlschmeckende, preiswürdige Cigarren; aber wer mir eine Labung bietet für Geist und Herz, von dem werd' ich gewiß nicht sagen, er hätte besser dran gethan, eine Tabakmanufaktur bauen zu lassen für sein gutes Geld, — denn der Mensch lebt bekanntlich nicht vom Brot allein.

Dr. Lind. Ach! nein. Als ich vor Jahren in München studierte, wie oft hab' ich, gegen Ende des Monats, wenn die finanziell problematischen Tage kamen, von denen der akademische Bürger sagt: sie gefallen mir nicht, — wie oft hab ich da meine Zuflucht genommen zu den vertrauten Räumen der Glyptothek oder den Bildergalerieen und meinen knurrenden Magen durch eine Augenweide zum Schweigen gebracht! An den Spender dieses geistigen Mannas hab' ich damals freilich nicht gedacht; aber wenn ich gleich über der Wohlthat seiner vergaß, ein Wohlthäter war er mir doch.

Der Einsame. Und wird es auch bleiben für alle, so lang die Denkmäler ragen, welche den Ruhm verkünden seines uneigennützigen Waltens. Ist es da zu verwundern, wenn die Stadt ihn feiert, die von seinem Jünglingskuß erweckt worden ist zu einem ungeahnten höhern Leben, die er geschmückt hat, herrlich und mit rührender Sorgfalt der Liebe, wie ein Bräutigam die Braut? Ich selber, wenn das Ich der Verstorbenen nicht dahinschwinden müßte, wie ein nicht mehr angeschlagener verklungener Accord, und wenn der Abgeschiedene hier zugegen sein und mich hören könnte, — ich würde zu ihm sagen: Dank Dir, Wittelsbacher, Dank für das, was Du mir und was Du schon Millionen anderen geboten hast, um uns hinwegzutäuschen über das Elend des Daseins! Und ich glaube, neben all den Huldigungen, die ihm dargebracht werden mit Aufgebot aller großstädtischen Pracht, dürfte vielleicht ihm, dem gewesenen König, keine schmeichelhafter erscheinen, als die von Republikanern, die ihm unbeteiligt und unaufgefordert die Ehre geben um seiner rein menschlichen Verdienste willen, trotzdem er etwas war, das man hier nicht über sich ergehen läßt und auch niemals über sich ergehen lassen wird: ein Monarch! In dieser Gesinnung können wir Eidgenossen das Glas erheben und einstimmig ausrufen: Der Mann, dessen hundertjährigen Geburtstag sie drüben begrüßen, der Schirmer und Förderer, welcher der Kunst, dieser erlösenden Weltreligion, Tempel errichtet und die Tempelthore weit aufgethan hat, auch für uns, — er lebe hoch!

Alle (anstoßend). Hoch! Hoch!

Kogelmann. Den praktischen Nutzen dieses Toten hab' ich unterschätzt: Pauline, zur Strafe dafür zwei Flaschen Veltliner!

Dr. Scharf. Mir auch zwei! Ich habe den Münchnern Unrecht gethan: berechtigte Erkenntlichkeit ist kein Byzantinismus, auch wenn sie ein klein wenig über die Schnur hauen sollte.

Lang (triumphierend). Zweifeln Sie noch? Gilt dieses fremde Hoch
Nicht Ihnen ganz allein, dem Einzelmenschen?
Glauben Sie jetzt, daß auch die treuen Bayern
Sie und nur Sie, als Münchens Schöpfer, feiern?

Ludwig. Jetzt darf, jetzt muß ich's glauben: Huldigungen
Aus Unterthanenlippen können trügen;
Doch Gegnerlob, wie's hier mir zugeklungen,
Ist unverdächtig wie das Sonnenlicht.
Befreit vom letzten Argwohn, schwillt mein Herz
Und sehnt sich, stürmischer noch als zuvor,

Hinüber nach den blauenden Geländen,
Wo unter Pinienwehn und Lorbeerflor
Ich mir gelobt, das Werk einst zu vollenden,
Das Früchte tragen möge fort und fort!
Noch einen Alpenflug — und wir sind dort.

Lang. Ich fliege, Majestät, was ich nur kann.

Ludwig. Komm! aber majestäte mich nicht an,
Denn, merke Dirs! in unsern Regionen,
Im Land der Geister, giebts nur Bürgerkronen.

Lang. Ja, Majestät; allein wir Deutschen legen
Die Devotion einmal so leicht nicht ab,
Sogar im Geisterreich.

Ludwig (mit Humor). Ein Beispiel nimm
An diesen schweizerischen Fürstenfressern! (Verschwindet.)

Lang. Zu dienen, Majestät; ich will mich bessern. (Verschwindet ihm nach.)

Posthalter (auf die Uhr sehend). Was? schon halb eins! Potz Donner und Wetter! (Springt vom Stuhl.)

Kogelmann. Mein gutes Bett! 's ist die höchste Zeit. (Steht langsam auf.)

Bahninspektor (austrinkend). Früher sind wir oft dagehockt bis zwei und bis drei; aber, Gott sei's geklagt! man wird älter.

Buchhändler. I was, das Sitzenbleiben hat keinen Wert, — nicht wahr, Fräulein Pauline? Heiraten ist besser. (Ami bellt.)

Wirt. Ami, sei still!

Tabakfabrikant (seinen Hut aufsetzend). Ich hätt' eigentlich schon um Dreiviertel auf zwölf gehen sollen: der Schlaf vor Mitternacht ist der gesundeste.

Die Andern (durcheinander). Gute Nacht, ihr Herren! — Gute Nacht! — Adieu! (Alle ab außer dem Wirt, welcher Gläser und Flaschen aufräumt, und dem Einsamen, welcher, in Gedanken verloren, vor sich hinschaut.)

Der Einsame (für sich). Wie Heimweh zitterts durch mein Herz:
Aus der Vergangenheit trübem Nebel
Steigen die Münchner Frauentürme . . .
Stadt meiner Leiden, lieb ich dich doch . .

Nachtwächter (den Kopf zur Thür hereinsteckend, unterbrechend). Polizeistund, meine Herren! Gar so pressieren thuts aber nöt. (Verschwindet wieder.)

Der Einsame. Ah so! ich bin der Letzte; pardon! (Ab.)

Wirt. Adieu! ein ander Mal wieder die Ehr! (Gähnend.) Die Polizeistund sei gesegnet! Herr Gott! wie ist mir der Kopf so schwer! (Die Küchenthür aufmachend.) Ami, troll dich und fang schön Ratzen! (Ami ab in die Küche. Der Wirt sperrt das Lokal ab, zündet sich ein Licht an, dreht das Gas aus, „und Alles ist zerstoben".)

Die Mergelgrube.

(Aus einem Tagebuch.)

Von Detlev Freiherr von Liliencron.

(Kellinghusen.)

An

Rudolf Schmidt

in Kopenhagen.

Wüstenhamme, den 3. Mai. Abends.

Eine Viertelstunde schien die Sonne am Morgen und beleuchtete, aber wärmte nicht die spärlichen Frühlingskinder: den noch blätterlosen Pfefferstrauch mit seinen zahlreichen lila Blüten; die starkklebrigen rot und braunen Knospen der Kastanie, die noch geschlossen sind; die vielstaubfädigen Büschel der Ulme, die kleinen, weichen Bürsten gleichen; das erste Grün des Stachelbeerbusches; Narzissen und Krokusse.

Heut am Spätnachmittag war längst die Sonne wieder hinter dem grauen Vorhang verschwunden. Eine schneidende Kälte zwang mich, den Winterüberzieher bis an die Kehle zuzuknöpfen.

Ich machte meinen gewohnten Abendspaziergang, allein, wie immer. Meine stille, bescheidene, trübselige Gegend schlief — wie immer. Hier ist nichts fett, nichts mager. Durch den Sonntag bedingt, lag alles menschenleer. Nur einmal, ganz in der Ferne, auf einem Wall, der auf der andern Seite sich schroff in eine bodenlose Tiefe zu senken schien (— so kam es mir vor in diesem Augenblick; ich wußte, daß hinter ihm sonst Flachfeld an Flachfeld sich reiht —), grub ein Mann (— grub er ein Grab? —) hastig, ohne Aufhören. In der Regenstimmung hob sich sein Körper scharf,

schwarz gegen den Himmel. Plötzlich war er verschwunden und alles um mich her öde, lautlos und tot.

Ich wanderte meinen alten Weg. Der kalte, harte, mürrische Maitag, wie wir ihn hier in den meisten Jahren hinnehmen müssen, begleitete mich.

Als ich abbog, quer über Wiesen und brache Äcker, fand ich die kleine, geheimnisvolle Mergelgrube wieder, das tiefe, unheimliche Wasserloch, vor dem ich so gerne stehe. Sie liegt — die Koppel fällt dahin — in einer Ecke. Im Knickbusch raschelte das rote Laub, das vom letzten Herbst ihm anhaftet.

Nie hab' ich so die Einsamkeit gesehen, empfunden, nie hat sie sich mir so zentnerschwer ums Herz gelegt. Wie grenzenlos verlassen liegt das Feld, die ganze Welt. Nirgends ein Peitschenknall, eine Menschenstimme, ein Vogelruf. Vor mir, in blauer Ferne, trotzt das große Schweigen, der Wald. Hinter diesem, wie eines Weltbrandes letzter Schein, färbt den Himmel ein schmutziggelber Streif. Über die nackte, braune Scholle läuft ab und zu ein schnell kommender und schnell sterbender Wind und flüstert meinen Ohren vorüber.

Wie lange hab' ich an dem Wässerchen gestanden und trat näher und näher. Endlich aber raffte ich mich auf und ging nach Hause. Ich will nun versuchen das niederzuschreiben, was mir heute dort durch die Seele zog. Es wird ein Durcheinander werden: Gedanken, Erinnerungen aus meinem Leben; wieder trübe Bilder, die ich glaubte, längst für stets hinuntergeschluckt zu haben. Bin ich nicht just am 3. Mai dieses Jahres dreißig Jahre in diesem Nest Beamter? Dreißig lange Jahre immer in demselben täglichen Gang. Wie hab' ich das nur aushalten können?

Wie oft bin ich in diesen dreißig Jahren an der Mergelgrube gewesen. Was denn zog und zieht mich zu dem trüben, lehmigen, unergründlichen Tümpel, in dem alle Freude der Erde für immer ertrunken scheint. Ist es das Bewußtsein der völligen Einsamkeit? Hier hab' ich meinen Gedanken freien Lauf gegeben, Gedanken, denen ich in meinem Dienstzimmer nicht gestattete, zum Vorschein zu kommen; die noch weniger hervortreten durften in meiner kleinen Stadt: die guten Mitbürger hätten mich gesteinigt oder ins Irrenhaus geschickt. Das wohl ist es, weshalb ich die verlorene Stelle so tief in mein Herz geschlossen habe; hier bin ich frei, so frei, daß ich mich wundere, nicht schon längst den letzten Schritt in die widerwärtige, braune Welle gethan zu haben . . .

Die kleine Mergelgrube hat ihre Geschichte. Heute wieder, (— von Blumen sah ich nur eine einzige: Löwenzahn —), als das Stück einer Entwässerungsröhre, die vermorschten Bretter, eine umgekehrt ruhende,

gänzlich aus den Fugen gegangene Schubkarre vor meinen Augen lagen, fiel es mir einmal von Neuem ein: So sieht die nächste Umgebung aus seit dreißig Jahren. Damals, und ich erinnere mich der Zeiten genau, hieß es plötzlich im Städtchen: es ist der herrlichste Thon gefunden worden: Fabriken, Arbeiter, Schlösser, Millionäre. In der That hatte man eine feine Schicht Thon im Mergel entdeckt. Eine geldgierige „Gesellschaft" hatte sich sofort gebildet. Ein Verwaltungsrat hatte sich im Umsehen festgesetzt; zahlreiche Anteilinhaber schossen Gelder vor. Aber o weh, o weh, das Glück war kurz. Trotz tiefer Bohrungen gelang es nicht, mehr Thon ans Tageslicht zu ziehen. Sandschicht auf Sandschicht zeigte sich: Wütend ging Alles auseinander.

Zuweilen, wenn an heißen, afrikanisch heißen Sommertagen hier die Sonne brütet: dann zerbröckelt der vertrocknete Lehm in Staub, die Libelle schnappt die Schillerfliege, der Sandfloh wagt sich vor; zuweilen, in solchen glühenden Stunden warf ich mich an diesem abgelegenen Fleckchen Erde nieder und horchte, das Ohr am Boden. Und wie von plätschernden, plauschenden Quellen klang es, die tief, tief unterirdisch hier laufen müssen. Und eine unbezwingbare Sehnsucht nach Kühle, Frieden, Lauterkeit des Herzens überkam mich. Doch muß ich mir auch gestehen, daß mir das vortreffliche Elbschloßbier in „Stadt Hamburg" später köstlich schmeckte.

Fast hätt' ich dich prächtigen, großen Kerl vergessen, der durch die Geldgier der Menschen, sehr zu deren Ärger, die Sonne erblickt hat, dich, den Riesenstein, den Wanderblock. Mit unsäglichen Mühen hatten sie dich endlich ausgebuddelt in der Hoffnung, nun doch die errettende Thonschicht zu sehen! Vergebens — und Alles verschwand fluchend. Du aber drückst seit jenen Tagen den kümmerlichen Graswuchs an meinem Wasserloch . . .

Damals, als er zutage gefördert war, schrieb ich an den großen Steinekenner, Professor Mäckelmann in Berlin. Bald, in einer Sonderpost, traf ein kleines Männchen ein: der Steinekenner, Professor Mäckelmann aus Berlin. Wir mußten sofort hinaus, er hatte keine Ruhe. Wie er da nun an dem ungeschlachtenen Urian umhersprang; fast hätt' er ihn geliebkost. Er maß ihn wie ein Schneider; hämmerte überall an ihm; schob fortwährend mit Daumen und dritten Finger die Brille, die entgleiten wollte, wieder auf den Nasenhügel; gebärdete sich wie ein fröhliches Kind. Wie hab' ich mich über diesen Gelehrten gefreut. Am Abend hatte ich ihn zu mir gebeten. Ich war froh, keine weiteren Gäste zu haben, denn, nachdem er mir einen stundenlangen Vortrag über verschiedene Eiszeiten gehalten, gab er mir — wir waren übrigens beide etwas

bezecht — seine Weltanschauung. Ich schaudere noch ins innerste Mark, denk' ich an seine Worte. Er schrie fast: „Der Begriff der Ewigkeit ist mir sehr klar. Es hat nie einen Anfang gegeben und wird nie ein Ende nehmen. Geburt und Tod wechseln unaufhörlich in der ganzen Welt. Es giebt keinen Gott, also keinen Schöpfer und Erhalter . . .“

Von Humboldt erzählte er viel. „Ja, wenn Sie uns Beide einmal hörten; Ihnen würden die Haare zu Berge stehn . . .“

Ich atmete auf, als ich das Kerlchen wieder in der Postkutsche hatte.

Das Gewissen und die Reue habe ich, so gut es ging, nicht bei mir aufkommen lassen; ganz lassen sie sich nicht verdrängen; immer wieder zischeln ihre Schlangenzungen. Nur gewaltige Helden und Geistesgrößen können sie, wohl auch nimmer ganz und gar, unterdrücken. Lästige, unbequeme Tiere sind die Reue und das Gewissen; zu den tausend Qualen unserer Seele nicht die schlechtesten Peiniger.

Früher, ach, nun lange nicht mehr, rückte ich den Kopf und schrie in die stillen Felder hinein: Ich will! Ja, ich will hinein ins Leben; die Menschen will ich mit mir reißen, sie sollen mir folgen; ein Eroberer will ich sein; die Erde soll mir gehören: die Tage der Faust und dem Schwert, die Nächte der Liebe und dem Becher! . . . Und jämmerlich, jämmerlich hinkte ich dann wieder ins Thor zurück, und die elende Erbärmlichkeit der Kleinstadt hielt mich wie mit tausend feinen Ketten: Ich saß in der Amtsstube, las Verfügungen, erließ Verfügungen und spielte abends zur Erholung Whist, und alle Sehnsucht in die Herrlichkeiten war untergegangen in Kleinlichkeit. Ach, die tägliche Whistpartie: der Zollverwalter spuckt fortwährend aus; der Apotheker ruft den ganzen Abend: „Trefflich schön singt unser Pfarrer,“ „Karauschen mit Maibutter,“ „Herzlich gern, sagt meine liebe Doris;“ der Hausvogt zankt und wird unangenehm, wenn er verliert; ach, die tägliche Whistpartie! Wenn ich dann nach Hause komme, bin ich totmatt vom Frohn des Tages und ein mehr oder minder unbewußter Wunsch wandert mit mir in den Traum: wenn ich doch nicht mehr erwachen würde . . .

Einmal, vor Jahren, sprang ich in den Knick neben meiner Mergelgrube. Vor mir breitete sich die Ebene aus bis an den Wall, auf dem heute der schwarze Schattenriß des grabenden Mannes sich abhob. An dem Tage hatte ich die Empfindung, daß hinter diesem Wall, tief unten, der Ozean brandete. Aber allmählich verschwand sie und es kamen mir andere Erscheinungen: Ich sah die weite Ebene vor mir bevölkert mit

Hunderttausenden von Menschen aller Rassen. Ich selbst kam mir wie ein Heilsverkünder vor, und innige, heiße Liebe, alle die Tausende vor mir zu erlösen, beseelte mich. Ich stieg auf der anderen Seite des Knicks mit ausgebreiteten Armen hinunter und schritt — immer mit ausgebreiteten Armen — langsam, feierlich, segnend, Frieden bringend auf das Gewimmel zu; von meinen Lippen floß die Liebe. Aber mit jedem Fuß vorwärts wurde es dunkler. Ein mächtiges Gewitter rollte über uns; statt des Durcheinanders des ruhigen Hin und Her zuckten unter ihm silberne Schwerter. Und in der Finsternis, die wuchs, leuchteten oben nur die goldenen Blitze und unten die silbernen Schwerter. Und ich hörte ein Geheul von den Massen zu mir her, und aus dem Wirrwarr klang es gellend: fort, fort mit ihm. Da wurde es rabendunkel, und keine goldenen Blitze und kein Gewoge silberner Schwerter sah ich mehr . . . im Hintergrunde stieg die Sonne allmählich auf und heller wurde es und immer heller. Ich ging auf sie zu, eine Blutsee durchwatend, über Leichen und schrecklich Verwundete, die sich wie Schlangen wanden. Mein Antlitz war nur geradeaus zur Sonne, zur Sonne . . . Ich glaube, ich bin eine Stunde wahnsinnig gewesen. Ich war in der That mit ausgebreiteten Armen eine kleine Strecke vorwärts gegangen, bis ich aus der Nebenkoppel die Stimme des pflügenden Klaus Nissen (— in kleinen Orten kennt sich alles —) hörte zu seinen Gäulen: „Du schast di wat schamen, Hannes; vor Lise (— so hieß das andere Pferd —) schast du di wat schamen, du Fuulpelz."

Ich wachte auf . .

Gestern besuchte ich Doktor Högel, den berühmten Mikroskopiker. Natürlich ahnt unser kleines Nest nicht, was es an dem Manne hat. Dafür ist er Mitglied der hervorragendsten Naturforschergesellschaften der Erde. Petersburg, Amerika, Paris, London, Bombay, die Kapstadt kennen ihn. Wüstenhamme, mein Marktfleckchen, ahnt nichts von ihm als Gelehrten; es weiß nur, daß er Arzt ist. Zuletzt, vor etwa vier Monaten hatte ich ihn — den ich öfter besuchen würde, wenn ich nicht fürchten müßte, ihn zu stören — bei 18 Geraden Kälte im Schnee auf seinen Pelzen gefunden. Er beobachtete, die erstarrten Finger an den feinen Schrauben, durch sein Riesenfernrohr den Mars. Gestern zeigte er mir die Krätzmilbe des Fuchses in hundertundfünfzigfacher Vergrößerung. Durch eine höchst geistvolle Vorrichtung hatte er dem toten Geschöpfchen, das meinem Auge einer Erbse an Umfang glich im Glase, etwas rote Farbe eingeführt. Diese, in Schattierungen das Körperchen stufend, ließ deutlich das Gehirn erkennen, die

acht behaarten Füße, die letzte, im Darm zurückgebliebene Kothmasse, den Kopf, den Geschlechtsteil, die Gelenke, selbst die Nerven.

Die Krätzmilbe hat Nerven und Gehirn; auch der göttliche Julius hatte Nerven und Gehirn. Cäsar und die Krätzmilbe des Fuchses: welcher Unterschied schon auf unserer kleinen Erde! Wie sieht es auf dem Mars aus? Dunkelrot hatte er sich damals sehen lassen: Doktor Högel behauptete, daß er zur Stunde mit ungeheuren Eismassen umhüllt sein müsse. Diese Eismassen schmölzen in kurzen Wochen und es würde dann ein Tropenpflanzenleben dort emporschießen, das zu fassen uns die Sinne fehlten. Und so sei ein beständiger, rascher Übergang auf dem Mars.

Ich erwähnte mit zagender, leiser Stimme, wie in mich hineinredend, als ich durchs Glas auf die kleine Platte mit der Krätzmilbe schaute, wie verloren: Cäsar und die Krätzmilbe! Aber der Doktor hatte es gehört und sagte lachend hinter mir: „Durchaus derselbe Saft und Grundstoff.“ „„Aber der Geist, der Geist, den Cäsar hatte und nicht die Krätzmilbe,““ warf ich meinem Freunde, wie in Todesangst aufschreiend zu. „„der Geist, der Geist!““ „Ist auch nur durch Entwickelung das geworden, was er ist.“ Als ich ihn entsetzt anstarrte, einer Ohnmacht nahe, nahm mich der liebenswürdige Doktor unter den Arm und brachte bald das Gespräch auf irgend eine Nachtmütze in unserm Städtchen. Ein boshaftes und zugleich gutmütiges Lächeln doch verließ seine Mundwinkel nicht. Vorige Nacht träumte ich, daß sich Cäsar und die millionenfach vergrößerte Krätzmilbe des Fuchses, Arm in Arm, d. h. der Göttliche hatte seine Rechte in die linke Vorderklaue der Milbe gelegt, vor mir tief verbeugten. Schauderhaft.

Zwei Zitronenfalter, wahrscheinlich in Pelzen des winterlichen Tages halber, gaukelten, sich überfliegend, über meinen kleinen See. Sie kamen nicht hinüber vor Kälte; selbst ihre heiße Liebe konnte sie nicht retten: sie fielen in den Ozean: mein Stock reichte nicht, um ihnen zu helfen.

Ach, die Liebe, die Liebe, sie stirbt im Frost; sie stirbt auch ohne Frost oft, aus Langerweile. Ja, die Liebe. —

Mein Lieblingsdichter, Theodor Storm, singt:

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nicht verarmen,
Und müßt' er sterben fern, allein.
Er fühlte noch die selige Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode ist sie sein.

Welche Luſt doch überfiel mich vorhin draußen, an vergangene Liebeszeiten zu denken. Zeigten mir die aus dem Himmel in den Schlamm fallenden beiden Schmetterlinge den Weg? Was fällt mir ein, daß ich jetzt in meinem Tagebuche wie ein kindiſcher Greis über jene „holden“ Stunden ſchwatzen will? Aber es ſieht ja keiner und wird niemals einer ſehen, was ich dieſen Blättern vertraue, ſelbſt meine alte, unangenehme, von mir gehaßte Haushälterin nicht, die verwittwete Frau Amanda Doſe, geborene Klönhammer. Hol' der Teufel dieſen Drachen. Ich bin feſt überzeugt, ſie möchte mich heute lieber als morgen heiraten. Das fehlte gerade noch. Ich bin ganz ruhig: Mein lieber Freund, der Amtsrichter hat mir verſprochen, eine Stunde nach meinem Tode meine Tagebücher an ſich zu nehmen und ſofort zu verbrennen. Da kann ich ſicher ſein, er hält ſein Wort.

Seit meiner Knabenzeit wohne ich ſchon in dieſem Städtchen. Nur wenige Jahre bin ich abweſend von hier geweſen. Vorſicht in Liebeshändeln iſt in kleinen Orten doppelt geboten; hier gehen wir ſtets im Heuchelhut und mit Tugendmanſchetten umher. Um ſo mehr kann ich mir eine innige Freude nicht verbergen, einige Male die alten Tanten ſo angeführt zu haben, daß nichts gemerkt iſt. Schwer allerdings hat's gehalten, und es bleibt ein Wunder.

Als ich, ein hochgewachſener, ſtämmiger Burſche, ſechzehn Jahre alt war, öffnete ſich an einem Sommerabend — noch war die letzte Tageshelle nicht geſchwunden — die Thür zu meiner Kammer. Eben wollte ich einſchlafen. Ein großes, breitſchulteriges Frauenzimmer, rothaarig, hoch in den Zwanzigern, Dienſtmädchen in meinem elterlichen Hauſe, trat ein und kam mit funkelnden Augen auf mich zu. Es überfiel mich ein Grauſen; ich konnte mich nicht regen. Wollte ſie mich ſchlagen, ermorden? Endlich riß ich mich, ſo zu ſagen, aus mir ſelbſt los. Ich warf ihr meine Schuhe und den Stiefelknecht entgegen. Sie aber wuchtete ſich auf mein Bett; und es war wie ein Kampf auf Leben und Tod, bis ſie mich niederzwang. Das iſt mein erſtes Liebesabenteuer geweſen. Welche furchtbare Gewiſſensangſt habe ich damals überſtehen müſſen.

Bald darauf wurde ich von meinem Vater in die benachbarte Stadt geſchickt, um bei dem Kammerherrn von Kerckberg, dem königlichen Hardesvogt, mich zweckmäßig, als Schreiber, zu beſchäftigen. Der Kammerherr, ein hochnaſiger, kalter Mann, überſah ſeine „jungen Leute“ gänzlich, das heißt: wir waren nur im Dienſt für ihn Menſchen. Nie ſprach er ſonſt ein Wort mit uns.

In die älteſte, ſiebenzehnjährige Tochter des Hauſes, Louiſa, verliebte

ich mich schon am dritten Tage. Von meinem Schreibtisch aus, durchs Fenster, hatte ich sie zuerst gesehen. Sie hantierte im Garten herum. Das Sonnenschirmchen, aufgespannt, ließ sie über die Schulter sorglos zurückbaumeln und blinzelte in die Sonne. Lange dänische Handschuhe zogen sich bis an die Ellenbogen fast.

Erste Liebe! . . . Wir tändeln durch eine Rosenwolke, unbekümmert um die ganze Welt. Wir bedecken heimlich viel tausendmal ein gestohlenes oder überlassenes seidenes Bändchen. Wir schreien, sind wir allein, theatralisch, mit stürmischem Triller wie der Buchfink (— ein unsinniger, blödsinniger Vergleich, gar keiner, und doch schreib' ich ihn hin —), die Arme breitend: o komme, komme. Wir schauen in die Blätter hinauf, sitzen wir in der Laube, und ersehnen, ersehnen sie: Ach, wärest Du nun bei mir. Göthe, der Einzige, ruft:

Blumengruß.

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße Dich viel tausendmal!
Ich habe mich oft gebücket,
Ach, wohl ein tausendmal,
Und ihn ans Herz gedrücket
Wie hunderttausendmal!

Wir schlafen spät ein mit den seligsten Gedanken; wir wachen früh auf mit den seligsten Gedanken. Welch' keuscheste Empfindung im unsäglichsten Glücksweh. All' die Ahnungen. Beobachtungen, unruhige Sicherheit, sichere Unruhe, Hin- und Hererwägungen: bin ich wieder geliebt . . . O -- Zweifel, bis die Gewißheit in einer Stunde, die für uns hat unerträglich lang auf sich warten lassen oder wie ein Sturmwind im Augenblick kam, da ist . . .

In einer Sommermittagsstunde traf ich das Mädchen, die in einem von Knicks eingefriedeten Weg ein sechsjähriges Brüderchen führte. Alles ist mir noch so klar im Gedächtnis: Wir waren allein; kein Mensch zeigte sich in Nähe und Ferne. Als wir stehen blieben, nahm ich, wie gezogen, ihre Rechte; es war wie von selbst. An der Linken hielt sie das Kind. Während sich dieses nach dem Wall drängte, um eine Blume zu brechen, das es begehrte, lag plötzlich die Kleine nach der andern Seite, den Knaben nicht loslassend, purpurrot in meinen Armen. Wir küßten uns . . . Im Wege wurde ein Fuhrwerk sichtbar. Wir trennten uns in voller Angst. Der Lenker des Wagens, der greise Jochen, der nur noch im Leben an seine warme Suppe denken mochte, nahm uns nicht wahr. Ebenso

taub und blind wie sein bejahrter magerer Rotschimmel, was kümmerte ihn ein junges Glück. Die Heimlichkeit der Liebe ist das Köstlichste an ihr.

Ich glaube, der Kammerherr, mit seiner mißtrauischen Spürnase, hatte Verdacht geschöpft: Am nächsten Tage darauf schon eröffnete er mir, ohne Gründe zu nennen, daß ich am andern Morgen abzureisen hätte; mein Vater sei benachrichtigt . . .

Ich habe einmal vor dreißig, vierzig Jahren in Hamburg zwei Bilder gesehen, von denen das eine: „Der Abschied" hieß, das andere: „Die Liebe und ihre Begleitung". Sie machten einen außerordentlichen Eindruck auf mich. Des Namens des Meisters entsinne ich mich nicht mehr; wohl aber erinnere ich mich, bald darauf in den Zeitungen gelesen zu haben, daß der Maler am gebrochenen Herzen gestorben sei, weil ihn die große Menge nicht verstanden, und abscheuliche Glossen, um ihn lächerlich zu machen, über ihn von kleinlichen Beurteilern verbreitet gewesen wären.

Auf „dem Abschied" stand, in Abendstimmung, auf einem Deich ein junges Mädchen und blickte, vornüber geneigt, wie verwirrten Sinnes, einem Manne nach, der, ohne sich umzuschauen, über Muscheln und Sand, durch die Watten einem fernsten Wasserstrich, vielleicht dem ersten Ring der wiederkehrenden Flut, zuschritt. Es war mir, als ich vor dem Ölgemälde stand, als sähe ich ein am ganzen Körper zitterndes Weib, und so kraß war die Trostlosigkeit, die Angst, der Tod im Herzen getroffen, daß ich mich nicht abwenden konnte. Das ganze, ungeheure Leid der Welt schien in diesen Zügen erstarrt zu sein.

Das andere Bild: „Die Liebe und ihre Begleitung", war noch wunderlicher. Auf einer gelbgeäderten Marmorsäule stand oben ein rosiger, kleiner Amor, der dem Beschauer den Pfeil in die Brust schießen will. Rechts neben ihm, auf einem bunten türkischen Teppich, lag, ausgestreckt wie die Sphinx, ein gleichmäßig graues, grauenhaftes Untier mit ganz kahlen Augen; es hatte Ähnlichkeit mit — einem Nashorn. Welche Zielscheibe endloser Witze.

Links neben dem Liebesgott hockte auf einem dürren Ast, hochgereckt, mit den Augen zum erspähenden Raube, ein gänzlich verhungerter, zerzupfter Aasgeier. Rätsel über Rätsel. „Die Liebe und ihre Begleitung?" Aber die „Begleitung?" Sollte sie die Entsagung und die Eifersucht versinnbildlichen?

Ich konnte nicht fortfinden von diesen Bildern. Das Blut stieg mir in die Schläfe, hörte oder las ich die ledernsten Witze. Besonders das Nashorn mußte herhalten. Ach, diese elenden Beurteiler bei uns! Malt oder dichtet einer einmal frisch aus sich heraus: Gleich ducken sie

ihn, weil sie ihn nicht verstehen können. Ihr „Leserkreis“ würde ihnen auch sonst schön „auf's Dach steigen“. Ist's nicht schon genug der furchtbaren Kämpfe, bis ein „Neuer“ endlich sich durchgedrängt hat? Gebt Raum, ihr Herrn! Helft, statt zu ersticken.

Wieder in meiner Vaterstadt angekommen — ich sitze ja noch heute hier — ergab ich mich, zuerst aus Gram, dann aus feurigen, wilden, natürlichen Wünschen, derber Liebeslust. Mit meinen Freunden besuchte ich die Tanzböden auf den umliegenden Dörfern. An diese Zeit denk' ich gern zurück, und ohne Bitterneid, daß sie nicht wiederkommen kann. Aus jenen Tagen begleitet mich ein milder Abglanz meiner Jugend, und bis ans Grab wird er mit mir gehen. Dies Schleichen nach Thür und Fenster, Kammer und Laube, nur um ein paar Stunden ein hübsches, gutmütiges Bauernmädel zu herzen. Wie schlug mein Puls. Wie frisch die Kühle am frühen Morgen auf dem Nachhauseweg! Was lach' ich denn? Fällt mir noch einmal die kleine Grete ein, die der Vater wütend zur Arbeit aus dem Dachstübchen holen wollte. Die Todesangst dabei. Und wie wir bei Sonnenaufgang die Stare schwatzen hörten auf dem Dachfirst neben uns; ihr Nachäffen verschiedener Vogelstimmen, ihr Nachäffen selbst des Hundegebells. Wie haben wir gelacht in glücklichster Ruh. Welche Fülle von köstlicher, natürlicher Lust.

Meine kurze, zweijährige Ehe kommt mir wieder ins Gedächtnis. Ich habe Dich geliebt, wie keine Frau sonst auf Erden, Du stille Agnes. Wärest Du nicht immer so stumm und verschüchtert gewesen: Allmählich kam die Langeweile, die furchtbarste Feindin der Ehe. Der Mann, von der Natur zur Vielweiberei bestimmt, läßt seine Augen über andere Weiber streifen. Ich bin Dir treu geblieben bis ans Ende; aber es fehlte mir die rechte, die gewollte Gelegenheit; die Versuchung trat nicht dazwischen. Da wars denn freilich keine gewaltige Heldenthat von mir.

Die Fortpflanzung ist das Urgeheimnis. Der Trieb dahin ist jedem Menschen mitgegeben. Aber ich glaube fest, wie nichts sich gleich ist, kein Blatt dem andern am selben Baum, wie es überall unzählige Schattierungen giebt, so ist dieser Trieb ungleich bei uns. Der eine hat Fischblut — aber dann soll er nicht den Tugendwächter spielen und den verdammen, dem ein Kügelchen mehr das Blut treibt. Mantegazza, in seiner Physiologie der Liebe, hätte besser den ganz unerträglichen Sittenpredigerton aus seinem Werke herauslassen können.

Wir sollen frei sein; wir sollen uns überwinden können; aber das

„gefleckte Pardeltier“ verfolgt uns unaufhörlich. Der Kampf ist der schwerste. Setzen wir der Bestie — ach, dieser himmlischen Bestie — den Fuß auf den Nacken, dann haben wir gewonnen. Dann sind wir frei und keine Sklaven unserer selbst mehr. Wer hält das Haupt hoch und sagt: Ich bin's!? Wo mag denn der alte Schmöker geblieben sein (— vielleicht hab' ich ihn verschenkt, denn ich brauch' ihn jetzt nicht mehr —), der mir in bösen (— bösen? es war doch die Stimme der Natur —) Stunden als treuer Beschützer zur Seite stand: Das alte Rechenbuch von Albertus Kroymann, Hamburg, 1810, Verlag von Kitzinger und Sohn, mit „hohen Privilegien“. In dessen unglaubliche Langweiligkeit hab' ich dann mit eisernem Willen mich versenkt. Half die Ernüchterung denn immer? — Aber ich schreibe ja lauter „olle Kamellen“ nieder.

Eben erhalte ich ein Schreiben von meinem langjährigen Freunde Theobald, den ich so liebe wegen seiner immer gleichbleibenden Güte, wegen seiner „anständigen“ Gesinnung, wegen seiner Neidlosigkeit, wegen seiner Freundestreue, die nicht nachgelassen hat, wie immer auch mein Schifflein auf den Wellen tanzte. Er dankt mir für mein Geburtstagsgeschenk: Die letzte große Göthe-Ausgabe. Er sagt: „Göthe verstehen wir erst zu würdigen, wenn wir den gleißenden Schein der Kunst überwunden, wenn wir hinter dem Schnürleib der Form den hohlen Gummibausch der Phrase entdeckt haben und zur Mutterbrust der Natur uns zurücksehnen.“ Bei „Göthe“ fällt mir ein, daß ich meine Vorlesung über diesen Gott in unserm Städtchen noch nachtragen muß. Seit dem Abend habe ich das sogenannte „Volk“, gemeiniglich die große Menge genannt, aufgegeben. Ich möchte eine Pflaume gegen hundert Pfund Gold wetten, daß, fünfzig Millionen Deutsche angenommen, fünftausend von uns Freude, ich sage nicht Verständnis, an unserm größten Dichter haben. Mehr nicht.

Ach, jener Abend! Es galt den Überschwemmten. „Der Wohlthätigkeit sind keine Schranken gesetzt“, wie die bekannte Redensart lautet.

Es war das ganze Städtchen im großen Saale von „Stadt Hamburg“ versammelt. Da saß die geizige Frau Schlachtermeister Jansen: Bei jeder Gelegenheit, die wir Wüstenhammer im großen Saale von „Stadt Hamburg“ zusammen sind, eskamotiert (das Fremdwort ärgert mich, aber es ist hier zu bezeichnend —) sie das bestellte Stück (— die ganze Stadt weiß es und beobachtet sie deshalb fortwährend —) Kuchen, mit dem sie indessen gespielt hat wie die Katze mit der Maus, am Schluß des „Vergnügens“ in ihr Taschentuch, um es am nächsten Morgen beim

Kaffee zu verzehren; da saß mein riesiger, gutherziger Barbier Hans Holm: Dreißig Jahre hat er mir die Stoppeln genommen, und ich glaube, ganz vergnüglich sich aus diesen Stoppeln sein jetziges Haus gekauft; wunderbarerweise wird der Dickwanst von uns seit unvordenklichen Zeiten „Melodie“ genannt. Da saß ferner . . . nun alle Wüstenhammer waren erschienen.

Ich hatte zum Vortragen gewählt: „Christel“, „Rettung“, „Morgenklagen“, „Der Gott und die Bajadere“, „Mahomets Gesang“, „Die schöne Nacht“, „Brautnacht“, Willkommen und Abschied“, „Mailied“, „Rastlose Liebe“.

Absichtlich nahm ich diese Lieder, um einmal den Abderiten zu zeigen, was Frische, Natur, Natürlichkeit, jubelndes, jauchzendes Herz sei. Aber alles blieb still; allmählich fingen die Leute an den Tischen an, zu tuscheln: sie langweilten sich. Nach dem Gedicht „Brautnacht“ erhob sich Frau Hofprediger Möllermüller mit ihren beiden hübschen Töchtern und verließ in absichtlicher Augenfälligkeit den Saal. Wie ich am andern Morgen hörte — nicht allein, daß die Frau Hofprediger dieser Meinung gewesen — von Gevatter Schuster und Schneider: Göthe sei der unsittlichste Mensch.

Als ich auf meinem Pulte merkte, daß die prächtigen Lieder nicht „zogen“, daß sie den Anwesenden auch unverstanden blieben, schlug ich den Himmlischen zu mit Wut im Herzen, mit Lächeln auf den Lippen. Dann nahm ich — für den Fall von mir bereit gehalten — die „Werke“ der bei unseren Deutschen, insonderheit unseren Damen so beliebten „Dichter“ Hütchen, Tütchen und Nütchen her und las aus ihnen.

Und las mit Wut auf den Lippen und Lächeln im Herzen diesen saftlosen, blutleeren Blödsinn. Wir Deutschen liebten von jeher das Abstrakte. Jedes ins Zeug gehende, aus der Wirklichkeit hinübergenommen, jedes wahre Gedicht ist uns bekanntlich ein Greuel. Abstrakta, Abstrakta!

Und hört, hört! Nachdem ich aus den „Werken“ der berühmten Dichter Hütchen, Tütchen und Nütchen geendet, brach ein Händeklatschen los, daß die Wände zitterten.

Dann folgte das in jeder deutschen Kleinstadt unvermeidliche Kränzchen und Tänzchen.

Ach, ich bin es satt . . .

Eine Stunde später.

War es nicht heute wieder, als ich an der Mergelgrube stand, daß ich beinahe den letzten Schritt gethan, um für immer befreit zu sein von

dem langweiligen Leben, das zu führen ich gezwungen bin seit so langer Zeit. Dies ewige Whistspielen mit denselben Bekannten; den Apotheker dabei unaufhörlich zu hören: „Trefflich schön singt unser Pfarrer", „Karauschen mit Maibutter", „Herzlich gern, sagt meine liebe Doris". Tagein, tagaus dieselben dienstlichen Arbeiten, dasselbe Essen, dieselben Menschen, dasselbe Bier, dieselben Spaziergänge, dieselben abgedroschenen Späße und Geschichten in der Kneipe. Auch die Bücher, meine Dichter, meine Geschichtsschreiber helfen mir nicht mehr über den Tag: ich habe hier ja Keinen, mit denen ich mich über sie aussprechen, mit denen ich Gedanken tauschen könnte. Immer nur dieselbe Öde einer kleinen Stadt. Ich glaube, ich bin schon völlig verkommen und vertiert. Mit derselben Neugierde und Bosheit höre und erzähle ich von dem lieben Nachbarn, wie meine Mitbürger; mit demselben Hochmut schaue ich auf jeden herab, der fremd ins Thor tritt, wie meine Mitbürger.

Es ist übergenug. Und ging ich heute nicht zur Ruhe in meiner Mergelgrube, dann ist es morgen noch Zeit oder wenn die Stunde kommt. Nichts höre ich mehr von den lieben Menschen. Kein Apotheker ruft mehr: „Herzlich gern, sagt meine liebe Doris"; die deutsche Litteratur ärgert mich nicht mehr, alle die „berühmten" Dichter Hütchen, Tütchen, Nütchen . . .

Ob ich jetzt, die Nacht ist hell, noch einmal hinauswandere? Oft in stillen Sommermitternächten lag ich dort, den Kopf an den großen Wanderstein gelehnt. Wie unendlich ruhig alles um mich dann: Ganz, ganz fern nur hörte ich um ein Uhr zwei Minuten den Nachtschnellzug rasseln; es sind fast drei Meilen bis zu den Schienen. Zuweilen ist das Geräusch deutlicher: wenn er über Brücken, über festere Erdschichten rollt; zuweilen verschwindet es, um noch einmal, nach Minuten, wieder zu kommen in unendlicher Weite — und dann wird die Ruhe nicht mehr unterbrochen. Nur die Quellen höre ich noch unter mir, geheimnisvoll. Im vergangenen Jahr, als ich zum letzten Mal dort Nachts mich aufhielt, schien der Vollmond. Als ich mich dem Plätzchen näherte, fand ich, wie den Hund sitzend, Freund Reineke auf dem Wanderstein. Es mochte nach dem heißen Tage ihm eine kühle Ruhestatt gedäucht haben. Der schlaue Kerl, sicher wissend, daß ich ohne Gewehr kam, ließ mich bis auf zwanzig Schritt heran, mit auf die Seite gelegtem Haupt; ganz sanft sprang er hinunter und schnürte gemächlich, die Lunte schleifend, ins Feld. Wie Silber glänzte im Mondlicht sein rotgelber Pelz.

Den 27. Mai.

Heute früh fünf Uhr wurde ich geweckt. Ein reitender Bote aus Belixdorf brachte die Nachricht, daß sich der dortige Bürgermeister totgeschossen habe. Um sieben saß ich im Wagen, um hinzufahren. Seit zwei Tagen war plötzlich eine ungemein starke Hitze eingetreten. Der Wechsel in meiner Heimat vollzieht sich oft in Stunden.

Der schönste Sommermorgen umgab mich. Mit einem Male schien alles emporgeschossen zu sein. Über alle Hecken hatte die weiße Blüte des Schlehdorns eine feine Spitzendecke gelegt. Butterblumen, Stiefmütterchen, Steinbrecht drängten sich um die Wette. Das gelbe Jakobskreuzkraut, das sonst viel später kommt, sah ich schon. Der Faulbaum und die Ahlbeere und der Nußstrauch — alles, alles schenkte sich der Sonne. Zu meiner Verwunderung, steht und fällt es doch mit der Osterblume, sah ich vielfach den weißen, sehr fein lilageäderten fünfzipfeligen Kelch des Sauerklees. Ein denkbar zarteres Hellgrün als das Dreiblatt dieser Blume kenne ich nicht.

Bei Hasenkrug auf der Höhe, wo sich beim Ausgang aus dem Buchenbusch der Weg in die Ebene senkt, ließ ich halten. Zu allen Jahreszeiten ist mir der Blick lieb geworden. Über die unabsehbare Niederung glitt mein Auge. In der glänzenden Morgensonne blinkte und blitzte alles. Scharf traten die Gräben zwischen den Wiesen heraus, wie ein Netz. Die ganze Gegend war durch weidendes Vieh belebt. In der Mitte dieser ausgedehnten grünen Marschen liegt Grashof, des Vogtes Haus. Mächtige Eschen, so weit zu sehen ist: die einzigen Bäume, umrauschen es. Der Herdrauch zieht aus dem Häuschen. Von überall her, dumpf und laut, nah und fern, oft ausgestoßen wie in Todesangst, klang das Gebrüll der Stiere und Kühe. Der Kibitz rief dazwischen. Ein kalter Hauch, wie aus Sümpfen und Mooren, den der Wind auf die Flügel genommen, zog in fast sichtbaren Nebelstreifen an mir vorüber. Dann wieder gleißte alles im Funkelgolde der Sonne.

Ich fuhr weiter. Schon von weitem konnte ich in das Dorf hineinsehen. Es geschah dort dasselbe wie überall auf Erden, wenn in kleinen Orten ein Geschehnis gewesen ist: die Jungen standen umher; alte Weiber redeten eifrig; ein durchs Dorf just fahrender Wagen ließ die Pferde stoppen: der Insasse beugte sich über den Rand und fragte einen Vorübergehenden. Der Gendarm und mein Schreiber, den ich vorgesandt hatte, standen mit ernsten Mienen vor der Thür des Trauerhauses. In diesem waren zwei Fenster verhängt: der Erblaßte lag dort. „De Hardsvogt kummt," beobachtete ich an der Bewegung, als meine Pferde einbogen.

Der Gemeindevorsteher Klaus Tietge, der sich nun freiwillig des atmenden Lebens begeben hatte, und ich kannten uns lange. Ich schätzte ihn sehr hoch: ernst, ein wenig finster, trocken, ruhig vorwärts schreitend: ich bin einmal so, hatte er seine und seines kleinen Staates Angelegenheiten stets in bester Ordnung. In seiner Familie herrschte er als Patriarch. Was er dort wünschte, geschah; und es geschah gern. Es schien mir unerfindlich, daß gerade er, der auch durch seinen Fleiß und seine Klugheit ein für seine Verhältnisse beträchtliches Vermögen sich erworben, in den dunklen Strom aus freien Stücken sich getaucht. Ich kannte seinen frommen Sinn, seine hohe Achtung für die Kirche und ihre Diener; wie er sein Gesinde, ohne zu übertreiben, zu christlicher Zucht leitete.

Im Hause wurde ich von der Frau und einigen Männern empfangen. Im Hinaufgehen ins Zimmer, wo der Erkaltete lag, bemerkte ich eine Tochter verzweifelt schluchzen; immer wieder hörte ich sie klagen: „Vadder doch, min Vadder doch."

Aus dem Raume, wo sie den Toten aufs Bett gelegt hatten, entfernte ich unter einem Vorwande die Menschen. Ich blieb allein zurück. Der Selbstmörder, der sich gut ins Herz getroffen hatte, lag wie lebend da. Die finsteren Züge waren dieselben geblieben, nur die sonst immer festgekniffenen Lippen standen offen, so daß ich den Gaumen sehen konnte. Dadurch bekam das Gesicht etwas Dummes, Unbehülfliches.

Ich bog mich zur Leiche nieder und fragte ihn, als wenn er lebend vor mir stünde: „Tietge, weshalb haben Sie sich erschossen?" Als Antwort hörte ich auf der Straße eine keifende Stimme: „Swinemöter kummt uk all" (Der Schweinefesthalter kommt auch an) (möten = halten). Die liebe Jugend hatte dem Alten diesen Namen beigelegt, und nun nannten ihn alle so: seiner äußerst krummen O-Beine halber, mit denen er, wie eben behauptet wurde, durch diese durchlaufende Schweine festkneifen konnte.

In diesem Augenblick brachte mir mein Schreiber mit tiefgeheimnisvoller Miene einen Zettel, der bei dem Verblichenen gefunden sei. Ich nahm ihn an mich und las: „Ick much ni mehr" („Ich mochte nicht mehr; ich hatte keine Lust mehr zu leben"). Bei jedem andern wäre mir dieser Grund verständlich gewesen. Hier blieb er mir ein Rätsel.

Als mein Schreiber sich entfernt hatte, blickte ich dem Toten wieder ins Gesicht. Plötzlich sah ich, wie eine unserer gewöhnlichen, kleinen Hausspinnen von der Decke mit fast wagerechten Beinchen herunterspann, gerade auf das Gesicht des Toten zu. Mich überfiel eine Art Platzangst: ich sah, wie das Spinnlein unmittelbar zwischen den offen stehenden Lippen

in den Mund hinein wollte. Ich ermannte mich endlich und nahm sie mit den Fingern kurz vor dem geöffneten Schlund fort . . .

Unten traf ich um die streng aussehende Wittwe, die ihre bebenden Gefühle nicht verraten wollte, die Trost- und Heulweiber. Trotzdem verschwanden die Süßigkeiten von einem Kuchenteller, den sie wie die Wagenschieber herumschoben auf dem Tisch, mit großer Schnelligkeit.

Meinen Schreiber zurücklassend, „um nunmehr das Weitere zu veranlassen", wie es in der gräßlichen Amtsstubensprache heißt, gab ich dem Kutscher, dessen Mund ewig aufgesperrt ist (— wahrscheinlich lebt er nur vom Ostwind —), das Zeichen zum Abfahren. Ein Glas eiskalten Rotweines, mir an den Schlag gebracht, wies ich, innerlich schaudernd, dankbar zurück. Um acht Uhr morgens das den Bauern verkaufte rote Gift, fürchterlich kalt, zu trinken, bin ich immer außer Stande gewesen.

Es ist mir von jeher ein Unbegreifliches gewesen, daß sich plötzlich, gänzlich unvermittelt, Frauengestalten wieder in meinem „Busen" (— wie die Dichter sagen; mir ein widerwärtiges Wort —) regen, die ich lange, lange vergessen hatte. Das Leben eines jeden Mannes besitzt ein Stammbuch im Herzen, das allerlei schwarze, braune, blonde Köpfe und Zöpfe enthält; ein wirkliches Stammbuch mit Locken, außerordentlich schönen Versen und der ergebensten Freundschaftsbetheuerung ist dies nun just nicht. Und es wird selten aufgeschlagen.

Ich finde es zum mindesten wunderbar, daß vor mir, etwa beim Anzünden eines Lichtes oder in einem langweiligen Dienstgespräch oder wenn ich die Karten mische oder was es immer ist, ein Wesen im Augenblick gezaubert steht, das ich längst ins Grab gesenkt. Dann muß ich einige Tage mit diesem Gedanken umhergehen. Das quält mich. Mit oft leidenschaftlichen Gluten, die nicht zu stillen sind, weil das Mädel längst gestorben, verheiratet, grau geworden, vielleicht verkommen ist, gehe ich in diesen Tagen umher. Immer liegt sie mir im Gedächtnis, wo ich gehe und stehe. Allmählich endlich — nie länger wie acht Tage dauert dieser Zustand — verblaßt das Bild und verschwindet und zerfließt.

Heute aber habe ich den Zusammenhang unmittelbar gespürt.

Als ich aus der Niederung im steigenden Wege, in den Buchenbusch bei Hasenkrug auf der Höhe einbiegen wollte, sah ich mich noch einmal um, der Niederung Lebewohl zu sagen. Ich entdeckte dabei nicht weit von meinem Wagen auf der Wiese einen Storch, dessen sonst weiße Flügel grau vor Schmutz erschienen. Der Gute hatte sich wahrscheinlich im tief-

sten Sumpfland herumgetrieben und suchte sich nun zu trocknen. Einmal streckte er den rechten Ständer aus und breitete dann über diesen die rechte Schwinge. Ich mußte lachen, er hing sie wie über eine Zeugleine. Da, während ich den Storch betrachte, schießt mir das Bild eines Reihers durch den Kopf: und ein prächtiges Bild war es!:

Es war mir gemeldet, daß die bei uns nicht häufig vorkommende Brandente in den Pöhenberger See eingefallen sei. Der lag in meinem Jagdbereich. Als eifriger Jäger war ich schon am andern Morgen — der Juli ging zu Ende — um drei Uhr „auf den Beinen". Außer meiner alten Hündin begleitete mich Fatinga, die zierliche, schlanke Dirn. Sie wollte gern den Jagdtag mit mir durchleben.

Um vier Uhr standen wir am See. Der Nebel braute, hob sich, senkte sich, zog hin und her: zuweilen die schwarzen, kurzen Wellen auf einem Streifen des Wassers zeigend, verhüllte das andere Ufer, ließ es nach Minuten wieder frei. Kurz, es war sein Kampf mit dem Tagesgestirn.

Wir Drei standen, die Hündin ab und zu vor Kälte zitternd, mir dicht vor den Knieen, von Schilf geborgen, am Strand. Es war empfindlich kalt. Während wir schweigend in den Dunst sahen, brach dicht neben uns ein Fischreiher, der sich bis dahin aus Politik still gehalten haben mochte, nun aber doch der Gefahr besser durch seinen Abflug zu entrinnen glaubte, aus dem Rohr. Es war ein wundervoller Anblick. Der herrliche Vogel, erst einige Seiltänzersprünge machend, um Luft unter den Flunk zu fassen, ging dann in die Höhe. Wir konnten von den nebelfeuchten Flügeln, die den Aufstieg dadurch erschwerten, die Tropfen fallen sehen. Bald war er im dichten, alle Aussicht verbergenden Rieselregen verschwunden. Meine Hündin gab mir ein vorwurfsvolles Auge, daß ich das Gewehr nicht an die Backe gerissen. Fatinga, erschreckt durch das klatschende Geräusch, hatte mich schnell, ängstlich umfaßt. Und so starrten wir drei dem mächtigen Wolkenbesucher nach . . .

Und von diesem Reiher kettete sich mein Gedankengang zu Fatinga, und in der nächsten Sekunde überfiel mich eine geradezu wütende Sehnsucht nach Fatinga, und ich rief meinem, noch immer den Ostwind verschluckenden Kutscher: nach Joachimsquell.

Die kleine Waldschenke Joachimsquell lag nur eine Viertelstunde vom Wege entfernt. Nach Joachimsquell! Ich muß die Stelle wiedersehen, wo ich so glücklich gewesen bin vor — dreißig Jahren. Und dreißig volle Jahre hatte ich nicht an Fatinga gedacht. Es ist mir, als wenn ich nicht in einem Tagebuche schreibe; es ist mir, als wenn ich, in meiner ungeheuren Einsamkeit, einem Freunde gegenübersitze, um ihm zu erzählen.

Fatinga nannte ich sie in meiner damaligen romantischen Stimmung. Sie hieß eigentlich Annchen Silbersack. Allerdings könnte ich mich in diesem Namen irren wie auch darin, daß ich nicht recht mehr weiß, ob sie die Tochter unseres Nachtwächters gewesen ist oder eines Gefängniswärters. Auch entsinne ich mich nicht, wie wir uns kennen lernten.

Die Waldschenke gehörte damals wie heute Marcs Hamann. Ich hatte diesem jener Zeit einmal dadurch einen kleinen Dienst erwiesen, daß eine für ihn von mir verfaßte Bittschrift höheren Ortes auf guten Boden gefallen war. Der Mann wollte mir durchaus seinen Dank bezeugen. Aber ich wies ihn lachend ab. Eines Tages doch fuhr ich zu ihm, der sich eben verheiratet und das Haus schon im Walde gekauft hatte, hinaus und sagte ihm: „Nun können Sie mir einen Gegenbeweis geben. Sie sollen mich und meine kleine Frau acht Tage so beherbergen, daß wir von keiner Seite belästigt werden.“ Und richtig, es machte sich vortrefflich. Allen alten Tanten meines Nestes zum Trotz ist das Geheimnis gewahrt worden.

Die Schenke war aus einem dort stehenden verfallenden Jagdschlößchen gebaut. Stille, verwilderte, verlassene Gärten liebe ich. Hier fand ich einen.

In diesem Häuschen, in diesem Garten, von verschwiegenen Menschen beschützt, durchlebte ich den kleinen Roman. Ein heißer Augustmonat ging mit uns. Überall, wo der Wald, ja, selbst der vergessene Garten die Haide zuließ, blüte diese.

Eines Tages saßen wir auf einer steinernen Bank vor einer mit hohem Gras versteckten, eingesunkenen Urne. Der Südwind wehte schwül. Er neigte die weißen Doldenblümchen der Schafgarbe, die hier um uns zahlreich sich eingenistet hatte. Die Heuschrecken zirpten nah und fern. Fliegen, in buntesten Farben, schwirrten, standen in der Luft.

Plötzlich eilte ein Käferchen auf den Fuß Fatingas zu. Sie trat ihn tot. Ich war empört und verwies, äußerst heftig werdend, es ihr ernstlich. Da zuckten die Lippen ihr, Thränen stürzten hervor, und schluchzend warf sie sich an meine Brust, immer wiederholend: Ich hab' Dir wehe gethan. Nie hörte ich so weinen. Das kam aus dem innersten Innern heraus. Ich erinnere mich, daß es mir eine süße Grausamkeit bereitete, sie so schluchzen zu hören. Ich beugte mich über sie. Das Schluchzen gab ihr Herz. Ich hielt sie in meinen Armen wie ein bereuendes Kind. Dann beruhigte ich ihren leidenschaftlichen Schmerz. Ach, ein Menschenherz liebte mich . . . Während ich ihr gute, freundliche Worte gab, bemerkte ich, wie sie mich verstohlen beobachtete, von unten auf, nicht

das Köpfchen, nur die Augen hebend. Endlich hob ich sie hoch, wie eine glückliche Mutter ihr Kind zeigt, und ein erstes Lächeln, noch unter Thränen, sonnte schüchtern mir entgegen . . .

Im Waldhäuschen, wo mein Ostwind verschluckender Kutscher indessen ein Dutzend schwerer schleswig-holsteiner Buchweizenklöße gegessen, hatte ich mit dem gleich mir längst ergrauten Marcs Hamann den Garten und die Räume besucht, wo ich einst so glückliche Stunden verlebt habe. Merkwürdig, als ich wieder den Wagen bestiegen, schienen alle Erinnerungen an Fatinga verflogen. Ich war wie befreit.

Es war heißer Mittag geworden. Alle Vögel schwiegen. Nur die Goldammer sang ihr zweitönig Liedchen in allen Knicks. Oft habe ich gedacht: verdankt Beethoven unbewußt den Anfang seiner Dritten vielleicht diesem Vögelchen? „Das Anklopfen an die Schicksalsthür"? . . . Beethoven! und das ist mir noch wie ein Verbindungszeichen mit dem Himmel: woher kommt der Genius! Weshalb unter Millionen und aber Millionen immer nur Einer! Eine Erinnerung von einer schöneren Welt? Beethoven, der so viel grübelte, dem aus vielen unscheinbaren Einfällen, von denen uns manche erhalten, die er flüchtig hingeschrieben, ganz allmählich die großen Werke wuchsen. Und welch' ein Unterschied andererseits mit dem Götterssohn Mozart. Hier ist keine Spur von Arbeit, er hat kaum Zeit zu schreiben, so drängen die Gedanken. Alles fließt bei ihm in unglaublicher Schöne. Aber Beethoven und Mozart sind es nicht, die das in mir wach rufen wie Johann Sebastian Bach und Robert Schumann. Und namentlich dieser, ob ich ihn höre oder spiele, bringt mir unerklärliche Stimmen und Stimmungen. Wie das alles geheimnisvoll ist. Ja, der Genius, und ich kann diese Vorstellung Zeit meines Lebens nicht verwinden — der Genius ist noch von einer andern Welt auf diese klägliche Erde mitgeflogen. Der Genius! Und immer nur unter vielen Millionen Menschen einer! Von allen Genies steht mir in der ganzen Weltgeschichte der große Kurfürst, „mit der Stirn des Zeus", (— Kleist hat ihn uns in Gold gefaßt —) am Höchsten. Es war so viel sittlicher Gehalt in ihm. Der große Kurfürst war ein gläubiger Christ. Und welch' ein Unterschied mit dem zweiten Genie auf Preußens Thron, mit dem großen Gottesleugner Friedrich. Der Einsame. Welche Riesen!

Ich kam auf meiner Fahrt immer mehr ins Denken hinein. Und es löste sich aus diesem wie ein klarer Punkt der eherne Wappenspruch eines

uralten, berühmten deutschen Adelsgeschlechtes: Chacun a bien à faire du Sien. Ich mag ihn übersetzen wie ich will, immer schält der Kern heraus: Ich bin, ich lebe! Ich habe das Recht wie jeder, zu atmen, zu kämpfen, zu genießen. Unser Leben ist kurz. Zum Teufel mit der Zagerei. Kein Narr will ich sein. Jeder lebe nur so gut wie irgend möglich.

Ach, unser Leben! Welchen Zweck hat es! Wie unzählig ist die Frage den Sternen von uns zugerufen. Und niemals kam die Antwort, kam ein Zeichen.

Früher rang ich mit Gott, und oft, oft hab' ich den Spruch geschrieen, der mir in der Bibel zuhöchst steht: „Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben." Wenn ich meinen Freund, den Seelsorger, den treuen, lieben Hermann — wie herzlich war er doch das letzte Mal in Hornerkirchen; das sind auch wieder zwei Jahre schon her — hier hätte, dessen Worte mich immer so trösten, vielleicht, vielleicht . . .

Und ich versank und brütete . . . In Wrist fuhren wir bei Hans Harder vorbei. Und wie vor dreißig Jahren ging hier im Göpelwerk, die alte Schindmähre mit einem abgerissenen Ellernzweig schwach treibend, der neunzigjährige Kaspar-Ohm. Ich ließ halten. „Na, wo geit't, Kaspar-Ohm?" ‚Ümmer 'rüm, ümmer 'rüm (herum), Herr Hard'svogt.' Und ich mußte mir im Nachhauseweg oft wiederholen: „Ümmer 'rüm, ümmer 'rüm — in der alten traurigen Tretmühle . . . Wer kann das aushalten" . . .

Der Vollmond steigt eben über Stellau auf: groß, pratschig, gelangweilt. Ich will heute Abend mein Lehmloch besuchen. Es war in einer Nacht, auch im Mai, vor langen Jahren, als ich auf dem großen Stein nicht den Fuchs sah; meine Sinne verwirrten sich damals; erst der frühe Tau brachte mir wieder das Bewußtsein. Der Mond beschien die Mergelgrube und den gelben Huflattich, der dort in großer Menge wächst. Es gab eine rätselhafte Landschaft: der gelbe Mond auf dem gelben Huflattich. Ist das ein Fleckchen, wie es auf dem Uranus vielleicht sich zeigt? Und ich hatte mir kaum die Frage gethan, als es um mich rauschte, wie wenn ein Flug Tauben nah über meinem Kopfe eine Schwenkung gemacht habe, und — o Grausen — auf dem Riesenstein lag ein Ungeheuer, ein Drachen, ein Tier, ein Etwas, das ich nie auf unserem Planeten gesehen. Ich trat entsetzt zurück, aber im Rückwärtstreten behielt ich es im Auge: es leckte sich wie ein Hund, wie eine Katze die ausgestreckt liegende rechte Pfote. Eine blaue Phosphorscheibe umrahmte den Kopf des Untiers . . . Dann rührte es sich bald nicht mehr; seine großen, kahlen, leeren Augen

glotzten mich an, wie in Hamburg auf jenem Bilde die Augen des Nashorns. Und wie der Satan vor dem Kreuz, das ihm entgegen getragen wird, ging ich zurück, den linken Ärmel vor den Augen, unter ihm hinschielend nach der Erscheinung. Da hörte ich, aus unermeßlicher Weite, Robert Schumanns „Aufschwung". Es klang ganz leise; aber nun hier, nun dort, langsam schwellend; und es war kein Durcheinander, immer trat scharf die unvergleichlich wundervolle, herzentlastende Melodie hervor. Ich spiele das Stückchen oft, und dann mit jener stürmischen Leidenschaft, wie es gespielt werden muß. Noch heute Morgen, ehe ich in den Wagen stieg, ließ ich es über die Tasten jagen.

Und lauter und lauter klang es, und brausender und brausender von allen Seiten. Und ich ließ den Arm fallen von der Stirn und hob den Kopf und mit festem Schritt trat ich auf den Stein zu. Je näher ich kam, je mehr verwandelte sich das seltsame grause Tier in eine hohe Lichtgestalt und endlich, als ich ganz in der Nähe, erblickte ich einen Engel, genau in der Vorstellung, wie wir sie als Kinder haben. Die weiße, ebenmäßig gebaute Gestalt stand im blauen Schein. Und es war dieselbe dämmerige Färbung der Landschaft: der gelbe Mond auf dem gelben Huflattich und alles das übergossen von dem blauen Schein.

Noch immer jubelte die Musik. Und mein Herz war mutig. Und ich redete den Engel an. Unser Gespräch ähnelte einem Verhör zwischen dem Beamten und dem auf das Dienstzimmer Hinbestellten. In demselben trocknen, lebenstoten Ton.

„Wer bist du?"

Ein Geschöpf der Welt.

„Wo ist dein Wohnsitz?"

Auf dem Uranus.

„Weshalb stehst du hier?"

Du riefest mich.

„Sehen auf dem Uranus die Geschöpfe so aus wie du?"

Nein. Ich gab mir die Gestalt, die deiner Vorstellungskraft möglich ist. Würdest du hier ein Geschöpf des Uranus erblicken, schlüge dich auf der Stelle der Wahnsinn.

„Alles ist anders wie bei uns?"

Ja und nein.

„Was soll die Antwort? Du sprichst ja wie ein deutscher Professor."

Auf dem Uranus wie auf allen Sonnen und Planeten sind die Grundstoffe dieselben. Den Stein, auf dem ich stehe, findest du auch auf dem Uranus.

„Giebt es bei euch auch Drahtzieher, Kesselflicker, Dichter, Bäcker und andere Handwerker wie bei uns in Deutschland?"

Die Dichter sind bei uns Künstler.

„Und dürfen sie schreiben, wie sie wollen? Und sind, wie in Deutschland, nicht gezwungen, nur für die Kinderstube ihre Sächelchen herzurichten?"

Sie dürfen sich ausleben bei uns.

„Habt ihr Frieden, den ewigen Frieden bei euch?" (‚Aufschwung' schien ersterben zu wollen).

Es ist dieselbe ewige, große Schlacht wie bei euch, wie in der ganzen Welt.

„Betet ihr zu Gott?"

Wir beten zur Sonne, zu unserer Mutter, die auch deine Erde geboren hat. Wir Planeten sind Geschwister.

„Wer ist unser Erzeuger?"

Eine andere Sonne. Die beiden Sonnen trafen sich. Der Vater zerschellte. Die Kinder sind wir.

„Also Kampf und Blut auch bei euch?"

Ich sagte es dir schon.

„Hat euer Blut rote Farbe?"

Du könntest es nicht begreifen, wenn ich dir darauf Antwort geben würde. Du würdest sofort wahnsinnig. Ich spreche mit dir, als wäre ich ein Erdenbruder von dir.

„Löse mir das Rätsel der Welt."

Es ist kein Rätsel. Alles war, alles ist, alles wird ewig sein im immerwährenden Wechsel, im Aufgang und Niedergang, im Geborenwerden, im Wachsen, Abnehmen, Sterben.

„Die letzte Frage (— und ich sah dem Engel klar in das schöne, regelmäßige, etwas hochmütige Gesicht —): wird unser Geist befreit, wenn die Schatten des Todes uns umrauschen; wenn wir der irdischen Qualen und Greuel entbunden werden, schweben wir dann nach seligen Inseln?" (‚Aufschwung' war gänzlich erstorben; lautlos ging die Welt).

Statt der Antwort verwandelte sich langsam — es knisterte — der Engel in die Gestalt der Sphinx mit der altbekannten, elephantenohrlappigen, dumpf-dummbrummigen, schläfrigen, unempfänglich-unempfindlich gleichgültigen, kindisch schweigenden Fratze. Und eine ungeheure Stille umgab mich. Ich schlug zu Boden und verlor das Bewußtsein. Wie ein letztes Geräusch klang mit das ferne Gerassel des Nachtschnellzuges . . .

Ich will meine Mergelgrube besuchen . . .

(Aus einer Grabrede.)

„Friede sei mit uns allen. Der Friede in Gott.

Der Prediger Ihrer anmutig gelegenen kleinen Stadt, mein Amtsbruder, verehrte Leidtragende, hat mir gütig gestattet, meinem lieben Freunde, der hier vor uns im Sarge ruht, das letzte Wort nachrufen zu dürfen.

In einem Anfall tiefer Schwermut, der sich bei ihm zeitweise, wie Ihnen allen bekannt, zum Wahnsinn steigerte, hat er sein Ende gefunden an einem verlassenen Orte zwischen stillen Feldern.

Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben!

Das war sein Lieblingsspruch aus der Bibel.

Wie kaum ein anderer Mensch je, hat er gerungen nach Erkenntnis, hat er geschrieen zu seinem Gott, hat er unablässig in seinem Innenleben gekämpft. Er war ein einsamer Mann. Sein reiches Wissen hat ihm nur die Unruhe vermehrt, die ihn unaufhörlich quälte.

Wir Menschen, und insbesondere wir Seelsorger sind nicht berufen, am offenen Grabe zu richten.

Wie hat er die Natur geliebt! Und an diesem friedlichen Frühlingstage heute vergißt sie ihn nicht: die Bienen summen, wie zum Abschied, in den Kränzen auf seinem Sarge, und die Schmetterlinge gaukeln über ihnen . . . wie zum Abschiede —

Nein, verehrte Versammelte, kein Abschied ist es — es giebt ein Wiedersehn.

Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben.

— — — — — — — — — — — — — —

Gott ist die Liebe.

Nun, Du Theurer, bist Du angekommen an des Gewaltigen Thron. Atemlos vom Wettspiel des Lebens, keuchend, stehst Du vor ihm. Er aber, der uns ins tiefste Herz sieht, öffnet Dir die Vaterarme und sanft, sanft zieht er Dich an sich: „Du warst ein Mensch; nun ruhe aus bei mir."

Gott ist die Allmacht. Schreitet sein Fuß über die Erde, streift sein Mantelsaum den Uranus.

Gott ist die Güte.

Der Du jetzt Dich birgst an seiner Brust wie ein verlaufen gewesenes Kind, Dir legt er milde die Hand auf Dein Haar und flüstert: „All Leid hat nun ein End'. Was Du geirrt, ich strafe Dich nicht: Du warst ein Mensch."

Ja, verehrte Anwesende. Zu Gott wollen wir aufblicken, alles ihm vertrauen — an ihn glauben. Aus den Schrecknissen und Wirrnissen und Widersprüchen des Lebens — er allein hilft uns heraus . . .

Schlaf wohl, Du treuer Freund. Es giebt ein Wiedersehn.

Der Friede ist mit Dir. Der Friede sei mit uns. Der Friede in Gott.

Im Atelier.

Impressionistische Skizze von M. G. Conrad.

(München.)

Vor vierzehn Tagen war der Bildhauer Achter nach Amerika abgereist. Max v. Dalling und die schwarze Julia erwarteten stündlich die Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in der neuen Welt. Denn so hatte die Verabredung gelautet: Wir stürzen uns nicht in kostspielige Schreibereien, noch weniger setzen wir die Aktionäre der transatlantischen Kabelgesellschaft in Nahrung, aber bei jedem neuen Glückesschritt unseres Lebens senden wir uns im Geiste freundschaftlichen Gruß und einen Kartenbericht von telegrammatischer Kürze; jeder sucht seinen Weg, bis uns der Zufall auf dieser tollen Erdkugel wieder zusammenführt.

„Wir mögen es noch so klug und vorsichtig anpacken und noch so viel Geld daran wenden," pflegte Dalling seine Philosophie zusammenzufassen, „das Leben bleibt immer ein verwünschtes Experiment von zweifelhaftem Ausgang. Es spielen übermächtige, rätselhafte Kräfte mit, denen der beste Wille nicht immer gewachsen ist. Sei's drum!"

„Aber a — Geld muß der Mensch habe!" fiel dann jedesmal der resolute Achter in seinem breiten bayerisch-schwäbischen Dialekte ein. „Und a Temperament und a Leidenschaft und a Paar Fäust'!" Dabei strupfte er die Ärmel zurück bis an den Ellbogen, daß das enganschließende Jägersche Wollhemd sichtbar wurde, und machte mit den Fäusten eine kreisende Gelenkbewegung vor der Brust, als ob er einen Anlauf zum Vorstoß gegen einen unsichtbaren Gegner nehmen wollte. Er warf den dicken Kopf mit den aschblonden Locken zurück, und aus seinen stahlblauen Augen blitzte

ebensoviel Gutmütigkeit wie entschlossener Kämpfersinn. Dann strich er sich mit beiden Händen den langen, gelblichen Schnurrbart gegen die Habichtsnase hinauf und rief mit drolliger Schwermut im Tonfall: „O mei', Freunderl, es is halt nix. Wer koa Geld hat, is a Lump."

Oder: „Drei'schlaga möcht' man in all' den Plunder, aber man kann sich elend verhaua, und bei der Bildhauerei am teuern Marmorblock hab' ich schon a bissel Geduld g'lernt. Die lumpigen Scherben sind immer das Kostspieligste und es ist nix damit zu richten. Aber zum Putzlumpen für die Andern geben wir uns noch lang nit her. Eher auf und davon!"

Der reiche Dalling hatte seine stille Freude an diesen Gefühlsausbrüchen des Künstlers — und dankte ihm mit freier Fahrt nach Amerika.

So kurz die Bekanntschaft der Beiden war, so rasch hatte sie sich zu einem innigen, wenn auch für Dritte rätselhaften Freundschaftsverhältnis ausgewachsen. Kaum einen Monat hatte ihr persönlicher Verkehr gewährt. Dalling war durch eine überaus hämische Zeitungskritik über die Darwin-Büste des jungen Bildhauers und durch die widersprechendsten Urteile, die über sein originelles Wesen umliefen, angereizt worden, sich den Mann im Atelier anzusehen und seine Person und sein Werk zu mustern. Das Atelier lag in der Arkostraße, inmitten von Zins- und Protzenbauten.

Das war ein kurioser Raum, den er im Hof betrat. Von der Thürschwelle aus mußte er fünf Treppenstufen hinabsteigen; er blieb aber gleich auf der zweiten stehen, ein riesiger, gelbbrauner Neufundländer trat ihm knurrend und zähnefletschend entgegen. Bellend kamen noch drei Hunde von geringerer Rasse aus den dunklen Ecken hervorgekrochen und eine trächtige Hühnerhündin, die am Knie einer antiken Heldenstatue angefesselt lag, klirrte mit der Kette und erhob ein klägliches Wimmern. Auf dem Fenstersims der Thür gegenüber saß ein halbnacktes Mädchen mit schwarzem Haargelock im vollen Licht, klatschte in die Händchen und schrie mit hoher, kreischender Stimme: „Kusch, kusch, Barry, kusch Diana!" In der Thür des Nebenzimmers linker Hand verduftete ein wunderbar schlankes Frauenzimmer, nur mit einem die prachtvolle Büste entblößt zeigenden Hemd bekleidet. Beine und Füße waren entzückend geformt.

Aber welche Atmosphäre! Ein schwüler Dunst, gemischt aus penetrantem Hundestallgeruch und heißer, sumpfiger Kellerluft schlug dem Eintretenden zugleich mit dem mißtönigen Hunde- und Kinderlärm entgegen.

„Herrgott, wer hat schon wieder die Thür aufg'rissa?" schrie jetzt eine metallvolle Tenorstimme in starker Erregung. „Still, Ludershunde!" Und eine untersetzte, breitschultrige Mannsgestalt in Pantoffeln, mit einem weißleinenen Beinkleid, nackten, haarigen Armen, die Hände mit frischem

Thon bebatzt, auf dem blonden Lockenkopf eine Mütze aus Zeitungspapier, trat hinter einem schmutziggrünen Vorhang hervor, der von der halben Raumeshöhe bis auf den Boden reichte und die Werkstatt in zwei ungleiche Teile schied.

„Verzeihung, ich fand die Thür nur angelehnt und mein Klopfen wurde überhört," sagte Dalling, sich entschuldigend.

Achter kam dem Fremden bis an den Fuß der Treppe entgegen und fixierte ihn mit raschem Blicke. Während er mit der einen Hand den Neufundländer zurückdrängte und die kleinen Köter mit einem leichten Fußstoß zur Ruhe wies, machte er mit der andern Hand eine einladende Bewegung. „Bitte ungeniert herein zu steigen!" Dann wandte er sich flugs um, hob in einem Schwung das Mädel vom Fenstersims und schob es durch die Thür des Nebengemachs dem verdufteten Frauenzimmer nach. „Marsch, dahinein, und Ruhe jetzt!"

„Sie haben da ja eine prächtige Hundefamilie — Natur und Kunst im schönen Verein!" bemerkte lächelnd Max v. Dalling, indem er vorsichtig die steilen Holzstufen, die bei jedem Tritte krachten, hinabstieg. Auf der vorletzten blieb er noch einen Augenblick zögernd stehen und machte mit dem Hute mechanisch eine grüßende Geste.

„Jawohl," erwiderte der Bildhauer — stieß rasch beide Hände in einen Wasserkübel und trocknete sie an einem zerfetzten Stück grober Sackleinwand — „jawohl, es sind meine Brüder, Freunde, Kameraden und teilweise meine Ernährer. Die Nachzucht meiner Diana hat mir seit drei Jahren mehr eingebracht, als alle Götter des Olymps und die andern alten und jungen Herrschaften, die hier herumstehen. Allerdings fehlt's an Plackereien mit den Hunden auch nicht."

Diese Ungebundenheit des Empfangs und der Aussprache gefiel Max v. Dalling über die Maßen. Ohne eine weitere Einladung abzuwarten, rückte er sich einen lahmen Stuhl aus dunklem Eichenholz zurecht, der mit der Lehne auf dem Boden lag, die Beine in der Luft, legte Hut und Stock auf das Fensterbrett und ließ sich nieder, nachdem er vorsorglich sein Taschentuch über den Sitz gebreitet.

„An Staub und Schmutz fehlt's in dem verdammten Loch nicht. Aber es liegt bequem, hat gute Beleuchtung und ist billig . . ."

„Und luftig, alle Wetter!" fiel Dalling ein und führte das Maiglöckchensträußchen in seinem Knopfloch an die Nase.

„Ah, ich verstehe," machte Achter ungezwungen und riß einen kleinen Fensterflügel auf. „Von Maienbluft und Frühlingsduft ist hier freilich keine Spur. Ich lasse zwar die Thür oft stundenlang auf, aber der Hunde-

geruch sitzt fest. Und ich sag' Ihnen, man merkt ihn gar nicht mehr, wenn man sich dran gewöhnt hat." Vor Fremden hochdeutschte er mühsam.

„Ja, die Gewohnheit thut viel . . ."

„Geruch ist schließlich Geruch, wenn er nur gesund ist. Für einen rechten Tierliebhaber . . ."

„Der auch ich bin," schaltete Dalling ein, indem er bequem ein Bein über das andere schlug.

„Nun also!" rief der Bildhauer triumphierend. „Kommen Sie vielleicht eines Hundes wegen? Mit der Diana giebt's nächste Woche feierlich Kindbett, Dienstag oder Mittwoch oder spätestens Donnerstag . . . Die Hebamme ist schon avisiert . . ." Und der Künstler lachte vergnügt, daß zwei Reihen elfenbeinweißer Zähne unter dem Schnurrbart hervorglänzten. Dann hob er das trächtige Weibchen auf seine starken Arme, streichelte es zärtlich und sagte: „Nicht wahr, Diana?"

„Sehen Sie einmal diesen Prachtbauch! Da steckt was Ordentliches drin. Sie trägt ihn auch ganz stolz, die Diana, als ob sie sagen wollte: Schaut nur her, das ist Mutterglück. Ein braves Tier!"

„Ich liebe die Katzen, das ist eine andere Konfession, eine andere Philosophie, erlauben Sie — wir sind Gegenfüßler." Dalling hüstelte.

„Offengestanden, es sind zunächst Ihre Kunstwerke und weniger Ihre Hunde, was mich die Freiheit nehmen ließ, Sie so früh zu stören."

Dalling zog dabei ein Odeurfläschchen aus der Tasche und hielt es unter die Nase.

„Bitte, ist keine Störung; ich schaffe schon seit drei Stunden und kann jetzt recht gut ein wenig rasten. Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten?" Er hatte offenbar die Manipulation mit dem Riechfläschchen bemerkt. „Ich rauche selbst nicht, aber ein russischer Bekannter hat mir einen kleinen Vorrat geschenkt. Er soll vom besten Tabak sein." Damit eilte er an eine Art Schreibtisch, öffnete eine Lade, in der hunderterlei Dinge durcheinander lagen, und brachte endlich eine Handvoll Zigaretten heraus. „Bitte!"

„Mit Vergnügen. Eine feine russische Zigarette schlag' ich nie aus." Indem er sie in Brand steckte, fuhr er fort: „Ich habe nämlich die Kritik in den ‚Neuesten' über Ihre Darwinbüste gelesen . . ."

„Nur die? Von dem sakrischen Hanswurst? Die ist ja ganz infam, Donnerwetter!" Und das joviale Gesicht des Künstlers verfinsterte sich plötzlich und seine Augen blinzelten schmerzlich, als ob heißer Rauch hineingeschlagen. „Zum Glück steht da auch eine andere im ‚Kurier'. Die müssen

Sie lesen, die ist zwar auch nicht großartig, aber ehrlich und wenigstens rechtschaffen unterzeichnet."

Und er faltete seine Papiermütze auseinander und hielt sie dem Besucher hin.

„Wissen Sie, ich bin kein eitler Kerl, aber etwas aufrichtiges Lob freut einen nach all' den gedruckten Hundsföttereien doppelt und ich hab' heut' das Blatt wirklich wie einen Lorbeerkranz aufgesetzt."

Während Dalling die dargereichte zerknitterte Zeitung überflog, stand Achter mit aufgestemmten Armen vor ihm und prüfte blitzenden Augs jede Miene des Lesenden. Plötzlich rief er: „Entschuldigen Sie, ich weiß ja noch gar nicht, wer Sie sind? Ums Himmelswillen, am Ende sind Sie selber einer von denen, Kreuzsakra . . ."

Lächelnd ließ Dalling das Blatt sinken, erhob sich dann mit Anstand: „Ich muß um Verzeihung bitten, mein Name ist Max v. Dalling, ich bin Kunstfreund, aber nicht Kunstrichter, und meine Kritik hat bis jetzt nie den Weg in ein Journal gesucht. Max v. Dalling kurzweg, ohne amtliche Qualität. Ich lebe zu meinem Vergnügen."

Es lag nach dem Vorausgegangenen so viel komische Feierlichkeit in dieser verspäteten Vorstellung, daß der Künstler ganz verlegen wurde und nun seinerseits ein Gegenstück leisten zu müssen glaubte, indem er sich verbeugend gleichfalls vorstellte: „Mein Name ist Joseph Achter, akademischer Bildhauer."

„Alle Hochachtung! Sie sind mir längst vorteilhaft bekannt als ein tapferer Künstler, der unbekümmert um Freund und Feind sein Ziel im Auge behält. Und das freut mich und hat mich zu Ihnen geführt . . ." Dalling ließ den gelben Zigarettenstummel fallen und tastete mit der Hand nach der Wade. „Doch schon so ein verdammter Floh!" murmelte er.

„Warten Sie einmal," sagte der Bildhauer und rieb sich die Stirn, „Dalling — v. Dalling, Herr v. Dalling — Ihr Name ist mir auch nicht unbekannt. Wo hab' ich ihn denn gleich gehört? — — Ich hab's: ein Duell, so vor zwei Jahren etwa, nicht wahr, das waren Sie? Alle Zeitungen haben davon geschrieben. So etwas behalte ich. Mir gefällt es, wenn einmal ordentlich dreingeschlagen wird . . ."

„Aber den unverschämtesten Hieb hab' ich abbekommen."

„Schadet nichts, das Vergnügen bleibt das gleiche."

Die beiden Männer schüttelten sich kräftig die Hand.

Plötzlich schlugen die Hunde wieder an und der Neufundländer setzte seine mächtigen Pratzen mit einem einzigen Aufbäumen auf die oberste Treppenstufe.

Ein widerlich höflich grinsender Kopf erschien in der Thürspalte und fistelte: „Habe die Ehre, Herr Achter, habe die Ehre, ich störe doch nicht? Sie erinnern sich doch? Ich komme doch wahrhaftig nicht zu früh? . . . Bitte, thun Sie doch die hölliſchen Hunde weg! . . . Abſcheuliche Beſtien! . . .“

Ärgerlich verzog der Bildhauer das Geſicht, ſeine Zornesader ſchwoll, ſeine Fäuſte ballten ſich: „Hol' Sie der Teufel!“

„Sie ſind nicht höflich, Herr Achter!“

„Iſt auch gar nicht nötig, Sie Gurgelabſchneider!“ ſchrie jetzt der Bildhauer mit dröhnender Stimme, in welcher die Hundefamilie die Aufforderung erkannte, mit aller Macht der Kehle uniſono einzufallen. Es war ein Heidenlärm. Aus dem Nebenzimmer erſchallte Schreien und Weinen des Kindes und in der Arcisſtraße legte wie auf Verabredung eine Drehorgel los, während ein vorüberkutſchierender Stadtpoſtillon ſchmetternd in ſein Horn blies.

„Drei'ſchlage möcht' mer! Solche Quadratlumpen!“ tobte der Bildhauer außer ſich, warf den Fenſterflügel klirrend zu, eilte fluchend von Thür zu Thür, ſchob die Riegel vor und gebot den Hunden Ruhe, mit dem Fuße ſtampfend.

Verblüfft ſtand Max v. Dalling inmitten dieſer tollen Szene, mechaniſch das Zeitungsblatt zuſammenfaltend und nach Stock und Hut greifend.

„Das war wieder eine Emotion!“ rief der Bildhauer aufſchnaufend und nötigte ſeinen ihn fragend anblickenden Gaſt, doch wieder gefälligſt Platz zu nehmen. „Darf ich Ihnen noch eine Zigarette anbieten?“

Dalling nahm dankend an.

„Sehen Sie, ſeit es ruchbar geworden,“ fuhr der Künſtler fort, „daß ich München verlaſſen will, rennen mir die Malefizkerle die Thür ein, der eine mit einer Schuldforderung, der andere mit einem Handel, der dritte mit etwas anderem . . . Den ich ſoeben abgefertigt habe, iſt der unverſchämteſte von allen. Heute iſt es ſchon der dritte Tag, daß er mich an eine lumpige Schuld mahnt, die dazu erſt Ende des Monats fällig iſt ... Ich kann doch das Geld, das ich ſelbſt nicht habe, dem Halunken nicht nachwerfen? Herrgott, das verdammte Geld“ . . .

„Sie wollen die Kunſtſtadt München verlaſſen? Das erſte Wort, das ich höre,“ entgegnete Dalling teilnahmsvoll und ſtreifte mit dem Fingernagel die Zigarettenaſche ab, nach der Tür linker Hand ſchielend.

„Eine ſchöne Kunſtſtadt!“ ſagte der Bildhauer eifrig. „Drei Jahre hab' ich hier raſtlos gearbeitet wie ein Wilder, gekämpft wie ein Stier — umſonſt. Unmöglich, aufzukommen, Anerkennung und Lohn zu finden.

Alles ist wider mich: die Kritik, die Klique, die Akademie, die Behörden ... Manchmal eine vertröstende Redensart, jawohl, eine schöne Versprechung — alles Wind! O, ich könnte Ihnen Geschichten erzählen! Sogar von den höchsten Herrschaften, von den Ministern, von der hohen Geistlichkeit ... Aber ich hab' mir den Mund oft genug verbrannt. Ich mag nichts mehr davon sagen. Es ist ja auch alles umsonst. Ich räum' das Feld, ich geh'; die Not hat mich besiegt — für den Augenblick wenigstens. O, gewiß nicht für immer, nein, nein! Da sehen Sie einmal meine guten Sachen — was da außen herumsteht, ist nicht von Bedeutung, das ist für Maulaffen, die sich ein Atelier ansehen wollen ..."

Mit einem energischen Ruck schob er den Vorhang zurück und schritt seinem Gaste voraus: „Das ist meine eigentliche Werkstatt und zugleich mein Museum. Lauter Altertümer, die mir noch auf dem Sockel verfaulen, die Arbeit von so und so viel Jahren! Aber das schadet nichts, mich freut's doch. Ich schlepp' alles mit ... nach Amerika."

„Nach Amerika? Und — alles nehmen Sie mit?"

„Jawohl, dort vertausch' ich's gegen Büffel und Schweine und Petroleumquellen und was sonst zu haben ist. Ich bin nicht heikel. Ich nehm' auch Goldminen, Kupferbergwerke und andern Kram! ... Soll ich Ihnen die Herrschaften vorstellen? Die meisten sprechen für sich selbst: hier die Majestäten von Rußland und Serbien, hier der Reichskanzler, hier selige Reichstagsboten und Bischöfe — lauter Konkurrenzarbeiten für Denkmäler, hier meine Venus, mein Herkules, meine Helenagruppe, Leda mit dem Schwan, Tristan und Isolde, der Kampf um die Wurst u. s. w."

Gespannt betrachtete der Künstler den Gast.

„Venus, sich mit Rosen schmückend," bemerkte Dalling, einer lebensgroßen Gipsfigur näher tretend und das rechte Licht suchend. „In der That ein herrliches Weib, fast zu edel im Ausdruck für die Göttin der sinnlichen Liebe ... Diese stille, klare Durchsichtigkeit des Antlitzes, welche das vornehme Innere in dem entsprechenden Äußeren wie in seinem reinen Spiegelbilde ruhen läßt, es ist entzückend." Neues Schielen nach der Tür.

Der Künstler lauschte mit Wohlgefallen.

„Haben Sie sich streng an ein einziges Modell gehalten, oder haben Sie deren mehrere benützt, um dieses harmonische Ganze zu komponieren?"

„Ist fast Zug für Zug der Natur eines einzigen Wesens nachgebildet. Nur im Gesicht wurde Einiges geändert."

„Unglaublich!" rief Dalling und umschritt das Bildwerk. „Ein gottvoller Leib und dazu von einer unsäglichen Anmut in der Haltung. Eine keusche Diskretion in der Üppigkeit der Brüste, der Lenden ..."

Achter ergriff einen Fliegenwisch, fuchtelte der bewunderten Venus über das Gesicht, über die bestaubten Hüften und Schenkel und murmelte lächelnd: „O ja, die war schön wie ein Engel und that fromm wie ein Heiligenbild, es war aber im Grunde doch eine ganz nichtsnutzige Kreatur, eine treulose Hexe."

„Ich bitte Sie!" rief Dalling ironisch begütigend und entzündete die erkaltete Zigarette. „Eine Venus-Natur! Deren Moral will ja doch nur mit dem Maßstabe der freien Auffassung olympischer Mythenwelt gemessen werden!"

„Ja, ja," machte Achter kopfschüttelnd. „Gelehrte Verzuckerungen und Glasuren. In der Wirklichkeit nimmt sich das anders aus."

„Bedenken Sie doch: eine von den Göttern so hochbegnadete Frau!"

„Was Götter! Aus dem Modebazar in der Theatinerstraße war sie, und ihr Olymp war . . . Aber was schwatz' ich davon! Das ist zum Lachen jetzt. Sie war schön — und ebenso nichtsnutzig wie schön. Aber was liegt schließlich mir daran?" Jetzt schielte Achter nach der Tür.

„So?" fragte Dalling gedehnt, den Augen Achters folgend.

„Ich habe nie Treue beim schönen Geschlecht gesucht. Ich hab's geliebt, wenn mich's zu lieben ankam, und hab's fahren lassen, wenn mir's verleidet war. Freilich, manchmal läßt's uns nicht fahren . . ."

„Vorzüglich!" staunte Dalling.

„Ja, gewiß! Wenn die Minute so schön war, warum gleich Stunden fordern? Wenn uns eine Woche beglückt hat, warum gleich eine Ewigkeit ertrotzen wollen? Im Grunde — ehrlich — es is nix mit den Weibern . . ."

Die Augen der beiden Männer begegneten sich und ihre Blicke ruhten eine kurze Weile forschend in einander.

„Nicht alle, nein, gewiß nicht alle!" sprach dann der Bildhauer mit warmem Nachdruck. „Ich wenigstens kenne eine, die ist mir nächst der Kunst zur Erlöserin aus schwerstem Leid geworden . . . Aber reden wir nicht von den Lebenden und nicht von den Toten; betrachten wir, was die Kunst über alles Problematische hinausgehoben hat . . . Kunst ist doch das Beste."

Es lag eine eigentümliche Entschlossenheit in dem dunklen Ton, mit welchem der Künstler diese Sätze sprach, und es klang doch etwas unheimlich Weiches durch wie Reue, vor einem Unbekannten an ein tiefes, schmerzliches Geheimnis gerührt zu haben, das ewig im Banne der stummen Seele bleiben sollte.

„Sehen Sie einmal diesen Herkules an!" fuhr er fort, sich auf dem

Absatze umkehrend und die Kurbel der Drehscheibe ergreifend. „Von allen Seiten, bitte! Da ist alles Natur!“

Nach einer Weile stillen Betrachtens sagte Dalling, indem er einige Schritte zurücktrat: „Lassen Sie noch einmal das volle Licht auf das Gesicht fallen . . . So . . . Ganz gut jetzt . . . Wirklich famos! Und doch . . . und doch etwas zu viel Grimm im Gesicht.“

„Jawohl, aber fröhlicher Grimm, urfidele Grobheit dazu, wissen Sie, von jener Art, welche die Schmeißfliegen verscheucht und alles Lumpengesindel, ohne die Keule von der Schulter zu nehmen, mit dem bloßen Blick, mit dem bloßen Gedanken sogar. Wenigstens war das meine Absicht, was ich durch diese Physiognomie ausdrücken wollte. Aber, du mein lieb's Herrgöttle von Biberach, so 'was ist auch herkulisch schwer.“

„Dann stimmt es!“ rief Dalling im Tone herzlichsten Beifalls. „Sie haben Ihre Absicht vollkommen erreicht.“

„Es war einmal vor nicht langer Zeit ein Schriftsteller bei mir,“ fuhr der Bildhauer fort, „der konnte sich an meinem Herkules nicht satt sehen. Besonders das Bewegungsmotiv in den Beinen und die Kraft in den Lenden und im Rückgrat hatten's ihm angethan und er machte ganz sonderbare Sprüche darüber. Auch den innewohnenden Grimm deutete er sehr gut. So denke er sich den Mann, nicht der Fabel, sondern der wirklichen, wahrhaftigen Zukunftsrasse, sagte er — den Mann gleich groß an Leibes- wie Geisteskraft, der in seinem humanen Ingrimm alles Veraltete und Aufgeschminkte umstürzt, die Denkmäler einer ungesunden Kultur kaltblütig zertrümmert, über Staaten und Gesellschaften und ihre Vorurteile wie über Scherbenberge hinwegschreitet, und wenn er seine Keule schwingt, da müsse es durch die Welt sausen wie ein Sturmwind, vor dem alles schwache Gesindel, alle Schranzen und Memmen mit ihren klugen Anschlägen und gescheiten Nichtigkeiten in den Staub sinken, um nie mehr aufzustehen. Kurz er hat gesprochen wie ein gottloses konfisziertes Buch.“

„Sie haben es gut behalten,“ bemerkte Dalling.

„Daß ich noch alles fast wörtlich weiß, kommt aus meinem Notizbuch. Ich bin nämlich kein Freund vom vielen Lesen. Aber hör' ich etwas, was mir recht behagt, etwas so recht frisch von der Leber weg, da mach' ich flink meine Notizen.“

„Bravo!“ rief Dalling und seine Augen leuchteten.

„Auch das sagte der Schriftsteller noch,“ fuhr der Künstler fort, „daß es geratener wäre, solche Herkulesse auf den öffentlichen Plätzen und Kreuzwegen aufzustellen, als die jämmerlichen Armesünderbildsäulen und die berühmten Erzpuppen steifer Gelahrtheitsphilister; denn an der ge-

funden, urwüchsigen Manneskraft, blühend in frei erschlossenem Geist und kühnem Willen, stärke sich jedes Menschenherz!"

„Den kenne ich, der so gesprochen: das ist der Doktor Gurlinger!"

„Ganz richtig, das ist sein Name."

„Früher hat er auch so geschrieben, dann haben sie ihm aber das Leben so sauer gemacht, daß er die Feder fortwarf. Jetzt erschließt er sein Herz nur noch in der Rede zu vertrauten Freunden, und daß er zu Ihnen so rückhaltlos gesprochen, dürfen Sie als Zeugnis aufrichtigster Wertschätzung nehmen."

„Ich danke Ihnen!" sagte der junge Künstler und reichte dem Gaste mit Begeisterung die Hand. „Aber gestatten Sie eine Frage, die ganz uninteressiert ist; denn wenn man auch ganze Alleen von Herkulessen errichtete, den meinigen würde man ja doch nicht nehmen, wenigstens in Deutschland nicht — drum muß ich ja nach Amerika! — aber offen: halten auch Sie unsere Kultur für so faul und bis ins Mark vergiftet, unsere berühmte europäische Kultur, wie?"

„Ein aufgeschminkter Kadaver," erwiderte Dalling verächtlich.

„Die Menschen sind zu weit von der einfachen Natur abgegangen. Sie sind eine billige und schlechte Fabrikware geworden. Nun hocken sie zu dicht aufeinander in den Großstädten. Dazu fehlt es an Freiheit und Geld. Herrgott, die Welt ist doch so weit und reich," meinte Achter.

„Die Reichen müßten eben von ihrem Überfluß abgeben und die Armen ihre Begierden vernünftig einschränken. Siebzig bis achtzig Prozent der Menschheit sind heute überhaupt zu nichts Menschenwürdigem mehr zu brauchen. Das bringt auch die soziale Frage in Mißkredit."

„Das versteh ich nicht. Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß die Lösung der sozialen Frage die Mühe gar nicht mehr lohnt. Auch wenn die Lösung zu bewerkstelligen wäre, der Erfolg würde die Kosten nicht decken. Möchten Sie für Dummköpfe, Schwächlinge, Schmarotzer, schmutzige Schufte und anderen Menschenschund die Welt auf den Kopf stellen, bis Sie selber vor Schwindel tot hinfallen?"

Wieder trafen sich die Blicke der jungen Männer und bohrten sich fragend ineinander. Es war plötzlich so stille im Atelier, daß man die Atemzüge der Hunde hörte. Aber die Männer sprachen kein Wort; sie lasen gegenseitig lautlos die Gedanken von den leuchtenden Stirnen, von den festgeschlossenen Lippen ab. Zwei Geister berührten sich und suchten Bündnis. Aber noch traute keiner dem andern.

„Ja, ja," sagte Dalling und klopfte mit dem Knöchel des Zeigefingers der Herkulesstatue an die Waden, „ernst ist das Leben und heiter

die Kunst, wenn man dem Gemeinplatze glauben darf. Am besten werden beide noch vielleicht von den Naiven und Gedankenlosen genossen. Je mehr Erkenntnis hineingetragen wird, desto unverdaulicher und geschmackloser . . ."

„Eine arge Ketzerei, die Sie da aussprechen und die dem Tagesglauben ins Gesicht schlägt. Dem gilt doch die Wissenschaft als das Allheilmittel."

„Jawohl, die heilt, nachdem der Patient dem Schinder verkauft ist . . . Aber sagen Sie doch, mir fällt auf, daß hier fast kein einziges Künstlerporträt zu sehen ist. Wir haben doch in München eine stattliche Zahl hübscher, pikanter Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen, die durch ihre Kunst wie durch ihre Abenteuer gleich interessant sind. In Paris z. B. . . ."

„Ja, in Paris! Hier in München hat ein naturalistischer Bildhauer keine Fühlung mit diesen Kreisen. Dann ist für diese Herrschaften der Photograph der praktischere Porträtist. Die Hauptsache ist da meist nicht der Kopf, sondern die Toilette . . ."

„Ah, sieh da, unsere kleine Tänzerin, also doch eine niedliche Ausnahme! Wie viel Schelmerei in diesem Gesichtchen! Die brauchte eigentlich die Beine gar nicht, um einem den Kopf zu verdrehen!" Und Dalling drohte ihr mit dem Finger. Aus der Türspalte spähten zwei Augen . . .

„Bewundern Sie doch auch meinen Parlamentarier, der sich nicht weniger auf allerlei Tänze versteht, den preiswürdigen Fortschrittsmann!" rief der Künstler scherzend, holte aus der Ecke einen staubigen Kopf hervor und setzte ihn auf eine umgestülpte porzellanene Waschschüssel, hart an die Seite der Tänzerin.

„Es thut mir herzlich leid, aber den Burschen mag ich nicht. Das Postament ist übrigens sehr passend für den ungewaschenen Schwätzer."

„Aber der Gute öffnet ja den Mund nicht mehr!"

„Dafür hat er die Augen noch voll trivialer Phrasen und mit den langen Ohren wedelt er sich selber Beifall."

Achter lachte. Die politischen Zungendrescher flößten ihm auch keine Sympathie ein.

„Sie haben vorhin Paris erwähnt. Dort giebt's gewiß noch eine grausam dümmere Sorte von Politikern, als bei uns, nicht wahr?"

„Allerdings."

„Aber mein Bismarck hier? Der wird Ihnen behagen?" fragte Achter und deutete auf eine kleine Kanzlerstatuette aus gelbem Thon.

„Der gefällt mir in Ihrem liliputanischen Modellmaßstabe eigentlich nicht. Bismarck ist eine jener gewaltigen Kernnaturen, die man nur in Überlebensgröße schauen darf, dann wirken sie und man tritt mit ihnen in den Geist der Nibelungen zurück. Das kleine Maß ist für die Fuchsschwänzer der Salons, der Parlamente, der Sakristeien, nicht für die wetterharten Helden auf freiem Plan. Merkwürdig ist aber die Ähnlichkeit Bismarcks mit Herkules in den Maßverhältnissen des Kopfes. Für die wuchtigen Gestalten haben beide auffällig kleine Köpfe. Haben Sie schon darüber nachgedacht?"

„Noch nicht, aber ich wills in der ersten ruhigen Stunde thun, vielleicht wenn ich über das große Wasser fahre und die Flagge des Reichs über einen wider seinen Willen Deutschlandmüden weht — vielleicht zum letzten Male. O, mei' Freunderl! . . . . Doch verzeihen Sie, Herr v. Dalling!"

„Hier ist gar nichts zu verzeihen, ich ehre Ihre Empfindungen, wenn ich auch deren Grund beklage. Aber was sehe ich denn da? Den Kommerzienrat Blunzenmair?"

„Sie erkennen ihn?"

„Aber wer wird dieses stadtbekannte Bajazzogesicht nicht erkennen?"

„Da wäre mir Ihre Zeugschaft von Nutzen gewesen."

„Wieso?"

„Denken Sie sich! Ich habe den Kerl kurz vor seinem Tod gemacht. Er ist mir ja sozusagen unter der Hand gestorben. Er strich einem Modell nach und kam immer als stinkige Atelierwanze in mein Atelier. Da glaubte er mir für die ewige Belästigung doch etwas schuldig zu sein — und bot mir sein edles Rhinozeroshaupt für — 300 Mark! Erst wollte ich den Knicker hinauswerfen, aber in der Not, Sie verstehen — Streit mit den Erben, die wollten den Kerl nicht, zahlen auch nicht, fochten die Ähnlichkeit an u. s. w. Abfindung. Zuerst wollt ich den Kerl zerschmeißen, nun muß er auch mit nach Amerika — vielleicht handelt ihn mir ein Indianer als Götzenbild ab!"

„Aber, worum ich Sie bitten wollte: die Darwinbüste! Die müssen Sie mir noch zeigen, dann darf ich Ihre Güte heute nicht länger in Anspruch nehmen. Dieser Kopf interessiert mich ganz besonders . . ."

„Bedaure, ist gerade im Guß. Trotz der kritischen Schmierereien der Kunstschwätzer war dies mein reellster Erfolg. Darwins Wittwe, der ich durch Vermittelung eines englischen Freundes Zeichnung und Photographie meines Modells übersandte, hat umgehend die Ausführung in Erzguß bestellt."

Der Künstler vermochte seine Befriedigung nicht zu verbergen, sein ganzes Gesicht strahlte und die Lippen flogen ihm auseinander, daß sein Gebiß blitzte. „Ich kann Ihnen den Originalbrief der Frau Darwin zeigen. Das Honorar ist leider nicht glänzend ausgefallen."

In diesem Augenblick wurde lebhaft an die Thür des Nebengemachs gepocht.

„Verzeihung, einen Augenblick!"

Mit raschen Schritten war der Bildhauer verschwunden. Dalling blickte ihm lächelnd nach. Die gedrungene Kraftgestalt mit den derben Formen in dem abgetragenen Arbeitsgewand und der Schöpfer dieser teils imposanten, teils zierlichen, aber ehrlichen Kunstwerke! „Genialer Naturbursche! Aber jenes geheimnisvolle Weibchen . . ."

Nachdem Dalling einen neugierigen Blick auf die staubgrauen Wände und Gesimse geworfen, die über und über mit Totenmasken, Abgüssen von einzelnen Gliedmaßen, Reliefs, antiken Nachbildungen und allerlei anderem Studiengerümpel der Kunstwerkstatt bedeckt waren, kehrte er, wie von einer magischen Gewalt angezogen, wieder zu der rosengeschmückten Venus zurück. Seltsam! Dieses Frauenbild hatte es ihm angethan. Er ließ sich auf einen Schemel nieder und blickte sinnend zu der Herrlichen auf. Und seine Seele quoll über von Erinnerungen, so wundersüßen und zugleich so schmerzlich bittern! Venus — die sich und ihre Opfer mit Rosen schmückt, und dann . . . Es war zwar eine andere, pikantere Art Weib, aber doch die nämliche Vollkommenheit. Wer das lebendige Original besäße!

Hatte sie einst nicht in seinen Armen gelegen, die klassischste aller Frauen? Hatte nicht sein Antlitz an ihrem warmen, wonnigen Busen geruht? Blühten ihre schneeigen Brüste nicht unter seinem leidenschaftlichen Kuß? Und ihre göttlichen Lenden, zuckten sie nicht unter seiner glühenden Umarmung? Und wenn er aufsah zu ihren wundersamen Augen, wie strahlten sie bald sanfte, bald feurige Grüße! Wie flüsterten sie süß, diese himmlischen Sterne, wie zart und keusch ermutigten sie — und wie verschwammen sie im Taumel der Lust in dämmrigen Strahlen wie der letzte leise Atemzug einer sterbenden Heiligen! Und immer weiter flogen seine Gedanken, und Bild drängte sich an Bild, aber dichter wurden die Schatten und bald versank alles in einsamer, kalter Nacht. Teufel, diese Andere...

Max v. Dalling saß da, das Haupt in die Hände gestützt, wie ein Träumender. Ein trüber Narr alten Weiberglücks und neuer Gier . . .

Mit einem „Ah!" fuhr er auf, als plötzlich die Hand des Bildhauers sich auf seine Schulter legte.

„Ich habe Sie soeben still betrachtet," begann der Künstler, der jetzt

in ziemlich elegantem, hellem Beinkleid mit schwarzsamtener Joppe und genial geschlungener weißer Kravatte neben ihm stand — „Sie haben einen skulptural sehr dankbaren Kopf. Ein fester Hinterschädel mit der straffen Nackenlinie kontrastiert sehr anziehend mit dem weichen Profil... Dem Kinn müßte nur etwas mehr Fülle und Härte gegeben werden. Hier liegt eine kleine Nachlässigkeit der Natur ..."

„Wo denken Sie hin!" redete Dalling dazwischen, ohne viel dabei zu denken, noch ganz im Banne seiner phantastischen Empfindungen.

Träumerisch gesenkten Hauptes ging er zwischen den Bildwerken umher, während der Künstler fortfuhr: „Nur zwei für Ihre Physiognomie charakteristische Dinge würden für die Skulptur unlösliche Probleme bleiben: der magnetische Blick Ihrer Augen und der tiefschwarze Glanz Ihrer Haare ..."

„Sie scherzen, ich hab graue Haare, trotz meiner Jugend" seufzte Dalling.

„Keineswegs, ich beobachte ernsthaft," erwiderte der Künstler mit Kennermiene. „Sie sollten mir noch sitzen vor meiner Abreise!"

„O, nichts davon jetzt! Ich habe schon übermäßig Gebrauch gemacht von Ihrer Aufmerksamkeit und Güte. Ich zerplatze sonst vor Eindrücken. Ein andermal, wenn Sie erlauben. Es ist sehr interessant bei Ihnen..."

Schon drängte er dem Ausgange zu, die Hunde hatten sich schnüffelnd und die Ohren spitzend erhoben, als in der leise geöffneten Thür des Nebengemachs das kleine, kaum dreijährige Mädchen wieder erschien. Die schwarzen Haare waren in etwas ungleich geratenen Zöpfchen gebändigt und umkränzten das bleiche Gesichtchen mit den schalkhaft funkelnden Augen, dem Stumpfnäschen und dem herzigen Mund aufs lieblichste. Es trug ein rotes Röckchen, das die Arme und Beine freiließ. Blaue Strümpfchen umschlossen die Miniaturwaden, und die winzigen Füße steckten in grob gestrickten Pantöffelchen. Während es mit der einen Hand die Thürklinke festhielt, streckte es die andere vor und warf der Diana eine Brotkrume zu. Sofort sprangen die kleinen Hunde herbei, um der Bevorzugten die Gabe streitig zu machen.

„Nix Hektor, nix Ali, für Diana, nur für Diana!" schrie die Kleine und stampfte mit den Beinchen. „Gelt, Papa, nur für Diana?"

Diana machte aber gar nicht Miene, als ob ihr an der Spende etwas gelegen wäre, sie blieb mit ihrem schweren Leib ruhig auf dem Strohsack zu Füßen der Heldenstatue liegen und begnügte sich, den Kopf langsam zu erheben und mit einem melancholischen Blick zu der kleinen Spenderin auf der Thürschwelle zurückzusehen. Der flinke Ali hatte bereits die Beute erhascht und war damit allem Widerspruch Hektors und

sogar Barrys vorwurfsvoller Geberde zum Trotz in die dunkle Ecke verschwunden.

„Böser Ali, Dieb Ali!“ grollte die Kleine, stieg die Stufen herab und neigte sich liebkosend über die trächtige Diana. Dann setzte sie sich ganz zu ihr.

Die Thür war offen geblieben und Dalling gewahrte in dem Gemach eine feldbettartige Lagerstätte mit unordentlich darüber geworfenen Kleidern und einer grauen Wollendecke und zu Häupten einen armseligen Waschtisch mit blechernen Gefäßen und schmutzigen Tüchern. Dazwischen stand ein henkelloser Maßkrug, der einem Büschel verwelkter Gräser und junger Zweige als Vase diente. Auf dem wasserfleckigen Boden glänzte ganz verschämt ein einsamer Nachttopf . . .

„Wem gehört das liebe Kind?“ fragte Dalling, dem die Szene sichtlich Vergnügen machte.

Der Bildhauer schien die Frage zu überhören. „Komm, Mina, laß die Diana in Ruh und gieb dem Herrn eine schöne Hand!“

Das winzige Frauenzimmer kicherte in die Hündin hinein, umschlang deren Hals, steckte ihr das Händchen ins Maul und blitzte schelmisch zu den Männern hinüber mit einem Ausdruck, der sagen wollte: „Die Diana ist mir jetzt viel lieber, — es langweilt mich, euch andern einen Patsch zu geben.“

„Nun, wird's bald?“

„Ich geb Dir ein Sträußchen!“ lockte der fremde Mann.

„Mag kein Sträußchen!“

„Die wird praktisch und resolut,“ sprach lachend Dalling und zog die Geldtasche. Jetzt ließ er ein Silberstück blinken. „Das magst Du aber?“

„Oh!“ sagte die Kleine und machte sich von der Hündin los.

„Erst eine schöne Hand geben!“ fuhr sie Achter mit väterlicher Autorität an. „Und a Busserl dazu!“

Die schwarze Schelmin gab die Patschhand und das Busserl, letzteres sehr eilig, dann nahm sie die Münze und das Maiglöckchensträußchen dazu. Ihr Gesichtchen leuchtete vor Vergnügen.

„Allerliebst!“ schmunzelte Dalling. Er suchte nach dem Taschentuche. Es war auf dem Stuhle liegen geblieben. Als er sich anschickte, es aufzuheben, kam ihm die Kleine zuvor. „Das willst Du wohl auch?“

„Jawohl, der Mama bringen!“ Und wie ein apportierendes Windspiel war sie im Nu auf und davon. Die Pantöffelchen blieben auf der Flucht zurück.

„O, die Diebin, haltet sie!“ rief ihr Dalling nach und wollte im Eifer des Scherzes in das Nebengemach dringen, als jemand von innen die Thür zudrückte, nachdem eine schlanke Frauenhand mit den Fingerspitzen das Taschentuch herausgereicht hatte.

Dalling errötete, er wußte selbst nicht warum. Wie gebannt blieb er einen Augenblick stehen. Sie! Jetzt sprangen die Hunde fröhlich bellend an ihm hinauf; sie betrachteten ihn offenbar seit dem Spiel mit der schwarzen Mina als einen geweihten Freund des Hauses. Damit gewann er seine Ungezwungenheit wieder.

„Na, ich gratuliere zu der Tochter! Prinzessin oder Zigeunerkind?“ wandte er sich scherzenden Tones zu dem Bildhauer, der sich inzwischen an seinem Schreibtisch zu schaffen machte.

„Ich wollte Ihnen nur schnell noch den Brief der Frau Darwin zeigen,“ antwortete der Angeredete ablenkend.

„Ach, lassen Sie nur! Wenn Sie mir aber doch noch etwas zeigen wollen, so stellen Sie mir die Mama Ihres entzückenden Kindes vor.“

Merkwürdig, jetzt war die Verlegenheit am Bildhauer.

„Die Mama? Aber — woher wissen Sie?“

Dalling sagte entschuldigend: „Nein, für einen ersten Besuch bin ich wirklich zu aufdringlich. Also ein andermal, wenn Sie gestatten, und herzlichsten Dank für heute!“ Er reichte dem Künstler die Hand und mit einem innigen, warmen Druck schieden die beiden Männer.

„Bald wieder kommen!“ rief der Bildhauer unter der Thür dem Gaste nach. „Sie müssen mir sitzen, bevor ich abdampfe!“

„Der Mensch ist mir unheimlich,“ sagte die schwarze Julia, als Achter zu ihr in die Kammer trat. „Ich will ihn nie sehen, hörst Du? Dieser Mensch ist wie ein Schicksal.“

Und Dalling kam täglich. Und als sie ihn sah, war sie sein. Der Künstler frohlockte. Freie Fahrt! Die kleine Mina und die großen Hunde hat er mit nach Amerika genommen, das andere Hundevolk ließ er zurück.

Unser Dichteralbum.

Evas Vermächtnis.

(Aus der Bibel des zwanzigsten Jahrhunderts.)

Die Sonne sinkt hinab zum Himmelsrand;
In Purpur hüllt sie scheidend ein die Gipfel,
Die schneegekrönten, und die weiten Zipfel
Des Prachtgewandes schleppen tief ins Land.
Ein heilig Beben geht durch die Natur,
Als schwebt' ein Gott durch Berg und Thal und Flur. —
Nur dort, an des Himalaya Gesenke,
Liegt's schwer und düster, und es grollt
Versteckt, als ob von dort unhold
Ein Wettersturm sich zu entfesseln denke.
Gezackte Klippen starren dort empor,
Von weitgespreizten Ästen überragt,
Doch blattlos toten; wie vom Wurm benagt,
So heben sie gespenstisch sich hervor.
Fast scheint es, als vermiede diese Trümmer
Geflissentlich der Sonne letzter Schimmer.

Doch hier, an diesem Abhang, weilt sie mild,
Ihn mit dem Schein der Liebe zu umfärben,
Und übergießt ein friedlich ernstes Bild,
Ein ernstes: denn es gilt ein Sterben.
Beschirmt von tiefgeneigten Palmen
Liegt, weich gebettet auf den Halmen,
Das Weib des Adam; über sie gebeugt
Stehn, die das erste Elternpaar gezeugt,
Und ihrer Enkel eine blüh'nde Schar,
Gebräunte Wangen, nervge Sehnen,
Gestählt in Arbeit und Gefahr
Auf dornenvollem Lebenspfad —
Doch jetzt das trotzge Aug' in Thränen,
Denn ihrer Mutter letzte Stunde naht.

Still liegt die Sterbende: kein heißes Ringen
Um Licht und Leben macht ihr Todespein,
Vielmehr wie warmen Freudenschein
Sieht mans durch die halboffnen Lider dringen.
Der Stirne Falten, die ein hartes Los
Sich eingegraben, scheinen sich zu glätten,
Und gleich, als ob befreit von schweren Ketten,
Schlägt sie jetzt auf das Auge frei und groß.

Und plötzlich, wie zu neuem Sein erwacht,
Erhebt ſie halb ſich auf dem Ellenbogen,
Die Wangen röten ſich, die Brüſte wogen,
Das Auge glänzt in ſeheriſcher Pracht.
Und wie noch alle froh erſtaunen,
Hört man ſie dieſe Worte raunen:

„Herbei, ihr Kinder Adams! Eva ſpricht!
Das letzte Wort aus Muttermunde
Vernehmt, und dieſer heilgen Stunde
Zu denken ſei euch ewig Pflicht.
Denn ein Geheimnis, nie von euch geſchaut,
Sei eurem Herzen jetzt vertraut. --
Seht ihr das Felſengrab dort ſtarr und kalt,
Wo dicht Gewölke ſich zuſammenballt?
Dort hauſt, von aller Lieb' verweiſt,
Der nächtge Geiſt,
Durch deſſen Hand
Der Menſchheit erſtes Paar erſtand:
Adam und ich. Und jener Ort der Schrecken
War einſt ein reich, ein blühend Paradies,
In dem er Seligkeit uns träumen ließ, —
Doch nur, uns fürchterlich zu wecken.

Geſpielt hat er mit uns, und jener Triebe,
Die ſelber er in unſre Bruſt geſenkt,
Geſpottet; weh euch, meine Kinder, denkt
Ihr je vertrauensvoll, daß er euch liebe — —
Als das Unſelge dann geſchehn,
Als wir gethan, was wir nicht laſſen konnten,
Verſtieß er uns aus jenen hellbeſonnten
Gefilden, und in Sturmeswehn
Und wildem Donnerſchlag zerſchellt,
Verſanken ſie — ein ödes Trümmerfeld. — —

Wir lebten. — Denn nicht hart genug
Für uns galt ihm der Tod. Sein Fluch
Ward unſre Strafe; wir, mit allen,
Die unſres Bluts, ſind ſeinem Fluch verfallen.
Dank ihm dafür! Den Schmerz erſchuf
Sein Fluch uns; Schmerz und Not und Pein.
Dank ſeinem Fluch — zum Segen ihn zu weihn,
Ward fortan unſer einziger Beruf.

In jener erſten Nacht der Leiden,
Da regte ſich's geheimnisvoll
In unſrer Bruſt und ſchwoll und ſchwoll
Zu allgewaltgem Drange in uns beiden.

Rings um uns her die weite fremde Welt —
Wir drin allein auf eigne Kraft gestellt —
Da ward's zuerst uns offenbar,
Daß eins dem andern alles war.
Und in des ersten Kusses Flammen
Schloß fest sich unsre Kraft zusammen;
Wir wurden eins, um doppelt stark zu sein.
So sind wir durch der Jahre lange Reihn,
Durch Treue mächtig, hingeschritten;
Und wie wir auch gekämpft, gelitten:
Was uns in jener Nacht geboren,
Es ging uns nimmermehr verloren,
Und keine Klage um entschwundnes Glück
Ersehnte je das Paradies zurück.
So lebt uns nach in Ewigkeit.
Und wenn sein Zorn auch türmte Leid auf Leid
Und fast euch zur Verzweiflung triebe,
Euch bleib' ein Trost, ein Heil: die Liebe!"

So klang es aus. Mit segnender Gebärde
Sinkt leise sie dahin und giebt der Erde
Zurück, was sie von ihr erhielt.
Doch siegesfroh, als ob sie trüge
Ein hohes Glück von hinnen, spielt
Ein selig Lächeln über ihre Züge.

Berlin. Henri Freydank.

Denunziation.

„[redacted]uldvollst geruhten Seine Majestät,
Dies köstliche Bonmot zu machen: — —"
Und ein paar Worte folgen drauf,
Zum Weinen nicht und nicht zum Lachen.
Nur Unsinn ist es eben nicht,
Was Seine Majestät da spricht;
Doch das genügt den öden Kriechern,
Sich unterthänigst tot zu kichern.
Schleppt vor den Richterstuhl die Lecker,
Ihr Hochverratsprozeßaushecker!
Als Wunder rühmt die Schmeichlerzunft,
Wenn Kön'ge reden mit Vernunft.

Preiskrönung.

Der Menſchen Gemeinheit hab' ich ſtudiert
Vom Größten bis ins Kleinſte;
Allein: ein käuflicher Journaliſt,
Das war doch ſtets das Gemeinſte.

Hamburg. Otto Ernſt.

Die verrufene Anna.

Aus dem Ungariſchen des Alexander Petöfi.

Anna bin ich, die Verrufne,
— Schamerrötend müßt' ich's ſagen —
Doch die Scham, mein Seidentüchlein,
Iſt dahin ſeit Jahr und Tagen.

Heimatlos iſt meinesgleichen,
Ausgeſtoßen ohne Schonung —
Meine Bruſt ein Pfühl der Strolche,
Die Spelunke meine Wohnung.

Hehlerei iſt mein Gewerbe,
Diebe ſind mir Spießgenoſſen;
Der Erlös geſtohlner Güter
Liegt in meiner Truh' verſchloſſen.

Gaunern ſing', mit ihnen tanz' ich,
Wenn nach Sang und Tanz ſie lechzen, —
Luſtig dran und drauf, ihr Räuber!
's giebt Muſik, die Raben krächzen ...

Hei, wie viele ſchmucke Burſchen,
Die an meinem Hals gehangen,
Mußten an des Teufels Gabel,
Mußten an dem Galgen prangen!

Und ich ſelbſt ... wie werd' ich enden?
Sieh, gemieden und vergeſſen,
Sterb' ich wo in einer Goſſe,
Und mich werden Würmer freſſen.

Die Zigeuner in der Goſſe
Laden mich auf einen Karren,
Mit dem Aaſe eines Hundes
In die Grube mich zu ſcharren.

Weh' mir, weh'! Doch Du, o Mutter,
Wirst noch größer Weh' erdulden,
Wirst vor Gott einst Rechnung legen, . . .
Wurde so durch Dein Verschulden!

Wollt' ein Bursche mich zum Weibe,
Den ich liebt' aus Herzensgrunde —
Mutter, da warst Du dagegen,
Und zum Unheil ward die Stunde! . . .

Temesvár. Max Farkas.

Seguidillas.

Von Alfred Teniers in Wien.

In der Laube von Jasmin.

In der Laube von Jasmin
Saßen wir;
In der Laube von Jasmin
Aßen wir,
Beide ungesehn;
In der Laube von Jasmin
Ist noch mehr geschehn!

* * *

Rose und Schwert.

Bin ich die flücht'ge Lose
Solch ernster Liebe wert?
In der linken hielt er die Rose,
In der rechten Hand das Schwert.
„Die Ros' für Dich,
Und, — küssest Du einen Andern, —
Das Schwert für mich!"

* * *

Wandernde Studenten.

Wandernde Studenten
Brachten ihr manch' Ständchen —
Wandernde Studenten
Küßten ihr die Händchen.

Horch, welch leiser Schritt! —
Wandernde Studenten! . . .
Und sie wandert mit.

* * *

Im Schatten der Linde.

Im Schatten der Linde, der mich barg,
Träumt ich der Liebe Traum —
Herr Schreiner, zimmere mir den Sarg
Aus dem so lieben Baum;
Und lad' zur Arbeit ein,
Die unterm Baum mich küßte
Und dann vergessen mein!

* * *

Lenz, der Wunderthäter.

Daß der Lenz ein Wunderthäter,
Das sag' ich nicht zum Scherz:
Lockt doch der schöne Verräter
Die Liebe in das Herz,
Und den Blumenflor,
— Was ist das größ're Wunder? —
Aus der Erd' hervor!

* * *

Meerüber.

Weiß nicht, warum ich beklommen,
Warum meine Seele muß trauern?
Meerüber ist er gekommen
Aus dem Lande der heidnischen Mauren.
Der Goldstoff sein Haupt umwindet;
Und schön're Augen hat er,
Als man in Spanien findet.

Lucifers Feuertopf.

Der Kriegsherr Frundsberg fuhr zu Grab
Und trug die Schuld des Fleisches ab.
Die Landsknecht' lagen an der Straß,
Dieweil kein Krieg im Lande was.
Drob zogen sie zur Himmelsthür,
Den Einmarsch zu versuchen.
Der Pförtner Petrus saß dafür,
Den schalten sie mit Fluchen:

„Thor auf! Sonſt wird es eingerennt!
Potz Marterblut und Sakrament!“
Sankt Peter nichts vom Fluchen kennt
Und hält die wilde Meute,
Dieweil ſie ſchön
Das Fluchen verſteh'n,
Und die zerſchrammten Brüſte zu ſeh'n,
Für heilige Martyrsleute!
Huſchah! Huſchidderah!
Heilige Martyrsleute!

Er läßt ſie ein zum Himmelsthor:
Die Spielleut' pfeifen auf dem Rohr,
Vom harniſchharten Maſſentritt
Erdröhnt des Eſtrichs Chryſolith.
Den Chorus lieber Engelein,
Den ſtören ſie mit Johlen,
Sie raufen ob dem Spiel nit fein,
Verpraſſen, was erſtohlen.
Und Petrus ächzt: „Da würd' am End'
Des Herren höchſter Stuhl berennt!
Schnall' eine Trummen um die Lend',
Du Cherub mir zur Rechten!
Entroll' die Fahn!
Schlag Lärmen dann an!“
Da laufen hin die gröblichen Mann,
Vermeinten, es gäb' zu fechten.
Huſchah! Huſchidderah!
Meinten, es gäb' zu fechten.

Der Cherub führt die Knechte ſchnell
Wohl gen den Schlund der tiefen Höll':
„Ei, fechtet mit dem Lucifer,
Und werdet ſeiner Schätze Herr!“
Der Teufel ließ die Sünderbeut'
In Gier durchs Pförtlein rücken —
Doch hieben ihm die wüſten Leut'
Den glatten Schwanz zu Stücken!
Er zuckt' im Weh das Knie hinauf:
„Bitt' ſchön, zur Erden nehmt den Lauf!
All' Maſtvieh geb' ich euch in Kauf —
Ach! Braten in der Höllen
Sind Sünder nur
Von dürrer Statur —
Als Bet'rin krückt die üppigſte Hur'
Zur hungrigen Schwefelſchwellen!
Huſchah! Huſchidderah!
Hungrigen Schwefelſchwellen.

Er gab 'nen Topf als Ranzion*)
Voll unlöſchbarem Feuerlohn.
Den goſſen ſie auf deutſches Land
Und fachten weiten Waffenbrand!
Nun praſſelt's an die dreißig Jahr
Und iſt kein End zu ſpüren,
Der Knecht iſt feſt**) in Mordgefahr,
Kanns Leben nit verlieren.
Weil Höll' und Himmel weg uns ſpei'n,
Nennt frumbe Landsknecht uns der Ein',
Der Andre ſchreit von Höllenſäu'n —
Wir laſſen's uns nit kümmern.
Hei, frumb und frech
Beim Klingengeſtech.
Wir hauſen fort mit Praß und Gezech
Und hauen den Ball zu Trümmern!
Huſchah! Huſchidderah!
Hauen den Ball zu Trümmern.

Paris. Franz Held.

Auf dem Brenner.

Weich war und warm die ſtille Sommernacht,
Der helle Mond ſtand über dunklen Wäldern,
Beſchien der Alpenwände wilde Pracht
Und ruhte leicht auf Eis- und Trümmerfeldern.

Wollüſtig Sehnen weckt des Mondes Licht
Und miſcht im Hirn vermählend die Gedanken,
Daß mit ſich ſelbſt die zage Seele ſpricht
Und Phantaſien ſich dem Geiſt entranken.

Es ſchärfte mir das Mondlicht Aug' und Sinn,
Die Brennerſtraße ward zum Weg der Zeiten,
In buntem Wirbel ſah ich drüberhin
Die Schemen von Jahrhunderten entgleiten.

Hier drängten ſich, ins Bärenfell gehüllt,
Der Cimbern und Teutonen rauhe Scharen,
Dort ſtürzten aufs italiſche Gefild,
Auf Roms Kultur ſich grimmig die Barbaren.

*) Lösegeld. **) gefeſtet, unverwundbar.

Und andre kamen mit der Jahre Gang
Und Hoffnung schwebte leuchtend her vor allen,
Nach Süden folgten sie dem heißen Drang,
Die Hoffnung blieb – sie aber sind gefallen.

Viel Hunderttausend traten diesen Grund
Voll Lebensmut, umglänzt von lichten Wehren,
Geführt von Helden, träumend, hoffend — und
Hin zogen sie, um nie zurückzukehren.

Hier war's, wo Autharis vorüberzog,
Hier standen Wittelsbacher und Ottonen,
Den Heinrichen, den Hohenstaufen flog
Ihr Banner vor nach den ersehnten Zonen.

Und durch der Großen Häupter zogen hier
Gedanken, mächtig wie der Alpen Zinnen,
Umflattert von der Hoffnung Trugpanier,
Riß unerfüllbar sie ein Traum von hinnen.

Mir war's, als trübte sich des Mondes Schein,
Wie ins Vergangne schweiften die Gedanken,
Auf einem Leidenswege voller Pein
Schien zitternd mir sein bleiches Licht zu schwanken.

Und jene Schatten, die mir stumm genaht,
Sind treu in der Erinnrung mir geblieben,
Als Leidensstraße scheint mir heut der Pfad
Auf der Geschichte Karten eingeschrieben,

Als ein Passionsweg, den mit Blut befleckt
Von Ewigkeit die Völkerscharen gingen,
Weil sie von dunklen Träumen aufgeschreckt
Im Netze ihrer Sehnsucht sich verfingen.

München. Franz Wichmann.

Kritische Anmerkungen zum modernen Kunst-Ausstellungswesen.

Von Fritz Hammer.
(München.)

Fast gleichzeitig mit der deutsch-nationalen Kunstgewerbeausstellung in München wurde die große Landesausstellung in Kopenhagen eröffnet. In Kopenhagen hatten Dichtung und Musik ihren würdigen programmmäßigen Anteil an der Eröffnungsfeier: ein weit über Dänemark hinaus bekannter Dichter hatte eine Festkantate verfaßt, der geniale Opernkomponist Lange-Müller eine charakteristische, dem Text sich anschmiegende Musik dazu gesetzt. (Die Kantate zerfällt in drei Hauptchöre, welche den Ackerbau, die Industrie und die Kunst verherrlichen.) Nach Absingung des Schlußchors hielt Graf Fries, der ehemalige dänische Premierminister, die Festrede voll Schwung und Feuer.

In der Kunststadt München begnügte man sich mit viel weniger. Irgend eine Regimentsmusik schmetterte einige Märsche herunter, von irgend einem Musikmeister komponiert. Der Vorsitzende des Ausstellungskomitees, Direktor einer Kunstgewerbeschule, verlas eine lange, schulmäßig bieder stilisierte Rede in ziemlich unkünstlerischer Weise. Es war mehr ein hart herausgestoßenes Syllabieren, als ein flüssiges Vorlesen. Diese reizlose dilettantische Behandlung unserer Muttersprache pflegt selbst in künstlerischen Kreisen noch ganz in der Ordnung gefunden zu werden, zudem ist sie fast bei allen oratorischen Gelegenheiten, gleichgiltig welcher Art die festliche Veranlassung sein möge, so sehr im Gebrauche, daß niemand daran Anstoß zu nehmen scheint. In Gottes Namen! Von einer Festdichtung oder einem Festgesang war keine Spur wahrzunehmen, obwohl es in München weder an begabten Dichtern noch an hervorragenden Tonsetzern mangelt — wir nennen von letzteren nur den jungen genialen Richard Strauß, — die mit Begeisterung sich der Aufgabe entledigt hätten, das Fest der Künste durch Gesang und Musik vervollständigen und in eine höhere Gefühlssphäre erheben zu helfen. Nein, nichts von alledem. Nüchtern, steif und langweilig, so scheint den Münchener Kunststädtern gerade eine Kunstausstellungseröffnung das zweckmäßige offizielle Gepräge am besten zu wahren. Die Anwesenheit des königlichen Hofes und der Glanz der Uniformen übergoldet schicklich viele Mängel.

Am Sonnabend vor Pfingsten fand die Kopenhagener Eröffnungs-

feier ihren Abschluß in einer Abendgesellschaft, die der dänische König für alle diejenigen gab, welche in irgend einer Beziehung zu der Ausstellung standen. Auch die Vertreter der in- und ausländischen Blätter waren geladen. Um 9 Uhr versammelten sich die Gäste, ungefähr 400 an der Zahl, in Christians VII. Palais auf der Amalienborg. Nachdem die Majestäten in den inneren Gemächern Kur abgehalten, mischten sie sich unter die Gesellschaft und unterhielten sich hauptsächlich mit den Vertretern der Presse, deren Vorstellung der durch seine meisterhafte Übersetzung des „Faust" bekannte Professor Peter Hansen übernahm. Das Abendessen fand um $10^1/_2$ Uhr im Palais des Königs statt, wohin die Gesellschaft durch einen verdeckten Gang gelangte. Auf alle Teilnehmer dieses Festes wird die herzliche Freundlichkeit der Majestäten einen unvergeßlichen Eindruck gemacht haben.

In der königlich bayerischen Kunststadt München war bei der Eröffnung der deutsch-nationalen Ausstellung von alledem keine Rede. Eine besondere Berücksichtigung der Vertreter der Presse fand diesmal insoweit statt, daß man ihnen bei der Eröffnungsceremonie einen günstigeren Platz, als sonst bei ähnlichen Anlässen in München zu geschehen pflegt, angewiesen und für die Herstellung eines Lese- und Schreibzimmers gesorgt hatte, dessen Benutzung den Journalisten manche Bequemlichkeit bietet. Sodann hatten sich die Direktorien beider Ausstellungen bereit finden lassen, einem von dem Münchener Journalisten- und Schriftstellerverein geplanten „Internationalen Preßkongreß", einige angenehme Eß- und Trink- und Deklamier-Veranstaltungen auf Ausstellungskosten zuzusichern. Der kunstsinnige Hof scheint noch bei jener klassischen Auffassung des Zeitungswesens zu verweilen, welche unterschiedlos im Journalisten nur den Reporter und den Mann des „verfehlten Berufs" erblickt.

Von den verschiedenen Ausstellungen, welche neulich die alte Gelehrtenstadt Bologna mit der Feier ihres achthundertjährigen Hochschuljubiläums verband, nimmt die internationale Musikausstellung einen hervorragenden Rang ein. Dieselbe wurde am 6. Mai eröffnet.

Das italienische Königspaar, der Kronprinz, die Minister Crispi und Grimaldi wohnten den Eröffnungsfeierlichkeiten bei, die in vier endlosen Reden bestanden und so trocken als nur irgend möglich waren. Die Fest-Ouvertüre von Eugenio Pirani, die programmmäßig zur Aufführung gelangen sollte, mußte im letzten Augenblick ausfallen, wegen Streitigkeiten zwischen dem Komitee und dem Impressario, und so weihte man denn die erste „Internationale Musikausstellung" ohne Musik ein — gewiß eine Kuriosität!

Der Musikpalast, der den großen, 3000 Personen fassenden Saal enthält, überragt die Gebäude für Industrie, Landwirtschaft und Kunst durch Pracht und Eleganz. In den an den Saal grenzenden Räumen ist die eigentliche Musikausstellung untergebracht. Im unteren Stock befindet sich die moderne Abteilung, die teilweise noch nicht fertig ist, im oberen diejenige der Altertümlichkeiten. In beiden Abteilungen ist Deutschland hervorragend vertreten.

* * *

Über den Charakter der Münchener Ausstellung am Isarkai hat sich Herr Friedrich Pecht, der Altmeister der Münchener Kunstkritik, in einem Berliner Blatt in folgender markiger Weise ausgesprochen:

„Die seit dem 15. Mai eröffnete deutsche Kunstgewerbeausstellung bestätigt in erfreulichster Weise, daß uns der Zopf nicht nur hinten hängt, was er ja immer that, sondern daß er uns neuerdings auch ins Herz gewachsen scheint. — Denn alles, was sich da als besonders neu aufspielt, ist Rokoko, wenn nicht gar chinesisch. Aufs Mandarinentum rudern wir ja offenbar überall los, heute, wo es das höchste Ziel jedes biederen Deutschen ist, womöglich einen blauen Knopf, ein „von", einen Kommerzienrats-, wenn nicht Professorstitel zu erhalten. Woher nur diese Vorliebe für den Stil Ludwig XV. und XVI. auf einmal über uns gekommen ist? Dämmert in uns etwa die Ahnung auf, daß wir vor einer ähnlichen Sintflut stehen könnten, wie sie den Letzteren weggeschwemmt?

„Jedenfalls ist diese Mode, denn mehr ist es nicht, eine um so abgeschmacktere, als sie uns einen heillosen Schaden zufügt, uns um einen Stil bringt, der, wie die deutsche Renaissance, wirklich volkstümlich und dabei der passendste Ausdruck für eine Periode nationalen Aufschwungs war, wie die jetzige. Auch die Spät-Renaissance Schlüters und selbst Pöpelmanns hat ihre Berechtigung bei uns, weil wir sie besser dargestellt haben, als irgend eine andere Nation, wie schon Semper bemerkte. Aber welcher Dämon plagt uns, Rokoko- und Zopfstil wieder aufzuwärmen? Haben wir wirklich so große Sehnsucht nach den Zuständen, deren vollkommen entsprechender Ausdruck sie vor 100 Jahren waren? Nichtsdestoweniger ward unser Ausstellungsgebäude im selben Stil errichtet, wie er in Nymphenburg von François Cuvillier und Anderen angewendet ward und zu einem Ergebnis von kolossaler Nüchternheit führte. Diese ist denn auch noch eher überboten worden im Innern unseres Ausstellungsgebäudes, während allerdings das Äußere weit mehr befriedigt und einer gewissen Größe nicht entbehrt. Die wunderbar reizende Umgebung an

den wild rauschenden Fluten der hier durch drei köstliche Inseln und mehrere Brücken geschmückten grünen Isar, mit der herrlichen Aussicht auf die gegenüber liegende, mit Palästen und Kirchen wie prächtigen Baumgruppen besetzte Gasteighöhe, thut dann das übrige, um ein Ganzes von außerordentlichem malerischen Reiz hervorzubringen.

Wie die in unserer Nation immer vorhanden gewesene Neigung zur Pedanterie die Schulmeisterei und den Trieb, jede freie Thätigkeit zu verstaatlichen, mächtig fördert, am liebsten jeden erwachsenen Menschen zum Beamten und jeden jungen zum Schüler machen möchte, das können wir in unserer Ausstellung genügend studieren. Freiheit und Notwendigkeit, die sich so sehr bedingen, sind uns offenbar beide eigentlich gleich sehr zuwider. An ihre Stelle setzen wir mindestens die Tyrannei der Mode, deren Willkür wir uns dann als geborene Nachahmer unbedingt unterwerfen, wie wir dies eben jetzt bei der völlig unbegründeten und für uns nur nachteiligen Vertauschung unseres nationalen Stils mit dem unserem Naturell wenig entsprechenden Rokoko gethan haben, dessen leichte französische Anmut bei uns gleich in den viel schwerfälligeren Zopf ausartet."

* * *

Dem aufs Starke, Wuchtige angelegten bajuwarischen Volksgeiste angemessener wirkt die Empfangshalle, welche der Architekt Albert Schmidt für die Internationale und Jubiläumskunstausstellung in die Mitte des Münchener Glaspalastes gebaut hat. Es ist ein prachtvoller Kuppelbau von den stolzesten Verhältnissen, getragen von farbigen Säulen und gewaltigen, grün bronzierten Karyatiden. In die weißen Flächen des Gewölbes sind Gemälde von Geyer eingelassen, die durch ihre tiefe Farbe außerordentlich kräftig wirken. Über der mittleren Kuppelöffnung erhebt sich eine Laterne mit kleineren farbigen Säulen, das Ganze in licht- und stimmungsvollster Weise krönend. An diesen herrlichen Redoutenbau, dessen Innenraum ein lustig plätschernder Springbrunnen mitten in einem Walde kostbarer Palmen und Ziersträucher einnimmt, schließen sich niedrigere gewölbte Säulenhallen an, welche in die Flucht der Ausstellungssäle führen. Soweit unsere Erinnerung geht, ist dies die imposanteste und schönste Festhalle, welche bis jetzt von Münchener Künstlern für ihre Ausstellungszwecke geschaffen wurde.

Von den Ausstellungswerken selbst nehmen in erster Linie die Leistungen der verhältnismäßig sehr zahlreich und bedeutend vertretenen Hellmaler (Pleinairisten und Impressionisten) sowie die historische Sammlung der Münchener Malerschule seit hundert Jahren unsere Auf-

merksamkeit in Anspruch. Trotz des sehr beschränkten Raumes — wenigstens wurde dies vielen ausstellungslustigen Künstlern gegenüber als Abweisungsgrund geltend gemacht — räumte man dem Spezialisten der Kopfmalerei Herrn Prof. Franz v. Lenbach zwei ganze Säle für eine Sonderausstellung seiner bekannten „zeitgenössischen Bildnisse" ein — Bildnisse, an denen nichts zeitgenössisch ist als der Name des Malers und seiner Modelle. Lenbach selber mit seiner altertümelnden Technik und Stilisierung mutet uns wie ein Überlebender der Vergangenheit an. Über diese ganze Lenbach-Spezialität ist schon so übergenug gesagt und geschrieben worden, daß wir über die Separatausstellung stillschweigend zur Tagesordnung übergehen können. Wir werden im nächsten Hefte der „Gesellschaft" ausführlicher über die moderne Richtung referieren.

Die offizielle Eröffnung dieser Ausstellung hat am 1. Juli stattgefunden. Sie bot außer der Rede des Präsidenten Eugen Stieler keinerlei bemerkenswerte neue Momente.

Wir schließen, indem wir den Wortlaut dieser Rede dem Nachdenken unserer Leser überliefern.

„Mit freudigem Stolze haben wir heute die Thore dieses Palastes geöffnet, denn wir hoffen mit dem Werke, das nun vollendet ist, der Kunst, dem Vaterlande, der Heimat gedient zu haben.

Wohl galt es harte Arbeit, mehr denn je; denn überall ist das Verständnis dafür wach geworden, daß es einem Lande, einer Stadt Ehre und Nutzen ist, der Sammelpunkt zu werden für das geistige und künstlerische Schaffen der Völker.

Was uns trotz des Wettbewerbes so vieler Städte zum Siege verholfen, das ist der alte Ruhm Münchens als Kunststadt, den es zunächst Bayerns erlauchtem Herrscherhaus verdankt.

Wie viel künstlerisches Streben und künstlerischen Erfolg umfaßt das Jahrhundert, das zwischen heute und der ersten Ausstellung liegt, welche München gesehen!

An dem Tage, da wir die Jubiläumsausstellung eröffnen, gedenken wir dankbaren Herzens des großen Königs, der München zur blühenden Heimat der Künste gemacht.

Ludwig I., der königliche Mäcen ist nicht mehr; aber es lebt sein Geist in dem erlauchten Sohne. Jubelnd und vertrauend, mit dem Gefühle innigsten Dankes huldigen wir heute Euerer Königlichen Hoheit, unserem erhabenen Protektor, dem Träger des Gedankens, daß es eine hohe, eine königliche Aufgabe ist, Hort der idealen Güter eines Volkes, Schirmherr der Künste zu sein.

Opferfreudig haben Regierung und Volksvertretung, Stadt- und Bürgerschaft geholfen, denn das Bewußtsein ist lebendig geworden, was die Kunst einem Volke ist: daß sie bildet und erzieht, daß sie segensreich und befruchtend einwirkt auf weite Kreise der Volksarbeit und damit auf die Wohlfahrt des Volkes selbst; bei den hohen Staatsregierungen des Deutschen Reiches wie des Auslandes haben wir jenes Entgegenkommen gefunden, welches allein es möglich machte, eine Ausstellung zu schaffen, die würdig ist der alten Tradition. Wärmsten Dank all' denen, die sich als Gönner unserer großen Sache erwiesen.

Schließlich, aber nicht in letzter Linie sei dankend Derer gedacht, die uns gegeben, was die Frucht ihres Ringens und ihrer Arbeit ist — der Künstler aller Nationen.

Möchten die Tausende, welchen diesen Palast durchwandern werden, allzeit dessen eingedenk sein, daß in jedem der Werke, die hier vereinigt sind, uns ein Menschenstreben, das Ergebnis einer ernsten Lebensarbeit entgegentritt.

Möchten die Künstler lernen aus dem Vergleich mit dem Schaffen anderer und ein neuer Aufschwung unserer Kunst der Erfolg dieses Jahres sein! Dann ist das Ziel erreicht, das wir erstrebt."

Soweit Herr Eugen Stieler.

Der aufmerksame Leser wird sich u. a. die Frage vorlegen, warum denn in dieser Festrede die beiden großen Kunstkönige Max II. und Ludwig II. mit so beredtem — Stillschweigen übergangen wurden?

Rodbertus und sein Hauptwerk „Das Kapital".

Von Karl Pröll.*)

(Berlin.)

1776 erschien Adam Smiths epochemachendes Werk über „Natur und Ursachen des Nationalreichtums". 1825 starb der Prophet des

*) Aus der zweiten Sammlung „Moderner Totentanz", welche demnächst im Verlag von Adolf Landsberger, Berlin, erscheinen wird.

modernen Sozialismus, Saint Simon, nachdem er kurz vorher das „neue Evangelium“ verkündet. Ende 1875 verschied in unserer Mitte, unerkannt von den Zeitgenossen, der originelle sozial-ökonomische Denker Rodbertus.

Die reife Frucht seiner Studien und Forschungen, welche er ursprünglich als das „Problem“ bezeichnen wollte, hielt derselbe über zwei Jahrzehnte einem erkenntnisscheuen Geschlechte verborgen. Der Trieb nach einer vollendeten Gestaltung, nach einer unbezwinglichen Beweisführung, welcher diesem Wahrheitsgenie eingeboren war, ließ auch indessen fast ein ein Menschenalter erreichendem Studientag die grundlegende Untersuchung nicht zum gänzlichen Abschluß gelangen. Weitere acht Jahre zögerten die Herausgeber von Rodbertus' litterarischem Nachlaß (der selbstbewußte Vorredner Adolf Wagner und der eigentliche Bearbeiter Theophil Kozak) mit der Veröffentlichung, die vor vier Jahren (1884) erfolgt ist. Dieses Meisterwerk nationalökonomischer Analyse und kühner sozialer Synthese liegt in einem stattlichen Band als „Vierter sozialer Brief an Kirchmann“ vor.

Der jetzige Haupttitel „das Kapital“ deckt nicht völlig den Inhalt, indem zwei selbständige Erörterungen, welche dasselbe Leitmotiv anklingen lassen, der Lehre vom Wesen und der historischen Entwickelung des Kapitals vorausgehen. Diese sind: ein „Resumé der Rententheorie“ und die unbeendete „Charakteristik der Handelskrisen“.

Die Aufgabe, die Kerngedanken dieser im großen Ideenstile durchgeführten Ergründungen in wenige Zeilen zusammendrängen, ist eine äußerst schwierige. Diese Skizze wird nur das allerwichtigste berühren. Vielleicht errät man daraus wenigstens die sozial-ethische Tragweite seiner Forschungen.

In Rodbertus war jener kategorische Imperativ des Staates lebendig, welchen Aristoteles im Eingange der „Politik“ folgende unvergängliche Worte geliehen hat: „Nach dem höchsten Gute trachtet aber vorzugsweise der Verein, welcher der bedeutendste ist und alle anderen umfaßt — der Staat oder Staatsverein.“ Das bleibt der Grundzug der gesellschaftshistorischen Auffassung von Rodbertus. Eine Fülle des Wissens wird in ihm kritisch und schöpferisch thätig, geadelt durch die klassische Form begrifflicher Darstellung. Wie das elektrische Bogenlicht, in dem die Kraft innerster Atombewegung zur Leuchte geworden, wirkt diese hellstrahlende Geistesoffenbarung auf unsere eigene Denkfähigkeit. Licht und Schatten erscheinen streng geschieden, für Übergangsschatten, für Dämmerungsgedanken bleibt wenig Raum übrig. Wir sehen das Ziel, wir er-

kennen zugleich, was im Kreise unserer sozialpolitischen Ordnung schon jetzt gethan werden könnte und sollte.

Der Schwerpunkt des von Rodbertus logisch und kritisch entwickelten, historisch erläuterten Systemes ist die scharfe Abgrenzung des Kapital-Begriffes und dessen Sonderung sowohl vom Einkommen, der Grundlage unserer sozialen Existenz, als auch vom Privatkapital, der gegenwärtigen Form unserer nationalwirtschaftlichen Organisation.

Um diesen Begriff genau zu fixieren, erfaßt er denselben zuerst in der Thätigkeit des „isolierten Wirtes" — diesem Heckepfennig aller individualistischen Theorien — dann in der auf Arbeitsteilung beruhenden Gesellschafts- oder Nationalwirtschaft. Hier beobachtet er die Erscheinungen, welche sich in einer hypothetisch angenommenen, aber auch als einstige Zukunftsform gedachten Gemeinwirtschaft ohne Grund- und Kapitaleigentum einstellen müßten, um schließlich zum heutigen Staate mit Grund- und Kapitaleigentum überzugehen.

Es ist dies eine Betrachtungsweise, welche an die Lehrstufen bei Erkenntnis der astronomischen Grundanschauungen erinnert. Hierbei wird in erster Linie die Gestalt und die Bewegung der Erde um ihre eigene Axe bewiesen, dann die Bewegung der Erde um die Sonne verfolgt und endlich noch die Einwirkung der keineswegs unveränderlichen Neigung der Erdaxe zur Ekliptik dargelegt, aus welchen Momenten der Wechsel und die Veränderung unserer Tages- und Jahreszeiten hervorgehen. Auch bei Rodbertus gelangen wir durch eine ähnliche methodische Auseinandersetzung allmählich zum Verständnis der Erscheinungen und Umwandlungen der „Gesellschaftsformationen" im sozialen Weltsysteme. Der „kindliche" Wahn von einem Beharren dieser Gesellschaftsformationen, von der „ewigen" Giltigkeit der Institutionen, innerhalb welcher wir herangewachsen sind, wird uns genommen.

Der „isolierte Wirt" (das aus jeder sozialen Beziehung herausgerissene Individuum") muß fortwährend arbeiten, um seine stets wieder auflebenden Bedürfnisse zu befriedigen. „Das Einkommen bilden die Befriedigungsmittel, mit welchen ihn die Arbeit regelmäßig versieht. Das Kapital sind die Werkzeuge und Materialien, mit und aus denen die Arbeit dieses Einkommen herstellt." Das natürliche Kapital ist also Produkt, das noch weiter zur Produktion dient. Das Kapital aus der heutigen Form der sozialen Produktion, das Privatkapital erscheint als etwas ganz anderes.

Rodbertus veranschaulicht dies in dem Urtypus aller Produktion. „Der isolierte Wirt bricht sich einen Stecken ab und schlägt damit eine

Frucht vom Baume. Diese Frucht wird damit keineswegs ein gemeinsames Produkt der Arbeit und des Steckens. Sie ist vielmehr das Produkt der Arbeit, die den Stecken brach und der Arbeit, die ihn führte.“ Ohne Stecken würde es mehr Zeit und Mühe gekostet haben, die Frucht zu gewinnen, ja es wäre vielleicht unmöglich gewesen, sie zu erreichen. „Aber das bei diesem Vorgang erhöhte Einkommen ist nur das Produkt einer produktiveren Arbeit“. Wenn der isolierte Wirt nun noch die Frucht in irgend einer Weise umwandelt, um sie besser genießen zu können, sie mehr seinem Bedürfnisse anpaßt, so wird dieselbe neuerdings zum Material der Produktion, zum Kapital, welches wiederum durch die Arbeit zum fertigen Produkt, zum Einkommen, umgewandelt wird.

Das Kapital bleibt mithin die Anfangsarbeit, welche durch die Schlußarbeit zum Einkommen, zum Endprodukt sich entwickelt. Ersteres bildet also, wenn ich mich der Ausdrücke der mechanischen Bewegungslehre bedienen darf, den Werk-Stoff, mit dem aber die Werk-Kraft, die Arbeit, bereits unauflöslich verbunden ist. Dieser Werk-Stoff erhält durch neue Werk-Kraft nur eine veränderte Richtung nach dem Ziele von Einkommensgütern, den gewünschten Befriedigungsmitteln.

Das Kapital besteht nach dieser Begriffsentwickelung aus Materialien und Werkzeugen für die Arbeit. Es darf aber nie mit dem fertigen Produkt, dem zum Verbrauch, zur Nutznießung dienenden Werke, mit dem Einkommen verwechselt werden. Die Steigerung der Produktivität hängt keineswegs von letzterem, sondern von jener „mittelbaren Arbeit“ ab, die auf seine Herstellung verwendet worden ist. Sein Wesen liegt nicht darin, daß es „ein Vorrat, eine gewisse Menge von Kapitalgegenständen wäre“, noch in der Dauer dieser Kapitalgegenstände. „Wenn der Wilde den Stecken, mit dem er die Frucht abgeschlagen, nach dem Gebrauch wieder zerbricht oder fortwirft,“ so war derselbe nach der einhelligen Ansicht der Nationalökonomen, doch „ebenso gut Kapital, als die Tausende von Zentnern Baumwollt, die dauerhaften Gebäude und die Maschinen einer heutigen Spinnfabrik.“ Beide bilden Produkte, die noch weiter zur Produktion dienen.

Dieses Kapital entsteht in der „isolierten Wirtschaft“ nicht durch Sparen, durch Zurückhalten von Konsumtion. Es schließt nicht die Unterhaltungsmittel des isolierten Produzenten in sich, die er braucht, während er eine neue Arbeit durchführt. Das Kapital verhält sich auch nicht zu dem Einkommen wie das Muttertier zu seinen Jungen. Beide sind Geschöpfe einer außer ihnen stehenden Kraft, der Arbeit.

Diese Klarstellung, diese Erhellung des Kapitalbegriffs, welche schon

sozialpolitische und nationalökonomische Forscher wie Rodbertus unternommen, hat dieser recht im vollen Umfange durchgeführt. Sie hat für die nationalökonomische Wissenschaft dieselbe Bedeutung, wie die nach jahrtausendlangem Irrtum gefundene Erkenntnis, daß die Erde sich um die Sonne, nicht die Sonne um die Erde bewege. Nicht das Kapital, sondern die Arbeit bildet den Zentralpunkt der Weltproduktion, um welchen sich diese bewegt.

Das Kapital ist nur ein abgelöster Ring dieser Produktion, welcher sich im historischen Verlaufe zum Kapital-Eigentum, zum Privatkapital verdichtet und in einer eigenen Sphäre abgeschlossen hat, deren Dauer keineswegs mit jener des Zentralkörpers gleich sein muß. Das ptolemäische System in der Nationalökonomie mit seinen künstlichen Theorien ist damit begraben. Das System des Kreislaufes aller Produktion um die Arbeit öffnet uns den Weg zu den naturgemäßen sozialen Gravitationsgesetzen.

Hiermit hätten wir schon die weitere Entwickelung der bahnbrechenden Lehre von Rodbertus angedeutet. Vom Kapital des „isolierten Wirtes" gelangen wir zum Nationalkapital, welches zuerst in dem Zustande ohne Grund- und Kapitaleigentum, und dann in dem Zustande mit Grund- und Kapitaleigentum, im Eigentumsstaate (der heutigen Gesellschaftsordnung) betrachtet wird. Dieses Nationalkapital entspringt in beiden Zuständen einer Staatswirtschaft, welche sich aus der Teilung der Arbeit ableitet.

Mit der Arbeitsteilung erzeugt sich unter den Individuen eine Gemeinschaft, die allen Begriffen der isolierten Wirtschaft einen neuen Charakter aufdrückt. Dieser verlangt noch andere wirtschaftliche Begriffe und eine Reihe neuer wirtschaftlicher Thätigkeiten. Die Produktion erfolgt in Produktionsabschnitten vom Rohstoff zu den Halbfabrikaten und von diesen zu den fertigen Einkommensgütern; sie erfolgt in Produktionsfächern und den sie zusammensetzenden Produktionsgruppen oder Unternehmungen. Es findet mithin eine zeitliche, stoffliche und örtliche, eine horizontale und vertikale Gliederung dieser Produktion statt. Es gehen daraus hervor die Thatsache des Produktenaustausches und die sie regulierenden Begriffe und Funktionen von Wert, Geld, Kredit. Das Nationalbedürfnis muß erforscht, das Nationalkapital verwendet und reproduziert, die Verteilung des Nationaleinkommens besorgt werden.

Eine oberste staatswirtschaftliche Zentralbehörde, eine Art von Reichsarbeitsamt, hätte nach Gemeinbedürfnis und vorhandenen Arbeitskräften die Leitung der Nationalproduktion zu führen, die Funktionen der heutigen Privatunternehmer und des Finanzministers zu übernehmen. Zur Teilung

der Arbeit würde sich die Teilung des Erarbeiteten gesellen. Aber nicht nach den Grundsätzen eines genußrohen, banausischen Kommunismus. Das gesamte Nationaleinkommen wäre nach Maßgabe der „Normalwerkarbeit“, auf deren Erklärung wir aus Raummangel verzichten, des durch dieselbe konstitutionierten Wertes an die einzelnen Produzenten zu verteilen, nachdem vorher die öffentlichen Bedürfnisse und für die Träger der „immateriellen Berufe“ (Gelehrte, Künstler, Ärzte, Beamte, Soldaten u. s. w.), der erforderliche Abzug gemacht worden. Die Liquidation der Arbeitswerte würde in Arbeitsbons erfolgen, die kostspielige „stehende Maschine des Metallgeldes“ für die Verteilung des Einkommens überflüssig werden. Es bestände kein Grund- und Kapitaleigentum, das in die Hände der Gesamtheit übergegangen, wohl aber das durch Arbeit gewonnene Einkommens-Eigentum. Die mit wenigen charakteristischen Zügen hingeworfene Sozialistenorganisation von Rodbertus läßt sich hiernach als ein individualisierter Kommunismus bezeichnen.

Ein hochidealer Gedanke in einer vom Erwerbsfieber verzehrten, von sozialen und Wirtschaftskrisen geängstigten Zeit — heute aber noch über unserer geschichtlichen Atmosphäre in den Äther des reinen Denkens entrückt. Dabei darf man nicht glauben, daß Rodbertus sein staatswirtschaftliches Zentralorgan mit absolutistischen oder reaktionären Gedankenbildern in Verbindung bringt. Freiheit und Gleichheit des Individuums sollen nur durch den Volkswillen beschränkt und bedingt sein.

Geistvoll sind Rodbertus' Betrachtungen über die zunehmenden kommunistischen (Staats- und Gemeinde-) Bedürfnisse im heutigen Staatsleben, über den Kampf des „mittelalterlichen Kommunismus“, dem die Kreuzzeitungspartei ihre Waffen entlehnt, mit dem modernen Kommunismus. Die individualistischen Systeme erscheinen ihm nur als geschichtliche Hebel, um den ersteren aus den Angeln zu heben. Hierdurch belebt er seine großen sozialhistorischen Perspektiven, welche die notwendige Aufeinanderfolge der Epochen und Staatsbildungen „mit Menscheneigentum oder Sklaverei“, „mit Grund- und Kapital-Eigentum“, mit „Einkommens-Eigentum“ zu begründen suchen.

Wenn in dem Staate ohne Grund- und Kapitaleigentum sich das Nationalkapital nicht anders verhalten wird, als das Kapital des isolierten Wirtes, wenn dazu Werkzeuge und Materialien, aber nicht das Einkommen gehören, so vollzieht sich im Staate mit Privateigentum die Arbeitsverteilung zwar in derselben Weise. Allein die Verteilung der fertigen Einkommensgüter erfolgt nach plutokratischen Grundsätzen. Grund und Boden, sowie das Produkt gehören jetzt auf allen Stufen einem Besitzer, sind

„Privateigentumslose" geworden, welche ihren Besitzern Anteile am Nationaleinkommen, die Renten gewähren. „Das Grund- und Kapitaleigentum hält nicht bloß die Erde, sondern auch die gesamten Nationalproduktionen von Anfang bis zum Ende, in allen Produktionswirtschaften mit seinen Schlagbäumen besetzt, und treibt von den Produzenten seinen Zoll ein." Aber nicht durch einen Preisaufschlag am Produkt, sondern durch einen Preisabschlag am Lohn. Wenn die neueren Nationalökonomen den älteren vorwerfen, daß diese das Geldkapital für das eigentliche Kapital genommen, so ist den neueren vorzuwerfen, daß sie das Privatkapital für das wahre, das Kapital an sich betrachten.

Das Privatkapital ist aber kein wesentlicher nationalökonomischer Begriff. Es wird durch das Grund- und Kapitaleigentum bedingt, das seinen Bestand nur aus der wandelbaren Rechtsgeschichte der Völker gewinnt. Es ist keineswegs unerläßlich für die Produktion, da ja, wie Rodbertus beweist, die Lohngüter wie die Rentengüter gleichzeitig und in gleicher Weise entstehen, indem sie bei der stufenweisen Produktion allmählich realisiert werden. Es leistet der Arbeit mithin keine Vorschüsse in Lebensunterhaltsmitteln, welche ganz fälschlich auch zum Kapital, statt zum Einkommen, gerechnet werden. Durch diese willkürliche Annahme wurde die Wahnvorstellung von einer eigenen Lebenskraft und selbständigen Wirkung des Privatkapitals erzeugt, für die es sich mit dem Löwenanteil an der Produktion belohnt.

In dem einleitenden „Resumé der Rententheorie" wird der gleiche Gedankenprozeß durchgeführt, nur daß den Ausgangspunkt die Thatsachen des heutigen Erwerbs- und Wirtschaftslebens bilden. Auch hier wird nachgewiesen, daß alle Renten, Kapital- und Grundrenten, aus einem Werte des Nationalproduktes gezahlt werden, der nicht höher ist, als die Arbeit, welche dasselbe gekostet. Der Preisabschlag am Lohne wird aber nicht nur durch die Rente und die Steuerquote für öffentliche Staatsbedürfnisse bewirkt, sondern auch noch durch den Unternehmergewinn, so daß der Lohn des Arbeiters stets zum Niveau des notwendigen Lebensunterhalts und der Aufzucht des Arbeiternachwuchses herabzusinken strebt. Ricardos Grundrente wird mit Recht als eine bloße Differential-Grundrente hingestellt. Die Rente entsteht wesentlich nur durch den Abzug vom Arbeitslohne.

Dieses heutige System der Verteilung des Erarbeiteten unter der Herrschaft des Privatkapitals hat aber, sich selbst unbewußt, einen selbstmörderischen Charakter, der sich in den „Handels-Krisen" äußert. In einer äußerst klaren Beweisführung widerlegt Rodbertus die Ansicht

von Kirchmann, der in dem geringen Lohne der Arbeiter die alleinigen Ursachen dieser Krisen sah. Er erinnert an die Thatsache, daß den Handels- und Produktionskrisen verhältnismäßig große Löhne vorausgehen und gelangt zu dem Schlusse: Es müssen, falls die Produktivität und die damit verbundene Ersparung der menschlichen Arbeitskraft sich steigert, derartige Krisen immer eintreten, wenn nicht die Löhne im gleichen Verhältnis fortschreiten, d. h. stets einen bestimmten Anteil an dem Nationaleinkommen erhalten. Sonst wächst die Produktivität unter den Händen der Unternehmer immer leiser, während die Abfindung und damit die Kaufkraft der Arbeiter gleichzeitig ebenso leise zurückschreitet. Da aber die Arbeiter die Majorität der Gesellschaft bilden und mithin auch die Mehrheit der Käufer, so wird den Unternehmern ohne ihr Verschulden durch dieses Sinken des Arbeitsanteils der Boden unter den Füßen entzogen. Diese Handelskrisen bilden die unvermeidliche Mitgift eines sich selbst überlassenen Verkehrs, der „Anarchie in der wirtschaftlichen Welt".

Aus diesem ehernen Gesetz der Wirtschaftskrisen entspringen die näheren praktischen Reformwinke von Rodbertus.

Zuschrift aus dem Leserkreis.

Der im Maiheft der „Gesellschaft" enthaltene „Berliner Theaterbrief" von Conrad Alberti, das „Deutsche Theater" betreffend, giebt mir Veranlassung zu einigen Gegenbemerkungen, die ich mir erlaube hier folgen zu lassen.

Nicht auf die Auslassungen über die Leitung des „Deutschen Theaters", über die Reklamesucht mancher seiner Mitglieder, oder über die Preßverhältnisse will ich näher eingehen; diese Auslassungen mögen berechtigt sein. Was allein mich in dem Brief ungemein befremdet hat, ist die Art und Weise, wie Herr Alberti an den Schauspielern als solchen, und ganz speziell an Herrn Kainz, Kritik übt.

Die Kritik über letzteren erweckt fast den Glauben, als sei sie in dem Bestreben verfaßt, eine Persönlichkeit, der man nichts anhaben kann, um jeden Preis herunterzureißen. Damit wäre Kainz' Bedeutung natürlich wieder überschätzt.

Daß die äußere Erscheinung K.s zu wünschen übrig läßt, kann nicht geleugnet werden, doch sind diese Mängel keinenfalls so groß, daß man sich über dieselben nicht leicht hinwegsetzen könnte. Herr Alberti übertreibt da etwas sehr. Übrigens

haben derartige Äußerlichkeiten mit den Leistungen eines Schauspielers nichts zu thun — sie beschränken höchstens seinen Wirkungskreis, beeinträchtigen aber nicht seine Leistungen (ich erinnere nur an Kean und Seydelmann) — und das Aufzählen solcher Mängel in der Weise, wie es hier geschah, gehört gar nicht in eine Kritik.

Selbst das „wirre" Haar von Kainz ist dem Herrn Kritiker im Wege! Nun, das ist Geschmacksache; mir gefällt diese Frisur entschieden besser, als die glattgescheitelte, pomadenglänzende Salonperrücke, und ich glaube auch kaum, daß letztere einen Romeo oder Carlos genießbarer machen würde.

Was nun Kainz' Organ betrifft, so ist dasselbe allerdings hoch und spröde, aber all dies verschwindet gegenüber der Thatsache, daß dies „hohe", „spröde", „metallose" und „thönerne" (!) Organ zum Herzen zu sprechen weiß, was man von so manchem, an sich schönen Organ nicht sagen kann. So kenne ich z. B. das Organ Possarts mit seinem seltenen Metalltimbre, und das der Frau Magda Irschick, beides Stimmen von absoluter Schönheit, die das Gemüt aber vollständig kalt lassen und nur das Ohr gefangen nehmen.

Überdies hat Kainz eine Art, ungezwungen natürlich und dabei doch deutlich und bestimmt zu sprechen, die ich besonders rühmenswert finde.

Wenn Herr Alberti Kainz vorwirft, daß er als Carlos den Vater „mit einer beispiellosen Mißachtung von oben herab behandelt, so daß man den Zorn des an Etikette gewöhnten Monarchen sehr wohl begreift und gar nicht unberechtigt findet", so wäre es ja gerade ein Verdienst von Kainz, wenn er durch sein Spiel bewirkte, daß man den vom Dichter vorgeschriebenen, doch nicht etwa von Herrn Friedmann improvisierten Zorn des Königs begreift und berechtigt findet. Es handelt sich aber hier weder um ein Verdienst, noch um einen Fehler von Kainz: wie die Szene geschrieben ist, kann sie mit den ehemaligen spanischen Etikettenverhältnissen gar nicht in Einklang gebracht werden, wie auch wohl das ganze Drama nicht; das mag Herr Alberti mit Schiller ausmachen, nicht aber mit Kainz.

Nach meinem Dafürhalten hat Kainz den Fehler, daß seine Leistungen zu sehr von seiner jeweiligen Stimmung abhängen und infolge dessen sehr ungleich ausfallen. Ist er nicht aufgelegt, so steht jeder mittelmäßige Schauspieler, der nur Eifer und Begeisterung für seine Rolle mitbringt, über ihm, und dann hat auch Herr Alberti mit einigen seiner Behauptungen recht. Ich habe das an Kainz wohl erfahren, ebenso aber weiß ich, daß er im anderen (günstigen) Falle eine geradezu hinreißende Wirkung erzielt, der sich kein Unbefangener zu entziehen vermag.

Herr Alberti scheint das Unglück gehabt zu haben, Kainz stets nur unaufgelegt zu sehen, wobei ich unerörtert lasse, ob dieses „unaufgelegt" auf die Stimmung des Herrn Kainz oder auf die des Herrn Kritikers bezogen werden soll.

Ich glaube aber eher das Richtige zu treffen, wenn ich den Grund der übertriebenen Kritik darin suche, daß Herr Alberti sich von seinem gerechten Zorn über die Käuflichkeit der Presse u. s. w. allzusehr hat übermannen lassen und des Überschusses von Entrüstung sich nicht anders zu entledigen gewußt hat, als indem er Kainz sozusagen als Blitzableiter benutzte.

Berlin, Juni 1888. A. L.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München. Verlag von Wilhelm Friedrich.

August Silberstein

Religiöse Wandlungen.

Von Eduard v. Hartmann.

(Berlin-Lichterfelde.)

Seit dem Erscheinen meiner Schrift „Die Krisis des Christentums“, in der ich den spekulativen Protestantismus einer kritischen Beleuchtung unterzog, sind zwar erst acht Jahre vergangen, aber dieser kurze Zeitraum ist doch lang genug gewesen, um eine kulturgeschichtlich interessante Wandelung im Lager des liberalen Protestantismus herbeizuführen. Die Negation, welche schon in der zweiten Hälfte der 70er Jahre bedeutend zahmer geworden war, ist inzwischen fast ganz verstummt, weil das Interesse an derselben im Publikum völlig erloschen ist, und die Geistlichkeit sich überzeugt hat, daß sie mit ihr nur die Kirchen leer predigt. Die religiöse Indifferenz hat das frühere Interesse an der liberalen theologischen Kritik lahm gelegt; wo aber ein kirchliches Interesse noch besteht oder wieder erwacht, da findet es bei den links-liberalen Geistlichen nicht mehr seine Rechnung, sondern wendet sich an positivere Richtungen. Der antiliberale Wind, der durch das neue Reich und durch unsere Jugend weht, ist auch dem Wachstum des liberalen Protestantismus nachteilig geworden; aber selbst in der Schweiz schrumpft das Häuflein der liberalen Theologen und sein studentischer Nachwuchs immer mehr zusammen.

Dabei ist aber leider von einer Vertiefung des religiösen Bedürfnisses und der religiösen Gesinnung keine Spur zu bemerken; sondern es ist eine ganz äußerliche, kalte, gesinnungslose und katholisierende Kirchlichkeit, welche an Stelle der gesinnungsvollen liberalen Opposition zu treten beginnt. Man möchte gern der drohenden staatlichen und gesellschaftlichen

Auflösung einen Damm entgegenstellen, und blickt sich nach den noch vorhandenen konservativen Mächten um, welche diesem Streben eine Anlehnung und Stütze gewähren könnten; eine solche Macht glaubt man auch in der Kirche zu erkennen, und nur darum wendet man sich ihr wieder zu. Unsre gebildete Jugend ist heute weit ungläubiger als in irgend einem der vorhergehenden Geschlechter die Jugend es war; aber sie spricht nicht mehr von ihrem Unglauben, weil ihr das Pathos der Wahrheit selbst in seiner negativen Gestalt abhanden gekommen ist. Sie ist skeptisch und indifferentistisch, fachstreberisch und genußsüchtig und deshalb gleichgültig gegen die Unwahrhaftigkeit, die in dem äußeren Anschluß an eine ihr innerlich völlig entfremdete Kirche liegt. Das Pathos der Negation hat sich aus den Kreisen der Bildung in diejenigen der Halbbildung und Unbildung geflüchtet, und treibt hier seine Propaganda um so erfolgreicher und mit um so besserem Gewissen, als ihm das berechtigte Gefühl der Überlegenheit über die skeptische Gesinnungslosigkeit und Idealloſigkeit der Gebildeten zur Seite steht. Die kirchenfeindliche Schicht in der Masse verbreitert sich so von Jahr zu Jahr, und alle vereinten Bemühungen des Staats, der Kirche und der Schule, „dem Volke die Religion zu erhalten", vermögen das Umsichgreifen der Unchristlichkeit und Irreligiosität höchstens ein wenig zu verlangsamen.

Die evangelische Kirche hat ein deutliches Gefühl davon, daß die „Früchte des Geistes", welche an ihr wachsen, immer spärlicher werden, und daß eine Wiedererstarkung von innen heraus beim Weiterschreiten auf dem bisherigen Wege kaum zu erwarten ist. Die es deshalb am ernstesten mit der Kirche meinen, beginnen an der praktischen Wirksamkeit des evangelischen Geistes in seinem freien Walten zu verzweifeln, und suchen der Kirche wenigstens eine äußerliche Kräftigung und verstärkte äußere Machtbefugnisse zu retten, d. h. sie beschreiten den Weg der allmählichen Rekatholisierung der protestantischen Kirche. Auf diesem Wege hoffen sie des Zeitgeistes Herr zu werden, freilich mit dem geheimen Kummer, daß ihnen die katholische Kirche auf diesem Wege weit, sehr weit voraus ist. Aber sie wollen lieber sich an die Rockschöße des Katholizismus hängen, um für die Kirche zu retten, was noch zu retten ist, als daß sie ihrer eigenen Ohnmacht geduldig erliegen. Der Gedanke einer Reunion der Schwesterkirchen hat für die protestantischen Klerikalen nichts Abschreckendes mehr, da sie die Kluft zwischen sich und dem unfehlbaren Papsttum mit Recht für viel schmaler erkennen als die andre zwischen sich und dem Zeitgeist. Auch von Männern, die einst für liberal galten, hört man den Ruf ausstoßen, daß die Zeit nahe sei, wo alle Christen sich um die Fahne Christi

scharen müßten, um dem Antichrist des Zeitgeistes Widerstand zu leisten. Die andern, mehr evangelisch als kirchlich Gesinnten, welche das moderne Vereinswesen zur Abwehr ultramontaner Übergriffe benutzen wollen, mögen wohl des Atems und der Dinte viel verschwenden, werden aber sicher ihre Bestrebungen im Sande des Indifferentismus verrinnen sehen.

Was konnte in einer solchen Zeit religiöser Gesinnungslosigkeit eine spekulative Theologie für Chancen haben? Eine solche setzt voraus, daß das Pathos der Wahrheit sowohl in seiner negativen wie in seiner positiven Form aufs höchste entwickelt ist, und daß ein tiefes und starkes religiöses Bedürfnis mit Macht zur spekulativen Synthese der Negation und der Position hindrängt. Eine Zeit, in welcher das Pathos der Negation nur bei der rohen Unbildung, in den gebildeten Kreisen aber nur Indifferentismus und äußerliche Kirchlichkeit zu finden sind, müßte auch den genialsten Versuch einer Rettung des Protestantismus durch die spekulative Vertiefung seines Dogmas als verlorene Liebesmühe erscheinen lassen. A. E. Biedermann ist zur rechten Zeit aus der Reihe der Lebenden abberufen worden, um das völlige äußere Scheitern seines Lebenswerkes nicht mehr mit anzusehen. Es war ihm aber noch vergönnt, die zweite Auflage seiner christlichen Dogmatik herauszugeben. Diese zeigt unverkennbar, daß für die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, selbst dann, wenn dieselbe an und für sich lösbar gewesen wäre, seine immerhin sehr bedeutende spekulative Anlage doch nicht ausgereicht haben würde. Wenn in der ersten Auflage die Unbestimmtheit in der Behandlung gewisser metaphysischer Fragen die Vermutung rechtfertigte, daß Biedermann den christlichen Theismus wesentlich im Sinne eines konkreten Monismus verstehe, an dem nur einige nicht unwichtige Reste des abstrakten Monismus hängen geblieben seien, so zeigt die zweite Auflage, daß sein konkreter Monismus, auch da wo er nicht in abstraktem Monismus stecken bleibt, doch nur ein theistisch gebrochener Monismus ist und auf eine unphilosophische Halbheit hinausläuft. Ich muß deshalb zur Ergänzung des hier über die erste Gestalt seiner Dogmatik Gesagten auf meine Besprechung der zweiten Auflage derselben verweisen, in welcher ich zugleich Biedermanns sehr ausführliche Kritik meiner Religionsphilosophie (Prot. Kirch.-Ztg. 1882 No. 47—52, 1883 Nr. 2) so weit als nötig berührt habe (Zeitschr. f. Phil. u. phil. Krit. 1886 Bd. 88 Heft 2 S. 161—179).

O. Pfleiderer hat sich in der neuen Bearbeitung seiner Religionsphilosophie in zwei Bänden nicht unerheblich von Biedermanns spekulativem Standpunkt entfernt, und hat sich dadurch der herrschenden theologischen Zeitströmung mehr genähert, welche dahin geht, über alle mehr meta-

physischen Dogmen, in denen der tiefste Gehalt des Christentums zum Ausdruck glangt ist, zu schweigen oder mit oberflächlicher Berührung hinwegzugleiten. Was ich über die Abweichungen dieser zweiten Auflage von der ersten und über die im ersten Bande gegen mich gerichtete Kritik zu bemerken hatte, habe ich in zwei Rezensionen der beiden Bände (in den Blättern für litterar. Unterhaltung) niedergelegt, deren Hauptinhalt in dem Aufsatz „Zur Religionsphilosophie" (in meinen „Philosophischen Fragen der Gegenwart" Nr. VI) zusammengefaßt ist.

Der dritte von den in meiner „Krisis des Christentums" vorzugsweise berücksichtigten Theologen, A. Lipsius, hat in seinem Buche „Philosophie und Religion, neue Beiträge zur wissenschaftlichen Grundlegung der Dogmatik" (Leipzig 1885) auf S. 31—33, 45, 58, 76, 94, 239 u. 304 einige Entgegnungen gegen meine Kritik der erkenntnis-theoretischen Grundlagen seiner Dogmatik einfließen lassen, welche mir zu einer Rückäußerung keinen Anlaß geben. Ich kann mich damit begnügen, auf die Rezension des Lipsiusschen Buches von A. Lasson in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" 1886 Bd. 89 Heft 1 S. 101 fg. zu verweisen.

Wenn Lipsius noch eine Mittelstellung zwischen den spekulativen Theologen einerseits und den gänzlich unspekulativen Neukantianern andererseits einnimmt, so treten neuerdings mit dem Rückgang der spekulativen Neigungen mehr und mehr solche völlig unspekulative Theologen in den Vordergrund der Zeitinteressen. Eine solche Theologie, welche sich gegen alles Metaphysische nicht nur als Skeptizismus, sondern als negativ-dogmatischer Agnostizismus kehrt, paßt vortrefflich zu der verächtlichen Metaphysikscheu unsrer Tage überhaupt und zu dem religiösen Indifferentismus unsrer gebildeten Kreise insbesondre. Sie hat es bei ihrer Gleichgültigkeit gegen die christlichen Dogmen sehr leicht, sich mit dem Schein geschichtlicher Unbefangenheit und wissenschaftlicher Exaktheit zu umgeben und kann der Negativität der philosophischen und historischen Kritik unbedenklich große Zugeständnisse machen; denn sie behält sich vor, nach allen diesen doch nur scheinbaren Zugeständnissen plötzlich mit beiden Beinen in das positive Kirchentum hineinzuspringen, wie die ungläubigen konservativen Gesellschaftskreise es wünschen und brauchen. Die Begründung dieses salto mortale aus dem skeptisch-indifferentistischen Agnostizismus in das positive Kirchentum mag so schwach ausfallen, wie sie will, — diese Schwäche wird der Theologie bereitwillig nachgesehen, da das positive Ergebnis ebenso wie der negative Ausgangspunkt den Bedürfnissen des Zeitgeistes entspricht.

Wenn das ganze kunstvolle Dogmengebäude als eine heidnische Entstellung des reinen ursprünglichen Christentums beiseite geschoben wird, so applaudiert das Publikum und erläßt diesen Theologen gern die Frage, was denn nun eigentlich der unentstellte reine Kern des Christentums sei. Diese Frage ist nämlich gar nicht mehr zu beantworten, wenn sich nicht dabei herausstellen soll, daß es ein unchristliches Reformjudentum ist;*) diese Theologie geht deshalb auch wohlweislich um diesen angeblichen Kern des Christentums, der nicht mehr kirchlich-dogmatisch sein soll, wie die Katze um den heißen Brei herum. Für das praktische Bedürfnis genügt ihr die landläufige Kanzelphraseologie; aber sie bedenkt nicht, daß dieselbe nur von dem stillschweigend vorausgesetzten Dogmengebäude ihren Sinn erhält, und nach dessen Beseitigung jeden Sinn verliert. Sie kann sich getrost über diesen Einwand hinwegsetzen, weil ihr Publikum an diese Phraseologie gewöhnt ist und auf die Reflexion über den Sinn oder die Sinnlosigkeit derselben zu Gunsten der Ermöglichung des Kirchentums bereitwilligst verzichtet. Schlimmsten Falls wird, wie in der orthodoxen Kirchenlehre, der Hinweis auf die geschichtliche Offenbarung und die innere Glaubenserfahrung benutzt, unbekümmert darum, daß der Inhalt der geschichtlichen Offenbarung eben erst in dem kunstvollen Dogmengebäude der Kirchenlehre seine Präzisierung und Klarstellung erfahren hat, und daß die innere Glaubenserfahrung eine zunächst ganz unbestimmte Gemütsthatsache ist, die erst der spekulativen Auseinanderlegung ihres impliciten Gehalts bedarf. Wo die geschichtliche Offenbarung auf den reinen Kern des ursprünglichen Christentums beschränkt wird, da schrumpft sie unmittelbar zu einem vorchristlichen Rudiment zusammen; wo die innere Erfahrung des religiösen Lebens ohne Rücksicht auf überlieferte Dogmen ausgedeutet werden soll, da hört die Möglichkeit einer Kirche im bisherigen Sinne auf, und es kann nur dann ein nennenswertes Ergebnis herauskommen, wenn die verpönte philosophische Spekulation an die Stelle der ebenso verpönten kirchlichen Dogmatik tritt.

Es liegt auf der Hand, daß die Philosophie keinen entsprechenden Anlaß hat, sich mit einem solchen Standpunkt kritisch zu beschäftigen, wie sie Grund hatte, es mit dem spekulativen Protestantismus zu thun. Es genügt, diese Zeiterscheinung als eine neue Phase der Selbstzersetzung des Christentums und als ein interessantes Symptom von der Nähe des Endes zu konstatieren. Der hier gewaltsam zusammengeschweißte hyper-

*) Vgl. „Die Selbstzersetzung des Christentums und die Religion der Zukunft", 3. Aufl. Abschn. IV und V und „Religionsphilosophie" 2. Aufl. Teil I S. 514—531.

kritische theoretische Skeptizismus und unkritische kirchliche Positivismus muß notwendig auseinanderfallen, sobald die gedankenlose Nachwirkung der gewohnten Kanzelphraseologie aufhört. Dann werden sich die hier verkoppelten Geister scheiden müssen in solche, denen es Ernst ist mit dem ungläubigen Agnostizismus, und in solche, denen alles an der Erhaltung des positiven Kirchentums liegt; die einen werden sich vom Christentum, auch von dem unangebbaren reinen und ursprünglichen Kerne desselben abwenden, die andern dem Katholizismus zukehren.

Mit welcher Ruhe und Selbstgewißheit der Katholizismus den Eintritt dieses Ereignisses erwartet, das zeigt sich unter anderm in der Hettingerschen Schrift: „Die Krisis des Christentums; Protestantismus und katholische Kirche“ (Freiburg i. Br. 1881), welche, wie schon ihr Titel zeigt, durch die erste Auflage meiner Schrift veranlaßt ist. Der Katholizismus hat ganz Recht, wenn er die Selbstzersetzung des Christentums nur als eine den Protestantismus betreffende Erscheinung gelten lassen will; denn nur das Lebendige kann sterben. Eine Mumie ist vor Verwesung sicher, aber sie ist nicht davor sicher, daß sie nicht einmal bei irgend einer starken äußeren Erschütterung in Staub zerfällt. Vorläufig wird sie noch durch die Binden und steifen Brokatgewänder der katholischen Kirche, d. h. durch deren ungeistliche, weltliche Machtstellung zusammengehalten. Es ist kein Wunder, daß das religiöse Bedürfnis des Volkes sich lieber an diejenige der zwei geistverlassenen Kirchen anschließt, welche ihm wenigstens äußerlich durch straffe hierarchische Organisation und sozialen Einfluß imponiert, und daß es in Ermangelung einer wahrhaft lebendigen und zeitgemäßen Religion sich an die Reste vergangener Herrlichkeit hält. Einen gänzlichen Umschwung dieser äußeren Weltlage kann man nicht eher erwarten, als bis eine dem religiösen Bedürfnis und dem Zeitgeist gleichmäßig Rechnung tragende Religion hervortritt.

Die Grundzüge einer solchen vorauszuschauen, kann man nur dann versuchen, wenn man den Blick gleichzeitig auf den geschichtlichen Entwickelungsgang des religiösen Bewußtseins der Menschheit und auf die spekulative Auslegung der inneren Erfahrung eines von keinen Dogmen und keiner äußeren Offenbarung befangenen religiösen Bewußtseins richtet. Diesen Versuch habe ich in den beiden Teilen meiner Religionsphilosophie unternommen. Wie der erste historisch-kritische Teil dieses Werkes in dem Schlußabschnitt der „Selbstzersetzung des Christentums“ im voraus angedeutet war, so der zweite systematische Teil desselben in dem Schlußabschnitt der „Krisis des Christentums“, welcher die Überschrift trägt: „Das religiöse Grundphänomen als Quellpunkt der Zukunftsreligion“.

Überblickt man die Aussichten, welche das Christentum aus rein praktischen, kulturhistorischen Gesichtspunkten in der Gegenwart hat, und vergleicht man dieselben mit denjenigen, welche es zur Zeit des alten römischen Reiches hatte, so stellt sich der Überschlag sehr zu Ungunsten der Gegenwart, auch dann, wenn man von der inneren Schwierigkeit einer Vereinigung des Christentums mit der modernen Weltanschauung ganz absieht. Auch im alten römischen Reich bestand eine Religion oder vielmehr eine Menge verwandter Konfessionen, welche von dem Fortschritt des Zeitgeistes seit ihrer Entstehung überholt waren; in diese trat das Christentum als eine aus dem Zeitgeist selbst erwachsene Konkurrenzreligion neu hinein. Jetzt hingegen steht das Christentum kulturgeschichtlich betrachtet an Stelle der damaligen Staatsreligionen, gleich ihnen unfähig, sich aus sich selbst zu verjüngen, und nur bis jetzt noch von keiner neuen aus dem Zeitgeist selbst erwachsenen Konkurrenzreligion in ihrem Besitzstande bedroht. Damals hatte das Christentum den Vorzug, einer Menge von Bedürfnissen der Menschheit Befriedigung anzubieten oder zu verheißen, für welche in dem damaligen Staats- und Gesellschaftsleben noch nicht vorgesorgt war, und eine Anzahl neuer begeisternder Ideen und Ideale in rein religiöser Form den Massen entgegenzubringen; heute sind dieselben Bedürfnisse in besserer Weise in staatlichen und sozialen Formen ohne religiösen Hintergrund befriedigt, und die damals neuen und begeisternden Ideale sind gleichsam säkularisiert, d. h. in weltlicher Gestalt zum gewohnten Besitz der Völker ohne alle Beziehung auf Religion geworden. Damals begnügten sich die am Diesseits verzweifelnden Volksmassen mit einer Vertröstung auf die Erfüllung ihrer Wünsche in einem nahe gerückten Jenseits; heute ist das Jenseits dem Volksglauben so fern als möglich gerückt und in Mißkredit geraten und statt dessen geht ein glühender Drang durch die Massen, ihre erträumten Ideale von Freiheit, Gleichheit und Glückseligkeit schon im Diesseits durch soziale Reformen oder Revolutionen zu verwirklichen.

Was die alten jüdischen Propheten sich unter dem Gottesreich gedacht hatten, war doch wesentlich nur ein israelitisches Königtum von Gottes Gnaden mit streng geordneten Rechtszuständen; ein Staat, in welchem es keine ungesühnten Verbrechen, keine verfolgte Unschuld, keine schutzlose Witwen und Waisen, keine Willkürherrschaft der Starken über die Schwachen und keine ungerechten Richter mehr gäbe. Dieses Ideal des nach göttlicher Rechtsordnung regierten Staates war auch für den späteren jüdischen Begriff des Gottesreiches und für seine Übertragung ins Urchristentum die unerschütterliche Grundlage geblieben, welche nur phan-

taſtiſche Ausſchmückungen erhalten hatte, und ſich im Gegenſatz gegen die rechtloſen Zuſtände der die Volksmehrheit bildenden Sklaven, gegen die Willkürherrſchaft der römiſchen Beamten in den auszuſaugenden Provinzen und gegen die mangelhafte und beſtechliche Rechtspflege immer von neuem als ideales Poſtulat dem Bewußtſein aufdrängte. Dieſes „Gottesreich“ aber beſitzen wir in den modernen Kulturſtaaten des neunzehnten Jahrhunderts annähernd verwirklicht, am meiſten in denjenigen, welche ſich eines ehrenwerten Richterſtandes und Beamtentums erfreuen, wie z. B. Deutſchland. Was an der Vervollſtändigung des „Rechtsſtaats“ noch zu thun iſt, erwartet heute jedermann nur noch von politiſchen Reformen und ſittlicher Arbeit, aber nicht vom Weltuntergang und Himmelreich.

Für das römiſche Reich und deſſen Sklavenwirtſchaft mußte es ein lindernder Balſam ſein, die Gleichheit aller Menſchen vor Gott als erlöſungsbedürftiger Sünder und die äußerliche Verwirklichung dieſer Gleichheit im Jenſeits verkünden zu hören. Die Gegenwart, welche keine Sklaverei und Leibeigenſchaft mehr kennt, iſt an die Schlagworte der franzöſiſchen Revolution als an rein weltliche Ideale gewöhnt, und die vollſtändige Durchführung der demokratiſchen Prinzipien gilt denen, die nach denſelben hungern und dürſten, als eine bloße Zeitfrage, die mit religiöſen Glaubensſätzen nichts mehr zu ſchaffen hat.

Das kommuniſtiſche Ideal mag ſelbſt in den Urgemeinden niemals ſtreng zur Durchführung gelangt ſein, jedenfalls war es als Ideal aufgeſtellt und als ſolches für die chriſtliche Propaganda in den beſitzloſen Volksſchichten eine nicht zu unterſchätzende Macht; aber dieſes kommuniſtiſche Ideal war doch nicht auf die Dauer, nicht auf wirtſchaftlichen Erwerb ſondern nur auf wirtſchaftlichen Konſum der bereits erzeugten Genußgüter gerichtet und hing in dieſer Geſtalt ganz und gar von dem Glauben an die Nähe des Weltendes ab. Das heutige offizielle Chriſtentum, welches das Evangelium von der Nähe des Weltendes beiſeite geſchoben hat, kann deshalb auch das Proviſorium des Verzehrs-Kommunismus nicht mehr vertreten. Dafür iſt das kommuniſtiſche Ideal in rein weltlicher Geſtalt eine Macht unter den Beſitzloſen geworden, aber nun nicht mehr in der unfruchtbaren ſich ſelbſt aufhebenden Geſtalt des bloßen Konſum-Kommunismus, ſondern in der fruchtbareren Dauerform des Produktiv-Kommunismus oder Sozialismus, der ſich als irdiſches Glückſeligkeitsideal ausdrücklich allen transcendenten Seligkeitsidealen entgegenſetzt, um die ganze Energie der Menſchheit für ſeine Verwirklichung in Beſchlag zu nehmen.

Ein Hauptmittel der urchriſtlichen Propaganda waren die Verſiche-

rungsgenossenschaften auf Gegenseitigkeit, insbesondere die Sterbekassen; sie bildeten nicht nur den Rechtstitel, unter welchem die Christengemeinden im römischen Reiche ihre Existenz begründeten und behaupteten, sie waren auch ein Hauptanziehungsmittel für den Beitritt neuer Mitglieder. Staat und Gesellschaft hatten die Aufgabe der Versicherung noch nicht erfaßt, darum konnten die religiösen Bruderschaften sich derselben als eines herrenlosen Gutes bemächtigen und an ihr erstarken. Die Gegenwart mit ihrem bereits hochausgebildeten freiwilligen und obligatorischen Versicherungswesen hat der Kirche dieses Feld der Thätigkeit definitiv abgeschnitten, doch stehen wir in dieser Hinsicht erst am Anfang einer großartigen Entwickelung, welche mehr und mehr auch die Wohlthätigkeit, Armenpflege, und Krankenpflege den Händen der Kirche entwinden und auf rein weltlichem Boden organisieren wird. Dasselbe gilt von der Schule, welcher das Christentum, wenn nicht in der Urzeit, so doch im Mittelalter und der Reformationszeit den größten Teil seiner Machtstellung verdankte.

Je blühender die sozialethischen Institutionen auf rein weltlichem Boden sich entwickeln, desto mehr wird der Kirche das Gebiet, auf dem sie praktische Kulturerfolge erzielen kann, beschränkt. Die evangelische Kirche ist in dieser Beziehung schon in einer recht schlimmen Lage; die katholische Kirche hat sich besser zu stellen gewußt, indem sie es verstanden hat, die scheinbar weltlichen Vereine und Genossenschaften durch Beteiligung der Priester an den Vorständen doch in kirchlicher Leitung zu behalten. Sie hat es außerdem bis jetzt verstanden, der Vergnügungsunternehmer (maître de plaisir) des katholischen Volkes zu bleiben, und sich dadurch allein schon einen bedeutenden Einfluß auf dasselbe bewahrt, indem sie der Befriedigung des Belustigungstriebes nicht nur Nahrung zuführte, sondern auch eine kirchliche Weihe gab. Aber auch die katholische Kirche würde damit ihre Stellung nicht haben behaupten können, wenn sie nicht durch den Beichtstuhl eine seelische Macht über einen großen (namentlich den weiblichen) Teil des Volkes ausübte und diese Macht skrupellos zu Gunsten der Kirche ausbeutete. Das System dieser Ausbeutung besteht wesentlich darin, die unbotmäßigen Glieder der Kirche mittelbar durch den Einfluß der treuen Glieder zur Botmäßigkeit zurückzuführen und in derselben zu erhalten. Die Störung des inneren Familienfriedens und des wirtschaftlichen Gedeihens sind die beiden Haupthebel, welche die Kirche benutzt, um unbotmäßige Glieder ihre Macht fühlen zu lassen und zur Unterwerfung unter ihre Forderungen zu zwingen; die Kräfte, welche an diesen Hebeln wirken, sind der direkte und indirekte Einfluß auf die Beichtkinder, die straffe hierarchische Organisation der Kirche und ihre umfassende Verzwei-

gung, ihre bedeutenden pekuniären Machtmittel, ihre intime Kenntnis der Familiengeheimnisse und ihre Herrschaft über den gesellschaftlichen Ruf und das geschäftliche Renommee der Einzelnen in katholischen Gegenden.

Die evangelische Kirche wird hoffentlich für immer Anstand nehmen, in der Benutzung dieser Machtmittel mit der katholischen in Wettbewerb zu treten. Nur in einem Punkte liegt ihr die Versuchung dazu nahe: in der Benutzung der Furcht vor den Höllenstrafen und vor der Versagung der kirchlichen Ehren; indessen hat hier die katholische Kirche einen nicht einzuholenden Vorsprung voraus: das Fegefeuer und die Macht, zu binden und zu lösen. So lange der Glaube an die Schrecken des Jenseits im Volksgemüt seine Kraft behält, hat die Kirche einen gewissen Einfluß sicher; aber dieser Glaube verblaßt mehr und mehr und verliert stetig an Motivationskraft selbst in streng katholischen Gegenden. Nun hat zwar die Kirche selbst dem ungläubigen Gliede gegenüber noch einen starken Verbündeten an der Volkssitte und deren stillen Einfluß auf die in ihrem Kreise Lebenden; aber diese Macht, z. B. die bei selbst ungläubigen Katholiken häufig zu findende Angst vor der Beerdigung in ungeweihter Erde, ist doch in ihrer Abhängigkeit von der Sitte und Gewohnheit eines allmählichen Verfalles sicher, welcher noch durch gesetzliche Anordnungen, z. B. Entkirchlichung der Begräbnisplätze, beschleunigt werden kann und wird.

Von welcher Seite man auch die Aussichten der christlichen Kirchen auf Erhaltung und Steigerung ihres Einflusses betrachten möge, überall stellen sie sich als ungünstig dar. Ein ganz besonders bedenkliches Symptom aber sei noch zuletzt erwähnt, welches darauf hindeutet, daß selbst bei denjenigen, die es mit den Interessen fürs Jenseits ernst nehmen, die Macht der Kirche und die Bedeutung des Christentums im Schwinden ist, — das ist das Wiederauftauchen und Umsichgreifen der antiken Mysterien unter dem Namen des Spiritismus.*)

Als das griechisch-römische Heidentum anfing, mit den Zuständen des Diesseits unzufrieden zu werden, und in ihm die Sehnsucht nach einer Überwindung des irdischen Pessimismus durch einen transcendenten Optimismus erwachte, da waren es die Mysterien, welche dieser Sehnsucht Beschwichtigung boten, indem sie durch allegorische Schauspiele für die niederen Grade, durch mystische Übungen und spiritistische Sitzungen für die höheren Grade der Eingeweihten die Zuversicht an eine individuelle

*) Vgl. über diesen Gegenstand meine im Jahre 1885 erschienene Schrift: „Der Spiritismus", und daneben die Abhandlung „Der Sonnambulismus" in „Moderne Probleme", 2. Aufl. 1888.

Fortdauer nach dem Tode anschaulich zu begründen und empirisch zu befestigen suchten.*) Daß die heidnischen Naturreligionen sich über die Zeit Alexanders des Großen hinaus behaupten konnten, verdanken sie wesentlich dem Mysterienkultus und dem Umstande, daß sie bereit und im Stande waren, diesen Mysterienkultus in sich aufzunehmen und sich durch ihn zu vertiefen, zu verjüngen und zu stärken, indem sie den Unsterblichkeitswünschen der Menschen Nahrung darboten. Aber gerade der Umstand, daß auch bei diesen Erscheinungen, ebenso wie im heutigen Spiritismus, Betrug und Wunderbares durcheinanderlief, mußte zum Verfall der Mysterien führen, zumal die Nachhülfe der Priester um so nötiger wurde, je mehr der Kreis der Eingeweihten sich vergrößerte.

Das Evangelium von der Auferstehung des gekreuzigten Messias der Juden demokratisierte die Mysterien, indem es ihren Inhalt ersetzte. Die Auferstehung Christi sollte jedem, der an ihn glaubte, die eigne Auferstehung ebenso gut verbürgen, wie die Mysterien den Eingeweihten; wie der Erlösungstod Christi allen Menschen die Gewißheit der Sündenvergebung, so sollte seine Auferstehung allen Menschen die Gewißheit bringen, daß auch für sie der „Stachel des Todes" überwunden sei. Ein solches Evangelium, das auch den Zöllnern und Sündern, den Sklaven und gefallenen Weibern die Teilnahme an der mystischen Auferstehung darbot, mußte auf Grund seiner einmaligen vorbildlichen Heilsthatsache das Bestreben der Mysterien, sich immer von Neuem empirisch von der Fortdauer der Verstorbenen zu überzeugen, prinzipiell als heidnischen Unglauben bekämpfen, und aus demselben Grunde muß auch das heutige Christentum die Versuche des Spiritismus als eine verwerfliche Glaubensschwäche und als eine für Christi Verdienst beleidigende Verirrung bekämpfen.

Wenn somit auf der einen Seite das Christentum ohne Verleugnung seiner geschichtlichen Ursprünge unfähig ist, die spiritistische Wiedererweckung des Mysterienkultus in sich aufzunehmen und zu verwerten, so zeigt doch andrerseits das Wiedererwachen dieser Bestrebungen in der Gegenwart, daß die angebliche Thatsache der Auferstehung Christi im Laufe der Jahrtausende ihre Überzeugungskraft verloren hat. „Ist Christus nicht auf-

*) Vgl. Carl du Prel: „Die Mystik der alten Griechen" (Leipzig 1888) Abschnitt III: „Die Mysterien". Der Nachweis, daß es sich für die höheren Grade um künstliche Erzeugung von Somnambulismus und Mediumismus beziehungsweise um die Zuschauerschaft bei solchen Erscheinungen gehandelt habe, scheint mir in ausreichendem Maße erbracht; nicht aber scheint es mir glaubhaft, daß die Massenversammlungen der niederen Grade etwas anderes als allegorische Schauspiele oder betrügerische Kunststücke zu sehen bekommen haben.

erstanden, so ist unser Glaube eitel"; dieses Wort hat im Lichte der modernen historischen Kritik eine ganz andere Bedeutung gewonnen, als zu der Zeit, da Paulus es niederschrieb. Die Berichte des neuen Testaments genügen dem modernen Menschen nicht mehr, um die Auferstehung Christi und sein Erscheinen vor den Jüngern als unerschütterliche Thatsachen hinzunehmen; er will sie nur glauben, wenn er sich empirisch davon überzeugen kann, daß überhaupt Verstorbene fortleben und Lebenden wiedererscheinen können. Wenn aber dieser empirische Beweis zu erbringen ist, so bedarf es wiederum für den Glauben an die eigne Fortdauer nicht mehr des Umweges durch den Glauben an die Auferstehung Christi. Wer heute an eine individuelle Fortdauer zu glauben geneigt ist, der versteht darunter nicht eine mirakulöse Auferweckung der Toten durch die göttliche Wundermacht um ihrer Sittlichkeit, Frömmigkeit und Gläubigkeit willen, sondern eine naturgesetzliche Thatsache im Sinne einer über ihre bisherigen Grenzen erweiterten Naturwissenschaft.

Daher kommt es, daß die Spiritisten, auch wenn sie sich äußerlich in den Formen der christlichen Religion bewegen, doch innerlich schlechte Christen sind; wo der Spiritismus zum eigentlichen Kultus geworden ist, tritt er entweder selbständig an die Stelle der geschichtlichen Religionen, oder er sucht Anschluß bei solchen Religionen, welche den Mysterienkultus nicht ausschließen, sondern dessen Pflege systematisiert und auf ihren Gipfel erhoben haben. Dies ist aber in den indischen Religionen geschehen, und es ist deshalb nur folgerichtig, wenn der Spiritismus zu einer Restauration der indischen Weltanschauung auf europäischem Boden führt.*) Diejenigen Individuen, denen es in unsrer weltlichen Zeit noch Ernst ist mit transcendenten Bestrebungen, und die dabei noch nicht durch den Pessimismus so weit geläutert sind, um das Erlöschen der eignen Individualität im Tode als Ziel ihrer Hoffnungen zu erfassen, werden deshalb eher im Spiritismus, Neubrahmanismus oder Geheimbuddhismus als im Christentum ihre Rechnung finden. Das Christentum darf sich darauf gefaßt machen, in diesem modernen Mysterienkultus noch weiterhin einen nicht zu unterschätzenden Konkurrenten auf dem Platze zu finden, der zwar stiller wirkt als die politische und humane Freiheits- und Gleichheitsschwärmerei, als die Sozialdemokratie, der Staatssozialismus, das private Versicherungswesen und die weltliche Vereinsthätigkeit, dafür aber auch gerade diejenigen Individuen für sich in Beschlag nimmt, welche durch ihre zugleich trans-

*) Vgl. die diesem Bestreben gewidmeten Zeitschriften: „The Theosophist" und „Sphinx".

cendenten Wünsche und optimistischen Erwartungen in früherer Zeit das wertvollste Menschenmaterial für die Propaganda des Christentums abgegeben haben würden. Ich für meinen Teil kann in dieser Bewegung nur einen sonderbaren Umweg sehen, welchen die Kulturgeschichte einzuschlagen beliebt, um der indischen Weltanschauung unter den occidentalischen Kulturvölkern nur überhaupt erst einmal wieder eine Stätte zu bereiten, und so die Verschmelzung von christlicher und indischer Weltanschauung vorzubereiten, ohne welche die „Religion der Zukunft" nicht eine höhere Entwickelungsstufe als das Christentum repräsentieren könnte.

Das Geheimnis des Wilderers.

Eine Geschichte von August Silberstein.

(Wien.)

Die kräftige Mannesgestalt des Gerhardus Poschacher saß in der großen Vorderstube seines Bauernhofes, auf der alten braunen Bank, die sich längs jener Wand hinzog, die den Fenstern gegenüber stand. Von da konnte man freiaus in die Gegend sehen und namentlich auf den vorgelagerten Hügel oder sogenannten Vorderberg, welcher zur Alpe führt, und auf den Steig entlang des Waldsaumes, welchen die Jäger zumeist gingen.

Gerhard, oder Hartl, wie ihn seine Frau, auch Freunde hießen, hatte seine Pfeife angezündet, sah feierabendlich rastend ins Freie hinaus und erquickte sich am Abendrot des reinen Himmels, welcher nur von einzelnen goldigen Wölkchen durchzogen war und den Wald in allen Farben des Purpurs, unten an den braunen Stämmen, und des Grüngoldes in Blattwipfeln und Nadeln hoch oben, schimmern ließ.

Ein langer, breiter Sonnenpurpurstreif säumte die Hügelkante dort ein, wo eine Lichtung im Walde war; und gerade in dieser Lichtung, so daß er sich besonders merklich aus der Luft und aller Umgebung abhob, stand der Jäger Firmian Volderauer und sah weithin ringsum. Er sah herrisch und stolz aus, wie er dastand, mit dem ganzen Sonnenflammengrunde hinter sich, als wäre er hingemalt, den Hund an der Schnur zu seinen Füßen, das Rohr eine scharfe Linie an seiner Schulter.

Gerhard begann den Rauch stärker auszustoßen, als er den Jäger so bemerkte, und blickte eine Weile unabgewendet hin. Endlich fuhr er

mit der Hand in den dichten Tabaksqualm vor seinem Gesicht und zerstreute dessen Wolken, um sich das Bild nicht verdüstern zu lassen, auch damit ihm nicht das Geringste entgehe; und er fuhr in seinen Gedanken, mit sich sprechend, fort:

„Ob er dort stehen geblieben, um grad' da her, auf dieses Haus zu sehen? Ob er sinnt, wie er da Schaden anstiften, oder sich eines Feind's erwehren kann? — Feind? . . . Bin ich sein Feind? Was kann ich dafür, daß er die Franzl geheiratet hat, mit der ich in der Jugend freilich viel beisammen gewesen! Mein Gott . . . wir sind aus einem und demselben kleinen Ort . . . ich und das Dirnl, das heißt das jetzige Jägerweib . . . und wenn man alle Dirnl heiraten thät', mit denen man eine Scharmuzirerei anfängt, . . . so . . . na ja, sie war ein arm's Ding und mein Hab und Gut hätt' nit gelangt, ich hab' müssen besser vorwärts trachten . . . und mit mein' Weib, Gottseidank, hab ich's gut getroffen . . . meine herzigen Kinder . . . und jetzt hab ichs ermacht und den Hof da gekauft. Ein prächtiges Gütl, hätt's nit besser wünschen können, auf dem Grund gedeiht Alles, und stolz ist förmlich das Haus! Neid't er mich wohl? Neiden Viele. Besser Neider als Mitleider! Aber hätt' ich das Gütl' gekauft, wenn ich gewußt hätt', der Volderauer, ist der Jäger . . . der Mann der Franzi . . . sie selbst im Ort?"

Er sann ein Weilchen.

„Ei, ja!" sagte er sich wieder. „Was soll ich geschreckt sein? Was soll ich mir Mucken in den Kopf setzen und wegen alten Geschichten . . . pah! das ist alles vorüber und ich bin ein Mann bei Haus und Hof, bin ein auf Gült und Gerechtsam, ins Grundbuch geschriebener fester Gemeinbürger, und damit ist's gut . . . die unselige Zeit und die herzschwärmerische Zeit . . . o, du mein Gott, wenn man mit der bloßen Lieb' Steuer und Abgab' zahlen könnt'!"

Nach diesem Sinnen stopfte er mit dem Finger die Pfeife fester, drückte die Asche hinab zur Glut, daß diese stärkeren Rauch gebe. Er bemerkte, daß der Jäger sich gewendet hatte, sein Augenmerk nimmer hierher gerichtet haben könnte und seinen Weg weiter abwärts, heim zum Dorf genommen.

Der Abend war mittlerweile stärker hereingesunken, das Rot hatte einem dunklen Streif Platz gemacht und es düsterte so, daß die Gestalten außen nimmer zu erkennen waren. Der Hausmann erhob sich von seiner Bank, ging in die Nebenstube, von da ins Vorhaus und in den Hof, um allerlei Anordnungen zu treffen, und nach einer Weile kehrte er wieder in die Stube zurück. Er hatte kaum sein grünes Hausmannskäppchen auf

die Bank neben sich gelegt, war sich, nach Gewohnheit, mit den Fingern beider Hände durch die reichen, nicht langen Kopfhaare gefahren, als ein derber Knöchel an der Außenthüre der Stube klopfte.

„Nur immer herein!“

„Ah, Du bist's, Jörg Tobler . . . grüß Dich auch Gott . . . kommst wieder einmal ins Zeitverplaudern . . . gut ist's . . . daß Du Dich meiner erinnerst! . . . kommst mir g'rad recht, um allerlei Sinnirerei mir aus dem Kopf zu treiben. Setz' Dich . . . meine Alte soll uns einen Krug Most bringen! Hörst, Weib drin; einen Most!“ Und nach diesem Ruf in die nächste Thüre fuhr er fort: „... und jetzt red' von Neuigkeiten und guten.“

„Hm,“ sagte Tobler, ein langer, dünner, sehr derbknochiger Mann, mit tiefliegenden Augen und harter, rauher Stimme, auf dessen braunem Gesicht immer Bartstoppeln standen, „gut und neu, Du verlangst nit wenig . . . gut ist, daß Du Dein' Sachen endlich vom Gericht, Alles fix und fertig hast . . . das Beste sogar, daß Du den Besitz auf mein Anraten gekauft hast . . . und neu . . . nun, ich wüßt nix Neueres . . . das Neueste, daß ich den Jäger g'rad begegnet hab, und er hätt' mich bald mehr angeknurrt als sein Hund.“

„Was geht Dich der Jäger an?“

„Mich? O, Du Unschuldiger! Man sieht und hört, daß Du noch nicht recht weißt, was in unserer Gegend da vorgeht. Der Jäger hat mich in Verdacht, daß ich ein Wilderer bin, und er hat sogar gemeint, ich bin der Hauptmann von allen.“

„Du?“ rief Gerhard auf, der bei dem Reden des Tobler in die nächste Thüre gegangen war, seinem Weibe den Mostkrug abgenommen und ihn jetzt dem Gast hingereicht hatte. Der Hausmann war stets in Hörweite der rauhen Stimme geblieben. „Ich hab immer gemeint,“ sagte er jetzt, indem er ein Licht anzündete, „Du denkst nur ans Häuser- oder Bauerngütl-Verkaufen . . . aber an's Jagern . . .“

„Ich bring Dir's . . . Dein' Gesundheit, Hartl!“ sagte der den Mostkrug Haltende. „Aber Du verzeihst schon,“ fuhr er nach dem kräftigen Schluck so dumpf fort, als spräche er in den Krug hinein, „Dein Namensschutzpatron g'hört, mir scheint, zu den heiligen Einfältigen . . . Du hast noch gar nix g'hört . . . oder thust nur so . . .“

„Kein Wörtl!“

„Aber Du schieß'st. Du hast ja das Jagdrecht mit den Andern der Gemein' drüben gehabt, auf Dein' alten Besitz . . . da herin, bei uns, freilich, ist Alles herrisch und kein anderer Mensch soll sich in den Wald trauen oder hoch hinauf ins Gebirg!“

„Und man laßt nit mitschießen, wenn große Jagd? Man ladet nicht ein? . . .“

„Hahaha!“ lachte der andere Mann hart und hölzern auf. „Thomas sollst heißen, Tomerl, der heilige Einfältige oder Ungläubige! Eingeladen? Ja, in eine große Kanone oder Büchse zum Hinausschießen . . . für den Jäger! Du, das ist Dir ein Stockiger, Harter!“

„Wohl gegen mich?“

„Meinst Du . . . weil sein Weib . . . o, ich kenn' die Geschicht' . . . glaub' ja nit, daß dem Jörg was verborgen bleibt, das in der Gegend vorgeht . . . und ich weiß Alles wohl, von der früheren Franzl Gastager und Dir . . . aber das ist nur ein Stein mehr in Deinem Weg, und der Jäger sieht uns so gern bei einer Büchse, wie der Teufel bei dem Weihbrunn!“

„Nun, bei mir sieht er gewiß keine und ich hab meine zwei Jagdgewehr', drüben beim Haus, dem Kaufer gegeben.“

„Das hast Du gethan?“ sagte Jörg erregt und faßte den Mann fast krampfhaft am Handknöchel.

„Warum denn nit?“

„Weil . . . weil . . .“ sagte jetzt Jörg mit einem rollenden Blick, „weil wir da wildern . . . Viele . . . fast Alle . . . die Meisten . . . und weil Du ohne Gewehr aussiehst . . . wie ein . . . na, ich mag das Schimpfwort nit sagen!“

„Jörgl!“ rief der Erstaunte auf, „Du machst mich ja völlig verwirrt! Freilich hab ich meine Gewehre hergegeben . . . so gern, wie das lustige Kind die Äpfel . . . wenn ich sie haben könnt . . . und ich sag Dir's, schier mit einem Zährl hab ich die alte, braune Büchs, die schon mein Vater gehabt hat, zum letztenmal aus der Hand gelegt. O, die alten Freuden! . . . Aber jetzt ist's aus!“

„Aus? Warum?“ Jörg setzte den Krug wieder an.

„Ein Gewehr . . . und die Jagd . . .“

„Die Jagd ist da!“ Der niedergesetzte Krug klappte auf den Tisch nieder.

„Ich versteh' . . . aber ein Jagdgewehr . . .“

„Kannst Du schweigen . . .?“

„Ich mein', schon! Ein Mann!“

„Gut!“ sagte Jörgl mit kurz herausgestoßenem dumpfen Ton. „Unsere Gesundheit vorerst und auf gute Freundschaft!“ Sie tranken.

Und jetzt fing Jörg an seiner Jacke und Weste zu knöpfen an und holte schweigend ein flaches Päckchen heraus und noch ein anderes, und

bald griff er an seine linke Hüfte, von welcher ab er einen Fuß bisher steifer gehalten als gewöhnlich, was Gerhard gar nicht bemerkt hatte; und nach wenigen Augenblicken blitzte ein Gewehrlauf im Scheine des Lichtes und waren vor den weit geöffneten Augen des Zuschauers ein Kolben, Schloß und Alles, was zu den Bestandteilen einer Jagdflinte gehörte, enthüllt. Einige wenige geschickte Handgriffe des Eigentümers . . . die Flinte war beisammen nnd er legte das Rohr wagerecht an, drückte ein dunkelglutiges Auge zu und zielte mit dem anderen vor sich in die Luft.

Erstaunen und Gruseln faßte den Hausmann! Er machte, wie unwillkürlich, einige Schritte im Zimmer hin und her. Dann sah er, wie besorgt, in die Nebenthüre, ob Niemand daselbst außer Weib und Kind, zuletzt eilte er rasch an die Fenster, schob die dichten grünen Vorhänge vor die Scheiben und sagte: „Du denkst gar nit, es kann Lauscher an der Wand oder Hereingucker geben!“

„Du bist vorsichtig!“ rief Jörg mit der Brummstimme, wie mit einer Art freudigem Grunzen auf. „Ich bin auch aus Vorsicht gerade zu Dir hereingegangen, weil ich dem Jäger am Wald begegnet bin. Du bist außer Verdacht.“ Er wiegte dabei wieder das Gewehr in seiner Rechten und sagte: „Probier' einmal, wie Dir so was taugt!“

Gerhard schloß die Thüre, welche ins Nebenzimmer führte, nahm ihm das Rohr aus der Hand und besah es mit hastigem Blick. Ein feines, sehr handliches Ding. Als sein Auge über all das Blinkende und Blanke flog, als er es in der Hand fest und sicher hielt, da überkam's ganz eigenartig den früheren Jagdeifrigen. Endlich sagte er: „Ja, das waren andere Zeiten . . . jetzt aber ist Unsereiner . . .“

„Ein Schütz wie er's war . . . aber nur ein heimlicher!“ rollte Jörg mit dumpfer Stimme hervor.

Gerhard legte auch die seltsame Jagdflinte wagrecht an und suchte entlang dem Rohre, darüber hinaus, ein Ziel. „Tusch!“ stieß und zischte er plötzlich, überraschend kräftig heraus, als ob er einen Schuß losgelassen hätte und es ihm eifrig, begeistert ins Blut gegangen wäre.

„Triffst Du gut?“ frug Jörg fest, nachdem es in seinem Auge aufgezuckt hatte.

„Unter drei Schuß, zwei Schwarze!“

„Einen Bock . . .“

„Fehlen? Da müßte der Kerl fliegen!“

„Auch bei Nacht, in der Sternhelle . . . oder bei Mondlicht?“

„Wenn er nicht der Teufel selber und verschwind't . . .! Aber mit Fleisch und Knochen . . .“

„Du bist mein Freund!“ rief Jörg auf. „Du bist der Unsere. Du gehst mit ins Jagern!“

„Wildern!“

„Wildern! . . . Hast keine Courage?“

„Hm!“

„Willst Dich auslachen lassen? . . . willst den Verdacht aufbringen, daß Du zu den Herrischen gehörst und Dir in keiner Sach' zu trauen wär? Willst all die Vorteile guter Freundschaft da bei Haus und Hof, bei Waid-, Wald- und Wasserrecht verlieren . . . willst ein Alleingeher bei uns werden?“ — Jörg trank.

„Allein . . . aber . . . so wird's nit sein!“

„Hm!“ brummte Jörg. „Ich mag Dir nit raten. Aber, um das handelt sich's gar nit. Courage, Mann sein oder nit, ein leibhaftiger passionierter Jäger . . . und ein Duckmäuser, der sich vor einem so elenden Stelzer, wie der Jäger, fürchtet!“

„Fürchten . . .“ sagte Gerhard mit halber Stimme so vor sich hin.

„Gerad' der Franzi wegen erst recht!“ fuhr der Andere eifrig fort. „Hei, so vor der aufgehenden Moringröt', wenn die ersten Lichter über die Felsspitzen herüber kommen und die Reh' aufsteh'n, oder die Gemsen oben wechseln! . . . Juh!“ schnalzte und kreischte er zugleich. „Und im Mondlicht, wenn der Wald unser, der ganze Berg und die ganze Welt nur unser Eigentum, der rechten Herren mit Mutigkeit . . . oder auch im hellen, lichten Tag, wenn die Zeit nur gut abgepaßt . . . Hartl, es giebt nix Zweit's auf der Welt!“

Der Angeredete schwieg und doch merkte Jörg, daß sein Auge flamme.

„Wär's Herrenrecht, wenn's nit so gut wär? Wär's herrisch, wenn nit dagegen bäurisch: ducken und muckisch zusehen heißen thät'? . . . Hartl, willst eine gute Jagdflinten?“

Noch hielt der innerlich sehr erregte Mann das seltsame Rohr in der Hand, und indem er fast neuerdings sich dessen ganz bewußt ward, zuckten die Finger nächst dem Hahne.

Jörg bemerkte den Eindruck und die seltsame, dem Waffenkundigen besonders auffällige Bewegung.

„Die Büchs ist Dein!“ stieß Jörg mit einem eindringlichen Ton hervor. Und er fügte dann hinzu: „Wenn Du einschlagst . . . wenn Du jetzt nicht mehr den Verdacht auf Dich lenken willst, daß Du etwan nur hast gehört haben mögen . . . mich hast ausholen wollen! . . . Und Du weißt nit, was dann kommen kann!“ schloß er mit einer Art Drohung, welche zugleich von dem Flammen seiner Augen begleitet war.

„Dein Gewehr . . . und . . . aber Du?“ sagte jetzt Gerhard, jedoch wie noch immer unschlüssig.

„Sorg' Dich um mich nit! Ich hab noch eins, geheim . . . und wir werden schon handeleins werden, sobald Du's nur erst ausprobiert. Kannst auch das andere haben. Aber wer weiß, ob Dir's so taugt. Das Beste, Du bleibst beim ersten, und es ist mein bestes!“

Wohlgefällig blickte Der, dessen schlummernde Leidenschaft erweckt worden, auf das schöne, feine und besonders zu heimlichen Zwecken hergerichtete Jagdgewehr.

„Munition? . . . da!“ sagte Jörg, that einen Griff in eine geheime Tasche und brachte jene zum Vorschein. „Freilich ist's heut nur Schrot . . . aber Kugeln . . .“

„Müßt ich nit gießen können!“ rief stolz der ehemalige Schütze auf. „Hab noch ein Gießzeug beim Herumkramen gefunden, erst unlängst. Hab's wohl doppelt gehabt; und mehr als eins zu übergeben war nit nötig!“

„Recht so! Freund, laß es am Gießen nit fehlen. Und bald kommt die rechte Jagdstund'! Jetzt versorg' das Gewehr und laß Dir nix merken.“

„Soll kein Mensch erfahren!“

„Auch nit vor Weib und Kind!“ setzte Jörg fort und frug noch besorgt: „Hat Deine Alte gehört?“

„Die hat mit den Kindern und dem Hauswesen zu thun. Ein gutes Weib belauscht ihren Mann nit . . . meine mich sicher nit!“

„Brav und um so besser!“ sagte er, den Rest des Kruges ausstürzend. „Kannst Du das Gewehr zerlegen?“

„Werde ich nit! Ein alter Schütz!“ Und schon fing Gerhard zu schrauben an, das Ganze mit geschickten Handgriffen wieder auseinander zu nehmen. „Wie handsam!“ rief er dabei vergnügt aus.

„Und Du, wie geschickt! Wenn Du, bei Deinem starken Körper, einmal die Teile an Dir versteckst, kann kein Aug' was bemerken. Weißt aber jetzt wohin damit?“

„In einem Haus mit viel' Rauchfäng', Schwellen und Balken, Keller im Grund und einem Boden hoch oben, wird's noch geheime Schlupf- und Versteckplatzl geben!“

Einen Augenblick schwiegen Beide.

„Geheim?“ fragte nun Jörg mit gar tiefem nachdrucksvollem Ton an und hielt die Hand zum Einschlagen hin.

„Geheim!“ Und die Hand des Mannes hatte in die andere geschlagen.

„Und jetzt ruhsame Nacht . . . laß Dir keinen Schlaf stören drüber . . . versteck das bißl Ding rasch . . . gute Nacht!"

Der Gegengruß verhallte. Die letzte Thür war hinter Jörg dumpf ins Schloß gefallen.

Der Hausmann hörte nur noch eine kurze Weile die verschwindenden Schritte, indem er die Gewehrbestandteile in den nun unbenützten Ofen schob.

Kurze Zeit nachher war das Licht verlöscht, über das Haus die nächtliche Ruhe gebreitet.

Der Nachtwächter schritt rufend vorbei, die Dorfgasse entlang.

* * *

Einige Tage waren nach der Unterredung der Beiden vergangen. Der Hausgesessene und namentlich Neuling auf diesem Grund und Boden hatte vielerlei zu thun. Die Sorge um die Wirtschaft nahm ihn in Anspruch und bei den bunterlei Geräten und Dingen war das eine verborgene, seltsame Ding bald mehr aus dem Nachsinnen verdrängt.

Nur wenn Gerhard in die Berghöhen sah, war's ihm mehr als je, daß er streichende, flüchtige Jagdtiere bemerke, und wenn er einen Schuß knallen hörte, horchte er tief erregt auf und er malte sich das Aufblitzen des Schusses, das Treffen und Erlegen, Erreichen des Wildes so lebhaft aus, daß ihm das Herz immer stärker schlug und die Sehnsucht nach Jagdlust, die eine Weile eingeschlummert war, aufs höchste stieg.

Die reiche Jagd und die nötige Jagd ringsum weckte den Groll gegen den Jäger. Wie schön wär's, wenn er die Leute ringsum aufriefe zum Mitthun . . . aber . . . er will stolz allein sein, Alles besser wissen und haben! . . . Die waidmännischen Bedenken wurden bei Gerhard immer stärker verdrängt durch den Trotz und das Aufbäumen des Überwinders der Gegensätze.

Als er gerade in seinem Garten stand und aufmerksam in die Zweige eines Birnbaumes sah, denen einige junge Spitzen von einer Spinnraupe arg verdorben waren, da schritt vom Zaune heran der Glastrager.

Der Glastrager ist ein Mann, welcher auf einer Art „Buckl-Kraxen", der „Kippe", einem eigens dazu eingerichteten Gestelle, Glasscheiben aller Größen bereit hat, um die zerbrochenen Scheiben zu ersetzen und zu flicken. Spiegel fehlen auch nicht. Sein Diamantl, mit dem er das Glas wie Papier schneidet, ist immer ein von Alt und Jung angestauntes Ding, und die blitzenden, abgebrochenen Glasstreifchen werden bewundernd betrachtet. In einem Säckchen oder einer Ledertasche hat er auch das Fensterblei, den Kolben, um etwa die bleiernen Falze und Schienen zu löten,

oft auch trägt er ein Körbchen mit sich, voll zierlichen Handspiegelchen, bunten Gläsern aller Art für Blumen oder zum Trinken, geziert mit schönen Sprüchen und goldigen oder eingeschliffenen Kränzen, die sich rings um Taufnamen ziehen. Mit diesen Waaren geht er, gerufen oder ungerufen, durch die Dörfer und einzelne Örtl oder Rotten, weitaus über Berg und Thal. Er ist also ein gewitzter, pfiffiger, selbst abgeschliffener Mensch, weiß viel von allerlei Leuten und Wirtschaften, geradeso wie der Uhrtrager, Bandlkramer, Sägefeiler und andere zwischen seßhafter Bevölkerung wandernde Leute.

Der übliche Gruß war bald gewechselt.

„Was machst Du da, Veit, frug der Hausmann. „Wißt nit, daß was 'brochen ist, hast ja eh erst Alles bei mir eingericht' und ausgebessert. Willst vielleicht selm (selbst) was einschlagen, daß Du gleich zu thun hast?"

„Das gerad nit," lächelte der schielende Glasträger aus dem mageren Gesichte und nahm die Holzpfeife von dem Munde, in dem er sie mit den lückigen, schwarzen Zähnen gehalten. „Möchst nit ein schönes Trinkglas kaufen, mit ein' prächtigen Hirsch darauf und einem Jager? Die Schützen und Jägersleut haben so was b'sunders gern!" Dabei drückte er das eine Auge zu und das andere schielende ging in ganz seltsamen Richtungen.

„Jägersleut, Schützen?" sagte der Angeredete etwas betroffen, „was gehn mich die an? Bin keiner davon!"

„So? . . . Ein' schön' Gruß vom Jörgl und . . ."

„Jörgl, und!" entfuhr dem Anderen.

„Er laßt Dir sagen . . . Sei so gut . . ." unterbrach Veit die Botschaft, „nimm das Trinkglas und seh Dir's an, daß die Leut allwegs glauben, wir reden handelshalber miteinander . . . er laßt Dir sagen . . . das Schützenzusammentreffen . . ."

Der Hausmann hatte bereits das Glas in der Hand, wendete es, und sein Blick flog entflammt, auch unsicher, zwischen Glas und Glasträger hin und her. Dann begann er: „Durch Dich laßt mir Jörg von . . ."

„Von so was sagen? Freilich! Wer sollt' denn Botschaft tragen und ohne Verdacht überall herumkommen, wenn nit unsereins! Der Jörg ist schon seit zwei Tagen von hier weg, als müßt er im drübern Thal sein und daß der Jäger weiß, er ist so lang nimmer daheim, also keinen Verdacht auf ihn wenden kann."

„Und Du?" frug Gerhard eindringlich.

„Ich bin der Wildtrager. Ich geh in den Wald und aus dem Wald, all die Wege kreuz und quer, nach den einschichtigen Höfen, kann kommen

und gehen wann ich will, ohne Frag' und Antwort. Bin's Tragen gewohnt, und ein' Kraxen oder ein Rucksack . . . beide geschickt gewechselt . . . verstehst . . ."

„So versteh' ich . . . red', red'!" rief der Hörende eifrig.

„Also gut. Morgen geht der Mond noch eine Weil vor Tag und Moringröt auf. Die Nächt' sind jetzt stockfinster und man kann ungesehen aufsteigen. Du kannst Dich abends schlafen legen und schlafen bis Zeit nach Mitternacht. Dann bist nit übernächtig, kein Mensch kennt Dir Tags was an. Und Du gehst kräftig über die Buchlwiesen auf den Brandstein, von da übers Stegbrückl auf die Ödplatten bis zum Kampsattel."

„Ich kenn' den Weg . . . der Jörg weiß gerad, daß ich den Weg kenn'," sagte der Angeredete eifrig. Er spürte förmlich den Hauch der streichenden Luft, als ob sie ihn auf den heimlichen Bergwegen schon anwehete. „So weit ist's gut . . . und dann . . ."

„Dann find'st ihn bei der toten Föhren."

„Beim Ausblick! Den kennt jed's Kind."

„Brauchst mir nix abzukaufen," sagte der Glasträger. „Die geschossene Haut gehört mir."

„Ich kauf' Dir was ab!" rief Gerhard erregt. „Und gerad das Glas mit dem roten Jäger, der gefallt mir. Ich trink aus dem Glas still auf Waidmannsheil, eh' ich geh'. Und was Du rechtschaffen begehrst, sollst haben!"

„So . . ." sagte er nach einer Weile, das verlangte Geld in des Glasträgers Hand legend, der schmunzelte und dazu schielte. „Und jetzt b'hüt Dih Gott!"

„Siehst," sagte Veit heiter, „so hab ich meine verhexten Gläser, es sieht doch kein Mensch recht klar durch, wenn ich nit will. Heil und zu rechter Zeit am richtigen Ort!" flüsterte er, dann sagte er lauter: „B'hüt Dih Gott!" Das schielende Auge machte gar seltsame Bewegungen, er steckte die erloschene Pfeife wieder zwischen die wenigen übrig gebliebenen schwarzen Zähne seines Mundes und ging.

Vom Zaune hinwegstreichend, that er wie ganz gleichgültig oder vielmehr im Gehen gut aufgelegt und sang:

Ob's schön is' am Himmel,
Ob die Blitzen zucken,
Ih möcht halt mein Dirnl
Ans Herz immer drucken!

Aber ih siehg schon, ih waß schon,
Sie hat mih nit gern:
Werd's Häusl verkaufen
Und Einsiedler wer'n!

Will Einsiedler wer'n
Auf'n Bergl dort oben,
Und's Dirnl, das mih mag,
Wird sih aufi verloben!

Der Hausmann sah ihm nach, wie er so mit seinen Scheiben auf dem Rücken dahinging. Er hörte ihn auch singen und dachte: das is' ein rechter Halodri (Schelm)! Die breite Glasfläche flimmerte bei einer Wendung ganz seltsam, daß es wie ein zuckender Blitz über das Gesicht und Auge des Nachsehenden fuhr. Dieser griff sich dahin, fast erschrocken, dann aber lachte er sich aus, besah das erkaufte Glas mit dem Jäger und ging lächelnd in die Stube.

Er brachte seinem Weibe diese neue Zugabe zum Hausgeräte, die sie unnütz nannte, aber doch nicht ungerne empfing, als er sagte, er habe seine Freude daran und namentlich an dem Bilde.

„Kannst bald doch nit vergessen auf die Jägerei!" sagte sie.

Er nickte lächelnd, und bald tranken sowohl er wie das Weib und sogar der Knabe, sein liebstes Kind, den guten Haustrunk daraus.

Der Knabe sprang, lustig angeregt, wieder in den Hof, das Weib hatte allerlei Hausbeschäftigung und der Mann war dann in seiner Stube allein.

Der große Krug, welcher in der kühlen Ecke bereit stand, war noch nicht leer. Der unternehmende Jäger trank sich Mut zu, um über alle Zweifel hinwegzukommen. Jetzt schien ihm kein Rücktritt möglich. Es war wieder Einer mehr da, welcher um seine Gemeinschaft wußte. Es mußte doch wohl sein, daß hier Vertrauen rings zusammenhalte und man in bester Gemeinschaft sei. Er ging nach dem Ofen und betastete das noch immer daselbst heimlich untergebrachte Jagdrohr. Es war Alles in schönster Ordnung. Es schimmerte ihm ein einfallender Lichtstrahl am Laufe; er hatte sogar schon gestern den Beutel mit der Gußform für Kugeln, Bleistücke und sogar gegossene Kugeln als restlich gebliebene gefunden und hinzu gethan. Er sah sie wohlgefällig an, das feine Kreuz im Gusse kennzeichnete sie noch und er segnete sie zur Treffsicherheit.

Heute Nacht also den Schlaf unterbrechen . . . redete er mit sich selbst. Ich muß meinem Weib eine Ausrede von Markt und Kauf sagen. Sollt's die Gute nit glauben wie sonst? Sie glaubt's. Also, es geschieht Alles heute noch, was zu geschehen hat . . . und über eine solche Herrlichkeit, wie eine Jagd im Gebirg, giebt's doch nichts für ein' rechten Mann! Das freie Wild ist Dem, der's erreicht . . . setzt man doch seine Kraft, seine Mutigkeit ein und was den Mut betrifft, soll's keinen Schützen über mir geben!

* * *

Der rote Jäger stand im Glasschranke, in welchem die schönsten Hausgeschirre bewahrt waren, die goldgeränderten Kaffeeschalen, die durch-

brochenen Teller, welche einst als Hochzeitsgeschenk ins Haus gelangten, die buntgezierten Wachskerzen und Wachsstöckl, welche zu heiligen Zeiten angezündet wurden, die künstlichen Blumen, welche schon als Festzier mannigfach gedient hatten, kleine Handarbeiten aus bunten Glasperlen, auch ein Schildhahnstoß mit einem stramm aufragenden Gemsbart dabei, und mancher zierliche Schützenpreis, von einstmaligen Scheibenschießen, der da nun zwischen blinkende Eßzeuge aller Art geraten war.

Aus all dem gewohnten Bunterlei sah den Hausmann, wenn er sinnend in seiner Stube auf und abschritt, jetzt nichts so an, als der rote Jäger aus dem neuen Glase, den er auch, um daran den Blick zu weiden, in die Reihe voran gestellt hatte. Gerade so, als ob's derselbe auf ihn abgesehen hätte, schien es dem Gerhard, denn wohin er sich wendete, immer mußte er den Jäger zielend bemerken. Er lachte darüber, lachte sich selbst aus, und um so weniger ging ihm die bevorstehende Jagdfreude aus dem Sinn. Lebhafter stand der vorgezeichnete Weg im Gebirg wohl Keinem je vor dem Innern, als ihm. Er sah den Wald, das Gestein, den schäumenden herabstürzenden Bach, den Brückensteg, die dürren, im Lichte seltsam weiß glänzenden Stämme der toten Föhren genau, nahezu sogar die wirren Moospflänzchen auf den zerklüfteten Steinblöcken. Dies Bunterlei der Gegend hatte es ihm wieder angethan, sich darin als kühnen Mann zu zeigen und mit Kräften zu messen!

Am Abend war er wortkarger als sonst gegen sein Weib. Die Gute hatte immer zu schaffen und nahm die Einsilbigkeit, bei ihrem wirtschaftlichen Sinnen, nicht so genau, denn sie legte ihm allerhand Nährendes und Kleidervervollständigungen zum Bette, daß er auf seinem Ausgange, von dem er vorher gesagt, in jeder Art wohl versehen sei.

Nur dem Knaben streichelte er heute mehr als während der letzten Tage das Blondhaar und nahm auch die roten Bäcklein zwischen die beiden Hände und sah ihm fest in die feuchten, hellen, blauen Augen.

Der Knabe hielt sich auch heute fester zu dem Vater als eine Zeit her, und bald huschelte der Kleine sich neben ihm im warmen, weichen Bette ein. Das ausgestreckte Händchen dahin über des Vaters breite Brust, nächst dem Herzen, schien dies mehr zu beruhigen . . . bald ging der Pulsschlag leiser . . . leiser . . . und ersehnter Schlummer senkte sich über die Augenlider des Mannes immer fester und fester . . . im stillen, finstern . . . nachtruhigen Hause.

Die Uhr schlug, in der nächtigen, sonst lautlosen Stille, er hörte sie nicht.

Merkwürdig . . . er sah mit ausgezeichnetem Blicke vor sich auf dem

Weg im Walde, als er außerordentlich rasch und glücklich dem Haus entronnen war. Das Jagdrohr krampfte er fest, als er es hinter dem Felsen zurecht gerichtet hatte. Er stieg überaus leicht, frohgemut . . . ein Hüpfen über einen Baumstumpf, ein Springen über einen Stein kam ihm so unschwer an! Er fühlte sich wie getragen von Mut, von Jagdlust und noch einem unbeschreiblichen Etwas.

Ringsum war's stille, nichts rührte sich in dem Walde und Gebirge. Noch war alles Wild tief geborgen im Dickicht und versteckten Lager, kein Vogel rührte sich im Gezweig, nur dort, weitab, schiens ihm zu leuchten, wie von zwei großen Eulenaugen . . . oder sollte es fauliges Holz sein? Jetzt hörte er ein Käuzlein matt pfeifen und ächzen. Eine schlimme Vorbedeutung? Ei, solches Getier gab's ja jederzeit im Walde! Und selbst als eine Fledermaus nahe an seinem Kopfe huschte, achtete er's nicht in der an seiner Stirne streichenden Nachtluft.

Er stieg und stieg merkwürdig rasch, Buchlwiesen und Brandstein lagen schon hinter ihm und unter ihm, er war am Gerinne des Wildbaches, und dieser stieß das Rauschen und Schlagen heute so stark an sein Ohr, wie er's kaum je noch bemerkt. Freilich, heute und jetzt könnten ihm die Schaumwellen, die an den Felsblöcken in ihrem Wege tobten, nicht den Blick so beschäftigen, und die nächtliche Stille ließ sie deswegen um so schallkräftiger austönen! Und als er ein Weilchen am Kluftrande gestrichen war, betrat, überschritt er das Stegbrücklein. Die Ödplatten stieg zwischen Farrengestrüpp und grauem Bröckelgestein an, bis . . . halt!

Da hörte er zwei Schüsse scharf, knapp nacheinander . . . und wenn er recht zwischen dem rasch gefolgten Ausdonnern gehört, so war wie ein Schrei dazwischen!

Horch! . . . war's ein Aufjauchzen . . . war's ein Angstschrei?

Menschenstimme war's. Ihm zitterte das Herz. Er schritt aber mutig vor. Er mußte so, denn jetzt gab's kein Bedenken mehr. Die Kameraden waren in Arbeit. Sie hatten ihn vielleicht schon bemerkt, erhorcht . . . es lauschte vielleicht Jemand auf dem Anstand, wo er passiert war . . . Alle wollten sich ihm doch nicht gleich und einzeln zeigen . . . er bog links um die Ecke, auf den Steig scharf am Rande des hochaufragenden Felskopfes und der breiten Schlucht unten . . . noch ein kleiner Weg zum Kampsattel . . . und die dürren Föhrenstumpfen mit ihren ragenden Zacken zeichneten sich aus der Luft ab . . . da . . . ein Rehbock flüchtete heran zum Gangsteig!

Er ist wohl verfolgt?

Fest im Weg ihm entgegen . . . angelegt!

Doch ... kaum zum Zielen fertig ... da, „halt!“ ein starker erschreckender Ruf: „Halt!“

Auf dreißig Schritt' vor ihm der Jäger!

Wie er aus der Nachtluft deutlich war ... der Jäger!

„Keinen Schritt weiter! Ergieb Dich!“ schrie dieser.

Stumm starrte er, Gerhard, in der erzwungenen Richtung.

Plötzlich riß er aber sein Gewehr wieder vor, legte an, wie unwillkürlich, wie auf ein Wild. Der Hahn machte sich kalt am Finger fühlbar.

„Leg Dein Gewehr nieder ... streck die Hände so lange aus, bis ich im Schritt ... mit angelegtem Rohr ... zu Dir gekommen! Sonst ... ein Schuß ... und Du stürz'st in die Schlucht ... kein Ausweg!“

„Schieß!“ krächzte jetzt eine andere Stimme, matt, wie aus gepreßter Brust. „Ich bin schon angeschossen ... schieß ... sonst sind wir Beide verloren!“

Das war Jörg's matte, röchelnde Stimme.

Der Finger am Hahn rührte sich, aber nicht genug. Der Jäger sah, daß der ihm Gegenüberstehende noch nicht richtig zum Zielen angelegt ... er aber hier konnte mit seinem sicher zum Ziele, mitten auf die Brust des Wilderers, gerichteten Rohre noch unterhandeln.

„Ergieb Dich!“ rief er dumpf zum zweitenmale.

„Schieß!“ röchelte es wie vorhin vom Grunde.

„Ergieb Dich, zum drittenmale, oder nimmermehr!“

Indes war das Rohr fest auf den Jäger gerichtet, und beim „drittenmale“ blitzte es auf beiden Seiten ... der Donner folgte nach ... der Jäger taumelte ... ein Schrei ... er lag vorneüber gestürzt auf dem Gesichte ... Gerhard war heil, der Schuß hatte ihn verfehlt!

Er tastete sich an die Brust, an die Arme, zitternd nach dem Haupte ... er war unversehrt ... drüben aber lag Einer ... der Jäger.

Wie war ihm, dem Treffenden? Sollte er hinüber und Jenen aufrichten? Sollte er einen zweiten Schuß laden und loslassen, damit der Verräter drüben sicherlich nicht erwache?

Das war, vorerst, ein Jägerschuß im Kampfe, Mann gegen Mann .. dem trefffsicheren Schützen war's, als verhalle der Schuß im Echo noch immer leise fortdonnernd ... aber jetzt wär's Mord ... Mord!

Mord in der Notwehr?

Jener drüben hatte ihn aber nicht erkannt. Er lag still.

Da rührte derselbe sich jetzt, wälzte sich ein wenig und stöhnte: „Gerhard ... das wird Dir noch vergolten!“

Er erkannte ihn? ... Ha! Jetzt geladen!

Aber Jener streckte sich lange aus ... stumm ... regungslos, noch ein stöhnendes Pfeifen oder Ausächzen der Kehle und Brust ... es war der letzte Ruf ... vorbei ... tot!

Das war also der Jäger, sein Gegner, der die Franzl geheiratet ... seine Franzl! War sie aber noch seine Franzl, als Jener sich um sie beworben? Im Gegenteile, sie war von ihm, Gerhard, als dem Jugendgespielen und Geliebten verlassen. Sie mußte in Not und Trübsal und Verlassenheit eine Versorgung annehmen. Sie hat den Jäger nicht geliebt, aber geheiratet. Brot und Obdach, einen ehrlichen Namen wollte sie. Und jetzt hatte er ihr den Ernährer erschossen. Jetzt war sie Witwe. Abends noch vereint im stillen Hause... und jetzt werden sie ihr den toten Mann bringen, im Morgen- oder Tageslichte ... über Nacht eine verlassene Witwe!

Wer giebt ihr etwas? Ein neuer Jäger wird für die Jagd bedurft... sie kann ein Almosen bekommen ... ein kläglich elend Almosen ... und die Schwache muß aus dem Obdach ... sie kann betteln gehen!

Ich werde ihr geben, sagte sich Gerhard, Alles, Alles, was sie bedarf. Aber den toten Mann kann ich ihr nicht lebend machen! ... Jedoch, wenn ich ihr gebe, werde ich auffällig ... es wird Verdacht wach ... ich werde gefaßt ... Mörder! Mörder!

Da kam's aus dem Halbdunkel drüben hinter dem liegenden Jäger hervor. Eine neue Gestalt.

Jörgl ist's. Er hinkt, er wankt, er stützt sich auf sein Rohr. Er kommt immer deutlicher heran.

„Hilf mir!" stöhnt er. „Du mußt mich retten, Gerhard!" stößt er heraus.

„Siehst Du das Blut da rinnen ... mein rotes Blut ..." stöhnt er wieder.

Herrgott! er war so gerötet vorne, der Wildjäger.

„Ich kann nit weiter," röchelte er hastig. „Sie werden mich da finden, krank, angeschossen, bei dem Jäger ... sie werden sagen, ich hab ihn kalt gemacht ... Du mußt mich retten, Gerhard, Kamerad! Führ mich hinunter, gieb mir Deinen Arm, Deine Schulter ... stütz' mich, es geht allein nit weiter!"

Gerhard dachte jetzt einen Augenblick daran, zu laufen ins Unbestimmte ... nur davon ... das Andere werde sich finden!

„Lauf nit ..." ächzte jetzt Jörg. „Du kannst mich nit allein lassen, Du darfst nit! Wenn ich lebe, muß ich reden ... und ich werde sonst vor Gericht von Dir reden! Ich muß mich erhalten! Was nutzt es, wenn

Du davon gehst und mich liegen laßst. Du mußt mich mit Dir nehmen... hinunter ins Finstere ... heimlich ... verborgen!"

Gerhard stand. Er ließ das Gewehr sinken und stützte sich hilfsbedürftig jetzt selbst darauf, und dann schritt er, wie gegen den Willen, doch gedrängt vor, an den Leib Jörg's ganz hinan.

Wie war er schwer ... wie war er kalt ... wie blutete er rings ... Alles war voll Blut, rot und stockig ... und er wurde immer schwerer, immer lastender, indem sie vorschritten, an dem toten Jäger vorbei und an dem schmalen Felsenrand immer vorwärts ... sie konnten Beide stürzen ... nur ein einziger Fehltritt von Einem der Beiden, und sie würden rollen, kollern hinab in die tiefe Schlucht, unrettbar, ihre Schädel und Knochen zersplitternd!

Hinabwerfen? Den Jörg hinabwerfen?

Ha! ... Der hielt sich aber so fest, umklammerte Nacken, Schulter und Brust des Stützenden wie krampfhaft, daß es kein Loslösen gab, nur ein Stürzen und Zerschellen gemeinsam mit Jörg zum höllenschwarzen Abgrund!

Sie kamen jedoch glücklich von dem Steilrand am Felsen hinweg, sie waren wieder auf der Oedplatten und es blieb ein furchtbar Stück Arbeit, den angeschossenen Wilderer-Kameraden über all das Gestrüpp und Gestein hinwegzubringen. Angstschweiß, dichter Schweiß, bei der schweren Arbeit, brach dem Gerhard aus allen Poren, er fühlte sich naß ... widerlich naß.

Naß auch vom Blut? Doch nicht von seinem eigenen! Ah, das war noch ein Trost.

Da brach jetzt der schwere Kamerad in die Knie, er sank gegen den Boden hinab, aber noch ließ er den einzigen Retter und Helfer in der Not nicht los. Er stöhnte: „Du mußt mich zum Wasser schleppen ... dort das Stegbrückl ist nah ... dort trag mich hin ... ein Schluck Wasser ... dort laß mich ausstrecken, ich reich' mit der Hand ins Wasser und kühl mir meine brennenden Wunden ... dort laß mich liegen, von dort lauf hinab und verständige Kameraden ... der Glaser muß kommen, helfen, tragen ..."

Er brach ganz nieder.

Hartl war mit ihm schon am Steg, er schleppte und schleifte ihn mit harter Not an den Wasserrand und ließ ihn liegen. Jetzt aber vorwärts, über den Steg und hinabgelaufen ...

Nein, noch nicht! Der Jörg lag am Wasser, der Jörg war der einzige Zeuge und Mitwisser ... ein Stoß ... und der Schwache, Erliegende rollt dann mit dem schäumenden Bach hinab, zerschlagen, zerstoßen,

stumm und wund. Er wird gefunden ... er wird der Thäter sein, welcher den Jäger erschossen ... und Gerhard ist frei.

Hinab mit ihm!

Doch nein, ein zweiter Mord? Ein zweiter Mord in so kurzer Zeit... Da auch der Mann am Kampfsattel noch nicht kalt?

Schauder rieselte durch Mark und Bein des noch unversehrten, aufrechten Wilderers.

Jedoch, Jörg kann nicht leben, er ist so angeschossen, hat so starken Blutverlust, daß er in kurzer Zeit ausatmen muß. Er wird da still eingehen, wie ein angeschossenes Tier ... und er, Gerhard, wolle darum hinab eilen, fort aus all dem Graus und Elend ins rettende Heim!

Jetzt hört er rufen, von unten am Wildbach rufen die Stimme Jörgs: „Bet' noch einmal, Gerhard, bet' noch einmal mit mir ein Vaterunser, das letzte ... es ist mein End!"

Da bleibt Gerhard mitten auf dem Brücklein stehen, neigt den Oberkörper hinab zur Tiefe, aus der es rauscht, und er krächzt, da es ihm die Kehle selbst halb verschnürt: „Vater Unser!"

Doch der Untenliegende ist wieder still, still, er erwidert nicht ... er braucht kein Vergeben mehr ... der Beter unterbricht ... denn nun ... vorwärts, über den Steg in Sicherheit, so ists am besten!

Da, als er lief und kaum mit einem Schritt die Brücke hinter sich hatte, faßt es ihn an ... riesengroß ... nein, es steigt aus einem Busch am Weg empor, die Nachtluft vergrößert nur ... es ist ein Weib, es packt ihn an.

„Gerhard ... Poschacher!"

Franzi, Franzi's Stimme, des Jägers Weib!

Sie hat ihn an dem Kleide erhascht, sie drängt sich an seine Brust, sie hängt sich an seinen Hals, wie einst.

„Harth!" ruft sie mit entsetzlicher, mit herzbrechender Stimme, „gieb mir meinen Mann wieder!"

Alle Haare steigen ihm zu Berge, es rieselt und gruselt ihm fast unter jedem einzelnen. Er verliert die Sprache.

Endlich sagt er: „Was weiß ich von Deinem Mann?"

„Du weißt! Du mußt wissen und kein Anderer! Ich habe zwei harte Schuß rasch hintereinander gehört. Ich bin wach gelegen im Jägerhaus und weiß, kein Mensch außer meinem Mann ist heute da im Revier als Jäger. Wenn zwei Schuß so hart widereinander tollen, so ist's ein Schuß und ein Gegenschuß. Mein Mann müßt schon daheim sein. Mein Mann kommt nicht. Aber Du, Du bist mein einstiger Geliebter. Du hast einen

Haß auf meinen Mann. Kein anderer Mensch ist im Wald, Du eilst da herunter mit dem Gewehr in der Hand, Du bist verstört und ganz außer Dir . . . Du hast meinen Mann angeschossen . . . gemordet!"

„Gieb mir meinen toten Mann . . . Mörder!" schreit sie, daß es im Walde ringsum gräßlich ausschallt.

„Nicht lebendig und nicht tot," ruft er dagegen, „laß mich los . . . laß mich heim! Ich schüttel Dich ab!"

„Du schüttelst mich nicht ab. Ich halte Dich. Du hast einen Mann den Weg daher geführt, ich hab's gesehen . . . der Mond steigt ja zwischen Wolken herfür . . . ich hab den Mann mit Dir gesehen . . . nur hab ich nit so rasch herbeikönnen . . . zeig mir ihn . . . meinen Mann! Ich kann nicht irr und wirr herumsteigen im nächtigen Gestein . . . zeig mir meinen Mann . . . wenn Du ihn nicht tot gemacht, so müßte er jetzt rufen und meine Stimm' hören. Aber alle Welt soll's hören . . . ich schrei es in den Wald, ich schrei es in die Welt: heraus Alle, und faßt ihn, den Gerhard . . .!"

„Weib, bist Du rasend . . . schweig!"

„Rede Du!"

„Ich weiß nichts!"

„Ich schreie zu Gott und zur Welt!"

„Stille!"

„Auf! auf! auf! Da herbei!"

„Weib! Du bist rasend, Du machst mich rasend!"

„Ich rase und Du mußt mit mir hinab in den Wildbach . . . sterbe, ich will auch sterben . . . Du hast mich verlassen . . . jetzt mit Dir vereint im Tod!"

„Weib, lass' los . . . ringe nicht . . . ich bin der Stärkere!" stöhnte er im Ringen. „Nein . . . ich bin nicht der Stärkere, Du hast Riesenkraft, Teufelsklammern . . . lass' los . . . ich oder Du . . . nicht wir Beide!"

„Nein, Beide! In den Sturzbach . . . Bei . . ."

„Beim Teufel . . . Nein! Du!"

„Haah! Ein schrecklicher, schriller Schrei.

Sie war von Gerhard über das Brückengeländer gebogen, tiefer geneigt . . . ein Griff noch am Gürtel . . . und sie flog hinab . . . der Wildbach spritzte auf . . . er schäumte und gurgelte . . . das Wasser spritzte bis ins Gesicht des Mannes, welcher am Brückengeländer grausend stand . . . eiskalt traf's . . . noch ein verhaltener Schrei, Gurgeln, Schlagen . . . Gehen des Wassers wie zuvor. —

Der Mond war herausgekommen und beleuchtete den Wald, welcher

in den Tiefen schwarz und finster blieb; aber das Wasser schimmerte und schillerte . . . uh! wie es sich grausig hob und senkte, wie es förmlich nickte und erzählte.

Vorwärts . . . die Jugendgeliebte ist abgeschüttelt, schweigend, tot, sie verrät nichts von ihrem erschossenen Manne, und der blutige Jörg am Bache gilt nun als der Mörder, der stumme Mörder.

Fort! Und doch noch, in der schweren Angst und Not, ein Stoßgebetlein zum Herrn für das Heil der eigenen armen Seele, die sich nicht zu helfen gewußt und in schwachen, gäh überkommenden Augenblicken, ohne Besinnung und Vorbereitung gesündigt. Bußfahrten und Opfer . . .

Ha, wie der Lichtstrahl dort herausrückt! Es kommt seltsam und seltsam heller, der Mond kämpft heute frühzeitig mit der tagenden Helle, das Blau und Fahlblau und Gelbrot . . . was leuchtet doch so seltsam herbei über die grüne Wiese?

Gerhard kann im Davoneilen schon tiefer nach der Richtung sehen, in welcher sich sein Hausdach aus den anderen Dächern des Dorfes, emporhebt. Aber was kommt so seltsam leuchtend über die grüne Buchlwiese empor... es ist ein Kopf, ein Blondhaar, es ist der Kopf seines Kindes . . .

Franzl! Und er heißt wie des Jägers Weib, denn auch sein Taufpat . . . nein, das Jägersweib heißt nimmer . . . um Gotteswillen, was will das Kind da?

„Vater!“ ruft es und breitet die Arme aus. „Vater! Du bist fortgegangen und die Mutter sucht Dich . . . ich bin in den Wald da gelaufen, Dich suchen . . . welch' ein schönes Gewehr Du hast . . . ich werd' der Mutter sagen, wie ein schöner Schütz Du bist. Schützenkönig!“

„Schweig, Kind!“ rief der entsetzte Vater.

„Ich bin drunten gestanden und hab herauf gesehen, zum Stein und zum Brückl, und hab gesehen, wie stark Du bist, Vater. Dich rauft Keiner herunter, Du aber, Vater . . .“

„Du hast nichts gesehen, Kind, schweig! Ums Himmelswillen!“ Er faßte sich nach den Schläfen.

„Ich will ja aber der Mutter sagen, daß ich so einen starken Vater hab, den Keiner niederrauft.“

„Mein Kind! Mein Franzl, schweig . . . auch Du! Du, mein Verräter, Du; mein Mörder, mein einziges Kind? Mein eigenes Fleisch und Blut! . . . Ha wohin? . . .“

Er verlor einen Augenblick die Besinnung.

Mein Kind schweigen machen auf ewig? Nein, mich töten!

Er faßte das kalte Rohr und setzte es gegen sich an.

Nein! Wenn ich mich töte, sind mein Weib und Kind geschändet ... eines Mörders Weib und Kind! Wenn er zum Schweigen gebracht ... er oder ich ... er und ich ... immer entsetzlicher! ...

Gerhard kniete sich nieder, faßte den Knaben in die Arme und drückte ihn fest an sich.

„Franzl, mein Kind! Franzl!“ schrie er dumpf kreischend auf.

„Was schreist Du so, Vater?“ sagte Franzl sanft und er drückte einen Kuß auf die Lippen des Vaters.

„Mann!“ sagte zärtlich und fest das Weib.

Gerhard Poschacher schlug die geschlossenen Augen auf, sah über sich das milde, herztausig liebe Gesicht seines Kindes ... er griff um sich ... kein Gewehr ... nur das morgensonnige Gesicht seines Kindes im erwachenden Tage!

Er hauchte kaum: „Wo bin ich ...?“

Er richtete sich auf ... er lag in seinem Bette ... er hatte sein süßes Kind weich und warm im Arm ... er hatte sich verschlafen, die Jagdzeit war vorüber und draußen läutete die Frühmeßglocke den Wachruf!

Das Weib faltete die Hände und betete.

Er ergriff den Kopf des Kindes, preßte ihn wieder mit beiden Händen und küßte ihn herzinnig, weinte still und verstohlen ein Thränlein glückselig darauf.

„Hast Du aber heut' gut geschlafen!“ sagte nun das Weib. „Nit gerührt hast Du Dich die ganze Nacht, derweil Du schon zeither immer so unruhig warst.“

Die breite Brust des Mannes wogte hoch auf und wieder atemholend zur Tiefe.

Er reichte seinem Weib die Hand mit einem herzlichen Gruß. Er konnte sich an Weib und Kind und Heim im auftauchenden Morgenlicht nicht satt sehen, mit den weitgeöffneten, umherirrenden Augen.

„Nur jetzt, gegen Morgen, bist unruhig geworden,“ sagte das Weib. „Hast einen Traum gehabt?“ frug sie recht teilnehmend.

„Ja, Gottseidank ... einen Traum!“

„Gottseidank ... also keinen bösen, einen recht guten?“

„Benenn' wie Du magst ... ich freu' mich im Herrgottsmorgen!“

„Die Glocken läuten schon,“ sagte sie.

„Ich hör's,“ erwiderte er. „Und ich weiß nit, klingen s' heut so stark und laut, oder kommt's mir nur so vor? Es is' ein klar-herrlicher Tag!“

„Unser Geläut' in diesem Dorf ist aber auch recht schön. Hör' nur, wie es hell klingt!“

„Ich hör's . . . wie schön . . . wie schön . . . es ist mir, als sagen die Glocken: Komm! komm!"

„Du hast aber schon manchmal anders gemeint, manchmal: Nur weg! nur weg!"

„Ich werd' wohl heut mehr recht haben . . . Du sollst sehen, ich geh' zur Kirche mit dem Herrgott ein Wörtl reden. Wir Zwei, ich und Du," fügte er schließlich hinzu, wir werden uns schon allbot versteh'n!"

* * *

Hatte er einen weltlichen Gedanken, in der Frühmorgenstunde, als er an die geweihte Schwelle getreten, so war's wohl der: zu wissen, was heute Nacht geschehen, was die Wilderer, namentlich der Jörg, diese Nacht vollführt hätten?

Der Gedanke hatte ihn auch noch nicht verlassen, als er aus den Mauern heraustrat, deren Schatten die Frühsonne heute an Stellen so herrlich vergoldete. Wie wohl war ihm im Morgen; wie war er von einem ganz unbeschreiblichen Gefühl durchdrungen! Er hatte durchgelebt, zum Glücke im Traum, was doch auch hätte Wahrheit sein können.

Es hätte nur den ersten Schritt bedurft, und all das Schattenhafte hätte auch Wirklichkeit sein können. Wohin war er gekommen? War er nicht selbst früher der strenge Hüter seines Wildrechtes und hätte Den als einen Dieb erklärt, der nur einem einzigen seiner Hasen auf den Pelz gebrannt? . . . Und jetzt! Welche Verblendung, welche Leidenschaft! Jetzt sollte, hoch oben auf dem Felsen, unter Gottes Himmel und diesem näher, das gehetzte Wild freigegebener sein als unten . . . selbst als das Kräutlein im eigenen Felde oder ein Baum in seinem Garten?

Hat er, Gerhardus, oder ein anderer Bauer oder Mann, auf Grund und Boden, den Wind und den Regen und den Sonnenschein gepachtet, die Jahreszeiten, daß sie kämen, Luft ändern und reinigen, Licht und Nahrung geben? Und wächst das Wild nicht unter gleicher Bedingung wie das Korn, wie der Apfel, wie der Weinstock im gehegten Raum? Ja selbst wie das Haustier ist's . . . nur ist Haus und Hof der Landschaft größer . . . und freilich, ein unbegrenztes Auge sieht in, sieht über Alles!

Auf ihn hat's wohl gesehen und geachtet. Er ist noch ein unbescholtener, reiner Mann, Gemeinbürger und Hausvater!

Wie schön alle diese Worte, obschon ungesprochen, doch nun seinem eigenen inneren Gehör klangen! Es kam jedes ihm vor, so wie nie früher, und namentlich im Gegensatze zu jenen Worten und Rufen, die ihm noch aus dem Traume ins Erinnern drangen.

Er wollte nun doch nicht vergessen, bei dem Ausgange, auf dem Kirchenplatze, sich ein wenig unter die Leute zu mengen, da und dort, wie absichtslos, ein Gespräch anzuknüpfen und etwa zu hören, was es Neues gebe.

Vielleicht konnte er Jemand treffen, der dem Jörg näher zu kommen pflegt, vielleicht dessen alte Schwester oder seinen Vetter, den Botenfahrer. Ja, wenn der Glastrager . . .

Durfte er jedoch, als er so nachdachte, seinen Augen trauen?

War's vielleicht wieder Sinnestäuschung und Traum?

Nein, wahrhaftig und leibhaftig, mit den weitgeöffneten Augen sah er den Glastrager quer über den Platz schreiten. Der Mann schielte, man wußte nie recht, wohin er eigentlich blickte, und da er eben den Gerhard zu betrachten schien, blieb's wahrscheinlicher, daß er ihn nicht sah.

„He, Veit!" rief Gerhard ihn an. Aber schon hatte dieser Laurer ihn auch bemerkt und schritt jetzt um so rascher auf ihn zu.

„Daß Du so ruhig drein schaust!" sagte der Glaser mit eigentümlich ernstem Ton. „Daß Du so mir nix Dir nix drein schauen kannst, wie ein unschuldig Kind! Freilich, glaubst etwan, weil Du ins Beten gegangen?"

Die Worte zuckten dem Manne ins Herz. Also nicht einmal sein einfacher, aufrichtiger Drang, sein echt menschenwürdiger Zug sollte wahr sein dürfen? Sein Gemüt sträubte sich und er hatte das rechte Gegenwort noch nicht gefunden.

„Hast es vielleicht schon gebeichtet?" fuhr der Glastrager höhnend fort.

„Veit!" rief Gerhard, und die ganze Entwürdigung, sich vor einem solchen Menschen verteidigen zu müssen, stieg ihm im Innern auf.

„Wo bist denn heut Nacht gewesen?" frug der Glastrager mit einem eigentümlich zudringlichen, ja frechen Tone.

„Warum?"

„Na darum! Und ich frag noch einmal."

„Das werd ich doch wohl Dir nit zu sagen und etwan zu verantworten haben?"

„Wohl doch, mußt Du!"

„Ich?"

„Ja Du . . . der Du durch Dein Ungeschick den Jörg statt den Bock getroffen hast."

„Den Jörg . . . ich! Der Jörg ist getroffen!"

„Ja mit einer Kugel, im rechten Arm."

„Von einer Kugel . . . heut Nacht . . ."

„Ja und von Deiner Kugel. Was thust Du so, als ob . . . das nutzt Dir nix!"

„Meine Kugel . . . wieso?"

„Ist doch das Kreuz drein, das der Jörg kennt."

„Das Kreuz meiner Kugel . . . das geht nit mit rechten Dingen zu!"

„Wozu das Leugnen . . . nur im Ungeschick . . . schandhaft ist's freilich, daß Du davongegangen und den Kameraden elend verlassen hast."

„Ich hab nit geschossen, war gar nit oben und kann ihn nit verlassen haben!"

„Zum Glück hat sich der Jörg in den Wald verschlagen," sagte Veit weiter, „und hat sich noch auf den anderen Steig ins Überthal retten können, sonst wär er liegen geblieben und der Jäger hätt' ihn finden müssen."

„War's nit der Jäger, der ihn angeschossen?"

„Mit der Kreuzkugel? Nein, Du . . ."

„Beim Heiland, ich bins nit gewesen! Das ist ein Geheimniß!"

„Beim Heiland, sagst Du?"

„Sag' ich. Schwör' ich, so wahr er mir helfe!"

Des Glasers Auge ging in der Irre umher.

„Ich war daheim und hab' die Zeit verschlafen," sagte Gerhard mit redlich wahrem Ausdrucke.

„Daheim . . . verschlafen . . . ich bin wirr . . . das ist ein Geheimniß!"

Die beiden Leute standen sich gegenüber, wirre, mit tausend fliegenden Gedanken. Stürmischer waren doch wohl die des Gerhard.

Der Glastrager nahm endlich wieder das Wort und sagte: „Was nutzt das jetzt? Wenn's nur kein Anderer weiß! Ich muß jetzt das Wundpflaster bringen, im Geheim."

„Geheim . . . Geheimnis!" stockte es schier auf dem Munde des noch wie festgewurzelt stehenden Gerhardus.

Klangen ihm nicht wieder die Glocken ins Ohr?

Nein, es waren die Schläge der Turmuhr, welche rasch aufeinander folgten. Er hätte lieber die Glocken hören mögen. Die Uhr mahnt an die unerbittliche Zeit. Der letzte Schlag des Uhrwerkes fiel so stark und schwer, er schien ihm in seiner Vereinsamung wie das Niederschlagen eines Hammers auf eine Thüre, auf ein Brett, einen Nagel des Sarges.

* * *

Stumm und fast an den Fleck gebannt, war Gerhard Poschacher stehen geblieben und hatte das Auge auf die blanken Scheiben geheftet, die den Rücken des dahingehenden Glasträgers deckten. Sie flimmerten, flunkerten. Heute aber schien der Glastrager ganz besondere Ursache zu haben, sich den Leuten nicht kopfhängerisch und trübselig, sondern frischauf und lebluftig zu zeigen. Er rückte an seiner „Trag-Kippe", als wäre sie ihm spielig leicht, und als er von der Kirchenseite hinweg war, fing er zu pfeifen an, eine gar helle Weise, bald aber schlug er ins Singen um:

Gar alleweil lusti sein
Und niemals büßen;
Ob s'uns epper a so
In Himmel ließen?

Immer a bißl lusti sein,
Immer a bißl beten,
Dann weiß unser Herrgott schon,
Wie wir's gern hätten!

A Bub, der kein Dirnl liebt,
Der hat gar kein' Pein,
Wie könnt er in Himmel komm'
Glaub', es kann nit sein!

Ich hab an Buben kennt,
Der hat kein Dirnl gliebt,
In d' Höll hat er müssen,
Schläg' g'nu hat er kriegt!

Der Mann sah ihm nach, nach, horchte, als der Botengänger um Glastrager aus der weitgestreckten Gasse allmählich undeutlicher wurde und verschwand.

Dann schalt der Hausmann sich selbst über sein unbesonnenes Thun und vielleicht öffentliches Bemerkenlassen einer Wichtigkeit und eines Zusammenhanges mit einem solchen Gäulläufer, was wohl besser streng verheimlicht bliebe. Und jetzt kehrte er heim.

Er hatte in der Eilfertigkeit, ehe er vom Hause fortgegangen, in der freudigen inneren Erhebung und Erlösung noch gar nicht daran gedacht, nach der verborgenen Jagdflinte zu sehen.

Während der Tage her hatte es ihm geschienen, daß sie dort ganz wohl geborgen sei, wo er sie heimlich verwahrt; jetzt aber begann ihm der Gedanke an die Gefahr noch dringlicher aufzusteigen, und er wollte sie noch heimlicher sichern. Er hätte sie unter anderen Umständen dem Jörg zurückgegeben, jetzt aber war Jörg fern, krank, angeschossen.

Mit einer von Gerhard's Kugeln angeschossen?

Es war, bald nachdem dieser sein Heim betreten und absichtlich wieder nach Brauch und Herkommen den Tag im Heimwesen begonnen hatte, Niemand in seiner großen Stube. Er blieb zum Glücke allein.

Er sah sich mißtrauisch vorerst um, er öffnete sodann die Thüre zum Ofen, er griff hinein . . . Flintenlauf, Kolben, Kugelzeug, Alles war verschwunden!

So viel er immer wieder umhertappen und greifen mochte, nicht das Geringste zeigte sich.

Es fuhr ihm durchs Herz.

Wer sollte Alles genommen haben?

Sein Weib? Die hat nichts davon gesehen! Sie hätte es ihm auch gesagt, wenn sie vorgehabt, ihn auf solche Weise zu hüten oder zu verwarnen.

Sollte ein Knecht das Ganze genommen, geradezu gestohlen haben, um ihm zu schaden? Die Leute waren ihm ja neu in diesem neuen Hof. Und Jörg sagte ja von vielerlei Leuten! War die Kreuzkugel doch wirklich losgeschossen worden, seine Kreuzkugel aus dem von ihm verheimlicht gewesenen Rohr?

Das war eine wirre, böse, geheimnisvolle Geschichte!

Nach umherirrenden Gedanken, ohne richtiges Ziel und Ende, beschloß er, sich doch an sein Weib zu wenden.

Er trat an sie heran, nahm ihre beiden Hände, hielt diese an seiner Brust empor und sah ihr stumm in die Augen.

„Was hast denn?“ frug sie sanft erschrocken. „Was bist denn so feierlich?“

Er wollte noch immer nicht das rechte Wort sagen, von seiner Schuld selbstverratend sprechen.

„Es ist uns, um Gotteswillen, doch nichts geschehen?“

„Geschehen? . . . wie Du meinst . . .“ sagte er mit klangloser Stimme. „Ist von Dir nichts geschehen?“

„Von mir . . . Gerhard, alle Heiligen stehen mir bei . . . Du glaubst doch nit eine Untreu von mir? Gearbeitet hab ich für Dich und das Haus, gewirtschaftet, treu und rechtschaffen von Früh bis in die sinkende Nacht. Das ist's, was ich gethan hab!“ Sie wurde rot und blaß bei diesen Worten.

„Sonst nix?“

„Nix! Gar nix!“

Das war so fest, so sicher, so ohne Zucken im Aug', ohne Wank und Wandel im ganzen Wesen gesagt, daß ihm kein Rest von Zweifel mehr übrig bleiben konnte.

„Aber Du machst mir bang,“ sagte sie wieder. „So warst Du nie, so geheimnisvoll, Du hast mir sonst Alles gesagt und es hat zwischen uns nichts bestanden, was ich nit gewußt hätt', selbst das Wichtigste!“

Er seufzte und erinnerte sich wohl der ruhigen Zeit, der unverwilderten.

„Du gute Stund'! ... Ei!" sagte er plötzlich mit der Stimme aufklingend, „ein Spaß! Es hat mich gelüst', Dir ein wenig bang zu machen! Is' nix dahinter ... sei nit harb auf mich!"

„Harb? ... Und Spaß! Gerhard, Gerhard, es kommt die Zeit, da red'st anders und gern! Ich muß jetzt nach dem Buben sehen. Denk nur immer, daß Du Vater, daß Du bei Weib und Kind und Hof, ein Ehrenmann vor allen Leuten bist!"

Er nahm seine Pfeife, er ging in den Hof, in den Garten, in alle Hausgelasse, er sah in jedes Gesicht seiner Arbeitsleute, still lauernd, stumm forschend, ob er keinen Verrat entdecken, ahnen könne ... Alles war wie zuvor, die Leute thaten wie zuvor, die Arbeit ging wie ehedem ... er selbst fing an, bald unwirsch, bald sanfter, sich mit allerlei Arbeit die Grillen aus dem Kopfe zu treiben.

So ging's fort. Bald trabte er hinaus zu den Mähern auf die Wiese, bald umkreiste er das Korn, um etwa nach niedergesunkenen Ähren auf einem Flecke zu sehen, auch die Tiere beguckte er sorgfältig. Selbst die verschiedenen Räumlichkeiten seines Wirtschaftsanwesens hatte er seither nicht so durchprüft, Allerlei nicht so wieder geordnet, wie jetzt.

Es wurde Abend. Wieder saß er auf der braunen Wandbank gegenüber den Fenstern; wieder qualmte er recht fest; wieder ging draußen die Sonne unter und wieder lag der glutige Abendsonnenstreif quer am Rande des Vordernberg, brannte unten fast die Stämme an, machte Laub und Nadeln schimmern, und wieder säumte der Purpurstreif den Hügel oder Bergrand deutlichst dort ein, wo die Lichtung war ... heute schien er so blutig der breite Streif ... und wieder stand, aber plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, der Jäger an jener Stelle!

Es zuckte dem Gerhard ins Innere, als ob Jener einen Schuß hieher gerichtet.

Wieder fuhr der Hausmann in den dichten Qualm seiner eigenen Pfeife, um deutlicher zu sehen.

Wieder schien es ihm, als ob der Jäger genau hierher sähe.

Gerhard war sehr unruhig. Er erhob sich und ging auf und ab. Er setzte sich nieder. Es dämmerte allmälich stärker. Schon frug das Weib, ob es ihm nicht Licht zünden solle, er aber verneinte. In der dunklen, immer geruhiger versinkenden Stille des Hauses war ihm eine Zeit lang wohler.

Plötzlich hörte er eine Stimme im kleinen Vorhause; die eines Mannes war's.

„Is' der Poschacher daheim?"

Herrgott! eine fremde, eine tiefernste Männerstimme. Häscher! sagte er sich.

„Freilich wohl!“ sagte das Weib hellauf mit ihrer frischen Wahrhaftigkeit. „Wird doch wohl als Hausmann . . . und nit etwan im Wirtshaus . . .“ sagte sie, geschäftig dem Gast den Weg weisend.

O, hätte sie erst gezögert mit ihrer Antwort! dachte der in der Stube Hörende. Das Verleugnen wäre ihm noch lieber gewesen.

„Seltsamer Besuch . . .“ fuhr sie fort. „Herr Jäger!“

Den Gerhard überrieselte es heiß. Die Hand mit der Pfeife erzitterte. Er fühlte das.

Nun erhob er sich, um, wie gegen eine Art Gefahr gerüstet und freier zu sein.

Und schon rührte sich das Schloß und gleich darauf war die Thüre breit genug aufgespannt, daß die Gestalt des Mannes, ganz wie zur Jagd gerüstet, darin erscheinen, vor den Blicken des Hausherrn sich deutlich genug zeigen konnte.

Die Hausfrau war in die Küche geeilt, hatte ein Licht daselbst geholt und war nun, damit leuchtend, hinter dem Gaste, daß er sich wieder scharf und stark dem Auge des Starrenden abzeichnete.

„Grüß Gott!“ sagte der Eintretende, nachdem sein Auge ein Weilchen den Raum durchdrungen.

Mit gleichem Worte wurde ihm auch, aber nicht so kräftig, erwidert.

Die Frau stellte das Licht auf den Tisch. Aus ihrem runden Gesichte, mit den frischen Augen sah sie so unbefangen den Jäger an und sagte geradheraus: „Is' uns eine Ehr! Was verschafft uns die Ehr? Na ja, Geschäfte. Die Männer haben miteinander zu reden, das ist nit Weibersach' . . . und ich werd schon wieder die Ehr haben!“ Und damit war sie zur Thür hinaus.

Der Hausmann bot erst Platz an. Er sprach kein anderes Wort. Er war blaß. Er wollte vorerst Fassung gewinnen.

Der Jäger setzte sich, gerade an den Platz nächst dem Tische, wo vor einiger Zeit der Jörg gesessen. Er hatte das Jagdrohr zwischen den Knien.

Da der Jäger noch immer schwieg, mit sehr ernster Miene, begann nun Gerhard halb deutlich, mehr abgebrochen, zu fragen: „Womit . . Ehre . . . dienen?“

„Herr Poschacher,“ sagte endlich die mannhafte, etwas streng klingende Stimme des Jägers, „wir haben noch nit Böses und nit Gutes miteinander gehabt. Außer einigen Grüßen und flüchtigen Worten war kein Anlaß, miteinander zu reden.“

„So ist's."

„Und darum werdet Ihr wohl so aufrichtig sein und mir geradeaus Antwort auf meine Frag' geben!"

„Fragt!" stieß die Stimme Poschachers hervor.

„Kennt Ihr . . . dies Gewehr?" Er hob es im Licht empor.

Des Überraschten Augen zuckten darauf, er erkannte es. Er biß einen Augenblick die Zähne übereinander. Dann sagte er: „Nein!"

„Ja!" entgegnete Jener fest.

Nach kurzem Schweigen fuhr der Jäger fort: „Es ist Euer . . . Ihr habt's vom Jörg!"

Wie einen leibhaftigen Teufel blickte der Mann den Jäger an. Wie konnte er das wissen, wie gelangte das Rohr in seine Hand?

„Ich gebe es Euch zurück. Wenn Ihr es werdet behalten wollen . . . dann werden wir weiter reden!"

„Ich verstehe nicht . . ." stammelte nun der Mann, stand und ließ die Augen wirre umhergehen.

„Ihr werdet verstehen," sagte nun wieder der Jäger, „wenn ich Euch sag', woher ich es hab'."

„Das Jagdgewehr . . . von wem?"

„Ihr erratet es nicht."

„Nein."

„Von meinem Weib!"

„Eurem Weib, Jäger . . . von der Franzl?"

„Meiner Franzl, meinem Weib!"

Jetzt mußte sich der Mann setzen. Das war zu arg, zu stark, zu unerklärlich. Wie kommt sie zu dem verräterischen Stücke? wollte er fragen. Wie hat sie sich's verschafft? Wohl aus Rache, um ihn zu verderben! Läge der Jörg nicht drüben im anderen Thal, siech und angeschossen, er hätte an Verrat von diesem und etwa von dem Glastrager-Veit gedacht. Jetzt aber war's ein von Tücke getriebenes, einst gekränktes, vergessenes und doch wieder ein entgegenstehendes Weib, das ihn verderben wollte!

„Wie . . . wie . . ." stotterte er.

„Wieso sie dazugekommen ist . . . meint Ihr!"

„Nein!" raffte sich jetzt Gerhard nochmals mit dem Wunsche des Widerstrebens auf. „Nein, wieso Ihr mir das Alles sagt und zumutet!"

„Nein . . . Freund Gerhard," sagte der Jäger ganz seltsam. Seine Freundlichkeit wie sein trüber Ernst schienen dem Poschacher so überlegen, daß er sich noch immer nicht in Demut, in Ergebung fügen, daß er noch

keineswegs ein Geständnis zugeben konnte. „Nein, ohne Umkehren, Freund Gerhard, bleiben wir beim Geständnis, wenn auch nur beim stillen. Ihr wollt wissen, wieso mein Weib dazu gelangt ist."

„Nein und doch ja . . . Ihr könnt erzählen und vielleicht werde ich noch klug daraus, um zu wissen, wie weit mich die ganze fremde Geschichte angeht!"

„Fremde Geschichte? Sie hat das verheimlichte Jagdrohr von keinem Zweiten."

„Kein Zweiter . . ."

„Sie selbst . . ."

„Selbst!" hauchte Gerhard.

„Hat das Rohr hier aus Eurer Stube, Eurem heimlichen Versteck im Ofen, genommen!"

„Sie . . . hier!" Es stockten ihm die Worte, es versagten ihm die Sinne, er schwieg.

„Herr und mein Gott, ich bin verloren, vor aller Welt geschändet!" rief er sodann auf.

„Noch nicht!"

„Sie will mein Verderben!"

„Wer?"

„Franzl, Euer Weib!"

„Mein Weib, Franzl, Euer Verderben? . . . In ihrem Namen, durch ihr Bitten komm' ich zu Euch."

„Und sie . . ."

„Will Euch retten . . . will Euch vom Abgrund, von Straf und Schand zurückhalten."

„Meine ehemalige . . ."

„Jugendgenossin und Landsmännin aus demselben Dorf. Ja, Franzl, mein Weib . . . verhaltet Euch das Gesicht nicht, Poschacher, sie ist ein Ehrenweib, ich weiß Alles. Sie hat an jenem Abend, als ich am Waldrand gestanden bin und den Jörg, der eben anzusteigen begonnen, den Weg hab' zu Eurem Haus abbiegen gesehen, als hätte er keinen anderen in Absicht gehabt; sie hat in derselben Zeit zufällig den Jörg auch gesehen. Es ist ihr keine gute Ahnung darüber aufgestiegen. Das Jägerweib hat gleich gemerkt, wo das hinaus soll, und sie weiß sehr wohl, wofür der Jörg heimlich wirbt! Ein Unglück über Euch . . . Poschacher, das wollte, das konnte sie nicht leichthin ertragen! Sie hat noch eine Weile nach Euren Fenstern gesehen, als ich schon auf ganz anderem Wege war. Ihr habt Licht angezündet, habt unvorsichtig und un-

verschlossen gehabt, und als Ihr die Vorhänge zugezogen . . . nicht wahr, Mann . . . da hat der Jörg die Büchse schon angelegt, zum Zielen ausgestreckt gehabt . . . nicht wahr?

„Wahr!" schwebte es ihm auf den Lippen. Doch er sagte es nicht. Er fühlte nur, wie sich ihm die Haare an den Schläfen und an dem Scheitel beinahe rührten.

„Sie ist dann dem Haus näher gegangen. Es war finster, schon Nacht. Sie hat unbemerkt näher gehen können, ganz nahe, sie hat sich ans Fenster gestellt, hat durch einen unverhüllt gebliebenen Streif der Scheibe zu sehen vermocht . . . und da . . ."

„Da!" rief Gerhard auf.

„Hat sie genau zugesehen, wie Ihr all das Zeug in den Ofen gesteckt . . ."

„Franzi . . . und sie . . . die Jägerin!"

„Die Jägerin hat sich in wenigen Tagen ein Herz gefaßt. Sie wollt' zu Eurem Weib gehen, und sie bereden, ihr erzählen, welches Unglück Ihr Euch und ihr und Eurem Kind zu bereiten vorhabt."

„Die Jägerin zu mein' Weib und Kind!"

„Obwohl sie nie noch mit Eurem Weib gesprochen. Sie ist ins Vorhaus getreten. Kein Mensch war da und hätt' sich gemeldet. Sie hat die Stubenthür geöffnet. Niemand war darin. Ihr Blick ist auf den Versteck gefallen. Nur ein Augenaufzucken zum Bedachtnehmen . . . sie hat sich dann niedergekniet, hat nach dem Ganzen gegriffen und ist damit hinaus!"

„Franzi!"

„Mein Weib! Sie hat, wie sie sagt, Eurem Weib die Unruh ersparen wollen, die Demütigung, daß sie Euch bewachen und bewahren muß; sie hat schweigen und das Geheimnis tragen wollen; aber es war doch nicht sicher, ob Ihr Euch von Jörg und Wildererschand losmachen könnt!"

„Das hat Franzi gethan? Mir, mir, der . . ."

„Der sie einst verlassen? Jawohl! Ich weiß Alles. Ihr Beide habt Euch geliebt. Die Welt war stärker als die Herzen. Ihr, Gerhard, habt es über Euch bringen können, eine Andere zu heiraten, und Ihr seid ja glücklich. Sie, Franzi, ist ein starkes, sie ist ein prächtiges Weib. Sie hat die Jugendgedanken verwunden. Als sie mich kennen gelernt hat, da hat's ihr bald geschienen, als wäre ich der Rechte, der sie durchs Leben führen könnt. Ich hab sie vom Herzen lieb! Wir haben tapfer und treu zu einander gehalten, gehören uns an, ein Herz und eine Seele. Und wenn sie Euch, Gerhard Poschacher, Hausgesessener und Bauernguts-inhaber in unserem Dorf und unserem Revier, Euch, aus alter Gutmeinung

einen Freundschaftsdienst erweisen kann, so ist sie dabei ... sie hat's bekräftigt!"

„Sie ist kein Weib ... sie ist ein Engel!"

„Sie ist ein Weib. Hängt das Euere weniger an Euch mit Leib und Seel? Ist Euer brav Weib nicht als ein Muster im ganzen Ort rasch bekannt geworden?"

„Laßt mich zu Franzi, ich muß ihr zu Füßen fallen, die Hand küssen!"

„Nichts da, bei einer Jägerin schickt sich so was nit. Wißt Ihr was, Gerhard? Sagt Eurem Weib, die Jägerin ist g'rad so brav wie sie, und es wird gut thun, wenn sie Beide in rechte Freundschaft miteinander kommen!"

„Mann, Herr!" sagte Gerhard Poschacher gerührt. „Laßt mich Euch bei Eurem Namen Firmian ... Volderauer nennen."

„Nur Firmian!"

„Der Andere ergriff seine Hand. „Laßt mich Euch vorerst herzlichst danken, ja laßt uns vorerst Freunde werden und wollet mir verzeihen ..."

„Vergeben und verzeihen! Ja, Freund, wie thun wir nun miteinander? Ihr seid wohl heil drausgekommen. Aber der Jörg, der Hauptwilderer, ist angeschossen!"

„Angeschossen!" rief Gerhard aus, um noch weiter zu vernehmen.

„Von wem? Die Frage liegt Euch wohl auf der Zunge. Ich war's, der das gethan. Ich weiß wohl, was ich gethan. Und mit Eurem, mit diesem Jagdgewehr hab ich's gethan!"

„Ihr selbst habt die Kugel losgeschossen?"

„Die Kugel? Ei, Ihr wißt, daß es mit der Kugel geschehen! Ja wohl. Und das war in der Nacht noch, als mir mein braves Weib das Ganze übergeben gehabt. Wildzornig über die stete Beunruhigung durch den Wilderer, der noch dazu Jeden, dem er nahe kommen kann, für seine Nichtsnutzigkeit zu gewinnen trachtet, hab ich das in meine Hand gelegte Rohr genommen, bin sogleich heimlich auf einem Umweg aufgestiegen und hab gepaßt. Nicht umsonst gepaßt. Zwischen Hochöd, der Platten und den toten Föhren hab ich ihn auf dem Anstand gesehen, als gerad ein Bock aufgestiegen ist. „Jörg!" hab ich ihn angerufen. Er stoßt einen Ruf aus, den alle Wilderer als Hilfruf kennen; er legt aber auch zugleich an und sucht das Ziel nach mir. Ich darf den Schuß nimmer erwarten; ich hab seinen rechten Arm genau gesehen und grad durch ein vorüberzuckendes Licht wohl treffen können, ich hab drauf geschossen ... er muß verwundet sein ... er ist auf und davon, ich weiß noch nicht wohin.

Ich bin heil und gesund: aber der Wilderer hätt auch mich treffen können und wir Zwei hätten wohl nimmer so miteinander reden können. Ich hab ihm nicht nach dem Leben getrachtet, wie er, blindlings mir."

„Es ist wohl hart, als Jäger so gegenüber zu stehen," sagte Gerhard wie unwillkürlich.

„Ei, seht Ihr's, Mann! Aber man geht nur zu leicht darüber weg. Und die Meisten beginnen, bedenken aber nicht, was am Ende der Gefahr noch kommen kann."

Betrübt und betroffen sah der Hörende zu Boden.

„Was soll ich nun mit dem Jörg machen? Daß er der Wilderer gewesen, läßt sich leicht beweisen. Vielleicht aus der Kugel, die noch im Fleische sein kann. Vielleicht aus der Wunde selbst, früher oder später. Ich muß dann Alles sagen, was ich weiß. Auch das ganze Zusammentreffen mit Euch. Ihr müßt zeugen, Poschacher, es ist vielleicht das kleinere, das kleinste Übel, daß Ihr nur von böser Absicht und verbotenem Besitz dieser Waffe reden müßt."

„Angeklagt mit den Wilderern?" rief der Hausmann wieder tief erschrocken aus.

„Wenn es sein müßt! Ich bin ein ehrlicher Jäger, und als Wächter des Gesetzes . . ."

„Laßt sich nicht schweigen?" frug Gerhard tief erregt, besorgt.

„Schweigen? Seht, das ist's, was mich und um Euch, Gerhard, so besorgt macht. Ich möcht' zum Teil wohl. Und das ist es auch, worum mich mein braves Weib gebeten hat. All' ihre Gefahr und Fürsorg wär' dann noch nicht die rechte gewesen. Mich behindert's, Euch anzuzeigen und zu Schaden oder Schand zu bringen. Mein' Franzl, sagt, was wär der Zweck von diesem Allem und vom Ganzen in unserem Jagdrevier da? Man will doch nur Ruhe von der Wilderei da und das Gesetz will nit bloß Straf, sondern Besserung. Wenn also . . ."

„So sagt Franzl! die Jägerin!" rief Gerhard bewegt aus.

„Sagt die Jägerin, mein Weib. Und nun, Mann, Freund, wenn Ihr's dahin bringen könntet, daß die Leute, von denen Ihr nun wißt, umkehren . . . wenn wir Ruh und Fried in unserem Revier haben können, so wär' ich bereit, als Geheimnis . . ."

„Als Geheimnis zu behandeln . . . und zu verschweigen das, was vorgefallen? Das, wovon Ihr wißt?"

„Ja! . . . Wollt Ihr nun Euer Rohr wieder? Soll ich . . . im Falle . . . gar nichts von Euch reden, Gerhard!"

„Nein, Freund, Jäger, ich rühr's . . . das Rohr, die Wildererbüchs . . .

mit meiner Hand nimmer an! Behaltet sie. Es ist meine gezeichnete Kugel, die den Jörg getroffen. Ich will zu ihm hinüber. Ich will mit ihm reden. Und ich werde so reden, daß er mir schwören soll, Ruhe und Frieden müssen hier einkehren. Ja, die böse Wilderei soll hier ein End haben. Ich werde mehr bekennen und Euch sagen . . . Ihr werdet es schon erfahren. Aber jetzt Eure Hand, Aufrichtiger, Guter . . . es bleibt Geheimnis und wir sind Freunde!"

„Eingeschlagen, Hartl!"

„Es lebe der biedere Firmi . . . und wir trinken einen Krug . . ."

„Keinen Tropfen!"

„Aber die kreuzbrave Jägerin müssen wir doch leben lassen und ihr einen Dank schicken!"

„Auch das, was sie betrifft, bleibt Geheimnis!" sagte der Jäger ernst. „Kein Wort davon, das ist ihre Bedingung. Und ich setz' voraus, es hat uns Niemand gehört. Aber noch Eines . . . wenn Jörg nit schwört und der Glastrager und ihre Kumpane . . ."

„Der Glastrager . . . Du weißt . . ."

„Alles! Und jetzt oder nimmer ist die Zeit. Was dann?"

„Wenn sie nicht schwören und gutthun . . . dann geschehe wie da wolle . . . ich bin tapfer dabei!"

„Gut gesprochen. Also ein Mann, ein . . ."

„Geheimnis!" fiel Gerhard ein.

Die Männer schüttelten fest die Hände und sahen sich tief in die Augen.

„Du führst mich nun zu Deinem Weib, oder Du bringst es herein?" sagte der Jäger. „Ich werde ihr sagen, wie gerne die Meine mit ihr gute Freundschaft haben thät, aber weiter verratest Du kein Wort!"

„Ich verstehe!" sagte Gerhard mit Innigkeit und die Augen niederschlagend.

„Aber weißt," sagte der Jäger wieder. „Du schickst mir Deinen blondköpfigen Buben . . . ich weiß schon, Franzl heißt er zufällig . . . schickst den Franzl zur Meinigen und er soll sagen, wann die Weibsleute zusammenkommen."

Gerhard war schon geeilt und es gab noch ein herziges Verabschieden von dem Weibe.

Der Jäger hing die Flinte um und ging.

Wie dem Hausmann da zu Mute gewesen, konnte er kaum je wieder genau sagen. So wenig wie er mit einem Male genau zu schildern vermochte, was er in der seltsamen Nacht erlebt und doch nicht erlebt. Im

Walde saß er manchmal und sah vom Grunde zum blauen Himmel hinauf, lange, lange.

Er unterließ die Wege nicht, die er dem Jäger versprochen. Er hatte keine allzu schwere Arbeit bei Jörg, nachdem dieser erfahren, wie seine Freiheit auf lange Jahre hinaus gefährdet, oder wie sie für alle Zeit gesichert wäre. Er konnte leicht auch die Verantwortung für Mitbeteiligte übernehmen, er war der Häuptling, in seine Hand liefen alle Fäden zusammen.

„Und wir schwören uns das Geheimnis!"

„Schwören!"

Der Glastrager verschwand bald ganz aus der Gegend und mußte sich in fremder Ferne kümmerlichst durchbringen, bis er verkam.

In anderthalb Jahrzehnten darauf hat das Jägertöchterl den jungen Franz Poschacher geheiratet.

Wie behaglich saß der Alte auf der Ofenbank und ließ sich's bei seinen Nachkommen wohl geschehen! Da nickte er zu seinem Schläfchen ein, von dem ihn oftmals ein kleiner schalkischer Enkel und die herzige Schwiegertochter wecken mußten, damit er sich zum Wachen labe und seine Nachtruhe nicht zu sehr gestört werde. Seine Jagd war jetzt nach Fliegen und ein getreuer Hund brachte ihm gleich das Gewehr dazu, die Klappe.

Es deckte der kühle Rasen bereits innige Freunde vom Jäger- und Bauernhause, da saß der steinalte, schneeweiße Gerhardus Poschacher, als Letzt-Übriggebliebener, auf der braunen Bank in der Vorderstube und erzählte, vor seinem baldigen Ende, seinen horchenden Enkeln die Geschichte, das Geheimnis des Wilderers!

Die Ungespundeten und der Professor F. Götschius in Stuttgart.

Nachklänge vom „zweiten großen Musikfest" in der schwäbischen Metropole von M. G. Conrad.

(München.)

Vorbemerkung der Redaktion. Wir haben früher bereits einige Sitzungsberichte aus der zwanglosen Vereinigung von Künstlern und Kunstfreunden, die unter der Bezeichnung „Die Ungespundeten" beim Klosterbräu ihrer fröhlichen Wissenschaft die Zügel schießen lassen, in diesen Blättern veröffentlicht. Es sei nur

an das Gespräch über „Die Dichter und die Liebe" erinnert, das gewiß noch manchem Leser in Gedanken ein Lächeln auf die Lippen lockt. Im Nachfolgenden bieten wir wiederum einen solchen Bericht, der diesmal jedoch mehr seines Inhalts als seiner Form wegen der Ehre eines Platzes in unserer „Gesellschaft" gewürdigt worden ist. Personen: der schwäbische Korrespondent, der Bankier, der Maler, der Musikdirektor, der Baron, der Redakteur, der Oberst und ein Stuttgarter Wagnerianer als gespundeter Gast. Wie früher, beobachten wir auch diesmal die Diskretion, die Wechselreden ohne nähere Sprecher-Bezeichnung und ohne verräterische dialektische Anklänge wiederzugeben.

„Nun, Stuttgart wird Kunststadt, das Schwabenreich nimmt einen fabelhaften Aufschwung im Reich der Töne. Schon das zweite große Musikfest! Was da gesungen, gepfiffen, gestrichen . . ."

(Deklamierend einfallend.) „Sie sind bekannt im ganzen Reiche, man nennt sie nur die Schwabenstreiche . . ."

„Ernsthaft, bitte, schon mit Rücksicht auf unsern werten Gast!"

„Der so klug gewesen, vor dem ‚zweiten Großen' sich vom Nesenbach an die Isar zu retten."

„Wahrhaftig nicht, um in dem kunstsinnigen München ein Loblied auf den Kunstsinn des Stuttgarter Publikums anzustimmen!"

„Das will ich meinen. Stuttgarter Publikum und Kunstsinn! Wer das zusammenreimt, der trinkt Nesenbachwasser für ungespundetes Klosterbier."

„Viel Geschrei und wenig Sinn. Ich kenn' sie ja, die braven Musikanten. Klassisch bis ins Aschgraue. Vom Modernen keinen Dunst. Zopf hinten und vorn. Die brauchen keinen Taktierstock: sie wackeln mit dem Zopf, das giebt das schwäbische Normaltempo."

„Aber wo nehmen sie denn um Gotteswillen die Schneid' zu einem großen Musikfest her?"

„Na, es ist ja auch danach, wie ich gleich berichten und mit Zeugnissen belegen werde."

„Zwar giebt es in Stuttgart ein paar Leute, eine Art Sauerteig, mit riesigem Bemühen, in die öden Massen einiges Leben zu bringen. Aber das sind auch selten die richtigen Kerle. Es liegen ihnen meist tausend andere Dinge näher, als die Kunst, die Musik, der Idealismus und andere laut ausposaunten Sachen. Musikfest sagt man, und Festmusik für die eigenen lieben Interessen und Triumphe meint man. Wer scharf hin hört, bekommt bald die Leitmotive heraus: lieb Kindchen nach Oben, Protektionshascherei, ein Titelchen, ein Bändchen, Lobesspalten im Schwäbischen Merkur, Weltberühmtheit soweit die schwäbische Zunge klingt u. s. w. u. s. w."

„Für mich ist die Stellung zur Wagnerschen Kunst der Prüfstein für

Alles. Und da fällt Stuttgart mit Pauken und Trompeten durch das Kunstexamen. Wer nicht länger unter Stuttgartern gelebt hat, der macht sich gar kein Bild davon, welcher gräßliche Mangel an Sinn für Wagnersche Kunst unter diesen Leuten herrscht. Die sind rein wie vernagelt allem wahrhaft Neuen gegenüber. Ich bin fest überzeugt, daß Sie noch eher dem simpelsten oberbayerischen Gebirgler einen Begriff davon beibringen könnten, als dem bildungsstolzen Stuttgarter. Es ist ja auch charakteristisch, daß es der Wagnerverein in der ganzen schwäbischen Metropole, die immer mit ihrer Kunst und ihrem Idealismus prahlt, noch auf kein Dutzend Mitglieder bringen konnte, während er in München und in anderen wirklichen Kunststädten deren Hunderte hat."

„Das ist begreiflich. In Stuttgart gehört es noch zum guten, schöngeistigen Ton, aus Leibeskräften auf den Bayreuther Meister zu schimpfen. Da erfordert es freilich Mut, sich frei zu Wagner zu bekennen und sich in einen Wagner-Verein aufnehmen zu lassen."

„Davon weiß ich auch ein Lied zu singen. Ich habe schon in sogenannter guter Gesellschaft, die dazu noch auch bei diesem ‚zweiten großen Musikfest' eine Rolle spielte, die alte, blitzdumme Frage hören müssen: Warum Wagner keine Melodieen habe? Ich bin Zeuge gewesen, daß damals bei den Angelo Neumannschen Wagner-Aufführungen, während des Zwischenaktes, ein gebildeter Mann von Rang und großem Ansehen mit breitem Lachen den Genuß von Schinkenbrötchen weit über den Genuß der Nibelungen auf der Bühne stellte, und es ist jedenfalls charakteristisch für die Stimmung, die hier herrscht, daß bei der geradezu jammervollen Aufführung des Rheingold, mit eigenen Kräften, bei dem Gelächter über den in tölpelhaftester Weise dargestellten Lindwurm selbst der Theaterintendant Herr v. Werther aus vollem Halse einstimmte."

„Na, das nehme ich ihm nicht übel. So ein Theaterintendant hat immer gut lachen. Womit ich nicht gesagt haben will, daß speziell der Herr v. Werther während seiner Stuttgarter Amtsführung nicht auch schon Dinge erlebt habe, wobei ihm das Lachen vergangen ist . . ."

„Wir kommen vom Thema ab. Zur Sache! Zweites großes Stuttgarter Musikfest!"

„Das ganze Musikfestwesen der Stuttgarter ist in der Hauptsache ein Ausfluß der Streberei und Kunstduselei, die durch den vor mehreren Jahren gegründeten ‚Verein zur Förderung der Kunst' sich ein bequemes Bett gegraben hat und ihre schönste Aufgabe darin sieht, eine Büste nach der andern aufzustellen und den abgeschmacktesten Personenkultus zu treiben. Mit kleinen, handlichen Götzen natürlich, und wo etwas dabei herausguckt.

Dieses ganze Gebahren wurde selbst einigen Stuttgarter Kreisen, denen noch nicht alle Feinheit abhanden gekommen, zu arg und sie bezeichneten es ärgerlich als Kunst-Hyänentum."

„Es ist schade, daß da drüben am Nesenbach eine Aristophanische oder wenigstens Wielandsche Feder fehlt, um den schwäbischen Kunst-Abderiden einmal ihr Spiegelbild zu zeichnen."

„Ein viel zu sanftes Mittel, Verehrtester! Die Einbildung der Abderiden ist so groß, daß sie sich in jedem Bilde geschmeichelt fühlen. Nein, da heißt's blank vom Leder ziehen und Helden wie diesen Götschius mitsamt ihrem Anhang von Nachschwätzern und Kopfnickern einfach in die Pfanne hauen!"

„Götschius, wer ist Götschius?"

„Was, Du kennst diesen Götschius nicht, diesen Stuttgarter Konservatoriums-Professor, der musikalische Kunsturteile produziert und einen Stiefel zusammenschreibt, daß man spornstreichs die Wand hinauflaufen möchte? Hast Du denn nicht das Feuilleton in den Münchener Neuesten Nachrichten über ihn gelesen, das ihm unser Oskar Merz mit ebensoviel Schärfe als Grazie gestiftet hat?"

„Götschius, nein, wahrhaftig, diese Kunstgröße wurde mir noch nicht vorgestellt. Ich erinnere mich, vor vier, fünf Jahren etwas über einen gewissen Josef Sittard gelesen zu haben, seines Zeichens auch Konservatoriums-Professor, der sich in greulichen Schreibereien als Antiwagnerianer oder als Wagnerverbesserer — ich weiß nicht mehr genau — aufgethan hat und dann von einem Münchener Schriftsteller ganz elend abgeführt wurde. Aber von einem Götschius — — Na ja, also vermutlich auch wieder so einer, der in seines Nichts durchbohrendem Kunstgefühl berufen fühlt, dem Meister Wagner Lektionen zu erteilen oder seine Partituren und Textbücher durchzukorrigieren. Kann mir's denken, so ein überschnappter Besserwisser, ein nebuloser Klassizitätsfex, der das Alte zu verstehen meint, weil ihm die Bewunderungsphrasen von Jugend auf eingetrichtert wurden, und der das Neue verlästert, weil er nichts davon versteht, sich aber kraft seiner schulmeisterlichen Omnipotenz doch nicht enthalten kann, großmaulige Sprüche darüber loszulassen . . . Ach, das ist alles armseliger Bettel, an den man kein Wort mehr verschwenden sollte. Diesen übergescheiten Schreiern steht einmal das Maul von selbst still, ohne daß man sie darauf schlägt. Die kritischen Schmieranten vergehen und die Meisterwerke bleiben. Das ist meine einfältige Meinung. Prosit!"

„Ich bin nun nicht ganz Ihrer Ansicht, Verehrtester. Freilich, das ist sehr gleichgültig, ob diese Leutchen Sittard oder Götschius oder Pump-

hofius oder sonstwie heißen, oder ob sie in Konservatorien herumschulmeistern und nebenbei Rezensionen schmieren oder ein ähnliches Handwerk treiben: aber das ist nicht gleichgültig, daß sie durch die Flachheit und Gedankenlosigkeit des Publikums dahin gelangen, ein dickes, trübes Unsinnsgespinnst über die strahlendsten Schönheitswerke nationaler Künstler zu weben, daß sie die öffentliche Meinung verwirren und verdüstern, daß sie die Begeisterung der Jugend für die künstlerischen Großthaten der neuen Meister lähmen, daß sie sich immer und überall mit ihren unermüdlichen Absprechereien wie ein Alp auf die schaffensfrohe Brust zeitgenössischer Künstler schmeißen und mit der Last ihrer eigenen Impotenz die Freude der Schaffenden und Genießenden erdrücken."

„Bravo! Das stimmt. Und hier gleich der Beweis: beim zweiten Stuttgarter Musikfest wurde unter anderm Wagners Parsival-Vorspiel aufgeführt und jedem Teilnehmer ein nett ausgestattetes Büchlein mit Programmen, Texten und ausführlichen Erläuterungen zu den einzelnen Festnummern in die Hand gedrückt. Diese Erläuterungen nun sind eben von dem vielbelobten Professor Götschius verfaßt in jenem Mischmaschstil von schönheitstrunkenen Taumelphrasen, auf Stelzen einher stolzierenden technischen Handwerksprahlereien und superklugen Kritikflausen, darüber gegossen die bekannte Feuilleton-Sauce, die dem litterarisch wenig verwöhnten Publikum so angenehm den Gaumen kitzelt, aber auf jeden feineren, wähleriſchen Geschmack wirkt wie ein Brechmittel. Am tollsten treibt's der Erläuterer in der kleinen Abhandlung, die er dem Wagnerschen Parsifal-Vorspiel widmet. Hier ist das Büchlein! Und hier einige Proben! Zunächst was dieser Herr Götschius für ein Stilist ist, zeigt folgender blühende Unsinn: ‚Die Arpeggio-Figuren beben wie *schlummernde Lichtstrahlen durch das* (!) *Äther*.'"

„Halloh!"

„O das ist nicht die einzige Stilblüte, das ganze Büchlein wimmelt von solchen ulkigen Phrasen. Schlagen wir eine beliebige Seite auf, hier z. B. S. 58: ‚Nachdem eine ruhigere, wunderbar melodiöse, innige Stimmung eingeführt und in sanft klagenden leisen Pulsationen abgerundet ist...'"

„Das ist ja zum Wahnsinnigwerden! ‚Eine *melodiöse Stimmung* eingeführt und durch *Pulsationen abgerundet*!'"

„Oder S. 18, wo die ‚*sanftherabträufelnden Regenschauer* durch leichte Terzen- und Sextengänge in der Begleitung *allerliebst veranschaulicht* werden; nur dem Kaleb gereicht diese Tändelei zur Betrübnis . . .'"

„Mir auch. Hören Sie auf, um Gotteswillen!"

„Hier gleich wieder eine prächtige Stelle, . . . ‚wobei das Orchester das Vokalensemble mit feinen Silberfäden umzieht' (S. 46), eine Phrase wie aus einem Kunstgewerbeausstellungsbericht, oder hier die wundervoll klare Aussage über Meister Brahms: ‚Er bezeichnet ohne jede Frage einen jener Knotenpunkte in der kulturhistorischen Bewegung der Musikgeschichte, wo die nach außen sich verteilenden und ausbreitenden Strahlen wieder auf die feststehende goldene Mittellinie der ewigen Naturgesetze zusammengeführt werden' (S. 36)."

„Aber was hat all' dieses unsinnige Zeug mit Wagner zu thun?"

„Das sollen Sie gleich hören. Hier S. 60 legt der gelahrte Professor los: ‚Ob Wagner sich wohl bewußt war, daß dieses, dem ganzen Parsifal ein so bestimmtes Gepräge verleihende Gral-Motiv in Wahrheit das geistige Eigentum des von ihm so schmählich heruntergesetzten, ihm in allen Dingen so diametral gegenüberstehenden Mendelssohn ist?!'"

„Haltet ihn, haltet ihn! Götschius zeiht Wagner des geistigen Diebstahls, der böse Richard hat den guten Felix um ein Motiv bestohlen!"

„Weiter, weiter! Die Begründung! Der gelahrte Professor Götschius hats Wort! Das ist ja ein pyramidaler Spaßvogel!"

„‚Die gefährlicheren Wagnerianer' — die gefährlicheren! — ‚würdigen freilich die Reformations-Symphonie von Mendelssohn keines Blickes, sonst hätten sie in Takt 33—41 der Einleitung jene Phrase samt deren Wiederholung buchstäblich gefunden.'"

„Dummheit, du siegst! Das ist gerade so hirnverbrannt, als wenn jemand behaupten wollte, Wagner habe die in seinem Kaisermarsch verwertete Choralmelodie ‚Ein' feste Burg ist unser Gott' dem Meyerbeer aus den Hugenotten gestohlen! Mendelssohn hat die von Götschius angezogenen Takte aus der nämlichen Quelle geschöpft — nämlich aus dem Gregorianischen Kirchengesange — aus der sie Wagner und auch Liszt, dieser in seiner Dante-Symphonie und in noch zwei andern Werken, gleichfalls geschöpft haben. Und da schreibt dieser Stuttgarter Professor, Wagner habe dieses uralte Kirchenmotiv, das er schon als kleiner Junge in der Dresdener Hofkirche gehört, dem Mendelssohn gestohlen! Das übersteigt alle Begriffe."

„Mein Gott, ein Schnitzer kann jedem passieren, einem Stuttgarter Konservatoriums-Professor so gut wie jedem gewöhnlichen Sterblichen. Aber als erschwerender Umstand tritt hier hinzu, daß Götschius seinen Unsinn in persönlich gehässiger Form auskramt und in einer Festschrift, also vor dem gesamten aus Nah und Fern herbeigekommenen Publikum eines großen Musikfestes! Was in einem Wurstblättchen allenfalls eine

harmlose, bescheiden wie ein Veilchen im Verborgenen blühende Dummheit wäre, das nimmt hier in der weiten, feierlichen Öffentlichkeit die Dimension und das Gewicht einer durch nichts zu entschuldigenden Frechheit an. Wie auf dem Titelblatte dieser unglückseligen Broschüre in fetten Lettern gedruckt steht, wurde das Musikfest unter dem allerhöchsten Protektorate Sr. Majestät des Königs Karl von Württemberg gefeiert. Bei einer so außerordentlichen Gelegenheit ist, mein' ich, auch ein Götschius verpflichtet, einmal seine fünf Sinne zusammen zu nehmen."

„Und das Schönste: dieser Unsinn ist nicht einmal Götschiussches Original! Es ist aufgewärmter Kohl. Denn gleich nach der ersten Bayreuther Parsifal-Aufführung vor sechs Jahren trat ein schlechtunterrichteter Superkluger mit einer ähnlichen Plagiats-Schnüffelei hervor. Es wurde ihm aber gleich von dem Berliner Wagnerforscher Tappert in der ‚Neuen Zeitschrift für Musik', sowie in der ‚Allgemeinen Musikzeitung' gründlich heimgeleuchtet. Ich erinnere mich des Spaßes noch ganz gut."

„Alle Wetter, auch das noch? Also vor sechs Jahren wurde diese Unsinns-Blase schon einmal öffentlich aufgestochen? Ja, wo steckte denn damals dieser gelahrte Herr Götschius? War er damals vielleicht noch gar nicht auf der Welt, oder saß er noch auf der Schulbank und übte sich in seinen ersten Stilblüten? Oder bereiste er damals als Wunderkind den Mond? Nein, das ist zu stark: ein Musikprofessor, der in einer musikalischen Festschrift über Wagner schreibt und nicht einmal die Wagnerlitteratur kennt! Das ist mehr als ein Schwabenstreich, das ist ein ....."

„Ja, es ist unglaublich, daß bei einem mit großen Mitteln veranstalteten, von gebildeten und angesehenen Männern geleiteten Künstlerfeste sich solche Dinge einschleichen konnten wie diese unsinnige Beschimpfung eines der größten Künstler Deutschlands. Hoffentlich hat sich doch ein Stuttgarter gefunden, der Kenntnis und Gewissen genug besaß, die Ehre der schwäbischen Publizistik zu wahren und in eine dortige Zeitung eine Erklärung oder Berichtigung einrücken zu lassen."

„Da kann ich Aufschluß geben. Der Versuch wurde allerdings gemacht, allein er mißglückte. Ein Mitglied des Stuttgarter Wagnervereins mit einem in ganz Deutschland bekannten und geachteten Namen bot den zwei gelesensten schwäbischen Blättern eine ruhige, sachliche Berichtigung der Götschiusschen Behauptung an, dieselbe wurde jedoch sowohl vom ‚Schwäbischen Merkur' wie vom ‚Neuen Tageblatt' abgelehnt. Daraus mögen Sie erkennen, meine Herren, daß es zur Zeit ganz unmöglich ist, in der Stuttgarter Presse dem Meister Wagner zu seinem Rechte zu verhelfen."

„Alle Wetter! Nun wäre ich aber wirklich neugierig zu erfahren, wie die genannten Blätter die Ablehnung begründet haben."

„Auch damit kann ich Ihnen dienen. Die Redaktion des ‚Schwäbischen Merkurs' antwortete: erstens habe sie Raummangel, zweitens liege es ihres Erachtens außerhalb des Rahmens einer politischen Zeitschrift, die vorliegenden Meinungsverschiedenheiten zum Austrag zu bringen. Wörtlich!"

„‚Meinungsverschiedenheiten' ist gut! Ich berichtige, daß 2×2 nicht 5, sondern 4 ist, und da schüttelt der Merkur-Redakteur den Kopf: das sei eine Meinungsverschiedenheit, die er u. s. w. Übrigens spricht der Mann ein merkwürdiges Deutsch. Bisher glaubte ich, daß man bloß einen Streit über Meinungen, aber nicht ‚Verschiedenheiten' von Meinungen zum ‚Austrag bringen' könne. Weiter — und das ‚Neue Stuttgarter Tageblatt'?"

„Es stehe sonst wohl gern zu Diensten beim frischen, fröhlichen Jagen, aber im vorliegenden Falle müsse es den Hahn in Ruh' halten, sintemal und alldieweil Herr Professor Götschius — der Opernreferent des Blattes sei!"

„Tirez le rideau! Laßt den Vorhang fallen! Schluß der Komödie — diese Pointe kann durch keine effektvollere mehr überboten werden."

„Doch, meine Herren: durch die Moral von dieser Geschichte, die schon Friedrich Schiller, der genialste und edelste aller Schwaben, in dem erschütternd resignierten Wort gezogen: ‚Gegen die Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens'."

Unser Dichteralbum.

Am Züricher See.

I.

Der Alpenbänke feenhaft Gezimmer
Umschließt den See, die buntbelebte Bühne.
Rot flammt die Ufenau im Abendschimmer,
Als schreie hier noch immer
Ein ungerecht vergossenes Blut nach Sühne.

Es floß kein Blut, doch hundertfaches Sterben
Quält die verbannten müdgehetzten Wandrer,
Des heiligen Geiſtes Erben,
Die nimmerwo ein irdiſch Heim erwerben.
Und iſt es Hutten nicht, ſo iſt's ein andrer.

Des Genius Todesinſel bleibt beſtehen,
Die Form nur wechſelt, wie im See die Wellen.
Ein immer gleich Geſchehen und Vergehen.
Die Alpen aber ſehen
Kühl, ruhig, auf das Wogen und Zerſchellen.

In dieſes Lebens engen Uferſchranken
Schwimmt einſam manche Inſel tiefer Leiden.
Doch ewig gipfeln aufwärts ohne Wanken
Der Menſchheit Hochgedanken.
Im Alpenglühen läßt ſich's ruhig ſcheiden.

II.

Hier ſaß ich lang am grünen Uferraine.
Die Augen ruhten auf den ſilberhellen
Vom Abendduft verklärten Alpenſchwellen.
Leis plätſcherte der See, als ob er weine.

O daß für immer aus dem bunten Scheine
Mein Sein zerflöſſe in die klaren Wellen!
Die Leidenſchaften, die uns ewig prellen,
Sind Staub und Mittagsglut, die ich verneine.

O daß ein Engel mit dem Flammenſchwerte
Vertilgend führe über das Gemeine,
Das mir der Jugend Wurzelkraft verſehrte!

Heil Dir, Napoleon, Du großer Würger!
Du rächteſt an dem Menſchenvieh das Reine.
Heil, Robespierre, Du blutgetaufter „Bürger!"

Karl Bleibtreu.

Selbſtmord.

Noch einen Blick dem düſtern, kleinen Raume,
Dem Heim des Leids, in dem vergebens rang
Die Seele mit dem hehren Göttertraume —
Ein Dämon ſie ins Reich der Hölle zwang!
Was iſt's, das meinen Fuß an dieſe Schwelle
In übermächtigen Gefühlen bannt?
Kann ich nicht fliehn von dieſer öden Stelle
Ohn' daß mich feige Rührung übermannt?

Im letzten Blick verſiege letzte Thräne,
Hinweg von dieſes ſtummen Jammers Bild!
Erlöſung iſt's, die ich ſo heiß erſehne,
Erlöſung winkt in goldenem Frieden mild!
Sollt' ich, erbarmungswert, an mir verzagen,
Solch' Leben leben um des Leides Preis?
O daß die Schmach, des Jammers Sein zu tragen
Die Würde ſühnt, die ſich zu opfern weiß!
Nicht länger ſchleppe ich die Sklavenkette!
Die Feſſeln ſinken hin im Todesgang.
Fahr' wohl, du qualverdammte Opferſtätte —
Schon lockt mich zaubriſch holder Schwanenſang.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Hinweg! ich eile in die Nacht, die kalte,
Eiſiger Regen ſchlägt mir ins Geſicht.
Ein ferner Glockenton im Sturm verhallte —
Ich fühle, denke . . . nein! ich fühle nicht! . . .
O wär ein Gott, das Herz mir zu verſöhnen!
Wo neigt ein Himmel ſanft ſich meinem Weh?
Nur bleiche Schatten nahen, mich zu höhnen — — —
Ohn' Troſt, ohn' Hoffen ich hinübergeh'.
Wie dürft' ich eines Gottes Mitleid fühlen?
Nie ward in hehrem Glaubensmut ich ſtark:
Die Todeswunde muß ich ſelbſt zerwühlen
Im Schmerz erſchauern bis ins tiefſte Mark . . .
Nichts ſoll zu einem Leben mich verdammen,
Des einzig-wahre Loſung ruft: „den Tod!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Geſpenſtiſch flackern die Laternenflammen:
Aus jeder trüb des Todes Fackel loht.
Es flüſtern unterm ſtolzen Brückenbogen
Der reckenhaft auf hohen Pfeilern ruht,
So geiſterhaft die nächtlich dunklen Wogen . . .
In lindem Traum umarmt mich ſchon die Flut;
Die zaubriſch-ſtille Flut, die regungsloſe,
Geheimnisvoll mein dumpfes Weh erlauſcht,
Die friedevoll nach wirrem Sturmgetoſe
Ihr ſtummes Sterbelied aus Tiefen rauſcht.
Aus Tiefen . . . auf zum Himmel wollt' ich ſchauen,
Kein einziger Stern das Firmament erhellt —
Hinab ſoll ich in finſterm Todesgrauen
Ganz ohne Lichtſtrahl ſcheiden aus der Welt!
Kein Himmelstroſt ſoll meinen Tod verſüßen,
Kein Gotteszeichen küſſen meinen Geiſt —
Dämoniſch lockt hinab zu meinen Füßen
Die ſchwarze Flut, die ſtumm mich ſterben heißt.
Sterben! — bin ich nicht tauſendmal geſtorben
Eh' der Verzweiflung Wahnſinn mich erfaßt?

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich im Licht um Sonnenglanz geworben,
Als ich nicht liebte, als ich nicht gehaßt,
Ach! als der Einfalt ahnungsloſe Wogen
Den Buſen ſchwellten, heilig unbewußt,
Kein ſtolzer Himmelstraum mir noch gelogen,
Da barg ein Heer von Welten meine Bruſt!
Da wehten mild verklärte Lenzesſtrahlen
Der Tugend Hauch im Seelengruß empor
Zu meinem Herrn, dem Gott des Idealen,
Den ich in finſterer Seelennacht verlor . . .
Hölliſche Macht, die mich zur Qual verdammte,
Was hat die bleiche Blume Dir gethan,
Daß Dich der Rache wilde Glut entflammte?
War ich nicht rein? wie durfteſt Du mir nahn?
Nicht will ich wild in Deinen Armen ſterben,
Nicht Deinen Atem fühlen — nimmermehr
An Deinem glühenden Gifthauch verderben —
Ich haſſe Dich! . . . ich ſterbe liebeleer! . . .
Von kühlen Flutenarmen ſanft umfangen,
Verhaucht der brennend heiße Sehnſuchtsſchmerz:
Die Woge will des Todes Braut empfangen
Und betten lind das kranke, müde Herz.
Die Erdenſeelen nimmer es verſtanden,
Im unermeßlich weiten Weltenplan
Lag es gefeſſelt in verruchten Banden —
Nun trägt es Götterſehnſucht himmelan.
Es ruft ihr göttlich-herrliches Empfinden
Die Heimatloſe in das Reich des Lichts,
Wo ewige Sonnen ſtrahlen, Welten ſchwinden,
Verſinken ſtumm im Schattenreich des Nichts.
Ach! mein Geſchick im ewigen Zeitenloſe
War eines bangen Traumes irrend Licht!
Was irrte ich? In dieſem Erdenſchoße
Ergründet ſich das höchſte Rätſel nicht!
Dem heiligſten Geheimnis will ich lauſchen
Anbetend es bewundern — Ach! von fern
Nur mit der Gottheit meine Sehnſucht tauſchen.
Dort iſt das Glück! — Kein Gott grüßt dieſen Stern! . . .
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Von wildem Seelenſchmerze hingeriſſen,
Packt fiebernd mich dämoniſche Gewalt
Im Tod die nächtlich-ſtille Flut zu küſſen,
In der mein Herzblut hin in Strömen wallt . . .
Daß alles Sehnen ſie von dannen tragen,
Die Fluten, die mein wildes Weh gekühlt,
Erbarmend über mir zuſammenſchlagen
Die todesrauſchend meinen Schmerz gefühlt —

Ihr küßt mein Leid — es ſchwindet der Gedanke
Iſt denn kein Gott, der meine Seele wirbt?
Es ruft der Tod . . . ſo falle, letzte Schranke —
Und ſelig, wer in dieſem Kuſſe ſtirbt!

Frankfurt a. M. Frida Schwab.

Kampfruf.

Hinweg mit dem Panzer, ich fürchte nichts!
Gieb her die Pfeile, den Köcher!
Und dieſes Schwert voll flammenden Lichts
Iſt ein guter Wegebrecher.

Gieb her das Fläſchchen mit tötlichem Gift,
Die Spitze des Pfeils zu netzen;
Denn töten ſoll er, wenn er trifft,
Nicht kränken und nicht verletzen.

Die heilige Dummheit, die nie verdirbt,
Mag ſeitwegs weiter blühen;
Der gläubig für ſeinen Pfaffen ſtirbt,
Mag ſeines Weges ziehen.

Nein, mitten hinein in die prunkende Welt
Der Feigheit und der Gemeinheit,
Da giebt es Arbeit, da iſt das Feld
Für Kämpfer des Lichts, der Reinheit.

Helſingfors. J. Oehquiſt.

Haltet feſt und treu zuſammen!

Haltet feſt und treu zuſammen,
Deutſche Geiſter allerorten,
Laſſet lodern eure Flammen
Hell in Thaten, Lied und Worten!

Wer auf Höhen hochgeſtellet,
Weſſen Fleiß um Brot muß ringen,
Sei dem geiſt'gen Bund geſellet,
Einigkeit muß ihn umſchlingen!

Vaterland! im ſtolzen Rauſchen
Hören deinen Namen Alle,
Und das Herz will ſelig lauſchen,
Daß es Zuverſicht durchwalle!

Wem der deutſche Himmel blaute
Als das Aug' er aufgeſchlagen,
Ruf' das Wort, das liebe, traute:
Deutſch und frei in allen Tagen!

Waldes-Dom.

Schließ' um mich die Säulenhallen,
Waldes-Dom ſo hoch und weit,
Tiefbeweget gilt mein Wallen
Deiner Wunderherrlichkeit!

Von dem Grund die Pfeiler dringen,
Heben Bogen himmelwärts,
Und verborg'ne Stimmen ſingen
Sel'ge Andacht in das Herz!

Aus dem Dämmer, licht verkläret,
Grüßt es, wie zu ſanfter Raſt,
Und es ſinkt was uns beſchweret,
All der Leiden ſchwere Laſt!

Wenn die Lüfte ſäuſeln, zittern,
Iſt's wie Betens leiſer Hall,
In den Stürmen und Gewittern,
Brauſet mir der Orgelſchall!

So ergreifet stark und rühret,
Waldes-Dom, dein heilger Ort,
Wie's mich auch zur Ferne führet,
Dein gedenk' ich immerfort!

Liebesstrahl.

Wenn die Sonne ging,
So strahlet doch noch immer
Der sie umfing,
Der Himmel, von ihrem Schimmer!

Wenn aus der Näh'
Des Liebchens dahin ich schreite,
Wohin ich geh',
Ihr Abglanz giebt mir Geleite!

Das Herz bleibt heiß,
Der Thränentau will fallen —
Zum Lob und Preis
Erschallen die Nachtigallen!

Jed' Blatt erbebt,
Der Halm im tiefsten Grunde,
In allem lebt
Das Sehnen nach Morgenstunde!

Voll süßen Scheins
Winken viel Sternlein, mit Wonnen,
Doch aber keins
Besteht im Lichte — der Sonnen!

Hat es denn müssen geschehn.

(Im Volkston.)

Hat es denn müssen geschehn,
Daß ich ins Aug Dir gesehn?
Hat es denn müssen so sein,
Daß Du kamst ins Herz mir hinein!

Hab' Dich treuinnig geglaubt,
Hast mir die Ruhe geraubt,
Brachst mir so Liebe wie Treu,
Jetzt bricht das Herz mir entzwei!

Was soll ich auf Erden noch thun?
Laßt mich im Kirchhof drin ruhn —
Lieg ich im tiefsten Grab,
Weint doch der Regen hinab!

Wien. August Silberstein.

Im Wald.

Sei mir gegrüßt mein Waldasyl,
Du grüne Einsamkeit,
In deinem Schatten, traut und kühl,
Wird mir die Seele weit.

Nun schließe wieder du um mich
Dein duftdurchwebtes Zelt.
Wie grüßt mich Alles heimatlich
In deiner stillen Welt!

Die Droſſel ſingt im Buſche laut,
Der Specht im Holze pickt
Und aus dem hohen Farrenkraut
Die Glockenblume nickt.
München.

Mir ſchleicht ins Herz mit Sang und Spiel
Ein Traum der Kinderzeit —
Sei mir gegrüßt mein Waldaſyl,
Du grüne Einſamkeit.
Heinz Oſſer.

Die weißen Geſtalten im Elſaß.

Sie erſcheinen meiſtens lächelnd und tragen Geſchmeide oder Schätze; dann kehren ſie weinend heim; ſie ſind wie die Reſte des alten Glaubens an germaniſche Götter.
Stöber und Grimm.

Das iſt Odin, das iſt Freia, die durch dieſe Wälder ſchreiten,
Wenn ſich durch die Juninächte erſte Tagesröten breiten.

Über Odins Lockenhaupte zuckt ein Glanz wie Nordlichtſterne,
Und es glühen ſeine Blicke wie aus weltverlorner Ferne . . .

Der mit Walhall-Erz gegürtet, wandelt nun mit zagem Schritte
Wie ein Schatten des Vergangnen durch des Volkes arme Hütte.

Und er hält die ſüße Göttin eng umfaßt und deutet nieder
In die Gärten, wo ein Fenſter aufblitzt aus dem dunklen Flieder.

Edelweiße Kleider ſchmiegen ſich um Freias junge Hüfte,
Aus den ſchön entrollten Flechten wehen Hiacynthendüfte . . .

Eine Krone, die gewoben wie aus frühem Morgengolde,
Trägt die Göttin in den Händen und es ſpricht ihr Mund, der holde;

„Ach, des Zweifels Dornengeißel, die uns ſchlug mit blutgen Hieben,
„Hat uns aus den Menſchenherzen längſt ins Wolkenland vertrieben.

„Aber oft in Sommernächten, wenn die ſchlanken Ähren reifen,
„Wenn die ſchönen Morgenwolken hell die junge Erde ſtreifen,

„Fliegen wir im Frühelichte durch die lenzſmaragdnen Auen,
„Ob wir unter all' den Menſchen noch den Götterglauben ſchauen.

„Wenn ein früherwachtes Auge dann uns ſieht im Morgenflimmer,
„Bleibt in dem erſtaunten Blicke lange noch ein Freudenſchimmer."

Und ſie ſchweben an die Kammer eines armen Hirtenkindes —
Leiſe öffnet ſich die Thüre, wie vom Hauch des Morgenwindes —

Freia küßt die warmen Lippen einer ſchlafbefangnen Dirne,
Und vom Göttertraum der Liebe rötet ſich die Kinderſtirne . . .

Aus der Göttin hellen Augen fallen ſcheidend edle Thränen,
Die in dieſes Mädchens Seele brennen wie ein fremdes Sehnen . . .
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Alſo ſchweben nächtlich Götter, heimatlos auf Sonnenſpuren,
Durch die Hütten, die da ſchlafen, durch den Duft der Rebenfluren;

Durch die keuschen Wasgauwälder, goldbeflammt von Knospentrieben,
Durch die jungen Menschenseelen, die da glauben, die da lieben.

Straßburg. Alberta von Puttkamer.

Die Rückkehr der Frau Katharina.

Eine Wiener Skizze von Ernst Wechsler.

(Berlin.)

An einem müssigen Nachmittage durchblätterte ich im Lastschen Lesеinstitute die eingelaufenen Revuen und naschte geschäftig von den geistigen Leckerbissen, die im Laden eines Zeitschriften-Conditors so reichlich zur Schau liegen. Eben war ich daran, mir ein honigsüßes Lied zu Gemüte zu führen, als ein in meiner Nähe ausgestoßener, aber sofort unterdrückter Seufzer, in dem sich ein momentan betäubter, nun heftig losbrechender Schmerz ankündigt, mich aus meinem Behagen aufstörte. Ich wandte ein wenig das Haupt und sah, ungefähr ein halb Dutzend Fauteuils von mir entfernt, ein junges Weib, in den Anblick einer Illustration versunken. Das nüchtern graue Licht, das durch die schiefe Glasdecke herunterkam und von den Schatten der dunklen Bücherwand eine unfreundliche Mischung erhielt, umfloß die Dame, welche den Oberkörper über dem Tischchen gebeugt, den Kopf aufgestülpt, dasaß.

Daß die Dame graziöse Halbschuhe bei dem garstigen, den ganzen Tag währenden Regenwetter trug, machte mich ein wenig stutzig; nun bemerkte ich auch auf dem Polstersessel neben ihr einen kleinen Reisekoffer und einen in Papier gehüllten Gegenstand, der nach seinen Konturen wohl ein Damenhut sein mochte. Über die Lehne des Sessels lag ein zarter Mantel geschlagen, der einer Dame geringen Schutz gegen Regen und Wind gewähren kann . . .

Obwohl man aus all' diesem einen dem Charakter der Unbekannten etwas nahetretenden Schluß hätte ziehen können, so versuchte ich dennoch aus ihren Gesichtszügen jenes unerklärliche Etwas zu finden, welches — und sprächen alle anderen äußeren Umstände noch so dagegen —, Zutrauen und Teilnahme für sich erweckt. Ihr Gesicht hatte etwas Liebliches, aber durchaus nichts von vornherein Bedeutendes, Bestimmendes — ein Kopf, der im Profil feingeartete, seelenvolle Züge hat, aber im Vollen betrachtet, dadurch enttäuscht, daß sich statt eines edlen Antlitzes,

wie man erwartete, ein rundes Gesicht zeigt, das Gutmütigkeit und eine gesunde, etwas ins Derbe übergehende Sinnlichkeit atmet, ein vergrößerter Kinderkopf mit der wie über Nacht ausgereiften Physiognomie eines Weibes.

Sie schob das Heft, mit dem sie sich beschäftigt hatte, beiseite; ich trat neugierig, was jenes Bild eigentlich darstellte, an den Tisch heran; auf meine höfliche Bitte, das Heft an meinen Platz nehmen zu dürfen, erhielt ich ein kurzes, bejahendes Nicken. Kaum hatte ich nur einen Blick auf das Blatt geworfen, um im Bilde den Grazer Stadtpark zu erkennen, als sie sprach: „Es wird Sie gewiß freuen, heute, an diesem trüben Regentage, an den herrlich blühenden Park Ihrer Vaterstadt erinnert zu werden?"

Ich sah sie erstaunt an und die Frage, woher sie meine Landsmannschaft wisse, mochte sie mir leicht abgelesen haben.

„Sie scheinen mich nicht mehr zu kennen? Ich habe mich sofort Ihrer wieder erinnert, als ich Sie bemerkte."

Sehen Sie — dabei nahm sie mir das Heft aus der Hand — hier an diesem Tisch im Café Wirt haben ich und mein Gemahl mit Ihnen fröhlich geplaudert. Sie erwiesen sich uns als ganz wohlkundig, indem Sie die Meisten der vorüberspazierenden Menschen mit ihren Namen bezeichnen konnten."

Ich schüttelte den Kopf, sah die Sprecherin an und warf einen verlegenen Blick auf den bewußten Tisch, aber keine Erinnerung weder an ihn noch an das Ehepaar wollte in mir aufdämmern.

„Es war bei einem Konzerte — kam sie meinem Gedächtnisse zu Hülfe, „als wir uns an Ihren Tisch setzten; Sie gerieten mit meinem Gemahl ins Gespräch, in welches auch ich mich später mischte; wir redeten viel über Graz und die Grazer, und ich bedauerte damals sehr, daß unsere rege Unterhaltung durch die Theaterstunde ein rasches Ende fand." — Eine schwache Erinnerung tauchte in mir auf, ohne daß sie jedoch eine bestimmte Färbung gewinnen konnte. Schließlich beteuerte ich, mich ganz genau ihrer, ihres Gemahls und jenes Gespräches zu entsinnen und pries bei mir die willkommene Gelegenheit, der Unbekannten etwas näher treten zu können, deren ungenierter, freundlicher Ton mich für den Moment wohl ansprach.

Nach einigen gleichgültigen Worten schickte sich die junge Frau zu gehen an, schlug mein Anerbieten, eines ihrer Pakete tragen zu dürfen, mit höflicher Entschiedenheit aus, führte jedoch das Gespräch derart weiter, daß es mir schien, als wäre ihr meine Begleitung nicht unwillkommen.

So traten wir ins Freie hinaus; der Regen hatte aufgehört, die Wolkendecke wies mehrere blaue Lücken auf und die Sonne machte ernsthafte Miene, den Tag vor dem Abend loben zu lassen. Die Passage über den Kohlmarkt, an dessen Asphaltierung man arbeitete, war ziemlich erschwert. Das Ausweichen ging mühsam von statten und um seinen Weg gerade fortsetzen zu können, mußte man kleine Klüfte überschreiten, und sich von einem freigemachten Pflastersteine zum andern bald hinauf und bald hinabspringen. Diese kleinen, besonders für Damen lästigen Hindernisse zwangen meine Begleiterin, mir ihre beiden Gepäcksstücke anzuvertrauen; als wir auf dem Graben angelangt waren, stand ich unschlüssig still, ob ich nicht besser thäte, der guten Form wegen die Dinge einem Träger zu übergeben und ob überhaupt meine kurze Begleiterschaft hier nicht ihr Ende erreicht hätte. Einen Dienstmann, der eifrig mit den Händen zulangte, wehrte sie etwas verlegen ab, sie trage die Stücke selber, da sie bald daheim sei. Und da sie keine Absicht zeigte, auch mich zu entlassen, schritt ich neben ihr hin, in etwas nachdenklicher Stimmung, während sie neugierig die Geschäftsladen musterte.

„Wissen Sie," sprach sie endlich, nachdem ich einigemale vergeblich in eine Seitengasse einlenken wollte, um die Richtung ihres Zieles zu erforschen, „ich habe einen Gang vor, den ich mich eigentlich nicht zu machen getraue und den ich schließlich doch machen muß — ich kehre zu meinem Gatten zurück und ich weiß nicht, ob er mich wohl aufnehmen wird.

Das also mußte der Grund ihres Schmerzes sein, den sie bei Last unfreiwillig verraten! Sie that dies Geständnis mit fester Ruhe, die ihres Eindrucks auf mich verfehlte, da sie wie die Zuversicht des Leichtsinns klang. Und besonders einem Fremden gegenüber! Ich hatte eine unerquickliche Ahnung von erzwungenen Vermittlungen und Ratschlägen, die einem Fernstehenden in einer so delikaten Sache nur unbequem sein mußten.

Sie hatte dies gemerkt und sprach: „Wenn ich Ihnen solches anvertraue, so halten Sie, ich bitte Sie, mich für nichts Schlechtes! Sie erschienen mir heute als ein gutes Vorzeichen, da Sie damals, an jenem Konzerte, auf meinen Mann, wie er später ausdrücklich sagte, einen guten Eindruck gemacht" — ich verneigte mich — „und ich spreche mit Ihnen um so lieber, weil Sie mir jene glückliche Zeiten wachrufen, wo ich noch nicht so tief gesunken war, wie jetzt! Und heute, an diesem für mich so wichtigen Tage, benötige ich einen Ratgeber um so eher, einen Berater in Ihrem Alter, wo man mein Handeln am besten verstehen und beurteilen kann. Nehmen Sie es uns Frauen nicht übel, wenn wir uns in entscheidenden Momenten an all' das klammern, was uns ein gutes Omen zu

sein scheint! Ich halte Sie für ein solches! Und nun begleiten Sie mich — ich spüre trotz meiner bedenklichen Lage einen tüchtigen Hunger — in die nächst beste Milchhalle. — Dort will ich Ihnen beichten und mir frische Kraft sammeln, vor meinen Gatten zu treten!"

Diese so ernsten und schalkhaft beendeten Worte erweckten in mir eine geteilte Stimmung, und doch die Aufrichtigkeit, — und wohl gar auch der gute Eindruck, den ich auf ihren Gatten gemacht hatte —, das ganze Wesen der jungen Frau überhaupt, begann mich zu interessieren; ich führte sie in die nahgelegene Guntramsdorfer Milchhalle, wo ich ihrer Erzählung entgegen harrte.

Diese ließ aber etwas lange auf sich warten. Mit vollem Behagen schlürfte meine Begleiterin den Kaffee, frug mich über das und jenes, ohne auch nur mit einem Worte das eigentliche Thema berühren zu wollen. Aber es schien mir, als zwänge sich das Weib gewaltsam zu einer Heiterkeit, die nicht ihr Inneres erfüllte . . . Da stützte sie das Haupt auf ihre schöngeformte, volle Hand und erschüttert bemerkte ich, wie aus ihrem hellen Auge eine Thräne drang, dann wieder eine, langsam, tropfenweise, ohne sich zu einem erlösenden Strom vereinigen zu können.

„Seit heute morgen verschiebe ich den Weg von einer Stunde zur anderen. Um Gotteswillen, was habe ich denn eigentlich gethan, daß ich den Schritt zu ihm so scheue? Er war, sollen Sie wissen, ein alter Freund meines Vaters. Als ich Waise wurde und mittellos in der Welt stand, glaubte er sich meiner annehmen zu müssen und es auf keine bessere Art zu thun, indem er mich heiratete. Ich, ein sechzehnjähriges Mädchen, kannte natürlich die Bedeutsamkeit dieses Momentes noch nicht und faßte ihn nur auf als das Hinüberschreiten aus meinem einstmaligen Vaterhause in ein neues. Ich sah und verehrte in ihm auch nichts anderes als meinen zweiten Vater und seine Zärtlichkeiten schienen mir nur als die Liebkosungen eines überströmenden Vaterherzens . . . Weil ich, als Kind armer Eltern, an Bildung zurück war, ließ er mich in den nötigen Zweigen von einem Lehrer unterrichten. Am Tage lernte ich, eine junge Schülerin, Jahrzahlen und ähnliche Dinge auswendig und am Abend führte er mich als angetraute Gemahlin in seine Kreise. Die Gesellschaft bestand zumeist aus Hagestolzen und ich mußte da Dinge hören, welche höchstens das Ohr einer Frau vernehmen durfte, während ich eigentlich noch ein Mädchen war . . . Meinen Gemahl auf das Unschickliche in diesen Gesprächen aufmerksam zu machen, hielt mich jene Scheu ab, die ein solches Thema zwischen Vater und Tochter nicht aufkommen läßt. Und doch geschah es, daß ich seine Zärtlichkeiten stürmisch zu erwidern begann, in einer Weise,

die nichts von einer kindlichen Liebe an sich hatte ... Zu Bildungszwecken unternahm er auch Reisen mit mir; ich lernte Leute und Verhältnisse kennen und allmählich dämmerte es in mir auf, was ich sei und was ich eigentlich vom Leben zu fordern hätte. Auf diesen Fahrten, wo wir auch Graz berührten, war's, daß wir mit Ihnen zusammentrafen. Wie ausgetauscht kam ich nach Wien zurück; ich spürte, daß sich mein Herz in zwei Hälften spaltete, die eine gehörte ihm, meinem väterlichen Gatten, der mich aus drohender Not befreit. Daß mein Dank eigentlich dadurch wettgemacht wurde, indem er mich zum Traualtar geführt, bedachte ich noch nicht. Die andere Hälfte meines Herzens war nicht bei ihm. Ich sehnte mich hinaus in die Weite, träumte von holden Dingen, wie ein junges Pensionatsmädchen, dem die Welt noch nicht ihre Rosenthore geöffnet hat. Mein Lehrer kam nach wie vor täglich ins Haus und ich begann ihn mit Augen anzusehen. Schön war er nicht, ein blondlockiger Jüngling, für den die Mädchen schwärmen, auch nicht, aber er war viel — jünger als mein Gatte, und die Gewalt, die einer echten Männlichkeit entströmt, zog ihre magischen Kreise eng und enger um mich. Doch glauben Sie ja nicht, daß mein Gemahl mich nicht etwa streng beobachtet hätte. Er wollte meinen Unterricht nur auf rein Sachliches und Systematisches beschränkt wissen und duldete niemals, daß mein Lehrer mit mir gemeinsam Lektüre betrieb. Er wollte mich davor behüten, daß ein Funken jener Liebesszenen, die wir lesen würden, in mir eine Verheerung anrichtete. Ach, was ist die erdichtete Glückseligkeit Romeo und Julias gegen die Wonne, die ich empfand, wenn sich unsere Blicke flüchtig trafen. Kein Buch der Welt kann einen mehr entfachen, als der vor Anderen gleichgültige Umgang mit dem Geliebten — dieses Aufgehen des Einen in den Andern, dieses bewußtunbewußte Gefühl der Zusammengehörigkeit, die sich in den einfachsten Dingen äußert — was ist dies gegen die erfundenen Liebesschwüre, die alle Dichter der Erde ihren Personen in den Mund gelegt haben! Und als der Lehrer meine Hand ergriff und ich seine wilden Küsse auf Wangen, Mund und Stirne spürte — alles in einem kurzen unbewachten Augenblick, da gehörte ich ihm mit Leib und Seele ... Mein Gatte fing an zu kränkeln; seine stete Liebenswürdigkeit und Höflichkeit gegen mich schlug in ein launisches, verdrießliches Wesen um, dergestalt, daß er mir seinen Edelmut, mich geheiratet zu haben, vorwarf und von mir Dankbarkeit und aufopferndste Pflege begehrte, da stand mein Entschluß fest. Ich beredete meinen Geliebten zur Flucht. Ich will Ihnen nichts von jenen süßen Stunden erzählen, die ich diesem unseligen Beginnen verdankte — genug, die Herrlichkeit in dem versteckten, kleinen Dorfe, wo wir uns einnisteten,

dauerte nicht lange. Mein Verführer warf die Frucht, die er gebrochen, überdrüssig weg und ließ mich allein zurück. Er entfloh wie ein feiger Dieb. Unter dem Leuchter auf meinem Nachtkästchen fand ich einen Brief, worin er mich anklagte, und mir die Folgen, die unser Thun für ihn haben konnten, zuschrieb; diesen nichtswürdigen Zeilen legte er eine Summe Geldes bei, die zu einer Rückreise knapp hinreichte. Ich glaubte mich von einem schweren Traum befangen, aus dem ich zur Herrlichkeit der letzten Tage wieder erwachen müßte. Ich fühlte mich vernichtet in meinem ganzen Wesen, getroffen von einer Strafe, die ich nicht verdient. Ich konnte mir nicht denken, daß ich etwas Schlechtes gethan, aber das wußte ich, daß ich es mit einem schlechten Mann gethan. Ich weiß, ich habe einen Fehltritt begangen, indem ich einen liebte, der mich betrog; aber daß ich jemanden liebte, kann mich nicht gereuen. Und dieser Fehltritt stählt mich, jene Einsamkeit wieder zu ertragen und mit dankbarerem Gemüte meinem Herrn zu dienen, als ich es bisher vermochte. Wenn mich auch der geheiratet hat, der mein zweiter Vater hätte sein sollen, warum soll ich nicht auch einmal lieben, als Weib lieben? Selbst das größte Unglück, das mich je treffen könnte, darf mir diese Berechtigung weder verbieten noch wegnehmen. Ich kann ja bei alldem meinem Gatten eine treue Pflegerin und Frau sein, ja eine treuere als ich es bis heute ohne das heimlich genossene Glück hätte sein können, weil mir die Bitterkeit fehlt, die sonst über mich gekommen wäre. Und dieses Bewußtsein stärkt in mir die Hoffnung, daß er mir verzeihen wird, verzeihen muß! Mit einer gewissen Freudigkeit trat ich die Rückreise an, heute früh traf ich hier ein — und ein Zagen ergriff mich. Ich verbrachte den Vormittag zwischen Gewißheit und Zweifel, in dieser Zwitterstimmung wartete ich Stunde auf Stunde. Sie traf ich, als ich mich zu Last flüchtete, um mich vor einem plötzlichen heftigen Regenguß, dem ich mich in meiner leichten Kleidung nicht aussetzen konnte, zu schützen. Angesichts jenes Stadtparkbildes überkam mich das Bewußtsein meiner Lage mit solcher Wucht, daß ich schmerzvoll aufstöhnte . . ."

Ich hörte ihr zu, ohne sie zu unterbrechen, wiewohl es mich einigemale dazu drängte. Eine ganz alltägliche Geschichte, die den Fernstehenden gleichgültig läßt, und den, welcher in der Nähe ihren Verlauf beobachtet, abstößt, und doch quoll in mir eine Regung des Mitleids auf, die mich einige landläufige Worte sagen ließ. Als hätte sie dieselben überhört, starrte sie durchs Fenster, bis sie sich plötzlich zu mir wandte: „Also Sie glauben wirklich, daß die Sache gut ausgehen wird?" „Gewiß," erwiderte ich und suchte mich wärmer und überzeugender als vorhin auszudrücken.

Sie bat mich, der Zahlmarquerin zu klopfen und nachdem ich die kleine Zeche beglichen, hoffte ich zuversichtlich, daß die junge Frau nun ihre Heimkehr antreten werde. Aber ich täuschte mich. Denn sie winkte ein Mädchen herbei und fragte sie zu meinem Erstaunen: „Kann ich diese zwei Gepäcksachen Ihnen für einige Stunden anvertrauen?" Auf die bejahende Antwort des Mädchens erhob sie sich und auf meine leise Andeutung, ob sie denn nicht jetzt in ihre Wohnung zurückkehren wollte, rief sie schmollend: „Ach gehen Sie doch, Sie ungalanter Mensch, wollen Sie mir nicht bei diesem schönen Wetter noch vorher einen kleinen Spaziergang gönnen?"

„Bedenken Sie aber, gnädige Frau, in Ihrer leichten Sommertoilette —"

Auch diesen Satz ließ sie mich nicht ausreden, indem sie meine Bedenken mit einem Witze von „innerem Feuer" niederschlagen wollte, der mich ob seiner Abgebrauchtheit und gewissen Zweideutigkeit wieder etwas nüchtern stimmte. Mir war es ja eigentlich ganz bequem, mit einer hübschen jungen Frau durch die Straßen zu schlendern, aber wenn ich bedachte, daß es ihr wohl besser anstehen würde, keinen Moment zu versäumen, um die Verzeihung ihres Gemahls zu erlangen, statt in leichter Toilette spazieren zu gehen und mit einem ihr denn doch fremden Menschen von nichtssagenden Dingen zu plaudern, da lief meine Teilnahme für sie Gefahr, auf den Nullpunkt herabzusinken. Blitzartig tauchte in mir ein Gedanke empor, ein sehr verdachtsvoller, der aber keine festen Wurzeln fassen konnte, denn nach und nach erinnerte ich mich ganz genau an jene Begegnung in Graz, wo man den Namen dieses so alterverschiedenen Paares, Herr Adolf und Frau Katharina St . . ., sehr oft nannte, — mein gar schlimmer Verdacht ward somit haltlos, aber ich konnte nicht umhin, im Gedanken die schöne junge Frau an meinem Arm sehr leichtsinnig zu nennen.

Wir wanderten weiter und weiter, bis zum Prater. Ihre Angelegenheit erwähnte sie mit keinem Worte, aber ich merkte es deutlich, daß etwas Schweres auf ihrem Herzen lag und sie alles aufbot, ihr Leid zu vergessen und die Stunde der Entscheidung zu verzögern. Beim dritten Café angelangt, wollte ich umkehren, sie aber blieb stehen und sagte nachdenklich: „Ich weiß, daß Sie vollauf berechtigt sind, Schlechtes von mir zu denken, und doch thun Sie mir bitter Unrecht. Ich brenne vor Ungeduld, ihn zu sehen und seine Kniee zu umklammern, aber ich bin so innerlich schwach, vor diesem Moment zu schaudern und ihn hinauszuschieben. Ich bin zwar überzeugt, er muß mir verzeihen, aber wenn er

es doch nicht thut und mich von sich stößt? Meinen Vater hätte ich wegen meines Fehltrittes sofort um Verzeihung anflehen können, aber vor ihn, den ich als meinen Vater betrachtet, als seine gefallene Gattin zu treten — ich bringe es nicht über mich! Und sehen Sie, soll ich jetzt zu ihm kommen, zu später Tagesstunde? Bei Tage, im klaren Sonnenschein, urteilt man strenger und härter als bei Nacht. Er wird Mitleid mit mir haben, wenn ich spät abends hereintrete, allein, weinend, — warten wir bis zum Abend, ja? Ich bin plötzlich so zaghaft geworden, als ob ich selbst mein Unrecht an ihm für unverzeihlich hielte, und dann, es ist der letzte Tag meiner Freiheit! Vielleicht nimmt er mich auf und läßt es mich aber kleinweise entgelten, denken Sie sich das fürchterliche Leben, das meiner wartet! Jetzt möchte ich mich noch einige Stunden zerstreuen, alles vergessen, dann füge ich mich ins Unvermeidliche, komme, wie es will! Aber noch kurze Zeit will ich frei, ledig sein — —"

Diese letzten Worte erhielten eine rauschende Zustimmung, eine aus Ronacher kommende feurige Melodie verlieh ihrer Bitte einen bestrickenden Reiz. Das Weib sah in diesem Moment wirklich wunderschön aus. Mich überkam jene trunkene, über allem Irdischen erhabene Stimmung, als atmete ich jene Luft, die von dem Dunstkreis des Letheflusses heraufweht. Wir schritten durch den Garten, lösten Billets und traten in den Saal. Mit lebhaftem Interesse verfolgte sie den Verlauf der kleinen Operette „Liebeszauber", der Burleske „Professor Tschindrabum", Bühnenstücke, welche mich nur insofern unterhielten, als ich Muße genug hatte, ihr Gesicht, in dessen Zügen sich lebhaft das Vergnügen am Gesehenen malte, zu beobachten und mich an ihrem herzlichen Auflachen zu erquicken. Etwas ernster gestimmt wurde sie beim Auftreten der „Wiener Tanzsängerinnen". Als sie die vierzehn grellgeschminkten, hochgeschürzten Mädchen, die in der frappanten Gleichmäßigkeit der Gesten den Eindruck machten, als stände nur eine durch geschickte Anbringung von Spiegeln vielfach reflektierte Gestalt auf der Bühne, erblickte, wurde sie ernster gestimmt. Glitt eine Ahnung durch ihre Seele, daß ihr vielleicht auch ein ähnliches Los bevorstände, wenn ihr betrogener Gemahl sie von sich stieß?... Plötzlich neigte sie sich zu mir und flüsterte: „Sehen Sie nur, wie uns die Tischgesellschaft nebenan fixiert! Die Leute halten uns sicher für ein junges Ehe- oder Liebespaar!" Diese Worte begleitete sie mit einem schelmischen, harmlosen Lächeln, das mir sonst sehr gut gefallen hätte, wenn ich nicht gewußt, daß diese junge Frau heute noch Thränen der Reue zu weinen habe. Aber alle meine Bedenken verloren nach und nach ihren Stachel, mein Urteil wurde milder, bis ich schließlich die Sache so

hinnahm, wie sie war und mich jene Stimmung, wie vor dem Saale, mächtig ergriff. Meine Blicke wurden feuriger und die Meinung unserer Nachbarn über uns Beide mußte sehr bestärkt worden sein.

Es war auch kein Wunder, daß ich mich nun ganz und voll dem Zauber meiner Gefährtin hingegeben. — Nach beendeter Vorstellung schritten wir durch die sparsam beleuchtete Hauptallee; rasteten auf einer Bank und es schien, als sei der Faden des Gespräches plötzlich gerissen. Ich spürte, daß in mir die Rolle des Beraters, die sie mir zuerteilt, nach und nach zu Ende ginge. Wenn sie mit beklommener Stimme ihres alten Gemahls erwähnte, zu dem sie doch zurückkehren müßte, kam mir dies in so später Stunde unglaublich, unnatürlich vor . . . die Erinnerung an den alten Herrn drängte sich gespensterhaft zwischen mich und sie. Nach langer wortloser Pause erhoben wir uns, schritten hoch erregt die schwarze Straße dahin, bis das Lichtergewirr des Pratersternes uns die nötige Ruhe und Nüchternheit wiedergab. Ich fragte sie, ob sie fahren wollte und wohin. Sie bejahte die erste Frage und befahl dem Kutscher, Giselastraße Nr. . . . zu halten. „Sie kehren also zurück, jetzt?“ wandte ich mich nach einer Weile zu ihr, die sich im Wagen fröstelnd an meine Seite schmiegte. „Ja, ich muß wohl.“ „Wird aber Ihre Heimkehr in so später Stunde nicht ungewöhnlich und für den alten kranken Herrn störend sein? Wollen Sie nicht lieber die Nacht in einem Hotel verbringen?“ Bei dieser Frage, die ich ahnungslos that, spürte ich, wie sie meine Hand, die sie bis jetzt hielt, plötzlich losließ. „Nein,“ sagte sie, „um diese Zeit kann er mir nicht die Thüre weisen und er muß mir, wenn auch ungern, verzeihen.“ „Hoffen wir das Beste, gnädige Frau.“

Ich war in einer unbehaglichen Laune. Wäre ich doch nur der kühle Berater geblieben! Ich machte mir Gewissensskrupel, daß ich dazu beigetragen, die Frau wenn auch nur für einige Stunden ihre Reue vergessen gemacht und ihr so einen Teil jener Festigkeit geraubt zu haben, mit der sie notwendigerweise vor ihren Gatten treten mußte. — Der Wagen hielt; vor dem Thore reichte ich ihr stumm die Hand zum Abschiede. Das Antlitz der Frau war bleich und ein Zittern lief durch ihren Körper. „Schlagen Sie mir die letzte Gefälligkeit nicht ab! Jetzt ist die Entscheidung da, kommen Sie mit herauf und helfen Sie mir, wenn es Not thut. Er ist ein guter Mann und läßt sich in seinen Entschlüssen oft durch das Wort eines Fremden mehr beeinflussen als durch das eines Verwandten oder Freundes, und Ihrer wird er sich noch entsinnen. Sie haben den ganzen Tag bei mir ausgeharrt, helfen Sie mir den entscheidenden Moment zum Guten wenden, nicht, mein Freund?“

Was wollte ich anders thun?

Sie schellte und nach kurzem Harren öffnete die Hausmeisterin. „O, die gnädige Frau!“ Als sie auch mich mit eintreten sah, warf sie mir einen inquisitorischen Blick zu. Wortlos leuchtete sie uns die zwei Treppen hinauf. Auf dem Gesicht der jungen Frau lag ein Zug von jenem düsteren Trotz, der seine Fehler bereut, aber auch zu entschuldigen weiß und vom Richter kein Urteil, sondern Mitleid fordert. Nun stehen wir vor der Thüre. Tief schöpft die arme Frau Atem, sie klopft so leise als möglich an, den Glockenapparat läßt sie unberührt. Endlich schürfende Tritte von innen und wie die Dienstmagd bei halb geöffneter Thüre ihre Herrin erblickt, ruft sie mit gedämpfter Stimme: „Jesus Maria, die gnädige Frau!“ Die aber sinkt gebrochen auf einen Sessel, und getraut sich keine Frage an das Mädchen zu richten.

„O, dem Herrn ist schlecht, sehr schlecht! Seit heute früh fragt er in einem fort nach der gnädigen Frau! Immer jammerte er, ob Sie noch immer nicht da wären, und so oft die Klingel ertönte, fuhr er auf: Jetzt ist sie's! Und am Nachmittag, als Sie noch immer nicht gekommen, sagte er zu mir: Mali, wenn die Gnädige kommt, gieb ihr den Brief da! Sie muß heute kommen! Und am Abend fragte er noch einmal nach Ihnen, dann hat er still zu weinen angefangen und gejammert, daß Sie noch immer nicht da sind! Dann ist er eingeschlafen . . . der Schlaf ist gar gut für den Herrn, er hat heut so viel gelitten! Und da ist der Brief für die Gnädige.“ Sie riß das Kouvert auf und überflog das Schreiben.

„Nein,“ schrie sie auf, bei mir ist alle Schuld, Du wunderbarer Mann, ich will sie Dir abtragen mein Leben lang, o Geliebter!“

Und stürzte hinein ans Bette des Kranken.

Ich nahm das Schreiben — es waren Worte der Überzeugung von ihrer Rückkehr, Worte voll Sehnsucht und Verzeihung, um so schmerzlich rührender, da sie das Geständnis eigener Fehler enthielten, Worte, die der Vater an sein Kind richtet, dessen Sünden er halb auf sich nimmt . . .

Kaum konnte ich zu Ende lesen, als die tiefe Stille durch den markdurchdringenden Wehruf der jungen Witwe unterbrochen wurde, welche den Verewigten in heißester Liebe umschlungen, wie es ihm zu seinen Lebzeiten nimmer vergönnt gewesen . . .

Offenes Dankschreiben an den Kunstkritiker Dr. Adalbert Svoboda in München.

Von Fritz Hammer.

(München.)

Sehr geehrter Herr Doktor! Sie haben in Nr. 40 der in Berlin erscheinenden „Deutschen Feuilleton-Zeitung" vom 4. Juli einen „Münchener Ausstellungsbrief" veröffentlicht. Brief ist bekanntlich ein Ding, das irgendwer an irgendwen schreibt, um ihm irgendwas mitzuteilen. Der Irgendwen in Ihrem Falle ist die Gesamtzahl der Abonnenten und Leser der „Deutschen Feuilleton-Zeitung". Als Leser dieser Zeitung bin ich in der angenehmen Lage, Ihren Münchener Ausstellungsbrief auch an meine Wenigkeit gerichtet betrachten zu dürfen. Es ist Sitte, für empfangene Briefe zu danken. Ich danke Ihnen dafür. Ihr Brief ist mir sehr lehrreich gewesen. Er hat mir nicht nur über die Kunst der Maler, sondern auch über die Kunst des Briefschreibens neue Ansichten vermittelt, ganz zu schweigen von der Einsicht, die er mir in Ihre Art, Kunstwerke und Kunstrichtungen zu beurteilen, eröffnet hat. Ihre Kunst des Briefschreibens, sehr geehrter Herr Doktor, ist wirklich — um die von Ihnen so verschwenderisch gebrauchten Fremdwörter anzuwenden — ungemein „artistisch", „graziös", „eminent", „virtuos", „impressionistisch", „genrebildlich", „reserviert". Einige Ihrer Satzgefüge habe ich ordentlich angestaunt ob ihrer „Linieneleganz"; es waren stilistische „Prachtobjekte" darunter von einer ganz unglaublichen „Infektionskraft", die manche Ihrer Leser in „juvenilem" Nachahmungseifer noch lange spüren werden.

Und mit welcher Schneidigkeit Sie als Kunstrichter ins Zeug gehen! Ich fürchte nicht, mich allzu sehr zu „exponieren", wenn ich behaupte, daß Sie als Kunstrichter eigentlich noch merkwürdiger sind, denn als Kunstschreiber. Ja, ich gehe noch weiter und wende auf Ihre Kunsturteile an, was Sie so „artistisch" von den Erzeugnissen des Berliner Kunstgewerbes aussagen: „. . . sie verdienen in bezug auf Formenadel und Solidität kleine Hymnen".

„Kleine Hymnen!" Ja, wahrhaftig. Ich erlaube mir sogar, große vorzuschlagen!

Zum Beispiel gleich im Anfang Ihres Briefes, wo Sie von den Franzosen sprechen, überrascht der entzückend richtige Wahrspruch: „Einige Impressionisten letzten Ranges haben ihre schnell beschriebenen Leinwandflächen eingeschickt, an welchen man so recht die Verwilderung der Formen- und Farbengebung wahrnehmen kann, zu welcher das flüchtige Malverfahren der technischen Unfähigkeit führt." Da ist jedes Wort eine Perle.

Wenn aber ein denkender Leser mit der dreisten Frage kommen wollte: Sagen Sie 'mal, geehrter Herr Doktor Svoboda, wie konnte denn die Münchener Prüfungskommission solche französische Schmieralien von Impressionisten „letzten Ranges" zulassen, nachdem sie eingestandenermaßen eine ganze

Reihe guter deutscher Kunstwerke abgewiesen und die Abweisung mit Raummangel begründet hat? — so braucht er in Ihrem wundervollen Ausstellungsbriefe nur ein paar Zeilen weiterzulesen und er findet Ihre Antwort, die wie ein wohlgezielter Faustschlag auf sein anmaßendes Gehirn wirken muß. Die Antwort lautet: „Es war dankenswert, daß die Aufnahmejury der Kunstausstellung die impressionistischen Bilder zumal von auswärts zugelassen hat; man sieht es an denselben, wie weit man von Rechtwegen künstlerischer Schönheit abspringt, wenn man ohne Formenzucht malt."

Wenn nun selbiger denkender Leser an dieser Aufklärung nicht genug haben sollte und etwa noch zu der weiteren Frage Lust verspürte: Geehrter Doktor Svoboda, also meinen Sie, die Münchener Jury habe mit der Annahme schlechter Bilder bewußt und geflissentlich der Abschreckungstheorie gehuldigt? Liegt hierin nicht eine Gefahr für das vertrauensselige Publikum, welches sich's seinen Eintrittspreis kosten läßt in der Erwartung, in der Ausstellung keine „Farbensudeleien" und „Schmutzmalereien", sondern unbezweifelbar gute Bilder zu sehen? — so hat Ihre weise Voraussicht auch hierauf schon die passende Antwort, nämlich die: „Das Publikum lehnt die geschmacklosen Bilder der Stenographen der Palette ab und lacht über jene Kunstrichter, welche im anmaßenden Unfehlbarkeitsdünkel die Fehler der Impressionisten für Vorzüge erklären und schlankweg jeden für einen Thoren halten, der in Uhde und Liebermann nicht die Propheten der Zukunftsmalerei verehrt."

Ach, Sie sind ein herrlicher Kunstrichter, Herr Doktor Svoboda!

Dieser Uhde und dieser Liebermann, na, jetzt weiß die dumme Welt endlich, was sie von ihnen zu halten hat, nachdem Sie mit raschem kunstrichterlichen Griff den Deckel von ihren Farbtöpfen genommen und deren widerlichen Inhalt enthüllt haben. Pfui Kuckuck! Diese sogenannten deutschen Meister der Hellmalerei sollen erst beim ersten besten Spanier in die Schule gehen, bevor sie sich in unsere nationalen Ausstellungen drängen: nicht wahr, geehrter Doktor Svoboda, das ist Ihre kunstrichterliche Meinung? Ei gewiß, denn hier steht's ja in Ihrem „Münchener Ausstellungsbriefe" schwarz auf weiß: „Der Spanier versteht es, virtuos zu zeichnen und zu malen, führt schöne und charakteristische Gestalten vor, erzählt seinen Stoff klar und geschmackvoll, während der vormalige sächsische Rittmeister Uhde, den man so gern als verkanntes Genie und als den Boulanger der deutschen Impressionisten preist, es über Andeutungen von Form und Farbe kaum hinaus bringt."

Herr Doktor, das ist ein ganzes Kalifornien goldiger Weisheit, das Sie uns in diesem einzigen Satze bieten, Sie Verschwender!

„Der Spanier versteht es" — schlankweg, ohne Namensnennung, ein ixbeliebiger Spanier also! Und der deutsche Uhde versteht nichts, „kaum daß er es über Andeutungen u. s. w. hinausbringt." O Sie anbetungswürdiger deutscher Kunstrichter mit dem schönen slavischen Namen!

„Der vormalige sächsische Rittmeister Uhde" — was hat der überhaupt unter den Malern zu suchen, nicht wahr, Herr Doktor Svoboda? Warum bleibt er nicht bei seinen Roßschweifen? Was braucht er nach dem Pinsel

zu greifen, er, der von Haus aus nichts gelernt hat, als mit dem Sabul zu hantieren? Ein vormaliger sächsischer Rittmeister als Maler — das ist ja einfach lächerlich, nicht wahr, Herr Doktor Svoboda? Und gegen alle Kunstgeschichte, nicht wahr, Sie Brunnen der Kunstwissenschaft? Alles was sich jemals als Maler einen Namen gemacht hat, so weit die Geschichte reicht, ist mit Pinsel und Farbtopf zur Welt gekommen und hat, kaum dem dunklen Mutterschoße entschlüpft, nichts gethan als gemalt und immer gemalt bis an sein seliges Ende! Und nun kommt so ein „vormaliger sächsischer Rittmeister" daher und will die Kunstgeschichte auf den Kopf stellen!!

Und „man" preist ihn als — „den Boulanger der deutschen Impressionisten"! „Man —"! Hier, geehrter Doktor Svoboda, hätte ich nun freilich gewünscht, daß Sie Ihre Scheu vor Namensnennungen einen Augenblick überwunden und Ihren Gewährsmann deutlich und zweifelsohne bezeichnet hätten. Den Mann wünschte ich doch zu kennen, der den kolossalen Witz gemacht und Herrn Fritz v. Uhde zuerst als den „Boulanger der deutschen Impressionisten" gefeiert oder, wie Sie sagen, „gepriesen" hat. Ich habe schon eine Unzahl von Kritiken über Fritz v. Uhde gelesen, aber auf den „Boulanger" bin ich noch nicht gestoßen; ich finde ihn in Ihrem meisterhaften Ausstellungsbrief zum allerersten Mal. Natürlich muß es dem Leser genügen, daß Sie, der Herr Dr. Adalbert Svoboda in München, für Ihren ungenannten Gewährsmann mit Ihrer eigenen werten Person einstehen, — auch in dem Falle einstehen, der ja immerhin denkbar ist, daß der „vormalige sächsische Rittmeister" und nunmehrige Kunstmaler und königlich bayerische Professor Fritz v. Uhde den „Boulanger" nicht ruhig auf sich sitzen ließe und den Vergleich mit dem etwas anrüchigen pariser „Tingeltangel-General" (wie ihn Jules Ferry nannte) als eine öffentliche Beleidigung auffaßte . . .

Vielleicht haben Sie selbst schon über die Möglichkeit nachgedacht, Herr Doktor Svoboda, daß der Professor Fritz v. Uhde, k. Rittmeister a. D. Ihren „Münchener Ausstellungsbrief" mitsamt dem „Boulanger der deutschen Impressionisten" ernst, sehr ernst nehmen und von Ihnen Erklärungen fordern könnte — nicht wahr?

Aber Sie sind, nach der Haltung Ihrer Kunstschreiberei zu schließen, gewiß ein ebenso mutiger als weiser Mann, und wie Sie in Ihrem ruhmreichen Ausstellungsbriefe der ganzen „Sekte der technisch impotenten Eindrucksmaler" den Fehdehandschuh verächtlich ins Gesicht schleudern, so werden Sie auch im Notfalle nicht bloß mit der Feder in der Hand mit einem „vormaligen sächsischen Rittmeister" und „Boulanger der deutschen Impressionisten" fertig zu werden wissen.

Und nun zum Schlusse, geehrter Doktor Adalbert Svoboda: Ihr „Münchener Ausstellungsbrief" in der „Deutschen Feuilleton-Zeitung" wird als Dokument dessen, was sich ein Kunstschreiber gegen deutsche Kunstausüber erlauben kann inmitten einer gebildeten, kunst- und wissenschaftschätzenden Nation von Denkern und Dichtern, seine historische Bedeutung bewahren bis in die fernste Zeit; Sie haben gegenüber der übelberufenen Besserwisserei und Superklugheit der schöngeistigen Kritik, die schon soviel Unheil gestiftet

in deutschen Landen, ein ganz neues, höchstpersönliches Muster von Kunstrichterei in Ihrem Ausstellungsbriefe aufgestellt — das Svoboda-Muster, wie ich's seinem Erfinder zu Ehren nennen will — und es wird nicht an Leuten fehlen, die nicht genug davon bekommen können. Ich bin bescheidener — und habe an diesem Ihren einzigen Brief vollauf genug. Mit schuldigem Danke, geehrter Doktor Svoboda,

Ihr ergebener Diener Fritz Hammer.

Zur Charakteristik Wagners

aus dem Wagner-Lisztschen Briefwechsel.

Von Erich Stahl.

(München.)

Von dem grandiosen Künstlerernst und Überzeugungsmute Wagners enthalten seine Briefe zahlreiche Belege. Als ihm Liszt Vorschläge machte, wie er seinen „Rienzi" auf die Pariser Bühne bringen könnte, antwortete er:

„Ich habe in dem, was mich als Künstler und Mensch betrifft, kein Herz für eine Rekonstitution des Rienzi, dieser in mir längst überlebten Arbeit; ich wünsche von ganzer Seele bald Neues zu machen! . . . — Nur aus einer tiefen Überzeugung — die mein ganzes geistiges Wesen ausmacht — kann ich Begeisterung und Mut für meine Kunst schöpfen, denn nur aus dieser Überzeugung kann ich sie lieben; müßte ich mich in dieser Überzeugung von meinen Freunden trennen, nun — so würde ich auch der Kunst Abschied sagen und — vielleicht Bauer werden!"

Mit der Übersendung seines Manuskriptes „Die Kunst und die Revolution", das Liszt einem Leipziger Buchhändler zum Verlag anbieten sollte, verband Wagner folgende Zeilen:

„Ich hoffe, Du findest nichts von den politischen Gemeinplätzen, sozialistischen Galimathias, noch auch persönlichen Gehässigkeiten darin, vor denen Du mich warntest: — daß ich im tiefsten Grunde der Sache aber sehe, was ich sehe, ist lediglich die Schuld des Umstandes, daß mir aus meiner eignen künstlerischen Natur und den Leiden heraus, die sie zu bestehen hat, die Augen auf eine Weise aufgegangen sind, daß nur der Tod sie mir wieder wird schließen können!" —

Schwer hatte Wagner nach seiner Flucht aus Dresden unter der nimmer rastenden Verleumdungssucht seiner Feinde zu leiden. Die dümmsten und niederträchtigsten Dinge wurden ihm von seinen biedern Landsleuten nachgesagt. Empört von so unersättlicher Bosheit schrieb er an seinen Freund Liszt:

— — „Aber am meisten bekümmert mich — weil es mich bis auf die Knochen verletzt — der mir so häufig gemachte Vorwurf der Undank-

barkeit gegen den König von Sachsen! Ich bin doch gänzlich Gefühlsmensch, und konnte demnach diesem Vorwurfe gegenüber lange nicht begreifen, warum ich denn dieser vermeinten Undankbarkeit wegen in meinem Gemüte so gar keine Regungen des Gewissens empfand. Ist der König von Sachsen strafbar, mir unverdiente Gnaden erzeigt zu haben? Glücklicherweise spricht ihn mein Bewußtsein von dieser Schuld vollkommen frei. Daß er mir für das Beste, was ich leisten konnte, nichts zahlte, verpflichtete mich nicht zur Dankbarkeit; daß er mir da, als ich ihm wirklich Gelegenheit gab, mir gründlich zu helfen, nicht helfen konnte — oder durfte, — sondern sich ruhig mit seinem Intendanten über meine Entlassung unterhielt — beruhigte mich über die Abhängigkeit meiner Stellung von Gnadenerzeigungen. Schließlich bin ich mir aber auch bewußt, wenn selbst ein Grund zu besonderer Dankbarkeit gegen den König bei mir vorhanden gewesen wäre, wissentlich keinen Akt der Undankbarkeit gegen ihn begangen zu haben: die Beweise hierfür zu führen wäre ich imstande!"

Über seine sonstige Stellung zum Leben schrieb damals Wagner:

„Die Kraft, die meine eigene ist, ist eine durchaus unnachgiebige und unteilbare; sie rächt sich mit Ungestüm durch ihre Natur, wenn ich sie durch äußeren Zwang ableiten oder teilen will. Ich bin in Allem, was ich thue und sinne, nur Künstler: soll ich mich aber in unsere moderne Öffentlichkeit hineinwerfen, — ich kann ihr nicht als Künstler beikommen! Grundarm und mittellos für das nackte Leben, wie ich nun bin, ohne Gut und Erbe, wäre ich daher einzig nur auf den Erwerb angewiesen; ich habe aber nichts erlernt als meine Kunst, und diese kann ich heutzutage ganz unmöglich zum Erwerb verwenden: die Öffentlichkeit kann ich nicht suchen, meine einzige künstlerische Erlösung könnte einst nur dadurch vollbracht werden, daß die Öffentlichkeit mich suchte. — Ist meine fertige Arbeit: ‚Lohengrin' nichts wert? Ist die Oper, die es mich jetzt zu vollenden treibt (‚Siegfrieds Tod'), nichts wert? — Allerdings, der Gegenwart und ihrer Öffentlichkeit, wie sie ist, müssen sie als Luxus erscheinen! Wie steht es aber mit den wenigen, die diese Arbeiten lieben? Sollten sie dem armen, notleidenden Schöpfer nicht Lohn, sondern nur die Möglichkeit: weiter schaffen zu können, darreichen dürfen? An die Krämer kann ich mich nicht wenden, nur an wirklich adelige Menschen, — nicht an menschliche Fürsten, sondern an fürstliche Menschen. — Soll ich in die Zeitung schreiben: ‚ich habe nichts zu leben, wer mich lieb hat, gebe mir etwas?' — ich kann es um meiner Frau willen nicht, sie stürbe vor Scham! — O, welche Not es doch ist, so einen Menschen wie mich in der Welt unterzubringen! Sieh zu, lieber Liszt! hilf, rate mir!"

Und Liszt, der edle Freund und Künstler, der wie kein anderer Wagners Größe und Bedeutung rechtzeitig erkannte, hat auch geraten und geholfen wie kein anderer — und er hat sich damit nicht allein Wagner, er hat sich die ganze Kunstwelt zu unaussprechlichem Danke verpflichtet.

Daß Wagner diese Dankesschuld sein Lebenlang anerkannte, ist bekannt. Bedürften wir aber seinen unermüdlichen Lästerern (insonderheit Hanslick und anderen Lärmmachern gegenüber) noch eines Beweises, so brauchen

wir uns nicht bloß auf diesen „Briefwechsel“ zu beziehen, sondern können auch auf die Rede verweisen, welche Wagner am 25. Juli 1882 in Bayreuth, am Vorabend der ersten Aufführung des „Parsifal“ gehalten hat, und in welcher der Meister mit tiefster Ergriffenheit erzählte, was Liszt ihm gewesen war, was er ihm verdanke, und in welcher Wagner die Worte aussprach: „Dieser Mann ist der größte Schirmherr meiner Kunst gewesen; — wie kein Anderer hat er mich erhoben, — Alles, Alles verdanke ich ihm“ — —. Gegenüber solchem öffentlichen Bekenntnis nehmen sich die Angriffe, welche das ideale Freundschaftsverhältnis der beiden Meister von Gegnern Wagners erfährt, weil Wagner in seiner beständigen Geldnot sich zunächst immer an Liszt gewendet hat, recht jämmerlich aus. Liszt wußte, daß er seine Hilfe indirekt der Kunst zuwandte, und Wagner hatte die Überzeugung, daß Liszt der einzige Mensch war, der über alles Persönliche hinweg an die künstlerische Mission Wagners glaubte. Man vergesse nicht, daß Wagner, dank der steten Hülfe des Freundes, seinen „Tristan“, Teile der „Nibelungen“ und an den „Meistersingern“ arbeiten, sowie seine hauptsächlichsten Kunstschriften verfassen konnte, daß er also die Geldunterstützungen nicht im Nichtsthun verpraßt, sondern als notwendiges Mittel für die Durchfechtung seiner künstlerischen Zwecke verwendet hat.

Ja gerade diejenigen Leute, die wie Hanslick und Genossen immer noch in der Presse das Wort im wagnerfeindlichen Sinne führen, sind es damals schon gewesen, welche durch ihren kritikasternden Unverstand und ihre hämische Neidboldhaftigkeit den jungen Wagner in die trübseligsten Lebenslagen drängen halfen! Wie himmelhoch steht ein Franz Liszt über ihren jämmerlich zwerghaften Anschauungen, er, der seinem Freunde Wagner in allen Anfechtungen, Nöten und Drangsalen immer wieder versichert: „Du sollst nicht anders sein, als Du bist, und so verehre und liebe ich Dich von ganzer Seele.“

Und wie ergreifend ist Wagners Antwortschreiben vom 5. Dezember 1849:

„Ich begreife immer mehr, welch' seltener Grad von Freundschaft und Güte gegen mich Dir inne wohnen muß, daß Du trotz so vieler Seiten meines Wesens — die Dir nun gewiß unmöglich gerade gefallen können — mir dennoch die thätigste Teilnahme unter allen meinen Freunden widmest! Du bist darin wie der echte Dichter, der mit vollkommener Unparteilichkeit jede Lebenserscheinung nach ihrem Wesen nimmt, wie sie ist.“

Mögen die kleinen Sudelgeister fortfahren, mit ihren schmutzigen Händen an dem Charakterbilde dieser beiden erhabenen Meister zu zerren: unter dem Eindrucke dieses klassischen „Briefwechsels“ muß endlich doch jede Schmähung verstummen, und das deutsche Volk wird sich dereinst an der hellstrahlenden Erkenntnis erbauen, daß es in Wagner und Liszt nicht nur zwei Genien der Kunst, sondern auch edelste Musterbilder reinster Menschlichkeit und Freundschaft bewundern darf.

Münchener Novitäten-Abende.

Von M. G. Conrad.

Die erste Aufführung der Wagnerschen Oper „Die Feen“ am 29. Juni hatte einen durchschlagenden Erfolg. Das Publikum, welches mit Ausnahme des ersten Ranges das große Haus der Königlichen Hofbühne fast bis auf den letzten Platz füllte, war anfänglich etwas zurückhaltend; die unmäßig lange, an Wiederholungen reiche Ouverture, sowie der ganze erste Akt wurden kühl aufgenommen. Allein nachdem diese schwächeren Teile des Werkes glücklich vorübergegangen waren, entfesselten einzelne durch Schwung und Leidenschaft hervorragende Stücke des zweiten Aktes den freudigsten Beifall bei offener Szene. Der Schluß des zweiten Aktes und der ganze dritte Akt steigerten den Beifall zum hellen Jubel. Ohne Zweifel wird sich der Erfolg der Ouverture — sie dauerte bei der ersten Aufführung fast zwanzig Minuten — und des ersten Aufzuges merklich erhöhen, wenn einige geschickte Kürzungen vorgenommen werden. So selten auch hier die Stellen sind, wo der Dichterkomponist Wagner — ein Zwanzigjähriger, als er die „Feen“ schrieb, den Text nach dem Gozzischen Märchen „Die Frau als Schlange“ — eine eigene, individuelle Sprache findet für die eigenen Dinge, die sein musikalischer Genius zu sagen hat, so trifft er doch auch hier schon manchen Sehnsuchtslaut, manchen Ausdruck leidenschaftlich wogenden Gefühls, der uns im innersten Herzen packt und den großen Tonmeister der späteren Werke stürmisch ankündigt. Dazwischen gaukeln allerliebste humoristische Sachen, wie die komisch-balladenartige Erzählung Gernots: „War einst 'ne böse Hexe wohl, Frau Dilnovaz genannt“. Im zweiten und dritten Aufzug aber wimmelt's förmlich von köstlichen Einfällen, von längeren, arienartigen Sätzen voll des herrlichsten Wohllautes. Namentlich ein großer Ensemblesatz a capella im dritten Aufzug „Allmächtiger, in Deine Himmel send' ich mein brünstig Flehn hinauf“ gehört zum prachtvollsten und innigsten, was die Opernlitteratur überhaupt aufzuweisen hat. Alle diese unanfechtbaren Schönheiten des Wagnerschen Jugendwerkes wurden von dem Publikum rasch erfaßt und mit stürmischem Beifall ausgezeichnet.

Die Darstellung war im allgemeinen eine ganz vortreffliche. Die Damen Dreßler (Ada), Weitz (Lora), Herzog (Drolla), Sigler und Blank (Feenkönigin) und die Herren Mikorey (König Arindal), Fuchs, Siehr und Herrmann setzten wirklich ihr bestes Können an die Herausarbeitung ihrer nicht immer leichten Rollen. Herr Mikorey, der gelegentlich mit den Damen Dreßler und Weitz den Mittelpunkt der Handlung hätte bilden und machtvoll individualisieren sollen, stand leider schauspielerisch nicht auf der Höhe seiner eminenten Gesangsleistung; namentlich die dankbare Wahnsinnsszene im dritten Akte hat er nicht voll zur Geltung zu bringen vermocht. Manches wird sich bei den Wiederholungen von selbst

verbessern. Die Münchener Ausstattung des Werkes ist hinreißend schön — feenhaft!

Es wird nicht an öden Nörglern und siebengescheidten Kapellenmeister-Beckmessern vom Schlage des zu rascher Berühmtheit gelangten Stuttgarter Professors Götschius fehlen, welche die unbeschreiblich schöne Ausstattung allein für den glänzenden Erfolg dieser Jung-Wagneriade verantwortlich machen werden. Warum nicht? Jedem Tierchen sein Pläsierchen! Gar manche Kapellmeister-Oper wurde schon prachtvoll inszeniert und ist doch mit Pauken und Trompeten und allem Beleuchtungszauber durchgefallen. Aber das soll uns nicht abhalten, zu konstatieren, daß der Obermaschinenmeister Lautenschläger, der Kostümdichter Prof. Flüggen und die Dekorationsmaler Brioschi und Burghart sich dieses Mal selbst übertroffen und die Wagnerschen Feen in ein so glänzendes, poesieerfülltes Gewand gekleidet haben, daß sich die verwöhntesten Augen nicht satt sehen konnten. Also dies ist das Ergebnis: „Die Feen" sind für Ohr und Auge eines der interessantesten und reizvollsten Werke deutscher Opern- und Ausstattungskunst, eine entzückende Jugendsünde des „Meisters".

Nachdem Ibsens „Nora" an der Königlichen Hofbühne längst zu einem Zugstücke ersten Ranges geworden, hat die Theaterleitung nun auch wieder zu einem älteren Ibsenschen Stücke zurückgegriffen, das schon vor zehn Jahren mit gutem Erfolge eine Reihe von Aufführungen erlebte: zu dem Schauspiele „Die Stützen der Gesellschaft". Vor ausverkauftem Hause hat am 2. Juli die neu eingeübte und zum Teile neu besetzte Aufführung unter der vortrefflichen Regie Kepplers stattgefunden und stürmischen Beifall gehabt; nach jedem Akte mußte sich der Vorhang vier bis fünfmal heben, und am Schlusse wollte das Klatschen und Bravorufen kein Ende nehmen. Die Darstellung zeichnete sich durch vollkommene Abrundung aus. Von den einzelnen neu besetzten Rollen verdienen auszeichnende Hervorhebung: Konsul Bernick (Schneider, früher Possart), Johann Tönnsen (Fuchs, früher Rhode), Schiffsbaumeister Auner (Wohlmuth, früher Herz), Oberlehrer Lundt (Häusser). Frau Dahn-Hausmann stattete ihre schon früher gespielte Lona Hessel, eine der ursprünglichsten weiblichen Charaktergestalten Ibsens, mit einer Fülle eigenartiger Züge aus, während Frau Conrad-Ramlo aus der kleinen Rolle der Dina Torp ein Kabinettsstück natürlicher Charakteristik des revolutionierenden Mädchenherzens voll Wärme, Schneidigkeit und Anmut zu gestalten wußte. Sehr tüchtig spielte Fräulein Bland die Frau Konsul, eine gute Haut, und die Damen Weiß, Herzfeld-Link und Lanzlott ergötzten durch ihr famoses Klatsch-Terzett dermaßen, daß ihnen noch am selbigen Abend von dem „Verein geschworener Junggesellen" der Ratsch- und Tratsch-Orden I. Klasse — an der Zungenspitze zu tragen — feierlich überreicht wurde. Sehr fein empfunden gab Frl. Werner die Märtha.

Als französische Lustspiel-Novität wurde noch an einem Hundstagsabend die Pailleronsche „Maus" serviert, eine Pariser Pussier- und Liebesgeschichte, deren tieferen Spaß zwischen den Zeilen zu ergründen, die sittlichen deutschen Kater noch lange nach Schluß der Vorstellung sich die

tugendhaften Pfoten leckten. Wir behalten uns vor, mit einigen kritischen Randglossen auf diese erfolgreiche Maus-Novität zurück zu kommen. Die dramatischen Schäkereien eines Pailleron sind immerhin lehrreich genug, um etwas länger bei ihnen zu verweilen.

Zuschrift aus dem Leserkreis.

Geehrte Redaktion!

Das Gedicht „Pannonien mein Vaterland" macht wenig Anspruch auf poetischen Wert, mehr auf politische Bedeutung.

Sie werden uns Deutschen Ungarns einen Brüderdienst erweisen, wenn Sie diesen Aufruf, samt der beigefügten Anmerkung, in der „Gesellschaft" veröffentlichen.

Pannonien mein Vaterland.

Pannonien, mein Vaterland,
Umschlinge mit der Liebe Band
All' deine Söhne da!
Uns Alle mach' im Rechte gleich,
Uns Alle mach' im Glücke reich,
Hurrah Pannonia!

Vom Tatrafels bis Orsowa
Heißt dieses Land Pannonia,
Das ist das rechte Wort!
Pannonisch nennen wir es froh,
Zweitausend Jahre heißt es so,
Den fremden Namen fort!

Sylvanien, Slavonien
Vereint euch mit Pannonien,
Reicht ihm die Bruderhand!
Romanen, Slaven, deutsches Blut,
Ihr seid der Menschheit bestes Gut,
Euch blühe dieses Land!

Wer hat denn Ofen frei gemacht,
Wer hat gesiegt in Zentas Schlacht?
Es war der deutsche Mut.
Errungen hat zum zweiten Mal
Dies Land des deutschen Schwertes Stahl,
Das treue, deutsche Blut.

Wer hat verfolgt die Türkenflucht?
Es war der deutschen Waffen Wucht,
Der deutschen Rosse Huf.
Sankt-Gotthard, Wien und Biograd
Verkünden die Erlöserthat,
Die hundert Siege schuf.

Erobert hat dies Vaterland
Lothringens starke Siegerhand,
Savoyens Heldenzug.
Da zählet Arpad nimmer mit,
Der über Hirtenvölker ritt,
Und keine Schlachten schlug.

Magyaren und Kumanier
Beherrschet nicht den Arier!
Ihr macht hier Alles faul.
Was ihr in diesem Lande preist,
Das schuf ja Alles deutscher Geist,
Nicht das Magyarenmaul.

Ihr deutschen Städte, Ofen, Pest,
Bewahret eure Sitten fest,
Und eure deutsche Kraft!
Mongolisch hat hier keinen Sinn,
Drum fort damit nach Debrezin,
Hier ist es längst erschlafft.

Die Stadt erbaut man nicht allein
Mit Flitter und mit totem Stein:
Der Geist erbaut die Welt.
Hochfahrendes Magyarentum,
Wir zahlen bitter deinen Ruhm
Mit unserm Gut und Geld!

Romanen und Slavonier,
Wir Alle sind Pannonier,
Wir haben gleiches Recht.
Im Lande leide niemand Not,
Es herrsche Keiner als Despot,
Und Keiner sei der Knecht.

Mein deutsches Volk ich rufe dir,
Du lebst von Niemands Gnaden hier
Auf deinem eignen Gut!
Was dir die Heimat hier verschafft,
War deiner Ahnen Heldenkraft,
Ist deiner Väter Blut.

Dich unterjocht nicht jeder Wicht,
Die Katze frißt den Löwen nicht,
Nur immer kühn voran!
Kein Sybarite macht dich dumpf,
Du schreitest im Magyarensumpf
Zum deutschen Ozean!

Rot schimmert schon das Morgenlicht,
Wacht auf! Heloten sind wir nicht
In unserm eignen Haus.
Mit Fleiß und Schweiß, mit Mut und Blut
Erwarben wir pannonisch Gut,
Laßt euer Recht nicht aus!

Pannonien, mein Vaterland,
Umschlinge mit der Liebe Band
All' deine Kinder da!
Uns Alle mach' im Rechte gleich,
Uns Alle mach' im Glücke reich,
Hurrah Pannonia!

Anmerkung. Dieser Zuruf ist zur tausendjährigen Feier der Magyaren den nichtmagyarischen Völkern „Ungarns" gewidmet. Die Ungarn, in ihrer Sprache Magyaren genannt, haben im Jahre 889 unter Arpads Führung von Pannonien, dem heutigen „Ungarn", welches von Deutschen, Slaven und Romanen bevölkert war, Besitz ergriffen. Nach der Niederlage bei Mohatz 1526 büßten sie, infolge inneren Verfalls, ihre Herrschaft ein und trugen 170 Jahre das Türkenjoch. Von Gnaden der deutschen Reichsarmee und der deutschen Heerführer Karl von Lothringen, Max Emanuel von Bayern, Eugen von Savoyen erhielten sie wieder ihre Selbständigkeit, wozu sie aus eigener Kraft niemals gelangen konnten. — Alles was im modernen „Ungarn" Kultur und Bildung ähnlich sieht, ist deutscher Herkunft. Zum Danke hiefür werden im „Staat Ungarn" deutsche Sprache und deutsche Sitten überall verdrängt. In Pest-Ofen wohnen mehr als 100000 Deutsche, die keine einzige deutsche Schule besitzen.

Ungarn muß wieder Pannonien heißen! Dieses Losungswort wird die Gleichberechtigung der Nationalitäten herbeiführen und das bedrängte Deutschtum retten. Wenn das alte und neue Pannonien sich im Umfange nicht decken, so antworten wir darauf: auch das neue, durch Siebenbürgen, Kroatien und Fiume vergrößerte Ungarn ist nicht das frühere mehr.

Unsere Standarte heißt: Ungarn ist tot, es lebe Pannonien!

Pest-Ofen, Juni 1888. August von der Burg.

Erwiderung

auf die „Zuschrift aus dem Leserkreis" in Heft 7.

Ich danke Herrn A. L. aufrichtig für die warme Verteidigung meiner im Maiheft ausgesprochenen Ansichten über das „Deutsche Theater" und im besonderen über Herrn Kainz: denn ohne es zu wollen, hat Herr A. L. die denkbar glänzendste Verteidigung meiner Ansichten geliefert. Ob ich das Unglück gehabt habe, K. stets nur unaufgelegt zu sehen, weiß ich nicht; ich habe ihn im Ganzen schlecht gerechnet gegen fünfzig Mal gesehn, in den verschiedensten Rollen, und nie hat er nur den mindesten ästhetischen oder psychischen Eindruck bei mir hervorgerufen, nie eine Wirkung auf mich geübt, die jener Sonnenthals, Baumeisters, Lewinskys, Mitterwurzers, Rossis, Salvinis, Roberts nur im mindesten gleich käme — immer habe ich nur jenes entsetzliche, unmotivierte Kreischen und Schreien gehört, jene unangenehmen, spinnenartigen Bewegungen der gespreizten Finger gesehen, jenes willkürliche Umspringen mit den Absichten des Dichters, jenes völlige Heraustreten aus dem Rahmen des Zusammenspiels, jenes Verfallen in die platteste, trockenste, nüchternste Prosa. Das damit zu erklären, daß Herr Kainz Realist sei und eine realistische Darstellung liebe, ist wahrhaftig die kindischste Entschuldigung; denn wenn ich ins Theater gehe, so will ich nicht den Don Carlos des Herrn Kainz sehen, sondern den Don Carlos des Herrn

Schiller. Wie sich Herr K. den Don Carlos denkt, ist mir vollständig gleichgiltig, so gleichgiltig wie der ganze Herr Kainz; ich will wissen, wie sich ihn der Dichter dachte. Der Schauspieler soll bei Schiller Idealist sein, bei Ibsen Realist. In die Intentionen des Dichters eindringen und sie voll und klar bis auf das letzte Tüpfelchen zum Ausdruck bringen, das ist der wahre und einzig berechtigte Realismus des Schauspielers — eines reproduktiven Künstlers.

Ob Herr Kainz also an jenen fünfzig oder mehr Abenden stets nur „unaufgelegt" war, weiß ich nicht! Die Häufigkeit dieser Schwäche wäre wohl ein wenig fatal. Aber eines weiß ich. Ein Schauspieler, der seinen Mangel an Aufgelegtheit bei den Versen Schillers oder Shakespeares nicht nach den ersten fünf Minuten vergißt, der nach einer Szene Göthes oder Kleists, auf der Bühne stehend, nicht den kleinlichen Ärger des Tages, die nervösen Verstimmungen, denen er ausgesetzt ist, überwunden hat und hoch über den Jammer seiner Wirtschaftssorgen, des Coulissenklatsches sich nicht auf den Flügeln der Begeisterung forttragen läßt in das Reich der Dichtung, selbst fortgerissen, Alles mit sich fortreißend, der bei Melchthals Racheschwur, bei Valentins Todeskampf, bei Romeos Liebesverzweiflung nicht seinen Kopfschmerz vergißt, seinen Streit mit dem Friseur, kleinlichen Rollenneid, und alle die tausend eingebildeten Leiden, denen der Mime ausgesetzt ist — wer nicht imstande ist, seine erbärmlichen Tagessorgen hinter der Coulisse abzustreifen: der hat keinen Anspruch auf den Titel Künstler, der ist ein Handwerker, ein elender Banause, der um den Tagelohn in Kunst arbeitet. Ich glaube, wenn ich auf dem Totenbett läge, siech und verfallen, und verlorene Töne drängen zu mir herüber, losgerissene Worte von Antonius' Leichenrede, oder mein brechendes Auge fiele auf die geheiligten Blätter, auf denen Ferdinand seinem Vater die furchtbare Anklage ins Antlitz schleudert — ein letzter Blitz würde zwischen meinen Brauen hervorbrechen, zum letzten Mal würden sich noch meine Hände krampfhaft ballen, meine Brust würde sich heben und mein Leib zittern und sich mit Schweiß bedecken, und Schmerz und Qual und Tod wären für eine Sekunde vergessen.

„Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandiert die Poesie."

ruft Göthe den Dichtern zu. Das heißt, macht euer Können unabhängig von eurer Stimmung, lernet die Kunst euch unterthan zu machen und werdet fähig eure Herrschaft zu jeder Stunde auszuüben! lasset euch nicht vom Genius rufen, sondern traget ihn allstund in eurer Brust! dichtet nicht nur, sondern werdet Dichter!

Und ebensowenig ist ein Schauspieler ein Künstler, der besonderer Inspiration bedarf, besonderer Aufgelegtheit, um zu wirken, um fortzureißen, um sich als Künstler zu zeigen, ein Schauspieler, von dem seine eigenen Bewunderer sagen: „Ist er nicht aufgelegt, so steht jeder mittelmäßige Schauspieler, der nur Eifer und Begeisterung für seine Rolle mitbringt, über ihm." Hol' dich der Teufel, wenn du dich unterstehst, deine Hand nach Schiller und Shakespeare auszustrecken ohne Eifer und Begeisterung! Wofür bist du Schauspieler? Wenn ich meine fünf Mark zahle, will ich eine gute Leistung sehen, was geht mich deine Begeisterung oder Nichtbegeisterung an? Was soll ich mich langweilen und mein teures Geld zum Fenster hinauswerfen, weil du nicht geruhst, heute aufgelegt zu sein, vielleicht dir den Magen verdorben, oder dich mit deinem Ankleider gezankt hast? Dann laß rote Zettel drucken: „Ich, der große Kainz, bin heut' nicht aufgelegt, und werde infolgedessen schlecht Komödie spielen!" So gehe ich vor Anfang an die Kasse und lasse mir mein Geld zurückgeben, oder ich gehe gar nicht erst hinein. Spielst du aber, mein Junge, und die Poesie vertreibt dir nicht nach fünf Minuten bereits deinen Schnupfen und deine Hühneraugen, so kannst du dich begraben lassen, denn dann bist du nur ein ganz gewöhnlicher Rollenherunterleierer wie die andern alle, und wirst in deinem ganzen Leben kein Künstler werden.

Conrad Alberti.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Rudolf Kleinpaul.

Zur Erinnerung an das Ludwigsfest in München.

Von M. G. Conrad.

(München.)

König Ludwig I. hat am 25. Auguſt 1786 zu Straßburg im Elſaß das Licht der Welt erblickt, der „teutſcheſte“ Fürſt auf verwälſchtem Boden. Seine Jünglingszeit ſah Deutſchlands tiefſte Erniedrigung, — aber im Geiſte des künftigen Bayernkönigs lebte ſtolz und hehr Germanias herrlichſtes Bild. Nie hat unter königlichem Purpur ein feurigeres, heldenhafteres Herz für Deutſchlands Größe und Ruhm geſchlagen. Auf Bayerns Thron erhoben, richtete der erlauchtetſte „Teutſche“ ſein epochemachendes Lebenswerk als wahrhaft königlicher Schirmherr aller idealen Beſtrebungen in ſeiner Landeshauptſtadt München aus, eine Fülle von künſtleriſchen Schöpfungen über ſie ergießend, die beiſpiellos in der deutſchen Geſchichte.

Es hat nichts Überraſchendes, zumal in unſerer jubiläumstollen Zeit, daß ſich München verpflichtet fühlte, die hundertſte Wiederkehr des königlichen Geburtstages aufs feſtlichſte zu begehen. Das heutige München wollte damit ausdrücken, daß ihm ein dankbares Verſtändnis für all das Schöne und Große aufgegangen, womit der König Ludwig vor Zeiten die Stadt überreich beſchenkte, — beſchenkte zum größten Teile unter dem Widerſpruche, dem Spott und Hohn der damaligen Münchener, Krähwinkler, Nörgelmeier, Federfuchſer und Kompagnie. Was München durch Ludwig geworden iſt, iſt es gegen den Willen der Münchener geworden. Ja, wäre Ludwig nicht der Feuerkopf und der zähe, unbeugſame, beharrliche Regent geweſen und zugleich der umſichtige Wirtſchafter, der mit den Dingen und Menſchen ſo überaus geſchickt umzugehen verſtand, München

wäre niemals zu dem Range einer Kunststadt aus eigenem Trieb und Vermögen emporgewachsen. Volksregiment, demokratische oder bureaukratische Herrschaft und dergleichen hätten das alte München niemals zu einem Horte der freien Künste und Wissenschaften zu erheben vermocht. Das neue München mit seinen unermeßlichen Schätzen und seiner beispielgebenden Stellung in der deutschen Kunstgeschichte ist die Wunderthat eines genialen Fürsten — des Königs Ludwig des Ersten. Durch politische Mißverständnisse zur Abdankung gezwungen, nahm Ludwigs Sohn und Nachfolger auf dem Throne, König Max II., das Werk des Vaters auf, um es mehr nach der wissenschaftlichen und litterarischen Seite weiter zu führen. Ein zu früher Tod setzte 1864 seinem edlen Streben ein jähes Ziel. Mit dem jugendherrlichen Ludwig II., dem phantasievollsten und enthusiastischsten Kopfe, den je eine Königskrone schmückte, würde die Lebensarbeit seiner Vorfahren die glänzendste Fortsetzung gefunden haben und zugleich eine Ergänzung nach der musikalisch-dramatischen Seite, hätte nicht neu ausbrechendes Krähwinkeltum und philiströse Bosheit die Widerstände gegen des Königs ideale Absichten so massenhaft aufgethürmt, daß der junge stolze Fürst nur noch in der Residenzflucht und in der Bergeinsamkeit sein Heil für sich und seine Ideale wußte . . . bis die Unheilswelle mörderisch über ihm zusammenschlug.

Was der alte Ludwig mit seinen einst so befehdeten grandiosen Kunstunternehmungen gewollt und bezweckt hatte, das haben die modernen Münchener endlich begreifen gelernt, zumal die großen Ludwigswerke von Jahr zu Jahr besser rentierten und die guten Isarathener jetzt in Ruhm und klingenden Millionen ernteten, was ihr König einst gesät; was aber der junge Ludwig mit seinem Dichterkomponisten Wagner und seinem Festspielhauserbauer Gottfried Semper plante, das war ihnen wieder etwas so über alle Bierphilister-Begriffe Neues und Unerhörtes, daß sie es brutal zurückwiesen. Dazu war die Zeit politisch schwierig — und Ludwig II. besaß nicht die unendliche Geduld und unendliche Energie seines Großvaters.

Vorbei!

Also ein Centenarium in unserer jubelfrohen Zeit, das durften sich die Münchener nicht entschlüpfen lassen als gebildete Isarathener von Königs Gnaden: 25. August 1786, 25. August 1886! Es war höchste Zeit, als man sich am Anfange des Jahres 1886 des Datums erinnerte und einen Ausschuß für die Ludwigsfeier einsetzte, um eine würdige Huldigung für den großen Kunstkönig auf die Beine zu bringen. Aber leider, die unendlich traurige Katastrophe am Starnberger See kam dazwischen

und zwang zum Aufschub des Festes. Und wie ein Jahr zum andern kam, wuchs auch der ursprüngliche Plan an Breite und Fülle. Als endlich die Monatswende Juli-August 1888 endgiltig als Festzeit bestimmt ward, hatte die festliche Absicht, die man mit der „Centenarfeier" verwirklichen wollte, eine um so gewaltigere Steigerung erfahren müssen, als gleichzeitig zwei große glänzende Kunstausstellungen in München veranstaltet wurden, in deren Vergnügungsprogramm das Ludwigsfest naturgemäß den verblüffenden Höhepunkt zu bilden hatte.

Gleich wie einst König Ludwig sich gelobt, aus München eine Stadt zu machen von solcher Bedeutung und Schönheit, daß, wer München nicht gesehen, Deutschland nicht kenne, so gaben sich jetzt Künstler und Bürgerschaft das Versprechen, eine „Centenarfeier" zuzurichten, die alles überbieten sollte, was seither an ähnlichen Veranstaltungen hier und anderwärts geleistet worden war. So wurde denn auch in der Einladung zu diesem Feste weit über die Grenzen Bayerns hinausgegriffen: nicht nur ganz Deutschland sollte dem großen Kunstkönig huldigen, auch Griechenland und Italien sollten Gäste abordnen, den Glanz des Ereignisses zu erhöhen. Und die Einladung war nicht erfolglos geblieben; nicht allein eine große Reihe bayerischer und deutscher Städte — von letzteren seien namentlich erwähnt: Straßburg i. E., Köln, Mannheim, Dresden, Berlin, Wien — sondern auch Athen und Rom hatten Vertreter ihrer Künstler- und Bürgerschaft zur Ludwigsfeier nach München abgeordnet.

Das Programm umfaßte außer vielen festlichen Nebenveranstaltungen in den Kirchen, Schulen, Vereinshäusern, Bierkellern, Ausstellungs-Restaurationen u. s. w. eine Feier im Rathaus zur Begrüßung der Gäste, Festvorstellung im Königlichen Hoftheater und Gärtnertheater, Huldigung am Sarkophage König Ludwigs I. in der Bonifaziuskirche (Basilika), Enthüllung der Königsbüste in der Ruhmeshalle in Verbindung mit einem großartigen Feuerwerke römischen Stils an der Bavaria auf der Theresienwiese, Beleuchtung der Stadt, — und als Hauptstück den Künstlerfestzug, der mit einer Huldigung vor dem Ludwigsdenkmal auf dem Odeonsplatze in Anwesenheit des Königlichen Hofes und unter Entfaltung alles erdenklichen höfischen Pompes schließen sollte.

Die Begrüßung der Ehrengäste im großen Rathaussaale durch das Zentralkomité (unter dem Vorsitze der beiden Bürgermeister Dr. J. v. Widenmayer und Wilhelm Borscht) war in verschiedener Hinsicht sehr pikant und charakteristisch. Zunächst hatte der designierte Vertreter der Deutschen Kunstgenossenschaft in Berlin bei der Münchener Centenarfeier, Herr Akademie-Direktor A. v. Werner, nicht vermocht, bei diesem Be-

grüßungsakte gegenwärtig zu sein. Das übrige Berlin hatte es überhaupt im voraus abgelehnt, sich offiziell vertreten zu lassen bei einem Feste, das dem größten deutschen Kunstfürsten gewidmet war: der Bürgermeister der Reichshauptstadt dankte für die bayerische Einladung mit dem Hinweis auf — die preußische Landestrauer oder so etwas ähnliches. Es hätte gewiß dem deutschen Reichsgedanken nichts geschadet und der preußischen Landestrauer keinen Abbruch gethan, wenn das offizielle Berlin sich bei dieser Gelegenheit ein wenig in die bayerische Hauptstadt bemüht hätte . . . Je nun, die Begrüßung der Ehrengäste ist auch ohne die Berliner recht gut deutsch von statten gegangen. Nicht nur der Vertreter der griechischen Regierung, Herr Angelos Vlakchos, sondern auch der Vertreter der Stadt Rom, der Vizebürgermeister Alessandro Guiccioli, haben, mit einigen bajuvarischen Ultramontanen um die Wette, vorzüglich deutsch gesprochen. Als ausgezeichneter Redner im eleganten und zugleich feurigen Plauderstil erwies sich der Bürgermeister von Athen, Herr Philimon, während der Fabrikant Stief, Vorstand des Gemeindebevollmächtigten-Kollegiums von Nürnberg, ganz gemütlich in der Mundart seiner Vaterstadt mit trefflichem Humor loslegte zum nicht geringen Entsetzen jener Festteilnehmer, welche den Predigerton als die allein angemessene Vortragsweise ihrer geschraubten Centenargedanken erachteten. Es ist wirklich komisch, wie die Deutschen, sobald sie offiziell sich versammeln zu einer fröhlichen That — und ein Künstlerfest, und was damit zusammenhängt, ist doch in erster Linie eine solche! — ihren schwerfälligsten Ernst in Ton und Geberde aufzufahren pflegen, als gälte es, mit grobem Geschütz irgend einen versteckten Feind zu beschießen. Heiter ist die Kunst! Jawohl. Aber die offiziellen Kunstreden werden so ohne alle Heiterkeit, Leichtigkeit, Anmut und Grazie vorgetragen, daß man glauben könnte, es handle sich eher um eine Schauermähr oder ein Todesurteil, als um den Ausdruck fröhlicher, von den Musen freundlich geleiteter Gefühle. So ganz und gar nichts Olympisches! In einer Welt, wo alle auf ihre klassische Bildung pochen und auf griechische Ideale schwören! Bei einer Gelegenheit, wo jeder alle Pedanterie seiner Werkeltagsarbeit und seiner steifleinenen Amtswürde abschütteln und die Blüten seines schönheitgenährten Geistes frei und duftig entfalten sollte! Also sind ihm die herrlich befreienden Bildungselemente der schönen Kunst doch nicht in Fleisch und Blut übergegangen? Er spricht heute nur von Kunst und Schönheit, wie er gestern etwa von Kanalisation, Schutzimpfung oder Paßzwang gesprochen hat? Die Kunst ist ihm nur ein anderes Thema, eine andere Sparte, ein anderes Geschäft, aber nichts das Leben mit einem besonderen Inhalt Erfüllendes, das

ganze Sein in eine höhere, seligere Region Erhebendes? Es ist ein feines Wort von der George Sand: „Tous ceux qui ont des ailes se rencontrent à une certaine hauteur.“ Ja, die Flügel, die Schwingen fehlen, darum fehlt auch die gewisse Höhe, in der man sich begegnen könnte, unbeschadet aller sonstigen Schranken und Verschiedenheiten. Es war zum Beispiel ein Redner da (Ritter v. Schultes), der schrie die angenehmsten Dinge mit zorniger Stimme und bitterbösem Gesicht. Ein anderer — aber genug davon. Zur Sache! Merkwürdig: so viel Schönes und Treffendes über den großen König bei diesem oratorischen Wettspiele wie in dem eingelegten vorzüglichen Festvortage des Professors Heigel zum besten gegeben wurde, eins wurde beharrlich verschwiegen von sämtlichen Deutschen: Ludwigs Begeisterung für die deutsche Litteratur und Dichtkunst. Nur der Grieche Philimon gedachte in seinem Spruche einmal der deutschen Leier, mit der auch König Ludwig so begeistert gekämpft habe für die Unabhängigkeit Griechenlands. Dann war's während der ganzen Festzeit mit der deutschen Litteratur vorbei. Sie existierte offenbar nicht für die Centenarmenschheit; so oft von Kunst und Wissenschaft gesprochen wurde, die Kunst des Wortes und Gedankens lag dabei keinem im Sinn. Ein Beweis mehr für das Aschenbrödeltum, zu welchem unsere ex officio jubilierende deutsche Kunstwelt die geistigste Kunst vor allen, die schöne Litteratur, herabdrücken möchte.

Aus dem Heigelschen Festvortrage ist sehr vieles als eine Art Fürstenspiegel bleibender Erinnerung wert. Dieser Ludwig I. von Bayerland, dieser „Teutscheste der Teutschen“, dieser von Heinrich Heine und einer ganzen publizistischen Schmierantenklique seiner Zeit so hündisch verbelferte Monarch, über den einmal dem Cäsar Napoleon I. im Zorn das Wort entfuhr: „ Qui m'empêche de laisser fusiller ce prince?“ — hat sich durch eine Reihe von Charaktereigenschaften ausgezeichnet, die ihn heute noch aus der Zahl der Fürsten glänzend hervortreten lassen. Hören wir, was Professor Heigel berichtet:

„. . . Während Napoleon die entscheidenden Schläge gegen das alte römische Kaisertum deutscher Nation führt, muß Prinz Ludwig in seiner Geburtsstadt Straßburg in der Umgebung Josephinens weilen. Schon war für ihren Eugen des Prinzen Schwester als Braut ausersehen und die bayerischen fochten unter den französischen Adlern. Deshalb überhäuft die Gattin Napoleons den Prinzen mit Artigkeit; sie und ihr Hof huldigen dem jungen Fürstenblut; Ludwig darf nur wollen, nur ein wenig weniger gerade sein, und er ist der Erste bei den glänzenden Siegesfesten. Was sagte er da, so daß die Ergebenen Josephinens, seine Schmeichler,

es hören können: ‚Das sollte mir die teuerste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt, in der ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt sein würde!‘ Ist das nicht selbstlos, edel, groß gedacht?

„Der Kronprinz muß, dem Vater gehorsam, unter den Franzosen kämpfen. Er gehorcht und zeichnet sich bei Pultusk durch Unerschrockenheit und Umsicht aus. Aber er hat keine Freude an diesem Lorbeer. Er muß im Gefolge der französischen Marschälle in Berlin einziehen, doch sein erster Gang ist zu Schadow, um eine Büste — Friedrichs des Großen zu bestellen; inmitten der deutschen Zerrissenheit und Entmutigung ahnt er die Wende, faßt er den Entschluß, dem deutschen Genius einen Ehrentempel, die Walhalla, zu bauen!

„Den Männern in seiner Umgebung ist über dem persönlichen Vorteil und über dem Buhlen um die Gunst des Augenblicks alle politische Fernsicht, alles Gemeingefühl entschwunden. Er allein erkennt, wer das Recht und die Zukunft für sich habe. Darum sieht er in den Tirolern, obwohl sie die bayerischen Wappenschilder in Trümmer schossen, nicht Feinde, sondern natürliche Bundesgenossen und wünscht ihrer Erhebung Glück und Erfolg!

„Und im Befreiungsjahr selbst! Während die Königlichen Räte aus Furcht vor dem Kommenden und in Angst um das Errungene vor jedem entscheidenden Schritt warnen, schreibt er schon im Frühjahr, während Napoleon noch Sieg über Sieg erkämpfte, an den leitenden Minister: ‚Es giebt nur ein Mittel, uns die Achtung der Nation wieder zu gewinnen: sofort unsere Waffen von der französischen Streitmacht zu trennen!‘ . . .

„. . . Zu rastloser Thätigkeit spornte den Regenten ernstes Pflichtgefühl, zur Pflege der Kunst drängte ihn die Neigung des Herzens. Die Kunst zu schützen und zu fördern, hatte er einst gelobt, da er als Jüngling in den Kreis der ‚guten Geister‘, der deutschen Künstler in Rom, getreten war.

„. . . Denn Kunst, die zwar ihr sichres Erbteil droben
Im Himmel hat, bedarf, so lange sie
Auf Erden geht, des ird'schen Schutzes wohl!“ . . .

„Wie treu hat er jenes Versprechen gehalten! Weltbekannt ist, was Ludwig I. als Schutzherr und Apostel der Kunst gethan. Dagegen sind die Beweise von seiner ebenso werkthätigen Begeisterung für die Wissenschaft schwieriger zu erbringen. Bei allen Völkern, die sich einer hochentwickelten Kultur erfreuen, werden ‚Kunst und Wissenschaft‘ immer zu-

sammen genannt, weil überall empfunden wird, daß das Streben nach Schönheit Hand in Hand gehen muß mit dem Streben nach Wahrheit. Diese Überzeugung war auch in Ludwig lebendig. Indem er an den Fortschritten des menschlichen Wissens dauernden Anteil nahm, konnten ihm der Nutzen und die Wichtigkeit der deutschen Hochschule nicht entgehen. Eine seiner frühesten Regierungshandlungen war die Verlegung der altbayerischen Hochschule in die Landeshauptstadt. Damals wurde sie von wenigen gebilligt, heute zählt man sie zu seinen erfreulichsten Thaten. Mit Recht hielt er den Verkehr in einer großen Gemeinde für die Charakterbildung der Studierenden für ersprießlich, mit Recht erwartete er, daß der Hort kostbarer wissenschaftlicher wie künstlerischer Schätze den Gelehrten Anregung und Schwung geben, hinwieder die Gegenwart der Vertreter der Wissenschaft auf die städtische Bevölkerung wohlthätig zurückwirken werde. Man lese die Verordnungen Ludwigs zur Neugestaltung der Akademie, die damals nur noch ein unfruchtbarer Überrest aus dem Hausrat der Zopfzeit war, auf daß auch sie der Wissenschaft und dem Leben, dem Gelehrtenstaat und dem Vaterlande Nutzen bringe! Man lese die mit Minister Schenk gewechselten Briefe wegen Heranziehung neuer Lehrkräfte nach München. Männer wie Görres, Oken, Schubert, Thiersch, Martius, Schmeller folgten dem Rufe. Namen von verschiedenem Klang, aber: ‚So ist's gut', urteilte Anselm von Feuerbach, ‚Wasser und Feuer verträgt sich in der Natur auch nicht, und doch grünt die Saat und keimt die Frucht!' Nicht nur in der Chemie sind auch die Gährungserreger wichtig und nützlich.

„Freilich war König Ludwig der rein atomistischen Auffassung der Welt abhold und allen Leugnern der Gottesidee ein unversöhnlicher Gegner. Aus diesen Gesichtspunkten mochte er in einzelnen Fällen ein Veto, in seinen späteren Regierungsjahren sogar ein sehr barsches Veto einlegen; im Großen und Ganzen hielt er die Freiheit der Forschung hoch und war überzeugt, daß die Hochschule in ihrer Gesamtheit die Wissenschaft nach allen in ihr lebendigen Strömungen darzustellen habe. Als Rektor Dresch bei der feierlichen Eröffnung der Münchener Hochschule freimütige Gedanken über die Würde der Wissenschaft äußerte, erwiderte der König: ‚Nichts konnte mir besser gefallen, als was über die Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung, über Freiheit des Wortes und der Mitteilung gesagt wurde. Es ist auch meine lebendigste, meine tiefste Überzeugung, daß hier jeder Zwang, jede Zensur, auch die billigste, verderblich wirkt, weil sie statt des gegenseitigen Vertrauens, bei dem allein die menschlichen Dinge gedeihen, den Argwohn einsetzt.' . . .

„Alles in Allem," so schloß der Redner, „preist Ludwig die Heranbildung seiner Bayern zu guten Deutschen als den schönsten Lohn seines erzieherischen Waltens, in diesem stolzen Bewußtsein ruft er:

„Ich hab' vergebens nicht gelebt!"

Zu verwundern war es bei dem Verhalten der deutschen Reichshauptstadt eigentlich nicht, aber es muß doch davon Vermerk genommen werden: weder bei dem Mahle, das dem Begrüßungsakte folgte, noch bei dem Festbankette im alten Rathaussaale fand sich in der unendlichen Reihe von Trinksprüchen ein Toast auf Kaiser und Reich. Wenn es sich um eine Huldigung des „Teutschesten der Teutschen" handelt, der durch sein glorreiches Lebens- und Königswerk seine Residenzstadt zum hellstrahlenden Vorort der deutschen Kunst erhoben und außerdem eine Reihe nichtbayerischer, deutscher Städte mit den wertvollsten Kunstwerken beschenkt hat, seine großdeutsche, vaterländische Gesinnung durch die That und Wahrheit zu erweisen, so darf an einem solchen Jubelfeste der Trinkspruch auf Kaiser und Reich nicht fehlen — schon als Mahnung nicht, daß endlich auch das deutsche Reich der deutschen Kunst gegenüber seine volle Schuldigkeit thue und sich an dem Bundesstaate Bayern ein Vorbild nehme!

Die Menge der übrigen festlichen Veranstaltungen war auf die beiden nächsten Tage verteilt. Wer München und die Münchner von heutzutage kennt, wußte im Voraus, daß in der That die kühnsten Erwartungen übertroffen werden würden. Als katholische Stadt mit berühmten kirchlichen Schaustellungen und Fronleichnamsprozessionen, sowie als Kunststadt und — urfidele deutsche Biermetropole ist München eigentlich niemals aus der Feststimmung und der Übung von allerlei Verzierungen und Aufzügen zur Steigerung annehmlichen Lebensgenusses herausgekommen. Ein Fremder, der, nichts ahnend, gleichgültig wann, am besten freilich zur Bockzeit, plötzlich nach München versetzt würde, hätte ganz bestimmt den Eindruck, sich in einer Stadt zu befinden, in der ein ewiger Feiertag mit Gelagen und Mummenschanz die saueren Wochen der Arbeit und Anstrengung durchflechte und alle wirtschaftlichen Lebensgesetze mit bunten Arabesken phantastisch umhülle. Das Volksfest in Permanenz!

Nur einer pflegt sich zu dieser fröhlichen Aufgelegtheit des bayerischen Hauptstadtlebens mit sauertöpfischer Miene hartnäckig in Widerspruch zu setzen: der bayerische Himmel! Der versteht so selten Spaß und richtet sich boshafterweise gerade dann auf das ungemütlichste meteorologische Potpourri ein, wenn alle Welt den strahlendsten Sonnenschein ersehnt; das ist der stete Dämpfer auf der Münchener Festesfreude.

Mit ganz besonderer Sorge hat daher dieses Mal das Münchener Volk seinen vielbesungenen „boarisch'n Himmel" betrachtet und alle Wetterzeichen erkundet: ein Nonplusultra-Fest, zu dem man Hellas und Rom zu Gast bittet — und ein Hundewetter unter aller Kritik, das ist mehr, als selbst ein geduldiger Bayer ertragen kann.

Allein es regnete im Juni, es regnete im Juli, Tag für Tag — und katzengrau wölbte sich der Himmel über der Feststadt an der rauschenden Isar. Ganze Tannenwälder marschierten herein und kleideten die Häuser in Grün und verbreiteten in den Straßen einen so kraftvollen Harzduft, daß der Dunst von Malz und Hopfen, Käse und Rettig nicht mehr dagegen aufkommen konnte, allein der Himmel hing wie ein grauer Sack darüber. Alles, was man an weißblauen Wimpeln und Fahnen und Hängetüchern, an buntem Zierrat, an vergoldeten Kränzen, an rot und gelb bebänderten Guirlanden und Festons, an Blumen und Trophäen und Wappen und Spruchtafeln und hochragenden Flaggenmasten auftreiben konnte, wurde herbeigeschleppt, um voll unerschöpflichen künstlerischen Sinns und Eifers die ganze Stadt in das reichste und schönste Festgewand zu kleiden, das sie je getragen — nur der Himmel ließ sich nicht umstimmen und umfärben. Aber man sah ihn auch kaum mehr vor lauter Pomp und Putz. So mochte er denn schließlich der einzige Unfestliche und Unwirtliche bleiben! Man that so außerordentlich viel, den Blick von ihm abzulenken und allen erdenklichen Reiz auf das Stadt- und Straßenbild zu häufen, daß in der That die Hunderttausende von Gästen, die zur „Centenarfeier" aus allen Gauen nach München eilten, überrascht waren von so viel Schönheit und Festlichkeit und sich in ihrer frohen Stimmung kaum beeinträchtigen ließen. Flossen die Nektarquellen Münchener Brauerkunst etwa weniger reich und erquicklich, weil der Himmel trübe und die Luft vom Regen durchfeuchtet war? Mit nichten. Das einzige Hofbräuhaus verzapfte am ersten Festtag an die durstig wimmelnde und schwärmende Menge seine 150 Hektoliter — und die übrigen Schankstätten blieben nicht zurück . . . Und was Kälbernes und Schweinernes, nach bajuvarischer Art zubereitet, zu dem schäumenden Trank des Maßkruges verzehrt wurde, soll diesesmal, nach den Aufstellungen bewährter Statistiker, alles Dagewesene übersteigen. So sah man auch, mitten durch die Vorbereitungen zum Fest, zwischen den Wagen voll Fahnen und Tannengrün, zwischen den Haufen von Kränzen und Tannenbäumen und Schmuckstücken an allen Ecken und Enden, die stattlichen, langen Bierfuhrwerke mit ihrem schweren Gespann Tag und Nacht durch die Straßen knarren und rasseln und hinter ihnen drein riesige Ladungen von totem und lebendigem Schlacht-

vieh, um die herrliche, saftigste Atzung für das leistungsfähige Festvolk auf allen Punkten der Stadt bereit zu haben. Ahnungen, trüber als das trübste Wetter, beschlichen da das Herz des ureingesessenen Müncheners: Werden die gefräßigen Fremden ihm nicht die besten Bissen wegschnappen, ihm die kostbarsten Bierquellen bis auf den letzten Tropfen austrinken?

Aber plötzlich geschah das Wunderbare: der Wind sprang um, der Himmel hellte sich über Nacht auf — und glänzender Sonnenschein vergoldete den zweiten Festtag: die Feier auf der Theresienwiese mit dem erstaunlichen Feuerwerk an der Ruhmeshalle, zu dem man sich den berühmtesten römischen Pyrotechniker verschrieben hatte, nahm den denkbar schönsten Verlauf. Als nach dem warmen wonnigen Tage die Nacht hereinbrach und neben der Ruhmeshalle die beiden stolzesten Bauwerke König Ludwigs: die Walhalla bei Regensburg und die Befreiungshalle bei Kelheim, in feuriger Zeichnung erstrahlten und hoch in den Lüften über dem Erzbilde der Bavaria die feenhafte Gestalt der Germania in getreuer Nachbildung des Niederwalddenkmals sich erhob und der römische Feuerzauberer die berückendsten Phantasiestücke der pyrotechnischen Virtuosität losblitzen und prasseln ließ: da durchbrauste der Jubel über dieses gelungene Schauspiel wie ein Orkan die hunderttausendköpfige Menge, welche die Festwiese bis gegen Mitternacht besetzt hielt.

Aber das Hauptstück der Ludwigsfeier stand noch aus: der große Künstlerfestzug! Und wieder verdunkelte sich der Himmel — und nun galt es die Probe zu machen, was die schöpferische Phantasie der Künstlerschaft an Hinreißendem und Übermächtigem zu bieten imstande, um der Übellaune des Himmels zum Trotz, den Weltruf epochemachender Festlichkeiten für München und seinen großen, nie genug zu verherrlichenden Kunstkönig programmgemäß zu rechtfertigen. Das Wagnis gelang; München hat aufs neue bewiesen, daß es in ebenso reicher, wie geschmack- und humorvoller Darbietung entzückender Aufzüge und Gruppenbilder immer noch den ersten Rang als Kunstfeststadt behauptet. Von der Feldherrnhalle und der Königlichen Residenz bis hinab zum Siegesthor war die schöne und imposante Ludwigstraße, in welcher das Reiterstandbild des gefeierten Königs an der Einbuchtung des Odeonplatzes thront, zu einer Via triumphalis umgestaltet. Im Halbkreis umgab das Monument ein mit Tannen-, Fichten- und Cypressengezweig bekleideter Tribünenbau für die Ehrengäste; gegenüber war das Prunkzelt für das Königliche Haus errichtet. Tribünen für das Volk reihten sich links und rechts an. Nachdem der Prinz-Regent mit dem gesamten Hofe in der prunkvollsten Weise seine Auffahrt gehalten und unter dem roten Baldachin Platz genommen hatte, verkündeten gegen

10 Uhr Kanonensalven und schmetternde Fanfaren das Nahen des Zuges, der schon seit 6 Uhr in der Frühe in der Sonnenstraße, am Karlsthor und den benachbarten Plätzen seine Aufstellung genommen hatte; er bewegte sich durch die Neuhauser- und Kaufingerstraße über den Marienplatz gegen die Residenz, umschritt am Hoftheater den Max Josephsplatz und mündete bei der Feldherrnhalle in die eigentliche Feststraße, die er der ganzen Länge nach, am Siegesthor sich wendend, in großartiger Gegenbewegung durchzog, um vor dem Ludwigs-Denkmal huldigend unter tausendstimmigem Sang und Klang und Kanonensalven, unter dem Spiele der Fanfaren und Regimentskapellen abzuschließen. Eine ungezählte Volksmenge, wie man sie in München kaum jemals gesehen, hielt die Straßen, die Tribünen, die Balkone, die Fenster, die Dächer und sogar die Kirchthürme besetzt. Der Riesenzug, bald in geschlossenen Gruppenbildern, bald in lichterer Reihenordnung, unterbrochen von Musikkorps und Vereinsaufmärschen, entrollte wie ein farbenreicher, wundervoll zusammengestimmter lebendiger Fries die fesselndsten Lebens- und Schaffensmomente des großen Kunstkönigs, sowie jene Ereignisse und Wandlungen des Kulturlebens, welche in seine Regierungszeit fielen.

Den Zug eröffnete ein bekränzter Herold zu Pferd, eine Tafel hochhaltend, worauf das Geburtsjahr des Königs in Goldschrift prangte. Dem Herold folgten zwanzig Männer in blausammtenen Talaren, den goldenen bayerischen Löwen auf die Schulter gestickt, auf hohen Stangen Lorbeerkränze tragend. Einer Abteilung Trompeter zu Pferd schlossen sich fünf mit goldenem Schuppenharnisch bekleidete Reiter an, welche die Königsinsignien Schwert, Reichsapfel, Helm, Krone und Banner trugen und von zweiunddreißig Pagen mit lorbeerbekränzten Windlichtern umgeben waren. Die nächste Gruppe eröffnete eine Abteilung Trommelschläger, dann folgten an die vierzig Vereine und Innungen, Fahnen und Embleme aller Art mit sich führend. Nach diesem Schwall von Männlichkeit war es eine entzückende Abwechslung, als hundertzwanzig weißgekleidete Sängerinnen im zartesten Schulmädchenalter auf der Bildfläche erschienen. Ihnen folgte die eigentliche Kostümgruppe: eine Schar Mädchen in der Tracht aus der Geburtszeit des Königs — man glaubte, die Bilderbücher der Kate Greenway lebendig geworden und durch die Straßen flattern. An der Spitze befanden sich drei allerliebste Rokokodämchen zu Pferde mit Standarten. Dann kam der mit vier Schimmeln bespannte Festwagen mit der goldenen Wiege des Königs, von einem Blütenbaum überschattet, von Genieen umgeben. Neue Kindergruppen mit Kränzen und Guirlanden. Und so fort! Die studentische Jugend Deutschlands aus der Zeit der

Befreiungskriege wetteiferte in historisch echten Typen zu Pferde und zu Fuß mit den Fuhrleuten, welche u. a. die Verkehrsweise der voreisenbahnlichen Zeit veranschaulichten; die großen Münchener Gewerbe der Brauer, Eisengießer, Goldschmiede, Optiker, Buchdrucker u. s. w. rangen um die Palme mit den Metzgern, Bäckern, Schnapsbrennern, Wirten und verwandten Geschäftsbeflissenen in der malerischen Darstellung ihrer charakteristischen Besonderheiten auf geschmückten, von den ersten Künstlern Münchens entworfenen Wagen. Die großen bayerischen Kunstschulen und Gewerbevereine, die Innungen der Steinmetzen und Zimmerleute, die Königliche Erzgießerei und Glasmalerei, die Vereine der Architekten und Ingenieure, die Akademie der bildenden Künste und die Künstlergenossenschaft überboten sich gegenseitig in formen- und farbenreichen Bildern von höchster künstlerischer Vollendung. Eine der reichsten und eigenartigsten Gruppen des ganzen Festzuges stellten Kaufmannschaft und Handel — es war eigentlich ein Zug im Zuge, diese Symbolisierung des Handels aller fünf Erdteile von der verschwenderischen Pracht des Orients bis zu der Armseligkeit der Polarbewohner, von der Karawane in der Wüste bis zu dem modernen Seefahrer in der deutschen Matrosenjacke. Allein zu mannichfaltig war dieser üppige Bilderzyklus und zu schwer zu beherrschen das zahlreiche fremde Handelsvolk mit seinen Kamelen und Elefanten, welche Gold, Elfenbein, Spezereien und allerlei kostbaren Tand trugen; die acht Elefanten, dem Hagenbeckschen Zirkus entlehnt, durchbrachen plötzlich die Ordnung, scheu gemacht durch den pfeifenden und pustenden Drachen, der, eine Straßenlokomotive in seinem Leibe bergend, sich in der Gegenbewegung die Feststraße in der Gruppe der Eisenindustrie-Darstellung heraufwälzte. Die Katastrophe war unabwendbar. Die dichtgedrängte Volksmenge, von einer wilden Panik ergriffen, hatte noch eher als die armen Elefanten den Kopf verloren . . .

Mit den Elefanten entfesselte sich auch die Kritik des Festzuges. Plötzlich gab es allerlei zu bemäkeln: die Protzerei der Kaufleute, die sich ungebührlich in einem Künstlerfestzuge hervordrängten, die vielen Ochsen, welche die Metzger gestellt, als ob das Königsfest nur ein Ableger der landwirtschaftlichen Ausstellung von der Oktoberfestwiese wäre u. s. w. Eine Bemerkung war nicht unbegründet: eine Abteilung des Zuges enthielt die sogenannten „Zeitgenossen aus der Umgebung des Königs", alte Beamte, Diener u. s. w., eine andere Abteilung von Trägern der Modelle Ludwigscher Monumentalbauten — und da fragte einer: Hat den niemand von den Festzugmachern an die Mitarbeiter des Königs gedacht, an die Architekten, die seine vielen Bauten entwarfen und ausgeführt, an die

Maler, die sie mit Bildern geschmückt, an die Bildhauer, die sie mit Statuen verziert, an die Gelehrten und Schriftsteller, die ihm mit ihren Forschungen und Schriften an die Hand gegangen u. s. w.? Warum erfuhren alle diese „guten Geister" nicht irgend eine bildliche oder wenigstens inschriftliche Vertretung im Festzuge?

Diese Lücke verdient in der That konstatiert zu werden.

Aber lassen wir die unglücklichen Elefanten mitsamt den Kritikern laufen und betrachten wir den Schluß des Zuges. Nach längerer peinlicher Pause war die Ordnung wieder hergestellt. Die schlimmen Folgen der wilden Elefanten-Phantasie und die Drohungen des wolkenschweren, leicht rieselnden Himmels waren glücklicherweise doch hinter den ersten schweren Befürchtungen zurückgeblieben. Die einzelnen Mißtöne erstarben in dem Triumphakkord der Freude über das Gelingen eines unvergleichlichen Festes zu Ehren eines deutschen Fürsten, den mit den Bayern die edelsten Zeugen künstlerischer Weltbildung und Lebensverschönerung dankbar als den Ihrigen verehren.

Der Huldigungsakt vor des Königs Reitermonument am Odeonsplatz — der Festzug hatte fast vier Stunden gedauert — machte einen überwältigenden Eindruck. Und als mit den Kanonen die Glocken in der ganzen Stadt erdröhnten und weiße Fahnen auf allen Türmen gehißt wurden und die Lorbeerkränze vor dem Erzbilde des Gefeierten zu Bergen anwuchsen, tausend Banner sich senkten und aus abertausend Kehlen die Königshymne erbrauste, da konnte man wohl sagen: nie ist ein königlicher Schirmherr der freien Künste auf deutschem Boden prächtiger und würdiger gefeiert worden, als Ludwig I. von Bayern am hundertsten Jahrestage seiner Geburt.

Und nun zum Schluß die Fragen, die sich jedem denkenden Beschauer, der ein Herz hat für die vaterländische Kunst, unwillkürlich bei der Betrachtung dieses unvergleichlichen Jubelfestes aufdrängen mußten: Welchen bleibenden Gewinn retten Kunst und Künstler aus dieser bunten, märchenhaft schönen Maskerade, nachdem der Ernst des Arbeitens und Strebens im strengen Gleichmaß der Tage wieder an die Stelle des Spiels mit erhebenden Erinnerungen getreten? Ist es wirklich so, wie ein Berliner Künstler (Felix Possart) im Wonnerausch des Bankettierens und Toastierens im alten Rathaussaal verkündet hat, daß angesichts dieses Festerfolgs die Künstlerschaft der Reichshauptstadt das Ringen um die Führerrolle in Deutschland aufgiebt und neidlos den Münchenern die Vorherrschaft im deutschen Kunstleben zuspricht? Fühlt sich München stark und wohlorganisiert genug, aus seinen Lenden die Träger neuer Kunstideale zu

zeugen und so sieghaft zu schirmen, daß sie im Mitbewerbe der übrigen Kunststädte die Ersten und Stärksten auf dem Plane bleiben? Die Losung wurde ausgegeben: alljährlich in München ein Ludwigsfest mit einem internationalen „Salon", wie ihn die Pariser haben, um die Interessen der deutschen, der europäischen Kunst in der bayerischen Kunstmetropole zu konzentrieren! Eine stolze Losung fürwahr und ein hohes Ziel, geeignet, jedem rastlos strebenden Münchener Künstler das Herz lauter pochen und den glühenden Blick in eine traumhaft reiche Zukunft schweifen zu lassen!

Glückauf indes — den Träumenden wie den Wachenden, bis wir uns beim nächsten Ludwigsfeste wiedersehen. Wir lieben die Kühnen und Furchtlosen und sind nicht am wenigsten jenen Hochfliegenden hold, welche, wie der mythische Vogel Merops, dem Himmel des Ideals zusegeln, indem sie ihm trotzig und skeptisch zugleich das humoristische Hinterteil zukehren. Glückauf!

Die Wissenschaft vom Wahren.

Von Rudolf Kleinpaul.

(Leipzig.)

I.

Es giebt eine Wissenschaft, welche schlechthin das Wahre, das Echte, das Wirkliche sucht und die wörtlich Wissenschaft vom Wahren, Etymologie, in demselben Sinne heißt, wie die Gottesgelahrtheit Theologie, die Lehre vom Menschen Anthropologie, die Sternkunde (ursprünglich) Astrologie genannt wird — logie ist ja nachgerade ein reines Suffix geworden, das dem voranstehenden Worte die Bedeutung einer Wissenschaft erteilt, Etymon aber eben nichts anderes als das Wahre, das Wesentliche, das Seiende, die Wurzel dieselbe, welche unserem sein, dem lateinischen esse, zu Grunde liegt (ES). Danach wäre freilich alles Wissen, ja jede Art Kennerschaft zur Etymologie zu rechnen, und wer ein Rassenpferd von einem Halbblut, orientalische Rubinen von brasilianischen, „Echtes" und Patzenhofer, eine Importierte und eine Hamburger Zigarre zu unterscheiden wüßte, hätte das Recht, ein Etymolog zu heißen, er besäße die Wissenschaft vom Wahren. Es ist hier, wie so oft,

ein allgemeiner Begriff in einem besonderen Sinn genommen worden und auf diesem beschränkt geblieben. Die alten Griechen, welche das Wort erfanden, faßten den großen Begriff Wahrheit eng als sprachliche Wahrheit auf, sie hatten die Beobachtung gemacht, daß die Worte im Laufe der Zeit eine ganz andere Gestalt und einen ganz anderen Sinn annehmen, wodurch sie völlig unkenntlich werden, und was nun wirklich hinter dem entstellten Worte steckte, was sich ihnen wie eine Urkunde zu einer Fälschung zu verhalten schien, das betitelten sie schlechthin das Wahre und das Echte, unter dem Etymon verstanden sie τὸ ἔτυμον τῆς λέξεως. Was heißt Zeus eigentlich? Der Himmel; wie kommt wohl das lateinische Wort Jus, das so merkwürdig mit dem französischen Jus, Bratensauce, zusammentrifft, zu der Bedeutung „Recht“? Es ist ursprünglich ausgequetschter Frucht- oder Kräutersaft, dann das Recht, das wie eine Quintessenz aus dem Prozeß gewonnen wird. Welches ist der wahre Sinn der Silbermünze Drachme? Eine Handvoll. Wie andere Münznamen bezeichnete das Wort Drachme ursprünglich ein Gewicht. Dergleichen Aufklärungen sollte die Etymologie den Alten geben und giebt sie heute noch uns; denn die etymologische Neugier kitzelt alle Menschen, über den Ursprung bekannter Worte nachzudenken, hat einen großen Reiz, jedes Wort ist gleichsam ein hübsches Rätsel und das Etymon seine Auflösung, welche die Etymologen um die Wette zu finden sich bemühen — nun, Vergleichen, Wetten, Rätselraten ist kleiner Geister Schweinebraten. Kleiner Geister? Freilich, so meinen diejenigen, die einer praktischeren Richtung angehören. Es giebt auch souveräne Verächter der Etymologie, denen diese Art Untersuchungen höchst unnütz scheinen, die sich um jede andere Wahrheit mehr kümmern als um die der Sprache und vorkommendenfalls der banalen Thatsache getrösten: es heißt einmal so. Aber ich möchte nicht sagen, daß sie gerade die großen Geister seien. Man wird beobachten, daß Leute, die sich aus den überraschendsten etymologischen Entdeckungen gar nichts machen, meistenteils ungebildete und seichte Köpfe sind, die überhaupt nicht gerne denken; denn wer denkt, muß sich für Dinge interessieren, die so eng mit dem Denken selber zusammenhängen. Worte sind Begriffe, in den Worten steckt eine gewisse Philosophie, die Sprache ist, wie Wilhelm von Humboldt sagt, eine Weltansicht — diese Weltansicht sucht denn der Etymolog im einzelnen zu erkennen und aufzuschließen. Jedermann bekennt sie eben, indem er spricht — da außerhalb der Sprache gar kein Gedanke ist, da jedwede Wissenschaft, sie möge heißen, wie sie wolle, der Sprache bedarf, um überhaupt zum Ausdruck zu gelangen, so kann man auch sagen, daß jeder Weltweise, noch

ehe er seine eignen Definitionen macht, bereits in seiner Sprache ein ganzes System von Definitionen mitbringt, die vor ihm das Volk gemacht hat. Er muß sie fortwährend implicite wiederholen, er kann nicht anders, wenn er sich nicht eine eigne, neue Sprache erfinden will. Daher denn der Wissenschaft vom Wahren niemand, niemand entraten kann, ohne gedankenlos zu sein — Anschauungen fort und fort vorzutragen und öffentlich auszusprechen, von denen man gar nichts weiß, ist doch wahrlich nicht minder leichtfertig, als alle Augenblicke ein unbekanntes und unverstandenes Credo herzusagen.

Es ist deshalb im höchsten Grade anzuerkennen, daß schon unser Urvater Adam im Paradiese eine Etymologie zum besten giebt, wenn sie auch nicht ganz richtig ist, und sich dadurch als einen denkenden Kopf und als einen Mann erweist, wie die Indogermanen den Menschen nennen; übrigens finden sich in der Genesis mehrere Beispiele der Wissenschaft vom Wahren, namentlich werden gerne biblischen Personen etymologische Wortspiele mit Namen in den Mund gelegt (Noah, Abraham, Sara). „Man wird sie Männin heißen," sagt Adam, „darum daß sie vom Manne genommen ist" — just wie der galante Deutsche: „man wird sie Frau heißen, darum daß sie eine Tochter der Freude ist:

Durch vröude vrouwen sind genant,
Ir vröude ervröuwet elliu lant.
Wie wol er vröude kante,
Der sie êrste vrouwen nante! —

lautet ein Spruch Freidanks. Nun, der mittelhochdeutsche Dichter hat wirklich nicht so unrecht, wir werden später darauf zurückkommen, bei Vater Adam ist die Sache mehr als zweifelhaft. Luther hat zunächst die Vulgata nachgeahmt, welche für die Ausdrücke Mann und Männin die lateinischen Worte Vir und Virago braucht; der lateinische Übersetzer wiederum das hebräische Isch, Mann, und Ischa, Weib, wiedergeben wollen. Diese beiden Worte hängen aber nach Friedrich Delitzsch etymologisch gar nicht zusammen, sondern dieses bedeutet die Schwache und die Zarte, jenes den Festen und den Starken; denn wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten, da giebt es einen guten Klang. Indessen Vater Adam ist entschuldbar, weil er noch keinen Orientalisten fragen konnte, wie es um das Hebräische bestellt sei, sonst hätte er's gewiß gethan, denn er zeigte den guten Willen und die dem unverdorbenen Menschen eingeborene etymologische Wißbegierde. Alle Augenblicke kommt ja bei den Gelehrten eine Anfrage wegen einer Etymo-

logie — welch ein Jubel, wenn dann die Leute die Wahrheit erfahren, wenn sie sich bei den Ausdrücken, die sie im Munde führen, das Richtige denken können, wenn sie den echten Stein in die Hand bekommen — welche Enttäuschung andererseits, wenn der Gelehrte etwa antwortet, daß er selber ratlos sei. Der letztere Fall dürfte trotz der großen Fortschritte, welche die Sprachwissenschaft in unserem Jahrhundert gemacht hat, und trotz der unermeßlichen Hilfsmittel, welche die Wissenschaft von heute für alle Sprachen der Erde zu bieten vermag, eher häufig als selten sein. Ein hervorragender Meister der Etymologie spricht seiner Wissenschaft überhaupt alle Sicherheit ab — er sagt, das Höchste, was der Etymologe erreiche, sei das Bewußtsein, wissenschaftlich gehandelt zu haben; für absolute Gewißheit habe er keine Gewähr, eine unbedeutende Notiz könne ihm das mühsam Erworbene zu seiner Beschämung unversehens unter den Füßen wegziehen. Nun, es giebt am Ende auch in Sachen der Etymologie eine gewisse Evidenz — im allgemeinen thut man gut zu zweifeln, und man wird sich keine Rechnung darauf machen wollen, alle Worte ohne Ausnahme zu erklären. Zehnmal für einmal heißt es: die Ableitung des Wortes bleibt zweifelhaft oder: l'origine est ignorée. Die Bedeutung des Namens der Nornen (die man als die Verschlingerinnen der Schicksalsfäden gedeutet hat) lasse sich nicht mehr ermitteln, bedauert Grimm; aber der Name Gottes selbst läßt sich nicht mehr ermitteln, es müßte denn das Grimmsche Wörterbuch den Buchstaben G vollenden und uns eines besseren belehren. Für ihn, den Namen nicht nennen, hat fast jeder indogermanische Volksstamm seine eigene Bezeichnung — Gott ist die spezifisch germanische und diese eben noch nicht völlig aufgeklärt; sie ist, was man als Etymon vorgeschlagen hat, ein Verborgenes und ein Geheimnis (Sanskrit Gudhâ). Die Ableitung von gut gilt für eine Unmöglichkeit, eher hängt das Wort mit dem persischen Khodâ, Herr, zusammen, indem der Name des höchsten Wesens häufig von seiner Herrschaft und Allmacht hergenommen wird — andere haben auf eine indogermanische Wurzelsilbe ghu geraten, die im Sanskrit der Wurzel hû, opfern, anrufen, entspräche, und demnach Gott als ein Partizipium: das Angerufene, das Wesen, dem geopfert wird, gefaßt — auch Allah soll nach der Erklärung der Araber den Anbetungswürdigen bedeuten — die Abstammung bleibt zweifelhaft. Wie sieht es mit dem Menschen aus? Unser Mensch ist eigentlich ein Adjektivum, das, wie Männin, von Mann, mittels des Suffixes -isch abgeleitet ist, soviel wie männisch; Mann aber, das offenbar eins mit dem Mannus des Tacitus und mit dem indischen Manu ist, zieht man, wie oben erwähnt, gewöhnlich zu

der Wurzel MAN, denken, so daß Mann, respective Mensch die Grundbedeutung: denkendes Wesen hätte. Diese Etymologie ist recht schmeichelhaft, aber keineswegs sicher; mit Recht wird bezweifelt, daß die Indogermanen der Urzeit gerade das Denken als das charakteristische Merkmal des Menschen fühlten, und deshalb geben die vorsichtigen Forscher ihren Drängern den Bescheid: daß sich die eigentliche Bedeutung des indogermanischen Mann, Mensch, wohl kaum noch ermitteln lasse. Das lateinische Homo hat man schon in alter Zeit von Humus, Erde, ableiten wollen, indem man uns, im Gegensatze zu den Himmelsbewohnern oder den Göttern (Caelites), als die Erdbewohner, die hienieden ihr Brot essen, wie Homer sagt, betrachtete. Das stimmte vortrefflich zu dem Berichte der Genesis, nach welchem der Mensch aus einem Erdenkloß gemacht wird — wenn das nicht selbst eine etymologische, eben durch den Gleichklang von Adam, Mensch, und Adama, Erde, veranlaßte Sage ist. Denn schon Quintilian macht sich über die Etymologie lustig, die Homo von Humus kommen läßt — **etiamne hominem appellari, quia sit humo natus? Quasi vero non omnibus animalibus eadem origo, aut illi primi mortales ante nomen imposuerint quam sibi?** — Jedenfalls ist die Verwandtschaft der beiden Begriffe nichts weniger als ausgemacht, und wenn wir den Namen Adam erklären wollen, so wird uns nichts anderes übrig bleiben, als es mit dem Herrn Pastor zu halten, der seiner Gemeinde mitteilt, daß derselbe eigentlich Ach du armer Mensch! bedeute.

Wir haben in den europäischen Sprachen so viele alte, wichtige, grundlegende Worte, deren Ursprung uns völlig unbekannt ist; das Wort sprechen selbst, ohne r: spechen, englisch to speak, bildet für den Etymologen noch ein Rätsel: die germanische Wurzel steht allein wie ein Findelkind, sie hat außerhalb keine gleichbedeutenden Verwandten, ihre Herkunft ist dunkel wie die Kaspar Hausers. Das englische to beg, betteln, und beggar, Bettler, hat man vergeblich mit bag, Bettelsack, dem Hauptgeräte der Bettler, und mit den Beghinen und Begharden, den Brüdergemeinden des XII. Jahrhunderts, in Zusammenhang gebracht, die Ableitung des Wortes bleibt aber und abermals zweifelhaft; kein Mensch weiß zu sagen, warum ein Blondkopf Blondkopf oder warum ein Kahlkopf in England Baldhead heißt. Der Deutsche trinkt seinen Rheinwein aus Römern, ohne zu erfahren, woher sich dieser Ausdruck schreibt; der Neapolitaner ißt seine Maccaroni, unkund, was er ißt. Man sieht nur, daß das Wort ein Plural und eins mit Makrone ist, alle übrigen Beziehungen sind zum mindesten zweifelhaft. Wie in aller Welt ist das wunderliche Wort Rokoko entstanden? Sollte es wirklich auf dem fran-

zösischen Roc fußen und eigentlich Fels und Grottenwerk bedeuten? Weshalb nennen wir einen gelehrten Stubenhocker einen Kalmäuser? Sollte es wirklich eine Verstümmelung von Kamaldulenser sein? Weshalb reiben die Studenten auf ihren Kommersen einen Salamander? —

Es sind gerade die kleinen, trivialen Nebendinge des täglichen Lebens, wahre Lappalien, die dem Etymologen die größte Not machen können, weil sie oft unberechenbaren Zufällen ihre Namen verdanken und noch dazu mit fremdem Kram und Flitter aufgeputzt sind. Unser deutsches Falbel ist aus dem französischen Falbala geflossen; woher haben aber die Franzosen dieses Wort, das aus der Zeit Ludwigs XIV. stammt? Es wird erzählt, ein Fürst sei durch das Palais de justice gegangen und habe die vielen Waren angestaunt, die früher dort feilgehalten wurden. „Was besonders merkwürdig ist," meinte einer aus seinem Gefolge, „daß man nichts verlangen kann, was man nicht auf der Stelle bekäme, mag die Sache existieren oder nicht. Der Fürst lächelte, man bat ihn, einen Versuch zu machen; er trat in einen Laden und fragte: Madame, vendez-vous ... des falbalas? — Die Verkäuferin hörte das Wort zum ersten Mal in ihrem Leben, aber ohne eine Erklärung abzuwarten, antwortete sie: Oui, Monseigneur, und wies dem Fürsten Volants und Faltenbesätze vor: das wären Falbalas. Der Ausdruck kam herum und machte Glück. Der französische Etymolog Ménage erzählt die Sache anders; nach ihm hätte ein gewisser Marschall Langlée einmal zu einer Nähterin, die ihm einen Volant an ihrem Rocke zeigte, scherzweise gesagt, der Falbala sei prächtig, als ob dergleichen bei Hofe so genannt würde; die Nähterin dann das Wort weiter gesagt und verbreitet. Es scheint also auf einer reinen Erfindung zu beruhen — wie oft mag ein Ausdruck auf eine so unqualifizierbare Weise entstanden sein und wie mag dann an ihm der ganze Scharfsinn des Etymologen zu schanden werden! Derselbe Ménage hätte sonst etwas darum gegeben, wenn ihm jemand die Etymologie des Wortes Guéridon, ein rundes Tischchen, auf das ein Leuchter gesetzt wird, verraten hätte — wie unsere deutschen Lexikographen etwas darum gäben, wenn sie den Ursprung des Wortes Fidibus erführen. Dieses unselige Wort, das während der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts in Deutschland aufgetaucht ist, bildet so eine wunderliche Crux interpretum. Es soll ein Studentenausdruck und aus Fid[elibus Fratr]ibus zusammengezogen sein: mit dieser Formel hätte man in Zeiten, als das Rauchen noch verpönt war, zu geheimen Tabakskollegien eingeladen, die Zettel, auf welchen sie stand, seien dann zusammengefaltet und zum Anzünden der Pfeifen gebraucht worden — doch ist das histo-

risch nicht ermittelt. Schmeller erklärt das Wort aus dem lateinischen Vidimus; mit Vidimus, wir haben gesehen, beglaubigen, vidimieren bekanntlich die Gerichte Abschriften von Urkunden, welche Abschriften dann zu Fidibussen benutzt worden wären — auch diese Erklärung ist doch sehr weit hergeholt. Daß Fidibus aus französisch Fil de bois, Holzspan, entstanden sei, läßt sich vollends nicht glauben. Wir müssen uns eben bescheiden, daß wir die Etymologie von Fidibus noch nicht kennen. Nun ist das allerdings für die obenerwähnten Verächter der Etymologie eine schöne Gelegenheit, die Achseln zu zucken und zu lächeln, daß man sich überhaupt wegen einer solchen Bagatelle, wegen eines Fidibusses den Kopf zerbreche; aber was heißt Bagatelle? —

II.

Also die Gelehrten lassen uns im täglichen Leben wie bei den höchsten Fragen des Menschengeschlechts nur allzu oft im Stich, und so steckt uns denn der Kopf voll ungelöster Rätsel; freilich ist nicht gesagt, daß auch, wenn sie uns eine Antwort geben, diese immer die richtige, daß sie wirklich etymologisch ist. Ei, ei! Das Wort Römer hat uns vorhin der Herr Professor achselzuckend auf dem Halse gelassen — gratulieren wir uns, daß er uns nicht mit Aplomb eine falsche Erklärung vorgetragen hat. Wie zum Beispiel für das französische Vertugadin, worunter man im XVI. Jahrhundert einen Reifrock und das verstand, was man vor zwanzig Jahren eine „Krinoline" nannte, gelegentlich auch die heutige „Tournüre". Vertugadin, von vertugade, Rute, Fischbeinstab, und aus dem Spanischen abzuleiten, wurde aus Vertu-gardien erklärt und demgemäß sogar in Tugendwardeine übersetzt, was um so komischer ließ, als besagte Tugendwardeinen in Frankreich noch ganz andere, frivole Namen hatten (la gourgandine, le boute-en-train, le tâtez-y, la culbute). Wir wissen nicht, was Mann bedeutet, ist das aber nicht besser, als wenn wir Larramendis Märchen glauben, nach welchem der Bart im Baskischen Bizarra und dieses soviel heißt wie biz arra! zu deutsch: er sei ein Mann! — Aus dem baskischen Worte soll der spanische Begriff bizarr geflossen und auf Umwegen bis zu uns gekommen sein. Und wahrlich, diese bizarre Etymologie kommt mir nicht bloß spanisch, sondern geradezu baskisch vor. Es ist doch viel wahrscheinlicher, daß der Begriff von jener merkwürdigen Orange ausgeht, welche die Eigenschaften der Apfelsine, des Adamsapfels und der Zitrone in sich vereinigt und die in Italien unter dem Namen Arancio di bizzarria allbekannt ist.

Wie ich auch nicht leugnen kann, daß mir die bekannte Herleitung

des Ausdrucks Punsch aus dem indischen pançan, fünf, weil das Getränk aus fünf Bestandteilen: Arak, Thee, Zucker, Wasser und Zitronensaft, bereitet werde, ein wenig hindostanisch vorkommt und nach der Studierstube schmeckt, umsomehr als der Hanswurst in England Punch heißt und dieser von dem neapolitanischen Pulcinella abgeleitet wird, zwischen den Lustigmachern und den Lieblingsgenüssen des Volkes aber ein notorischer Zusammenhang besteht.

Es giebt berüchtigte Etymologien, und nicht bloß die alten Grammatiker, sondern auch die Historiker und die Philosophen, die Plato und Aristoteles, die Cicero und Varro, bis herab zu Immanuel Kant haben dazu beigetragen — von dem letzteren ist zum Beispiel bekannt, daß er das Wort Hexe von den Anfangslauten der Meßformel bei der Weihe der Hostie: Hoc est Corpus herleitete, weil die Hexe Hokuspokus macht. Das Wort ist überhaupt noch nicht mit Sicherheit gedeutet, nur soviel scheint festzustehen, daß es eine Zusammensetzung und daß das erste Glied der letzteren das Wort Hag darstellt; althochdeutsch hieß Hexe: Hagazussa. Besonders werden bis in unsere Zeit die Resultate der sogenannten Antiphrasis belacht, eines zuerst von den alten Stoikern aufgestellten Prinzips, wonach den Dingen bisweilen widersprechende Namen beigelegt sein sollten. Jedermann kennt Quintilians Lucus a non lucendo, der Wald heißt lucus, weil er nicht lucus ist, daß heißt, weil er nicht hell ist (non lucet), wobei zu bemerken wäre, daß hier nur die Brücke, die von einem Begriff zum andern führt, ungeschickt angelegt ist, indem Lucus wirklich a lucendo kommt: es heißt eigentlich eine Lichtung, dann, weil die Lichtung des Waldes oft mit religiösen Zeremonieen verbunden war, ein heiliger Hain. Nach demselben Prinzip hat Priscian canis, Hund, a non canendo, weil er nicht singt; bellum, Krieg, von bellus, schön, weil der Krieg nichts Schönes ist (quia minime bellum), und ein christlicher Theolog das Wort Religion von den Banden (religamina) abgeleitet, von denen uns Christus freigemacht hat — und so ist manchem Deutschen in Welschland das italienische caldo, das „warm" bedeutet, als eine offenbare Antiphrasis von unserem kalt erschienen. Dieses Prinzip eines Gegensinns, in welchem Herr Dr. Carl Abel ein Grundgesetz des menschlichen Denkens erkannt zu haben glaubt, ist gewiß nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen; denn nicht nur, daß die Begriffe hin und wieder von selbst ins Gegenteil umschlagen — nicht nur, daß ein „ungastliches Meer" im Laufe der Zeit und durch den Umschwung der Verhältnisse ein Pontus Euxinus werden kann — es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Menschen in

einzelnen Fällen mit Bewußtsein das Gegenteil von dem sagen, was sie denken, so namentlich in der Ironie und im Euphemismus. Wenn in der heiligen Schrift mehrmals „segnen", hebräisch **barak**, für „fluchen" und „lästern" steht; wenn das lateinische **sacer**, heilig, man denke an Virgils: **auri sacra fames!** — den Sinn von „verflucht" annehmen kann: so läßt sich das durch eine spontane Begriffswandelung erklären. Wenn aber der Grieche die Rachegöttinen: **Eumeniden** ruft, oder wenn der Römer „ein Opfertier schlachten": „es verherrlichen" (**mactare**), „ein Opfer verbrennen": „es groß machen" (**adolere**) nennt: so werden hier absichtlich und mit Bewußtsein Ausdrücke gewählt, die den Thatsachen nicht entsprechen. Indessen sind diese antiken Euphemismen, die von den Alten für Antiphrasen gehalten wurden, und die doch im Grunde nur eine Art Schmeichelei darstellen, wie die Ironie auf einem feinen Spott beruht, mit großer Vorsicht aufzunehmen: selbst wenn sie nicht anders zu erklären sind, so beweisen sie doch streng genommen nichts für das Prinzip der Antiphrasis, da derjenige, welcher sie braucht, recht wohl weiß, was er sagt, nämlich eben das Gegenteil von dem, was er denkt; die Worte mithin ihre eigentliche Geltung gar nicht verloren haben.

Alles ist mit Vorsicht aufzunehmen, was von den Alten kommt. In den römischen Katakomben und sonst sind häufig Grabplatten mit Fußstapfen gefunden worden; eine solche befindet sich zum Beispiel in dem bekannten Kirchlein an der appischen Straße **Domine-quo-vadis**. Der italienische Gelehrte Boldetti glaubt in den Fußstapfen Symbole des Besitzes und die Anzeige zu erkennen, daß der Begräbnisplatz käuflich erworben worden sei. Dieser Glaube ist wiederum auf die falsche Etymologie des alten Juristen Paulus gegründet: **Possessio = Pedis positio**. So gut sich dieselbe zu unsern eignen Rechtsaltertümern schicken würde, allwo „auf den Fuß treten" ein Zeichen der Besitzergreifung und der angetretenen Herrschaft ist, so verwerflich erscheint sie doch im Lichte der modernen Sprachwissenschaft (**possideo = por-sedeo**, der Begriff des Besitzes geht, wie bei uns, nicht vom Treten, sondern vom Sitzen aus). Übrigens gehört das Wort **Katakomben** zu den etymologisch unerklärten Worten; die Gelehrten haben es voreilig aus dem Griechischen gezogen und die Präposition *κατά* zu hören geglaubt, der Padre Marchi hält es sogar für halb griechisch und halb lateinisch und für eine Zusammensetzung mit dem Verbum **cumbo**, sich niederlegen; das würde zwar sehr gut zu dem Ausdruck **Coemeterium**, Schlafstätte, passen, mit welchem in den romanischen Sprachen bis heute ein Kirchhof bezeichnet wird, scheint aber sprachlich nicht zulässig zu sein.

Natürlich; die Etymologie ist eine Kunst, die gelernt sein will und die eine richtige Anschauung von dem Wesen und dem Leben der Sprache überhaupt voraussetzt — eine solche hat sich eben erst in unserem Jahrhundert Bahn gebrochen. Sie ist die Kunst, ein gegebenes Wort auf seinen Ursprung zurückzuführen; dies geschieht nach bestimmten Regeln, von denen die alten Etymologen noch gar keine Ahnung hatten. Sie wußten noch gar nicht, worum es sich eigentlich bei aller Etymologie handelt — und doch hätten sie nur an ihre Physiognomik zu denken brauchen, um auf die richtige Spur zu kommen und sich jene Regeln naturgemäß abzuleiten. Man kann die Worte mit Menschen vergleichen: wie diese aus Leib und Seele, so bestehen sie aus Lauten und Begriffen. Der Lautkomplex ist gleichsam der Körper, dem eine bestimmte Bedeutung, gleich einem Geiste, innewohnt. Aber Leib und Seele bestehen nicht bloß nebeneinander, wie zwei getrennte Wesen: sie sind abhängig von einander, und zwar wird der Leib als ein Abbild der Seele aufgefaßt, als eine Art Porträtstatue des Geistes, die er sich gleichsam von innen heraus gestaltet: animi imago vultus est, sagt Cicero. So sind auch die menschlichen Worte ursprünglich Bilder der in ihnen steckenden Bedeutung und, wie ein griechischer Philosoph sagt, Tonbilder oder Lautbilder (ἀγάλματα φωνήεντα). Wenn zwei Bilder Ähnlichkeit untereinander haben, so wird der Schluß erlaubt sein, daß ihnen ein und dasselbe Original zu Grunde gelegen hat. Umgekehrt, wenn ein und dasselbe Konterfei zweimal hintereinander abgenommen wird, so wird man glauben dürfen, daß die Bilder ähnlich ausfallen werden. Nun, der Etymolog sucht nichts anderes, als zwei solche gleiche Bilder.

Mit anderen Worten: wenn zwei Vokabeln etymologisch zusammenhängen, so heißt das, daß zwei identische Begriffe durch identische Laute ausgedrückt worden sind — der Etymolog will wissen, ob zwei verschiedene Worte in der Vorstellung des Volkes identisch gewesen sind — unter Identität versteht er hier nicht nur die eigentliche strikte Gleichheit, sondern auch das Verhältnis, daß eins vom andern abgeleitet, eins in dem andern enthalten ist, den logischen Zusammenhang und die begriffliche Verwandtschaft überhaupt. Zum Beispiel wird das deutsche Wort Dom auf das lateinische Wort Domus zurückgeführt: die Laute decken sich durchaus, und aus dem Begriffe Domus läßt sich unschwer Domus Dei, Haus des Herrn, gewinnen; diese Etymologie ist also unanfechtbar. Freilich, so gut hat es der Forscher selten, und deshalb ist er so vielen Irrtümern unterworfen. Äußerlich und innerlich verschiedene Ausdrücke, sagen wir Dom und Sperling, wird nur ein ausgemachter

Narr zusammenstellen wollen: aber häufig ist eine einseitige Identität, die den Schein eines Zusammenhangs hervorbringt. Wenn zwei Worte dasselbe bedeuten, aber verschieden klingen, wie zum Beispiel Domus und Haus; oder wenn sie gleich klingen, aber nicht dasselbe bedeuten, wie zum Beispiel unser Dom und der portugiesische Titel Dom. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine solche einseitige Gleichheit nicht genügt, sondern allein die gleichzeitige Übereinstimmung in Begriff und Laut eine Garantie für den Zusammenhang gewährt. Und zwar muß die Übereinstimmung eine absolute sein; die geringste Abweichung nach der einen oder der anderen Seite hin hebt, wenn sie nicht erklärt werden kann, den Zusammenhang ebenso sicher auf, wie der gröbste Unterschied.

Das sieht unser Etymolog wohl ein; aber es kommt ein neues Moment hinzu, das ihm seine Aufgabe abermals erschwert. Sowohl die Begriffe als auch die Laute unterliegen im Laufe der Zeit mannigfaltigen Modifikationen, sie werden bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Der Begriff „Sack" verwandelt sich (il sacco di Roma) in den der „Plünderung", der Begriff „Herrin" verwandelt sich in den eines „unterhaltnen Frauenzimmers" (Maîtresse), aus dem „ruhmreichen" Slawen wird ein „Sklave", schon oben erwähnten wir, wie das lateinische sacer, heilig, den Sinn von „verflucht", das hebräische barak, segnen, den Sinn von „lästern" angenommen hat. Was die Laute anbetrifft, so grenzen die Metamorphosen oft ans Unglaubliche; von volltönenden Vokabeln bleibt gelegentlich nur eine einzige arme Silbe übrig, oftmals wandern sie wie die Aprikosen in die Ferne und kehren dann gebräunt und mit arabischen Artikeln belastet ins Vaterland zurück. Es ist also möglich, daß allmählich ein Unterschied hervorgetreten ist, wo ursprünglich völlige Gleichheit herrschte; und daß allerdings zwei Worte, welche nur dem Laute oder nur dem Begriffe nach übereinstimmen, etymologisch zusammenhängen, es kann ja die Übereinstimmung ursprünglich auch begrifflich, auch lautlich bestanden haben und nur nachgerade verwischt worden sein. Umgekehrt ereignet es sich auch, daß zwei von Haus aus grundverschiedene Worte im Laufe der Zeit, infolge derselben Modifikationen, sei es dem Laute, sei es dem Begriffe nach, einander ähnlich werden und daß sich die Ungleichheit verwischt: in diesem Falle entsteht wieder der Schein eines partiellen Zusammenhangs und die Lust, denselben mit Hilfe kühner Kombinationen vollständig zu machen. Das sind die gefährlichen Klippen der Etymologie — die geistreichsten Vermutungen ohne erbrachten Selbigkeitsnachweis haben gar keinen Wert — der Nachweis scheint so leicht zu führen und wird doch oft so schwer.

Für gewöhnlich ist nun der Gang folgender. Zwei Worte sind

lautlich gleich; dieser Gleichklang, selbst wenn er nicht vollkommen ist, hat etwas Bestechendes — man hält es für schier unmöglich, daß diese Zwillinge nicht zusammengehören sollten. Auf gut Glück deutet man also einen Begriff aus dem anderen und wenn die Begriffe nicht wollen, erzwingt man die logische Harmonie und baut eine Brücke über die tiefsten Abgründe hinweg. Und doch ist der Grundsatz falsch, daß der lautliche Gleichklang irgend etwas beweise — er beweist nicht einmal etwas bei Worten einer und derselben Sprache, vollends nichts bei Worten verschiedener Sprachen, das geht eben daraus hervor, daß sich die Begriffe um keinen Preis vereinigen lassen. Der Zufall spielt in den Lauten der menschlichen Sprache oft geradezu wunderbar; und wenn auch zugegeben werden soll, daß ein und dasselbe Volk denselben Lautkomplex nicht von vornherein auf zwei verschiedene Begriffe übertragen werde, weil das gegen den Zweck der Sprache sei: so ist doch sicher, daß in einer und derselben Sprache, infolge lautlicher Alterationen, bei grundverschiedenen Worten ein absoluter Gleichklang entstehen kann, denken wir nur zum Beispiel an sein [Gott] und [gut] sein, an meinen [Bruder] und [es gut] meinen, an [edlen] Weinen und [laut] weinen; Völker, die gar nichts von einander wissen, mögen unzähligemal in ihren Lauten zusammentreffen. Man sagte von dem Automaten King-Fu, er sei kein Orientale, sondern ein Mandarin; wobei man andeuten wollte, es sei ein Mann darin. Ja, ist denn etwa den Lauten nach zwischen dem portugiesisch-chinesischen Titel Mandarin und den deutschen Worten: Mann darin der geringste Unterschied? Klingt etwa Kanzleisekretär viel anders als Ganz-leise-kräht-er? Ist etwa das Wortspiel, mit welchem dem Humoristen Saphir von seinem Mietsmann gekündigt ward:

Judicium = Jud i zieh um,

und mit welchem er demselben die Erlaubnis zum Umzug gab:

Officium = O Vieh zieh um! —

nicht richtig und wohlgelungen? — Wer kennt nicht den geistreichen Apolog von dem Apfel, der eine Pflaume liebt — die Pflaume erhört ihn nicht und sagt: Neapel — da schlägt sich der Nußbaum ins Mittel und redet der Pflaume zu, worauf er dem Apfel die Nachricht bringt: Sevilla! — Und doch wird kein verständiger Mann an einen etymologischen Zusammenhang zwischen Neapel und nee Appel oder zwischen Sevilla und se will ja denken.

Gleichwohl mögen die meisten Fehler, die in alter und neuer Zeit von den Etymologen begangen worden sind, gerade auf den Trug des

*

Gleichklangs zurückzuführen sein. Man kann es den Menschen nicht einreden, daß zwei Worte, welche ähnlich klingen, nicht auch etwas Ähnliches bedeuten und aus derselben Quelle stammen sollen, und daß wir nicht mehr im Zeitalter der Wurzeln leben — eine zufällige Homonymie bestimmt den gewissenhaftesten Priester, ein Paar zu trauen, ohne daß die Papiere in Ordnung sind, wie ein nicht minder zufälliger Mißton schuld sein kann, daß er ordentliche Eheleute mit Unrecht scheidet. Maja, Maja! Die ganze Welt mit allen ihren Erscheinungen ist eitel Trug und Schein, und nur wer den trügerischen Schleier hebt, besitzt die Wissenschaft vom Wahren.

Daß Worte verglichen werden, deren Begriffe identisch sind, die aber lautlich völlig auseinandergehen, ist der seltenere, obgleich auch nicht unerhörte Fall; in demselben befand sich zum Beispiel der berühmte Ménage, als er das spanische alfana von dem lateinischen equus ableitete, weil beides „Pferd" bedeutete, und aus equus der Reihe nach aquus, anaquus, fanacus u. s. w. werden ließ. Hier wird den Lauten Gewalt angethan, eine Kette von Mittelgliedern willkürlich geschaffen und mit Verachtung aller Lautgesetze der Übergang erzwungen — l'etymologie, sagt Voltaire, est une science, où les voyelles ne valent rien et les consonnes pas grand'chose. Freilich sind die Sprünge, welche die Worte in ihren Formen machen, oft bizarr, und dem Uneingeweihten mag es scheinen, als ob sich geradezu alles aus allem machen ließe. Dennoch hat auch der Lautwandel seine bestimmten Grenzen, er erfolgt nach gewissen Gesetzen, die gleich Naturgesetzen wirken und die für jede einzelne Sprache besonders ermittelt werden müssen; hier kann dieser, dort kann jener, aber hier nur dieser, dort nur jener Laut aus einem gegebenen Laut entstehen; regellose Willkür ist bei Buchstaben, die mit unerbittlicher Deutlichkeit auf dem Papiere haften, noch fühlbarer als bei Begriffen, bei denen Witz und Divinationsgabe über manche Schwierigkeit hinwegzuhelfen scheinen, gerade die unkritische Behandlung der Laute hat die ganze etymologische Kunst in Mißkredit gebracht. Was verleitete dazu? Eben der Grundsatz, daß die begriffliche Übereinstimmung für den Zusammenhang zweier Worte beweisend sei — ein Grundsatz, so falsch wie der, daß die lautliche Übereinstimmung etwas beweise. Denn wenn man auch abermals zugeben will, daß ein und dasselbe Volk für einen und denselben Begriff nicht verschiedene Worte erfinden werde, so können doch im Laufe der Zeit verschiedene Anschauungen zu dem gleichen Resultate führen und wie vorhin dieselben Laute, so auch dieselben Begriffe aus verschiedenen Quellen fließen: erst recht bei verschiedenen Völkern, die

überhaupt nicht dieselbe Sprache reden, wenn sie gleich dieselbe Vernunft und dieselbe Bildung haben. Wäre das nicht so, könnten die Menschen nicht dieselben Begriffe auf verschiedene Art ausdrücken, so würde es eben gar keine verschiedenen Sprachen geben.

Die beschränkten Ansichten, welche die alten Etymologen über diese verschiedenen Sprachen und Völker und ihre historischen Bezüge hatten, und die zum Teil eben eine Folge ihrer unordentlichen Sprachstudien waren, thaten das Ihrige hinzu, eine gesunde Etymologie nicht aufkommen zu lassen. Es leuchtet doch ein, daß die Annahme eines Fremdwortes von Seiten einer Nation ein kleines historisches Faktum ist, das mit der Geschichte im allgemeinen, den Wanderungen und Handelsverbindungen der Völker im Einklang stehen muß; und daß es, ganz abgesehen von der formellen Richtigkeit, auch einer äußeren Wahrscheinlichkeit bedarf, um die Herleitung eines Wortes aus einer fremden Sprache zu begründen. Wenn ich zum Beispiel weiß, daß die Phönizier zahlreiche Niederlassungen in Spanien gehabt haben, so wird es auch angängig sein, spanische Ortsnamen aus dem Phönizischen zu erklären; ich werde eine phönizische Etymologie leichter annehmen, wenn es sich um eine Seestadt, als wenn es sich um eine Binnenstadt handelt; Erklärungen aus dem Arabischen werden vorzugsweise für die Ebenen und die Landschaften des Südens geeignet sein, während man in Pyrenäengegenden an lateinischen oder baskischen Ursprung denken mag. Man würde das Wort Migräne nicht ohne weiteres von dem griechischen ἡμικρανία, halbseitiges Kopfweh, ableiten können, wenn es nicht feststünde, daß soviele Ausdrücke der griechischen Medizin auf uns gekommen und die Lehren des Hippokrates in mannigfachster Bearbeitung bis spät in das Mittelalter hinein maßgebend gewesen sind; und wenn man den Namen der Cholera anstatt auf das griechische χολέρα, was Brechdurchfall bedeutet, auf die hebräischen Worte Chole ra, wörtlich „böse Krankheit" zurückzuführen versucht, so wäre doch erst nachzuweisen, auf welchem Wege diese Krankheit, die erst im Jahre 1817 in seuchenartiger Ausbreitung aufgetreten ist, zu der althebräischen Benennung gekommen sein soll. Diese abgeschmackte Etymologie treibt sich noch immer in den modernen Konversationslexicis herum. Selbst das Welttwort Sack kann man doch nur von dem hebräisch-chaldäischen sak ableiten, wenn man annimmt, daß es durch das griechische σάκκος und durch das lateinische saccus vermittelt worden sei. Mit einem Worte, jeder Etymolog muß zusehen, ob sich seine Etymologie nicht etwa durch eine nüchterne Erwägung der einfachen Sachlage verbietet; ob sie sich sachlich rechtfertigen läßt.

Nun standen aber die Gelehrten, was die Ethnographie anlangt, bis

ins vorige Jahrhundert unter dem Banne ganz veralteter Anschauungen. Das Sanskrit war noch nicht in die europäische Wissenschaft eingeführt und der große Sprachenkreis, den man als indogermanischen bezeichnet, noch nicht entdeckt; vielmehr hielt man sich an die Stammessage der Hebräer über die Schöpfung der ersten Menschen und deren Verteilung über die Erde. Als die Ursprache des Menschengeschlechts, die im Paradiese gesprochen sei, betrachtete man das Hebräische; demnächst kam das Griechische, denn dicht hinter Homer sollte die Wiege des Menschengeschlechts gestanden haben. Aus diesen beiden patriarchalischen alten Sprachen, der hebräischen und der griechischen, waren alle übrigen geflossen; schon das Lateinische entsprang aus diesen Quellen. Es kam den Etymologen früherer Jahrhunderte nicht darauf an, das Verbum amare, lieben, aus dem hebräischen Wort für „Mutter“ (Em, Amam, assyrisch Ummu) herzuleiten, weil Mutterliebe die wahre Liebe sei; und Julius Cäsar Scaliger zeigte, daß pulcher, schön, aus πολύχειρ, vielhändig, ordo, Ordnung, aus ὅρον δῶ, setze eine Grenze, entstanden sei — wenn er noch astrum, Stern, oder thius, Oheim, als griechische Fremdwörter gebrandmarkt hätte! Denn da hätte er allerdings recht gehabt; das Griechische war bekanntlich Modesprache im alten Rom, wie bei uns das Französische, und das griechische θεῖος, italienisch zio, ist genau so ins Lateinische gedrungen, wie das französische oncle ins Deutsche. Für die modernen Idiome waren jene beiden alten Quellensprachen natürlich erst recht maßgebend. Nur durch solche Gesichtspunkte wird es verständlich, wie ein Herbinot auf die Idee kam, alle französischen Worte erst von griechischen, dann von hebräischen Wurzeln abzuleiten; was Joachim Perion, was Henricus Stephanus, was andere französische Gelehrte über die Verwandtschaft ihrer Sprache mit der der Hellenen patriotisch fabeln konnten. Das griechische δειπνεῖν war offenbar das französische dîner, πλήσσειν = blesser, μυελός = moelle, πάρεσις = paresse u. s. w. u. s. w. Auch die italienischen und spanischen Gelehrten betrachteten das Griechische als eine Fundgrube des unlateinischen und stellenweise selbst des lateinischen Teiles ihrer Sprache. Die berittenen und mit Lanzen bewaffneten Rinderhirten der römischen Campagna führen den Namen Butteri, derselbe wird auf griechisch βοτήρ, Hirt, ja, auf βοῦς, Rind, zurückgeführt. Calma bedeutet in ganz Südeuropa „Ruhe“ und „Windstille“, angeblich auch die „heiße Tageszeit“; Muratori zieht daher das romanische Wort aus dem griechischen καῦμα, Brand, Hitze, Sonnenhitze, welche letztere freilich nötigt, Schatten und Ruhe aufzusuchen, und selbst von einer schwülen Stille begleitet zu sein pflegt. Ja, der große Dizionario von Tommaseo und

Bellini, der allerdings etymologisch gar nichts wert ist, fügt hinzu: es möchte wohl durch Metathesis aus griechisch *μαλαχία*, Weichheit, wie forma aus *μορφή*, entstanden sein! Und „ein wenig" sei es auch wieder mit *γαλήνη*, Windstille, verwandt! — Dergleichen streitet gegen alle Geschichte, denn eine griechisch-romanische Völkermischung, die allein die Aufnahme solcher Fremdwörter erklären würde, fand niemals statt.

Noch heutzutage vertreten die keltischen Sprachen vielfach Mutterstelle; und die Rolle des Hebräischen hat etwa die altägyptische Sprache übernommen. Schwierige Worte, zumal Ortsnamen, werden mit Vorliebe aus dem Keltischen erklärt; sogar das Leipziger Rosenthal wird keltisch, wenn man sonst keinen Rat weiß. In der Schlacht bei Crécy, am 25. August 1346, nahm Eduard Prinz von Wales, der sechzehnjährige Schwarze Prinz dem blinden König Johann von Böhmen den mit drei Straußfedern geschmückten Stirnreif ab und setzte ihn sich aufs Haupt. Zugleich nahm er die Devise an, die unter dem Helmschmuck stand: Ich Dien — sie paßte trefflich für den bescheidnen Prinzen, der eben unter seinem königlichen Vater diente und dabei gedachte: Wer der Zeit dient, der dient ehrlich. Seitdem führt der Prinz von Wales einen Stirnreif mit Straußfedern und der deutschen Devise in seinem Wappen. Alle Welt hielt sie für deutsch, bis die Keltomanen kamen, die sofort das Kymrische witterten. Ich Dien bedeutete: Eyoh Dinn, d. i. da ist der Mann! — Und es wurde erzählt, die Walen hätten einen König haben wollen, der kein Wort Englisch sprechen könnte. Da hätte ihnen König Eduard I. sein neugebornes Söhnlein präsentiert und dazu gesagt: Eyoh Dinn! —

III.

Die Leute müßten also vorsichtig in der Wahl ihrer Gewährsmänner sein, sie müßten nur einen Pott oder einen Diez oder sonst einen zugleich gewissenhaften und wohlberichteten Forscher fragen, wenn sie sich über die Herkunft eines Wortes unterrichten wollen — sie fragen aber überhaupt nicht immer, sondern machen es wie Adam und erfinden sich ihre Etymologien selber, ohne denselben Entschuldigungsgrund zu haben wie unser schwacher Vater. Die Ausübung der etymologischen Kunst scheint leicht — alle Welt fühlt sich dazu aufgelegt, sonder Beruf und Vorbereitung; und so wimmelt es denn von Künstlern. Jeder Schuster etymologisiert. Daß solche Männer bei ihren naiven Forschungen erst recht in die Fehler verfallen, die wir eben den alten Gelehrten schuld gegeben haben; daß sie jedweden sich darbietenden Gleichklang flottweg aufgreifen und durch die

willkürlichsten Kombinationen zu rechtfertigen suchen; daß ihnen die Konsonanten wenig und die Vokale gar nichts gelten — versteht sich von selbst. Sie hören den Namen Leipzig: augenblicklich fallen ihnen die Worte Leib und Ziege ein, und nun schließen sie, daß die Stadt eigentlich Leibzieg heiße — diese geradezu unglaubliche Etymologie muß doch sogar bei den Gelehrten Beifall gefunden haben, denn man findet Leipzig in Corpus Caprae übersetzt (Ad Corpus Caprae venduntur multa stannetta, vergleiche Leipzig in Wanders Sprichwörterlexikon Nr. 12). An gelehrte Verirrungen ist natürlich beim Volke weniger zu denken — aus dem Griechischen und Hebräischen wird es die Worte nicht herleiten, im Gegenteil, wo etwa ein griechisches oder hebräisches Fremdwort umläuft, wird es den unverständlichen Ausdruck, wie das slawische Leipzig, aus seinem geliebten Deutsch erklären und wie Gottlieb Enderfelder in seiner „Kindergeographie" (Breslau 1759) fragen: welcher Wein hat seinen Namen von den ledernen Secken bekommen? — Der Seckt — desto mehr wirft es die Worte der eignen Sprache durcheinander, keck Probleme lösend, die einem Grimm jahrelang die größten Kopfschmerzen bereiteten.

Die Eingangs erwähnte Herleitung des Namens Frau von freuen ist ein Beispiel solcher volksthümlichen Deutung in der mittelhochdeutschen Periode. Der lautliche Anklang, damals noch vollkommener als jetzt, fälschte den wahren Zusammenhang des Wortes, welches den Begriffen des Frohsinns und der Freude wirklich nahesteht, zunächst aber „Herrin" bedeutet, dem lateinischen Domina, italienisch Donna, französisch Dame entsprechend, und erst aus der „Herrin" heraus zu einem Titel des Weibes geworden ist. Die Frau ist die Frohe, froh aber bedeutet ursprünglich nicht sowohl „heiter", als vielmehr „mild" und gnädig", und wenn ein alter Deutscher sagte: „Meine Frau", so war das soviel wie: „Meine Gnädige". Das Maskulinum ist Frô, nach unserer Schreibweise Froh, altnordisch Freyr: so nannten unsere Ahnen den Sonnengott, als den frohen, milden, gnädigen Gott und Herrn; bekanntlich hieß auch Frau, altnordisch Freyja, eine frohe und frohmachende, liebe, gnädige Himmelsgöttin. Es hat daher einen tiefen Sinn, von der „gnädigen Frau" zu reden, und es ist ganz richtig, wenn wir bei „Frau" mehr an die Würde der Hausherrin, bei „Weib" mehr an die geschlechtlichen Funktionen denken. Das „Weib" ist die Femina, die Gebärerin oder die Säugerin, das Participium Medii von feo. Der Inquisitor Jakob Sprenger, Verfasser des „Hexenhammers", brachte es im XV. Jahrhundert fertig, das lateinische Femina von fele minus, weniger wert als eine Katze, abzuleiten.

Auf diese Weise versteht man erst, wie in christlichen Zeiten die

Mutter Gottes schlechthin Frau, unsere Liebe Frau genannt worden ist; auch Fro hat nicht nur für den heidnischen Sonnengott, sondern auch für Gott den Herrn, den christlichen Kyrios gegolten. Fronleichnam ist soviel wie: des Herren Leichnam, lateinisch Corpus Domini. Übrigens würde die Milde und Sanftmut unserer Lieben Frau recht gut zu einem Terminus technicus der romanischen Küchen passen, der auch in Deutschland eingebürgert ist, zu dem Ausdruck Bain-marie. Wenn die Berliner Köchin einen Topf in ein Wasserbad stellt, das heißt, wenn sie das Gefäß nicht direkt übers Feuer, sondern in ein anderes Gefäß setzt, das mit siedendem Wasser gefüllt ist, so nennt sie das ein Bain-marie. Die Gelehrten haben das aus Balneummaris erklären wollen, aber es ist möglich, daß das Volk Recht hat, wenn es in der Sanftheit dieser Erwärmung die Art der Mutter Maria zu erkennen glaubt. Wenigstens hat es den Littré auf seiner Seite.

Das Volk würde den Gelehrten zehnmal ins Gesicht lachen, wenn ihm diese eine schwierige Etymologie empföhlen statt einer andern, die so nahe zu liegen scheint. Sizilien wurde bis in die neuere Zeit eingeteilt in das Val di Mazzara, das Weststück; das Val di Demona, das Nordoststück; und das Val di Noto, das Südoststück. Wenn man nun, wie es geschehen ist, den Sizilianern einreden wollte, daß das Val in diesen Bezeichnungen nicht mit Valle identisch sei, weil die drei Distrikte gar nicht auf natürlichen Abteilungen beruhen, daß vielmehr das arabische Wali, Statthalter, darin stecke, so würden sie sich baß verwundern — und am Ende mit Recht verwundern. Mazzara, Demona und Noto sind nicht bloß Stadtnamen, sondern auch Flußnamen, und es wäre in der That auffällig, wenn eine so vollkommen adäquate und noch dazu so gewöhnliche Bezeichnung für Landschaften einmal eine andere, arabische Quelle haben sollte, auch wenn sich gar keine Gründe für die Wahl der Thäler auftreiben ließen. Hei! Daß am Ende auch im Veltlin ein Wali sitzt? — Das kommt mir doch nicht viel besser vor als wenn man den Namen der Stadt Ulm aus V. L[egionis]. M[ansio], Standquartiere der fünften Legion, erklären will. Das natürliche Gefühl sagt doch häufig das Richtige.

Porta Asinaria heißt ein altes Thor der Stadt Rom, dessen Stelle gegenwärtig die Porta di San Giovanni einnimmt. Es hatte seinen Namen von der Via Asinaria, welche von ihm in südlicher Richtung auslief; daß diese wieder ihren Namen von der Familie der Asinier habe, ist der Form wegen nicht wahrscheinlich, und so stehen die Archäologen ziemlich ratlos da. Nicht so der Populus Romanus. Asinaria! Merkt

man denn den Asinus nicht darin! — Das Thor wurde nach den Eseln benannt, welche durch dasselbe Kohl und Salat in die ewige Stadt hereintrugen. Es wurde nach dem Lande der Esel benannt, zu welchem man durch dieses Thor gelangte, nämlich nach dem Königreich Neapel. Dieser Witz stammt aus dem XVI. Jahrhundert.

Es giebt noch ein anderes römisches Thor, das ebenfalls in die Volksetymologie verwebt ist, das ist die Porta Latina, ebenfalls jetzt vermauert und ebenfalls durch die Porta di San Giovanni ersetzt. Vor diesem Thore wurde der Evangelist Johannes während der zweiten allgemeinen Christenverfolgung unter Domitian in einen mit siedendem Öle gefüllten Kessel geworfen, ohne daß es ihm das geringste geschadet hätte; zum Andenken daran wird in der katholischen Kirche am 6. Mai ein eigenes Fest gefeiert, welches unter dem Namen Johannes ante portam Latinam, französisch kurz Saint Jean Porte Latine bekannt ist. Den Franzosen klang das wie: Saint Jean porte la tine, der heilige Johannes trägt die Bütte, und auf Grund dieser populären Etymologie wurde der Evangelist Johannes Schutzpatron der Winzer. Ha! Wir versicherten oben, es würde niemand im Ernst einfallen, einen etymologischen Zusammenhang etwa zwischen Mandarin und Mann darin anzunehmen. Wer kann wissen? —

Freilich sind in der That nicht alle vorgebrachten Etymologien ernstgemeint, sondern unschuldige Witze, aus denen man dem Urheber keinen Vorwurf machen wird, weil er gar nicht die Prätension hat, etwas wirklich zu erklären. Wenn ein Student den oben erwähnten Ausdruck Salamander aus Sauft-alle-miteinander oder das Wort Ferien aus faire-rien entstehen läßt — wenn ein Grieche den Namen des Esels *Γάϊδαρος* auf *Γάεισθαρος* und auf das *ἀεὶ δέρεσθαι* zurückführt, weil er immer geprügelt werde — wenn sich ein gewisser Schiner am Anfang unseres Jahrhunderts in seiner Description du Valais (Sion 1812) den Namen der Gemmi, des allbekannten und vielbegangenen Alpenpasses, also zurechtlegt: er komme von den vielen Seufzern, welche die Reisenden ausstoßen (Gemmi, comme qui dirait: Gémi! — c'est à dire qu'il faut gémir quand on y passe) — so wäre es doch höchst geschmacklos, hier ein wissenschaftliches Zetergeschrei zu erheben. Warum soll eine geistreiche Dame, die sich auf einer anatomischen Tafel die Baucheingeweide ansieht, nicht einmal von Darmstadt reden dürfen? — Selbst die Gelehrten verschmähen ja dergleichen Spielereien nicht, besonders die Juden sind zu Wortwitzen geneigt; ich will hier zum Beispiel daran erinnern, wie Plinius das Wort Unedo ableitet. Unedones nannten die alten

Römer die sogenannten Baumerdbeeren, die unter dem Namen Corbezzole oder (weil der Strauch an der Küste wächst) Cerase marine, Meerkirschen, noch heute in Rom zu Markte gebracht und auf Branntwein verarbeitet werden; das Wort ist ein griechisches Fremdwort (*olvάς*). Sie schmecken nicht besonders; im Altertum, wo man nur wilde hatte, waren sie vollends ungenießbar; und daher meint Plinius, unedo heiße eigentlich unum edo, ich esse nur eine, danke für mehr. Dergleichen Etymologien, die eben nur Wortspiele sind und sein wollen, ließen sich viele sammeln, man hört ihrer alle Tage.

Überhaupt aber darf man das Volk nicht dümmer machen als es ist — man soll nicht überall Etymologien riechen und dem gemeinen Mann seinen Fehler nicht eher aufmutzen, als bis er ihn wirklich begangen hat. Stultorum infinitus est numerus, das ist eine alte Geschichte, und es lassen sich ja tausend Albernheiten denken, die den Leuten in ihrer Beschränktheit einfallen mögen; aber man sollte doch lieber Gott danken, wenn dieselben noch nicht ausgesprochen worden sind, als daß man ihnen zum Überflusse selber welche an die Hand giebt. Leider sind die Herren Gelehrten nicht immer frei von dieser pedantischen Fiktion — sie lieben es, sich Dummheiten auszudenken und sie dann dem Pöbel hintennachzuwerfen. „Das Wort Ei," sagt Grimm in seinem Wörterbuche unter Eiland, „kommt nicht in Betracht, wenn schon der Dotter wie eine runde Insel im Eiweiß schwimmt." Eine eigentümliche Insinuation! Hat denn schon ein Menschenkind diesen wunderbaren Zusammenhang geahnt? — „Platzregen," sagt Andresen in seiner Deutschen Volksetymologie, Seite 160, „gehört natürlich nicht zu Platz aus platea, als ob Strichregen verglichen werden dürfte, sondern zu platzen, laut anschlagen." Du meine Güte, ruft da wohl der Laie gekränkt aus, ich habe bei „Platzregen" noch niemals an den Domplatz oder an den Fleischerplatz gedacht! — Wo das Gute so nahe liegt, am Verstand des Volkes noch zu zweifeln, scheint mir doch wahrlich nicht am Platze. Und, darf ich noch ein kühnes Wort hinwerfen? Die Wissenschaft vom Wahren ist so groß und vielumfassend. Sollen wir noch eine Wissenschaft vom Unwahren dazu ausbilden? —

Das Amulet.

Novelle von Nella Saguit.

(Venedig.)

I.

Er hatte es ihr an einem schönen Augustmorgen gegeben.

Sie lag im Sande am Meeresstrand und träumte. Rötliches Haar fiel weich und leicht gelockt auf ihre weiße Stirn; dunkelgraue Augen sahen über die blaue See. Die breitete sich vor ihr aus in großartiger Ruhe, wie ein gewaltiges Rätsel. Hell glitzerte die Morgensonne darüber hin und blendete so stark, daß Lisa die Augen schließen mußte. Ringsherum tiefe Stille. Es war ein einsamer Fleck in den Dünen, wohin sich Badegäste nur selten verloren.

Auf einmal hörte sie Schritte; sie wandte den Kopf nicht um, denn sie waren ihr nicht fremd.

„Ich dachte mir's, daß ich Sie hier finden würde," sagte ein junger Mann erfreut.

Er war groß und gut gewachsen und hatte feine, regelmäßige Züge; was aber zuerst an ihm auffiel, war der schöne Ausdruck seiner Augen.

„Ich zweifelte nicht daran, da es nicht das erste Mal ist," erwiderte sie lachend, die Augen weit öffnend.

„Sie glauben nicht, wie schön es ist, hier allein zu liegen, in dieser warmen Luft, die Augen geschlossen — und träumen."

„Genieren Sie sich nicht, betrachten Sie mich als nicht vorhanden —" Er zögerte eine Sekunde: „Oder soll ich gehn?"

„Denken Sie, wenn ich Sie als nicht vorhanden betrachten könnte!" — Sie lachte und errötete. „Nun so setzen Sie sich doch —" fuhr sie nach kurzem Sinnen fort.

„Möchten Sie das?"

„Was?"

„Mich als nicht vorhanden betrachten?"

„Wer weiß, ob das nicht gut wäre!" sagte sie scherzend.

„Wissen Sie, daß die schöne Zeit bald ein Ende hat?"

„Wohl weiß ich's."

„Wann sehen wir uns wieder?"

„Vielleicht nie."

„Lisa — sagen Sie das nicht, nur das nicht; das ist unmöglich!"

„Ihr Bruder hat mich eingeladen, Sie in Ihrer Heimat zu besuchen," setzte er leise hinzu.

„Ja? Hat er das? Wie schön!"

„Werden Sie mich bis dahin vergessen?"

Sie sah ihn an, ohne etwas zu sagen.

Er verstand sie ohne Worte.

„Ich habe hier etwas für Sie mitgebracht, bitte schlagen Sie es mir nicht ab; nehmen Sie es zum Andenken, damit Sie mich ganz gewiß nicht vergessen. Es gehörte meiner seligen Mutter." Er nahm einen kleinen schmalen Ring aus der Tasche, mit einer Perle darauf.

„Perlen bedeuten Thränen," sagte Lisa.

„Er kommt von meiner Mutter und sie war ein Engel. Was von ihr ist, kann nur Glück bringen."

„Und brächte er auch Thränen, ich nähme ihn doch," sagte sie leise.

Norbert sah sie dankbar an, küßte den kleinen Reifen und gab ihn ihr. Sie that wie er und küßte die Perle mit Andacht. Dann befestigte sie den Ring an eine feine goldene Kette, die sie unter dem Kleid am Halse trug.

„Mein Amulet," sagte sie.

Ihr Mund lachte, aber die Augen waren feucht. Er nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen. „So lange Sie den Ring haben, müssen Sie an mich denken."

Dann war eine lange Pause.

Nur vorne am Ufer plätscherten die Wellen in regelmäßigen Zwischenräumen.

„Lisa!"

„Ja."

„Wenn die Zeiten sich bessern —"

„Glauben Sie daran?"

„Ich beginne ein neues Leben, ich rühre keine Karte mehr an . . . Ich will . . . Werden Sie mir treu bleiben, Lisa?"

„Ja."

„Es kann lange dauern."

„Vielleicht, wenn wir siebzig, achtzig Jahre, wenn wir steinalt sind?" scherzte sie. Beide lachten.

„Ja, jetzt können wir lachen; wir sind noch beisammen, aber erst allein werden wir ganz das Traurige dieses Zustandes empfinden. Wie bereue ich jetzt mein vergangenes Leben! Aber ich war zu früh selbständig, ohne Halt und ohne Stütze. Ich beschwöre Sie, aufrichtig, Lisa, haben Sie

Vertrauen zu mir nach Allem was ich Ihnen schon von mir erzählt habe? — — Sie sehen, es ist Nichts an mir."

Lisa streckte ihm ihre Hand hin. Das war die Antwort.

„Glauben Sie, daß ich Sie glücklich machen könnte?"

„Ja," versicherte sie mit dem Tone festen Glaubens und Vertrauens. Er sah sie mit einem Blick voll unsäglicher Liebe an.

„Ich fühle, daß wir uns wiederfinden müssen, ich könnte nicht leben, nicht gut sein, ohne Sie." —

In der Ferne schlug die alte Turmuhr.

Lisa stand auf.

„Ich muß nach Hause."

Schweigend verließen sie die Düne. — Dieser Tag hatte über ihr Leben entschieden.

II.

Es war mitten im Winter. Der Wind heulte und trieb Regen und Schnee gegen die Fenster des alten Landhauses, Lisas Heimat. Sie saß mit ihrem Bruder am Kamin; er rauchte, sie blickte träumend in die Flammen.

„Denkst Du immer an Norbert — Lisa?"

„Ja, Wolfgang." Er seufzte.

„Es führt zu keinem Glück."

„Das ist möglich."

„Sein Beruf als Diplomat wird ihm nie erlauben, ein Mädchen ohne Vermögen zu heiraten. Ich wollte, ich könnte Dich glücklich machen, das heißt reich."

„Ich weiß es, Bruder; sorge nicht um mich, ich komme schon durch die Welt, auch ohne Glück."

„Das ist ein trauriges Wort für Deine Jugend."

„Und weil ich jung bin, wer weiß, werde ich vielleicht vergessen." Die Worte wurden immer leiser. Wolfgang seufzte wieder, er glaubte ihr nicht und er that recht, denn sie faßte das Amulet und dachte: „Nie, nie!"

„Ich hoffe viel von Fedors Frische und Heiterkeit. Du hattest ihn immer lieb, Lisa, er wird Dich zerstreuen."

„Ja, ich freue mich auf ihn. Warum kommt er nicht, da er schon seit ein paar Tagen von seinen Reisen zurück ist?"

Ein Wagen fuhr in den Hof.

„Das ist er," sagte Wolfgang, „es kann Niemand anders von der Seite kommen."

Einen Augenblick später ward die Thür aufgerissen und der Jugendfreund rief fröhlich jubelnd: „Wolfgang! Lisa!“

Er war von mittlerer Größe, hatte ein gebräuntes Gesicht mit einem so innigen, frischen Lächeln, daß es einem das Herz erwärmte.

„Fedor, endlich sehn wir Dich! Wo in aller Welt hast Du so lange gesteckt?“

„Unglaublich viel zu thun vorgefunden, nicht möglich, früher zu kommen, bin glücklich, wieder Heimatsluft zu atmen.“

„Warum hast Du Dich expatriiert?“

„Weil ich ein ruheloser Geist bin.“

„Nun bleibst Du aber vorläufig hier?“

„Weiß selbst nicht, vielleicht, wenn's mir gefällt — — Lisa, wie groß Du geworden bist!“

„Aber Fedor — so sehr hast Du mich vergessen, daß Du nicht mehr weißt, mich schon völlig ausgewachsen gesehn zu haben?“

„Kaum, Lisa.“

„Gewiß, ich war siebzehn Jahre, als Du in die weite Welt gingst und jetzt bin ich zwanzig.“

„Aber Du warst nicht so — nicht so — mit einem Wort anders — Kinder, wie es hier gemütlich ist! Ich freue mich über Alles, selbst über den Schnee, den ich so lange nicht sah.“

„Wenn ich nur wüßte, warum Du damals fort reistest?“ sagte Lisa.

„Wegen unglücklicher Liebe. Bah!“

„Und kommst auch wegen einer solchen zurück,“ fiel Wolfgang trocken ein. Fedor riß die Augen weit auf.

„Richtig.“

„Hast Du Dir keine Frau oder Braut oder so Ähnliches mitgebracht?“

„Nein, Lisa — sie wollten nicht, oder sie konnten nicht — aber das ist eine lange tragische Geschichte.“ —

„Die wir nicht hören dürfen?“

„Ein ander Mal vielleicht, Lisa.“ —

Fedor wußte sehr interessant von seinen vielen Erlebnissen in der Fremde zu erzählen.

Sie saßen bis tief in die Nacht hinein lachend und plaudernd am Kamin. —

III.

„Warum Fedor und Lisa sich wohl nicht heiraten?“ sagte die Landrätin, als sie ein Diner gab.

„Wir hatten es Alle schon beschlossen, als Beide noch Kinder waren.“

„Ja, es wird doch das Ende sein; warum nicht gleich?“ erwiderte eine Mutter von vier erwachsenen Töchtern seufzend.

„Sie kennen sich zu gut und sind ja wie Geschwister aufgewachsen,“ meinte ihr Nachbar, ein Verwandter von Lisa.

„Sie soll einen andern gern haben,“ hauchte ein junges Mädchen mit schwärmerischem Blick.

„Ja, einen Diplomaten; sie haben aber beide kein Vermögen.“

„Und Fedor ist doch eine so gute Partie,“ seufzte wieder die Mutter der vier Töchter, von denen eine immer runder als die andere wurde und eine immer erstaunter als die andere in die Welt sah, als sich kein Werber am Horizont zeigte.

„Haben die D.'s denn kein Vermögen?“ fragte ein Herr, der fremd in der Gegend war.

„Nein, das Gut hat Wolfgang arg verschuldet übernommen,“ antwortete der Verwandte; „sie müssen sehr einfach leben, um es überhaupt behalten zu können.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Unterdessen weilte der besprochene Diplomat bei seinen Freunden. Wolfgang war ins Dorf gegangen, um den kranken Pastor zu besuchen. Fedor und Lisa waren allein.

„Also es ist eine verheiratete Frau? O Fedor, das gefällt mir gar nicht!“

„Mir auch nicht. — Sie ist übrigens von ihrem Manne getrennt.“

„Darf sie denn wieder heiraten?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil sie römisch-katholisch ist.“

„Das ist ja aber eine ganz unglückliche Sache!“

„Ja.“

„Völlig hoffnungslos?“

„Ja. — Aber, Lisa, jetzt möchte ich wissen — —“

„Und Du hast sie verlassen?“ unterbrach sie ihn.

„Ja.“

„Und Du bist traurig?“

„Ja.“ — Er spielte mit seinem Schnurrbart.

„Nun laß doch endlich Dein einsilbiges Ja und sei etwas ausführlicher.“

„Da ist weiter Nichts, als was ich Dir schon erzählte: sie ist Italienerin, furchtbar schwarz, furchtbar schön, liebte mich rasend — und ich

ſie — und es war nicht zum aushalten, und wir trennten uns. So. — Aber Du haſt mir verſprochen, zu ſagen — —"

„Kannſt Du es jetzt aushalten?"

„Was denn?"

„Die Trennung."

„Ich war ſehr unglücklich, als ich abreiſte, dann zerſtreute mich der Gedanke an die Heimat und ich freute mich, Euch wieder zu ſehn."

„Ja — und nun?"

Er gähnte und ſah ſie in Gedanken an.

„Verzeih — was ſagteſt Du?"

„Ich fragte, wie Dir nun ums Herz iſt?"

„Wenn ich allein zu Hauſe bin, in der Einſamkeit, nach all dem ſtädtiſchen Leben und Treiben, dann überfällt mich oft eine verzweifelte Stimmung, und ich fühle mich nur wohl bei Euch."

„Das freut mich, Fedor, wir ſind auch aufgelebt, ſeitdem Du zurück biſt."

„Sag' einmal, gehſt Du gar nicht in die Nachbarſchaft? Heut iſt ein Diner bei der Landrätin. Ihr lebt ja wie die Einſiedler."

„Ich mag nicht allein gehen und Wolfgang hat immer am Tage ſo viel zu thun, da iſt er Abends müde."

„Ich habe auch abgeſagt. Weißt Du warum? Wegen der dicken guten Gräfin P. Sie iſt mit ihren vier dicken, runden, erſtaunten Komteſſen da und ich muß ihr einmal wahrgeſagt worden ſein als Schwiegerſohn, denn ſie läßt mich nicht aus den Augen, ebenſo wenig Moky, Foky u. ſ. w. — Nun aber, Liſa, die Reihe iſt an Dir zu beichten; haſt Du mir Nichts anzuvertrauen?"

„Nein — nein," ſagte ſie zögernd.

„Liſa?" Er ſah ſie prüfend an. „Weißt Du, daß Du oft ſehr bleich biſt und viel, ſehr viel ſtiller als ſonſt?"

„Ich bin ja auch älter geworden."

„Ausflüchte, Liſa; früher haben wir uns verſprochen, uns immer Alles zu ſagen. — —"

„Iſt da Jemand, der —?"

„Ja — Fedor."

Er wechſelte die Farbe, was ihn ſelbſt überraſchte.

„So —" ſagte er gedehnt.

Als ſie ihm in kurzen Worten die Lage der Dinge mitgeteilt hatte, antwortete er Nichts.

Sie ſah nach einem Augenblick zu ihm auf.

Er drehte ſeinen Schnurrbart und ſah vor ſich hin.

„Arme Lisa," sagte er dann, wie sich besinnend und drückte ihre Hand.

„Wir können uns zusammen trösten," lachte er, aber gar nicht so herzlich wie sonst.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Was fehlte Fedor, er war ja so einsilbig und zerstreut," sagte Wolfgang, als jener Abends fortgefahren war.

„Ich weiß nicht."

„Lisa — Euch Beide habe ich immer zusammen gewünscht."

„So — Wolfgang?"

„Du hast ihn doch lieb?"

„Sehr."

„Aber —"

„Aber nicht so."

„Versuch' es einmal. Fedor scheint nicht abgeneigt, er sieht Dich an, als ob — —"

„Wolfgang!" sagte sie erzürnt. „Laß doch unsre harmlose Freundschaft, die nie etwas anderes werden kann, in Ruhe."

„Nicht böse, Lisa, es ist nur, weil ich Euch Beide so liebe; aber Jeder muß nach seinem Herzen und Gewissen handeln. Gute Nacht."

— — — — — — — — — — — — — — —

Lisa konnte lange nicht einschlafen.

„Wolfgang kennt mich nicht. — Nur zu vermuten, ich könnte mich verändern. — Wenn mein Herz frei wäre, hätte ich ihn denn lieben können? —"

Sie faßte nach ihrem Amulet. Ihre Augen schlossen sich. Sie hörte etwas wie Plätschern der Wellen in weiter, weiter Ferne und sah im Traum das Gesicht, das sie allein liebte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Frühling war gekommen.

Eines Tages trat Fedor hastig bei Wolfgang ein. „Wolf, ich muß Dich etwas fragen, sage mir kurz und rund die Wahrheit — Lisa hat ihre Liebe nicht vergessen?"

„Nein."

„Kann es zu ihrem Glück führen?"

„Ich weiß nicht, ob die Verhältnisse sich geändert haben und ob diese Hoffnung sich verwirklichen kann."

„Hält er fest daran?"

„Ich glaube — ja."

„Und liebt sie ihn — sehr?"

„Sehr."

Fedor sah zum Fenster hinaus. Draußen blühte und grünte Alles.

„Weißt Du, daß diese Gegend doch recht öde ist — ich habe Lust, wieder etwas zu reisen."

„Ich begreife Dich."

„Wirst Du bald heiraten, Wolf?"

„Wie kommst Du darauf?"

„Es ist doch recht einsam auf dem Lande ohne Frau."

„Ja."

„Aber Du hast ja Lisa, vorläufig."

„Ja."

„Und dann bliebe sie allein."

Wolfgang sagte zum dritten Mal „ja." Er war recht lakonisch heute. Aber Fedor kannte das; er war immer so, wenn ihn etwas sehr beschäftigte. Sie trennten sich mit kräftigem Händedruck und hatten sich verstanden.

Ein paar Tage später war Fedor auf dem Weg nach Paris.

IV.

Über ein Jahr war seitdem dahin gegangen. Wolfgang hatte sich inzwischen mit einer alten Liebe verheiratet.

Es war Sommer, ein warmer Tag im Juni; Lisa stand im Garten und pflückte Rosen.

Sie war schmaler und bleicher geworden und sah traurig aus. Es knirschte im Sand hinter ihr, sie glaubte es sei Wolfgang und sah sich nicht um.

„Lisa!"

Frohe Röte stieg ihr ins Gesicht.

„Fedor — endlich wieder da!" und sie streckte ihm beide Hände entgegen, die er abwechselnd küßte.

„Hast Du mich vermißt?"

„Welche Frage! Du gehst fort, wie Du sagst, auf zwei Monate und bleibst über ein Jahr. Warum?" —

„Ich war noch nicht fertig damit," sagte er wie zu sich selbst.

„Womit?"

„Mit einer Sache, die ich erst beseitigen mußte. — Ich spreche in Rätseln, nicht wahr? — Wo ist Wolf? Und er hat eine Frau! Liebst Du sie?"

„Sehr, sie war schon lange meine Freundin.“

„Aber Du bist einsamer seitdem?“

„Etwas.“ Ein kaum merkliches trauriges Lächeln umflog ihren Mund. „Darum freue ich mich sehr auf Deine Gesellschaft, Fedor.“

„Ich fürchte nur, nicht lange hier bleiben zu können.“

„Weshalb?“

„Sieh mich einmal an, findest Du mich verändert?“

„Du bist etwas magerer, Dein Schnurrbart ist noch gerade so lang als sonst, Du hast tiefere Schatten unter den Augen, wahrscheinlich von der Reise. — Übrigens, woher kommst Du?“

„Aus London.“

„Ob Du sonst zugenommen hast an Weisheit und Verstand, kann ich erst später sagen, ja, eine Falte auf der Stirn hattest Du, so viel ich weiß, früher nicht.“

Fedor machte ein ganz ernstes Gesicht.

„Mit der Zeit durchlebt man so Manches und davon bleiben Falten auf der Stirn und Narben im Herzen.“

Die Worte kamen so aus dem Innersten, daß Lisa nicht lachen konnte.

„Komm' zu Wolfgang,“ sagte sie.

„Erst mußt Du raten, was mir passiert ist und weshalb ich in einiger Zeit wieder fort muß.“

Lisa sah ihn prüfend an.

„Du hast — sie wiedergesehen?“

„Wen?“

„Nun, Deine Italienerin — und sie ist frei?“

„Falsch, ich habe sie lange vergessen.“

„Und sie?“

„Hat mich bald durch einen Andern ersetzt.“

„Dann kann ich nicht raten.“ —

„Ich habe mich verlobt.“

Lisa that plötzlich etwas schrecklich weh im Herzen.

„Mit wem?“ sagte sie nach einer Pause.

„Mit Vera L. — Hier ist ihr Bild.“

„Ein hübsches Gesicht. Ist sie Engländerin?“

„Nein, Deutsch-Russin; sie waren nur zum Besuch in London.“

„Und — bist Du glücklich?“

„Ja.“

„Das freut mich.“ — Aber Lisa wunderte sich, daß sie sich nicht mehr freute.

„Und Du, Lisa?"

„O sprechen wir nicht von mir — — Komm' jetzt herein zu Wolfgang."

„Wann wirst Du heiraten?" fragte dieser gleich, nach dem er die Neuigkeit erfahren.

„Du bist immer so gründlich und ordentlich, Wolf." —

„Nun, ich denke — das ist doch die natürlichste Frage, wenn einer sich verlobt hat."

„Wir haben noch nicht davon gesprochen; Vera ist sehr jung, ein halbes Kind und die Mutter will sie nicht so bald hergeben."

„Wo sind sie?"

„Noch in England. Sobald sie in Livland sind, soll ich sie dort besuchen. — Ich muß erst bei mir Vieles in Ordnung bringen, es geht Alles drunter und drüber. — Aber Lisa, Du siehst schlecht aus." —

„Danke!"

„Ich meine, blaß. Daß ich Dich immer hübsch finde, weißt Du."

Beide waren rot geworden. —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Weißt Du, daß Du viel wohler und vergnügter aussiehst seit Fedors Rückkehr?" sagte einige Wochen später Lisas Schwägerin, eine kleine lebhafte Brünette. — „Vergiß nur nicht seine Braut!"

Lisa lachte, aber ihr war gar nicht behaglich zu Mut. Denn es war so, sie fühlte sich unbeschreiblich wohl, seitdem Fedor wieder da war. Sie war so lange traurig gewesen, sie hatte viel geweint und gekämpft um ihr unerreichbares Glück. Das wich immer ferner und ferner zurück. Es war, als ob ihre Natur einmal wieder genießen müßte und froh sein, und die frische Fröhlichkeit und warme Freundschaft Fedors machte sie glücklicher, als sie seit langem gewesen war. Und wenn sie daran dachte, daß es nicht so weiter gehen konnte, daß auch er heiraten und ihr Verkehr sich sehr einschränken würde, — dann war es, als stünde ihr ein großer Verlust bevor. —

Eines Tags in der Frühe kam Fedor, um Lisa zu einem Ritt abzuholen.

Als er sie aufs Pferd hob und ihren Steigbügel hielt, trafen sich ihre Blicke.

Es lag viel, sehr viel in seinen Augen.

Sie ritten scharf und sprachen die erste halbe Stunde fast gar nicht.

Jetzt bogen sie in den Wald ein und ritten Schritt. Es war ein wunderschöner Morgen, der Tau lag noch auf den Blättern der Buchen, die Vögel sangen ein jubelndes Lied. — —

„Bist Du wieder an der See gewesen?“ fragte Fedor plötzlich.

„Nein.“

„Hast Du — ihn — wiedergesehn?“

Seine Stimme klang gepreßt.

„Ja.“

„So! — Und wo das?“

„Er war hier.“

„Hier?“ — Fedor fühlte sich unangenehm berührt.

„Ja, er hat Wolfgang besucht.“

„So — Wolfgang!“ machte er in gereiztem Ton.

„Nun ja, oder mich, oder uns Beide.“

„War er lange da — wann?“

„Zwei Tage, zur Jagd, vergangenen Herbst.“

„Und?“

„Und — weiter Nichts. — Du fragst ja als ob Du mein Beichtvater wärst.“ —

„Verzeih — ich glaubte einem so alten und guten Freund, fast Bruder, sei es erlaubt.“ — In verändertem Ton: „Wollen wir traben?“

„Nein, das wollen wir nicht.“

Sie hielt ihr Pferd an.

„Du sollst mir nicht böse sein, Fedor; frage was Du willst, ich habe Nichts dagegen.“

„Ich wollte ja nur wissen, ob Du — ob Du nicht doch noch glücklich werden könntest.“

„Nie!“ sagte Lisa, mit solchem Ausdruck von Traurigkeit, daß es mehr wie Verzweiflung klang.

Fedor ahnte nicht, welch' ein Gewirr von Gedanken Lisa zu diesem Ausruf brachte.

„Ich muß übermorgen Abschied von euch nehmen,“ begann er nach einer Weile wieder.

„Du willst schon wieder fort? — Du willst mich auch verlassen?“ — Sie war sehr bleich geworden.

Fedor sah sie erstaunt an, ein plötzlicher Schimmer von Verständnis und Hoffnung leuchtete in seinen Augen auf.

„Verzeih“ — sagte Lisa leise, sich besinnend, „ich hatte vergessen, Du mußt ja heiraten. Dann werdet ihr wohl wenig hier sein und wir werden Dich selten sehn.“

Die Pferde standen jetzt ganz still.

„Lisa," sprach Fedor und seine Stimme klang weich, „Du brauchst nur ein Wort zu sagen und ich heirate nicht — nie!"

Lisa wechselte die Farbe. Es war ihr als habe sie das Fieber. Sie faßte sich an die Stirn.

„Fedor — aber — liebst Du denn Deine Braut nicht?"

„O — ja. — Ich habe sie gern, aber — Lisa, das ist eine lange, lange Geschichte und Du solltest sie niemals wissen."

Es rauschte leise durch die Zweige der Buchen. Sonst kein Laut als die erregte Männerstimme.

„Weißt Du's, Lisa?" —

Sie hob ihre schweren Augenlider und sah ihn an.

Ja, sie wußte es, sie las da Alles aus seinen Blicken.

„Du solltest es nicht wissen, denn Du hast mich nicht lieb."

„Ich hätte Dich nicht lieb? O Fedor!"

„Ja, aber wie? — das Wie ist Alles."

„Ja — Fedor, Alles!" Sie sprach wie im Traume. „Wir wollen nicht darüber nachdenken. — Wir sind Beide gebunden."

Sie trieb ihr Pferd an.

Er wollte sie zurückhalten.

„Lisa, sei offen — sage mir —"

„Fedor," sagte sie mit flehender Stimme, „frage mich nicht — und wenn ich rede, glaube mir nicht — ich weiß nicht, was ich denke und thue — mein Kopf brennt, ich bin krank."

Er sagte nichts mehr.

Lisa dachte an ihr Amulet.

„Ich habe es verloren, ich habe es ganz gewiß verloren."

Schweigend ritten sie nach Hause. Dies Mal sah Lisa nicht auf, als Fedor sie vom Pferd hob; stumm gab sie ihm die Hand und eilte in ihr Zimmer.

Sie suchte die Kette am Halse und fand sie, aber entzwei — das Amulet war fort. Schluchzend warf sie sich auf ihr Bett:

„O Gott, ich kenne mich selbst nicht mehr — es ist eine Versuchung, ich war zu sicher — glaubte mich zu unveränderlich — ich soll geprüft werden, ob ich fest halten kann — ja, das ist es! — O mein Freund, wenn Du da wärst, um mich gegen mich selbst zu beschützen. Den Ring Deiner geliebten Mutter habe ich nicht mehr, und damit ging Alles verloren. Aber Du glaubst an meine Treue —." Sie stand auf: „Und ich muß Alles wiederfinden, ich will und muß!" —

Denselben Tag legte sich Lisa mit einem nervösen Fieber nieder.

Als die Krankheit überstanden war und Lisa zum ersten Mal im Garten sitzen durfte, erhielt sie einen Brief. Sie erkannte die Handschrift und ihre Finger zitterten beim Öffnen des Schreibens.

„Lisa! Wir haben nicht umsonst gehofft, gekämpft und gewartet. Es ist Alles geordnet. Ich kann Ihnen ein Heim bieten, in dem Sie glücklich sein sollen — so weit es an mir liegt. In vierzehn Tagen kann ich abreisen, meinem Glück entgegen. Nicht wahr, ich brauche nicht erst zu fragen ob ich kommen darf — das Vertrauen ist der Liebe höchstes Gut — Lisa, das Amulet hat doch geholfen! Meine Mutter hat uns zusammengeführt, — sie wußte wohl, daß ich ohne Dich nicht gut bleiben konnte. — Norbert."

Lisa war zu Mut, als erwache sie aus einem schweren Traum. —

Als sie Fedor zum ersten Mal wiedersah, stieg jähe Röte in ihr schmalgewordenes Gesicht. Sie ängstigte vor dem, was er sagen könnte. Das fühlte er. Nachdem er kurze Zeit bei ihr gesessen und nur gleichgültige Dinge gesprochen, verließ er sie.

Ein paar Tage später kam er wieder. Sie saß im Garten, unter einem großen Sonnenschirm, der in der Erde befestigt war und sie wie ein kleines Dach vor den Strahlen der Mittagssonne schützte.

„Lisa, ich habe keine Ruhe mehr. Ungewißheit konnte ich nie ertragen, verzeih, wenn ich Dich um kurze, einfache Wahrheit bitte. Du kennst meinen ungeduldigen Sinn, er ist stärker, als ich."

Sie war ganz ruhig und machte ihm ein Zeichen, daß er sprechen könne. Es mußte ja doch einmal kommen. —

„Wir sind Beide gebunden, hast Du gesagt, Lisa; wir wollen aber durch einen Irrtum unser Leben nicht verderben, darum laß es klar werden —"

„Ja, wir wollen unser und anderer Leben nicht verderben" — sagte sie in leisem, ruhigem Ton; „wir haben geträumt, Fedor — hier, lies." — — Sie gab ihm Norberts Brief.

Er nahm das Blatt, las und ließ es fallen.

„Ich verstehe," sagte er nach einer langen Pause und starrte finster vor sich hin.

„Fedor, liebt Dich Deine Braut?"

Lisa sprach ganz leise, es war, als fürchtete sie sich oder ihn schon durch einen zu lauten Ton zu verwunden.

„Ja."

„Du siehst, unser Weg liegt klar vor uns — nicht wahr?"

Fedor stöhnte.

„Lisa, ich sehe, daß ich diese Jahre gehofft habe wider Hoffen, ohne es selbst zu wissen und daß nur Du mich glücklich machen kannst.“ —

„O — mache es uns nicht so schwer —“

„Lisa, nun sehen wir uns lange nicht wieder. Ich werde meine Pflicht thun, weil Du es wünschest, sei dessen gewiß.“

Sie reichte ihm beide Hände und stand blaß mit dunkel umränderten Augen vor ihm.

„Gott mache und erhalte Dich glücklich.“

„Adieu, Fedor.“

Als er gegangen, lehnte sie sich in den Stuhl zurück und weinte. —

V.

Lisa hatte an Norbert geschrieben:

„Wir wollen uns am Meer, in unsern Dünen, wiederfinden.“ —

Es war ein heißer Tag im September. Wieder glitzerte die Sonne auf dem Meer zu Lisa's Füßen. Sie sah auf die große weite Fläche mit träumenden Augen, aber nicht mehr mit dem kindlichen heiteren Blick; sondern mit tiefem, ernstem Ausdruck.

„Ganz wie damals und doch so ganz anders,“ dachte sie. „Wieder seh ich vor mir die unergründliche, unabsehbare See — so unabsehbar und unergründlich wie das Leben vor mir. Wird die Sonne darauf scheinen? Hier war ich einmal so glücklich, jetzt will ich glücklich machen. — Ich habe seitdem gelitten — bin ich schlechter dadurch geworden? Ich glaube nicht. Ich habe gekämpft. Das ist eine Vorbereitung fürs Leben. Jetzt ist zur Pflicht geworden, was mir einst höchste unerreichbare Seligkeit dünkte. Soll man seine Seligkeit wo anders suchen — als in der Pflicht? Man soll nie zu sicher auf seine eigne Herzens-Festigkeit bauen — sonst kommt die Versuchung. O Gott! Ob es in jedem menschlichen Leben so ist? Erst Sehnsucht mit Thränen, dann die Resignation — und dann die Erfüllung. Was erfüllt sich?!“

Lisa hörte Schritte neben sich und die Stimme, die sie so oft in Gedanken gehört hatte, rief — in unbeschreiblich glücklichem Ton: „Lisa — endlich, endlich!“ —

Seine schönen dunklen Augen sahen sie wieder mit derselben alten, großen Liebe an. Dann schloß er sie stürmisch in seine Arme.

„Und das Amulet?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich hatte es verloren. Aber ich habe es wiedergefunden.“

„Meine Mutter, meine selige Mutter sei gepriesen!“ —

Am Ufer rauschten die Wellen in regelmäßigen Zwischenräumen, der einzige Laut weit und breit. —

Unser Dichteralbum.

Der Bastillensturm

am 14. Juli 1789.

(Folgende Erzählung ist eine Episode aus einem größeren Gedichte unseres geschätzten Mitarbeiters. Derselbe bereitet die Herausgabe seiner Gedichte vor, die bisher noch nicht gesammelt erschienen waren; wir machen durch Mitteilung dieses Bruchstücks darauf aufmerksam. Die Erzählung ist einem greisen entlassenen Sträfling, gewissermaßen einem Kommunarden, den der Verfasser in einer armseligen Volkskneipe 1851 antraf, in den Mund gelegt.)

Der Abend kam; wir saßen am Kamin,
Ein ziellos Volk, gewürfelt bunt zusammen,
Vom Schicksalssturm auf Augenblicke hin
Vereint um Eines Herdes düstre Flammen:
Der blinde Bettler mit dem Pudelhund,
Der ihn am Seile leitet durch die Gassen,
Der Invalid, der alte Vagabund,
Vor Kurzem aus dem Bagno erst entlassen,
Der Handelsmann, der seinen dürft'gen Kram
Von Haus zu Hause schleppt in Gram und Scham,
Der fremde Flüchtling, in des Glückes Schoß
Jüngst ruhend noch, verfemt nun, heimatlos,
Was Alles nur verworren kriecht und bunt
Sich nährt tief auf des Lebens Schlamm und Grund.
Die Nacht war kalt und klar, wild tobte draußen
Der Wintersturm mit unheimlichem Sausen,
Indessen wortlos brütend vor uns hin
Wir in die Kohlen starrten am Kamin.

Zuweilen nur scholl aus dem stummen Chor
Ein roher Witz, ein Seufzer auch empor.

Der blinde Bettler rief: „Heda, mehr Licht,
Frau Wirtin! 's iſt ja Nacht, ich ſehe nicht.“

„Und kalt iſt's auch, rief unter Fluch und Lärmen
Der Invalid, wollt ihr, daß ich ins Feuer
Noch meinen Stelzfuß werfe, uns zu wärmen?
Not thät es wahrlich, denn der Wein iſt teuer.“

„Und gingen die Geſchäfte nur etwas,“
Sprach der Hauſierer, „ich tränk' auch ein Glas;
Doch immer größer wird die Not im Volke.“
Er ſeufzt' und Alle ſchwiegen wie zuvor.
Auf einmal rieſig aus der Tabakswolke
Hob ſich der greiſe Vagabund empor.
Um ſeine Brauen lag es lange ſchon
Wie eines Wetters unheimliches Drohn
Und auf der Stirne ſeine Ader ſchwoll,
Als donnernd alſo jetzt ſein Wort erſcholl:

„Wo liegt die Quelle von des Volkes Not?
Im Volke ſelbſt und ſeinem feigen Dulden!
Wollt ihr nicht ewig eure Not verſchulden,
So ruft verzweifelt aus: Brot oder Tod!
Armſel'ge Zeit, wo, ſtatt auf Barrikaden
Zu bluten für ſein Recht, der freie Mann
Nur auf der Guillotine ſterben kann!
Im Bagno nur bei meinen Kameraden
Lebt wie des Elementes wilde Kraft
Noch ungezähmt und frei die Leidenſchaft.
Zurück zu ihnen ſehne ich mich wieder,
Ich ſteh auf dieſer Welt ſonſt ganz allein,
Faſt wie der Greis, der mir fällt eben ein.
Noch rieſelt kalt es mir durch alle Glieder,
Denk ich an das, was ich erzählen will.“

Er ſetzte ſich, wir aber horchten ſtill.

„'s war 89, beim Baſtillenſturm;
Die Glocken heulten wild von jedem Turm
Und um die alte finſtre Zwingburg her
Schwoll heulend wie der Sturm des Volkes Meer.“

„„Ihr wart dabei, warf froh erſtaunt ich ein,
Ihr kämpftet mit in jenen Heldenreihn?
Das war ein Volk, nicht wahr?! nicht wie das heute
Sich ſeinem Herren ſelbſt verkauft als Beute.
Das wußte noch zu kämpfen, ja zu ſterben,
Sobald es galt die Freiheit zu erwerben.““

„Ich war dabei, ein Knabe von neun Jahren,
Kämpft' ich ein Mann in jenen Heldenſcharen.
Heiß brütete der Juliſonne Glut,
Doch heißer kochte noch in uns das Blut.
Die Veſte fiel. Was wird, was muß nicht fallen,
Wenn einig ſich ein Volk zum Kampf erhebt!

Wie Alles kam, bekannt iſt es euch Allen,
Doch höret weiter, was ich da erlebt.

Wildflutend ſtürzte, zügellos, die Menge
Durch all die Höfe, Treppen, Keller, Gänge;
Die Opfer ſuchten wir der Tyrannei
Und jubelnd riefen wir: „Frei ſeid ihr, frei!
Euch ſchrecken keine Kerker mehr und Ketten,
Ihr dürft euch wieder in der Heimat betten!"
Aus einem Keller aber ſtieg ein Greis,
Verwelkt ſein Antlitz und ſein Haar ſchneeweiß.
Er ſtarrt' uns an, es war ihm wie ein Traum;
An's Gehn ſchon längſt nicht mehr gewöhnt, vermochten kaum
Die Füße ſeines Leibes Laſt zu tragen.
Da nannt' er Straß' und Haus auf unſer Fragen
Nach ſeiner Wohnung, die nun fünfzig Jahre,
Fluch den Tyrannen! er nicht mehr geſehn,
Und Männer trugen ihn auf einer Bahre;
Wie ein Triumphzug war es anzuſehn.

Wir kamen an; man öffnete, man frug,
Maß dann mit fremd neugierig kalten Blicken
Den Alten, den man auf der Bahre trug,
Und ſchüttelte den Kopf. Mit feſtem Nicken
Beſtätigte jedoch der Greis,
Was er, verwirrt, faſt ſelbſt bezweifelt hätte.
„Ja wohl, hier iſt's, ich weiß doch, was ich weiß.
Dies iſt mein Haus und meine Heimatsſtätte.
Wo iſt denn meine Frau?" Noch Viele kamen,
Doch Keiner, Keiner kannte ihren Namen;
Man ſprach wohl was von einer jungen Frau,
Die plötzlich, als verhaftet ward ihr Gatte,
Der Schmerz aufs Sterbebett geworfen hatte,
Doch wußte Niemand mehr etwas genau.
Dreimal ſchon war das Haus verkauft indeſſen,
Und wem es ſonſt gehörte, längſt vergeſſen.
Wir frugen in der Nachbarſchaft umher,
Umſonſt! es kannt' ihn niemand, niemand mehr.
Hinſtarben ſeine Freunde Jahr um Jahr,
Indes er lebend wie begraben war;
Zwei Menſchenalter ſchloſſen ihre Reih'n,
Und als er wiederkam, ſtand er allein.

Da brach aus seiner Brust ein stöhnend Ach!
Und aus den Augen ihm ein Thränenbach.
So stand er in sich schmerzgebrochen da,
Indes die bleiche Menge auf ihn sah.
Dann zuckt' er wie in Wut, wie krampfhaft rafft
Er sich empor: „Was steht ihr da und gafft?
Fluch eurer Freiheit, die mein Bett mir nahm,
Die in die Wüste mich zu stoßen kam!
Mein Kerker war mein einziges Asyl;
Wo ich daheim, bin ich wie im Exil.
Dort war doch eine Spinne mein Gefährte,
Jetzt steh' ich einsam, einsam auf der Erde.
Hoch leb' der König, der ein Dach mir gab!
Mir bleibt nun keine Heimat als das Grab."

Wir wagten nicht der Läst'rung ihn zu zeih'n;
Stumm wich die Meng' entsetzt, er blieb allein.
Mitleidig nahm ihn Jemand in sein Haus,
Dort haucht' er bald die müde Seele aus."

Wir saßen wie erstarrt, als er zu Ende,
Und scheu und schweigend ging ein Jeder fort;
Er aber drückt' sein Haupt in beide Hände
Und murmelte für sich das düst're Wort:
„Wie er steh' ich auf dieser Welt allein;
Ich möchte wieder heim im Bagno sein." —

Leipzig. Herman Semmig.

Die Nachtfalter.

I.

Diese kleinen, zarten Flügel,
Wie mein Licht sie kühn umschwirren!
Kamen sie von jenem Hügel,
Hier sich tötlich zu verirren?
Diese schimmernden Insekten,
Lauer Sommernacht Vasallen,
Wie sie ihre Flügel reckten,
Hier dem Tode zu verfallen!

Kamen sie von jenen dunklen
Bergen hier zu mir herüber?
Wüßten sie, daß dieses Funkeln,
Nur ein Schatten ist, ein trüber,
Der — wie meiner Seele Sehnen
Nach endlos-durchdarbten Tagen —
Vom Balkon gestillte Thränen
Fallen läßt auf stumme Klagen ...

Müde Falter! Kommt Ihr immer,
Immer wieder in den Stunden,
Wo des Tages düstrer Flimmer
Längst vom Schmerz schon überwunden?!
Um in meiner Lampe Flittern
Mit geängstetem Geflatter
Tod zu finden, Tod, den bittern,
Den die Seele, immer matter,

Selbst in Nächten eines Lebens,
Das sich schweigend niederbeugte,
Nun vergebens, nun vergebens,
Weil es einst zu stark sich däuchte,

Sucht und ſehnt! — Ihr Falter, würde
An dem Licht, das mein Erkennen
Ewig ſieht, auch meine Bürde
Nächtlich ſich zu Staub verbrennen! —

Vom Balkone ſchweift der Schimmer
Meiner ruhloſen Gedanken
Immer, immer, immer, immer
Hin durch meines Daſeins Schranken!
An die Stirn ſchmiegt ſich die Rebe,
Wiegend ſich in nächt'gem Hauche —
Ob ich ſterbe, ob ich lebe:
Was ich mehr als Ruhe brauche?!

Wieder aus dem Wunſche weckt mich
Meiner Falter ruhbegehrender
Flügel — ach, nicht länger ſchreckt mich
Mehr ihr Kreiſen: ruhverzehrender
Kummer kam, und hält gepackt mich,
Und indem ſie ſcheu mich wieder
Und mein Licht umflattern, hackt mich
Sehnſucht dieſer Nacht darnieder!

II.

Kamt Ihr mit den leiſen Flügeln,
Die nun totermattet liegen,
Wirklich her von jenen Hügeln,
Die dort an die Nacht ſich ſchmiegen?
Kamt ihr, um die wegbeſtaubten
— Wollte Euch der Tag nicht tagen? —
An meines Balkons belaubten
Hängen tötlich zu zerſchlagen?!

Lockte Euch die Nacht und lockte
Euch des Lichtes flackernd Fachen?
Wollt ihr helfen, die verſtockte,
Die nicht ſchlafen läßt, zu durchwachen?
Ach, ich bin ein ſchlechter Lacher,
Und in ſeltenen Lebens-Stunden
Wird dem blöden Schmerz-Entfacher
Keiner Freude Kranz gewunden!

Kommt ihr dennoch? — Seid gegrüßet!
Gab es eine Nacht, wie dieſe?
Dank, daß Ihr ſie mir verſüßet,
Schlummert ſelbſt der Schmerz, der Rieſe.
Kommt, Ihr Kinder dieſes Schweigens,
Einer Nacht, von uns durchwacht,
Tanzt den Tanz des Toten-Reigens
Um das Licht, von mir entfacht ...

Was bedeutet Leben? — Wir, die
Ewig-Wachen werden ſeines
Sterbens Erben ſein. Gebt mir die
Strahlen ſeines ewigen Scheines!
Ich verlange ſie! — Ich wachte,
Wenn die Andern ringsum ſchliefen!
Ich verlange ſie! — Ich dachte
Mich hinein in Abgrund-Tiefen!

Lebt — und kreiſt! — doch ich will tauchen
In die Gründe meiner Nächte,
Will hinaus mit ſtillem Hauchen
Strecken meine offene Rechte!
Wie Ihr kamt, Ihr Nachtbeflügelten,
Will ich dieſer Nacht, der reichen,
Und der großen, florumhügelten
Ferne meine Seele reichen!

III.

O wie reich die Nacht! Und Keiner
Iſt, der mit mir ſie durchwachte!
Iſt nicht Einer, iſt nicht Einer,
Der mit mir ſie gern durchlachte?
Hier ein Glas, und hier das Funkeln
Edlen Weins, und hier die Seele,
Die in dieſer Nacht, der dunklen,
Gern dem Freunde ſich vermähle!

Freunde, ach! — wer iſt geblieben? —
Fremder, komm'! voll Sehnſucht rufe
Ich dich her: ich will dich lieben
Auf des Lebens letzter Stufe.
Komm'! der ich dich kennen lernte
Heute, morgen dich zu lieben —
Komme! daß dich nicht entfernte
Dieſer Tag, der uns *geblieben*!

Komm'! Ich will mit dieſem Tranke
Deine müde Lippe kühlen!
Will in deinem kurzen Danke
Das Verlorene wieder fühlen!
Sieh, wie um mein Licht die Flügel
Dieſer Nachtgeborenen irren!
Laß' von deinem dunklen Hügel
Deine Seele zu mir ſchwirren!

Diese Nacht noch! — ach! schon morgen
Haben wir vielleicht für immer
In den Sorgen uns verborgen
Dieses Lebens! Wächst der Schimmer? —
Kommt er? Nein! — gewiß umfangen
Von Vergessens-Fluten hält ihn
Schlaf zurück ... Nein, wozu langen
Aus dem Strom herauf der Welt ihn?!

Einsam wieder! — In die Nachtluft
Diese lebendämmernden Stunden
Steigt des Morgens feuchter Schlachtduft
Wie aus tausend frischen Wunden!
Lösche ich das Licht? — Ach, immer
Würdet, Flügel Ihr der Wacht,
Mit mir kreisen um den Schimmer,
Wie wir kreisten diese Nacht!

Rorschach am Bodensee. John Henry Mackay.

Ein Engel.

Der Julitag leuchtet ins Hochthal herein,
Das Dorf liegt lautlos im Morgenschein,
Die Bauern und alle die Ehhalten mit,
Sie zogen ums Frührot schon hinaus
In den hohen gelben Roggen zum Schnitt,
Und alles, was laufen kann, Dirnlein und Jungen,
Samt dem Spitz und dem Sultan, ist mitgesprungen;
Bäurin und Ahne nur hüten das Haus,
Wiegen den jüngsten Nachwuchs in Ruh
Und rüsten das fette Schnittermahl zu.
Behäbig schreiten und picken die Hühner
In der schweigenden, sonnedurchsprühten Gasse,
Und Spatzen und Kätzlein streifen heut kühner,
Heut steht kein Störenfried auf der Passe.
Nur da und dort humpelt ein Mütterlein
Mit dem Rosenkranz in der welken Hand
Gass' auf und spricht im Tannhof ein,
Zu oberst im Dorf an der Bühelwand;
Und wie's dann wieder herniedergeht,
Regt's immer die Lippen noch wie zum Gebet.

Nun tritt die Weber-Nann aus dem Haus,
Die dem Jungfernbund in der Pfarre vorsteht,
Und wirft den Hennen Futter aus,
Derweil die dicke Keilin vom Gries
Des Wegs heran keucht. — „Nit zu hurtig, Lies!"
„Sieh, die Nann! Gehst mit? Ich muß Weihbrunn geben
Zum Tanner hinauf." — „Ei freilich, mit, gleich.
Das Franzele gelt! Ihr habt doch ein Glück,
Die Tannerin, mein' ich, und Du daneben:
Die Taufgnad' bricht jeden Teufelstück',
Das Kind ist vom Mund auf ins Himmelreich,
Und hilft euch dereinst ins ewige Leben;
Denn keins läßt die Mutter und Gothe zurück,
Das weiß man. Du bist doch die Gothe?" — „Ja, Nann.

Schau, oft hab' ich dacht, bei mir will's nit dran,
Von mir nimmt der Herrgott nie keins an!
Du verſtehſt mich Nann, wieſo ich das meine:
Selber, weißt wohl, haben wir keine,
Doch Taufkinder hab' ich ein' ganzen Schwarm,
Und manch eins davon, daß Gott erbarm',
Das war als klein ſo ſchwach bei Leben,
Ja, glaub mir, völlig zum Geiſtaufgeben —
Und doch iſt's nie zum Ernſt gekommen.
Er hat, wie geſagt, kein einziges genommen.
Sind alle geſund heran und rennen
Mir zu, weißt wohl, und kommen wie Geier
Zu Oſtern um Fochaz und Sechſerln und Eier
Und am Seelentag um die Haſen und Hennen,
Nun endlich hab' ich doch 's Franzele dort,
Und ich hoff', es red't mir ein gutes Wort ...
Doch komm, jetzt gehn wir langſam hinauf,
Mußt Zeit laſſen, weil ich ein biſſel hart ſchnauf'."

Im Tannhof, trittſt Du heut in den Tennen
Und ſchreiteſt bis zur zweiten Thür,
Die rechter Hand offen ſteht, hinfür,
So ſiehſt drin wächſerne Kerzen brennen,
Und mit dem Wachsduft weht's herb und ſchwer
Von Rosmarin und Buchs an dich her,
Und umhangen mit dem duftenden Grün,
Steht zwiſchen den Flämmchen, die reihweis glühn,
Ein Rechbrett in der getäfelten Stub';
Drauf liegt ein hübſcher dreijähriger Bub
In weißem Gewändlein, mit weißem Kranz
Im flachsblonden Haar. Das iſt der Franz,
Der Tannerleut' Einziges. Lange Zeit
Hatten ſie es erſehnt mit Bangen,
Da endlich neigt ſich das Glück dem Verlangen:
Das Knäblein kommt und wächſt und gedeiht,
Iſt koſig und plaudert und ſpielt und boſſelt,
Bis geſtern der Kroup es grauſam erdroſſelt.
Die Händchen, die ein Päterlein halten,
Ruhen über der Bruſt gefalten,
Und das Linnen, ſo das Bahrbett deckt,
Iſt ringsumher mit Roſen beſteckt,
Mit Zitterbüſchlein, aus Golddraht geſponnen,
Und ſeidnen Schleifen und anderem Gleiß,
Den der Tanner beim Scheibenſchießen gewonnen.
Am Fußend' hängt das Weihwaſſertöpfchen,
D'rin lehnt als Wedel ein Buchsbaumreis,
Und genüber hinter dem blonden Köpfchen

Steht bleich und verhärmt ein ſchlankes Weib,
Das ſtiert auf den kleinen toten Leib,
Und wehrt wie im Traum den gierigen Fliegen
Die ſummend ſich um das Kindlein wiegen ...

Ein „Grüß' Dich" ſchreckt ſie aus ihrem Sinnieren,
Und die Nann und die G'vatterin ſtehen vor ihr.
„Ja Gertraud, 's iſt hart ein Eignes verlieren,"
Beginnt die Lies, „ich glaub' es Dir,
Ich denk' es von Vaters Tod her, wie's thut!
Doch weißt wohl, alles iſt Gottes Willen,
Er waltet ob uns im Geheimen und Stillen,
Ob er giebt oder nimmt — beides iſt gut;
So läßt's ein Chriſt halt in Demut geſchehn
Und freut ſich auf das Wiederſehn."
Die Tannerin ſeufzt ſchwer auf und neigt
Den Kopf zu leiſem Nicken und ſchweigt.
Die Nanni hinwiederum und die Gothe
Beſehen ſich jetzo näher das Tote.
„Wie ſchön 's da liegt, einem Jeſulein gleich,
Nur iſt es gar ſo kreidebleich,
Ihr habt ihm vergeſſen die Wänglein zu färben."
„Ach, freilich bleich!" hebt die Gertrud nun an,
Haſt Recht, Lies! Aber was liegt auch dran,
Weil die Farb' es doch nicht mehr wecken kann!
Wie Milch und Blut war's — auf einmal iſt's krank,
Und hilft nichts, und muß mir ſo elend verderben ...
Nein — daß mir der Herrgott das gethan!"
„Was er thut, Gertraud, iſt wohlgethan!
Nimm Troſt an, Weib, und ſage Gott Dank!
Wir haben nun Fürbitt' im Leben und Sterben,
Wir haben ein Englein im Paradeis!"
„Ich weiß es, Gevatterin, o, ich weiß!
Doch wer dort oben, wird's herzen und warten?"
„Aber Gertraud! die Engel im himmliſchen Garten!"
„Es wollt' aber nie kein And'res als mich,
Und die Engel, weißt wohl, ſind nicht ich!
Wie wird mein Armes fremden und ſchrecken,
Ich ſeh's mit den Händen 's Geſichtlein verſtecken,
Wie verloren ſteht's am Himmelsthor
Und traut ſich kein' Schritt in die Seligkeit vor
Und ſucht mich zitternd und ſieht ſich allein —
Jeſus, ich mein', ich hör's Mama ſchrein!"
Und ſie wirft empor die bebenden Hände,
Sie langt gen Himmel, ob ers nicht wende,
Ihre Arme ſtraffen ſich und die Finger,
Daß ihr's in allen Gelenken knackt —
Nichts rührt ſich ... „Jetzt hat's Dich zu feſt gepackt,

Komm, Gertraud, vielleicht wird Dir draußen geringer,"
Meint endlich die Lies. Doch die Gertraud bleibt ſtumm
Und achtet's nicht, und ſieht ſich nicht um,
Und ſtarrt gen Himmel, ob ers nicht wende —
Nichts rührt ſich ... Nun krampfen ſich ihre Hände,
Stöhnend ballt ſie Fauſt an Fauſt
Und ſchüttelt ſie aufwärts. Den andern zwei grauſt.
Sie erblaſſen und ſchauen wie angebannt ...

Da ſchnarrt das Uhrwerk an der Wand,
Und das hölzerne Vöglein, das drauf hockt,
Erhebt und ſenkt das Schwunggefieder
Und kuckut im Takt die Stunde hernieder.
Der Gertraud iſt es wie ein Erwachen —
„Hörſt, Franzele, hörſt, wie der Kuckuck lockt?"
Spricht ſie zum Leichlein und henkt die Arme;
„Blick auf — o, daß es Gott erbarme!
Haſt immer ſo herzlich müſſen lachen,
Wie's Vogele zappeln und ſingen kann,
Und haſt ihm die Händlein entgegen geſtreckt
Und haſt Dich darnach auf den Zehen gereckt,
Und heute ſchauſt Du's nit einmal an!
O Elend! O Gott, verzeih' mir die Sünd',
O hätt' ich's bei Leben mein armes Kind!"
Und ſchluchzend ſinkt ſie aufs Knäblein nieder,
Umfängt die zarten, kalten Glieder,
Und weint und küßt es und weinet wieder ...

Jetzt greift die Lies nach dem Buchsbaumreis
Und ſprengt des Weihbrunns und betet leis,
Und auch die Nann nimmt das Zweiglein zur Hand
Und thut, was frommer Brauch im Land.
Dann grüßen ſie: „G'lobt ſei Jeſus Chriſt,"
Die Gertraud ſchluchzt: „In Ewigkeit, Amen,"
Und leiſe gehn ſie, wie vorhin ſie kamen ...
„Nun weiß ich doch nimmer, wie mir iſt!"
Beginnt die Nann nach einigen Schritten;
„Anſtatt zu beten, zu danken und bitten,
Schier gar mit dem Kopf an die Wand zu rennen
Und alſo gottlos zu trutzen und flennen —
Das hätt' ich der Gedl nicht zugetraut.
Und ich ſage Dirs offen, mich hat's nicht erbaut!
Wer weiß denn, was aus den Kindern wird?
Ja, holt eins bei Zeiten der gute Hirt,
So ſollte man danken. Im Himmel oben,
Da, weiß man, iſt es aufgehoben."
„Wohl wahr, Nann, ſie weiß das Glück nicht zu achten
Und hat ein wunderlichs Thun und Trachten,

Das arme Weib, ſie kann ſich nicht faſſen;
Doch was willſt machen? Mußt ſie nur laſſen,
Bis ihr der Herr die Gnade ſchenkt,
Auf daß ſie wieder chriſtlich denkt ...
Doch loſ', iſt das ſchon das Zehneg'läut'?
Ei, richtig! Und hab' heut fremde Leut'!
Jetzt muß ich mich ſchleunen und kochen gehn!"
„Ich auch, Lies! B'hüt Gott, aufs Wiederſehn!"
„Ja, morgen. Um ſieben wird's begraben,
Dann iſt's verräumt und hat ſein'n Frieden;
Drauf werden wir Amt und Meſſe haben,
Und nachher iſt Trunk beim Unterwirt nieden."

Innsbruck.

Hans von Vintler.

Geſpenſter.

Die Fächer klappen, Buſen wogen,
Zu Ende ging ein Ibſen-Drama.
In ein Paar ſtille Schattenaugen
Sah ich zu tief, — ich armes Lama!
Nora, was haſt Du gethan? —

Nur träum' ich mehr von Dſchungel-Tigern,
Von einer Sphinx, graziös, bizarr,
Mit langen Atlas-Augenlidern.
Der Doktor ſagt, ich wär' ein Narr!
Nora, was haſt Du gethan? —

München.

Alexander von Muſchlitz.

Im Garten.

Ich ſtand im Garten ganz allein
Und dacht' vergangner Zeiten:
Da ſah ich zu dem Rosmarein
Mein einſtig Lieb hinſchreiten.

Den Blick umflort, die Wangen blaß,
Thät ſie vorüberwanken,
Die Äuglein ſüß, von Thränen naß,
Sie ſtarrten in Gedanken.

Und Reis um Reis brach ſie ſich ab,
Gebeugt vom tiefen Schmerze —
Mir, der ich ſie verloren hab',
Ging's wie ein Stich durchs Herze.

Ein Bild durchzog die Seele mein:
Sie lag im Sarg, geſchmücket
Mit jenem Kranz von Rosmarein,
Den ſie ſich ſelbſt gepflücket.

Karlsruhe. Robert Weiß.

Mondaufgang.

Ach! wohl ahn' ich dein Weh,
Bleicher Herold der Nacht,
Wenn ſo du ſchielſt
Mit verhärmter Miene
Überm finſtern Wipfeldom des Walds,
Hinab in kühlſchnurrender Wogen
Spiegelndes Geheimnis —
Im thränenſchweren Geiſterblick
Bebt die geheime Klage:
Daß dir verſagt das Höchſte:
Zu nähren im liebenden Buſen
Der Geſtalten Fülle,
Des Lebens Qual!
Ewig haderſt du mit der flammenden Mutter,
Daß ſie aus Mitleid nur
Dir zuwirft
Des Lichts kühles Gewand,
Daß keine Menſchenthräne dich,
Kein Lächeln erwärmt,
Kein Frühling dich ſchmückt,
Nach deinem unfruchtbaren Schoß
Sich ſehnt niemals
Beſeelter Staub.
Müde des Kampfes — —!
Aber tröſte dich, Einſamer —
Ahnteſt du des Lebens ſüßen Jammer,
Wachgeküßt auf der Erde Fäulnis,
Vom Herrſchermund der Sonne —
Nicht traurig wallteſt du
Durch der Ewigkeit Grabgewölb
Die umdunkelte Bahn —
Heil dir! Daß auf deinem Rund
Kein Gekreuzigter
Mit Erlöſungswahn
Thorheit geäfft,
Daß kein Römer auf die
Öde Enttäuſchung ſog
Aus Heißbegehrtem,
Kein Cäſarendünkel,
Von Sklaven vergöttert,
Bluttriefenden Lorbeer
Auf deinen Feldern ſich pflückt!
Heil, daß keinem Weiſen, der Undankbares dachte,
Du den Schierling groß zogſt,
Daß kein Schrei des Hungers
Deiner Thäler Frieden verflucht,
Und all der prunkende Narrentanz
Von Heuchelei und Ehrfurcht
Auf deinem Rücken nimmer
Höhnender Verweſung entgegentanzt —
Und weil nicht Palaſt, nicht Tempel dich ſchändet,
Kein Schlachtfeld, kein zerriſſner Schwur —
Sieh! darum, deines Zauberanblicks
Keuſche Hoheit
Verleiht, Untröſtlicher,
Troſt dem Sterblichen.
Magſt du mit traulichem Lächeln der Schlucht
Schrecken verſöhnen,
Über des Gebirgs Rieſengeſchlecht
Oder des Meeres Zorn
Breiten den bleichen Trauermantel,
Magſt du auf des Glücklichen Stirn,
Oder des Sterbenden fieberfeuchtes Haar
Strahlen-Küſſe drücken —
Stets wehſt du hinab in der Erde Gruft,
Vom Süßen das Süßeſte,
Goldne Oaſe der Nacht:
Vorahnung holden Nichtſeins ...

Darmſtadt. Wilhelm Walloth.

Pariser Kunst-Ketzerbrief.

Von L. Breslau.
(Paris.)

II.

Es ist heutzutage sehr schwer, in Kunstsachen irgend welche Meinung zu verteidigen. Von hundert Künstlern affirmiert jeder eine andere Idee, und glaubt nur an seine eigene Ästhetik. Früher gab es Meister, die ihren Schülern die Tradition überlieferten, welche diese alsdann erweiterten und bereicherten; auf deren Fundament sie weiter bauten. — Heute giebt es wohl der Schulen genug, aber dort wird nur mechanisch ein allgemeines Handwerk gelehrt, und besonders darauf gedrungen, daß der jugendliche Enthusiast auf keinerlei Abwege gelange, was heißen soll, nicht einen Zoll mehr nach links oder rechts zu gehen, als die Kameraden und der Professor. Einmal von da in die Welt hinausgeworfen, sieht nun aber der kämpfende und beobachtende Künstler sogleich, daß das Handwerk, was er mühsam erlernt, ihm ungefähr so viel nützt, wie eine Rüstung, die für einen Andern gemacht, und nur sozusagen in einem privaten Fechtsaal eine Bedeutung haben kann, aber sich als ungenügend und oft hinderlich im Kampf ums Dasein in der lebenden siedenden Welt ergiebt. Eine gewisse materielle Erfahrung der Technik allein bleibt ihm errungen, und dazu muß er sich nun ohne Meister ein Feld erobern und ein Gesetz ergründen.

Ohne Meister sage ich, denn keiner führt heutzutage den jungen Gesellen von Stufe zu Stufe bis zur eigenen Meisterschaft: die Professoren der akademischen Schulen nicht, denn sie sind selbst keine Mal-Meister, sondern Kompilatoren aller Systeme; kein originneller Künstler, denn diese haben zu viel mit sich zu thun und würden fürchten, indem sie ihre „Geheimnisse“ dem Jünger überließen, zu gut nachgeahmt und deshalb in Ruf und Verkauf (brêveté!) geschädigt zu werden. So wohnen wir denn dem merkwürdigen Phänomen bei, zu gleicher Zeit mit derselben Heftigkeit von hundert Malern hundert ästhetische Systeme beschwören zu sehen, und kommt es mir vor, beim Durchgehen einer Ausstellung, als passierte man eine unabsehbare Reihe von Meßbuden, vor deren jeder ein Ausschreier unsere Neigung zu gewinnen sucht, indem er uns mit tausend Gründen beweist, daß hier und nicht nebenan die wirkliche schöne Fatma zu sehen sei, ꝛc. . . .

Item. Wie dem auch sei, es wäre Unrecht zu leugnen, daß es trotz

Allem nicht an aufrichtigen, heißen, — ja **naiven** Künstlern fehlt; und es diesen bei den Schwierigkeiten, die das moderne Leben für den Maler darbietet, umso höher anzurechnen ist, wenn sie unentwegt den von ihnen als richtig geglaubten steilen Pfad weitersteigen. —

Der Salon ist beendet, wir sind blasiert über dessen Erfolge, wir lieben Nichts mehr ganz, und können darum suchen gerecht zu sein. — Da von den 2500 ausgestellten Bildern wohl 2000 mit Verdienst und Sauberkeit gearbeitet sind, so können wir diese ruhig ihrem friedevollen Schicksal überlassen, und freuen uns einzig über die dennoch in jedem Saal wohl einmal blühende Blume der Personalität, — welche trotz ihrer oft nur zu sehr in die Augen springenden Fehler uns mehr interessiert, als die Monotonie der braven Schüler und impeccabeln Meister. Dennoch ist nicht zu bestreiten, daß wenigstens Meister Carolus Duran immer noch die Krone der blühenden Farbentöne trage; und daß vor seinen Bildern das elende Gefühl uns nicht beschleicht: — wie schwer mag das wohl gewesen sein! — Sein junges Mädchen-Porträt, des Malers Tochter, ist wirklich mit leichtem Pinsel und freudigen Tönen auf die Leinwand geschrieben, und außer ihm gelingt es nur seinem amerikanischen Schüler Sargent, dessen Ruhm nicht mehr zu machen ist, so frisch, so bewußt die moderne Frau zu fixieren. In Wahrheit aber muß der Meister noch kommen, der dieses ebenso vielbesprochene als eigentlich noch ganz neue Gebiet beherrsche. Carolus Duran hat wohl, was man die Mache nennt, aber die Kuriosität, die Rarheit, die Raffiniertheit — das Unfaßbare der modernen Weiblichkeit hat ihn nie ergriffen. Nichts von jenem nervenerregenden Reiz, von jenem beunruhigenden Etwas, das sowohl im Ausdruck als in den Gesten der eleganten Frauen liegt, deren Exzentrizität täglich neue Nüancen der Schönheit entfaltet, hat jemals den sichern Malmeister zu einem bestreitbaren aber heißen Kunstwerk verführt. Sargent, dessen Jugend und anglomanische Rasse ihn viel empfänglicher macht, ist der einzige, der Wissen genug besitzt, um sich in solches Wagnis schwingen zu können. Er, Amerikaner, Hellen, Blanche und der junge Renan (Sohn des Philosophen) Franzosen, haben es sich zur Aufgabe gestellt, die Pariserin, sei es nun wirkliche oder exotische Pariserin, in ihrer Feinheit, Perversität, oder, wie der neue Term heißt: Deliqueszenz (déliquescence) zu studieren. Alle diese jungen Leute, deren Talent uns eine wahre Erquickung inmitten der Menge ausstellender Arbeiter darbietet, entheben übrigens einen großen Teil ihres Wissens dem ebenso bewunderungswürdigen als bestrittenen Anglo-Amerikaner Whistler, einem erst im Alter zur Anerkennung gelangten Meister.

Von ihm lernten sie, was wir einzig mit dem Wort Stil ausdrücken können. Von ihm die ausgesuchte Zeichnung, die dem Beschauer erlaubt, aus größter Entfernung vom Schädel zur Fußspitze, durch Gewandung und Pelz, die Bewegung des geschmeidigen Körpers zu verfolgen. Von ihm auch die feine Harmonie der Farben, die bewußt zu einem Ganzen gestimmt sind, und von der Natur nur soviel entnehmen, als nötig zu dem vom Künstler gewollten Effekt. Jeder in den Grenzen seines Temperaments, suchen diese jungen Leute eine neue, eine lebende, pochende, schillernde moderne Schönheit. Ihre meistens in die Höhe und sehr schmal arrangierten Bildnisse sind eben so dekorativ als intellektuell interessant, doch so sehr ich mit ihrem Originalitätsbestreben sympathisire, kann ich nicht umhin, denjenigen zu nennen, welcher außer Whistler der schöpferische Urheber der ganzen Bewegung ist, ja ihr gefürchteter Regent: Degas.

Umsonst werden Fremde in Paris sich nach ihm erkundigen; nie stellt Degas aus, und behalte ich mir deshalb vor, weiter oben von ihm zu erzählen, denn wenn er mir je verzeiht, von ihm gesprochen zu haben, so würde er dies sicher nicht, hätte ich ihn in einem Atem mit den Salon-Künstlern genannt! — Um also auf die erstgenannten zurückzukommen, so zeigt Blanche dies Jahr nicht ohne Verve einen Gommeux mit seinem schwarzen Pudel, gerade, propre, chic, vom Cylinder bis zu den Lackstiefeln, den Zwicker im Auge, die gelbe Rose im Knopfloch, den Stock in der behandschuhten Hand. — Eigentlich aber sind seine Spezialität anglisierende, lange, weiß bekleidete Damen, die ästhetisch Thee trinken oder sich langweilen; die Jury hat ihm dieselben heuer refüsiert.

Hellen scheint im selben Fall zu sein, denn seine sehr reizenden Pastels, die er bei Petit ausgestellt hatte, fehlen im Salon. Er ist der wirkliche Liebhaber der petite Parisienne, und mit Schmetterlingsstaub sind seine niedlichen frimousses hingezaubert. Alle diese jungen Leute kleiden sich sehr elegant auf englisch. Sie gelten für excentrisch und sind von der ehrsamen Malergilde verhaßt. — — Passons! — Als Männer-Porträt ist sehr hervorragend das von Raffaëlli, dem berühmten Gauner-Maler, welcher diesmal aber vielmehr den vornehmsten der Schriftsteller, de Goncourt, darstellt. Obgleich die Hände sehr ungenügend gemalt sind, so ist der Aspekt des ganzen Bildes ebenso prächtig als intensiv; sowohl in Auffassung des einsam und still inmitten seines reichen und auserlesenen Gemaches stehenden Mannes, als in Macht der Farbe. Auf dem ungeschwächt rotbraunen Hintergrund modelliert sich in leuchtender Helle der energische Kopf mit dem weißen Schnurrbart und den fixen Augen. Der eine Arm ist auf eine schwarze Porphyrvase gestützt, und die dunkel-

braune Samtkleidung hebt sich im übrigen gegen ein hell möbliertes, mit sanft getöntem Teppich belegtes Zimmer ab. — In diesem Bild liegt sicher das meiste Talent, was Raffaëlli je gezeigt hat, es ist etwas von der Furia francese, etwas von der Kühnheit des Vortrages, das uns so sehr an den Besten dieser begabten Rasse erfreut.

Wie schon bemerkt, fehlen die ausgezeichneten und perfekt gemalten Bildnisse nicht, doch sind deren Panegyriken zum Überdruß von allen Salonniers gemacht worden, und will ich nur noch im Vorbeigehen das intelligente Porträt nennen, welches Paul Mattey von dem bekannten und berüchtigten Aquafortisten Rops ausstellt. In einer Dachbude steht der in Blouse und Schurzfell wie ein Arbeiter gekleidete Künstler, gerade unter der Lichtluke, und besieht mit hellem Auge und freudigem Sinn das soeben von der danebenstehenden Presse gezogene Blatt. Das Licht scheint hell durch das gelbliche Blatt und erheitert das ganze Bild. —

26 Säle hat bekanntlich der Salon — durch, durch, durch —.

Einige sehr hübsche Leinwände stellen Szenen, dem täglichen Leben entlehnt, vor, und entführen uns durch ihre Frische und unvorhergesehene Aktualität weit aus der öden Halle. Da ist besonders in dem beinahe in Form einer Frise komponierten Gemälde des Irländers Lavery das Lawn-Tennis-Spiel als Motiv für ein reizend gefärbtes und sehr bewußt vollendetes Kunstwerk benutzt. Mit außergewöhnlicher Zartheit liegt ein leichter Sonnenschein auf dem grünen Platz, auf welchem weißgekleidete Gestalten durch einige geistvolle Flecken vortrefflich modelliert und konstruiert, sich in den graziösesten Stellungen gruppieren. —

In einem anderen Genre erfreut uns das sehr gelungene norddeutsche Interieur des Müncheners Kuehl, der übrigens schon seit Jahren mit jeder Ausstellung sich neue Anerkennung holte. Seine Malerei zeugt von ungewöhnlicher Geschicklichkeit, und leidet dennoch nicht an Leere. Mit Innigkeit und großem Geschmack sind seine mittelgroßen Bildflächen ausgefüllt, und sowohl als Silhouette, wie als Koloration sehr angenehm. —

Von jüngeren französischen Suchern ist wohl eine der begabtesten Naturen Julie Feurgard, eine junge Frau von rarer Intelligenz. Sie bringt den Saal einer Crèche, d. h. Kleinkinderbewahranstalt, wo Wiege an Wiege in anmutiger weißer Harmonie sich reiht, nur durch das Blau der eisernen Bettstellen, der Wände und des Gewandes der Klosterfrau unterbrochen, die im Hintergrund neben einer Frau sitzt, die soeben einem Kleinsten die Brust reicht. — Das Interesse dieses Bildes ist mit feinem Gefühl ganz auf den malerischen Aspekt verlegt, und ist die Harmonie und Zartheit der Farben reizvoll genug, um selbst Ungebildeten einzu-

leuchten. — Dasselbe Lob verdient ein junger Mann, namens Lobre, der zwei kleineren Sachen den Namen das blaue Zimmer und das weiße Zimmer giebt. In dem einen ist einfach ein kleines Mädchen zu Bett, dem eine alte Kinderfrau Medizin reicht, im anderen ist dasselbe Kind stehend vor einem Tisch, von welchem es ein Plateau mit Thee wegnimmt. Beide Sujets scheinen von alltäglicher Simplizität und wären sogar unerträglich, ließe nicht der Künstler aus ihnen eine Melodie der Intimität und Lufteinhüllung klingen, mit der Vater Chardin gewiß einverstanden wäre. — Von weiteren Fremden haben die Schweden, wie jedes Jahr, sehr achtungswerte Stücke, doch hat ihr junger Meister Kroyer, nebst mehreren anderen der Besten, nichts gesandt, und scheint mir nur Johannsen mit einem ähnlichen Bilde, wie sein vorjähriges, einer Szene bei Abendbeleuchtung um einen runden Tisch, sehr interessant. Björk, glaube ich, heißt der Urheber einer Schmiede mit kräftigen Qualitäten. —

An die schrecklichen großen großen Bilder mich zu wagen, fehlt mir Courage, dennoch wäre es übler Wille, dem jungen Meister Roll nicht beim Scheiden ein ehrsames Kompliment zu dedizieren, denn seine zwei hellen und machtvollen Bilder: eines, einen kleinen Knaben auf dem Pony durch die Haide galoppierend, das andere, ein junges normännisches Milchmädchen darstellend, sind voll tiefer Überzeugung und unbestechlicher Naturtreue. Ob auch die Tendenz des trompe l'oeil auf empfindsame Beschauer eine unangenehme Wirkung ausübt, so hat man doch vor diesen Werken das Gefühl, daß dieselben mit gesunder Freude aus Herzensgrund entstanden. — Gervex scheint dagegen kalt, hölzern, und als ob er an den Pflichten, die ihm seine Berühmtheit auferlegt, recht schwer trüge. Dagnan, der letztes Jahr ein so erfolgreiches Bild, die Prozession in der Bretagne, ausgestellt, ist nur mit zwei kleinen Studien vertreten. —

Also Amen. — Wer weiß, ob ich nicht schon mehr Bilder genannt habe, als das nächste Jahrzehnt uns behalten wird, denn die Zeit verschlingt beinahe gerade ebenso viel Leinwand, als da jedes Jahr mit Öl getränkt wird, — was würde sonst aus der kunstkonsumierensollenden Menschheit! —

Zur Charakteristik Wagners und des Stuttgarter Musikprofessors Gölsthius.

Von Erich Stahl.

(München.)

Über das Verhältnis der Kritik zur Kunst und zum Publikum, sowie über die schamlose Philisterherrschaft in künstlerischen Angelegenheiten enthält folgender Brief Wagners an Liszt bemerkenswerte Äußerungen:

„Ich habe wieder viel Stoff zum Nachdenken gehabt, — leider zum Nachdenken: aber ich muß vollends ausdenken, ehe ich wieder naiver, ganz zuversichtlicher Künstler werde: ich werde es wieder sein und denke mit Freude daran, dann den reichsten Vorteil daraus zu ziehen. Du hebst in Deinem Briefe hervor, daß der zu bekämpfende Feind nicht nur in den Kehlen der Sänger stäke, sondern in der trägen Philisterhaftigkeit unseres Publikums und der Eselhaftigkeit unserer Kritik. Ich bin mit Dir hierüber so einig, daß ich dessen gar nicht erst gegen Dich erwähnte! Ich will nur verkehrte Anforderungen nicht gelten lassen, die man an das Publikum stellt: ich will nicht gelten lassen, daß man dem Publikum seine Kunstunverständigkeit vorwirft, und dagegen alles Heil der Kunst davon erwartet, daß man diesem Publikum von oben herein Kunstintelligenz einpropfe: seitdem es Kunstkenner giebt, ist die Kunst zum Teufel gegangen! Durch Einpauken von Kunstintelligenz können wir das Publikum nur vollends stupid machen. Ich fordere nichts vom Publikum als gesunde Sinne und ein menschliches Herz. Die Vornehmen, Feingebildeten und mutig Fühlenden glauben oben zu stehen, — und wie irren sie sich! In unserer heutigen Weltordnung herrscht ganz unbedingt der Philister, der gemeine, feige, schlaffe und dabei grausame Gewohnheitsmensch. Er ist die Stütze des Bestehenden, Niemand anders, — und gegen ihn kämpfen wir mit noch so adlichem Mute alle vergebens. Zeigen wir uns gegenseitig, was wir können, und fühlen wir uns hoch belohnt, wenn wir uns gegenseitig zu erfreuen vermögen. Wir können nur, da wir doch einmal da sind und nur in dieser Zeit leben können, auf uns selber bedacht sein, daß wir unsere Würde und Freiheit bewahren als Künstler wie als Menschen; laß uns in uns wenigstens zeigen, daß der Mensch etwas wert ist! —“

Das sind goldene Worte!

Die Klage über die „Eselhaftigkeit der Kritik“ und über die dadurch

mehr und mehr befestigte Herrschaft des „gemeinen, feigen, schlaffen und dabei grausamen Gewohnheitsmenschen“ ist leider heute noch so berechtigt, wie vor bald vierzig Jahren, als Wagner sie blutenden Herzens niederschrieb. Haben wir jüngst doch erst einen solchen kritischen Schwabenstreich anläßlich des zweiten großen Stuttgarter Musikfestes erlebt, wo der gelehrte Professor Götschius sich mit seinen kritischen Enormitäten als Wagnerverlästerer in der offiziellen Festschrift aufspielen durfte — unter der Ägide des Stuttgarter „Vereins zur Förderung der Kunst“! Nicht allein da, auch in den Festberichten angesehener Stuttgarter und Berliner Blätter verspürte man den Unkunstgeist des enormen Götschius, so z. B. in dem Stuttgarter Originalbericht der Berliner „Täglichen Rundschau“, wo es wörtlich heißt:

„Grellere Gegensätze können nicht leicht gefunden werden . . . Hier Händel, der urkräftige, jeden Effekt verschmähende (!) Meister der Polyphonie, ein Musiker so ganz au fond (o Götschius!), dort Wagner, der Dekorationsmaler (o aller Götschiusse götschigster Götschius!) — Wagner wurde gewissermaßen mit Befremden angehört (von Götschiusschen Ohren natürlich!) und seine instrumentale, harmonische Würze (o du Gewürzkenner und harmonisch-instrumentaler Küchenmeister der Stuttgarter Kunstsinnigkeit, mögen die Musen der Pfefferbüchse dein Talent noch lange konservieren!) machte den Mangel inneren Gehaltes erst recht bemerkbar.“

Und an welchem Meisterwerke Wagners fand der verehrte gehaltvolle Götschius den „Mangel inneren Gehaltes erst recht bemerkbar“?

Am — Parsifal-Vorspiel!

Und im „Schwäbischen Merkur“ echote der nämliche Götschiussche Geist:

„Es (das Parsifal-Vorspiel) machte . . . einen sonderlichen, recht entschiedenen unmusikalischen Eindruck, und zwar (jetzt öffnen sich die Schleußen Götschiusscher Weisheit und Klarheit!), weil es nicht mehr wie ein echter Stock selbständig aus dem Boden der wahren Tonkunst hervortreibt, sondern wie der Epheu sich an Selbständiges anlehnt, nur einer Schwesterkunst, dem Drama, zur schmucken Illustration dient.“

O du — Götschius!

Es gab eine Zeit, wo den Meister die „Judenwirtschaft“ in der Kunst und „ihr verfluchtes Geschreibe“ am meisten ärgerte und er dann mit jener bekannten, (1850) zuerst pseudonym gedruckten Artikelserie in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ sich den Groll vom Herzen schrieb. Als Broschüre kam „das Judentum in der Musik“ mit Wagners Namen erst 1869 heraus.

Das Judentum in der Musik! Ach, der vielbefehdete Meister erlebte den christlichen Schwabenprofessor Götschius nicht, sonst hätte er gewiß noch ein Seitenstück verfaßt: „Das Schwabentum in der Musik".

Aber daß Wagner, der Ahnungsvolle, auch seinen Götschius vorgeahnt hat, daran ist nach dem obigen Briefe des Meisters an Franz Liszt nicht zu zweifeln.

Berliner Theaterbriefe.*)

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

Ich will nun von einigen weiblichen Kräften des „Deutschen Theaters" sprechen — und wahrhaftig, ich werde mich bei diesem Kapitel sehr kurz aufhalten. Denn ich glaube nicht, daß es für die Leser dieses Blattes von Interesse sein kann, zu erfahren, daß und wie Fräulein Soundso lispelt und welch schlechten Gebrauch Frau Dingsda von den kümmerlichen Resten ihres Organs macht. Sie können Ihnen samt und sonders nicht gleichgültiger sein, diese weiblichen „Kräfte" — o locus a non lucendo! —, die Sie aus der Ferne keine persönliche Vorstellung von der Kläglichkeit ihrer Leistungen gewinnen können, diese leeren, nichtssagenden Namen, die Sie vielleicht in Ihrem Leben zum ersten Mal hören — sie können Ihnen nicht gleichgültiger sein, als sie es mir sind, der ich Unglücklicher gezwungen bin, mit gemartertem Ohr ihren Verspottungen der Meisterwerke unserer Klassiker allwöchentlich ein- bis zweimal zuzuhören.

Nur einige wenige werde ich daher aus dem vielköpfigen Haufen herausgreifen: solche, deren Art und Unnatur mir typisch erscheint für die ganze Verlodderung und Mißwirtschaft, die an unserer deutschen Bühne Platz gegriffen, wo leider Gottes noch immer, wie zu Zeiten Göthes „versucht ein Jeder, was er mag" und wo die Phrase von der Freiheit der Kunst noch immer gleichbedeutend ist mit der Zügellosigkeit derselben.

Ein charakteristischer Typus der deutschen Bühne ist zuerst Fräulein Bognár. Wie viele ihresgleichen sehen wir in unseren Tagen auf den Brettern! Einst eine Künstlerin von wohlbegründetem Ruf — wie wenigstens unsere Väter versichern, und wer besäße so wenig Pietät, einem Vater nicht zu glauben, wenn auch seit dessen Zeit inzwischen das Oben zum Unten geworden ist — hervorgegangen aus der Schule Laubes, eine Vertreterin der Wiener Spielweise, dieser echten, zur reinsten Natur zurückgeführten Kunst, lernte diese Schauspielerin frühzeitig die Süßigkeit, die unendliche, berauschende Melodie jenes einfachsten, ursprünglichsten und doch immer wieder am liebsten gehörten Musikinstruments kosten, der beiden zusammen-

*) Wegen Überfülle an Material verspätet zum Abdruck gebracht. Die Redaktion.

schlagenden Handflächen. Und verführt durch diesen trocknen, eintönigen Schall und Rhythmus, der wie das Schellengerassel der Indier alle Nerven aufrüttelt und in ein unaufhörliches, fast krankhaftes Zittern versetzt, brach sie das feste Haus ab, das sie sich gegründet, und mietete sich für lange, lange Jahre ein in dem auf vier Rädern über Berge und Flüsse rollenden eisernen Hause. Alle Vorteile heimste auch sie in Fülle ein, welche das Gastspielwesen seinen Jüngern verlockend in den Weg wirft: Lorbeeren, Huldigungen in den verschiedensten Mundarten der vaterländischen Sprache, einen Landregen von Banknoten und Gold, und einen sich rasch über alle Provinzen ausbreitenden Ruf. Aber die Jahre kommen und gehen, ohne daß man sie im Rausche der Erfolge bemerkt, und trotz der freigebigsten Verschwendung der Freibillete, trotz der lautesten Posaunenstöße gefälliger Freunde, trotz der riesigsten Lorbeerkränze, die man selbst eine Stunde vor der Vorstellung beim Kunstgärtner ausgewählt, trotz der blitzendsten Diamanten und der goldstarrenden brokatenen Gewänder geht doch eines Tages der Mond auf über einem schweigenden, murrenden, höhnenden Hause, tönt doch einmal ein tötliches Kichern aus einem Winkel der obersten Galerie, wenn Mortimer in himmelsstürmenden Ausdrücken von der Schönheit Marias schwärmt, die vor ihm steht, die tiefen, vom Blei der Schminke eingefressenen Runzeln, die vortretenden Backenknochen zollhoch mit Rot und Weiß bedeckt! Dann ist er da, der verhängnisvolle Tag, an dem die Losung lautet: Umkehr! an dem Verzicht geleistet werden muß auf die Leidenschaft erweckenden Rollen der Jugend, und die einfache Erfahrung sagt, daß kein Mensch einen Gast, eine Virtuosin in der Rolle einer weinenden Mutter werde sehen wollen. Dann versucht man zurückzukehren zu den Anfängen seiner glänzenden Laufbahn: Eine feste Anstellung — die vorher so stolz verschmähte — um jeden Preis, oder der künstlerische Ruf ist für immer dahin! ... Umsonst ... auch hier läßt sich Niemand mehr blenden durch die funkelnde Pracht der Gewänder, durch die in allen Schaukästen ausgehängten neuen Vervielfältigungen alter, längst von der Zeit Lügen gestrafter Jugendbilder ... Alle Eidotter der Welt mit allem Zucker Westindiens machen diese hohe, ausgeschrieene, spitz kreischende Stimme nicht mehr sanfter, nicht geschmeidiger ... Kein Zahnkünstler kann dieser sich dumpf in der Gaumenhöhle verlierenden Sprache Deutlichkeit und Kraft wiedergeben, kein rollendes R, welches sich zwischen die einzelnen Silben mischt, jenes verdächtige Zischen und Fauchen hinwegwischen, keine tanzmeisterliche Pose, keine erkünstelte Anmut, kein Donnern und Schmettern, kein unvermitteltes Hinüberspringen aus dem Flüstern ins Schreien, aus den höchsten Lagen in die tiefsten das ersetzen, was unter dem jahrelangen nerventötenden Klappern jener oben erwähnten Musik, unter dem Jauchzen geblendeter, verständnisloser Gründlinge im Parterre verloren gegangen ist ... die Einfachheit, die klare Beobachtung, die Wahrheit des Ausdrucks, die Natur! ...

Ein ganz anderes Bild gewährt uns Fräulein Teresina Geßner, die jugendliche Heldin des Theaters. Eine junge Südländerin, halb böhmischer, halb italienischer Abstammung, die bis in ihr heranwachsendes Alter keinen deutschen Laut über die Lippen gebracht, sondern immer nur in der Sprache Petrarcas geredet, faßt den Entschluß, sich der deutschen Bühne zuzuwenden. Mit der ganzen Energie ihres sprühenden Temperaments führt sie diesen Gedanken durch, sie läßt durch mehrere Jahre keinen Laut der gewöhnten Jugendsprache über die Lippen dringen, Tag und Nacht lebt sie nur in der Vorbereitung des neuen Berufs, in der ihr bis dahin fremden Sprache, und siehe — nach wenigen Jahren schon ist es ihr gelungen: sie

beherrscht diese ihr so gänzlich neue Form des Ausdrucks mit der spielenden Sicherheit eines Mädchens, die seit ihrer Geburt keine anderen Laute als diese vernommen, und unterstützt von der ihrer Rasse angeborenen Fähigkeit, die Gedanken und Empfindungen durch Ton und Bewegung zu scharfem und plastischem Ausdruck zu bringen, ist sie, ein blutjunges Geschöpf, nach kurzer Zeit der praktischen Bethätigung ihrer unermüdlichen Übungen imstande, an der ersten Bühne deutscher Zunge sich den Beifall der verwöhntesten aller Zuhörerschaften zu erringen.

Ein Windstoß des Zufalls führt dieses junge, kraftstrotzende Talent nach Norden, an die sandigen, staubigen, flachen Ufer der Spree, an denen die selbständigen, mit dem Mut der Eigenart ausgerüsteten künstlerischen Talente so selten sind, wie die sonnigen Tage und die blühenden Auen. Und Glück aller Glücke! dieses schwellende, zur Entfaltung und zum Licht strebende Samenkorn verfliegt sich auf einen Boden, der von Männern, die zehn Mal über ihr Verdienst vom Zufall begünstigt sind, mit der ausgesprochenen Absicht bereitet wird, eine gesunde Pflanzstätte gegenüber dem alten, absterbenden, versumpften, ausgesogenen Acker Melpomenens zu bereiten. Wie werden sie dieses frische, kostbare Pfand behüten, pflegen, ausbilden, nach allen Regeln der Kunst und des Verstandes Alles beseitigen, was seine Entwicklung hemmen könnte, Alles beschleunigen, was die natürliche, gesunde Entfaltung und Kräftigung desselben fördern muß! Wie werden sie bereit sein, jeden Auswuchs im Ansatz unerbittlich wegzuschneiden, und nicht von bloßer Gewinngier geleitet, streben, dasselbe nach einer Richtung hin zu treiben, die ihnen für den Augenblick vorübergehenden Vorteil, dem jungen Pflänzchen selbst aber für die Zukunft unberechenbaren, unverbesserlichen Schaden bringt!

Ja freilich, wer so denkt — wie etwa der selige Laube gedacht haben würde — der hat die Rechnung ohne Herrn L'Arronge gemacht, diesem Meister in der Kunst, Talente zu verkennen und sich entgehen zu lassen, zu verbilden oder für die Zwecke seines Geldbeutels auszunutzen und dann wegzuwerfen wie ausgepreßte Limonen!

Kaum hatte Frl. Geßner vor dem Berliner Publikum die ersten Beweise ihres starken und ursprünglichen Talents gegeben, so ahnte Herr L'Arronge mit jener feinen Schnüfflernase, die allen Spekulanten eigen ist, daß hier ein leidliches Geschäft zu machen. Die gänzliche Unerfahrenheit des blutjungen Dinges in kaufmännischen und juristischen Angelegenheiten klug ausnutzend, versicherte er sich zunächst der neuen Kraft auf eine lange Reihe von Jahren unter den für die letztere denkbar ungünstigsten Bedingungen, durch einen Kniff, der allerdings nicht gerade unter das Strafgesetzbuch fällt, der aber das Verhältnis des Bühnenleiters zu seinen Mitgliedern in dem seltsamsten Lichte erscheinen lassen muß.

Und dann, nachdem er diese Kraft seinem Unternehmen gesichert wußte durch einen Vertrag, der, nebst den Umständen, unter denen er abgeschlossen war, das Achselzucken der Juristen erweckte, aber sicher, daß der selbstbewußte Stolz des jungen Mädchens ihr nicht gestatten würde, die übereilte Handlung öffentlich zu bereuen und wieder zu verneinen — dann begann eine Ausnutzung, ein systematisches Ruinieren dieser eigenartigen Begabung, die schon nach wenigen Monaten zu ihrem notwendigen Ziele führte.

Das Fach, zu dem Frl. Geßner geboren und berufen schien wie wenige, war das der jugendlichen Heldinnen. Das klassische Gewand war es, in dessen Falten sie sich am natürlichsten bewegte, die Töne verschmähter, sehnender Liebe, die Stürme eines jugendlichen, vom ersten Pfeil der Liebe getroffenen, bangenden, leidenden, enttäuschten Herzens gelangen ihr meisterlich, und selten haben wir Emiliens Schmerz

und zagende Sinnlichkeit, Heros Seligkeit des ersten, bis dahin ungekannten Genusses in so einfachen und bewegenden Tönen vernommen als aus ihrem Munde. Da war nichts gezwungenes, gemachtes, erkünsteltes, da war alles schlichtes, gesundes, zartes Leben! Die tiefsten und gewaltigsten Ausbrüche der Leidenschaft waren ihr freilich versagt, in die Abgründe des menschlichen Herzens hatte dieses junge Mädchen noch keinen Blick gethan, während des Laufes ihres Lebens nicht, und die künstlerische Intuition endete bei ihr auch da, wo die eigene Erfahrung an der Grenze ihres Gebietes angekommen war. Das war kein Unglück, aber das mußte beachtet werden von einem Bühnenleiter, der sich auf seine Erfahrung nicht wenig einbildete und es Ernst meinte mit dem fremden, ihm anvertrauten Schatze. Junge weibliche Talente sind weiches Wachs in den Händen ihrer Erzieher. Man muß ihre Individualität erforschen, sie durch stetige Übung in ihrer natürlichen Richtung fortbilden, aber man darf sie nicht übermüden, und beileibe nicht auf Bahnen drängen, die ihnen widerstreben, für die sie nicht geschaffen sind, noch ebensowenig ihnen Aufgaben auflegen, die zu leicht sind für sie, Lasten, die ihr Talent zu Boden drücken oder die sie nicht fühlen, sonst geht es mit ihnen wie mit Gläsern, in welche man zu heißes Wasser füllt: sie springen.

Jene beiden Dinge aber geschahen mit Frl. Geßner. Ihr Name auf dem Zettel füllte das Theater, ihr Lob war in aller Munde — also mußte derselbe so oft als möglich dort erscheinen. Bei jeder Gelegenheit, passend oder nicht. Alles mußte sie spielen, was ihre Kräfte weitaus überstieg, was sie auf Bahnen führte, auf denen zu gehen ihr Fuß nicht gemacht war. Man ließ dieses junge, harmlose Mädchen die Lady Macbeth spielen, diese furchtbare Tochter der Nacht, die Schöpfung eines Michelangelo der Bühne, welche die Erfahrung, die Kraft einer gereiften, vieljährigen Künstlerschaft verlangt, tiefe Blicke in Seiten des Lebens, die einem neunzehnjährigen Mädchen selbst beim Theater unbekannt bleiben, und wäre sie das größte Genie, das die Welt noch gesehen. Man bürdete ihr Rollen auf, wie die Antigone, deren Anforderungen schon ihre physischen Kräfte weit überstiegen. Man ließ sie junge, rührselige Witwen in faden Blumenthalschen Alfanzereien spielen, mit denen sie so wenig anzufangen mußte, wie eine junge Löwin mit einem Kohlkopf, mit dem sie eine Zeitlang achtlos spielt, um ihn dann in die Ecke zu schieben und nach gesundem, kräftigem Fleisch zu verlangen. So mußte sie spielen ohne Muße, ohne Ruhe, ohne die nötige Zeit auf die Ausarbeitung einer Rolle verwenden zu können, Alles kunterbunt durch einander, Heldinnen, Liebhaberinnen, Verse, markige Prosa, witzelndes Salongeschwätz, ohne Auswahl, ohne Erziehung, ohne einen Menschen zur Seite, der sie auf ihre Fehler aufmerksam machte, ihre Übertreibungen, Schwächen, falsche Auffassungen, wie solchen kein junger Künstler entgeht, ohne die Möglichkeit, die eigne Art zu erkennen, festzuhalten, auszubilden, sich einen festen, selbständigen Stil anzueignen, einen eigenartigen folgerichtigen Standpunkt zu den einzelnen Dichtern und ihren Werken zu gewinnen. Ihr wurde die Möglichkeit versagt, das Erlernte auch einmal einem andern Publikum vorzuführen und die jedem jungen Talente notwendigen Lorbeeren auf verschiedenem Boden zu sammeln. Und so ward durch Monate dieses schöne und liebenswürdige Talent systematisch abgehetzt, ausgenutzt, verbildet, an Unarten gewöhnt, zur Flüchtigkeit, zum Mangel an Ernst, zur Verflachung gedrängt — kurz zur allergewöhnlichsten Unterschauspielerin gemacht, wie ihrer der Almanach hundert und wieder hundert aufzählt.

Und die Folgen dieſer unverantwortlichen Ausnutzung zeigten ſich nur zu bald. Seht ſie euch heute an, wie ſie auf die Bühne ſtürzt oder wankt; hört, wie ſie die Worte, die Sätze, nicht ſpricht, nein nur herunter keucht, ohne Aufenthalt, ohne Ton, ohne Einteilung der Rede, in verzerrtem, unwahrem Bilde der Leidenſchaft! wie ſie pathetiſch die Arme von ſich wirft in zweckloſen, nichtsſagenden Kreiſen! Wie ſie jeder neuen Rolle von Bedeutung — ich nenne nur Göthes Gretchen — ratlos gegenüberſteht, unfähig den rechten Ton zu finden, unklar über die Bedeutung der Worte, die ſie ſpricht — ſchreit, wo ſie flüſtern, ziſchelt, wo ſie aufſchreien ſoll, und zum Schluß, völlig von den Göttern verlaſſen, unwiſſend, was mit ihren Mienen beginnen, jenes verwünſchte, ſinnloſe, gefällige Lächeln auf ihr Antlitz lockt, die letzte Zuflucht des verlegenen Komödianten! . . .

Genug von Tereſina Geßner! Sie, einſt die Hoffnung der Berliner Kunſtfreunde, iſt heut die ſchmerzliche Trauer jedes aufrichtigen Kunſtfreundes. Doch warum ſich ſo lange mit einem Baume beſchäftigen, der im ſchönſten Wuchs aufſchießend, durch die Nachläſſigkeit und Saumſeligkeit des Gärtners ſich zur Seite neigt und in verkrüppelter, unſchöner Krümmung in der Richtung des Bodens weiter kriecht? Was iſt uns Fräulein Geßner? Ein Talent wie zehn, wie zwanzig andere! Das iſt es eben! Ihr Schickſal iſt nicht das ihrige allein, viele und noch ſtärkere und mehr verſprechende Talente gehen Jahr um Jahr denſelben Weg, der ſie der Kunſt rettungslos abwendig macht. Frl. Geßner wie Herr L'Arronge ſind nur Typen des heutigen Theaters in Deutſchland, die Typen des verbildeten Talents und des gewinnſüchtigen, kurzſichtigen, bourgeoiſen Theaterſpekulanten, der die Ausnutzung der Menſchen zum Syſtem erhoben, für den die Kunſt nichts iſt als das Mittel zu Fonds und Villen zu kommen, und der auf dieſes Ziel rückſichtslos hinarbeitet, ohne Bedenken, daß er die Laufbahn, die Zukunft der jungen, verheißungsvollen Kräfte brutal zerſtört, die ihm das Schickſal zur Pflege und Entwicklung anvertraute.

Schneeganſiade.

Kurz nach Erſcheinen unſeres Juliheftes, welches das Feſtſpiel zur Ludwigsfeier in München enthielt, hat Herr Ludwig Schneegans in Nr. 330 der „Münchener Neueſten Nachrichten“ folgende „Erklärung“ inſeriert:

„Das in Nr. 7 der Geſellſchaft abgedruckte Feſtſpiel zur Centenarfeier König Ludwigs I. iſt wider meinen ausdrücklichen Willen in dieſer Zeitſchrift veröffentlicht worden. Ich habe dasſelbe allerdings im Frühjahr 1886 auf briefliche Einladung des Herausgebers, der mir damals ebenſo wie ſein Blatt (außer einer einzigen Nummer) noch unbekannt war, verfaßt, während ich in Rorſchach wohnte. Bei

einem Beſuch in München jedoch, anfangs Mai 1887, beauftragte ich den Rechtsanwalt Herrn Dr. Dittrich, von Herrn Dr. Conrad die Rückgabe meines Manuſkriptes gegen Wiedererſtattung des Honorares zu verlangen. Da hierauf eine entſchiedene Weigerung erfolgte, ſtand mir leider kein Rechtsmittel zu Gebote, das Erſcheinen des Feſtſpiels in genannter Zeitſchrift zu verhindern."

So weit der Inſerent.

Wir haben ſofort in dem nämlichen Münchener Blatte eine Anzeige erlaſſen, des Inhalts, daß die Schneegansſche Erklärung eine ſachliche Berichtigung herausfordere, welche wir den Leſern im Septemberheft unſerer „Geſellſchaft" erteilen würden.

Das geſchehe hiermit. Zu dieſem Zwecke müſſen wir ein wenig weiter ausgreifen und zunächſt erzählen, wie wir überhaupt dazu gekommen ſind, Herrn Ludwig Schneegans, einen in der deutſchen Litteratur wenig bekannten Schriftſteller, mit der Abfaſſung eines Feſtſpieles zu betrauen, da wir doch Dichter von weit glänzenderem Namen hierzu willig und bereit gefunden hätten.

Als im Frühjahre 1886 von Münchens Bürger- und Künſtlerſchaft der Beſchluß gefaßt wurde, im Auguſt desſelben Jahres das Centenarium König Ludwigs I. feſtlich zu begehen, war der Schriftſteller Schneegans in München noch was man journaliſtiſch eine aktuelle Figur nennt: dem Publikum war er als einer der geheimen Separatdichter König Ludwigs II. um ſo auffälliger bekannt geworden, als er um jene Zeit eine gerichtliche Klage gegen die königliche Zivilliſte wegen unbezahlter Honorarforderungen geſtellt hatte. Es ſchien uns nun pikant, dieſen geheimen Separatdichter König Ludwigs II. und Honorarkläger gegen die Zivilliſte, dieſen elſäſſiſchen Schriftſteller, der als ehemaliger Gymnaſiallehrer in Frankreich dem deutſchen Volke ſo wenig nahe gekommen war, wie als ſpäterer, in München lebender deutſcher Dichter, gerade jetzt als den Verfaſſer eines Feſtſpieles zu Ehren König Ludwigs I. gelegentlich der Centenarfeier einem größeren Leſerkreiſe vorzuführen.

Nachdem Herr Schneegans infolge eines Familienereigniſſes — Eheſcheidung — zeitweilig München verlaſſen hatte und nach Rorſchach übergeſiedelt war, ſchrieben wir ihm dahin und trugen ihm unſern Wunſch vor. Herr Schneegans ſagte zu, verfaßte ausdrücklich für die „Geſellſchaft" das Centenarfeſtſpiel und nahm dafür das ſtipulierte Honorar in Empfang. Das Schneegansſche Manuſkript war damit Eigentum der „Geſellſchaft" geworden. Der Abdruck mußte vorerſt unterbleiben, da das Centenarfeſt infolge des Todes Ludwig II. verſchoben worden war. Inzwiſchen hatten wir Gelegenheit, Herrn Schneegans perſönlich in Rorſchach — September 1886 — und in München in unſerer eigenen Wohnung — Oktober 1886 — zu ſprechen und ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß wir uns bei dem ſpäteren Abdrucke ſeines Feſtſpiels zu einigen redaktionellen Kürzungen und Ausmerzung jener Stellen gezwungen ſehen würden, in welchen der Feſtſpieldichter gegen einen „Oberkomödianten" und gegen ein königliches Theaterinſtitut aus ſehr unfeſtſpielmäßigem Privatzorn losgezetert hatte. Herr Schneegans erwiderte, daß er uns völlig freie Hand laſſe, die uns unpaſſend erſcheinende Abſchweifung auf das per-

ſönliche Gebiet von dem Abdrucke fern zu halten. Herr Schneegans hatte mittlerweile an unſerer „Geſellſchaft“ ſo reges Intereſſe gewonnen, daß er im nächſten Dezemberhefte ſelbſtgewählte Probeſzenen aus ſeinem Königsſtücke „Der Weg zum Frieden“ veröffentlichen ließ und ſeine fernere Mitarbeiterſchaft in Ausſicht ſtellte. Es dünkte uns überdies ein Akt publiziſtiſcher Gerechtigkeit, dem wenig bekannten und vielfach verkannten Schriftſteller in unſerer „Geſellſchaft“ ſowohl dichteriſch als kritiſch zu einem größeren, vorurteilsfreien Leſerkreiſe das Wort zu geſtatten, zumal die deutſchen Schaubühnen ſeinen dramatiſchen Produkten ſo gut wie gar kein Entgegenkommen bewieſen hatten und er nun auch durch ſeine Honorarklage gegen die königliche Zivilliſte an der bayeriſchen Hofbühne unmöglich geworden war.

So ſtand denn Herr Ludwig Schneegans mit dem damaligen Herausgeber und Redakteur der „Geſellſchaft“ Dr. Conrad in einem regen litterariſchen und kollegialiſchen Verkehr, lange bevor die Zeitverhältniſſe den endlichen Abdruck des Centenarfeſtſpiels geſtatteten. Im Mai 1887 gefiel es plötzlich Herrn Schneegans, unter Beiſeiteſetzung aller üblichen Umgangsformen, uns durch ein Münchener Advokatenſchreiben die Zurückgabe des Feſtſpielmanuſkriptes gegen Wiedererſtattung des Honorares antragen zu laſſen. Die Redaktion wies dieſes brüske, mit ſo ungewöhnlichem Apparate vorgebrachte Verlangen mit der Bemerkung zurück, daß die „Geſellſchaft“ mit ihren Mitarbeitern nicht auf advokatoriſchem Wege zu verkehren pflege, ſchrieb aber zugleich an Herrn Schneegans, daß ſie nicht abgeneigt ſei, einem ſachlich begründeten Wunſche desſelben in den üblichen redaktionellen Verkehrsformen entgegenzukommen. Dieſen Brief ſchickte Herr Schneegans uneröffnet an die Redaktion zurück, begleitet von einer offenen Poſtkarte: daß er ſich nach der Abweiſung ſeines Advokaten auf den Schutz verlaſſe, welchen die Geſetze dem Autor gewähren!

Rätſelhaft, nicht wahr? Und doch wiederum nicht: wie Herr Schneegans in ſeinem Feſtſpiele ſeine werte Perſönlichkeit einmiſchen und „Hörner und Zähne“ des gekränkten Privatmannes mit ſpielen laſſen wollte, ſo trug er auch in dieſem Falle in eine rein redaktionelle Angelegenheit die Taktloſigkeiten und Gehäſſigkeiten, mit welchen er eine dritte Perſon treffen wollte. So lief er denn auch zuletzt in das Inſeratenbureau der „Neueſten Nachrichten“, um mit der großen Inſeratenglocke Dinge auszuläuten, die neben ihrer Intereſſeloſigkeit für das größere Publikum auch noch den Fehler haben, ſowohl durch das was Herr Schneegans ſagt, wie durch das was er weiſe verſchweigt, die ganze Angelegenheit in einem falſchen Lichte erſcheinen zu laſſen. Daher dieſe notgedrungene Berichtigung einem Manne gegenüber, der ſich nicht enthalten kann, Angelegenheiten ſeines Privatlebens mit litterariſchen und geſchäftlichen Dingen in der unerquicklichſten Weiſe zu vermengen. Und damit ſei dieſe Schneeganſiade für uns abgethan.

Die Redaktion der „Geſellſchaft“.
Dr. M. G. Conrad.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Henrik Ibsen.

Deutschlands junger Kaiser und seine Friedenspolitik.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Deutschland hat seine heimgegangenen ersten Kaiser, den greisen Wilhelm und den todkranken Friedrich, geliebt und betrauert, wie ein großes Reich seine Heldenfürsten lieben und betrauern muß. Es wird ihren Thaten und ihren Leiden, die beispiellos in der Kaisergeschichte, ein unerschütterliches Andenken bewahren.

Als der dritte Kaiser den Thron bestieg, da jubelte jedes deutsche Mannesherz. Nicht nur ein Glückeszuruf war dieser Jubel, der dem neuen Träger der Kaiserkrone galt, es war auch ein Erlösungsschrei, der sich der kraftvollen Brust gesunder, starker Menschen und Bürger entrang, denn ein Bann war vom Lande genommen, der Bann des Greisen- und Siechtums, unter welchem wir nicht länger mehr hätten fröhlich und frei atmen und arbeiten können. So liegt's in der Art unseres Wesens.

Nun erlebten wir den sehnlich erhofften, schönen Glücksfall, daß sich ein junges Reich und ein junger Herrscher trafen und sofort verstanden. Wilhelm der Zweite, der kraftvolle Hohenzollernsproß, bringt mit der Jugend auch wieder die Freude und die Schönheit und die Zuversicht des männlich-stolzen Selbstbewußtseins auf den deutschen Kaiserthron. Man verhehle sich's nicht: die Völker sind immer jung — und ihr volles Entzücken ist ein Herrscher, der seines Volkes Jugend versteht, weil er selber jung ist.

Mit der Kaiserwürde des jungen Wilhelm wird eine Verjüngung auch über das Reich kommen; neue Saft- und Kraftquellen werden aufbrechen und eine frische Luft wird wehen, daß es eine Lust ist zu leben und zu schaffen.

So hoffen es wenigstens alle optimistischen Reichsfreunde.

Die Fahrten des Kaisers zu unseren nordischen Nachbarn, zu den Herrschern von Rußland, Schweden und Dänemark, — denen sich jetzt die Fahrten nach dem Süden, nach Wien und Rom anschließen, werden in ihrer Wirkung auf die politischen Zustände freilich leicht vom Volke überschätzt. Kein Einsichtiger wird glauben, daß durch fürstliche Besuche und Höflichkeitsaustausche jemals auch nur das Geringste in den Beziehungen der Nationen zu einander gebessert wurde. Auch das drohende Gespenst der Kriegsgefahr wird dadurch nicht verscheucht, so sehr man sich auch bemüht, aus allen Worten und Handlungen unseres jungen Kaisers und zumal aus seinen Auslandsfahrten die stärksten Bürgschaften für den Fortbestand der europäischen Friedenspolitik herauszuklügeln. Alle Welt fährt fort zu rüsten; ein Staat übertrumpft den andern in der Aufhäufung von Kriegsmaterial, und jeder glaubt sich nur insoweit vor einer feindlichen Überrumpelung sicher, als seine Bündnis-Stärke und Kriegsausrüstung dem Nachbar Furcht einflößt. Das Si vis pacem para bellum hat im heutigen Europa eine Anwendung erhalten, von der sich die Staatsklugheit der alten Römer wohl nie etwas hätte träumen lassen.

Diese merkwürdige Art von Friedenspolitik, die eigentlich nur bedeutet: bewaffnet bis an die Zähne, will ich zwar keinen Angriffskrieg, aber sobald in irgend einer Ecke der Tanz losgeht, kann mich sein Wirbel erfassen und der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht u. s. w.! — hat bisher keinen unserer Feinde friedlicher gestimmt; weder in Frankreich noch in Rußland ist ein merkbares Zurücktreten der Absicht zu konstatieren, uns bei nächster günstiger Gelegenheit mit Krieg zu überziehen. Ja, wenn durch solches Hinauszögern — aus Furcht vor dem Risiko! — wenigstens eine Abklärung und Sänftigung der sich feindlich gegenüber stehenden wirklichen oder künstlichen Staatsinteressen zu erwarten wäre oder Aussicht bestände, daß inzwischen die friedliebenden Elemente unter den Völkern das spürbare Übergewicht über die kriegslustigen gewinnen! Aber keine Spur davon. So wird sich denn aus den bestehenbleibenden feindseligen Gegensätzen und aus der immer schärfer betonten Friedenspolitik nur um so sicherer der Krieg entwickeln, für dessen Durchkämpfung jetzt alle Großmächte ihre besten Kräfte aufsparen.

Nach romantischer Landsknechts-Auffassung haben wir also das Glück, in einem heroischen Zeitalter zu leben! Da mag es denn dem deutschen Volke zu Trost und Ermutigung gereichen, daß sein junger Friedenskaiser zugleich ein rechter Soldatenkaiser ist, der genau so lange Ruhe in Europa stiften und die Verträglichkeit vermitteln hilft, als es sich mit dem Vorteil

und der Würde unseres jungen Reiches verträgt. Möge dann wenigstens, wenn die fatale Stunde schlägt und der Angreifer aus Ost oder West uns an den Leib will, das junge Reich wie ein Athlet auf dem Kampfplatz erscheinen und alle Gegner siegreich in den Sand strecken.

Neben dem latenten Krieg in der Maske der Friedenspolitik haben jetzt schon sämtliche europäische Staaten in ihrem Schoße das Schauspiel des täglich wilder entbrennenden Kampfes der Lebens- und Erwerbsinteressen. Der Arbeiter sagt: Was soll ich mich um Hungerlohn noch länger für die fremden reichen Leute schinden? Der satte Egoist sagt: Wenn es mir gelingt, alle meine Bedürfnisse und Launen zu befriedigen, so ist es mir höchst gleichgültig, ob alle anderen Troglodyten im Elend hocken. Und so weiter der Spekulant, der Frömmler, die ästhetische Bestie, der ehrenhafte, besoldungssichere Büreaukrat und tutti quanti, die über die gemeine Notdurft hinaus sind.

Hier heißt die Friedenspolitik einstweilen Sozialreform.

Und im Reich des Geistes, in der Litteratur und den Künsten, stehen die Dinge nicht friedfertiger. Aber auf diesem Gebiete hat das Reich überhaupt noch keine Politik; da stecken wir noch in der schönsten Kleinstaaterei und Kleinstädterei. Allein während einzelne Staaten und Höfe des wiedergebornen deutschen Reiches wenigstens den sinnfälligeren und materielleren Künsten, der Architektur, Malerei und Skulptur mehr oder weniger bedeutende Aufgaben stellen und jahrein jahraus mächtige Aufträge und Mittel zuweisen, geht von staats- und stadtwegen die vaterländische Dichtung fast vollständig leer aus. Denn daß ein Dichter, der endlich mit Ach und Krach und unter der Gunst des Zufalls durchgedrungen und zu Ansehen und Popularität gekommen, in seinem vierzigsten Jahre einen Orden, in seinem fünfzigsten einen Titel und in seinem sechzigsten den Einsilber „von" allerhuldreichst vorgesetzt erhält, das wird man doch wohl nicht für eine genügende, eines großen Volkes würdige Unterstützung der vaterländischen Litteratur ausposaunen wollen?

Während man die deutschen Gutsbesitzer, die Schnapsbrenner u. s. w. mit der liebreichsten Sorge umgiebt und ein Schutzgesetz ums andere für sie bereithält, werden die deutschen Dichter auf den staatlich und städtisch subventionierten Bühnen der wütendsten Konkurrenz der Ausländer, namentlich der Franzosen, schutzlos preisgegeben. Die französischen Schriftsteller und Komponisten schleppen jährlich Hunderttausende aus unsern Theaterkassen fort, während einheimische Dramatiker in Wahnsinn und Not verkommen. Ja, schon auf unseren gelehrten Staatsschulen macht man dem vaterländischen Geist und seinem Schrifttum fort und fort geflissentlich und programm-

mäßig die überspannteste Konkurrenz durch die unverhältnismäßige Verhimmelung und Bevorzugung, die man den antiken Sprachen und Schriften angedeihen läßt; da gilt unserer hochmögenden Gelahrtheit der elendeste griechische und römische Schmierant und Versifex heute noch mehr, als der begabteste und tüchtigste moderne Schriftsteller Deutschlands.

Einer gewissen unausgesetzten Aufmerksamkeit von Oben haben sich unsere Schriftsteller und Theater allerdings zu erfreuen: der Zensur und der polizeilichen Bevormundung. In keinem anderen Kulturstaate der Welt werden jährlich so viele Bücher, Gedichte und Theaterstücke verboten und gewaltsam verstümmelt, als im Deutschen Reiche. Einem unbeteiligten Beobachter, der z. B. aus der Höhe des Hundsternes zusähe, mit welcher Hochachtung unsere Maler, Bildhauer und Professoren im Reich behandelt werden und welche Rücksichtslosigkeit man unsern Dichtern und Schriftstellern entgegenbringt, dem müßte ganz blümerant werden.

Die größte Kunstthat des Jahrhunderts hat ein Deutscher vollbracht: der Dichter-Komponist Meister Richard Wagner. Und siehe da: sein epochemachendes Lebenswerk, das Bayreuther Festspiel, mußte sich unter den unerhörtesten Schwierigkeiten als reine Privatangelegenheit seine Existenz erkämpfen, ohne einen roten Heller Hilfsgeld von staats- oder reichswegen, während die deutschen Staaten jährlich Millionen für den Erwerb alter Bilder und Schmöcker in ihren Budgets haben.

Eine recht artige Übung ist auch dies, daß sich unsere großen Staatsbibliotheken die Werke moderner Schriftsteller am liebsten nichts kosten lassen, sondern auf deren Erwerb in Gestalt unberechneter Geschenk- oder Pflichtexemplare bedacht sind. Was würden unsere verwöhnten Malermeister dazu sagen, wenn die Staatsmuseen ihre Bilder als Geschenk- oder Pflichtexemplare haben wollten?

Von der staatserhaltenden und staatsgeistentwickelnden Kraft der vaterländischen Litteratur scheint unsern großen Reichspolitikern noch nichts zu dämmern, oder wenn schon, so denken sie wahrscheinlich: die armen Schlucker von Dichtern thun ja ohnehin ihre Schuldigkeit, die brauchen keine Aufmunterung.

Und so könnte man denn die herrschende Friedenspolitik des Reiches nach der Seite des vaterländischen Schriftwesens und seiner Träger auch so definieren: Der Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft, sei mit ihnen, so lange sie Ordre parieren — im übrigen mögen sie uns gewogen bleiben. Amen.

Möge es uns beschieden sein, daß wir unter dem jungen, geistvollen Kaiser auch der vaterländischen Litteratur und ihrem geistigen Gehalt —

abgesehen von ihrem „ökonomischen Tauschwert“ — jene Bedeutung und staatliche Würdigung gewinnen sehen, die der Weltmachtstellung eines großen, jugendstarken Volkes entspricht.

Henrik Ibsens Geistesentwicklung und Kunst.

Von Eugen Kühnemann.

(Hannover.)

„Suche nicht die Mängel und Unvollkommenheiten in Werken der Kunst zu entdecken, bevor du das Schöne erkennen und finden gelernt.

Diese Erinnerung gründet sich auf eine tägliche Erfahrung, und den meisten, weil sie den Censor machen wollen, ehe sie Schüler zu werden angefangen, ist das Schöne unerkannt geblieben.“

Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums.

Litterarischen Persönlichkeiten der Gegenwart wahrhaft gerecht zu werden gehört unstreitig zu den schwierigsten Aufgaben der Kritik. Je größer die Bedeutung des schriftstellerischen Zeitgenossen ist, je mehr er in seinem Schaffen die aus älteren Erscheinungen gewonnenen Gesetze überwunden oder erweitert hat, um so schwankender wird sich das Urteil über ihn je nach dem Standpunkte des Betrachters gestalten.

Wie mag es gelingen, einem solchen Manne gegenüber den festen Punkt zu finden, von dem aus wir seine Eigenart richtig erfassen? Unbillig wäre es, ihn nach den alten Kunstgesetzen zu richten, unsicher, durch Vergleichung mit anderen modernen Schriftstellern sein Wesen charakterisieren zu wollen. Nur in ihm selbst müssen wir den Maßstab finden. Was wir sicher besitzen, das sind die Werke des Mannes und ihre chronologische Reihenfolge. Versenken wir uns in das Werden, in die Geschichte seiner Anschauungen, verfolgen wir, wie sich in der künstlerischen Form der Geist des Autors ausprägt! Nur so kommen wir zu einer Erkenntnis der Persönlichkeit, zu einer Individualhistorie, welche künftig die sichere Grundlage einer wahrhaft historischen Auffassung bilden kann. Man mag noch fragen, wie sich die Gedanken des Autors zu dem modernen Gedankenkreise überhaupt, wie die

aus seinem geistigen Wesen entwickelten technischen Eigentümlichkeiten sich zu der bisherigen Technik verhalten. Aber bereits, wenn wir das äußere Leben zur Erklärung des inneren irgendwie umfassend heranziehen wollen, geraten wir meist in das Gebiet der Hypothese. Nur die Zeugnisse des inneren Lebens liegen vor, nur diese sind sicher.

Wenige Männer fremder Litteraturen mögen in der letzten Zeit unser Interesse in gleichem Maße erregt haben, über wenige mag das Urteil so schwankend, von feindlicher wie freundlicher Seite so unsicher begründet sein wie über Henrik Ibsen. Die Geschichte seines Geistes will ich im folgenden nach den Werken, welche die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums vorzüglich beschäftigen, darzustellen versuchen.

Die uns vorliegenden Dramen scheiden sich zeitlich und inhaltlich von selbst in drei Perioden: die historischen Dramen, die dramatischen Gedichte und die Dramen aus der modernen Welt.

Die erste Periode bietet uns zwei Schauspiele: „Nordische Heerfahrt“ und „Die Kronprätendenten“. Die „Nordische Heerfahrt“ behandelt die Sage von Brunhild, Günther und Siegfried, aber nicht in den mythischen, gewaltigen Verhältnissen; aus der Walküre ist ein irdisches Weib, Hjördis, aus den riesigen Recken sind Helden von menschlichem Maß geworden: Sigurd und Gunnar. In aufopfernder Freundschaft für Gunnar hat Sigurd seine eigene Liebe zu Hjördis unterdrückt und diesem das Weib erworben, indem er die von ihr verlangte Heldenthat ausführte, und behauptete, Gunnar habe sie vollbracht. Aber die Ehe mit dem friedlichen Manne verzehrt Hjördis' wilde Seele, und als durch mannigfache Ereignisse die beiden, Sigurd und Hjördis, ihre gegenseitige Liebe entdecken, da will das mächtige Weib, unbekümmert um Sitte und Herkommen, dem geliebten Manne als walkürenhafte Geleiterin folgen. Doch Sigurds Rücksicht auf sein Weib und seinen Freund verbieten es, und in geistzerrüttender Verzweiflung tötet Hjördis ihn und sich.

Das Unglück einer Frau in der Ehe, sehen wir, ist das bewegende Moment der Handlung. Durch eine Lüge ward diese Ehe begründet, schon darin trägt sie den Keim des Unheils, und warum ward diese Lüge begangen? Nicht in treuer Hilfsbereitschaft des kalt gebliebenen Freundes, sondern um die Sitte, den für Tugend gehaltenen Brauch zu wahren, hat Sigurd die Natur, seine Liebe getötet. Diesen großen, wichtigen Gegensatz des Brauches, der für Tugend gehalten wird, und der Natur, der treu zu folgen die rechte Tugend wäre, das ist den Gegensatz der sittengemäßen und der geistigen Auffassung von Tugend erkennen wir noch an mehreren Stellen. Als der alte Oernulf Hjördis eine Buhlerin schilt, weil sie sich

habe entführen lassen, will sie ihre Ehre nicht durch die gesetzmäßige Buße, sondern durch eine große, ihre Wahl rechtfertigende That Gunnars gereinigt wissen. Und nach der Erkenntnis ihrer gegenseitigen Liebe will sie trotz Ehe und Herkommen Sigurd als geistige Gemahlin folgen. In dem Widerstande Sigurds tritt zuerst der andere wichtige Gegensatz der Rücksichtnahme auf die Verhältnisse und Umstände gegen den reinen Geist hervor.

In dieser auf Lüge gebauten Ehe hat die Natur des Weibes ihre Kräfte nicht in ihr entsprechender Weise entfalten können. Dieses Bedürfnis der Menschennatur, ihre eingeborene Art nach allen Seiten zu entwickeln, muß schon hier im tiefsten Grunde die Handlung bewegen. Wir können es den inneren Lebensberuf des Menschen, das Prinzip der Individualität nennen. Die Verhältnisse, in welche Hjördis geführt ist, sind ihr zu eng, ihr gewaltiger Lebensdrang ist in dämonischen Zerstörungstrieb umgeschlagen. Die rechte Entfaltung ihrer Individualität ist verfehlt.

Wenn wir nach diesen Erwägungen dem Gange des Dramas folgen, was stellt es uns dar? die Entwickelung der Wahrheit aus der Lüge, der Natur aus der Unnatur. Die äußere und innere Stellung der Hjördis lernen wir kennen, und durch ihren zerstörenden Rachedurst wird die Handlung bewegt. Da nun die mannigfachen Voraussetzungen in epischer, farbenreicher Breite vorgeführt werden, so enthüllt sich erst im zweiten Akt die ganze Tiefe des Konfliktes. Überhaupt verwendet Ibsen schon in der „Nordischen Heerfahrt“ auf die Farbe des Ganzen große Sorgfalt; die dämonische Natur der Hjördis giebt gleichsam ihrer ganzen Umgebung eine dämonische Farbe. Gewitter und Sturm scheinen ihre Begleiter, und in dieser unheimlichen, wilden Stimmung scheint das Drama über das Menschliche hinauszuwachsen.

Die „Kronprätendenten“ führen uns auf den bewegten Kampfplatz politischer Streitigkeiten.

Aus wirrem Kampfe ist Hakon als König Norwegens hervorgegangen, aber der Jarl Skule kann seine jahrelange Hoffnung auf den Thron nicht aufgeben und wird von Zweifel und Verlangen gepeinigt, als er vom Bischof Nikolas erfährt, daß Hakon möglicherweise nicht der Sohn des alten Königs sei. In seinen Seelenkämpfen trifft ihn die Erkenntnis der genialen Überlegenheit des Beneideten. Dieser will aller Überlieferung zum Hohn einen ganz neuen, ureigenen Gedanken ins Werk setzen: er will aus dem zersplitterten Norwegen ein einig Volk machen. Als Skule sich dennoch zum Könige ausrufen läßt, erhebt sich Hakon in seiner ganzen Kraft. Sein Herz findet Ruhe und Frieden in der Liebe seiner Mutter und seines Weibes, Skules Tochter, die er aus Politik geheiratet hat, — Frauen, deren Herzens-

tiefe er jetzt erst in seiner Bedrängnis erkennt. Völlig vernichtet findet Skule nur am Lebensende eine gute That: damit Hakons Königsgedanke und Hakons Glück weiterleben, geht er freiwillig in den Tod.

Wir erkennen bald, daß in diesem Drama noch weit mehr als in der „Nordischen Heerfahrt" der Gedanke des Lebensberufes den Kern- und Keimpunkt der Handlung bildet. Jarl Skule betrachtet es als seinen Lebensberuf, König zu werden, aber es ist die Lust zu dem Glanze und der Macht des Königtums, die ihn leitet. Da er nun selbstsüchtig auch gegen die Genialität Hakons seinen Plan weiter verfolgt, verkennt er seine nicht zum Herrschen, sondern zum Dienen geschaffene Natur, und dies Verkennen führt zu ihrer Vernichtung. Er verliert sein Selbstvertrauen und den Adel seiner Seele; seine Nähe schon verdirbt die an ihn glauben. In Bischof Nikolas, einer der tiefsten Schöpfungen Ibsens, sehen wir einen Mann, dessen Natur durch sein Leben völlig zerstört ist. Auf thätiges Wirken in der Welt hat ihn innerer Drang gewiesen, aber die Kraft versagte, so ist er Priester geworden und setzt in kalter, rücksichtsloser Selbstsucht sich das höchste Ziel: im Anstiften endlosen Unheils eine ewige Erinnerung an sich zu hinterlassen.

Dem gegenüber steht der König Hakon. Er genügt voll und ganz seinem inneren Lebensberufe und ist durch ihn ein echter König von Gottes Gnaden. Er erfüllt ihn durch die Hingabe an einen großen, erhabenen Gedanken, auf dem die Zukunft seines Landes beruht. So flammt ihm das Zeitbedürfnis wie eine Fackel ins Hirn, so ist er der glücklichste und darum der größte Mann. Geniale Kraft und Überlegenheit, prophetenhaftes Selbstgefühl sind die Folgen dieser Erfüllung des Lebensberufes. Der große Gegensatz von Überlieferung und genialem Neuschaffen freier Gedanken und Auffassungen in solcher Tiefe gefaßt, die Erfüllung des Lebensberufes durch Hingabe an große Gedanken — das sind die neuen Seiten der Weltanschauung unseres Dichters. Doch noch mehr! Eine auf Lüge gebaute Ehe fanden wir in der „Nordischen Heerfahrt". Auch Hakon hat seine Ehe nicht aus Liebe geschlossen, aber durch Schicksale lernt er den Schatz erkennen, den er an seinem Weibe besitzt. Hier zuerst bei Ibsen sehen wir den Menschen durch Schicksale zur Erkenntnis kommen; diese Erkenntnis selbst aber ist eine bedeutende Erweiterung seines Gedankenkreises. Im Sturm des Lebens werden die Frauen so leicht übersehen, und sie tragen still und tief ihre Liebe. Und doch ist ihr Beruf so groß! Ihre heiligende, unendlich liebevolle Art soll dem Manne Frieden geben und ihn stärken zu neuem Kampf. Wo des Mannes Vertrauen und Gegenliebe dem Weibe die Erfüllung dieses Berufes ermöglicht, da ist eine echte Ehe. Hakons wahrhafte Natur führt ihn früh zu diesem Ziel, Skule erreicht es erst am Ende seines

Lebens, als er vernichtet zur Erkenntnis über sich erwacht. Und dieses beides giebt ihm den Mut, in selbstloser Aufopferung sich zu läutern. So geht er äußerlich zugrunde, aber er siegt innerlich über sich selbst. Auch hier haben wir zuerst einen später immer tiefer wiederkehrenden Gedanken. Die Entwickelung des innern Lebensberufes der Personen gegeneinander bestimmt den Bau der Handlung. Noch mehr als in der „Nordischen Heerfahrt" ist dieselbe hier von bunten Bildern farbenreich umwoben, und auch dieses Mal ist die Farbe durch den Charakter der Personen bestimmt.

Werfen wir noch einen Blick rückwärts auf diese erste Periode, so glauben wir beim flüchtigen Hinschauen Dramen im alten Stil zu sehen. In grauer Vergangenheit spielen sie und zeigen, das glückliche Vorrecht ihrer Gattung ausnutzend, in idealisierender Ferne den Konflikt der Personen und Gedanken, die wenig an den starren Verhältnissen zu kleben scheinen. Sind das nicht auch die äußeren Ereignisse des alten Dramas: Mord und Brand, verzweifelte Liebesszenen, Gelage, Reichstag, Schlacht u. s. w.? Aber nein! Es sind eigene, es sind moderne Gedanken, die das Ganze im Innersten tragen. Der Gedanke des Lebensberufes steht im Centrum, und unter diesem höchsten, ganz modernen Gesichtspunkte lernen wir die Dinge anschauen.

Und wirklich sträubt sich der alte Stoff gegen diese neue Vertiefung. Zu klar hat der Dichter uns Sigurd gezeichnet, als daß wir ihm die Unvorsichtigkeit zutrauen könnten, die er begeht: er erzählt seinem Weibe, daß er die That für Gunnar vollbracht; wir können's auch nicht glauben, daß der liebende Sigurd seinem Weibe den Armring geschenkt hat, den Hjördis ihm gegeben. Hjördis aber steht zu gewaltig, zu geistig in ihrer Auffassung der Dinge vor uns, als daß sie durch die Möglichkeit, Sigurd könne Gunnar töten, abgehalten werden kann, Sigurd zu lieben. Das sind psychologische Fehler, die der Dichter begehen mußte, um bei seiner tieferen Anlage das Drama zu dem vorgeschriebenen Schlusse zu führen.

In den „Kronprätendenten" aber hat der Wunsch, in drei scharf charakterisierten Männern die verschiedene Auffassung des Lebensberufes zum Ausdruck zu bringen, uns den Bischof Nikolas geschenkt, eine tiefe und interessante, aber in der Ökonomie des Dramas kaum zu verteidigende Gestalt. So hat der drängende Geistesgehalt die alte Form gesprengt. Diesen Gehalt selbst, der zukunftskräftig in dem Haupte des Dichters gährte, möglichst allseitig zu entwickeln, die Gedanken auszuführen und zu präzisieren, und sie dann in der angemessensten Form darzustellen — das mußte die Aufgabe des Dichters sein.

Und finden wir in den Dramen der ersten Periode nicht schon Hindeutungen auf die neuen Arten? Die „Nordische Heerfahrt" ist im Grunde

nur Entwicklung der einen Seele, der Hjördis, unter dem Gesichtspunkt des inneren Lebensberufes. So nähert sich dies Drama in der scharfen, einzigen Hervorhebung der Heldin dem dramatischen Gedicht, und indem die Vernichtung der Seele dieses Weibes durch eine auf Lüge gebaute Ehe geschildert wird, haben wir schon hier den tiefen Konflikt eines echten Familiendramas, eines modernen Schauspiels.

In Ibsens zweiter Periode fordern die dramatischen Gedichte „Brand“ und „Peter Gynt“ unsere besondere Aufmerksamkeit.

Brand ist ein junger Priester, der den alten Gott der Welt vernichten und unter der Herrschaft des neuen die Weltperiode beginnen will, in der ein neues, starkes Menschengeschlecht sich vollenden soll. Wie in diesem Manne sich der Zukunftsgedanke entwickelt und sich schließlich in seinem rücksichtslosen Fortstürmen zum großen Ziele überschlägt — das bestimmt den Gang des Dramas, welches dieser ganz und gar inneren Entwicklung halber mit Recht ein Gedicht heißt. Der Gedanke schafft hier den äußeren Gang.

Im ersten Akte wird er ganz abstrakt den herrschenden Mächten des Lebens, welche in drei typischen Gestalten verkörpert sind, entgegengestellt. Gegenüber dem Stumpfsinn, der hinter Brauch und Überlieferung in feiger Halbheit sich verschanzt, dem Leichtsinn, der am Abgrundsrande Lieder singt und die Lebenspflicht nie erkennt, dem Wahnsinn, der Böses für gut erachtet, will Brand die tiefe Erfüllung der Lebenspflicht durch Beispiel und Wort verfechten, die in treuer Ausbildung aller eingeborenen Kräfte die Natur des Menschen einigend vollendet. Also nicht die Verhältnisse, sondern der reine Geist soll herrschen, das Leben soll keine durch Schicksal und Umstände bewirkte Aneinanderreihung von Begebnissen, sondern ein Kunstwerk sein in harmonischer Ausbildung des Selbst. Mit andern Worten: der innere Lebensberuf, der den Menschen zur Persönlichkeit macht, soll ganz erfüllt werden.

Diese innere männliche Welt wird im zweiten Akte erweitert und bekämpft. Brand beweist durch die That den Ernst seines Strebens. Da zuerst tritt ihm der Gedanke der Vererbung entgegen, und voll Schauder erkennt er, wie der Mensch ohne seine Schuld bestimmt ist durch seine Herkunft. Bei einer Frau zuerst findet er Verständnis. Agnes' reines Herz ahnt die erlösende Weite des Brandschen Gedankens mehr, als daß sie ihn versteht, sie erblickt in ihm ihre eigene Vollendung und beweist den ganzen erhabenen Opfermut, der dazu gehört, der alten Welt abzusterben. Dagegen tritt ihm die Halbheit der menschlichen Natur in ihrer niedrigsten Form, dem Kleben am Gelde, in Person seiner eigenen Mutter entgegen.

All' diese Elemente werden im dritten Akt auf ihre Höhe geführt. Agnes ist Brands Weib geworden, und bei ihr findet er Frieden in seinem rastlosen

Streben. „Alles oder nichts“, ist sein Wahlspruch. Er tröstet die Mutter in ihrer Todesstunde nicht, weil sie dem niedrigen Hängen am Gelde nicht entsagen kann. Er verdammt von seinem männlichen Standpunkte aus die Lieblingsschlagworte der Welt: Liebe und Humanität, als Paktieren mit der menschlichen Schwachheit und in diesem Worte: der feige Pakt mit den Umständen, dem Stoff der Welt, findet er die abstrakte Erkenntnis für all die Halbheit im Leben, welche von den irdischen Bedürfnissen an bis zu den religiösen Empfindungen reicht. Dieses Paktieren tritt ihm in schroffster Form im Vogt entgegen, der, ein echter Philister ohne Gefühl und Gedanken, in seinem Bezirke die vorgeschriebene Pflicht thut, doch irgend welche geistige Pflichtauffassung nicht begreift. Dem gegenüber erkennt Brand immer mehr in der schroffen Ausbildung des Willens die innere Erlösung des Menschen. Wohl erschüttert ihn die Erkenntnis, daß die rauhe Luft des Landstriches, den Gott ihm zum Wirkungsfelde gab, sein Kind töten werde. Aber dennoch beschließt er nach schwerem Kampfe, seiner Pflicht treu zu bleiben, und beweist so durch die That den Ernst seines Strebens.

Das Kind stirbt, und seinem wie seines Weibes Herzen nicht einen Götzendienst in Liebe zu dem Gestorbenen zu erlauben, ihr Gefühl, ihr eigenes Herz, in dem ihr größter Feind, ihr größter Kampf ruht, zu überwinden — das ist ihre Aufgabe im vierten Akte. Während Brand so das Höchste von seinem rein geistigen Streben verlangt, tritt ihm am niedrigsten im Vogt das Paktieren mit dem Leben entgegen. Agnes reißt endlich ihr Herz von dem Toten los, aber dieser Kampf ist übermenschlich, er tötet sie selbst. Die äußerste Entsagung ist der Sieg, aber sie vernichtet den Sieger.

Der einsame Brand, durch seinen übermächtigen Kampf gleichsam geisterhaft aus der Welt entrückt, erkennt endlich im letzten Akt, wie das Paktieren mit den Verhältnissen, das Unterdrücken der Persönlichkeit bis in die höchsten Kirchen- und Staatsverhältnisse herrscht, wie Kirche und Staat diese Halbheit begünstigen, weil sie gute Unterthanen macht. Wohl gelingt es ihm, flüchtig die Menschen zu der Anerkennung seines Ideals, der Einheit von Leben und Gottdienen fortzureißen. Aber als sie kein äußeres Glück finden, verlassen sie ihn, und in einem Lawinensturz geht er unter.

Wenn wir die Gedankenentwicklung als den eigentlichen Kern erst recht erfaßt haben, so erkennen wir, daß dies Gedicht echt dramatisch gebaut ist. Mit der Entwicklung des Charakters entwickeln sich die Gedanken und erlangen in dessen härtestem Kampfe ihre schärfste Formulierung.

Das Paktieren mit den gemeinen Mächten des Lebens ist im weitesten Umkreise verfolgt, und dieses Paktieren hemmt die Entwicklung der Indi-

vidualität, hiergegen aber erhebt sich eben der Mut der Persönlichkeit in Brand zum Kampfe: fort mit dem niedrigen Kleben am Gelde, welches den Adel der Seele befleckt, fort mit dem Leichtsinn, der die Menschennatur erniedrigt, fort mit der feigen Verschanzung hinter Herkommen und Überlieferung, fort vor allem mit der einheitslosen Zerstückelung des Gefühls, welche es am Werktag dumpf ruhen läßt und ihm nur Feiertags eine flüchtige Erhebung gönnt! Und aufs größere Leben übertragen: fort die philisterhafte Auffassung des Amtes, fort die überlieferte Enge der kirchlichen und staatlichen Ansichten! Mit einem Worte: fort alle Halbheit und alle Zersplitterung der Menschennatur, an deren Stelle aber siege die einheitliche Durchbildung aller Kräfte in der Erfüllung des innern Lebensberufes durch Hingabe des Willens an große Gedanken und Ziele!

Aber beim stufenweisen Durchringen seiner Erkenntnis verfällt Brand selbst in Irrtum. Nicht ohne jede Rücksichtnahme kann der Mensch durchs Leben gehen, vor allem aber muß er die Natur stets gelten lassen. Hiergegen fehlt Brand Agnes gegenüber. Wenn wir bei der Krankheit seines Kindes gleich ihm selbst noch schwanken können, so müssen wir ihn tadeln in seiner Forderung an die trauernde Mutter. Ihr Frauenberuf ist es, ihre Welt mit unendlicher Liebe zu umfassen, zu dieser Welt gehört ihr Kind, und ihre Liebe zu dem Toten ist kein Götzendienst, so lange sie der Lebenspflicht, der Liebe zu dem Gatten und ihrer Umgebung, ebenso treu bleibt. Hier erstickt die Übermacht des Willens das Gemüt, und dies gewaltsame Überwiegen tötet völlig Brands Glück. Dieses, aus seinem Lebensberuf abgeleitet, ist seine tief tragische Schuld.

Jedoch, mich dünkt, hier liegt auch ein Fehler der Dichtung. Es war offenbar Ibsens Absicht, mit abstrakter Schärfe das Ideal des modernen Zukunftsgedankens in einer echt männlichen, ganz auf sich gestellten Persönlichkeit, daneben eine echte, reine, tiefe Frauenseele mit ihrer Liebe und Aufopferungsfähigkeit vorzuführen, und dagegen das wirkliche moderne Leben zu zeichnen, also ein abstrahiertes Bild der modernen Welt, wie sie ist und wie sie sein sollte, zu geben. Jene männliche Gestalt sollte also den klaren Geistes erkannten Lebensberuf, unbekümmert um jedes Hindernis, mit gewaltigem Willen durchsetzen, aber zugleich aus reicher, tiefer Gefühls- und Gemütswelt Mut und Liebe zu seinem Werke und den Menschen schöpfen. So sollte er eine in Verstand, Willen und Gefühl gleich starke, einheitliche Persönlichkeit sein. Und ausgezeichnet ist in Verstand und Willen die Absicht gelungen. Von jedem kirchlich-religiösen Gedanken im alten Sinne sind wir hier frei und auf die Kraft der Individualität gewiesen. Zwar spricht Brand noch von Jesus als Gott, aber mit Recht verwirft er das Gebet,

und thatsächlich vertritt er den Standpunkt, daß das Individuum im steten Kampfe mit sich selbst die innere Selbsterlösung findet. Gott ist ihm nur der abstrakte Ausdruck für die Vollendung seines starken, inneren Lebens in sich und in der Welt. Aber eins trauen wir dem schroffen, starren Manne trotz Agnes' Versicherung nicht zu: daß er einen starken Liebesquell in seiner tiefen Brust trage. Ihm fehlt das Gemüt. Somit ist auch er kein echter, ganzer Mensch: er hat nicht die Fähigkeit, Agnes recht zu verstehen, und in wahrer, nicht schwächlicher Barmherzigkeit den deus caritatis zu finden und darum auch nicht die Fähigkeit, eine wirklich vollendete, neue Welt aus sich zu schaffen.

Aus der strengen Kälte, aus der eintönig großartigen Welt Brands treten wir in den bunten Reichtum „Peer Gynts" und wandern mit ihm durch die Herrlichkeiten seines nordischen Heimatlandes und durch die südliche Pracht des Orients. Mancherlei, was im „Brand" abstrakt erwogen wurde, sehen wir im „Peer Gynt" faktisch wirksam. So ist schon das Wesen Peers durch Vererbung bestimmt; ein leichtsinniger, genußsüchtiger Vater und eine unberechenbare Mutter haben Spuren ihrer Natur in ihrem Kinde zurückgelassen. Man denkt an Lord Byron, und in der That, die Hauptkraft dieser Natur ist dieselbe, die Byron besaß: eine großartige dichterische Begabung, die sich in einem mächtigen Erzählertalent offenbart. Aber die Unordnung der Verhältnisse läßt Peer nicht zu innerer künstlerischer Sammlung kommen. Daher zeigt sich seine Phantasie darin, daß er alle Verhältnisse poetisch umbildet und ausmalt und diese Umbildung für thatsächlich hält. So wird mit seiner Auffassung auch sein Handeln phantastisch-ungewöhnlich und macht ihn seiner Umgebung erst lächerlich und endlich verhaßt. Immermehr zerstört seine Phantasie, nicht zum Schaffen gesammelt, seine Seele, vor allem durch phantastische Sinnlichkeit zerfällt er in sich selbst, sein Gefühl wird zerrissen, hin- und herschwankend, seine ganze Natur einheitslos. Noch könnte er in der Liebe einer Jungfrau, Solveig, Frieden finden, aber auch von ihr treibt die ungezügelte Phantasie ihn fort in die Ferne. Sein ungestümer Lebensdrang stellt ihm das höchste Ziel, Kaiser zu werden, aber um diesem Ziele zu nahen, opfert er in niedriger Selbstsucht den Adel seiner Seele. Leer und zerstört kommt er heim, er findet Solveig in treuer Liebe noch immer auf ihn harrend und erkennt, daß er bei ihr das höchste Glück in dem unendlichen Herrscherreich der Kunst auch in der kleinen Hütte gefunden hätte, während sein Schweifen nach dem äußerlich hohen Ziele in der weiten Welt umher sein Selbst zerstört hat. Von Reue gepeinigt findet er in Solveigs Liebe Erlösung.

Peer Gynt ist durchaus der Gegensatz Brands. Stellte dieser das

völlige Aufgehen in dem großen Lebensberuf dar, so sehen wir in jenem das Verfehlen des Lebensberufes. Und wenn der kraftvolle, edle Egoismus Brands den starken Mann zugrunde richtete, weil seine Forderung der Welt unverständlich war, und er selbst durch eine Unklarheit seines Gesichtskreises sie überspannte, so hatte er doch das Eine erreicht: er war eine in sich feste, einige Gestalt. Anders Peer Gynt. Sein Lebensberuf war es, seine mächtige Phantasie in dichterischen, gedanken- und gefühlstiefen Werken gesammelt zu verkörpern. Er läßt die Phantasie unbeschäftigt, sie rächt sich, indem sie ihn zerstört, zersplittert, ihn haltlos in der Welt umhertreibt. Nichts Festes, nichts Ganzes ist an ihm, und schließlich endet er in der äußersten Verkehrung seiner Natur. Nicht im geistigen Ausbilden durch Hingabe an sein dichterisches Lebenswerk sucht er die Sicherung seines Selbst, sondern nur äußerlich in Gold und Reichtum. Und diesem Umschlagen aus edlem Egoismus in nakte Selbstsucht folgt die innere Verödung.

Es ist eine Periode der Klärung, die wir eben betrachtet haben. Die schon in der ersten Periode gährenden, großen Grundgedanken sind hier allseitig durchgebildet. Die reine Idee der modernen Welt, volle Ausbildung des Individuums in Erfüllung seines Lebensberufes, und ihre Verkümmerung teils durch die Verhältnisse, teils durch Unklarheit der Menschen — das ist hier in aller Fülle durchlebt. Weiterhin aber ist das Werden, die Bestimmtheit des Individuums durch Vererbung abstrakt erwogen und in einem konkreten Falle dargestellt. In aller Klarheit steht die Liebe als die versöhnende Macht der Welt, der Beruf der Frau, aus dem Drang des Irdischen dem Manne Frieden und Ruhe in ihrer Gemütstiefe zu geben, vor uns da. Unvergleichlich schön ist dieses im Peer Gynt. Er hat in der Ferne sein Selbst verloren, aber in Solveigs Herzen hat er im ganzen Glanze seiner Jugendreinheit weiter gelebt, sein Fernsein hat sie in entsagungsvoller Liebe geadelt, und so findet er in der Tiefe ihres Herzens sein Selbst wieder. Wir können also behaupten: diese Gedichte verfolgen das Individuum in seinem Werden, in seinem Wesen und in seiner Vollendung.

Die beiden Dichtungen zusammen bieten offenbar eine besondere Beziehung auf den Dichter. Im „Brand" ist sein allgemeiner Gedankeninhalt, seine menschliche Weltanschauung entwickelt, im „Peer Gynt" giebt er sich Rechenschaft über seine spezielle dichterische Begabung und warnt sich vor ihrer Vernachlässigung. Dieses entwickelt ihm Klarheit über die Form, jenes über den Inhalt seiner Lebensaufgabe. —

Auf den überlieferten Bahnen der Dramatik hatte seine erste Periode den Dichter gesehen, aber seine Gedanken hatten schon dort die alte Form gesprengt, und diese Gedanken sind vor allem im „Brand" klar ausgeprägt. Auch die

Stellung des Dichters hatte ihn in der ersten Periode beschäftigt. Örnulf in der „Nordischen Heerfahrt", Jatgeir in den „Kronprätendenten" waren Vertreter des Skaldentums, dessen Besonderheit wir darin erkennen, daß die Dichter sich durch Selbstklärung über die Dinge dieser Welt mit ihrem Leid erheben, daß sie aus intuitiver Weltbetrachtung unmittelbar die tiefsten Wahrheiten aussprechen und in stolzem Bewußtsein ihrer Stellung treu an ihrem Lebenswerk fest halten. Jatgeir spricht auch das Werden des Dichters aus: er erhält die Gabe des Leides oder eines andern, das ganze Herz erfüllenden Gefühls und wird so zum Dichter. Dieser schmale Seitenpfad der ersten Periode läuft in der breiten Straße des Peer Gynt aus. Nur wird die Sache aus dem umgekehrten Gesichtspunkt betrachtet.

Die formelle Haupteigentümlichkeit der Gedichte erklärt sich ebenfalls aus einer strengeren Durchbildung älterer Stilgewohnheiten. Die idealisierende Art der ersten Periode sprach sich vor allem darin aus, daß das vom Dichter Gedachte einfach und scharf in den Personen ohne besondere Rücksicht auf die wirklichen Verhältnisse der Welt ausgeprägt wurde, worin wir also sehr bestimmt das Bilden der Technik aus dem Geiste heraus erkennen. Dieses führte in seiner weiteren Ausbildung notwendig dahin, daß in den dramatischen Gedichten überhaupt fast nur typische Gestalten auftreten, die jede eine besondere Seite der Weltanschauung darstellen. Auf diesem Wege ließ sich eine weite, geistige Umspannung der Welt erreichen, die im Peer Gynt noch durch sein Abenteuern über die Erde hin erleichtert wird.

So aber verschwinden die Verhältnisse in Abstraktionen. Diese Gedichte spiegeln in der Seele des Helden die Welt, sie gehen von dem Geist, nicht wie das Drama sonst von dem Stoff der Welt, von den Verhältnissen aus. Die Entwicklung des einen Helden in der Idee, und die Beziehung der Welt auf diese Idee erregt unser Interesse.

Gewiß — der Geist ist das Bewegende, das Höchste in der Welt. Aber dies Heraustreiben jeden Stoffes, dieses absolute Abstrahieren, wie es besonders im „Brand" auftritt, ist eine krankhafte Erscheinung. Es ist die Krisis in der Entwicklung des Dichters, der Durchgang zu der wirklichen Beherrschung der Welt aus umspannender Gedankenauffassung heraus, es ist die Periode des künstlerischen Mannbarwerdens. Nun aber ist der Dichter klar. Im „Brand" liegt abstrahiert fast der ganze Inhalt seiner späteren Dramen. Schon verlangen im „Peer Gynt" die Verhältnisse einen breiteren Raum.

Und so betritt denn Ibsen das Gebiet, auf dem er seine glorreichsten Siege erfochten hat. Das moderne Leben an seinen Gedanken zu messen und ihm das Läuterungsideal zu weisen — das wird sein Beruf. Hier

tritt die eigene Gedankenklärung zurück, kein Wort fällt über den Beruf und die Art des Dichters, die Personen, befangen in Unklarheit und Irrtum, sprechen jede Wort für Wort ihrer Stellung gemäß, und es ist, als ob der Dichter ganz unterginge inden Verhältnissen, er, der doch mit starker, geistiger Beherrschung voll Größe und Ordnung alles organisch zum Ziele führt.

Am Beginn dieser dritten Periode sehen wir ein Lustspiel „Der Bund der Jugend". In einer ländlichen Gegend hat sich ein junger Rechtsanwalt niedergelassen. Er will Einfluß erlangen, und da er mit den schönsten politischen Phrasen und mancherlei eigen gefärbten Redensarten wohl umzugehen weiß, so gelingt es ihm, einen Bund der Jugend gegen den überlieferten Einfluß des Kammerherrn zu gründen. Der Kammerherr jedoch, über den Zweck des Bundes getäuscht, zieht den Advokaten zu seiner Gesellschaft. Dieser entdeckt seinem Freunde, dem Doktor Felder, der des Kammerherrn Tochter Agnes liebt, sein Ziel: Abgeordneter oder Minister zu werden und sich mit einem reichen Mädchen aus angesehener Familie glücklich zu verheiraten. In buntbewegter Handlung wird dann geschildert, wie der Advokat Steinhof in seinem selbstsüchtigen Streben durch Verhältnisse, Zufall, Charaktereigentümlichkeit von einer Seite zur andern getrieben wird, wie durch den Bankrott eines Schwindlers, mit dem der Sohn des Kammerherrn Umgang hat, das hocharistokratische Haus erschüttert, und wie schließlich Steinhofs Lächerlichkeit enthüllt und derselbe von dem natürlichen, braven Felder vertrieben wird.

Wir haben hier ganz moderne Verhältnisse. Das politische Strebertum und eine Menge anderer Hohlheiten des modernen Lebens werden gegeißelt. Sehen wir genauer zu, so finden wir den gestärkten Geist des Dichters auch in der modernen Welt wieder. Denn die Schiefheit der Verhältnisse wird durch die der Charaktere bedingt, und die Halbheit der Charaktere erklärt sich wiederum aus der Verfehlung des Lebensberufes. Dem Buchhändler Bahlmann ist durch Geldmangel der Bildungsweg abgeschnitten, und dadurch ist er verbittert; ähnlich steht es mit den andern Menschen, und vor allem wird verfehlte Erziehung, eine Erziehung durch Worte, statt durch Beispiel, getadelt. Diese Erziehung, die Menschen verbildet, deren Leben anders ist als ihre Überzeugung. Denn nie ist es ihnen zur unbewußten Naturnotwendigkeit geworden, ehrenhaft zu handeln, weil man sie nie auf eigene Füße gestellt hat. Ein solcher Mensch ist Steinhof in seiner Unklarheit, in dem nichts von Hingabe an große Gedanken, sondern lauter kleinliche Selbstsucht ist; sogar sein Empfinden ist nicht klar, denn auch in dieses mischt sich seine selbstsüchtige Eitelkeit. Aus solcher und ähnlicher Befangenheit der Personen, vor allem der aristokratischen Borniertheit des Kammerherrn, in

der man den Gedanken der Vererbung wiederfinden könnte, erklärt sich also die Schiefheit der Verhältnisse. Und diese selbst erkennen wir schließlich als durchgehends auf Lüge gebaut. Freilich nicht eben auf bewußter Lüge, wie sie der Schwindler Monsen vertritt, aber lügenhaft ist das ganze Auftreten Steinhofs, auf Lüge gebaut ist das Ansehen und die Ehrenhaftigkeit des kammerherrlichen Hauses, die bei der ersten Prüfung ins Wanken kommt.

Vor allem aber blickt der Dichter die Ehe mit seinem ernsten Auge an und findet auch in ihr die Verkümmerung der reinen Idee. Die Ehe wird so oft geschlossen des Vorteils wegen, manchmal auch aus leichtsinniger Tändelei, und in diesem Falle wird sie statt eines ernsten gemeinsamen Tragens der Lebenslasten ein frivol neckisches Spiel. Dadurch, daß alle Verhältnisse in weitem Umkreise durch einen Grundgedanken beleuchtet werden, erhält das Stück seine charakteristische Farbe, und dieser Grundgedanke, aus welchem im innersten Gehalt die Handlung sich bewegt, ist wiederum das Prinzip der Individualität. So ist es besonders schön, daß die einzigen ganz gesunden und in echter Liebe verbundenen Menschen, Felder und Agnes, schließlich die Handlung entwirren und den Beginn eines neuen, wahren Lebens herbeiführen.

In den „Stützen der Gesellschaft" verfolgen wir die Entwicklung des Konsul Bernick, dessen hochangesehene Stellung im letzten Grunde auf einer dreifachen Lüge erbaut ist. Er hat seine arme, redliche Braut verlassen und eine reiche geheiratet, er hat den Namen eines unschuldigen, opferwilligen Freundes in dessen Abwesenheit zwiefach durch Lügen entehrt, um sich zu reinigen. Als dieser und Bernicks frühere Braut, jenes Halbschwester Lona, heimkehren, duldet er es, daß sie durch Gerüchte gebrandmarkt werden, um sein eigenes moralisches Übergewicht zu behaupten. Er scheut Gemeinheit, ja Verbrechen nicht, um dann endlich zur Erkenntnis seiner unseligen Lage zu erwachen und in tiefster Not sein verlorenes Selbst wiederzufinden, zumal das Verbrechen durch die Umstände verhindert und so die größte Angst von seinem Gewissen genommen ist. Vor allen Bürgern legt er ein offenes Geständnis ab und beginnt ein neues, auf Wahrheit und Freiheit gegründetes Leben.

Hier zuerst spricht Ibsen es aus, daß Wahrheit und Freiheit die echten Stützen der Gesellschaft sind, denn in ihnen ist die natürliche Entwicklung des Menschengeistes.

Durch schwere Schicksale wird Konsul Bernick zur Erkenntnis und zur praktischen Durchführung dieses Gedankens gebracht. Diese Schicksale aber hat er sich dadurch heraufbeschworen, daß er eben jenen Gedanken zu Boden drückte. Denn indem Bernick nicht darnach strebt, wahre und freie Ver-

hältnisse zu begründen, sondern sich äußerlich reich und angesehen zu machen, hat er seine eigene Natur bei dieser Verdrehung der reinen Idee verdorben, und so muß er denn endlich seine ganze bisherige Lebensarbeit als elende Filigranarbeit erkennen. Seine selbstsüchtige Seele aber hat ihn auch kein echtes Familienleben kennen lassen, er hat seine Gattin kaum bemerkt und seinen Sohn kaum besessen. So hat seine eigene Trübung seine Umgebung trübe gemacht.

Hohl wie die Verhältnisse dieses als Stütze der Gesellschaft gepriesenen Mannes sind die anderen, ebenso anspruchsvoll hochgehaltenen. In der Gesellschaft zur Rettung verirrter Damen herrscht eine widernatürliche Moralisterei; skandalfrohe Neugier und Verleumdungssucht sind ihre Charakterzüge. Ihr pharisäischer Tugendstolz ist vor allem in ihrem Mittelpunkt, dem Hilfsprediger Rohrland, zum Ausdruck gekommen.

Die Stütze der kleinen Arbeiterwelt wiederum, der Schiffsbauer Auler, will auch aus Selbstsucht die neuen Maschinen nicht verwenden.

In diese unnatürlichen Verhältnisse kommt nun mit Johann und Lona ein kräftiger Hauch frischer, derber Ehrlichkeit und zerweht all' das Hohle. Das ist die tiefe Feinheit des dramatischen Baues: das Natursehnen in Bernicks Hause, vertreten durch ein junges Mädchen, Dina Torp, eine schöne, tiefe Schöpfung Ibsens, verbunden mit der von außen kommenden Natur sprengen die Unnatur. Und nun wird alles, vom Familienleben bis zu den größten äußeren Beziehungen, wahr regeneriert.

Neue Verhältnisse hat Ibsen hier an seinen Gedanken gemessen, und erstaunlich weiß er die Weite des herbeigezogenen Kreises klar und einig zu entwickeln. Der Konflikt von Natur und Unnatur, der Gegensatz von Sitte und Sittlichkeit tritt, wie in der „Nordischen Heerfahrt", hier in der modernen Welt bedeutsam hervor. Dann aber ist der Dichter von den psychologischen Grundanschauungen zu abstrakten, dieselben weiter entwickelnden Gedanken aufgestiegen.

Doch läßt sich nicht leugnen, daß in diesem Schauspiel die künstlerische Kraft nicht ganz zur angemessenen Verkörperung der Idee auszureichen scheint. Übertrieben, manchmal schwer glaublich sind die Vorbedingungen des Stückes, um das Lügenhafte in Bernicks Stellung recht hervorzuheben, und ebenso ist das Auftreten der Menschen und die Entwicklung der Ereignisse an manchen Stellen nicht ganz frei und natürlich, sondern gezwungen durch den Gedanken, der in dem Ganzen zum Ausdruck kommen soll.

Aus dem fast überreichen Leben in diesen beiden Dramen werden wir in die einfache, ruhige Welt „Noras" geführt.

Nora hat, um dem todkranken Gemahl eine Erholungsreise zu ermög-

lichen, die Unterschrift eines Wechsels gefälscht. Der Mensch, welcher ihr das Geld verschafft hat, ein abgewirtschafteter Rechtsanwalt, Günther mit Namen, entdeckt dies. Er ist ein Untergebener ihres Mannes, welcher ihn aus seiner Stellung entfernen will. Nora soll ihm helfen. Ein furchtbarer Kampf entspinnt sich. Endlich beschließt Nora zu sterben, damit ihr Mann nicht — wie sie von seiner Ehrenhaftigkeit bestimmt erwartet — nach Erkenntnis der Sachlage die Schuld auf sich nehme. Aber zu früh erfährt dieser ihre That, und nur auf seine persönliche Rettung bedacht, überschüttet er sie mit den bittersten Vorwürfen; da erkennt sie, wie hohl ihre ganze Ehe war, sie will, allein auf sich gestellt, sich zu einem echten Menschen bilden und verläßt ihren Gatten. Das ist der äußere Faden. Blicken wir auf das innere Gewebe.

Eins der Hauptprobleme Ibsens, die Ehe, ist hier im besonderen betrachtet, und es ist ein meisterhafter Griff, daß er eine scheinbar höchst glückliche, mustergiltige Ehe zum Vorwurf nimmt.

Von Anfang an entwickelt er das Werden der Nora. Sie wuchs mutterlos auf. In ihrer Jugend hat sie stets ihres Vaters Gedanken, in der Ehe stets den Geschmack des Gemahls teilen müssen. Bei dieser männischen Erziehung aber ist sie durchaus weiblich geblieben. Nur unklar übertrieben ist die weibliche, subjektive Art zum Subjektivismus. Sie beurteilt alles nur von sich aus. Sie weiß ganz genau, daß sie mit der Wechselfälschung etwas Strafbares begeht, sie weiß es, aber sie achtet den Eingriff des Gesetzes in ihr Ichleben nicht und überredet sich selbst immer mehr von ihrer Unschuld. Da tritt die Realität kalt und nackt gegen dieses Ich, und die Erziehung durchs Leben entwickelt in Nora den Grundzug des Frauencharakters, die Aufopferungsfähigkeit. Kraft dieser reißt sie sich von Mann und Kindern los, und als sie so bereits ganz auf sich allein steht, als sie in schwerem Kampfe auf Tod und Leben über sich selbst klar geworden, da durchschaut sie bei dem Wutausbruch des Mannes auch ihr vergangenes Leben, die Hohlheit ihrer Ehe, mit einem Blick — und aus ihrem Subjektivismus wird der Mut der Individualität. Sie erkennt ihre höchste Pflicht, die Pflicht gegen sich selbst: in eigener Gedankenarbeit über sich und das Leben Klarheit zu erringen. Diese letzte Entwicklung ist psychologisch wahr, wenn je eine wahr gewesen!

Noras Gatten, dem Bankdirektor Helmer, fehlt es zum Begründen einer wahren Ehe an der echten Liebe. Er ist im Grunde kalter Egoist, der nur sich bedenkt. So ward die Ehe kein Aufgehen in gegenseitiger, durchdringender Hingabe, sondern ein Zusammenleben, das heiter war, so lange keine Prüfung kam. Auch Helmer muß durch das Leben erzogen

werden. Frau Linden, die Freundin Noras, und Günther haben sich einst geliebt, und beider Lebensglück ist vernichtet, weil sie dieser Liebe nicht gefolgt sind. Aus Rücksicht auf Mutter und Bruder hat Frau Linden des Vorteils wegen eine andere Ehe geschlossen. Aber in schwerem Lebenskampfe hat sie erreicht, was Nora erst erringen muß: Klarheit und Festigkeit. Günther aber ist durch den Verlust der Geliebten in ein haltloses Leben und schließlich zum Verbrechen getrieben. Diese beiden Menschen wirken, unabhängig von einander, zusammen, das bisherige Leben Noras zu sprengen, Frau Linden, weil sie dessen Hohlheit durchschaut, Günther, um sich selbst zu retten. Ihre Vereinigung im letzten Akt deutet auf das Ziel der ganzen Entwicklung: geläutert durch Schicksalsfügungen, sind sie zu gemeinsamem Lebenswerk verbunden.

Auch Dr. Rank, der Hausfreund, hängt organisch mit dem Hauptproblem zusammen. Wie Nora durch des Vaters Schuld in ihrer geistigen Entwicklung verhindert ist, so ist Rank durch die lustigen Lieutenantsstreiche seines Vaters körperlich gebrochen. Helmer nennt ihn den düsteren Hintergrund für das sonnige Glück seiner Ehe, aber er ist ihr Bild. Sie ist wie er von Anfang an durch Schuld des Vaters krank, und ihre Auflösung tritt zugleich mit der seines Körpers ein. Die Grundzüge der Handlung sind in ihm symbolisch zusammengefaßt.

So lernen wir jede Gestalt, die sich vor uns bewegt, in ihrem ganzen Werden kennen. Nur von Helmers früherem Leben erfahren wir wenig, weil er stets derselbe war, und jede Gestalt ist eben in den Grundbedingungen ihres Daseins ein Element im Gesichtskreise der Handlung.

Eine neue Welt, die Welt des Selbst, der Individualität wird aus der alten Welt des Ich entwickelt. Mit wunderbarer Symbolik durchdringt dieser Gedanke die einzelnen Teile. „Nun sind wir verloren!“ ruft Nora aus, da tritt Frau Linden mit dem Maskenkostüm ein und sagt: „Ja! nun ist alles wieder in Ordnung.“ Wie grausam tritt Noras altes Leben dem neuen entgegen! Ebenso in dem wilden Tarantellatanz, während dessen die arme Frau mit Selbstmordgedanken und der Todesangst im Herzen ringt.

Und nun der wundersame Bau dieses Dramas! Scharf zweigeteilt sind alle Akte: der erste Teil schildert das alte Leben oder sucht es zu erhalten, der zweite führt das neue herbei. Und organisch wachsen in dem Bau die Gedanken fort.

Die sämtlichen Personen ferner gehen einsam ihren Weg, eben weil sie in der Welt des Ich leben; in Wahrheit ist jede allein mit sich beschäftigt, und nur der Grundgedanke, der alle eisern umklammert, einigt in seiner Entwicklung die Handlung. Und wie in ihrem Thun, so in dem Reden der

Menschen. Bei den Gesprächen tritt in Führung und Beurteilung der Gedanken keiner aus seinem beschränkten Gesichtskreise heraus, ein wirkliches Eingehen in den Gedankengang des anderen ist dabei unmöglich. Wunderbar hat der Dichter diese Art des Gesprächs, die wir im Leben fast stets beobachten, in seinem Drama nachgeschaffen.

Die allbeherrschende Grundentwicklung, welche durch das individuelle Frauengemüt Noras uns vor allem zugeleitet wird, giebt dem Ganzen Farbe und eine herrliche, umstrickende Stimmung. Die Erziehungsgedanken, die im „Bund der Jugend" zuerst hervortreten, Liebe und Ehe, sind hier umfassend dargestellt. Weitere abstrakte Formulierungen der Zukunftsgedanken finden wir hier weniger, aber weil die Entwicklung einer Frau, und vor allem ihrer Aufopferungsnatur im Mittelgrunde steht, so erhalten wir ein unschätzbares neues Element: eine reine Gemütstiefe, die vor allem die Schlußszene mit fast unheimlichem Ernst durchdringt.

(Schluß folgt.)

Mein Verkehr mit Henrik Ibsen.

Von Fritz Hammer.

(München.)

Es war im Café Maximilian. Seit Ibsen in München wohnt, ist er dort täglich zu sehen, bei jedem Wetter, abends zwischen $^1/_2 7$ und $^1/_2 8$, zu keiner andern Stunde, immer am zweiten oder dritten Tischchen rechts vom Eingang, gewöhnlich ganz allein, ein Seidel Bier oder ein Gläschen Cognac mit einer Wasserflasche vor sich, in der Hand ein Zeitungsblatt, über welches er meistens hinauslieſt mit seinem großen ruhigen Blick, denn die Menschen, die hier ein- und ausgehen, sind selbst eine Chronika, eine lebendige Zeitungssammlung, mindestens ebenso wichtig und interessant, wie das bedruckte Papier der Tagesblätter. Sehr oft sitzt Ibsen auch da wie ein steinerner Gast, unbeweglich, den Blick nach Innen gekehrt, die Lippen eingekniffen, die linke Hand auf dem Schenkel, die rechte leicht auf dem Marmortischchen ruhend, die Finger als hielten sie die Feder — wie in Gedanken am Werktisch, in absorbierender Denkarbeit. Dann steht er ruhig

auf, nimmt Stock, Cylinderhut, Handschuhe, die immer nebenan auf dem Stuhle liegen, und geht still zur Thür hinaus mit kurzen, leisen Schritten. Immer derselbe und immer wie ein Stück erhabener, unbewußter Natur, das zufällig in einem schwarzen Anzug steckt, eine Brille trägt und sich wie andere wohlerzogene, feingesittete Kulturmenschen gehabt, aber ohne eine Spur von Pose oder gewollter Auffälligkeit. Man sagt, daß er früher auch seine Ordensabzeichen im Knopfloch getragen habe. Das muß lange her sein, denn ich habe in den fünf Jahren meiner Bekanntschaft mit Ibsen nichts dergleichen an seinem Rocke bemerkt. Jedenfalls trug er die Dinger, wie man einen Anzug, eine Kravatte, einen Hemdknopf und sonstige Erzeugnisse der Bekleidungsphantasie trägt. Und wenn er die Dinger nicht mehr trägt, so kommt dies wohl daher, daß er sie einfach liegen ließ, nachdem ihn jemand darauf aufmerksam gemacht, daß gewisse Dummköpfe und andere landläufig gescheite Leute etwas Apartes und Geziertes darin hätten sehen und benörgeln wollen. Ich denke, wenn Ibsen in ein Land kommt, z. B. nach Frankreich, wo es Brauch ist, stets das Bändchen am Rock zu tragen, so steckt er's mit der nämlichen Ruhe wieder ins Knopfloch, mit der er's in München abgelegt hat.

Ich notiere diese Geringfügigkeit, denn sie ist charakteristisch für die obengenannten gewissen Dummköpfe und andern landläufig gescheiten Leute. Gott siehet das Herz an, lehrt die Bibel — und seine Ebenbilder betrachten den Anzug und das Knopfloch und schöpfen daraus die überlegene Weisheit, deren sie zu ihrer Gottähnlichkeit und Seligkeit bedürfen.

Also es war im Café Maximilian. Als ich daselbst Henrik Ibsen zum dritten Male gesehen hatte, faßte ich mir ein Herz, seine Einsamkeit zu stören; ich ging hin und stellte mich ihm vor. Er gab mir die Hand und blieb stehen; als das Formelle weggeredet war, lud er mich ein, mich zu ihm zu setzen. Er sprach in einem leisen, milden Ton, wobei sein sonst unbewegliches Gesicht einen ungemein gewinnenden, warmen Ausdruck bekam. Ich habe ihn seitdem nie anders sprechen hören.

Dann fragte er mich, wie die „Gesellschaft" stehe und was ich sonst mache. Dann plauderten wir von der Aufführung seiner „Nora". Ibsen ist kein Redner, er ist ein Plauderer, nicht im französischen Sinne des Causeurs, sondern im guten, schlichten, deutschen Sinn. Er beherrscht das Deutsche fast vollkommen, ohne fremde Färbung in der Aussprache. Er hat es schon daheim in seiner norwegischen Volksschule gelernt, wo Deutsch ein obligater Lehrgegenstand ist. Außerdem war seine Mutter eine Deutsche, seine Groß- und Urgroßmutter eine Deutsche, dann kam eine Schottin, aber die hatte wieder eine Deutsche zur Mutter gehabt. Ibsens einziger Sprö-

ling, der die diplomatische Laufbahn erwählte und jetzt bei der norwegischen Gesandtschaft in den Vereinigten Staaten beamtet ist, hat gleichfalls seine Schulung in Deutschland beschlossen, Gymnasium und Universität in München absolviert. Natürlich liest und spricht auch Frau Ibsen deutsch. Leider habe ich sie noch nicht gesehen. Sie scheint vollständig zurückgezogen zu leben.

Dies zur Kenntnisnahme für Diejenigen, die in Ibsen den ehrfurchtgebietenden germanischen Typus krampfhaft zum Ausländer stempeln möchten. Daß dieser gewaltige germanische Dichterdenker seine Werke norwegisch an- und abfaßt, ist selbstverständlich für diejenigen, die selbstschöpferisch begabt, einen geheimen Zugang zu den Mysterien echten Künstlergeistes haben. Ein Litteratur-Handwerker oder ein Imitations-Schriftsteller, ohne Zeugungsgeist, kann freilich in zwei, drei Zungen zugleich „dichten". Ibsen denkt und schreibt norwegisch und behandelt norwegische Stoffe schon um der Gewissenhaftigkeit und Reinheit willen, die er in jeder ernsten Lebensthätigkeit beobachtet. Wie einer der stärksten, ist er einer der keuschesten Geister des Jahrhunderts.

Ein andermal kam ich mit unseren Kollegen Baron A. G. und Baronin Bertha v. Suttner ins Maximilians-Café.

„Der dort mit der Löwenmähne?"

„Das ist Ibsen, liebe Freundin."

„— ? —"

„Natürlich stelle ich Sie mit dem größten Vergnügen vor. Die Verfasserin des ‚Inventariums einer Seele' darf nicht von München scheiden, ohne — und so weiter. Also bitte."

Nachdem ich die Herrschaften vorgestellt, zog ich mich zurück. Ich bin nicht Journalist genug, um trotzdem Wort für Wort vermelden zu können, was sie zusammen gesprochen haben.

Wahrheitsliebende Journalisten — so unglaublich es klingt, es soll immer noch welche geben, aber sie haben so wenig Renommee, daß man ihre Existenz für fabelhaft hält — haben mit Ibsen einen schweren Stand. Es ist nichts aus ihm herauszubringen, was sich in der großen Sensations-Presse verwerten ließe. Von sich und seinem Schaffen spricht er niemals aus eigenem Antriebe. Da muß man jedes Wort herauspumpen. Ich wette einen Hektoliter Salvator-Bock gegen eine Flasche Selterswasser, daß Ibsen niemals einem Reporter oder Interviewer ins Ohr geflüstert oder sonstwie zu verstehen gegeben hat: Ich schaffe Ewigkeitswerke — ich bin der verheißene Dichter-Messias — ich bin das und jenes — ich und meine Schule — ich und meine Anhänger — hängen Sie's gefälligst an die große Glocke!

Nein, für solchen publizistischen Ulk ist Ibsen niemals zu haben gewesen. Er schafft seine Dramen, wie der Baum Früchte und die Rose Blüten und Dornen trägt — und das übrige mag werden wie's will. Er ist froh nnd dankbar, wenn er verständige Anerkennung findet, und er murrt und zetert nicht, wenn die vorsorgliche deutsche Polizei die Aufführung seiner Stücke verbietet. Alles kommt, wie's kommen muß. Er schafft ruhig weiter im Bewußtsein seiner Kraft und der unanfechtbaren Berechtigung seiner Eigenart. Die Zeit wird ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er kann warten.

Ich begreife nicht, wie es verständigen Deutschen in den Sinn kommen mag, von einer „Ibsen-Mode" zu reden. Ibsen ist fünfzig Jahre alt geworden und die deutsche Presse hatte bis dahin kaum Notiz von ihm genommen, geschweige seine Leistungen einer eindringenden Analyse unterzogen. Ibsen ist sechzig Jahre alt geworden, hat ein bedeutsames Werk neben das andere gestellt — und ist der verhältnismäßig am wenigsten gespielte unter den Dramatikern von europäischer Bedeutung. „Ibsen-Mode!" In der Hauptstadt des Deutschen Reiches wurde eins seiner Dramen versuchsweise bei verschlossenen Thüren aufgeführt. Die Meininger haben, wenn's hoch kommt, zwei Stücke von ihm in ihrem Repertoire. Münchens Hoftheater, das sich bekanntlich durch kühne Initiative vor allen Hoftheatern deutscher Zunge auszeichnet, kennt nur drei Ibsen-Stücke, die hochpreisliche Wiener Burg gar keins. „Ibsen-Mode!" Etwa weil ein paar Feuilletons und Broschüren von jungen begeisterten Leuten in den letzten Jahren über ihn geschrieben worden sind?

Auf Emil Zolas Veranlassung hat das Théatre libre in Paris — eine Art dramatischer Versuchsanstalt — sich die „Gespenster" übersetzen lassen, um sie im Laufe des nächsten Winters aufzuführen. Louis de Hessem hat die Übersetzung besorgt und in einem ergebenen Schreiben an Ibsen um dessen spezielle Autorisation gebeten. Es vergingen Wochen, Monate — Louis de Hessem erhielt keine Antwort. Da wandte sich der Übersetzer an mich. Ich ging zu Ibsen, Hemmeter-Haus, Ecke der Kanal- und Maximilianstraße über zwei Stiegen. An der Thür ein viereckiges Stückchen Papier, das in Ibsens eigener Schrift „Dr. Henrik Ibsen" anzeigt. Ich läute ein, zwei, drei Mal. Jetzt öffnet er selbst, in der Hand die Stahlfeder, von der ein Tropfen Tinte auf die Diehle fällt. Es war vormittags, seine Arbeitszeit; er hatte sich vom Werktisch erhoben. Ich entschuldigte mich — und dann zur Sache! Louis de Hessem, Zola, Théatre libre, Autorisation.

Ibsen: „Freilich habe ich den Brief erhalten. Ach ja, ich habe noch nicht geantwortet. Es ist mir so schwer, ich brauche so viel Zeit zur Korre-

ſpondenz, und ich ſchreibe jetzt an meinem neuen Stück und habe keine Zeit. Was meinen Sie?"

Ich erklärte mich zur Vermittlung bereit.

„Ach, das iſt ſchön. Machen Sie alles, wie Sie's für das Beſte halten. Schreiben Sie in meinem Namen nach Paris. Sie erweiſen mir einen großen Dienſt. Ich bin ganz mit Ihnen einverſtanden."

Die Sache war erledigt.

Nun erlaubte ich mir noch einige Fragen nach dem neuen Stücke.

„Es ſpielt in Norwegen, Herr Doktor?"

„Natürlich in Norwegen, das kenne ich ja am beſten. Da bin ich ſicher."

„Haben Sie ſchon einen Titel dafür?"

„Nein, den habe ich noch nicht. Den finde ich erſt am Schluß und ich bin erſt beim vierten Akt."

„Das Drama behandelt gewiß wieder einen intereſſanten Konflikt?"

„Ja, ich glaube."

„Könnten Sie mir eine Andeutung —?"

„Das iſt unmöglich mit ein paar Worten zu machen. Das kann ich nicht. Es würde nur ein ſchiefes Bild geben. Erſt wenn alles fertig iſt. Ich habe den letzten Akt noch nicht."

„Spielt die Natur herein wie in der ‚Wildente' und ‚Rosmersholm'?"

„Jawohl, aber noch eigentümlicher. Die Menſchen in Norwegen werden von ihr noch intenſiver beſtimmt. Ich weiß nicht, ob man anderwärts gleich ein Verſtändnis dafür haben wird. Ich hoffe bis Ende Oktober fertig zu ſein, dann können Sie's leſen. Ich laſſe gleichzeitig die deutſche mit der norwegiſchen Ausgabe erſcheinen."

So plauderten wir noch eine Weile.

„Wiſſen Sie," ſagte ich, „unſer vortrefflicher Rudolf Schmidt in Kopenhagen wäre ſehr begierig, Ihre Meinung über ſeine letzte Novelle in der Geſellſchaft ‚Die jüngere Schweſter' zu hören."

„Ja, die werde ich leſen." Er griff nach einem Hefte der ‚Geſellſchaft', das auf dem Tiſche neben Max Kretzers Drama ‚Der bürgerliche Tod' lag. „Ich habe jetzt leider ſo wenig Zeit zum Leſen; wenn ich ſelbſt in einer großen Arbeit ſtecke, habe ich nur den Abend dazu, da ſchreibe ich nicht."

Und ſo noch über Allerlei, unter anderm über den Roman ‚Was die Iſar rauſcht', deſſen Widmung Ibſen freundlich angenommen.

Trotz mehrjähriger Bekanntſchaft war ich doch erſt zu ſeinem ſechzigſten Geburtstag zum erſtenmal in ſeine Wohnung gekommen. Hohe, helle, vornehme Gemächer, an den Wänden feierliche italieniſche Meiſterbilder in guten

Kopieen, dazwischen einige flotte Skizzen norwegischer Hellmaler, auf Tischen und Simsen Sträuße, blühende Topfpflanzen, auf den Stühlen umher lagen allerlei Geschenke ausgebreitet: Kunstwerke, Bücher, bemalte Fächer, Stickereien, Adressen. — — Und wie strahlte der Sechzigjährige vor Freude und Vergnügen über die Aufmerksamkeit teilnehmender Menschen!

„Es ist zuviel! Ich weiß gar nicht!" rief er ein ums andere Mal, mit der Hand auf die Fülle von Geschenken weisend.

Und die Märzsonne lachte durch die hohen Scheiben und die Blumen dufteten und das Geburtstagskind war so glücklich, umringt von Gratulanten!

„Mögen Ihnen noch viele solcher Tage in München beschieden sein. Sie bleiben doch in München?"

„Freilich bleibe ich! Es ist so schön hier und gut zu arbeiten. Ich gehe nicht mehr fort. Es ist mir wie eine zweite Heimat."

Bald darauf mußte ich wieder zu ihm. Ein junger sächsischer Offizier hatte ihn in einem feurigen Gedichte angesungen und mich gebeten, es ihm zu überreichen. Es wurde mit dem Pseudonym G. v. Ademar in der „Gesellschaft" abgedruckt.

„Ja, lieber Doktor Ibsen, dem jungen Deutschland haben Sie es nun doch angethan; da hilft kein Sträuben mehr, Sie müssen sich noch besingen lassen in allen Tonarten."

„Von einem Offizier! Das ist wirklich schön. Ich lasse den Herrn vielmals grüßen."

An einem stürmischen Winterabend, in der Maximilianstraße ein einziger toller Flockentanz, Schnee was vom Himmel hernieder wirbeln konnte — wandelte der junge norwegische Maler Frithjof Smith voll Sehnen und Ungeduld unter den Arkaden des Cafés auf und ab, als hätte er Lieb' im Leibe. Jetzt bohrte sich sein heißer Blick durch die Scheiben. Drinnen saß sein berühmter Landsmann an dem bekannten Tischchen, vor sich ein Glas Punsch . . . Welch' ein Bild zum malen! . . .

Aber die Geschichte ist zu lang. Ich erzähle sie ein andermal. —

Bahnwärter Thiel.

Novelliſtiſche Studie aus dem märkiſchen Kiefernforſt

von Gerhard Hauptmann.

(Zürich.)

I.

Allſonntäglich ſaß der Bahnwärter Thiel in der Kirche zu Neu-Zittau, ausgenommen die Tage, an denen er Dienſt hatte oder krank war und zu Bette lag. Im Verlaufe von zehn Jahren war er zweimal krank geweſen; das eine Mal infolge eines vom Tender einer Maſchine während des Vorbeifahrens herabgefallenen Stückes Kohle, welches ihn getroffen und mit zerſchmettertem Bein in den Bahngraben geſchleudert hatte; das andre Mal einer Weinflaſche wegen, die aus dem vorüberraſenden Schnellzuge und mitten auf ſeine Bruſt geflogen war. Außer dieſen beiden Unglücksfällen hatte nichts vermocht, ihn, ſo bald er frei war, von der Kirche fern zu halten.

Die erſten fünf Jahre hatte er den Weg von Schön-Schornſtein, einer Kolonie an der Spree, herüber nach Neu-Zittau allein machen müſſen. Eines ſchönen Tages war er dann in Begleitung eines ſchmächtigen und kränklich ausſehenden Frauenzimmers erſchienen, die, wie die Leute meinten, zu ſeiner herkuliſchen Geſtalt wenig gepaßt hatte. Und wiederum eines ſchönen Sonntag nachmittags reichte er dieſer ſelben Perſon am Altare der Kirche feierlich die Hand zum Bunde fürs Leben. Zwei Jahre nun ſaß das junge, zarte Weib ihm zur Seite in der Kirchenbank; zwei Jahre blickte ihr hohlwangiges, feines Geſicht neben ſeinem vom Wetter gebräunten in das uralte Geſangbuch —; und plötzlich ſaß der Bahnwärter wieder allein wie zuvor.

An einem der vorangegangenen Wochentage hatte die Sterbeglocke geläutet, das war das Ganze.

An dem Wärter hatte man, wie die Leute verſicherten, kaum eine Veränderung wahrgenommen. Die Knöpfe ſeiner ſaubren Sonntagsuniform waren ſo blank geputzt, als je zuvor, ſeine roten Haare ſo wohl geölt und militäriſch geſcheitelt wie immer, nur daß er den breiten, behaarten Nacken ein wenig geſenkt trug und noch eifriger der Predigt lauſchte oder ſang, als er es früher gethan hatte. Es war die allgemeine Anſicht, daß ihm der Tod ſeiner Frau nicht ſehr nahe gegangen ſei, und dieſe Anſicht erhielt eine

Bekräftigung, als sich Thiel nach Verlauf eines Jahres zum zweiten Male und zwar mit einem dicken und starken Frauenzimmer, einer Kuhmagd aus Alte-Grund, verheiratete.

Auch der Pastor gestattete sich, als Thiel die Trauung anmelden kam, einige Bedenken zu äußern:

„Ihr wollt also schon wieder heiraten?"

„Mit der Toten kann ich nicht wirtschaften, Herr Prediger!"

„Nun ja wohl — aber ich meine — Ihr eilt ein wenig."

„Der Junge geht mir d'rauf, Herr Prediger."

Thiels Frau war im Wochenbett gestorben, und der Junge, welchen sie zur Welt gebracht, lebte und hatte den Namen Tobias erhalten.

„Ach so, der Junge," sagte der Geistliche und machte eine Bewegung, die deutlich zeigte, daß er sich des Kleinen erst jetzt erinnere. „Das ist etwas andres — wo habt Ihr ihn denn untergebracht, während Ihr im Dienst seid?"

Thiel erzählte nun, wie er Tobias einer alten Frau übergeben, die ihn einmal beinahe habe verbrennen lassen, während er ein andres Mal von ihrem Schoß auf die Erde gekugelt sei, ohne glücklicherweise mehr als eine große Beule davon zu tragen. Das könne nicht so weiter gehen, meinte er, zudem, da der Junge, schwächlich wie er sei, eine ganz besondre Pflege benötige. Deswegen und ferner weil er der Verstorbenen in die Hand gelobt, für die Wohlfahrt des Jungen zu jeder Zeit ausgiebig Sorge zu tragen, habe er sich zu dem Schritte entschlossen. —

Gegen das neue Paar, welches nun allsonntäglich zur Kirche kam, hatten die Leute äußerlich durchaus nichts einzuwenden. Die frühere Kuhmagd schien für den Wärter wie geschaffen. Sie war kaum einen halben Kopf kleiner wie er und übertraf ihn an Gliederfülle, auch war ihr Gesicht ganz so grob geschnitten, wie das seine, nur daß ihm im Gegensatz zu dem des Wärters die Seele abging.

Wenn Thiel den Wunsch gehegt hatte, in seiner zweiten Frau eine unverwüstliche Arbeiterin, eine musterhafte Wirtschafterin zu haben, so war dieser Wunsch in überraschender Weise in Erfüllung gegangen. Drei Dinge jedoch hatte er, ohne es zu wissen, mit seiner Frau in Kauf genommen: eine harte, herrschsüchtige Gemütsart, Zanksucht und brutale Leidenschaftlichkeit. Nach Verlauf eines halben Jahres war es ortsbekannt, wer in dem Häuschen des Wärters das Regiment führte. Man bedauerte den Wärter.

Es sei ein Glück für „das Mensch", daß sie ein so gutes Schaf wie den Thiel zum Manne bekommen habe, äußerten die aufgebrachten Ehemänner; es gäbe welche, bei denen sie greulich anlaufen würde. So ein „Tier" müsse doch kirre zu machen sein, meinten sie, und wenn es nicht

anders ginge, denn mit Schlägen. Durchgewalkt müsse sie werden, aber dann gleich so, daß es zöge.

Davon aber war Thiel trotz seiner sehnigen Arme weit entfernt. Das, worüber sich die Leute ereiferten, schien ihm wenig Kopfzerbrechen zu machen. Die endlosen Predigten seiner Frau ließ er gewöhnlich wortlos über sich ergehen, und wenn er einmal antwortete, so stand das schleppende Zeitmaß, sowie der leise, kühle Ton seiner Rede in seltsamstem Gegensatz zu dem kreischenden Gekeif seiner Frau. Die Außenwelt schien ihm wenig anhaben zu können, es war, als trüge er etwas in sich, wodurch er alles Böse, was sie ihm anthat, reichlich mit Gutem aufgewogen erhielt.

Trotz seines unverwüstlichen Phlegmas hatte er doch Augenblicke, in denen er nicht mit sich spaßen ließ. Es war dies immer anläßlich solcher Dinge, die Tobiäschen betrafen. Sein kindgutes, nachgiebiges Wesen gewann dann einen Anstrich von Festigkeit, dem selbst ein so unzähmbares Gemüt wie das Lenes nicht entgegen zu treten wagte.

Die Augenblicke indes, darin er diese Seite seines Wesens herauskehrte, wurden mit der Zeit immer seltener und verloren sich zuletzt ganz. Ein gewisser leidender Widerstand, den er der Herrschsucht Lenens während des ersten Jahres entgegen gesetzt, verlor sich ebenfalls im zweiten. Er ging nicht mehr mit der früheren Gleichgültigkeit zum Dienst, nachdem er einen Auftritt mit ihr gehabt, wenn er sie nicht vorher besänftigt hatte. Er ließ sich am Ende nicht selten herab, sie zu bitten, doch wieder gut zu sein. — Nicht wie sonst mehr war ihm sein einsamer Posten inmitten des märkischen Kiefernhorstes sein liebster Aufenthalt. Die stillen, hingebenden Gedanken an sein verstorbenes Weib wurden von denen an die Lebende durchkreuzt. Nicht widerwillig, wie die erste Zeit, trat er den Heimweg an, sondern mit leidenschaftlicher Hast, nachdem er vorher oft Stunden und Minuten bis zur Zeit der Ablösung gezählt hatte.

Er, der mit seinem ersten Weibe durch eine mehr vergeistigte Liebe verbunden gewesen war, geriet durch die Macht roher Triebe in die Gewalt seiner zweiten Frau und wurde zuletzt in Allem fast unbedingt von ihr abhängig. — Zu Zeiten empfand er Gewissensbisse über diesen Umschwung der Dinge, und er bedurfte einer Anzahl außergewöhnlicher Hilfsmittel, um sich darüber hinweg zu helfen. So erklärte er sein Wärterhäuschen und die Bahnstrecke, die er zu besorgen hatte, insgeheim gleichsam für geheiligtes Land, welches ausschließlich den Manen der Todten gewidmet sein sollte. Mit Hülfe von allerhand Vorwänden war es ihm in der That bisher gelungen, seine Frau davon abzuhalten, ihn dahin zu begleiten.

Er hoffte es auch fernerhin thun zu können. Sie hätte nicht gewußt,

welche Richtung sie einschlagen sollte, um seine „Bude", deren Nummer sie nicht einmal kannte, aufzufinden.

Dadurch daß er die ihm zu Gebote stehende Zeit somit gewissenhaft zwischen die Lebende und Tote zu teilen vermochte, beruhigte Thiel sein Gewissen in der That.

Oft freilich und besonders in Augenblicken einsamer Andacht, wenn er recht innig mit der Verstorbenen verbunden gewesen war, sah er seinen jetzigen Zustand im Lichte der Wahrheit und empfand davor Ekel.

Hatte er Tagdienst, so beschränkte sich sein geistiger Verkehr mit der Verstorbenen auf eine Menge lieber Erinnerungen aus der Zeit seines Zusammenlebens mit ihr. Im Dunkel jedoch, wenn der Schneesturm durch die Kiefern und über die Strecke raste, in tiefer Mitternacht beim Scheine seiner Laterne, da wurde das Wärterhäuschen zur Kapelle.

Eine verblichene Photographie der Verstorbenen vor sich auf dem Tisch, Gesangbuch und Bibel aufgeschlagen, las und sang er abwechselnd die lange Nacht hindurch, nur von den in Zwischenräumen vorbei tobenden Bahnzügen unterbrochen, und geriet hierbei in eine Extase, die sich zu Gesichten steigerte, in denen er die Tote leibhaftig vor sich sah.

Der Posten, welchen der Wärter nun schon zehn volle Jahre ununterbrochen inne hatte, war aber in seiner Abgelegenheit dazu angethan, die mystischen Neigungen des Wärters zu fördern.

Nach allen vier Windrichtungen mindestens durch einen dreiviertel stündigen Weg von jeder menschlichen Wohnung entfernt, lag die Bude inmitten des Forstes dicht neben einem Bahnübergang, dessen Barrieren der Wärter zu bedienen hatte.

Im Sommer vergingen Tage, im Winter Wochen, ohne daß ein menschlicher Fuß, außer denen des Wärters und seines Kollegen die Strecke passierte. Das Wetter und der Wechsel der Jahreszeiten brachten in ihrer periodischen Wiederkehr fast die einzige Abwechslung in diese Einöde. Die Ereignisse, welche im übrigen den regelmäßigen Ablauf der Dienstzeit Thiels außer den beiden Unglücksfällen unterbrochen hatten, waren unschwer zu überblicken. Vor vier Jahren war der kaiserliche Extrazug, der den Kaiser nach Breslau gebracht hatte, vorüber gejagt. In einer Winternacht hatte der Schnellzug einen Rehbock überfahren. An einem heißen Sommertage hatte Thiel bei seiner Streckenrevision eine verkorkte Weinflasche gefunden, die sich glühend heiß anfaßte, und deren Inhalt deshalb von Thiel für sehr gut gehalten wurde, weil er nach Entfernung des Korkes einer Fontaine gleich herausquoll, also augenscheinlich gegohren war. Diese Flasche, von Thiel in den seichten Rand eines Waldsees gelegt, um abzukühlen, war von

dort auf irgend welche Weise abhanden gekommen, so daß Thiel noch nach Jahren ihren Verlust bedauern mußte.

Einige Zerstreuung vermittelte dem Wärter ein Brunnen dicht hinter seinem Häuschen. Von Zeit zu Zeit nahmen in der Nähe beschäftigte Bahn- oder Telegraphenarbeiter einen Trunk daraus, wobei natürlich ein kurzes Gespräch mit unterlief. Auch der Förster kam zuweilen, um seinen Durst zu löschen.

Tobias entwickelte sich nur langsam, erst gegen Ablauf seines zweiten Lebensjahres lernte er notdürftig sprechen und gehen. Dem Vater bewies er eine ganz besondere Zuneigung. Wie er verständiger wurde, erwachte auch die alte Liebe des Vaters wieder. In dem Maße, wie diese zunahm, verringerte sich die Liebe der Stiefmutter zu Tobias und schlug sogar in unverkennbare Abneigung um, als Lene nach Verlauf eines neuen Jahres ebenfalls einen Jungen gebar.

Von da ab begann für Tobias eine schlimme Zeit; er wurde besonders in Abwesenheit des Vaters unaufhörlich geplagt und mußte ohne die geringste Belohnung dafür seine schwachen Kräfte im Dienste des kleinen Schreihalses einsetzen, wobei er sich mehr und mehr aufrieb. Sein Kopf bekam einen ungewöhnlichen Umfang, die brandroten Haare und das kreidige Gesicht darunter machten einen unschönen und im Verein mit der übrigen kläglichen Gestalt erbarmungswürdigen Eindruck. Wenn sich der zurückgebliebene Tobias solcher Gestalt, das kleine, von Gesundheit strotzende Brüderchen auf dem Arme, hinunter zur Spree schleppte, so wurden hinter den Fenstern der Hütten Verwünschungen genug laut, die sich jedoch niemals hervorwagten. Thiel aber, welchen die Sache doch vor allem anging, schien keine Augen für sie zu haben und wollte auch die Winke nicht verstehen, welche ihm von wohlmeinenden Nachbarsleuten gegeben wurden.

II.

An einem Junimorgen gegen sieben Uhr kam Thiel aus dem Dienst. Seine Frau hatte nicht so bald ihre Begrüßung beendet, als sie schon in gewohnter Weise zu lamentieren begann. Der Pachtacker, welcher bisher den Kartoffelbedarf der Familie gedeckt hatte, war vor Wochen gekündigt worden, ohne daß es Lenen bisher gelungen war, einen Ersatz dafür ausfindig zu machen. Wenngleich nun die Sorge um den Acker zu ihren Obliegenheiten gehörte, so mußte doch Thiel einmal übers andere hören, daß niemand als er daran Schuld sei, wenn man in diesem Jahre zehn Sack

Kartoffeln für schweres Geld kaufen müsse. Thiel brummte nur und begab sich, Lenens Reden wenig Beachtung schenkend, sogleich an das Bett seines Ältesten, welches er in den Nächten, wo er nicht im Dienst war, mit ihm teilte. Hier ließ er sich nieder und beobachtete mit einem sorglichen Ausdruck seines guten Gesichts das schlafende Kind, welches er, nachdem er die zudringlichen Fliegen eine Weile von ihm abgehalten, schließlich weckte. In den blauen, tiefliegenden Augen des Erwachenden malte sich eine rührende Freude, er griff hastig nach der Hand des Vaters, indes sich seine Mundwinkel zu einem kläglichen Lächeln verzogen. Der Wärter half ihm sogleich beim Anziehen der wenigen Kleidungsstücke, wobei plötzlich etwas wie ein Schatten durch seine Mienen lief, als er bemerkte, daß sich auf der rechten, ein wenig angeschwollnen Backe einige Fingerspuren weiß in rot abzeichneten.

Als Lene beim Frühstück mit vergrößertem Eifer auf vorberegte Wirtschaftsangelegenheit zurückkam, schnitt er ihr das Wort ab mit der Nachricht, daß ihm der Bahnmeister ein Stück Land längs des Bahndammes in unmittelbarer Nähe des Wärterhauses umsonst überlassen habe, angeblich weil es ihm, dem Bahnmeister, zu abgelegen sei.

Lene wollte das anfänglich nicht glauben, nach und nach wichen jedoch ihre Zweifel, und nun geriet sie in merklich gute Laune. Ihre Fragen nach Größe und Güte des Ackers, sowie andre mehr verschlangen sich förmlich, und als sie erfuhr, daß bei alledem noch zwei Zwergobstbäume darauf stünden, wurde sie rein närrisch. Als nichts mehr zu erfragen übrig blieb, zudem die Thürglocke des Krämers, die man, beiläufig gesagt, in jedem einzelnen Hause des Ortes vernehmen konnte, unaufhörlich anschlug, schoß sie davon, um die Neuigkeit im Örtchen auszusprengen.

Während Lene in die dunkle, mit Waaren überfüllte Kammer des Krämers kam, beschäftigte sich der Wärter daheim ausschließlich mit Tobias. Der Junge saß auf seinen Knieen und spielte mit einigen Kieferzapfen, die Thiel mit aus dem Walde gebracht hatte.

„Was willst Du werden?“ fragte ihn der Vater, und diese Frage war stereotyp, wie die Antwort des Jungen: „ein Bahnmeister“. Es war keine Scherzfrage, denn die Träume des Wärters verstiegen sich in der That in solche Höhen, und er hegte allen Ernstes den Wunsch und die Hoffnung, daß aus Tobias mit Gottes Hilfe etwas Außergewöhnliches werden sollte. Sobald die Antwort „ein Bahnmeister“ von den blutlosen Lippen des Kleinen kam, der natürlich nicht wußte, was sie bedeuten sollte, begann Thiels Gesicht sich aufzuhellen, bis es förmlich strahlte von innerer Glückseligkeit.

„Geh Tobias, geh spielen!“ sagte er kurz darauf, indem er eine Pfeife

Tabak mit einem im Herdfeuer entzündeten Spahn in Brand steckte, und der Kleine drückte sich alsbald in scheuer Freude zur Thüre hinaus. Thiel entkleidete sich, ging zu Bett und entschlief, nachdem er geraume Zeit gedankenvoll die niedrige und rissige Stubendecke angestarrt hatte. Gegen 12 Uhr Mittags erwachte er, kleidete sich an und ging, während seine Frau in ihrer lärmenden Weise das Mittagbrod bereitete, hinaus auf die Straße, wo er Tobiaschen sogleich aufgriff, der mit den Fingern Kalk aus einem Loche in der Wand kratzte und in den Mund steckte. Der Wärter nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm an den etwa acht Häuschen des Ortes vorüber bis hinunter zur Spree, die schwarz und glasig zwischen schwach belaubten Pappeln lag. Dicht am Rande des Wassers befand sich ein Granitblock, auf welchen Thiel sich niederließ.

Der ganze Ort hatte sich gewöhnt, ihn bei nur irgend erträglichem Wetter an dieser Stelle zu erblicken, die Kinder besonders hingen an ihm, nannten ihn „Vater Thiel" und wurden von ihm in mancherlei Spielen unterrichtet, deren er sich aus seiner Jugendzeit erinnerte. Das Beste jedoch von dem Inhalt seiner Erinnerungen war für Tobias, er schnitzelte ihm Fitschepfeile, die höher flogen wie die aller anderen Jungen, er schnitt ihm Weidenpfeifchen und ließ sich sogar herbei, mit seinem verrosteten Baß das Beschwörungslied zu singen, während er mit dem Horngriff seines Taschenmessers die Rinde lose klopfte.

Die Leute verübelten ihm seine Läppschereien, es war ihnen unerfindlich, wie er sich mit den Rotznasen so viel abgeben konnte. Im Grunde durften sie jedoch damit zufrieden sein, denn die Kinder waren unter seiner Obhut gut aufgehoben, überdies nahm Thiel auch ernste Dinge mit ihnen vor, hörte den Großen ihre Schulaufgaben ab, half ihnen beim Lernen der Bibel- und Gesangbuchverse und buchstabierte mit den Kleinen „a" — „b" — „ab", „d" — „u" — „du", und so fort.

Nach dem Mittagessen legte sich der Wärter abermals zu kurzer Ruhe nieder; nachdem sie beendigt, trank er den Nachmittagskaffee und begann gleich darauf sich für den Gang in den Dienst vorzubereiten. Er brauchte dazu, wie zu allen seinen Verrichtungen, viel Zeit; jeder Handgriff war seit Jahren geregelt, in stets gleicher Reihenfolge wanderten die sorgsam auf der kleinen Nußbaumkomode ausgebreiteten Gegenstände: Messer, Notizbuch, Kamm, ein Pferdezahn, die alte eingekapselte Uhr in die Taschen seiner Kleider. Ein kleines, in rotes Papier eingeschlagenes Büchelchen wurde mit besonderer Sorgfalt behandelt, es lag während der Nacht unter dem Kopfkissen des Wärters und wurde am Tage von ihm stets in der Brusttasche des Dienstrockes herum getragen. Auf der Etiquette unter dem Um-

schlag stand in unbeholfenen, aber verschnörkelten Schriftzügen, von Thiels Hand geschrieben, Sparkassenbuch des Tobias Thiel.

Die Wanduhr mit dem langen Pendel und dem gelbsüchtigen Zifferblatt zeigte dreiviertel fünf, als Thiel fortging. Ein kleiner Kahn, sein Eigentum, brachte ihn über den Fluß. Am jenseitigen Spreeufer blieb er einige Male stehen und lauschte nach dem Ort zurück. Endlich bog er in einen breiten Waldweg und befand sich nach wenigen Minuten inmitten des tiefaufrauschenden Kiefernforstes, dessen Nadelmassen einem schwarzgrünen, wellenwerfenden Meere glichen. Unhörbar wie auf Filz schritt er über die feuchte Moos- und Nadelschicht des Waldbodens. Er fand seinen Weg ohne aufzublicken, hier durch die rostbraunen Säulen des Hochwaldes, dort weiterhin durch dicht verschlungenes Jungholz, noch weiter über ausgedehnte Schonungen, die von einzelnen hohen und schlanken Kiefern überschattet wurden, welche man zum Schutze für den Nachwuchs aufbehalten hatte. Ein bläulicher, durchsichtiger, mit allerhand Düften geschwängerter Dunst stieg aus der Erde auf und ließ die Formen der Bäumen verwaschen erscheinen. Ein schwerer, milchiger Himmel hing tief herab über die Baumwipfel, Krähenschwärme badeten gleichsam im Grau der Luft, unaufhörlich ihre knarrenden Rufe ausstoßend; schwarze Wasserlachen füllten die Vertiefungen des Weges und spiegelten die trübe Natur noch trüber wieder.

„Ein fruchtbares Wetter," dachte Thiel, als er aus tiefem Nachdenken erwachte und aufschaute.

Plötzlich jedoch bekamen seine Gedanken eine andere Richtung, er fühlte dunkel, daß er etwas daheim vergessen haben müsse, und wirklich vermißte er beim Durchsuchen seiner Taschen das Butterbrod, welches er der langen Dienstzeit halber stets mitzunehmen genötigt war. Unschlüssig blieb er eine Weile stehen, wandte sich dann aber plötzlich und eilte in der Richtung des Dorfes zurück.

In kurzer Zeit hatte er die Spree erreicht, setzte mit wenigen kräftigen Ruderschlägen über und stieg gleich darauf, am ganzen Körper schwitzend, die sanft ansteigende Dorfstraße hinauf. Der alte schäbige Pudel des Krämers lag mitten auf der Straße, auf dem getheerten Plankenzaune eines Kossätenhofes saß eine Nebelkrähe, sie spreizte die Federn, schüttelte sich, nickte, stieß ein ohrenzerreißendes „Krä", „krä", aus und erhob sich mit pfeifendem Flügelschlag, um sich vom Winde in der Richtung des Forstes davontreiben zu lassen.

Von den Bewohnern der kleinen Kolonie, etwa zwanzig Fischern und Waldarbeitern mit ihren Familien, war nichts zu sehen.

Der Ton einer kreischenden Stimme unterbrach die Stille so laut und

schrill, daß der Wärter unwillkürlich mit laufen inne hielt. Ein Schwall heftig herausgestoßner, mißtönender Laute schlug an sein Ohr, die aus dem offnen Giebelfenster eines niedrigen Häuschens zu kommen schienen, welches er nur zu wohl kannte.

Das Geräusch seiner Schritte nach Möglichkeit dämpfend, schlich er sich näher und unterschied nun ganz deutlich die Stimme seiner Frau. Nur noch wenige Bewegungen, und die meisten ihrer Worte wurden ihm verständlich.

„Was, Du unbarmherziger, herzloser Schuft! soll sich das elende Wurm die Plautze ausschreien vor Hunger? — wie? — na wart nur, wart, ich will Dich lehren aufpassen! — Du sollst dran denken.“ Einige Augenblicke blieb es still, dann hörte man ein Geräusch, wie wenn Kleidungsstücke ausgeklopft würden, unmittelbar darauf entlud sich ein neues Hagelwetter von Schimpfworten.

„Du erbärmlicher Grünschnabel,“ scholl es im schnellsten Tempo herunter, „meinst Du, ich sollte mein leibliches Kind wegen solch einem Jammerlappen, wie Du bist, verhungern lassen?“ „Halts Maul!“ schrie es, als ein leises Wimmern hörbar wurde, „oder Du sollst eine Portion kriegen, an der Du acht Tage zu fressen hast.“

Das Wimmern verstummte nicht.

Der Wärter fühlte wie sein Herz in schweren, unregelmäßigen Schlägen ging; er begann leise zu zittern, seine Blicke hingen wie abwesend am Boden fest, und die plumpe und harte Hand strich mehrmals ein Büschel nasser Haare zur Seite, das immer von neuem in die sommersprossige Stirne hinein fiel.

Einen Augenblick drohte es ihn zu überwältigen. Es war ein Krampf, der die Muskeln schwellen machte und die Finger der Hand zur Faust zusammen zog. Es ließ nach und dumpfe Mattigkeit blieb zurück.

Unsichren Schrittes trat der Wärter in den engen, ziegelgepflasterten Hausflur, müde und langsam erklomm er die knarrende Holzstiege.

„Pfui, pfui, pfui!“ hob es wieder an, dabei hörte man, wie Jemand dreimal hinter einander mit allen Zeichen der Wut und Verachtung ausspie. „Du erbärmlicher, niederträchtiger, hinterlistiger, hämischer, feiger, gemeiner Lümmel.“ Die Worte folgten einander in steigender Betonung, und die Stimme, welche sie herausstieß, schnappte zuweilen über vor Anstrengung. „Meinen Buben willst Du schlagen, was? Du elende Göhre unterstehst Dich, das arme, hilflose Kind aufs Maul zu schlagen? — wie? — he wie? — Ich will mich nur nicht dreckig machen an Dir, sonst — . . .“

In diesem Augenblick öffnete Thiel die Thür des Wohnzimmers, wes-

halb der erschrocknen Frau das Ende des begonnenen Satzes in der Kehle stecken blieb. Sie war kreidebleich vor Zorn, ihre Lippen zuckten bösartig, sie hatte die Rechte erhoben, senkte sie und griff nach dem Milchtopf, aus dem sie ein Kinderfläschchen voll zu füllen versuchte. Sie ließ jedoch diese Arbeit, da der größte Teil der Milch über den Flaschenhals auf den Tisch rann, halb verrichtet, griff vollkommen fassungslos vor Erregung bald nach diesem, bald nach jenem Gegenstand, ohne ihn länger als einige Augenblicke festhalten zu können und ermannte sich endlich soweit, ihren Mann heftig anzulassen: Was es denn heißen solle, daß er um diese ungewöhnliche Zeit nach Hause käme, er würde sie doch nicht etwa gar belauschen wollen, „das wäre noch das letzte," meinte sie, und gleich darauf, sie habe ein reines Gewissen und brauche vor niemand die Augen niederzuschlagen.

Thiel hörte kaum, was sie sagte; seine Blicke streiften flüchtig das heulende Tobiäschen, einen Augenblick schien es, als müsse er gewaltsam etwas furchtbares zurück halten, was in ihm aufstieg; dann legte sich über die gespannten Mienen plötzlich das alte Phlegma, von einem verstohlnen begehrlichen Aufblitzen der Augen seltsam belebt. Sekundenlang spielte sein Blick über den starken Gliedmaßen seines Weibes, das, mit abgewandtem Gesicht herumhantierend, noch immer nach Fassung suchte. Ihre vollen, halbnackten Brüste blähten sich vor Erregung und drohten das Mieder zu sprengen, und ihre aufgerafften Röcke ließen die breiten Hüften noch breiter erscheinen. Eine Kraft schien von dem Weibe auszugehen, unbezwingbar, unentrinnbar, der Thiel sich nicht gewachsen fühlte.

Leicht, gleich einem feinen Spinngewebe und doch fest, wie ein Netz von Eisen legte es sich um ihn, fesselnd, überwindend, erschlaffend. Er hätte in diesem Zustand überhaupt kein Wort an sie zu richten vermocht, am allerwenigsten ein hartes, und so mußte Tobias, der Thränen gebadet und verängstet in einer Ecke hockte, sehen, wie der Vater, ohne auch nur weiter nach ihm umzuschauen, das vergess'ne Brot von der Ofenbank nahm, es der Mutter als einzige Erklärung hinhielt und mit einem kurzen, zerstreuten Kopfnicken sogleich wieder verschwand.

III.

Obgleich Thiel den Weg in seine Waldeinsamkeit mit möglichster Eile zurücklegte, kam er doch erst fünfzehn Minuten nach der ordnungsmäßigen Zeit an den Ort seiner Bestimmung.

Der Hilfswärter, ein infolge des bei seinem Dienst unumgänglichen,

schnellen Temperaturwechsels schwindsüchtig gewordener Mensch, der mit ihm im Dienste abwechselte, stand schon fertig zum Aufbruch auf der kleinen, sandigen Plattform des Häuschens, dessen große Nummer schwarz auf weiß weithin durch die Stämme leuchtete.

Die beiden Männer reichten sich die Hände, machten sich einige kurze Mitteilungen und trennten sich. Der Eine verschwand im Innern der Bude, der Andre ging quer über die Strecke, die Fortsetzung jener Straße benutzend, welche Thiel gekommen war. Man hörte sein krampfhaftes Husten erst näher, dann ferner durch die Stämme, und mit ihm verstummte der einzige menschliche Laut in dieser Einöde. Thiel begann wie immer so auch heute damit, das enge, viereckige Steingebauer der Wärterbude auf seine Art für die Nacht herzurichten. Er that es mechanisch, während sein Geist mit dem Eindruck der letzten Stunden beschäftigt war. Er legte sein Abendbrot auf den schmalen, braungestrichnen Tisch an einem der beiden schlitzartigen Seitenfenster, von denen aus man die Strecke bequem übersehen konnte. Hierauf entzündete er in dem kleinen, rostigen Öfchen ein Feuer und stellte einen Topf kalten Wassers darauf. Nachdem er schließlich noch in die Gerätschaften Schaufel, Spaten, Schraubstock ꝛc. einige Ordnung gebracht hatte, begab er sich ans Putzen seiner Laterne, die er zugleich mit frischem Petroleum versorgte.

Als dies geschehen war, meldete die Glocke mit drei schrillen Schlägen, die sich wiederholten, daß ein Zug in der Richtung von Breslau her aus der nächstliegenden Station abgelassen sei. Ohne die mindeste Hast zu zeigen, blieb Thiel noch eine gute Weile im Innern der Bude, trat endlich, Fahne und Patronentasche in der Hand, langsam ins Freie und bewegte sich trägen und schlürfenden Ganges über den schmalen Sandpfad, dem etwa zwanzig Schritt entfernten Bahnübergang zu. Die Barrieren desselben schloß und öffnete Thiel vor und nach jedem Zuge gewissenhaft, obgleich der Weg nur selten von Jemand passiert wurde.

Er hatte seine Arbeit beendet und lehnte jetzt wartend an der schwarzweißen Sperrstange.

Die Strecke schnitt rechts und links gradlienig in den unabsehbaren, grünen Forst hinein; zu ihren beiden Seiten stauten die Nadelmassen gleichsam zurück, zwischen sich eine Gasse frei lassend, die der rötlich braune kiesbestreute Bahndamm ausfüllte. Die schwarzen, parallellaufenden Gleise darauf glichen in ihrer Gesamtheit einer ungeheuren, eisernen Netzmasche, deren schmale Strähne sich im äußersten Süden und Norden in einem Punkte des Horizontes zusammenzogen.

Der Wind hatte sich erhoben und trieb leise Wellen den Waldrand

hinunter und in die Ferne hinein. Aus den Telegraphenstangen, die die Strecke begleiteten, tönten summende Akkorde. Auf den Drähten, die sich wie das Gewebe einer Riesenspinne von Stange zu Stange fortrankten, klebten in dichten Reihen Scharen zwitschernder Vögel. Ein Specht flog lachend über Thiels Kopf weg, ohne daß er eines Blickes gewürdigt wurde.

Die Sonne, welche soeben unter dem Rande mächtiger Wolken herabhing, um in das schwarzgrüne Wipfelmeer zu versinken, goß Ströme von Purpur über den Forst. Die Säulenarkaden der Kiefernstämme jenseit des Dammes entzündeten sich gleichsam von Innen heraus und glühten wie Eisen.

Auch die Gleise begannen zu glühen, feurigen Schlangen gleich, aber sie erloschen zuerst; und nun stieg die Glut langsam vom Erdboden in die Höhe, erst die Schäfte der Kiefern, weiter den größten Teil ihrer Kronen in kaltem Verwesungslichte zurücklassend, zuletzt nur noch den äußersten Rand der Wipfel mit einem rötlichen Schimmer streifend. Lautlos und feierlich vollzog sich das erhabene Schauspiel. Der Wärter stand noch immer regungslos an der Barriere, endlich trat er einen Schritt vor, ein dunkler Punkt am Horizonte, da wo die Gleise sich trafen, vergrößerte sich. Von Sekunde zu Sekunde wachsend, schien er dennoch auf einer Stelle zu stehen. Plötzlich bekam er Bewegung und näherte sich. Durch die Gleise ging ein Vibrieren und Summen, ein rhythmisches Geklirr, ein dumpfes Getose, das lauter und lauter werdend, zuletzt den Hufschlägen eines heranbrausenden Reitergeschwaders nicht unähnlich war.

Ein Keuchen und Brausen schwoll stoßweise fernher durch die Luft; dann plötzlich zerriß die Stille, ein rasendes Tosen und Toben erfüllte den Raum, die Gleise bogen sich, die Erde zitterte — ein starker Luftdruck — eine Wolke von Staub, Dampf und Qualm, und das schwarze, schnaubende Ungetüm war vorüber. So wie sie anwuchsen, starben nach und nach die Geräusche. Der Dunst verzog sich, zum Punkte eingeschrumpft schwand der Zug in der Ferne, und das alte heilige Schweigen schlug über dem Waldwinkel zusammen.

* * *

„Minna," flüsterte der Wärter wie aus einem Traum erwacht und ging nach seiner Bude zurück.

Nachdem er sich einen dünnen Kaffee aufgebrüht, ließ er sich nieder und starrte, von Zeit zu Zeit einen Schluck zu sich nehmend, auf ein schmutziges Stück Zeitungspapier, das er irgendwo an der Strecke aufgelesen.

Nach und nach überkam ihn eine seltsame Unruhe, er schob es auf die Backofenglut, welche das Stübchen erfüllte, und riß Rock und Weste auf,

um sich zu erleichtern; wie das nichts half, erhob er sich, nahm einen Spaten aus der Ecke und begab sich auf das geschenkte Äckerchen.

Es war ein schmaler Streifen Sandes, von Unkraut dicht überwuchert; wie schneeweißer Schaum lag die junge Blütenpracht auf den Zweigen der beiden Zwergobstbäumchen, welche darauf standen.

Thiel wurde ruhig, und ein stilles Wohlgefallen beschlich ihn.

Nun also an die Arbeit.

Der Spaten schnitt knirschend in das Erdreich, die nassen Schollen fielen dumpf zurück und bröckelten auseinander.

Eine Zeit lang grub er ohne Unterbrechung, dann hielt er plötzlich inne und sagte laut und vernehmlich vor sich hin, indem er dazu bedenklich den Kopf hin und her wiegte: „nein, nein das geht ja nicht," und wieder: „nein, nein, das geht ja gar nicht."

Es war ihm plötzlich eingefallen, daß ja nun Lene des öftren herauskommen würde, um den Acker zu bestellen, wodurch dann die hergebrachte Lebensweise in bedenkliche Schwankungen geraten mußte. Und jäh verwandelte sich seine Freude über den Besitz des Ackers in Widerwillen vor demselben. Hastig, wie wenn er etwas unrechtes zu thun im Begriff gestanden hätte, riß er den Spaten aus der Erde und trug ihn nach der Bude zurück. Hier versank er abermals in dumpfe Grübelei. Er wußte kaum warum, aber die Aussicht, Lene ganze Tage lang bei sich im Dienst zu haben, wurde ihm, so sehr er auch versuchte, sich damit zu versöhnen, immer unerträglicher. Es kam ihm vor, als habe er etwas ihm Wertes zu verteidigen, als versuchte Jemand sein Heiligstes anzutasten, und unwillkürlich spannten sich seine Muskeln in gelindem Krampfe, während ein kurzes herausforderndes Lachen seinen Lippen entfuhr. Vom Widerhall dieses Lachens erschreckt, blickte er auf und verlor dabei den Faden seiner Betrachtungen. Als er ihn wieder gefunden, wühlte er sich gleichsam in den alten Gegenstand.

Und plötzlich zerriß etwas wie ein dichter, schwarzer Vorhang in zwei Stücke, und seine umnebelten Augen gewannen einen klaren Ausblick. Es war ihm auf einmal zumute, als erwache er aus einem zweijährigen, totenähnlichen Schlaf und betrachte nun mit ungläubigem Kopfschütteln all das Haarsträubende, welches er in diesem Zustand begangen haben sollte. Die Leidensgeschichte seines Ältesten, welche die Eindrücke der letzten Stunden nur noch hatten besiegeln können, trat deutlich vor seine Seele. Mitleid und bittre Reue ergriff ihn, sowie auch eine tiefe Scham darüber, daß er diese ganze Zeit in schmachvoller Duldung hingelebt hatte, ohne sich des lieben, hilflosen Geschöpfes anzunehmen, ja, ohne auch nur die Kraft zu finden, sich einzugestehen, wie sehr dieses litt.

Über den selbstquälerischen Vorstellungen all seiner Unterlassungssünden überkam ihn eine schwere Müdigkeit, und so entschlief er mit gekrümmtem Rücken, die Stirn auf die Hand, diese auf den Tisch gelegt.

Eine Zeit lang hatte er so gelegen, als er mit erstickter Stimme mehrmals den Namen „Minna" rief.

Ein Brausen und Sausen füllte sein Ohr, wie von unermeßlichen Wassermassen, es wurde dunkel um ihn, er riß die Augen auf und erwachte. Seine Glieder flogen, der Angstschweiß drang ihm aus allen Poren, sein Puls ging unregelmäßig, sein Gesicht war naß von Thränen.

Es war stockdunkel, er wollte einen Blick nach der Thür werfen, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte. Taumelnd erhob er sich, noch immer währte seine Herzensangst. Der Wald draußen rauschte wie Meeresbrandung, der Wind warf Hagel und Regen gegen die Wände und Fenster des Häuschens. Thiel tastete ratlos mit den Händen umher, einen Augenblick kam er sich vor, wie ein Ertrinkender — da plötzlich flammte es bläulich blendend auf, wie wenn Tropfen überirdischen Lichtes in die dunkle Erdatmosphäre herabsänken, um sogleich von ihr erstickt zu werden.

Der Augenblick genügte, um den Wärter zu sich selbst zu bringen, er griff nach seiner Laterne, die er auch glücklich zu fassen bekam, und in diesem Augenblick erwachte der Donner am fernsten Saume des märkischen Nachthimmels, erst dumpf und verhalten grollend, wälzte er sich näher in kurzen, brandenden Erzwellen, bis er, zu Riesenstößen anwachsend, sich endlich, die ganze Atmosphäre überflutend, dröhnend, schütternd und brausend entlud.

Die Scheiben klirrten, die Erde erbebte.

Thiel hatte Licht gemacht, sein erster Blick, nachdem er die Fassung wieder gewonnen, galt der Uhr. Es lagen kaum fünf Minuten zwischen jetzt und der Ankunft des nächsten Schnellzugs. Da er glaubte, das Signal überhört zu haben, begab er sich so schnell als Sturm und Dunkelheit erlaubten, nach der Barriere; als er noch damit beschäftigt war, diese zu schließen, erklang die Signalglocke. Der Wind zerriß ihre Töne und warf sie nach allen Richtungen auseinander. Die Kiefern bogen sich und rieben unheimlich knarrend und quietschend, ihre Zweige an einander. Einen Augenblick wurde der Mond sichtbar, wie er, gleich einer blaßgoldnen Schale, zwischen den Wolken lag. In seinem Lichte sah man das Wühlen des Windes in den schwarzen Kronen der Kiefern. Die Blattgehänge der Birken am Bahndamm wehten und flatterten wie gespenstische Roßschweife. Darunter lagen die Linien der Gleise, welche, vor Nässe glänzend, das blasse Mondlicht in einzelnen Flecken auffaugten.

Thiel riß die Mütze vom Kopfe, der Regen that ihm wohl und lief

vermischt mit Thränen über sein Gesicht. Es gährte in seinem Hirn, unklare Erinnerungen an das, was er im Traum gesehen, verjagten einander. Es war ihm gewesen, als würde Tobias von Jemand gemißhandelt und zwar auf eine so entsetzliche Weise, daß ihm noch jetzt bei dem Gedanken daran das Herz stille stand. Einer andren Erscheinung erinnerte er sich deutlicher. Er hatte seine verstorbne Frau gesehen, sie war irgendwoher aus der Ferne gekommen, auf einem der Bahngleise, sie hatte recht kränklich ausgesehen, und statt der Kleider hatte sie Lumpen getragen. Sie war an Thiels Häuschen vorübergekommen, ohne sich darnach umzuschauen und schließlich — hier wurde die Erinnerung undeutlich, war sie aus irgend welchem Grunde nur mit großer Mühe vorwärts gekommen und sogar mehrmals zusammen gebrochen.

Thiel dachte weiter nach und nun wußte er, daß sie sich auf der Flucht befunden hatte. Es lag außer allem Zweifel, denn weshalb hätte sie sonst diese Blicke voll Herzensangst nach rückwärts gesandt und sich weiter geschleppt, obgleich ihr die Füße den Dienst versagten. O diese entsetzlichen Blicke!

Aber es war etwas, das sie mit sich trug in Tücher gewickelt, etwas Schlaffes, Blutiges, Bleiches, und die Art, mit der sie darauf niederblickte, erinnerte ihn an Szenen der Vergangenheit.

Er dachte an eine sterbende Frau, die ihr kaum geborenes Kind, das sie zurücklassen mußte, unverwandt anblickte, mit einem Ausdruck tiefsten Schmerzes, unfaßbarer Qual, jenem Ausdruck, den Thiel ebenso wenig vergessen konnte, als daß er einen Vater und eine Mutter habe.

Wo war sie hingekommen? Er wußte es nicht; das aber trat ihm klar vor die Seele, sie hatte sich von ihm losgesagt, ihn nicht beachtet, sie hatte sich fortgeschleppt immer weiter und weiter durch die stürmische, dunkle Nacht. Er hatte sie gerufen: „Minna, Minna", und davon war er erwacht.

Zwei rote, runde Lichter durchdrangen wie die Glotzaugen eines riesigen Ungetümes die Dunkelheit. Ein blutiger Schein ging vor ihnen her, der die Regentropfen in seinem Bereich in Blutstropfen verwandelte. Es war, als fiele ein Blutregen vom Himmel.

Thiel fühlte ein Grauen, und je näher der Zug kam, eine um so größere Angst; Traum und Wirklichkeit verschmolzen ihm in eins. Noch immer sah er das wandernde Weib auf den Schienen, und seine Hand irrte nach der Patronentasche, als habe er die Absicht, den rasenden Zug zum Stehen zu bringen. Zum Glück war es zu spät, denn schon flirrte es vor Thiels Augen von Lichtern und der Zug raste vorüber.

Den übrigen Teil der Nacht fand Thiel wenig Ruhe mehr in seinem Dienst. Es drängte ihn daheim zu sein. Er sehnte sich, Tobiäschen wiederzusehen. Es war ihm zumute, als sei er durch Jahre von ihm getrennt gewesen, zuletzt war er in steigender Bekümmernis um das Befinden des Jungen mehrmals versucht, den Dienst zu verlassen.

Um die Zeit hinzubringen, beschloß Thiel, sobald es dämmerte seine Strecke zu revidieren. In der Linken einen Stock, in der Rechten einen langen eisernen Schraubschlüssel, schritt er denn auch alsbald auf dem Rücken einer Bahnschiene in das schmutzig graue Zwielicht hinein.

Hin und wieder zog er mit dem Schraubschlüssel einen Bolzen fest oder schlug an eine der runden Eisenstangen, welche die Gleise unter einander verbanden.

Regen und Wind hatten nachgelassen und zwischen zerschlissenen Wolkenschichten wurden hie und da Stücke eines blaßblauen Himmels sichtbar.

Das eintönige Klappen der Sohlen auf dem harten Metall, verbunden mit dem schläfrigen Geräusch der tropfenschüttelnden Bäume, beruhigte Thiel nach und nach.

Um sechs Uhr früh wurde er abgelöst und trat ohne Verzug den Heimweg an.

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen, die Wolken hatten sich zerteilt und waren mittlerweile hinter den Umkreis des Horizontes hinabgesunken. Die Sonne goß, im Aufgehen gleich einem ungeheuren blutroten Edelstein funkelnd, wahre Lichtmassen über den Forst.

In scharfen Linien schossen die Strahlenbündel durch das Gewirr der Stämme, hier eine Insel zarter Farrenkräuter, deren Wedel feingeklöppelten Spitzen glichen, mit Glut behauchend, dort die silbergrauen Flechten des Waldgrundes zu roten Korallen umwandelnd.

Von Wipfeln, Stämmen und Gräsern floß der Feuertau. Eine Sintflut von Licht schien über die Erde ausgegossen. Es lag eine Frische in der Luft, die bis ins Herz drang, und auch hinter Thiels Stirn mußten die Bilder der Nacht allmälig verblassen.

Mit dem Augenblick jedoch, wo er in die Stube trat und Tobiäschen rotwangiger als je im sonnenbeschienenen Bett liegen sah, waren sie ganz verschwunden.

Wohl wahr! Im Verlauf des Tages glaubte Lene mehrmals etwas befremdliches an ihm wahrzunehmen, so im Kirchstuhl, als er, statt ins Buch zu schauen, sie selbst von der Seite betrachtete, und dann auch um die Mittagszeit, als er ohne ein Wort zu sagen das Kleine, welches Tobias wie gewöhnlich auf die Straße tragen sollte, aus dessen Arm nahm und

ihr auf den Schoß setzte. Sonst aber hatte er nicht das geringste Auffällige an sich.

Thiel, der den Tag über nicht dazu gekommen war, sich niederzulegen, kroch, da er die folgende Woche Tagdienst hatte, bereits gegen neun Uhr abends zu Bett. Gerade als er im Begriff war einzuschlafen, eröffnete ihm die Frau, daß sie am folgenden Morgen mit nach dem Walde gehen werde, um das Land umzugraben und Kartoffeln zu stecken.

Thiel zuckte zusammen; er war ganz wach geworden, hielt jedoch die Augen fest geschlossen.

Es sei die höchste Zeit, meinte Lene, wenn aus den Kartoffeln noch etwas werden sollte, und fügte bei, daß sie die Kinder werde mitnehmen müssen, da vermutlich der ganze Tag draufgehen würde. Der Wärter brummte einige unverständliche Worte, die Lene weiter nicht beachtete. Sie hatte ihm den Rücken gewandt und war beim Scheine eines Talglichtes damit beschäftigt, das Mieder aufzunesteln und die Röcke herabzulassen.

Plötzlich fuhr sie herum, ohne selbst zu wissen aus welchem Grunde, und blickte in das von Leidenschaften verzerrte, erdfarbene Gesicht ihres Mannes, der sie, halb aufgerichtet die Hände auf der Bettkante, mit brennenden Augen anstarrte.

„Thiel!“ — schrie die Frau halb zornig, halb erschreckt, und wie ein Nachtwandler, den man bei Namen ruft, erwachte er aus seiner Betäubung, stotterte einige verwirrte Worte, warf sich in die Kissen zurück und zog das Deckbett über die Ohren.

Lene war die erste, welche sich am folgenden Morgen vom Bett erhob. Ohne dabei Lärm zu machen, bereitete sie alles Nötige für den Ausflug vor. Der Kleinste wurde in den Kinderwagen gelegt, darauf Tobias geweckt und angezogen. Als er erfuhr, wohin es gehen sollte, mußte er lächeln. Nachdem alles bereit war und auch der Kaffee fertig auf dem Tisch stand, erwachte Thiel. Mißbehagen war sein erstes Gefühl beim Anblick all' der getroffenen Vorbereitungen. Er hätte wohl gern ein Wort dagegen gesagt, aber er wußte nicht, womit beginnen. Und welche für Lene stichhaltigen Gründe hätte er auch angeben sollen?

Allmälig begann dann das mehr und mehr strahlende Gesichtchen seinen Einfluß auf Thiel zu üben, so daß er schließlich schon um der Freude willen, welche dem Jungen der Ausflug bereitete, nicht daran denken konnte, Widerspruch zu erheben. Nichtsdestoweniger blieb Thiel während der Wanderung durch den Wald nicht frei von Unruhe. Er stieß das Kinderwägelchen mühsam durch den tiefen Sand und hatte allerhand Blumen darauf liegen, die Tobias gesammelt hatte.

Der Junge war ausnehmend luſtig, er hüpfte in ſeinem braunen Plüſchmützchen zwiſchen den Farrenkräutern umher und ſuchte auf eine freilich etwas unbeholfene Art die glasflügligen Libellen zu fangen, die darüber hingaukelten. Sobald man angelangt war, nahm Lene den Acker in Augenſchein. Sie warf das Säckchen mit Kartoffelſtücken, welche ſie zur Saat mitgebracht hatte, auf den Grasrand eines kleinen Birkengehölzes, kniete nieder und ließ den etwas dunkel gefärbten Sand durch ihre harten Finger laufen.

Thiel beobachtete ſie geſpannt: „Nun, wie iſt er?“

„Reichlich ſo gut wie die Sparecke!“ Dem Wärter fiel eine Laſt von der Seele. Er hatte gefürchtet, ſie würde unzufrieden ſein, und kratzte beruhigt ſeine Bartſtoppeln.

Nachdem die Frau haſtig eine dicke Brotkante verzehrt hatte, warf ſie Tuch und Jacke fort und begann zu graben, mit der Geſchwindigkeit und Ausdauer einer Maſchine. In beſtimmten Zwiſchenräumen richtete ſie ſich auf und holte in tiefen Zügen Luft, aber es war jeweilig nur ein Augenblick, wenn nicht etwa das Kleine geſtillt werden mußte, was mit keuchender, ſchweißtropfender Bruſt haſtig geſchah.

„Ich muß die Strecke belaufen, ich werde Tobias mitnehmen,“ rief der Wärter nach einer Weile von der Plattform vor der Bude aus zu ihr herüber.

„Ach was — Unſinn!“ ſchrie ſie zurück, „wer ſoll bei dem Kleinen bleiben?“ — „Hierher kommſt Du!“ ſetzte ſie noch lauter hinzu, während der Wärter, als ob er ſie nicht hören könne, mit Tobiäschen davonging.

Im erſten Augenblick erwog ſie, ob ſie nicht nachlaufen ſolle, und nur der Zeitverluſt bewog ſie, davon abzuſtehen. Thiel ging mit Tobias die Strecke entlang; der Kleine war nicht wenig erregt, alles war ihm neu, fremd. Er begriff nicht, was die ſchmalen, ſchwarzen, vom Sonnenlicht erwärmten Schienen zu bedeuten hatten. Unaufhörlich that er allerlei ſonderbare Fragen, vor allem verwunderlich war ihm das Klingen der Telegraphenſtangen. Thiel kannte den Ton jeder einzelnen ſeines Reviers, ſo daß er mit geſchloſſenen Augen ſtets gewußt haben würde, in welchem Teil desſelben er ſich gerade befand. Oft blieb er, Tobiäschen an der Hand, ſtehen, um den wunderbaren Lauten zu lauſchen, die aus dem Holze wie ſonore Choräle aus dem Innern einer Kirche hervorſtrömten. Die Stange am Südende des Reviers hatte einen beſonders vollen und ſchönen Akkord. Es war ein Gewühl von Tönen in ihrem Innern, die ohne Unterbrechung gleichſam in einem Atem fortklangen, und Tobias lief rings um das ver-

witterte Holz, um, wie er glaubte, durch eine Öffnung in demselben die Urheber des lieblichen Getöns zu entdecken. Der Wärter wurde weihevoll gestimmt, ähnlich wie in der Kirche. Zudem unterschied er mit der Zeit eine Stimme, die ihn an seine verstorbene Frau erinnerte. Er stellte sich vor, es sei ein Chor seliger Geister, in den sie ja auch ihre Stimme mische, und diese Vorstellung erweckte in ihm eine Sehnsucht, eine Rührung bis zu Thränen.

Tobias verlangte nach den Blumen, die seitab im Birkenwäldchen standen, und Thiel wie immer gab ihm nach.

Stücke blauen Himmels schienen auf den Boden des Haines herabgesunken, so wunderbar dicht standen kleine blaue Blüten darauf. Farbigen Wimpeln gleich flatterten und gaukelten die Schmetterlinge lautlos zwischen dem leuchtenden Weiß der Stämme, indes durch die zartgrünen Blätterwolken der Birkenkronen ein sanftes Rieseln ging.

Tobias rupfte Blumen und der Vater schaute ihm sinnend zu. Zuweilen auch erhob sich der Blick des letzteren und suchte durch die Lücken der Blätter den Himmel, der wie eine riesige, makellos blaue Krystallschale das Goldlicht der Sonne auffing.

„Vater, ist das der liebe Gott?“ fragte der Kleine plötzlich, auf ein braunes Eichhörnchen deutend, das unter kratzenden Geräuschen am Stamme einer alleinstehenden Kiefer hinanhuschte.

„Närrischer Kerl,“ war alles, was Thiel erwidern konnte, während losgerissene Borkenstückchen den Stamm herunter vor seine Füße fielen.

Die Mutter grub noch immer, als Thiel und Tobias zurückkamen. Die Hälfte des Ackers war bereits umgeworfen.

Die Bahnzüge folgten einander in kurzen Zwischenräumen, und Tobias sah sie jedesmal mit offenem Munde vorübertoben.

Die Mutter selbst hatte ihren Spaß an seinen drolligen Grimassen.

Das Mittagessen, bestehend aus Kartoffeln und einem Restchen kalten Schweinebraten, verzehrte man in der Bude. Lene war aufgeräumt, und auch Thiel schien sich in das Unvermeidliche mit gutem Anstand fügen zu wollen. Er unterhielt seine Frau während des Essens mit allerlei Dingen, die in seinen Beruf schlugen. So fragte er sie, ob sie sich denken könne, daß an einer einzigen Bahnschiene sechsundvierzig Schrauben säßen und anderes mehr.

Am Vormittage war Lene mit umgraben fertig geworden; am Nachmittage sollten die Kartoffeln gesteckt werden. Sie bestand darauf, daß Tobias jetzt das Kleine warte und nahm ihn mit sich.

„Paß auf . . .“ rief Thiel ihr nach, von plötzlicher Besorgnis ergriffen, „paß auf, daß er den Geleisen nicht zu nahe kommt.“

Ein Achselzucken Lenes war die Antwort.

* * *

Der schlesische Schnellzug war gemeldet und Thiel mußte auf seinen Posten. Kaum stand er dienstfertig an der Barriere, so hörte er ihn auch schon heranbrausen.

Der Zug wurde sichtbar — er kam näher — in unzählbaren sich überhastenden Stößen fauchte der Dampf aus dem schwarzen Maschinenschlote. Da: ein — zwei — drei milchweiße Dampfstrahle quollen kerzengrade empor, und gleich darauf brachte die Luft den Pfiff der Maschine getragen. Dreimal hintereinander, kurz, grell, beängstigend. Sie bremsen, dachte Thiel, warum nur? — und wieder gellten die Notpfiffe schreiend, den Widerhall weckend, diesmal in langer, ununterbrochener Reihe.

Thiel trat vor, um die Strecke überschauen zu können; mechanisch zog er die rote Fahne aus dem Futteral und hielt sie gerade vor sich hin über die Geleise. — „Jesus Christus!“ war er blind gewesen? „Jesus Christus — o Jesus, Jesus, Jesus Christus!“ was war das? Dort! — dort! zwischen den Schienen . . . „Heda!“ schrie der Wärter aus Leibeskräften. Zu spät: eine dunkle Masse war unter den Zug geraten und wurde zwischen den Rädern desselben wie ein Gummiball hin und her geworfen. Noch einige Augenblicke und man hörte das Knarren und Quietschen der Bremsen. Der Zug stand.

Die einsame Strecke belebte sich. Zugführer und Schaffner rannten über den Kies nach dem Ende des Zuges. Aus jedem Fenster blickten neugierige Gesichter und jetzt — die Menge knäulte sich und kam nach vorn.

Thiel keuchte, er mußte sich festhalten, um nicht umzusinken, wie ein gefällter Stier. Wahrhaftig in Gott, man winkt ihm — „nein!“

Ein Aufschrei zerreißt die Luft von der Unglücksstelle her, ein Geheul folgt, wie aus der Kehle eines Tieres kommend. Wer war das?! Lene?! Es war nicht ihre Stimme und doch . . .

Ein Mann kommt in Eile die Strecke herauf.

„Wärter!!“

„Was giebt's?“

„Ein Unglück!“ . . . Der Bote schreckt zurück, denn des Wärters Augen spielen seltsam. Die Mütze sitzt schief, die roten Haare scheinen sich aufzubäumen.

„Er lebt noch, vielleicht ist noch Hilfe.“

Ein Röcheln ist die einzige Antwort.

„Kommen Sie schnell, schnell!“

Thiel reißt sich auf mit gewaltiger Anstrengung, seine schlaffen Muskeln spannen sich, er richtet sich hoch auf, sein Gesicht ist blöd und tod.

Er rennt mit dem Boten, er sieht nicht die totbleichen, erschreckten Gesichter der Reisenden in den Zugfenstern. Eine junge Frau schaut heraus, ein Handlungsreisender im Fez, ein junges Paar, anscheinend auf der Hochzeitsreise. Was geht's ihn an? Er hat sich nie um den Inhalt dieser Polterkasten bekümmert; — sein Ohr füllt das Geheul Lenens. Vor seinen Augen schwimmt es durcheinander, gelbe Punkte, Glühwürmchen gleich, unzählig.

Er schrickt zurück — er steht. Aus dem Tanze der Glühwürmchen tritt es hervor, blaß, schlaff, blutrünstig. Eine Stirn, braun und blau geschlagen, blaue Lippen, über die schwarzes Blut tröpfelt. Er ist es.

Thiel spricht nicht, sein Gesicht nimmt eine schmutzige Bläße an, er lächelt wie abwesend, endlich beugt er sich, er fühlt die schlaffen, toten Gliedmaßen schwer in seinen Armen; die rote Fahne wickelt sich darum.

Er geht.

Wohin?

„Zum Bahnarzt, zum Bahnarzt,“ tönt es durcheinander.

„Wir nehmen ihn gleich mit,“ ruft der Packmeister und macht in seinem Wagen aus Dienströcken und Büchern ein Lager zurecht. „Nun also?“

Thiel macht keine Anstalten, den Verunglückten loszulassen. Man drängt in ihn. Vergebens. Der Packmeister läßt eine Bahre aus dem Packwagen reichen und beordert einen Mann, dem Vater beizustehen.

Die Zeit ist kostbar. Die Pfeife des Zugführers trillert. Münzen regnen aus den Fenstern.

Lene geberdet sich wie wahnsinnig. „Das arme, arme Weib,“ heißt es in den Coupées, „die arme, arme Mutter.“

Der Zugführer trillert abermals — ein Pfiff — die Maschine stößt weiße, zischende Dämpfe aus ihren Zylindern und streckt ihre eisernen Sehnen; einige Sekunden und der Kurierzug braust mit wehender Rauchfahne in verdoppelter Geschwindigkeit durch den Forst.

Der Wärter, anderen Sinnes geworden, legt den halbtoden Jungen auf die Bahre. Da liegt er in seiner verkommenen Körpergestalt, und nur hin nnd wieder hebt ein langer, rasselnder Atemzug die knöcherne Brust, welche unter dem zerfetzten Hemd sichtbar wird. Die Arme und Beine, nicht nur in den Gelenken gebrochen, nehmen die unnatürlichsten Stellungen ein. Die Ferse des kleinen Fußes ist nach vorn gedreht, die Arme schlattern über den Rand der Bahre.

Lene wimmert in einemfort, jede Spur ihres einſtigen Trotzes iſt aus ihrem Weſen gewichen. Sie wiederholt fortwährend eine Geſchichte, die ſie von jeder Schuld an dem Vorfall reinwaſchen ſoll.

Thiel ſcheint ſie nicht zu beachten, mit entſetzlich bangem Ausdruck haften ſeine Augen an dem Kinde.

Es iſt ſtill ringsum geworden, totenſtill; ſchwarz und heiß ruhen die Geleiſe auf dem blendenden Kies. Der Mittag hat die Winde erſtickt und regungslos, wie aus Stein, ſteht der Forſt.

Die Männer beraten ſich leiſe. Man muß nun, auf dem ſchnellſten Wege nach Friedrichshagen zu kommen, nach der Station zurück, die nach der Richtung Breslaus liegt, da der nächſte Zug, ein beſchleunigter Perſonenzug, auf der Friedrichshagen näher gelegen, nicht anhält.

Thiel ſcheint zu überlegen, ob er mitgehen ſolle. Augenblicklich iſt niemand da, der den Dienſt verſteht. Eine ſtumme Handbewegung bedeutet ſeiner Frau, die Bahre aufzunehmen; ſie wagt nicht, ſich zu widerſetzen, obgleich ſie um den zurückbleibenden Säugling beſorgt iſt. Sie und der fremde Mann tragen die Bahre. Thiel begleitet den Zug bis an die Grenze ſeines Reviers, dann bleibt er ſtehen und ſchaut ihm lange nach. Plötzlich ſchlägt er ſich mit der flachen Hand vor die Stirn, daß es weithin ſchallt.

Er meint ſich zu erwecken, „denn es wird ein Traum ſein, wie der geſtern“, ſagt er ſich. — Vergebens. — Mehr taumelnd als laufend erreichte er ſein Häuschen, drinnen fiel er auf die Erde, das Geſicht voran. Seine Mütze rollte in die Ecke, ſeine peinlich gepflegte Uhr fiel aus ſeiner Taſche, die Kapſel ſprang, das Glas zerbrach. Es war, als hielt ihn eine eiſerne Fauſt im Nacken gepackt, ſo feſt, daß er ſich nicht bewegen konnte, ſo ſehr er auch unter Ächzen und Stöhnen ſich frei zu machen ſuchte. Seine Stirn war kalt, ſeine Augen trocken, ſein Schlund brannte.

Die Signalglocke weckte ihn. Unter dem Eindruck jener ſich wiederholenden drei Glockenſchläge ließ der Anfall nach. Thiel konnte ſich erheben und ſeinen Dienſt thun. Zwar waren ſeine Füße bleiſchwer, zwar kreiſte um ihn die Strecke wie die Speiche eines ungeheuren Rades, deſſen Achſe ſein Kopf war; aber er gewann doch wenigſtens ſo viel Kraft, ſich für einige Zeit aufrecht zu erhalten.

Der Perſonenzug kam heran, Tobias mußte darin ſein, je näher er rückte, umſomehr verſchwammen die Bilder vor Thiels Augen. Am Ende ſah er nur noch den zerſchlagenen Jungen mit dem blutigen Munde, dann wurde es Nacht.

Nach einer Weile erwachte er aus einer Ohnmacht. Er fand ſich dicht an der Barriere im heißen Sande liegen. Er ſtand auf, ſchüttelte die Sand-

körner aus seinen Kleidern und spie sie aus seinem Munde. Sein Kopf wurde ein wenig freier, er vermochte ruhiger zu denken.

In der Bude nahm er sogleich seine Uhr vom Boden auf und legte sie auf den Tisch. Sie war trotz des Falles nicht stehen geblieben. Er zählte während zweier Stunden die Sekunden und Minuten, indem er sich vorstellte, was indes mit Tobias geschehen mochte. Jetzt kam Lene mit ihm an, jetzt stand sie vor dem Arzte. Dieser betrachtete und betastete den Jungen und schüttelte den Kopf:

„Schlimm, sehr schlimm — aber vielleicht . . . wer weiß?“ Er untersuchte genauer, „nein,“ sagte er dann, „nein, es ist vorbei.“

„Vorbei, vorbei,“ stöhnte der Wärter, dann aber richtete er sich hoch auf und schrie, die rollenden Augen an die Decke geheftet, die erhobenen Hände unbewußt zur Faust ballend und mit einer Stimme, als müsse der enge Raum davon zerbersten, „er muß, muß leben, ich sage Dir, er muß, muß leben;“ und schon stieß er die Thür des Häuschens von neuem auf, durch die das rote Feuer des Abends hereinbrach und rannte mehr, als er ging nach der Barriere zurück. Hier blieb er eine Weile wie betroffen stehen und schritt dann plötzlich, beide Arme ausbreitend, bis in die Mitte des Dammes, als wenn er etwas aufhalten wollte, das aus der Richtung des Personenzuges kam. Dabei machten seine weit offnen Augen den Eindruck der Blindheit.

Während er, rückwärts schreitend, vor etwas zu weichen schien, stieß er in einemfort halbverständliche Worte zwischen den Zähnen hervor: „Du — hörst Du — bleib doch — Du — hör doch — bleib — gieb ihn wieder — er ist braun und blau geschlagen — ja ja — gut — ich will sie wieder braun und blau schlagen — hörst Du? bleib doch — gieb ihn mir wieder.“

Es schien, als ob etwas an ihm vorüber wandle, denn er wandte sich und bewegte sich, wie um es zu verfolgen, nach der andern Richtung.

„Du Minna“ — seine Stimme wurde weinerlich, wie die eines kleinen Kindes, „Du Minna, hörst Du? — gieb ihn wieder — ich will . . .“ Er tastete in die Luft, wie um jemand festzuhalten. „Weibchen — ja — und da will ich sie . . . und da will ich sie auch schlagen — braun und blau — auch schlagen — und da will ich mit dem Beil — siehst Du? — Küchenbeil — mit dem Küchenbeil will ich sie schlagen, und da wird sie verrecken.“

„Und da . . . ja mit dem Beil — Küchenbeil ja — schwarzes Blut!“ Schaum stand vor seinem Munde, seine gläsernen Pupillen bewegten sich unaufhörlich.

Ein sanfter Abendhauch strich leis und nachhaltig über den Forst, und

roſaflammiges Wolkengelock hing wie ein Diadem über dem weſtlichen Himmel.

Etwa hundert Schritt hatte er ſo das unſichtbare Etwas verfolgt, als er anſcheinend mutlos ſtehen blieb, und mit entſetzlicher Angſt in den Mienen ſtreckte der Mann ſeine Arme aus, flehend, beſchwörend. Er ſtrengte ſeine Augen an und beſchattete ſie mit der Hand, wie um noch einmal in weiter Ferne das Weſenloſe zu entdecken. Schließlich ſank die Hand, und der geſpannte Ausdruck ſeines Geſichts verkehrte ſich in ſtumpfe Ausdrucksloſigkeit, er wandte ſich und ſchleppte ſich den Weg zurück, den er gekommen.

Die Sonne goß ihre letzte Glut über den Forſt, dann erloſch ſie, die Stämme der Kiefern ſtreckten ſich wie bleiches, verweſtes Gebein zwiſchen die Wipfel hinein, die wie grauſchwarze Moderſchichten auf ihnen laſteten. Das Hämmern eines Spechtes durchdrang die Stille. Durch den kalten, ſtahlblauen Himmelsraum ging ein einziges verſpätetes Roſengewölk. Der Windhauch wurde kellerkalt, ſo daß es den Wärter fröſtelte. Alles war ihm neu, alles fremd. Er wußte nicht, was das war, worauf er ging, oder das, was ihn umgab. Da huſchte ein Eichhorn über die Strecke, und Thiel beſann ſich, er mußte an den lieben Gott denken, ohne zu wiſſen warum. „Der liebe Gott ſpringt über den Weg, der liebe Gott ſpringt über den Weg.“ Er wiederholte dieſen Satz mehrmals, gleichſam, um auf etwas zu kommen, das damit zuſammenhing. Er unterbrach ſich, ein Lichtſchein fiel in ſein Hirn, „aber mein Gott, das iſt ja Wahnſinn.“ Er vergaß alles und wandte ſich gegen dieſen neuen Feind, er ſuchte Ordnung in ſeine Gedanken zu bringen, vergebens! es war ein haltloſes Streifen und Schweifen. Er ertappte ſich auf den unſinnigſten Vorſtellungen und ſchauderte zuſammen im Bewußtſein ſeiner Machtloſigkeit.

Aus dem nahen Birkenwäldchen kam Kindergeſchrei. Es war das Signal zur Raſerei. Faſt gegen ſeinen Willen mußte er darauf zueilen und fand das Kleine, um welches ſich niemand mehr gekümmert hatte, weinend und ſtrampelnd ohne Bettchen im Wagen liegen. Was wollte er thun? Was trieb ihn hierher? Ein wirbelnder Strom von Gefühlen und Gedanken verſchlang dieſe Fragen.

„Der liebe Gott ſpringt über den Weg,“ jetzt wußte er, was das bedeuten wollte. „Tobias“ — ſie hatte ihn gemordet — Lene — ihr war er anvertraut — Stiefmutter, Rabenmutter, knirſchte er, „und ihr Balg lebt.“ Ein roter Nebel umwölkte ſeine Sinne, zwei Kinderaugen durchdrangen ihn; er fühlte etwas Weiches, Fleiſchiges zwiſchen ſeinen Fingern. Gurgelnde und pfeifende Laute, untermiſcht mit heißren Ausrufen, von denen er nicht wußte, wer ſie ausſtieß, trafen ſein Ohr.

Da fiel etwas in sein Hirn, wie Tropfen heißen Siegellacks, und es hob sich wie eine Starre von seinem Geist. Zum Bewußtsein kommend, hörte er den Nachhall der Meldeglocke durch die Luft zittern.

Mit eins begriff er, was er hatte thun wollen; seine Hand löste sich von der Kehle des Kindes, welches sich unter seinem Griffe wand. — Es rang nach Luft, dann begann es zu husten und zu schreien.

„Es lebt! Gott sei Dank, es lebt!“ Er ließ es liegen und eilte nach dem Übergange. Dunkler Qualm wälzte sich fernher über die Strecke, und der Wind drückte ihn zu Boden. Hinter sich vernahm er das Keuchen einer Maschine, welches wie das stoßweise gequälte Atmen eines kranken Riesen klang.

Ein kaltes Zwielicht lag über der Gegend.

Nach einer Weile, als die Rauchwolken auseinandergingen, erkannte Thiel den Kieszug, der mit geleerten Loren zurückging und die Arbeiter mit sich führte, welche tagsüber auf der Strecke gearbeitet hatten.

Der Zug hatte eine reichbemessene Fahrzeit und durfte überall anhalten, um die hie und da noch beschäftigten Arbeiter aufzunehmen, andre hingegen abzusetzen. Ein gutes Stück vor Thiels Bude begann man zu bremsen. Ein lautes Quietschen, Schnarren, Rasseln und Klirren durchdrang weithin die Abendstille, bis der Zug unter einem einzigen, schrillen, langgedehnten Ton stillstand.

Etwa fünfzig Arbeiter und Arbeiterinnen waren in den Loren verteilt. Fast alle standen aufrecht, einige unter den Männern mit entblößtem Kopfe. In ihrer aller Wesen lag eine rätselhafte Feierlichkeit. Als sie des Wärters ansichtig wurden, erhob sich ein Flüstern unter ihnen. Die Alten zogen die Tabakspfeifen zwischen den gelben Zähnen hervor und hielten sie respektvoll in den Händen. Hie und da wandte sich ein Frauenzimmer, um sich zu schnäuzen, was der Thränen wegen geschah, die ihnen in den Augen standen. Der Zugführer stieg auf die Strecke herunter und trat auf Thiel zu. Die Arbeiter sahen, wie er ihm feierlich die Hand schüttelte, worauf Thiel mit langsamem, fast militärisch steifem Schritt auf den letzten Wagen zuschritt.

Keiner der Arbeiter wagte ihn anzureden, obgleich sie ihn alle kannten.

Aus dem letzten Wagen hob man soeben das kleine Tobiäschen.

Es war tot.

Lene folgte ihm, ihr Gesicht war bläulich-weiß, braune Kreise lagen um ihre Augen.

Thiel würdigte sie keines Blickes, sie aber erschrak beim Anblick ihres Mannes. Seine Wangen waren hohl, Wimpern und Barthaare verklebt, der Scheitel, so schien es ihr, ergrauter als bisher. Die Spuren vertrock-

neter Thränen überall auf dem Gesicht; dazu ein unstetes Licht in seinen Augen, davor sie ein Grauen ankam.

Auch die Tragbahre hatte man wieder mitgebracht, um die Leiche transportieren zu können.

Eine Weile herrschte unheimliche Stille. Eine tiefe, entsetzliche Versonnenheit hatte sich Thiels bemächtigt. Es wurde dunkler. Ein Rudel Rehe setzte seitab auf den Bahndamm. Der Bock blieb stehen mitten zwischen den Geleisen. Er wandte seinen gelenken Hals neugierig herum, da pfiff die Maschine, und blitzartig verschwand er samt seiner Herde.

In dem Augenblick als der Zug sich in Bewegung setzen wollte, brach Thiel zusammen.

Der Zug hielt abermals, und es entspann sich eine Beratung über das, was nun zu thun sei. Man entschied sich dafür, die Leiche des Kindes einstweilen im Wärterhaus unterzubringen und statt ihrer den durch kein Mittel wieder ins Bewußtsein zu rufenden Wärter mittelst der Bahre nach Hause zu bringen.

Und so geschah es. Zwei Männer trugen die Bahre mit dem Bewußtlosen, gefolgt von Lene, die, fortwährend schluchzend, mit thränenüberströmtem Gesicht den Kinderwagen mit dem Kleinsten durch den Sand stieß.

Wie eine riesige purpurglühende Kugel lag der Mond zwischen den Kieferschäften am Waldesgrund. Je höher er rückte, umso kleiner schien er zu werden, umsomehr verblaßte er. Endlich hing er, einer Ampel vergleichbar, über dem Forst, durch alle Spalten und Lücken der Kronen einen matten Lichtdunst drängend, welcher die Gesichter der Dahinschreitenden leichenhaft anmalte.

Rüstig, aber vorsichtig schritt man vorwärts, jetzt durch enggedrängtes Jungholz, dann wieder an weiten, hochwaldumstandenen Schonungen entlang, darin sich das bleiche Licht wie in großen, dunklen Becken angesammelt hatte.

Der Bewußtlose röchelte von Zeit zu Zeit oder begann zu phantasieren, mehrmals ballte er die Fäuste und versuchte mit geschlossnen Augen sich empor zu richten.

Es kostete Mühe, ihn über die Spree zu bringen; man mußte ein zweites Mal übersetzen, um die Frau und das Kind nachzuholen.

Als man die kleine Anhöhe des Ortes emporstieg, begegnete man einigen Einwohnern, welche die Botschaft des geschehenen Unglücks sofort verbreiteten.

Die ganze Kolonie kam auf die Beine.

Angesichts ihrer Bekannten brach Lene in erneutes Klagen aus.

Man beförderte den Kranken mühsam die schmale Stiege hinauf in seine

Wohnung, und brachte ihn sogleich zu Bett. Die Arbeiter kehrten sogleich um, um Tobiäschens Leiche nachzuholen.

Alte erfahrene Leute hatten kalte Umschläge angeraten, und Lene befolgte ihre Weisung mit Eifer und Umsicht. Sie legte Handtücher in eiskaltes Brunnenwasser und erneuerte sie, sobald die brennende Stirne des Bewußtlosen sie durchhitzt hatte. Ängstlich beobachtete sie die Atemzüge des Kranken, welche ihr mit jeder Minute regelmäßiger zu werden schienen.

Die Aufregungen des Tages hatten sie doch stark mitgenommen und sie beschloß, ein wenig zu schlafen, fand jedoch keine Ruhe. Gleichviel ob sie die Augen öffnete oder schloß, unaufhörlich zogen die Ereignisse der Vergangenheit daran vorüber. Das Kleine schlief; sie hatte sich entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit wenig darum bekümmert. Sie war überhaupt eine andre geworden. Nirgend eine Spur des früheren Tages. Ja, dieser kranke Mann mit dem farblosen, schweißglänzenden Gesicht regierte sie im Schlaf.

Eine Wolke verdeckte die Mondkugel, es wurde finster im Zimmer, und Lene hörte nur noch das schwere aber gleichmäßige Atemholen ihres Mannes. Sie überlegte, ob sie Licht machen sollte. Es wurde ihr unheimlich im Dunklen; als sie aufstehen wollte, lag es ihr bleiern in allen Gliedern, die Lider fielen ihr zu, sie entschlief.

Nach Verlauf von einigen Stunden, als die Männer mit der Kindesleiche zurückkehrten, fanden sie die Hausthüre weit offen. Verwundert über diesen Umstand stiegen sie die Treppe hinauf, in die obere Wohnung, deren Thür ebenfalls weit geöffnet war.

Man rief mehrmals den Namen der Frau, ohne eine Antwort zu erhalten, endlich strich man ein Schwefelholz an der Wand, und der aufzuckende Lichtschein enthüllte eine grauenvolle Verwüstung.

„Mord, Mord!“

Lene lag in ihrem Blut, das Gesicht unkenntlich, mit zerschlagener Hirnschale.

„Er hat seine Frau ermordet, er hat seine Frau ermordet!“

Kopflos lief man umher, die Nachbarn kamen, einer stieß an die Wiege. „Heiliger Himmel!“, und er fuhr zurück, bleich, mit entsetzensstarrem Blick. Da lag das Kind mit durchschnittenem Halse.

Der Wärter war verschwunden; die Nachforschungen, welche man noch in derselben Nacht anstellte, blieben erfolglos. Den Morgen darauf fand ihn der dienstthuende Wärter zwischen den Bahngeleisen und an der Stelle sitzend, wo Tobiäschen überfahren worden war.

Er hielt das braune Pudelmützchen im Arm und liebkoste es ununterbrochen wie etwas, das Leben hat.

Der Wärter richtete einige Fragen an ihn, bekam jedoch keine Antwort und bemerkte bald, daß er es mit einem Irrsinnigen zu thun habe.

Der Wärter am Block, davon in Kenntnis gesetzt, erbat telegraphisch Hilfe.

Nun versuchten mehrere Männer ihn durch gutes Zureden von den Geleisen fortzulocken; leider ohne Erfolg.

Der Schnellzug, der um diese Zeit passierte, mußte anhalten, und erst der Übermacht seines Personales gelang es, den Kranken, der alsbald furchtbar zu toben begann, mit Gewalt von der Strecke zu entfernen.

Man mußte ihm Hände und Füße binden, und der inzwischen requirierte Gendarm überwachte seinen Transport nach dem Berliner Untersuchungsgefängnisse, von wo aus er jedoch schon am ersten Tage nach der Irrenabteilung der Charité überführt wurde. Noch bei der Einlieferung hielt er das braune Mützchen in Händen und bewachte es mit eifersüchtiger Sorgfalt und Zärtlichkeit.

Die Preisnovelle.

Erzählung von Hanna Schomacker.

„Thu' mir den Gefallen, Julius, und hör' mit diesem entsetzlichen Getrommel auf! Es ist rein zum Verrücktwerden!" sagte Minchen äußerst gereizt.

Julius würdigte die Schwester keines Blickes und unterbrach seine Beschäftigung, mit den ziemlich langen Nägeln einen undefinierbaren Marsch auf der Tischplatte auszuführen, nur auf einen Augenblick, um Etwas zwischen den Zähnen zu murmeln, was fast wie „Wer schon verrückt ist, kann es nicht mehr werden!" klang.

Erstaunt und ein wenig bekümmert blickte die Mutter von ihrer Arbeit auf. Was war nur seit einiger Zeit in die Beiden gefahren, daß sie, früher stets friedlich und verträglich, sich jetzt den ganzen Tag lang herumzankten? Und wann hatte Minchen wohl sonst je Nerven gehabt! —

Schon schickte sie sich an, den Beiden eine kleine, wohlverdiente Strafpredigt zu halten, da wurde die Thür zum Studierzimmer des Mannes geöffnet, und der Rat selbst erschien auf der Schwelle.

„Ist die Abendpost noch nicht gebracht, Amalie? Mir schien es doch so, als ob vor Kurzem geläutet wurde."

„Nein, es ist wohl auch noch zu früh dazu," meinte die Frau Rätin, einen Blick auf die altväterische Wanduhr werfend. „Noch nicht sieben; und der Postbote verspätet sich oft um ein Viertelstündchen. Erwartest Du etwa Briefe?" fügte sie freundlich hinzu.

„Ich? Nein, durchaus nicht," sagte der Rat etwas hastig. „Ich sehne mich nur nach meiner Zeitung."

„Da läutet es wirklich!" schrie plötzlich Julius, so unerwartet von seinem Sitz in die Höhe fahrend, daß Minchen leise aufschrie, und auch die Mutter unwillkürlich zusammenzuckte.

„Der Postbote!" rief der Rat und wandte sich der Thür zu.

„Ach, laß mich doch gehen, Vater!" bat aber Julius dienstfertig, und auch Minchen verließ ihren Platz am Tisch und huschte an dem Bruder vorüber.

Wohlgefällig schaute die Mutter den Beiden nach. Es waren doch ein Paar gutgeartete, aufmerksame Kinder, die sich um die Wette bemühten, dem Vater gefällig zu sein.

Aus dem Vorzimmer her klang es jetzt fast so, als ob Julius und Minchen in ihrem kindlichen Übereifer, dem Vater zu dienen, noch einen kleinen Wortkampf ausfochten, wer dem Postboten die ersehnte Zeitung abnehmen durfte — dann erschien Julius, sehr bleich und aufgeregt im Wohnzimmer, gefolgt von Minchen, die im Gegensatz zu ihm glühendrote Wangen zeigte.

„Sind auch Briefe gekommen?" fragte die Rätin halb gedankenlos.

„Ja, ein Brief an Vater und die Zeitung," sagte Julius nähertretend.

„Ein Brief? Gieb doch her!" meinte die Mutter, die Hand danach ausstreckend.

„Amalie!" sagte der Rat mit Haltung. „Ich dächte doch, der Brief wäre an mich!"

Erschreckt ließ die kleine, rundliche Frau die schon erhobene Hand sinken. Welcher Ton! . . . Und sie wie ein Schulmädchen angesichts der Kinder zu berufen! . . . Das hatte ihr Mann noch nie gethan . . . Was konnte es dem Briefe wohl schaden, wenn sie die Adresse ansah? . . . Und wie oft hatte sie das schon gethan, ohne daß ihr Gottlieb auch nur eine Sylbe darüber verlor! — Die Frau Rätin fühlte sich recht verletzt.

„Du vergißt, liebes Kind, daß Dein Geburtstag herannaht!" . . . sprach der Rat nun milder, nahm Brief und Zeitung und begab sich eilig in sein Studierzimmer, dessen Thür er hinter sich ins Schloß drückte.

Schweigend saßen die drei Zurückgebliebenen da. Der eben gehörte Ausspruch kam auch gar zu überraschend. Noch kein Vierteljahr war es her,

daß sie den Geburtstag der Mutter festlich begingen, und Minchen hatte wie alljährlich den Vater eine Woche vorher daran erinnern müssen und in seinem Auftrag eine schöne Hängelampe besorgt. Und nun wollte der Rat den Geburtstag wiederum feiern und noch dazu selbständig ein Geschenk besorgen. Es war sehr merkwürdig! . . .

„Das ist aber wirklich arg! Diese ewige Bettelei geht schon zu weit!" rief da der unerwartet eintretende Rat in das Schweigen seiner Angehörigen hinein. „Da, sieh doch, Frau!" und ganz erbittert schob er ihr den offenen, unleserlich geschriebenen Brief hin.

Die Frau Rätin zeigte erst noch eine etwas gemessene Miene, als sie das Schriftstück an sich nahm, aber gleich darauf erhellten sich ihre gutmütigen Züge. „Hochgelobter Wohlthäter und Regierungsrat!" las sie mit halblauter Stimme. „Das Fest des Herrn steht vor der Thür, und meine Kinder haben keine Hosen . . . Aber das ist doch nicht so schlimm, lieber Gottlieb! Du selbst hast ja der Wittwe Knackmüller gesagt, sie solle sich an uns wenden, wenn sie in Not sei. Allerdings hätte sie das Postporto ersparen und selbst kommen können. Aber Du weißt ja, sie gehört zu den verschämten Armen; auch bittet sie immer nur um Darlehen, nicht um Almosen."

„Und zahlt doch nie zurück," sagte jetzt Minchen, sich ins Gespräch mischend. „Und unverschämt ist sie auch. Als die Frau Konsistorialrat ihr neulich riet, sich beim Armenverein zu melden, hat die Knackmüller ganz empört geantwortet: „Mir kann man doch nicht zu die Armen zählen!"

Aber die Mutter meinte begütigend, die Frau Konsistorialrat habe wohl auch nicht die rechte Art mit den Armen zu verkehren. Sie sei etwas hochmütig und von oben herab gegen Hilfsbedürftige und erfahre deshalb so häufig Kränkung statt Dank.

„Willst Du uns nicht heute Etwas vorlesen, lieber Gottlieb?" fügte sie dann, zu dem Rat gewandt, ablenkend hinzu.

„Nein, entschuldige mich, liebes Kind! Ich bin heute wirklich nicht in der Stimmung dazu, habe auch noch Manches zu arbeiten," und der Rat zog sich wieder in sein Tuskulum zurück.

„Nun, Julius, dann vertrittst Du wohl des Vaters Stelle," sagte Mama freundlich und blickte ihren Jüngsten liebevoll ermunternd an.

„Ich?! Ach nein, ich kann unmöglich!" beteuerte Julius eifrig. „Ich muß zu morgen noch eine lateinische Ausarbeitung machen." Und schnell, als wolle er jeder Einrede zuvorkommen, eilte der Sekundaner aus der Stube.

Seufzend blickte die Mutter ihm nach. Es befremdete sie kaum mehr, als nun auch Minchen ihre Näharbeit zusammenraffte, halb verlegen vor-

brachte, sie müsse ihrer Freundin Anna den schon längst schuldigen Brief schreiben und ebenfalls verschwand.

In den letzten Monaten war es ja leider fast täglich so.

Wie gesellig, wie gemütlich hatten sie die Abende früher beieinander im Wohnzimmer verbracht! Der Vater las vor, oder erzählte Ernstes und Heiteres aus seinen Studentenjahren, sie und Minchen nähten um die Wette zu dem Bazar für die Armen. Manchmal sang Julius mit seinem noch ungeschulten, aber wohlklingendem Tenor seine Lieblingsvolkslieder, und Minchen begleitete ihn gefühlvoll auf dem alten Klavier. Oder Julius durfte mit seinem Vater eine Partie Schach spielen, worauf er stets ganz besonders stolz war. „Nun, Kinder, haltet den Atem an!“ pflegte der Rat dann wohl im Scherz zu ermahnen, und sie und Minchen saßen mäuschenstill und hingen schweigend ihren Träumen nach. Und was für schönen Träumen! — die Rätin seufzte leise, wenn sie daran zurückdachte! — Daß ihr Lieblingswunsch, den Assessor Schultze zum Schwiegersohn zu bekommen, in Erfüllung ging ... Julius mit Glanz nach Prima versetzt wurde ... die Gehaltserhöhung des Rates noch in diesem Jahr erfolgte ...

Heute gelang es ihr trotz aller Mühe nicht, solche liebliche Bilder hervorzuzaubern. Ja, diese schönen, geselligen Abende, wo waren sie hin! — Früher hatten der Rat sowohl, als auch Julius ihre Arbeiten beeilt, um nur Nichts von dem gemütlichen Familienabend einzubüßen, und Minchen schrieb ihre Briefe entweder vormittags, oder auch manchmal verbotener Weise spät nachts, wenn schon Alles im Hause ruhte.

Und nun? — Jetzt saß sie, die Mutter, allein auf ihrem alten grünen Lehnsessel am runden Tisch. Aber die anderen Drei? ... Wie war es denn eigentlich gekommen? Wann hatte sich dieser Schatten, dieses Gespenst der Langeweile denn zuerst ins Haus geschlichen? Die Mutter sann darüber nach ... Ja, ungefähr fünf Monate war es her, da begann diese Zersplitterung, die immer mehr zunahm.

Zuerst war es der Vater gewesen, der oft des Abends im Familienkreise fehlte: es sei jetzt ungewöhnlich viel zu thun, und im Bureau arbeite er ungestörter, meinte der Rat, wenn er nach dem Nachmittagskaffee nochmals fortging ...

Dann hatte Julius plötzlich erklärt, er müsse jetzt scharf arbeiten, wenn er auf Versetzung hoffen wolle. Die Abende werde er deshalb wohl meist zuhilfe nehmen müssen. Und dagegen war nun eigentlich Nichts einzuwenden. Die Mutter selbst hatte ihn oft ermahnt, größeren Eifer an den Tag zu legen, weil der Herr Direktor wiederholt geäußert, die Fortschritte des jungen Mannes entsprächen nicht seiner Begabung.

Aber warum hatte denn auch Minchen angefangen zuweilen so zerstreute, träumerische Augen zu machen, ja manchmal sogar halblaut Worte vor sich hin zu sprechen, die sie, darum befragt, nicht zu wiederholen wußte, oder nicht wiederholen wollte? Und warum begann auch sie unter allerhand nichtigen Vorwänden den Abend allein in ihrem Zimmer zu verbringen?

„Ich bin doch wohl selbst schuld daran!" meinte die Mutter. „Ich hätte gleich anfangs strenger eingreifen, die Kinder nicht ihrem Hang zur Einsamkeit überlassen sollen. Alles hätte ich aufbieten müssen, um Gottlieb mehr ans Haus zu fesseln. Wer konnte aber auch voraussehen, daß es so schlimm werden würde!" —

Sorgvoll blickte die Frau Rat vor sich hin in den Schein der Lampe, da meldete die eintretende Magd, daß die Abendsuppe aufgetragen sei.

Die Hausfrau erhob, sich, strich mit den rundlichen Fingern den noch immer dunkelbraunen Scheitel glatt, zupfte ihre saubere Schürze zurecht und rief die drei Einsiedler zum Abendbrod.

Die Mahlzeit verlief wider Erwarten gut. Julius und Minchen hatten wie auf Verabredung Waffenstillstand geschlossen, und der Rat, der wohl fürchten mochte, er sei in der so unerwartet auftretenden Hausherrnautorität etwas zu weit gegangen, nannte seine Frau ein Mal über das andere bei ihrem Lieblingsnamen „Malchen" und war überhaupt von so ausgesuchter Liebenswürdigkeit, daß die gute Frau schnell allen Kummer vergaß und seelenvergnügt inmitten ihrer Lieben auf dem Ehrenplatz oben an der Tafel thronte. —

„Minchen," sagte die Mutter, ihre Älteste vor dem Schlafengehen noch einen Augenblick bei Seite nehmend. „Du könntest bei passender Gelegenheit Vater auf zarte Weise darauf aufmerksam machen, daß mein Geburtstag in diesem Jahr schon gefeiert worden ist, und wenn er trotzdem darauf besteht, mir Etwas zu schenken, seinen Einkauf ein wenig überwachen. Vater ist so zerstreut!" Aber gleich darauf, als Minchen statt aller Entgegnung ein etwas despektierliches Lächeln zeigte, fügte sie strengeren Tones hinzu: „Alle bedeutenden Männer sind zerstreut. Merke Dir das, liebes Kind! Sie haben Wichtigeres zu thun, als an Familienfeste zu denken. Dazu sind wir Frauen da!"

Ob es Minchen nun einleuchtete, daß die Mädchen und Frauen auf der Welt sein sollten, um die Zerstreutheit der Männer gut zu machen, blieb unaufgeklärt; jedenfalls war sie klug genug zu schweigen, und die Familie trennte sich im besten Einvernehmen. —

* * *

Es war etwa vierzehn Tage später, als die Mutter in der Dämmerstunde von einem Kaffeekränzchen bei der Frau Justizrat Müller heimkehrte.

Sie war in sehr angeregter Stimmung. Die Aufnahme war glänzend gewesen. („Fast ein wenig zu glänzend," hatte die Frau Schuldirektor gemeint.) Niemand hatte ihr und der Frau Konsistorialrat den Ehrenplatz auf dem Sopha streitig gemacht; man hatte ihr viel Anerkennendes über Minchens Erscheinung als blonde Winzerin auf dem Maskenfest bei Kuhlekes gesagt und die Vermutung ausgesprochen, daß sie auch heute Abend auf dem Ball bei Lehmanns eine der gefeiertesten Tänzerinnen sein werde, und schließlich war es jetzt ganz festgestellt, was man vorher nur gerüchtweise gehört. Die junge Frau Baumeister, von der doch die ganze Stadt wußte, daß ihr Mann bis über die Ohren in Schulden steckte, hatte sich den grünen Seidenstoff gekauft, den sowohl die Frau Doktor, als die Frau Kriegsrat, sich, als zu teuer, nicht gegönnt hatten. Und das waren doch ein paar anerkannt wohlhabende Damen! — Ganz in ihre Gedanken vertieft, hatte die Frau Rat den Heimweg zurückgelegt, ohne viel nach rechts und links zu schauen. Da, als sie um die Hausecke bog, stand plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, eine Gestalt vor ihr, mit der sie beinah zusammengeprallt wäre. Erschreckt fuhr die Frau Rat zurück, und die Erscheinung — es war eine hochaufgeschossene Jünglingsgestalt mit ungewöhnlich langen Beinen — machte blitzschnell Kehrt und war mit einigen Schritten, die man beinah Sprünge nennen konnte, in einem Nu auf der andern Seite der Straße.

„Julius!" rief die Mutter, die jetzt ihren Jüngsten zu erkennen glaubte; aber der also Angeredete entfernte sich eilig, ohne auch nur einmal zurückzublicken.

„Merkwürdig! Wie man sich doch täuschen kann! Ich hätte darauf schwören mögen, daß es Julius war," dachte die Frau Rat und begann vorsichtig die ziemlich hohen Stufen der Holztreppe zu erklimmen, die zu ihrer Wohnung hinaufführte. Oben angelangt, blieb sie einen Augenblick stehen, um Atem zu holen und schellte dann energisch.

Sofort wurde ihr geöffnet, und mit seltsam gespanntem Ausdruck in den Zügen lugte Minchens zierliches Köpfchen durch die Thürspalte.

„Ach, Du bist es, Mama!" — klang es ganz enttäuscht.

„Ja, was glaubtest Du denn!" gab die Rätin etwas scharf zurück. Sie hatte sich noch eben im Stillen über ihr artiges Töchterchen gefreut, das sie schon an der Thür erwartete. Und nun dieser Ausruf!

„Ich ... ich ... dachte, es sei der Postbote!" stotterte Minchen dunkelerglühend.

„Der Postbote? Was erwartest Du von dem?" forschte die Rätin weiter, und dunkle Ahnungen von heimlich geführter Korrespondenz stiegen schreckhaft in ihrer Seele auf.

„Ich erwartete gar Nichts, aber Vater sehnte sich so nach seiner Zeitung," erklärte Minchen, schon etwas gefaßter.

„So, so! also Vater zu Gefallen warteſt Du hier!" Die Mutter war scheinbar zufriedengestellt. „Ich würde Dir aber doch raten, Dich jetzt umzukleiden. Bei Lehmanns fängt es immer schon zeitig an, und überdies, Du weißt, daß Julius nicht zu warten liebt." Aber überrascht horchte die Rätin auf, als Minchen berichtete, Julius sei schon vor einer halben Stunde fortgegangen und noch nicht heimgekehrt.

Kopfschüttelnd entfernte sich die Frau Rat, um den Gesellschaftsanzug gegen das bequemere Hauskleid zu vertauschen. Im Vorbeigehen warf sie noch einen Blick in Julius' Stube. Richtig, die war dunkel, Julius also wirklich nicht zuhause. Was in aller Welt war aber dem Jungen, daß er davonlief, als sie ihn anredete. — Denn daß er und kein Anderer ihr vorhin an der Hausecke begegnet war, das stand nun unumstößlich fest.

Noch hatte die Rätin ihre Toilette nicht beendet, da erklang der Ton der Hausglocke. Hastig knöpfte sie ihr Kleid vollends zu und eilte, so schnell ihre stark entwickelte Fülle es gestattete, in den Flur, um womöglich Minchen auf frischer That, mit dem befürchteten Liebesbrief in der Hand, zu überraschen.

In der Thür zum schwacherleuchteten Vorzimmer stieß sie mit ihrem Manne zusammen, der, mit einem dunklen Etwas in der Hand, das er offenbar zu verbergen bemüht war, eilig an ihr vorbeistrich . . .

Gleich darauf stürzte Julius herein und sauste mit Windeseile an der ganz verdutzt dreinschauenden Mutter vorüber. Auch er schien Etwas unter dem Arm zu tragen, doch war er zu plötzlich aufgetaucht und verschwunden, als daß die Rätin auch nur annähernd hätte bestimmen können, was es war.

Leise rief sie Minchens Namen. Aber Alles blieb still: Minchen hatte offenbar schon früher als der Rat und Julius, den Flur verlassen. Und dabei stand die Thür halb offen. Die hatten alle drei zu schließen vergessen. Im Kopf der guten Frau wirbelten die Gedanken nur so durcheinander.

Mechanisch schloß sie die Thür, überzeugte sich nochmals, ob der Schlüssel gefaßt, glättete ihr Haar, rückte die Brosche zurecht, die sie vorhin in der Eile schief vorgesteckt hatte und ging dann wie im Traume in das Wohnzimmer zurück. Das war leer, wie immer in letzter Zeit.

Langsam, fast zaghaft schritt die Frau Rat zum Studierzimmer ihres Mannes. Leise legte sie die Hand auf den Drücker. Er gab nicht nach. Die Thür mußte verschlossen sein.

Verschlossen! vor ihr verschlossen! Der Rätin war es, als wanke der Boden unter ihren Füßen.

Einen Augenblick lang stand sie wie versteinert. Dann fiel ihr der Geburtstag ein; der zweite in diesem Jahre! Sie schalt sich selbst eine Thörin, aber es war ihr doch beklommen zu Mut.

„Ich will zu Minchen gehen und ihr ein wenig bei der Toilette helfen," suchte die Rätin sich selbst zu trösten und machte sich sogleich auf den Weg dahin. Nun stand sie vor der Thür. Sie wollte öffnen. Der Drücker gab nicht nach. Die Thür war verschlossen.

Was um des Himmels willen hatte das zu bedeuten! Der Rätin stockte der Atem . . . eine leichte Schwäche überkam sie. Aber nur einen Augenblick. Dann raffte sie sich gewaltsam auf.

„Minchen!" rief sie, mit vor innerer Bewegung fast erstickter Stimme. „Mach' auf, mein Kind! Ich bin es! Ich, Deine Mutter!" . . .

Anfangs rührte sich nichts. Dann klang es, als ob eilig eine Lade zugeschoben würde — dann ein Ton, wie unterdrücktes Schluchzen, und endlich — der Mutter dünkte es eine Ewigkeit — erklang Minchens Stimme, undeutlich, gepreßt: „Was giebt es, Mama? Ich komme gleich!"

„Mach' auf!" wiederholte die Frau Rätin in befehlendem Tone. „Im Augenblick mach' auf!"

„Warum?" fragte es noch einmal leise von innen; dann aber klang der Schlüssel im Schloß, und Minchen stand mit tiefgesenktem Haupte vor der Mutter.

„Was soll dieses Sicheinschließen, dies Heimlichthun?" begann die Rätin in zornigem Ton, aber schon unterbrach sie sich, denn dicke Thränen hingen an Minchens langen Wimpern, und um den kindlichen Mund zuckte es wie von gewaltsam unterdrücktem Weinen.

„Was hast Du, mein Kind?" fuhr die Mutter nun milder fort. „Sag' es mir, Minchen! Erleichtere Dein Herz!" Und nach einer Pause, als die Tochter nur ärger schluchzte, anstatt zu antworten — „Minchen! Ist es denn so schlimm, daß Du es Deiner eigenen Mutter nicht vertrauen kannst?!"

„Ach, quäle mich doch nicht!" schluchzte Minchen nun endlich. „Es ist ja etwas ganz Anderes, als Du wahrscheinlich denkst! . . . Ich kann es nicht sagen, Mutter! Ich kann nicht! . . . Und Minchen schluchzte herzbrechend.

„Ich will mich nicht in Dein Vertrauen drängen," sagte die Rätin kalt. „Komm, es ist Zeit, an Deine Toilette zu gehen. Du siehst mir nicht danach aus, als ob Du heute allein fertig wirst. Ich werde Dir helfen!"

Energisch schloß die Mutter Minchens Thür, warf der Tochter einen Pudermantel über und begann ihr Haar zu lösen.

„Ach, Mutter! ich möchte lieber nicht zu Lehmanns gehen! Ich könnte

mich doch nicht beherrschen, und Jeder würde sehen, daß ich geweint habe," sagte Minchen kläglich.

„Unsinn;" rief die Rätin streng. „Du mußt Dich beherrschen lernen. Dazu ist man auf der Welt. Und etwas Eau de Cologne, auf ein Taschentuch geträufelt und an die Augen gedrückt, verwischt alle Thränenspuren. Komm, gleich mach' ein heiteres Gesicht!"

Das machte Minchen nun zwar nicht, aber sie widerstrebte auch nicht länger. Wenn die Mutter einmal ein Machtwort sprach, so galt das auch, vielleicht gerade, weil es so selten geschah.

Etwa eine halbe Stunde verstrich, nur dann und wann durch kurze Bemerkungen der Rätin unterbrochen: „Den Kopf mehr rechts, Minchen, ich sehe Nichts! . . . Gieb mir noch eine Haarnadel . . . Diese Schleife ist schief angeheftet . . . Beweg' Dich nicht so heftig, ich werde Dich noch stechen!" . . . Dann ein langes Schweigen, und endlich ein befriedigtes „So" der Mutter.

„Nun komm, mein Kind! Julius wartet gewiß schon längst."

„Geh nur voran, Mutter! Ich komme gleich, will nur noch etwas Ordnung schaffen," sagte Minchen hastig und wandte sich der Kommode zu.

Schweigend verließ die Rätin die Stube. Vor der Thür stand sie noch einen Augenblick still, kopfschüttelnd und mit bekümmertem Ausdruck im Gesicht. Was dem Kinde nur war? . . . Und wie hübsch Minchen trotzdem aussah in dem blaßblauen Tarlatankleide, mit den Rosenknospen im Haar! — Trotz der eben vergossenen Thränen. „Wie eine Rose vom Tau befeuchtet!" hatte der Assessor neulich bei ähnlicher Gelegenheit deklamiert, aber das tröstete die Mutter heute nur wenig.

Sie trat ins Wohnzimmer. Da saßen Vater und Sohn am runden Tisch einander gegenüber. Beide schwiegen, und die Rätin hatte das Gefühl, daß dieses Schweigen schon lange andaure. Eine wahre Herzbeklemmung befiel sie, und um nur Etwas zu sagen, um diese unheimliche Stille zu unterbrechen, fragte sie: „Den wievielten haben wir eigentlich heute?"

„Mittwoch vor vierzehn Tagen war der Erste," begann Julius geläufig und schloß dann etwas verwirrt: „Heute haben wir den Achtzehnten."

„Was für eine sonderbare Berechnung, Julius!" meinte die Mutter erstaunt.

Der Rat aber warf schweigend einen durchdringenden Blick auf seinen Sohn, der die Augen nicht mehr von dem Muster der Tischdecke erhob und plötzlich über Minchens ungebührlich langes Ausbleiben zu schelten begann.

Die Rätin seufzte. Die Verhältnisse verdichteten sich immer mehr.

Geheimnisse, wohin sie schaute! Sie kam sich in ihrem eigenen Heim wie eine Fremde, eine Ausgestoßene vor.

Nun erschien endlich Minchen; noch immer etwas wehmütig, mit einem leisen Anflug von Weltschmerz in den blauen Augen. Wie ein Opferlamm beugte sie sich, um Vater und Mutter zum Abschied die Hand zu küssen, ließ sich von der Rätin in Mantel und Capuchon hüllen und nahm den von Julius ziemlich unmutig gebotenen Arm.

Nun waren Beide gegangen.

Zum zweiten mal an diesem Abende schloß die Hausmutter die Thür ab und hängte den Schlüssel an den dazu bestimmten Nagel, damit Julius, wenn er spät nachts mit Minchen heimkehrte, mit des Vaters Schlüssel, den er heute zu diesem Zweck erhalten hatte, öffnen könne.

Dann — ein kurzer innerer Kampf — und mit den halblaut gemurmelten Worten: „Es muß sein! Ich thue es ja nicht aus müssiger Neugier, sondern zu Minchens eigenem Wohl" — begab sich die Frau Rätin schnurstracks in das soeben verlassene Stübchen ihrer Tochter.

Dort lag auf der Kommode noch das thränenfeuchte Tüchlein, der stumme Zeuge von Minchens Schmerz! Alles im Kämmerlein zeigte, daß die junge Herrin nicht wie sonst, ruhigen Herzens, gegangen war. Ein Stuhl stand schief, die Kammschieblade halboffen, Haarnadeln auf dem Tisch verstreut. Und Minchen war doch sonst so ordentlich.

Langsam trat die Mutter näher. Dort in der Kommode lag der Schlüssel zum Rätsel verborgen. Das stand fest. So laut ächzte und knurrte nur die oberste, am meisten benützte Lade, wie sie es vorhin gehört, als Minchen auf ihr Anpochen erst den verräterischen Brief versteckte.

„In Gottes Namen!" sprach die Mutter inbrünstig, als gelte es einen bösen Spuk zu beschwören. Dann zog sie entschlossen die oberste Lade heraus, und ihre Finger versenkten sich behutsam in die Schichten sauberer Wäsche, die dieselbe ausfüllten.

Da — ein fester Gegenstand. Aber ungewöhnlich groß und schwer für einen Brief.

Mit zitternden Händen zog die Rätin das Etwas hervor. Es war ein großes, ziemlich dickes Heft mit zartrosigem Deckel. Ein Tagebuch wahrscheinlich. Zwar nicht der Brief, nach dem sie suchte, aber vielleicht doch Etwas, das sie auf die Spur von Minchens Herzenskummer leiten konnte.

Sie schlug die erste Seite um.

„Warum ich ledig blieb!" stand da in großen klaren Buchstaben geschrieben.

Der Rätin flimmerte es vor den Augen. Warum ich ledig blieb?! —

Sie hatte also bereits entschieden! Der Assessor hatte gefragt und sie geantwortet . . . O, unglückseliges Kind, das da handelt, ohne seine Nächsten, Vater und Mutter um Rat zu fragen! Nun kamen Reue und Verzweiflung nach. Daher die Thränen! daher das sich von der Welt Zurückziehenwollen! „Minchen, Minchen! mein armes Kind!" schluchzte die Rätin. „Der Assessor Schultze! Ein so braver, lieber Mann! Dem einen Korb zu geben!"

Mühsam erlangte sie ihre Fassung soweit wieder, um in dem Tagebuch nach dem „Wo und Wie" zu forschen. Da erklangen von dem Korridor her die schweren Schritte der Magd, die Minchens Stube zur Nacht ordnen kam. Schnell ließ die Rätin das Heft in sein Versteck zurückgleiten. Fürs Erste wußte sie ja genug, und morgen beichtete Minchen vielleicht freiwillig.

Als Anne, die Magd zur einen Thür hereintrat, verließ die Frau Rätin eben durch die andere Thüre das Zimmer.

Langsam, in tiefes Sinnen verloren schritt die Mutter zur Wohnstube zurück. Sollte sie ihrem Manne sogleich das Entdeckte mitteilen? Um seinen Rat in dieser Sache bitten? — Aber er war ja in letzter Zeit stets so unzugänglich! Seine Gedanken weilten so offenbar bei anderen Dingen . . .

Da sah sie im Vorüberschreiten einen Lichtschimmer in Julius' Zimmer. Hatte der Sekundaner vergessen die Lampe zu verlöschen? Schnell öffnete sie die Thüre und hielt überrascht auf der Schwelle an. Da stand ihr Mann, den Rücken ihr zugewandt, am Schreibtisch des Sohnes. Bei dem Geräusch der sich öffnenden Thüre zuckte er erschreckt zusammen, daß die Lampe auf dem Tische klirrte. Hastig warf er eine geöffnete Lade ins Schloß und sich zu seiner Gattin wendend, noch in halbgebückter Haltung, sagte er etwas verwirrt: „Ich brauchte den Virgil zum Nachschlagen. Weißt Du vielleicht, wo Julius ihn verwahrt?"

„Aber der steht ja wohl auf dem Bücherbrett," meinte die Rätin erstaunt. Wie zerstreut ihr Mann doch war! In den dünnen Schreibtisch paßten diese dicken alten Römer und Griechen ja gar nicht hinein!

„Ach ja, jawohl!" erwiderte der Rat hastig. Er war etwas gerötet im Gesicht und sichtlich verwirrt. Dann langte er ohne weiteres ein Buch von dem Regal herab und verließ damit eilig die Stube.

Schon wollte die Rätin ihm folgen, da fiel ihr Blick auf ein kleines blaues Eckchen, das aus der vorhin hastig zugeworfenen Schreibtischlade hervorlugte. Sofort trat sie näher. Das duldete ihr Ordnungssinn nicht. Vorsichtig, um das eingeklemmte Papier nicht zu beschädigen, zog sie die Lade heraus. Das blaue Eckchen gehörte zu einem ziemlich dicken Heft, ungeschickt zusammengenäht und mit einem groben blauen Deckel versehen. Wie unsauber geheftet es war! Daß man so was im Gymnasium gestattete! ...

Die Rätin schlug den Deckel um. „Alexander von Macedoniens erste Liebe“ stand da in ihres Julius kühner Handschrift. „Das ist mir denn doch ein sonderbarer Titel für einen Sekundaneraufsatz,“ dachte die Frau Rätin erstaunt. „Als ob man nicht wüßte, daß die Jungen in diesem Alter schon ohnehin nichts als Dummheiten im Kopf haben! Und nun werden sie darin noch gar von den Lehrern bestärkt!“ Kopfschüttelnd betrachtete sie das Heft von allen Seiten. „Wie unsauber und nachlässig es zusammengeheftet ist!“ dachte sie wieder. „Warum der Junge mich denn nicht darum bat, oder Minchen, anstatt sich selbst aufs Nähen zu verlegen, wovon doch die Männer nun einmal nichts verstehen!“

* * *

„Gottlieb!“ sprach die Rätin am Abend desselben Tages feierlich, als sie mit ihrem Gatten allein im Schlafzimmer war, und der Augenblick ihr gekommen schien, nun einmal ein ernstes Wort über all das Unerklärliche zu reden, das sich im Hause eingenistet hatte. „Gottlieb! Ist Dir nichts an unseren Kindern aufgefallen?“

„Nein!“ erwiderte der Rat ganz erstaunt und vergaß vor Überraschung den Arm vollends aus dem Hausrock zu ziehen. „Nein, was giebt es denn, Malchen?“

„Nimm es mir nicht übel, lieber Mann!“ fuhr die Rätin etwas gemessen fort, „aber Du hast in letzter Zeit so wenig Auge und Sinn für Deine Familie gehabt, daß es mich kaum wundert, wenn Du nichts bemerkt hast!“

„Ich war allerdings sehr beschäftigt,“ gab der Rat etwas zögernd zu und hängte seinen Rock vorsichtig an den Nagel; „ich hoffe aber, das soll jetzt besser werden. Was meinst Du mit Deinen Andeutungen, liebes Kind? Was ist Dir an Minchen und Julius Besonderes aufgefallen?“

„Gottlieb!“ sagte die Rätin entschlossen. „Um mit Julius zu beginnen: Der Junge wird im Gymnasium falsch geleitet!“

„Falsch geleitet!“ Was Dir nicht einfällt, liebes Kind! Unter dem Direktor Werner, der ein so tüchtiger Pädagoge ist! Der bereits so glänzende Resultate erzielt hat! — Nein, das ist eine ganz unnütze Besorgnis, Malchen! Wie kommst Du nur auf diese Idee?“

„Gottlieb!“ sagte die Frau wieder, und es lag etwas Starrsinniges in Ton und Haltung. „Er wird dennoch falsch geleitet, und das kann in diesem Alter von den schlimmsten Folgen sein. Sie geben ihm dort Aufsätze über die Liebe, und es kommen Stellen in seiner Ausarbeitung vor, Stellen, bei denen ich alte Frau errötet bin! Ich wunderte mich anfangs,

daß er das Heft — der Aufsatz ist so lang, Gottlieb, daß er in ein gewöhnliches Schulheft nicht hineinpaßte — selbst genäht hat und schauderhaft versudelte, anstatt die Blätter mir oder Minchen zu bringen, aber nun begreife ich allerdings, weshalb er das unterließ. Mich schaudert, wenn ich daran denke, daß Minchens Augen solch unsaubres Zeug hätten lesen können!"

Ganz still, fast gedrückt hatte der Rat diese lange Auseinandersetzung über sich ergehen lassen. Jetzt fragte er — es klang ziemlich zaghaft: „Ein Heft, sagest Du! . . . Ein blaues vielleicht?"

„Ja, Gottlieb, ein blaues."

„Und der Titel?"

„Alexander von Macedoniens erste Liebe!" rief die Frau Rätin in sittlicher Entrüstung. „Und dazu haben sie offenbar einen Preis für diese Liebesaufsätze bestimmt, wie um die Jungen noch auf diesem schlüpfrigen Pfade zu bestärken. Gleich obenan stand groß und breit: Preisbewerbung ad N 1! Gottlieb, Du mußt mit dem Direktor sprechen!"

„Aber liebes Kind!" meinte der Rat beklommen. „Das wollen wir doch noch in Ruhe überlegen. Es sind jetzt neuere Richtungen in den Gymnasien und Schulen, als zu Deiner und meiner Zeit. Wer weiß welche Zwecke die Lehrer dabei verfolgen. Vielleicht . . . vielleicht . . ." — des Rates Stimme wurde immer unsichrer — „haben sie dabei die Abschreckungstheorie im Auge."

„Abschreckungstheorie! Nun, sei so gut, Mann!" rief die Rätin aufs äußerste erregt. „Als ob so etwas je abgeschreckt hätte! Aber auf dumme Gedanken bringt es, und die Früchte dieser Erziehung würden wir bald zu sehen bekommen. Nein, Gottlieb wenn Du nicht mit dem Direktor sprichst, thu' ich es!"

„Aber, liebes Kind! Rede Dich doch nicht so in Hitze hinein! Wenn Du es durchaus wünschest, bin ich ja bereit dazu, obgleich, ich gestehe es aufrichtig, ich mich ungern hineinmische. Wer sagt uns denn auch, ob Julius nicht etwa . . . hm . . . hm . . . etwa den Aufsatz nur so, zum eigenen Vergnügen geschrieben hat?"

„Julius?! Zum eigenen Vergnügen!" rief die Rätin; ihr Ton hatte fast etwas Verachtendes. „Nein, lieber Gottlieb, das thut unser Sohn nicht! Da verlasse Dich darauf."

„Gottlieb!" begann Malchen wieder nach einer Pause, die der Rat dazu benutzt hatte, sich vollends zu entkleiden und es sich im Bett bequem zu machen. „Es fällt mir schwer, so was über die Lippen zu bringen, aber es gilt unseres Kindes Wohl. In dem Aufsatz kam eine Stelle vor — Alexanders Angebetete, eine gewisse Roxana bittet sich nach seinem An-

trag ein Jahr Bedenkzeit aus — da schreibt Julius wörtlich (die häßliche Stelle hat sich mir fest eingeprägt): Als Alexander diese Antwort vernahm, sträubten sich seine Haare, ein convulsivisches Zucken durchflog seinen Heldenleib, und undeutlich, stoßweise entrangen sich die Verzweiflungsworte seinen bärtigen Lippen. „Roxana! Angebetete! Holdseligste! Das kann Euer Ernst nicht sein! Zwölf Monde lang soll ich auf Eure Liebe harren, und es hat doch der größte Mann der Welt nicht länger als neun Monate gebraucht, um an das Licht der Welt zu gelangen!“ ... Gottlieb, wie gefällt Dir das?!“ schloß die Frau Rätin mit zitternder Stimme und wandte sich schamhaft ab, obgleich der Schirm, der die Betten umgab, sie von ihrem Manne trennte.

Eine lange Pause trat ein. Dann klang es gedämpft hinter dem Schirm hervor: „Das ist allerdings stark, Malchen!“

„Siehst Du wohl, Gottlieb!“ schluchzte die kleine Frau fast.

„Malchen!“ erklang Gottliebs Stimme von neuem. „Was würdest Du zu einer Arbeit sagen, die den Titel führte: Auf der höchsten Staffel der Beamtenlaufbahn?“

„Ich weiß nicht, Gottlieb!“ sagte die Rätin nach kurzem Besinnen. „Auch dieser Titel will mir nicht recht gefallen. Das klingt so nach einem ganz vertrockneten Aktenmenschen.“

Der Rat erwiderte nichts, aber Malchen hörte es seinem Räuspern und Schnauzen an, daß er sich in starker Erregung befand, und freute sich, daß ihre Mitteilungen über Julius ihn nun doch nachträglich noch so ergriffen hatten. Um ihren Mann, kurz vor dem Einschlafen aber nicht mehr aufzuregen, beschloß die Frau Rätin jetzt doch, Julius' sonderbares Benehmen vorhin an der Straßenecke einstweilen noch zu verschweigen.

„Und was giebt es mit Minchen?“ forschte der Rat endlich.

„Ach, Gottlieb! Minchen hat dem Assessor einen Korb gegeben und grämt sich nun offenbar darum,“ klagte die Rätin kraftlos. „Sie war heute so verweint und verzweifelt, daß ich alle Mühe hatte, sie zum Besuch bei Lehmanns zu bereden. Und Du weißt, wie gern sie sonst hinging!“

„Das Kind muß toll geworden sein!“ rief der Rat erregt, und man hörte es an dem Krachen der Bettstelle, wie er in die Höhe fuhr. „Den Assessor Schultze ausschlagen! Eine der ersten Partieen der Stadt! Wohlhabend, guterzogen, solid, angesehen. Und dabei hat sie den ganzen Winter hindurch nach ihm ausgeschaut, wenn ich auch that, als bemerkte ich es nicht! Sie muß toll geworden sein! ... Daran bist Du übrigens auch schuld, Frau! In solchen Dingen müssen Mütter ihren Töchtern zur Seite stehen! Auch ich hätte befragt werden müssen! ... Wann geschah das Alles denn eigentlich? Vielleicht läßt es sich noch rückgängig machen!“

„Genau bin ich noch nicht eingeweiht," erwiderte die Rätin etwas kleinlaut und beendete ihre Nachttoilette. „Die Wahrheit zu sagen, lieber Gottlieb, hat Minchen selbst mir noch nichts gestanden. Sie war seltsam verschlossen heute, ja auch schon lange vorher. Aber sie hat heute Abend offenbar eine Nachricht erhalten, die sie in Verzweiflung versetzte — ich fand sie schon im Vorhaus, auf den Postboten wartend — und dann, als sie endlich auf mein Zureden zu Lehmanns gegangen war, da . . . da hielt ich es für meine heilige Pflicht als Mutter, Gottlieb, als Führerin meines armen Kindes, unter ihren Papieren nachzusuchen. Ich fand — keinen Brief, den hatte sie wohl schon vernichtet — aber ihr Tagebuch, mit der Aufschrift: „Weshalb ich ledig blieb!" Leider störte mich die Magd, so daß ich nicht weiterlesen konnte. Aber das war ja auch nicht mehr nötig. Den Rest wird mir Minchen, mein unglückliches, vorschnelles Kind, wohl selbst eingestehen . . . Sicher sind da bösartige Einflüsterungen sogenannter Freundinnen mit im Spiel!" schloß die Rätin ergrimmt und erschien nun auch hinter dem Schirm, um ins Bett zu schlüpfen.

Schon vor einigen Minuten, als die Mutter des Tagebuchs erwähnte, wurde ein leises Rascheln hörbar, als ob Jemand, der im Bette aufrecht gesessen, sich behaglich wieder zurücklegt. Jetzt fragte der Rat nur halblaut mit abgewandtem Gesicht: „Hatte das Tagebuch vielleicht auch einen blauen Deckel?"

„Nein, einen rosenroten," berichtete Malchen und es schien, als ob die Rührung sie von Neuem überwältigen würde. „Rosenrot, wie die Liebe, die auf des Assessors Seite bestand und bei meinem armen Kinde wohl noch jetzt besteht." Die bekümmerte Mutter schluchzte leise in die Kissen hinein.

„Malchen!" sagte der Rat gerührt, aber seine Stimme klang schon etwas schläfrig. „Weine nicht, liebes Kind! Es kann noch Alles gut werden . . . Junge Mädchen schreiben oft so Etwas, auch wenn es ihnen nicht recht Ernst damit ist . . . Malchen, Du wirst sehen . . . es wird . . . noch Alles . . . gut!" . . .

Und wie zur Bekräftigung seiner Worte, traf, schon nach wenig Augenblicken ein leichtes, gemütliches Schnarchen das Ohr der Bekümmerten.

Malchen hatte den Mann schon oft „sägen" gehört, wie sie es nannte, und diese kleine Schwäche ihres Gottlieb um seiner vielen Tugenden willen liebreich ertragen. Heute aber schnitten diese gleichmäßigen, stillzufriedenen, langezogenen Töne ihr ins Herz.

Wie, er konnte schlafen, er konnte sogar schnarchen, während sie wachte und litt! Litt um das Wohl und Weh, um die Zukunft ihrer Kinder! Malchen fühlte es bitter in ihrem sanften Herzen aufsteigen . . . Schlafen, während

Julius in der Schule systematisch verdorben wurde . . . Minchen in jugendlichem Unverstande ihr Glück von sich stieß und ledig — Gott, wie schrecklich! — ledig bleiben wollte! . . .

Ja, all dieses Traurige konnte auch nur in einem Hause geschehen, wo der Vater schlief, wo der Hüter schnarchte.

Horch! was war das? . . . Ihr Mann hatte sich im Schlaf umgedreht, und langsam, deutlich flüsterten seine Lippen: „Einmal und nicht wieder!"

„Was einmal?! . . . Was nicht wieder? . . . So sprich doch, Männchen!" Atemlos hatte sich die Rätin im Bette aufgerichtet, sich über ihren Gottlieb gebeugt. Verzehrend hing ihr Blick an seinem Antlitz . . . Aber Gottlieb antwortete nicht. Mit dem feinen Instinkt, der Allen im Schlafe Redenden eigen ist, verstummte sein Selbstgespräch.

„Gottlieb! Du sagtest: einmal und nicht wieder! Wünschest Du nicht noch mehr zu sagen?" Liebevoll ermunternd klangen diese geflüsterten Worte.

Aber Gottlieb hatte nichts mehr zu sagen. Er schlummerte ruhig weiter.

Doch Malchen schlummerte nicht.

Da war es wieder, das Unbegreifliche, Unfaßliche, den Hausfrieden Störende — das Geheimniß! . . .

Was hatte ihr Gottlieb gemeint, als er aus dem Schlafe heraus „Einmal und nicht wieder!" flüsterte? Also gab es doch Etwas, was er einmal gethan und nicht wieder thun wollte, Etwas, was auch schon das eine Mal zu viel geschehen war! . . . Malchen rang in stummer Not die Hände.

Was konnte es sein! Sie sah ihren Gottlieb an, wie er so friedlich und fromm in den Kissen lag. Zwar „Alter schützt vor Thorheit nicht," sagt das bekannte Sprichwort — aber nein, nein, das traute sie ihrem Manne, ihrem ehrwürdigen Rate nicht zu! . . .

Wie hatte doch neulich Frau Lehmann gesagt? „In Ihrer Stelle, Frau Rat, würde ich auch kein so bildsauberes Nähmädchen wie die Bertha ins Haus nehmen!" Damals hatte sie nur an Julius dabei gedacht, aber sollte die Lehmann, die immer gern herumspürte, damit vielleicht auf Gottlieb gezielt haben? — Auf ihren Gottlieb, mit dem sie nun schon seit zwanzig Jahren ein stilles, zufriedenes Leben in Zucht und Ehren geführt hatte! Nein, das war nicht möglich! So schlecht konnte auch Frau Lehmann nicht denken! . . .

Aber freilich, warum sagte Gottlieb: „Einmal und nicht wieder!" Wer löste alle Zweifel!

Es war schon spät nachts, als die Frau Rätin endlich entschlummerte; aber auch dann noch wurde sie von bösen Träumen verfolgt . . . Julius sah sie, der das Gymnasium aufgab und sich nur noch dem Studium der

Liebe widmete . . . Minchen, als dürre alte Jungfrau, wie sie ein Institut für höhere Töchter eröffnete . . . und ihren Gottlieb, der die hübsche Bertha umschlungen hielt und sich mit ihr in einem wilden, rasenden Galopp drehte! —

Es war eine böse Nacht für die Frau Rätin! —

* * *

Am Abend des nächsten Tages saß die kleine Familie nach langer Zeit wieder einmal in altgewohnter Art um den runden Tisch der Wohnstube. Gottlieb rauchte schweigend, Malchen stickte ein Paar Hausschuhe für ihren Eheherrn; Julius trommelte eine lustige Polka auf der Tischplatte, und Minchen, weit entfernt ihn zu berufen, schaute mit einem glückselig traumhaften Lächeln über ihre Häkelarbeit hinweg auf die blaue Tapete, deren Muster ihr doch schon recht bekannt war.

Die Frau Rätin warf einen schnellen Seitenblick auf ihre Tochter. Sie war heute so fröhlich — nein, das ist nicht das rechte Wort — so selig! Sollte noch nicht Alles verloren sein?

„Minchen!" sagte die Mutter auf einmal, „mit wem tanztest Du gestern den ersten Walzer?"

„Mit Herrn Assessor Schultze," erwiderte Minchen. Eine verräterische Glut tauchte plötzlich in den Grübchen ihrer Wangen auf, stieg langsam höher, trieb ihr alles Blut dergestalt in den Kopf, daß ihre Augen fast zu thränen begannen, und verteilte sich endlich schadenfroh über das ganze Gesicht.

„Ja, er war riesig liebenswürdig, auch gegen mich!" erläuterte Julius etwas ironisch. „Er bot mir zu rauchen an und sagte, mein Profil erinnere ihn an Julius Cäsar!"

„Er wird Vater morgen seine Aufwartung machen," ergänzte Minchen hastig. Es schien, als erwarte sie von Julius vertraulichen Mitteilungen keinen besonders guten Eindruck auf die Eltern. „Mir?" fragte der Rat erstaunt.

„Morgen seine Aufwartung machen! — So ist denn noch nicht Alles" — die Frau Rätin hätte beinah' gesagt „noch nicht Alles verloren!" Aber sie besann sich noch zu rechter Zeit und verschluckte das letzte Wort.

Horch! Da wurde die Hausglocke gezogen. Die Mutter hatte es deutlich gehört, aber die übrigen nicht, wie es schien; denn alle drei blieben ruhig auf ihren Plätzen.

„Wurde nicht eben geläutet?" fragte die Rätin und erwartete im nächsten Augenblick Julius und Minchen aufspringen zu sehen.

„Wir haben nichts gehört!" versicherten aber Beide, und die Mutter dachte, es habe ihr wohl nur in den Ohren geklungen.

Aber nein, da wurde zum zweitenmal geläutet, scharf, ungeduldig, gellend.

„So hört doch, Kinder! Die Glocke wird ja fast abgerissen! Sicher ist es der Postbote mit Vaters Zeitung."

Julius sah Minchen an; Minchen sah Julius an, aber Keiner rührte sich vom Platz. Erst als es völlig zweifellos wurde, daß die Schwester keine Anstalten machte sich zu erheben, stand Julius langsam auf, reckte gähnend die Glieder und verließ in einem rechten Schlenderschritt träge die Stube.

Langsam kehrte er zurück und überreichte dem Vater das eben eingetroffene Journal und die Abendzeitung.

Und dann geschah das Unerwartete, daß der Vater, anstatt der Zeitung, erst das Journal ergriff und sich eifrig in die Lektüre desselben vertiefte.

Die Rätin nahm den abgestreiften Umschlag der Zeitschrift zur Hand — die großgedruckten roten Lettern darauf zogen sie magnetisch an — und begann ihn zu studieren. „Hört doch!" rief sie plötzlich, ohne die Augen vom Blatte zu erheben, „hier ist ein Preisausschreiben für Novellen und Humoresken. Und was für große Summen! Tausende werden ausgeboten! Welch' gute Gelegenheit für unsere bewährten Schriftsteller, sich ein hübsches Stück Geld zu verdienen! Aber freilich werden sich auch viele Unberufene dazu gedrängt haben und sich die Finger verbrennen, wie die Motten am Lichte! . . . Übrigens, muß das Alles ja schon längst entschieden sein, denn wie ich eben sehe, ist diese Nachricht bereits mehrere Monate alt."

Niemand antwortete. Erstaunt, so wenig Teilnahme bei dieser interessanten Mitteilung zu finden, erhob die Frau Rätin ihre Augen vom Blättchen, das sie so eifrig studiert hatte . . .

Da saß der Rat, und seine Blicke bohrten sich so unnatürlich fest in die Zeitschrift, daß man ihm den Zwang ordentlich ansah. Auf seinen Wangen aber brannten zwei kleine, dunkelrote Flecke . . . Da saß Julius, das Antlitz halb abgewandt, und seine Finger, die weiterzutrommeln versuchten, zitterten sichtlich auf der Tischplatte . . . Da saß endlich Minchen, das Köpfchen tief gesenkt, wie schuldbewußt, und ihr holdes Lächeln war in diesem Augenblick verschwunden . . .

Plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über die Frau Rätin. Es war, als fielen ihr die Schuppen von den Augen.

Alexander von Macedoniens erste Liebe! . . .

Warum ich ledig blieb! . . Auf der höchsten Staffel der Beamtenlaufbahn . . . Der Brief, den sie nicht lesen sollte — der zweite Geburtstag im Jahre — ihr Mann den Vergil suchend — Julius vor der Hausthür, Minchen darinnen auf den Briefträger wartend — ihre einsamen Abende

bei der Lampe . . . Alles. Das zog blitzschnell an ihrem Geiste vorüber. Sie hatte den Schlüssel zum Geheimnis gefunden!

„Gottlieb!“ sagte die Mutter plötzlich in sehr sanftem, liebevollem Tone, als das Schweigen die drei Anderen bereits zu ersticken drohte. „Gottlieb! Willst Du uns nicht Etwas aus der Zeitschrift vorlesen?“

„Gerne, mein Kind!“ erwiderte der Rat freudig, wie von einer schweren Last befreit. Und nach langen Monaten saß die kleine Familie wieder einmal wie in alten Zeiten um den runden Tisch in der friedlichen Wohnstube beisammen.

Der rechte Pate.

Ein russisches Märchen von N. v. Kalantorow.

(Moskau.)

Es war eine kalte, regnerische Herbstnacht. Ein armer, ausgehungerter, mit Lumpen kaum notdürftig bedeckter Kohlenbrenner schritt durch den dunkeln Wald.

Der Sturm tobte, der Regen goß in Strömen, die Bäume ächzten; doch der späte Wanderer schien auf nichts zu achten, er war tief in Gedanken verloren, der Gegenwart völlig entrückt. Je mehr der Sturm wütete, je stärker der Regen klatschte, desto schneller schritt der Kohlenbrenner.

Da, mit einem Male bleibt er wie angewurzelt stehen; der ganze düstere Wald wird plötzlich von einem unsichtbaren Lichte erleuchtet, eine ehrwürdige und hehre Greisengestalt tritt dem Kohlenbrenner entgegen.

Die weißen Hände wie zum Segen emporhebend, fragt der Greis: „Was suchst Du zu dieser späten Stunde in diesem einsamen Walde?“

Der Kohlenbrenner: „Ich suche einen Paten für mein armes neugebornes Kind.“

„Ich will Dein Kind aus der Taufe heben,“ spricht der Greis.

Der Kohlenbrenner fragt weiter: „Wer bist Du, ehrwürdiger Greis?“

„Ich bin Gott der Herr, Schöpfer und Beschützer der ganzen weiten Welt und werde Dir als Pate wohl willkommen sein.“

„Nein,“ ruft der Kohlenbrenner, „Du bist mir nichts weniger als willkommen zum Paten, denn Du bist im höchsten Grade ungerecht; Du läßt die Armen im Schweiße ihres Angesichts arbeiten, täglich ärmer und elender werden, die ehrlosen und grausamen Reichen aber in Hülle und Fülle leben; Du nennst Dich barmherzig und gütig und bist es nicht, denn Du hast meinen Erstgebornen im Kriege verstümmeln und meine fünfzehnjährige Tochter der Verführung erliegen lassen und so mir altem Manne meine letzte Stütze, meinen Trost und meinen Stolz genommen und mich noch elender gemacht, als ich es ohnedies schon bin. Nein, ich mag mit Dir nichts zu thun haben. Laß mich vorbei, ich habe noch einen weiten Weg zu gehen.“

Sprach's und ging an der Greisengestalt mit festen Schritten vorüber.

Kaum hatte er einige Schritte gethan, da hört er eine schneidende, harte, rauhe Stimme rufen: „He da, wer bist Du und was suchst Du, armer, geplagter Mensch?“

„Wer Du auch seist, Du sprichst die Wahrheit,“ erwidert der Kohlenbrenner, — „wahrlich, ich bin ein armer, geplagter Mensch.“

„Und was ist Dein Begehr?“

„Ich suche einen Paten für mein neugebornes Kind; doch sage mir, wer Du eigentlich bist?“

„Ich bin — der Würgengel,“ erwidert die Gestalt, „mir sind alle Menschen gleich und wenn ihre letzte Stunde schlägt, rufe ich sie alle ab, ohne Unterschied, ob reich, ob arm, ob schön, ob häßlich, ob jung, ob alt. Wenn ich Dir recht bin, dann will ich gern Dein Kind aus der Taufe heben, und so wahr ich lebe, es soll in dieser Welt keinen einzigen Tag arm und unglücklich, es soll aller Müh und Plag enthoben sein. Nun, was zögerst Du? Gieb mir Antwort, meine Zeit ist kurz zugemessen.“

„Ja, Du bist mir der rechte Pate, ich wünsche mir keinen besseren; ich eile, so schnell meine müden Füße mich tragen können, es meinem armen Weibe zu verkünden, daß ich den rechten Paten gefunden.“

„Eile Dich, sonst kommt die Botschaft zu spät.“

Nun verdoppelte der Kohlenbrenner seine Schritte, obgleich er müde, todmüde war. Noch eine kurze Zeit, und er ist daheim bei Weib und Kind.

Er erblickt einen Lichtschein; ja, richtig, es ist seine halbverfallene

Hütte; er reißt die Thüre auf, tritt in die Stube und bleibt wie gebannt in der Mitte derselben stehen. Sein krankes Weib sitzt schluchzend an der Wiege des Säuglings und immer heißer strömen ihre Thränen.

„Was ist hier denn wieder los, was für neue Prüfungen sendet uns der Himmel?“ ruft er seine schluchzende Frau an.

„Unser Kind ist nicht mehr,“ kann sie nur mühsam herausstoßen und sinkt ohnmächtig an der Wiege nieder.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Pate-Würgengel hat sein Wort gehalten:
Das arme Menschenkind war aller Müh und Plag enthoben.

Unser Dichteralbum.

An Henrik Ibsen.

Nicht schlägst die Leier Du zu Liebesklagen,
Doch laut erschallen Deine Schlachtgesänge;
Sie locken uns ins wilde Kampfgedränge,
Wohin Du kühn Dein Banner vorgetragen.

Du hast zuerst mit männlich keckem Wagen
Den Götzen, dessen Putz und Scheingepränge
In sklavscher Ehrfurcht scheu verehrt die Menge,
Die Macht der Lüge, in den Staub geschlagen.

Doch viel Geschlechter werden noch verwehen,
Eh' sich, was lebend Du erstrebt, erfüllet,
Eh' Deine Wünsche alle einst gestillet.

Dir ist es nicht bestimmt, die Frucht zu sehen,
Zu der Du jetzt hast ausgestreut den Samen,
Doch an die Sterne knüpfst Du Deinen Namen!

Berlin. Felix Eschweg.

Brandſohlenlaufer.

Ein Stromerlied aus dem 16. Jahrhundert.

Brandſohlenlaufer war im Gau
Als Stromer ſchlecht berüchtigt,
Obgleich der Schule Haſelſtock
Sein Sitzfleiſch oft gezüchtigt.
Zur Kirche ging er nie hinein,
Doch in die Schenk daneben
Und ließ ſich für ſein Batzenſtück
Vom Rachenputzer geben.
Da röhrte der freugeborne,
Der vaterlos verlorne:
Was nützt mir Predigt, Amt und Meß,
Wenn ich nicht mit dem Pfaffen freß?

Brandſohlenlaufer war ſo dürr
Als wie ein Pfahl im Zaune,
Vom Grinde hing ſein Zottelhaar,
Das hell kaſtanienbraune.
Die kleinen Gucker waren blau
Und hell als wie die Sonne,
Nur ſeine Stimme klang ſo hohl
Wie eine leere Tonne.
Er fluchte, wenn Geigen klangen
Und Burſch' und Mädel ſprangen:
Was nützt mir meiner Augen Glanz,
Wenn doch mich keine mag zum Tanz?

Brandſohlenlaufer ſtrich im Feld,
Der Wind fuhr durch die Stoppeln,
Er fühlte bei dem Reif und Froſt
Sein Elend ſich verdoppeln.
Die Löcher in dem Lodenrock,
Die klafften immer weiter,
Es klaffte auch ſein ſchiefes Maul
Und wurde immer breiter.
Für ſeine Zähne, die weißen,
Da fand er nichts zu beißen.
Was iſt mein ſcharf Gebiß mir nütz
Bei Haferbrei und Hirſegrütz?

Brandſohlenlaufer ſchlich ins Haus
Zu einem reichen Bauern.
Er roch die Nudeln auf dem Herd,
Der Duft drang durch die Mauern.
Die Schuckſen aber waren heiß;
Sobald er ſie verſchlungen,
Da war's, als wenn ein ſiedend Blei
In ſeinen Leib gedrungen.
Er brüllte vor Schmerz und Jammer
Den Bauer aus der Kammer.
Was nützt mir ſo ein Kirchweihſchmalz,
Wenn's mir verbrennt den Hungerhals?

Brandſohlenlaufer kam zu Nichts
Und blieb ein Schwartenmagen,
Bis er als Landsknecht mit dem Spieß
Sich durch die Welt geſchlagen.
Der Spieß, der bracht ihm Fraß und Suff,
Ein Wams zur Pluderhoſe,
Mitunter auch ein Weibſen frech
Zum Lagerſtrohgekoſe.
Da johlte der Federhanſen:
Die Welt iſt gut im Ganzen.
Was nützt es, wenn man hat Verſtand
Und nimmt ſich keinen Spieß zur Hand?

Sie wird doch mit dem Spieß regiert
Vom Paulus und vom Peter.
Wer Silberling im Sacke hat,
Der ſchreit Mordjo und Zeter.
Und ob er ſchreit, es hilft ihm nichts,
Er muß die Schilling blechen,
Weil ſonſt die Männer von dem Spieß
Ihm in die Rippen ſtechen.
Der Frundsberg ſei geprieſen,
Der mir den Weg gewieſen.
Was nützt es, wenn der Not Gewalt
Die Fauſt im leeren Sacke ballt?

Der Spieß, der ward ſein Hebebaum,
Der ſprengte Truh und Kaſten.
Mit andrer Leute Hab und Gut
Da war zu End das Faſten.
Er wurde durch den Spieß ein Held
Bei dem verlornen Haufen,
Nur aus dem Vaterunſerloch
Da konnt er nimmer ſchnaufen.
Er hatte den Spott zum Schaden,
Weil er zu feiſt geraten:
Was nützt mir all der Ruhm, die Ehr,
Wenn Luft zu ſchnappen fällt mir ſchwer?

Brandsohlenlaufer macht Verdruß
Der Urlaub von den Frummen,
Die lustig schritten mit dem Spieß
Zum Dreischlag ihrer Trummen.
Sobald er kam zurück zum Dorf,
Nachliefen ihm die Buben.
Er wurde bald vor Ärger grau,
Ein Hocker in den Stuben.
Mit seinem Gestell, dem schlappen,
Da konnt' er nur noch tappen.
Was nützt mir's, daß ich war ein Held?
Ich pfeif nun auf die ganze Welt.

Es hat kein Hahn nach ihm gekräht,
Sobald er kam zum Sterben.
Aus Bosheit hinterließ er nichts,
Daß lachten seine Erben.
In seinen Sünden fuhr er hin,
Versagt blieb ihm die Ölung.
Er ward verscharrt im Mauereck
In ungeweihter Höhlung.
Sie schimpften den alten Knochen,
Weil er zu stark gerochen.
Was nützt es? Grölt es manchmal noch
In Vollmondnächten aus dem Loch. —

München. Heinrich von Reder.

Aus den Sonetten von Graf Carl Snoilsky.

Aus dem Schwedischen übersetzt von Eugène Peschier.

La Pétroleuse.

Man kennt Dich wohl, Du zeigtest Dich genug,
Lutetias Venus aus dem Straßenschlamme, —
Ward'st auf der Bühne gar zum Opferlamme
Und zur Kamelia, welche Lilien trug.
Im Wald von Boulogne jagt Dein Viererzug,
Du selbst in Spitzen, Samt und Perlenkamme
Bespritzest lächelnd auf dem nahen Damme
Den einstigen Geliebten frech im Flug.
Im maison d'or schäumt' Dir noch gestern echter
Champagner aus des Sultans Kelch, heut leckt
Die Lipp' in Rocheforts Arm Absinth statt Sekt.
Goldregen jüngst — olympisches Gelächter —
Und Chassepotkugeln heut und Menschenschlächter,
Ein Weltbrand mit Petroleumeffekt!

Die Kommunisten füllen goldne Becher,
Im Prachtsaal schwelgen sie der Tuileries. —
Du nippest lüstern Wein nur von Aï.
Und horchst dem Spruche der Gesellschaftsrächer.
Minister öffentlicher Arbeit heißt ein frecher
Galeerensklav' — die Arbeitsbiene sich, —
„Aristokratisch schmeckt Orthographie,"
Der Kultminister schreit, ein trunkner Zecher
Rigault, der blutige, dociert mit Spott:
„Eins steht nun fest, es giebt gar keinen Gott."
Du Furie hältst die Flinte fest umschlossen,
„Und gäb' es einen Gott," so höhnst Du wilde,
„So würd' er hier verehrt," und ach, durchschossen
Ist Ary Scheffers blasses Christusbild.

Ein Schreckenstag — ein Metzeln ohne Gnade,
Wild heult ins Ohr der Sturmglock' Jammerton,
Straßauf, straßab rast jäh die Feldkanon';
Im Pulver dampft der Tuilerien Façade,
Schwach wehrt sich noch die große Barrikade,
Erbaut als der Kommune Pöbelthron;
Was treibst Du dort, Du Dämon voller Hohn,
Mit roter Fackel auf der Balustrade?
Wie kamst Du hin, welch seltsam Werk Du sinnst?
Ein wilder Brandgeruch — o hölliſches Geſpinnſt!
Blutrot im Schloß ſich Feuerzungen ſammeln.
Dem Kampfgeſchrei folgt das Entſetzen ſtumm
Und „Waſſer!" tauſend bleiche Lippen ſtammeln —
Hohnlachend rufſt Du: „Nein! Petroleum!"

Herr Rochefort floh mit Scham und voll Entſetzen,
Den Bart raſiert — ſein Taſchenbuch geſpickt,
Du trinkſt die bitt're Hefe, lächelnd blickt
Dein Aug', wie ſie der Rache Meſſer wetzen.
Zum Grubenloch auf einen Karren ſetzen
Sie euch; der Degen kitzelt Dich, umſtrickt
An blutbeſpritzter Wand ſuchſt Du geſchickt
Mit Caneaufratzen noch die Wut zu hetzen.
Ein ſtarrer Trotz um Deine Lippen ſpielt,
Nicht eine Muskel zuckt des ſtarren Leibes,
Obgleich die Mündung auf Dein Herz ſchon zielt.
Bald gleicht Dein Staub dem eines braven Weibes.
O Gott, ſchau' Deine Welt! — was wird ihr Los,
Stirbt das Verbrechen ſchon ſo heldengroß?

Dichtertod.

Am Dachfirſt, wo der letzte Schwalbenbau,
Hoch überm Stadtgewühl, in Sonnenſtillen,
Da öffnet ſich ins weite Herbſtesblau
Ein Fenſterlein, das rote Ranken hüllen.

Ein banger Raum! es füllt nur arm Gerät
Die von dem Sonnlicht hellbeflammten Wände;
Ein düſtres Bett, das ſtillbereitet ſteht
Für Einen, der an ſeiner Tage Ende.

Der liegt, den Blick ins Ferne ſchon entrückt,
Die Lippen wie zu bittrer Frage offen.
Ein Aug', darin kein Lebensblitz mehr zückt,
Darin verglüht iſt ein gewaltig Hoffen.

Den Tiſch bedecken Bücher, Brief' und Schrift,
Und ein Papier, drauf zuckend hingeſchrieben:
„Das iſt der letzte Pfeil, der tötlich trifft,
Der letzte, den ihr mir ins Herz getrieben!"

Und furchtbar ſtill iſt's rings; die Sonne nur,
Die wandelt bleich aus einer Herbſteswolke,
Und legt verſöhnend ihre Strahlenſpur
Auf Einen von Apollos heilgem Volke.

Wohl war der Gott in ihm, der Flügel giebt,
Zu Allgewalt'gem hat er ihn begeiſtert;
Doch zu Geſtalten, die die Zeit nicht liebt,
Und von der Mode ward er frech bemeiſtert.

Er ſchrieb und hungerte — und ſtarb im Leid,
Und Seel und Mund bekannten ſich zum Schönen.
„Doch das iſt Sünde an dem Geiſt der Zeit,"
So kamen ihn die Stimmen zu verhöhnen.

„Seht doch nach Welſchland! malt die Wirklichkeit!
Greift in den Staub des Alltags! malt Gemeines!
Von dort her kommt das Siegel unſrer Zeit —
Erhebt euch aus der Welt des ſchönen Scheines!"

Er aber konnt' es nicht; — denn wer da lebt,
Hat allgenug der Wirklichkeit der Dinge.
Die Kunſt, die wieder zu der Gottheit ſtrebt,
Soll übererdwärts richten ihre Schwinge.

Und alſo ward ihm lebenswund das Herz ...
— Wer kommt, den armen, müden Mann zu richten?
Deſſ' Stirne zeichnete das Mal vom Schmerz,
Der nicht verſtanden, für die Zeit zu dichten?

Nun krönt ſein letztes Bett ein Herbſtesſtrahl;
Sein letztes Wort, es war ein Laut voll Jammer,
Ein brechender Akkord der Menſchheitsqual! ...
— Und dennoch ſchritt ein Gott durch dieſe Kammer!

Straßburg im Elſaß. Alberta von Puttkamer.

Shelleys letzte Fahrt.

I.

Hinaus aufs Meer, hinaus mein Kahn,
Trag' fort mich vom Geſtad;
Dort auf dem hohen Wogenplan
Sich mir kein Häſcher naht! —
Da bin ich mit dir, mein Sturm allein;
Wir ziehen traurig ſelband',
Denn nimmer winkt uns beim Abendſchein
Zur Ruh ein heimiſcher Strand. —

Die Welt iſt falſch! Das wahre Wort
Hält nicht vor ihr Beſtand,
Und wer's geſprochen, fort und fort
Auch bittern Lohn empfand! —
Einſt ſang ich's mit freiem Dichtermut —
Da ſtieß man hart mich hinaus —
Dort drüben mein Glück begraben ruht —
Ich irr' im nächtlichen Graus! —

Euch Heimatbergen ſchön und wild,
Dir friedlich-ſtilles Thal,
All' meines Herzens Sehnſucht gilt,
Mein Lied — und meine Qual! —
O, ſchirme euch Gott in ſtolzer Pracht!
Mein Blick euch nie mehr erſchaut. —
Mich treibt hinaus des Schickſals Macht,
Wo Sturm und Wetter graut! —

* * *

Wild ſchäumt das Meer; das Schifflein bebt —
Dann ſinkt's im Wogengraus — —
Doch hoch auf Sturmesflügeln ſchwebt
Des Dichters Lied nach Haus.
Die Berge im Inſelheimatland
Wohl ahnten zur ſelben Stund',
Daß fern den Tod ihr Sänger fand
Auf tiefem Meeresgrund. —

II.

Du Volk in kalter Größe, iſt's dir nicht ewig Schand,
Daß du den edlen Sänger verſtoßen und verbannt?
Ihn, der mit Flammenworten der Tugend Segen pries?
Der dich auf Ideale und ewige Schönheit wies? —

Daß du noch seine Leiche mit Schmach und Fluch befleckt?
Daß nicht der Heimat Erde des Toten Asche deckt? —
Wohlan! das ist des Frevlers, doch nicht des Dichters Lohn!
Denn ihm gebührt vor Allen ein Platz im Pantheon! —

Dort mag die Büste thronen auf goldnem Piedestal,
Daß weit ins Land noch leuchte sein frührer Glanz zumal!
Daß noch die spätern Enkel hinwallen, frommgerührt,
Daß sie sein Angedenken zu edlern Zielen führt! — —

Doch seht der Zeiten Umschwung! Der Dichter ist gerächt!
Ihr Thun war List und Lüge; sein Denken wahr und echt!
Und die ihn einst verdammten, sie modern längst im Staub —
Verklungen sind die Namen, der wilden Zeiten Raub.

Sein Name aber lebet annoch im Volke fort;
Wie Klang aus Himmelssphären noch tönt sein Dichterwort!
Und was er einst gesungen, auch ewig fortbesteht! —
Das ist der Sieg der Wahrheit, daß sie nicht untergeht! —

München. Ernst Kreowski.

Legnidillas.

Währwolf.

Die Nacht ist finster; ins Stübchen blicken
Die feurigen Augen des Währwolfs hinein.
Die Mutter erschrickt, die Kinder nicken,
Und die älteste Tochter lächelt gar fein:
Denn sie weiß es ja zur Frist,
Daß der Wolf mit den funkelnden Augen
Ihr Liebster, ihr Liebster ist.

* * *

Feldblume.

Die Blume, die am Felde steht,
Die duftlos, aber licht,
An der, wer ernst, vorübergeht,
Von der kein Froher spricht:
Die hab' ich mir gepflückt
Und an mein fernes Lieb gedacht
Und sie ans Herz gedrückt.

* * *

Der heilige Alvarez.

Alvarez, — nicht will ich ihn ſchänden, —
Hatte manch' ignoble Paſſion;
Unheiligſte aller Legenden
Berichten gar ſpöttiſch davon,
Zeihn ihn der Unzucht, o Schmach! —
Ein Heiliger iſt er 'worden,
Weil ein — Sünder ihn heilig ſprach.

* * *

Nur eine Freundin!

Nicht er mit dem Blick des Aars,
Der mich ſo ſtolz gegrüßt,
Ach, nur eine Freundin war's,
Die plötzlich mich geküßt.
Vom Schönſten keine Spur! —
Ach Gott, die mich geküſſet,
War eine Freundin nur.

* * *

Hochmütig.

Stolz wie ein Alkad', der zu
Amte gegangen,
Und bunt wie ein Maultier, das
Schellenbehangen,
Trat ſie aus dem Haus.
Ach, wollt' ich nur ſprechen,
Ihr Stolz wär' dann aus!

* * *

Der heiligen Agneſe zu Ehren!

Am Feſt der heiligen Agneſe,
Der Schutzpatronin meiner Wahl,
Gab's ſauren Wein und Ziegenkäſe
Beim reichbeſtellten Feſtesmahl,
Und Tanz und Lieder auch,
Und Schläg' und Meſſerſtiche,
Wie er in Spanien Brauch!

* * *

Zwergkönig.

Der König der Zwerge
Die Liebſte mir ſtahl;
Sie wohnt nun am Berge,
Statt unten im Thal.
Erwiſch' ich den Tropf,
Reiß' ich ihm das Krönlein
Vom ſtruppigen Kopf.

* * *

Jahrmarkt.

Jahrmarkt iſt's; das Volk iſt heiter,
Burſchen raufen;
Von Korallen einen Reiter
Will ich kaufen
Und von Gold —
Und den Reiter Jenem ſchenken,
Dem ich hold.

* * *

Schön wie Sevilla.

Ob man auch tauſend
Städte durchwandre,
Schön wie Sevilla
Iſt keine andre:
Iſt keine, keine,
Denn drinnen wohnet
Sie, die ich meine!

* * *

Die Hexe.

Ob ſie auch friſch wie Maientag
Und faſt ſo ſchön wie du,
Sie lockt aufs Haus den Wetterſchlag,
Verhext im Stall die Kuh
Und mich, und mich:
Denn zwei muß ich nun lieben —
Die Hex' und dich!

* * *

Die Glocken von Valladolid.

In Valladolid in dem hohen Dom
Hängt jetzt keine Glock', das iſt geſcheit;
Denn die Glocken flogen alle nach Rom
Zum Papſt, als die heilige Oſterzeit.
Laßt die Glocken dort und ruft ſie nicht,
Daß mans nicht an die Glocke häng',
Wenn Einer mit ſeiner Liebe ſpricht.

* * *

Nicht wert zu atmen!

Wer in Madrid nicht intriguiert
Und in Sevilla nicht ſchmachtet,
In Granada nicht zum Träumer wird,
Wer Salamanka nicht achtet,
Und wem Toledo ganz mißfällt,
Der iſt nicht wert, daß er atme
Und liebe in der ſchönen Welt.

* * *

Jüdiſche Legende.

Es giebt eine jüdiſche Legende,
Daß, ob der Himmel grau und fahl,
Jehovah ſeinem Volke ſende
Am Sabbath einen Sonnenſtrahl,
Damit am Sabbathtag,
Und wär's für 'ne Sekunde,
Die Sonne leuchten mag!

* * *

An Spanien.

Einſt tanzteſt du fröhlich im ſilbernen Schuh,
Im Goldſtoffkleid, diamantenbeſetzt;
Die Schätze der Erde ſtrömten dir zu,
O ſpaniſches Land! — Und jetzt, und jetzt?
Und jetzt, und jetzt!
Jetzt tanzeſt du traurig im Bettlerkleid,
Im Schuh, der zerfetzt ...

Wien. Alfred Teniers.

An meinen Freund, den Dichter.

Lieber Hans, verzeihe, daß ich Dir erſt heute
Antwort ſchicke Deinem letzten langen Schreiben,
Aber Wichtigeres — wirſt Du auch nicht zanken —
Hatt' ich vor in dieſen Tagen, als den Klagen,
Klagen eines unglückſeligen deutſchen Dichters,
Klagen, die mir nicht verſtändlich, unbegreiflich,
Nachzuſpinnen und mein ganzes Herz zu ſchenken.
Deshalb dacht' ich: Munter erſt die Haferernte;
Dann auch mußt' ich einen alten Bock abſchießen,
Der die jungen wegſtieß vom Beſchlag der Ricken;
Endlich ſtreckt' ich jenen böſen Gabelgreis.
Auch in meiner neuen Branntweinbrennerei
Hatt' ich emſig letzte Hände anzulegen.
Doch nun will ich mich Dir widmen, Freund. Du ſchreibſt:

„Eben wird mir von der hundertdritten Zeitſchrift
Ein Gedicht zurückgeſendet mit den Worten:
‚Sehr geehrter Herr, wir ſehen uns genötigt,
Leider, und ſo weiter; doch wir ſind gezwungen,
Rückſicht unſerm Leſerkreiſe, und ſo weiter.‘
Iſt das, beſter Alfred, nicht zum Raſendwerden.
Sind in Deutſchland nur Familienmütter Richter?
Sind in Deutſchland nur Familienblätter giltig?
Iſt nicht greulich dieſe jämmerliche Schlempe,
Die tagtäglich wir als „Kunſt“ genießen müſſen?
Und zudem die thörichten Beurteiler.
O, wie dieſe Herrn das Leben mir verbittern;
Niederträchtiges Gelichter iſt darunter.“

Alter Hans, biſt Du denn ganz verrückt geworden?
Schrieb ich Dir nicht kürzlich meine Meinung ſchon
Über vaterländſche ſchöne Wiſſenſchaft?
Fällt es heut wohl dem „Gebildeten“ noch ein,
— Wird nicht irgendwo Geb„ü“ldeter geſprochen! —
Dramen und Erzählungen, Novellen, Märchen
Und gar, drehkrank werdend, Lyrik zu verſchlucken?
Was denn klagſt Du? Spendeſt Du nicht immer wieder
Bücher auf den Markt, um Hinz und Kunz zu laben.
Pfui, wie find' ich das gemein: an jeden Menſchen
Das verraten, was Du innerlichſt gefühlt;
Deiner Seele Heiligtümer auszubreiten
Jedem Schufterle, ob er ein Laienbruder,
Ob Beurteiler er iſt, ob Zunftgenoſſe.
Jedem dummen Laffen, jedem Nörgelfritzen
Mußt Du Dich wie eine Dirne niederwerfen;
Pfui, wie find' ich das gemein, mein lieber Hans.

Du, der vierzigtauſend Mark als Rente hat,
Haſt nicht nötig, Dich dem Pöbel preiszugeben.
Nur für Dich allein laß Deine „Sachen“ drucken,
Tagebücher ſind Dir dann, Erinnerungen
Deine Verſe; ſeufzend magſt Du ſie durchblättern:
Daß die Jugendtage Dir ſo eilig ſchwanden.
Aber — Eitelkeit, die läßt euch nicht in Ruhe,
Alle Welt ſoll durchaus, ſoll und muß erfahren,
Welch ein „hehrer“ Mordskerl ſolch ein Dichter iſt
Schäme Dich und nimm von mir den guten Rat an:
Für die Zukunft ſchweige oder wenigſtens
Laß in Deinen Tempel andere nicht treten.
Wärſt Du arm, ja, dann verſtünd' ich Dein Geſchwätze:
Du verſuchteſt, Geld Dir für Dein Werk zu tauſchen,
Wenn Dir auch bekannt, daß wir, die alten Deutſchen,
Nimmermehr uns jene immergrünen Kränze
Aus den hellen blonden Locken rauben laſſen:
Unſre Dichter in den Hungerturm zu ſperren.

„Keiner hat mir dankend je die Hand gegeben
Für ein gut Gedicht, das mir gelungen wäre.
Wenn Du wüßteſt, wenn Du ahnteſt, wie das wohlthut.
Wie das Brot dem Körper, iſt der Dichterſee
Unbedingt notwendige Nahrung: Anerkennung.“

Biſt Du wirklich toll? Davon kann doch die Rede
Niemals ſein in Deutſchland; überflüſſig iſt es.
Offen Dir geſtanden, nichts für ungut, Freundchen,
Stell' ich, glaub' ich, meinen Kammerdiener höher
Als den Dichter; und ſo denken auch die andern
Guten Deutſchen: Excellenzen, Schneider, Gärtner,
Bürgermeiſter, Staatsanwälte, Bauern, Krämer,
Wagenbauer, Staatsminiſter, Sattler, Wirte,
Prinzen, Pfefferküchler, Klempner, Wuchrer,
Scharfrichter, Matroſen, Prieſter, Karrenſchieber,
Reichs- und Landtagsabgeordnete, Barone,
Droſchkenkutſcher, Seiler und Regierungsräte,
Und was ſonſt zuſammenfällt in bunter Miſchung
Unſres ſkatdurchtobten lieben Vaterlandes.
Außerdem, ſo bitt' ich, liege erſt im Sarge,
Laß die Veilchen erſt auf Deinem Hügel blühen,
Laß den Weizen erſt aus Deinen Knochen wachſen,
Dann, ja dann vielleicht will ich Dir fünfzig Pfennig
Opfern, daß wir zum Gedenken eine Tafel
Dir errichten, irgendwo, wo Du gewohnt haſt.
Doch bis dahin, Guter, magſt Du Dich beſcheiden.
Anerkennung, ſagſt Du, iſt dem Dichter nötig;
Daß er lechzt nach einem Wörtchen nur des Lobes.
Seid ihr Dichter denn gefälligſt andre Menſchen?

Seid ihr etwa Schützenbrüder, Sängerfeſtler,
Denen jedes kleinſte Eiſenbahnraſtörtchen
Tauſend Kränze wirft und tauſend Hurrahs brüllt?
Meinem Schuſter zoll' ich Anerkennung, wenn er
Mir den Stiefelſitz nach meinen Wünſchen fertigt.
Einem Dichter? für das alberne Gewäſche,
Das ich niemals leſe, ſoll ich auch noch ſchreien;
Schreien: Hoch! er lebe hoch und dreimal hoch!
Lächerlich! Viel eher klatſch' ich in die Hände:
Folgt mein Blick den Gauklerſprüngen auf dem Seile.
Habt ihr aneinander völlig nicht genug:
Daß ihr gegenſeitig euch die Hüte ſchwenkt;
Bis zur Erde gegenſeitig euch bewundert?
Allerdings, das will ich gern auch zugeſtehen,
Daß der Neid, dies ſüße, allerliebſte Tierlein,
Dieſes Tierlein mit den Augen überall,
— Wie ſie ſchielen, zwinkern bald, bald auf ſich reißen —
Mehr in euren Hirnen ſeine Krippen findet
Als in allen anderen „Genoſſenſchaften."

„Wie gefallen meine Liebeslieder Dir?"

Teurer, immer noch viel Säuſelſummgezwitſcher.
Einer fetten Gräſung ſcheinſt Du ſehr bedürftig;
Komm zu mir aufs Land und trinke Buttermilch.
Übermorgen wird die Hühnerjagd eröffnet.
Durch die Stoppeln, durch die braune Heide ziehen
Dann wir beide; unterm Knickbuſch ſchmeckt das Frühſtück. —
Geſtern Abend ging allein ich durch die Heide,
Und im Lilaſchimmer ſtand die ganze Fläche,
Blüt' an Blüte — und dem Lilaſchimmer ſchenkte
Stumpfen Glanz die Sonne, die zum müden Abſchied
Sich verſteckte hinter weiße Rieſenwolken,
Deren Spitzen, gleich wie höchſte Bergesgipfel,
Sie umrandete in Gold und roten Tinten.
Eben noch im dunkel-klaren Dämmer hob ſich
In der Schweigſamkeit der leeren Heidelandſchaft
Eine einzige Fichte, und die Fichte ſchattet
Über das Geheimnis eines Hünengrabes.
Oft und oft hab' ich dies Hünengrab beſucht.
Sag' ich: Hokuspokus; mach' ich krauſe Zeichen:
Steigt empor der junge König Ringelhaar.
Seine flachſengelben Locken, die vom Streithelm
Kaum ſich feſſeln laſſen, fluten auf die Schultern.
Und ſein blanker Streithelm iſt ein köſtlich Kunſtwerk.
Einſt trug Caracalla ihn auf ſeinen Borſten.
Später raubte — dorthin war er wohl verſchlagen —
Auf Sicilien ihn ein trotziger Nordlandsmann,
Der dem König Ringelhaar ihn, knieend, reichte. —

Und der König, nach gemeſſenſter Verbeugung,
Sagt mir kindlich ſeine ſchweren Herzensleiden,
Daß er Merf, das ſchöne Frieſenmädchen liebe,
Und wie hart von ihr der Abſchied ſei geweſen,
Aber in den Kriegslärm hab' er reiten müſſen.
Und er richtet ſeinen Finger in die Heide:
Dort, in mählich aufgeſtiegner Mondesſichel,
Kämpfen, blitzend, wogend, große Reitermaſſen,
Funkeln, blitzend, hinter ihnen, lange Spieße,
Und nun hebt es an aus vielgewundnen Tuben,
Ganz barbariſch klingend, eine Schlachtmuſik —
Doch ſchon tönt ſie ſanfter und die luſtgen Klänge
Hör' ich einer flinken Jägerkompagnie,
Die ſchnellfüßig fernen Wegs vorüberſchreitet.
Und mich, träumend, an die alte Fichte lehnend,
Kreiſt um mich die friedumhalſte Sommernacht
Eng und enger ihre ſtummen Zauberringe,
Einmal unterbrochen nur: Ein Rabe ſchwang ſich
Klatſchend aus den Zweigen und zog plump und dummdreiſt
Oſtwärts in den keuſchen frühſten Roſenhimmel,
Wie der erſte ſchwarze Sündgedanke einzieht
In die reine unberührte Morgenſeele. —
Komm, Poetlein, komm und bringe Deine Harfe,
Deine Lyra oder wie das Ding ſich nennt,
Bring' es mit auf dieſen Hügel — ſinge, ſing' mir
Von der zarten, lieben Erika ein Lied.

Einen guten Tropfen hab' ich auch im Keller;
Und nach Hamburg können, wenn Du magſt, wir fahren,
Das von meinem Hofe nur zwei Stunden fern liegt.
Dort, willſt Du Dich meiner Führung anvertrauen,
Weiß ich tiefe Quellen wunderbarer Biere.
Auch gefällig findeſt Du dort manches Mädel:
So ein kleines Ungezieferchen am Arme
Iſt für einen Mondſcheindichter ganz geſund.
Alſo komm zu mir und trinke Buttermilch.

Kellinghuſen, Holſtein. Detlev Freiherr von Liliencron.

Beſiegt.

Müd' ſchweigt die Welt. Ein Kerzenlichtchen
Glimmt noch in ödem Kämmerlein,
Darin Du ſtöhnend Dein Geſichtchen
Drückſt in die Lilienhand hinein.

Aus Deinen ſchönen Augen quellen
Viel Thränen ach! um Deine Not,
Die keine Hoffnung will erhellen,
Seit Dir den Gatten nahm der Tod.

Da — frevelnd regt in Dir ſich leiſe
Ein Wunſch, der brächte Gold und Hab' —
Läßt unberührt die karge Speiſe,
Die tugendſtolz ein Weib Dir gab,
Und lächelnd ſpringſt Du auf vom Stuhle,
Der heute auch gepfändet ward;
Dein Auge blitzt — „Der ſei mein Buhle,
Der Not und Elend mir erſpart!“ —

Betroffen hältſt Du plötzlich inne;
Was taucht dort geiſterbleich empor? —
„Sei ſtark zu bleibendem Gewinne!“
Dein Gatte ſpricht's im Trauerflor.
Bereuend ſinkſt Du ihm zu Füßen,
Willſt drücken ſeine welke Hand,
Doch floh er ſchon mit ernſtem Grüßen,
Schauſt wieder nur die graue Wand.

Horch! leiſe pocht es an der Pforte;
Den Riegel ziehſt Du bang zurück;
Dein Hausherr grüßt mit geilem Worte,
Bethörend Dich mit lüſter'm Blick.
„Ich künde nicht, nehmt dies zum Lohne“ ...
Noch zürnſt Du laut, Dein Atem fliegt!
Da will er gehn mit kaltem Hohne —
„Verzeih mir's Gott! Ich bin — beſiegt!“

München. Robert Högger.

Von deutscher Schauspielkunst.

I.

Adalbert Matkowsky in Berlin.

Von W. Raten.

(Berlin.)

Es wird mehr und mehr zur Thatsache, daß die konventionellen Opern und namentlich die Operette — sei sie nun wienerischer oder pariser Provenienz — abgewirtschaftet haben. Dies steht wenigstens für Berlin außer Frage, woselbst auch die Lokalposse schon keinen Boden mehr hat. Man scheint sich förmlich nach dem so lange schnöderweise vernachlässigten ernsten Drama zu sehnen — wir werden diesen Winter nicht weniger als sechs der klassischen Muse huldigende Theater besitzen. Hoffentlich lernen wir Berliner dabei auch eine Anzahl neuer, echter Schauspieltalente kennen; wir haben uns leider seit Jahren mit Ruinen behelfen müssen und für die Entwicklung talentvoller Anfänger war hier seither der denkbar ungünstigste Boden. Daß das Erscheinen des in Dresden und Hamburg geradezu vergötterten Heldenspielers Adalbert Matkowsky auf der Bühne unseres königlichen Schauspielhauses in der als nüchtern verschrieenen „Hauptstadt der Intelligenz" darum wie ein erlösendes Gewitter unser stagnierendes Bühnenleben reinigen und viele dem Theater fern Gebliebene und Schmollende wiederum zu den Höhen der Kunst emporreißen mußte, ist klar. —

Hört und sieht man Matkowsky — sei es in welcher Rolle es wolle — ich möchte hier nur den Gesamteindruck seines Spieles festhalten — so ist man plötzlich in einer ganz andern Welt, welche — etwa wie die Marswelt — eine Reihe der wundersamsten, feenhaftesten Phantasmagorien dem geistigen Auge des Hörers vorzaubert. Diese königliche Heldengestalt, dieses bald in dämonischem Groll ungestüm hin- und herrollende, bald mildversöhnend, hoheitsvollen Frieden ausdrückende, von mächtigen Brauen überschattete Auge, diese hohe, edle Stirn, dieser adlige Reckenleib scheinen göttlichen Ursprungs zu sein, ebenso das eherne Organ, das oft in wilden Zorngewittern wie Posaunenton dröhnt und dann plötzlich wieder in den süßesten Flötenlauten der Wehmut hinschmilzt, ja selbst im höchsten Affekt noch siegreich in strahlender Reinheit erglänzt und eine Empfindung in ihrer Intensität der ähnlich, welche etwa Purpur oder Scharlach auf das körperliche Auge ausübt, in unserer Seele hervorruft. Eins steht felsenfest: Matkowsky ist eine kolossale Individualität. Alles Kritteln und Nörgeln, das

egoistischer Kollegenneid oder bornierter Kritikerunverstand anzetteln mochten, muß vor der wahren Größe verstummen, gleitet machtlos an der Riesenerscheinung dieses Künstlers ab, der das Ideal des vollkommenen Schauspielers repräsentiert, wie es sich selten genug in einer einzig-gearteten und -begabten Persönlichkeit darstellt. Die untergehende Purpursonne der Romantik taucht die Szene in ein malerisches Kolorit, wenn Matkowsky spricht, ein ganzer Himmel sanftblumiger Liebesleidenschaft entblüht dem Dufthauch dieser vom Glutstrom feurigsüßer Redebegeisterung getragenen Seeleneruptionen; — man hört das Todesstöhnen gefallener Götter, den letzten zitternden Hall einer versinkenden Welt, wenn Matkowsky als „standhafter Prinz" die Szene verläßt. Übermütig, man denkt unwillkürlich an einen Gebirgsbach im Frühling, reißen die Fluten der Leidenschaft den Künstler zu den gewagtesten Klippen und Untiefen hin, aber spielend überwindet seine faszinierende Genialität die größten Schwierigkeiten, welche jeden andern straucheln machen würden.

Alles an ihm ist Größe, Nerv und Poesie. — Auf der Szene ist Matkowsky wie keiner zu Hause, er beherrscht sie wie ein Gott. — Ein explosives slavisches Temperament, das sich an deutschem klassischen Geist gesättigt, ist dieser Heros der Leidenschaft ohne Zweifel eine der gewaltigsten Erscheinungen der Bühnenwelt aller Zeiten, berufen zu seltener künstlerischer Mission. Nachdem Matkowsky am 13. Juni mit seinem köstlichen Ferdinand sein zweites Gastspiel in Folge des Todes Kaiser Friedrichs ebenso schnell wieder abbrechen mußte, wie er es erfolgreich begonnen hatte, gab er bei seiner diesmaligen dritten Herkunft uns den Feuerkopf Reinhold in Wildenbruchs „Mennonit" und wieder gab er in dieser Rolle so viel echte Künstlerschaft, daß die nicht schon jetzt im Sold des Lessingtheaters und der anderen Konkurrenzunternehmungen stehende Presse ihn freudigst begrüßte und nur ein bedauerndes „Leider erst im nächsten Jahr der unsrige" in Parenthese setzte. Was unserem heutigen Publikum und unserer heutigen Kritik zum größten Teile fehlt, das ist der richtige Würdigungsmaßstab einer so völlig aus dem Heimatgrund aller Schauspielkunst, dem Temperament heraus entwickelten großartigen Individualität, wie der Matkowskys. Anstatt daß „diese Insektenseelen am Werke der Liebe (hier des Genius!) hinaufschwindeln sollten" — um mit Schiller zu sprechen! — bleiben sie im nüchtern-platten Bannkreis ihrer Alltagsempfindung, befestigen sich wohl gar noch mit frivolem Spott in kaltherabsetzender, herzensarmer Ironie, um sich des unwillkürlich sie packenden Eindrucks zu erwehren und sehen da — wie zum Beispiel der kleine Kritiker eines „kleinen Journals" — nur „Dampf, Schall und Rauch", wo ein anderer — und darunter die besten — das innerste

Ausleben edelster Naturmächte mit einer Wucht und Plastik ans Herz greifen sieht, daß ihm der Atem stockt ... Matkowsky hat dem objektiv Urteilenden als Reinhold in Wildenbruchs „Mennonit" wieder einmal bewiesen, daß er im Gegensatz zu der professionellen Manieriertheit eines Kainz und der reizlos-flachen Unbedeutendheit der Schablonenschauspieler eine einziggeartete, originelle, auf dämonisch-intuitive Poesiewirkungen zugespitzte Individualität besitzt, in welcher hochgestimmte Idealität der Auffassung und elementare Größe als Hauptfaktoren zum Ausklang kommen. Sein wunderbarer Kopf erinnerte mehr wie einmal, namentlich in stürmisch-blitzender Erregung, an Lord Byrons bekanntes Konterfei, von mächtigem Eindruck war das magische Spiel der großen schwarzen Glutaugen während der im Betsaal der Mennoniten spielenden Szene, einzig ergreifend accentuiert der Schmerz um die in den Kot getretene Ehre in dem der Hennackerszene voraufgehenden Monolog, während Figur und Gehaben im Allgemeinen dem Bilde des Idealjünglings Friesen entsprach, wie es de la Motte Fouqué in seinem Nachruf gezeichnet hat.

II.

Häusser als Mephisto.

Von J. Hillebrand.

(München.)

Von der ganzen Weltlitteratur giebt es schwerlich eine kompliziertere Gestalt als Göthes Mephistopheles. Wie das ganze Faustdrama, so strebt namentlich diese Figur weit über den Rahmen jeder Bühnengestaltung hinaus. Den Teufel *dramatisch* darzustellen, diese der intimsten Volksphantasie angehörende, dazu längst mehr und mehr zur metaphysischen Idee verblassende Schöpfung greifbar und sichtbar zu verkörpern, ist ein Wagnis, das enorme Dichterkraft voraussetzt. Von Dichtern ersten Ranges haben es nur Göthe und Byron versucht — der letztere, indem er den gottfeindlichen Lucifer darstellte, wie er den Kain zum Abfall von Gott verführt. Göthe dagegen, der Dichter des Maßes, verzichtet darauf Satan selbst in seiner höllischen Gloria vorzuführen; im Anschluß an die Sage begnügte er sich damit, seinem Faust den *Mephistopheles* mitzugeben, *den Schalk* unter Beelzebubs Dienerschaft.

Byron versuchte die Wirkung des diabolischen unter Aufbietung aller Blitze und Donner hervorzubringen, über die die Poesie verfügt. Göthe rief in seinem Mephisto das teuflische Element durch die Mittel beißenden Sarkasmus und wunderlicher Absurdität hervor. (Hexenküche: Walpurgis-

nacht); ohne indes die titanische Seite der Teufelsnatur (die Negation des Seienden) ganz zurücktreten zu lassen. —

Und so spielt Häusser am Münchener Hoftheater den Mephisto. Getreu dem Meister folgend, bemüht er sich dessen Intentionen gerecht zu werden, indem er weder mehr noch weniger sein will als der Interpret des Dichters. In einer Zeit, wo reklamsüchtige Virtuosität und Mache fast alle Zweige der geistigen Thätigkeit beherrscht; da ist das Wirken eines solchen Künstlers eine wahre Erquickung. Häussers Macbeth, das ist kein konventioneller Theaterwüterich, das ist der Shakespearesche Kraftmensch, der Than Hochschottlands, „der zu Nacht gegessen mit Gespenstern".

Häussers Illo — der Kondottiere des 30jährigen Krieges, verschlagen und rücksichtslos zugleich, das echte Kind des Saturnus, in der Sprache Wallensteins zu reden.

Häussers Falstaff — die Verkörperung des lustigen Altenglands, eine Figur die William den Göttlichen selbst entzücken müßte, könnt' er sie sehen. Kein Wunder daher, daß man der Mephistodarstellung dieses Schauspielers mit Spannung entgegensah — denn Häusser faßt jede Rolle mit seinem Geiste auf; er giebt nichts Schablonenhaftes, nichts Imitiertes wieder und ich wüßte nicht, wodurch sich das Genie vom Talent in jeder Kunst unterscheidet, — wenn nicht durch Originalität. Das Genie macht oft Fehler, die sich kein Talent zu Schulden kommen ließe; aber es sieht mit eigenen Augen und es hört mit eigenen Ohren; während das Talent nie die gebahnten Gleise verläßt: darum giebt es recht talentvolle Hunde und Affen — aber keine genialen.

Wir sind im Himmel, vor dem Angesichte des Herrn. Die himmlischen Heerscharen haben ihren Lobgesang beendet — unter Feuer und Blitz steigt er empor, der Sohn der Hölle — Mephistopheles. Kalten Cynismus stellt er den Hymnen der Engel entgegen; dennoch läßt er uns keinen Augenblick vergessen, vor wem er steht, zu wem er spricht. Aufmerksam, fast gierig horcht er auf die Rede des Herrn — und bei den Worten: „Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last", da zischt es in ihm auf wie halberloschenes Glutgefühl aus frühen, längst vergangenen Zeiten.

Meisterhaft ist Mephistos Intermezzo mit dem Schüler. Manche Schauspieler fassen dasselbe zu chevaleresk-humoristisch auf, sehr mit Unrecht, wie ein Blick in den Göthe beweist. Mephisto will nichts weniger, als den harmlosen Jungen so en passant von Grund aus verderben und das gelingt ihm. (Siehe Faust II. Teil.) Nicht jeder ist ein Faust, zu dessen Korrumpierung die ganze Hölle aufgeboten werden muß. —

Schon die Art, wie dieser Mephisto in trefflich aufgesetzter professoraler Maske den blöden Fuchs empfing und allmälig zutraulich machte, war ein Kabinetsstück. Nachdem er ihn nun ein wenig zubereitet hat und des trockenen Tones satt wieder recht den Teufel spielen will, taucht er ihn — bei Gelegenheit seiner Empfehlung des medizinischen Studiums — in die schwüle Atmosphäre diabolischer Lüsternheit, daß dem Jungen ganz angst und bange wird. Hier geht unser Mephisto bis an die Grenzen dessen, was vor einem zur Hälfte aus Frauen bestehenden Publikum zulässig und möglich ist — mit Recht. Denn er zeichnet nur nach den Linien des Dichters, der in der Walpurgisnacht und in der Szene Wald und Höhle mit noch viel grelleren Farben aufträgt. Nachdem der Schüler, begleitet von den Segenswünschen seines Professors, gegangen, haben wir alle das Gefühl, daß des Teufels gute Ratschläge und Fingerzeige bei dem Jungen tausendfach Frucht tragen werden . . Schwerlich erzielt hier ein anderer Schauspieler so sicher die Wirkung des dämonischen wie Häusser. Possart giebt vielleicht, unterstützt von seiner wie eine Klangrakete über die Zuhörer hinschnellenden Stimme, den regierenden Groll und Gotthaß wirkungsvoller wieder — als Charakteristiker reicht er hier nicht an Häusser.

Es ist überhaupt eine sehr treffende Intuition dieses Künstlers, das sinnlich-lüsterne Moment seiner Rolle besonders zu betonen; denn nur mittels Sinnenrausches hält er seinen Faust darnieder. „Staub soll er fressen und mit Lust." Dennoch wünschen manche zartbesaitete Seelen unsern Mephisto hier „feiner"; nur schade, daß sie sich da an die falsche Adresse wenden; an den Schauspieler, statt an den Dichter, der vielleicht doch gewußt hat, warum er seinen Teufel keine „feinen" Anspielungen, vielmehr sogar (wehe, wenn es ein Anderer als Göthe gewagt hätte) ziemlich ausgiebigen Gebrauch von „unanständigen Geberden" machen läßt.

Lustig-ironisch, vielleicht zu lustig waren die Szenen mit Frau Martha Schwertlein. Bei den Worten Marthas: „die Nacht bricht an" preßt Mephisto ein vielsagendes „Ja — und wir wollen fort" — heraus, das widerlich wirkt wie assa foedita. Aber widerlich soll er ja auch gerade sein, der Herr der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse. Ebenso wenn er mitten in Fausts glühende Liebesschwärmerei das giftige Wort träufelt: „Nun heute Nacht?" —

Aber wir würden kein Ende finden, wollen wir der Häusserschen Mephistodarstellung in alle Einzelheiten folgen, genug, daß sie eine solche ist, die durch Geist, Kraft und Originalität der deutschen Schauspielkunst zu höchster Ehre gereicht. —

Nachschrift zu den heurigen Bayreuther Festspielen.

Von Erich Stahl.

(München.)

Das Ereignis dieser Festspiele gipfelte nicht im „Parsifal", sondern in den „Meistersingern". Wie man vor zwei Jahren in Bayreuth erst den wahren Tristan zu hören bekam, so machte man diesmal die Entdeckung, daß die wahre, echte, unverfälschte Meistersinger-Oper vorher noch nie und nirgends aufgeführt worden sei. Und die ehrsamen Nürnberger schlugen den armen Teufel und frummen Naturburschen Parsifal schier tot. Ja, man fragte sich, ob der Meistersinger-Wagner, überschäumend von göttlicher Heiterkeit, von genialem Humor und blühender Lebensfülle, als katholisierender, asketischer Parsifal-Wagner überhaupt noch ernst genommen werden dürfe, ob diese christliche Einfalt vom Lande nicht viel mehr als ein Exzeß mutwilligster Parodie auf alles Tragische aufzufassen sei?! So überwältigend wirkte der Triumph dieser herrlichsten deutschen Oper im Bayreuther Festspielhaus anno Domini 1888. Und einst bei den ersten Münchener Aufführungen vor 20 Jahren, wie urteilten da die Koryphäen deutscher Kunstkritik über dieses Meisterwerk?

Man höre und staune:

„Urteil über den Zukunfts-Nachtwächter-Meistergesang."*)

Eine der schlimmsten ästhetischen Sünden unseres Zeitalters ist Wagners Kunstübung. „Die Meisterschinder oder die Wolfsschlucht von Nürnberg", die neueste Farce des Henkers der modernen Kunst — ein wüstes Tongedicht nach einem Textbuche, das geschwollen, nicht dick, den musikalischen Gallimathias zum dramatischen Humbug erhebt — ist ein solcher Berg von Albernheit und Plattheit in Wort, Gebärde und Musik, solch' eine kolossale Ratte, ja ein dramatisch-musikalischer Rattenkönig, kurz, solch' ein Monstrum und wahrer Leviathan, daß wir schaudern, es ruhig erdulden zu müssen, wie auch dieser zusammengerührte Urbrei allmälig von Bühne zu Bühne die Runde machen und sobald nicht auszumerzen sein wird! Welch eine Pönitenz wird dem Publikum auferlegt mit dem staubigen, qualvollen Waten

*) Wörtlich zusammengestellt aus den Berichten, welche die unterzeichneten Kritik-Größen damals in ihren hochmögenden Tageszeitungen veröffentlicht haben als Zionswächter germanischer Musik- und Theaterkunst. Der „Allg. Musikzeitung" von O. Leßmann in Berlin gebührt das Verdienst, das Werk dieser Autoritäts-Kritik-Schmieranten zuerst der Vergessenheit wieder entrissen zu haben. — Vergleiche auch W. Tappert, Ein Wagner-Lexikon.

in der öden, trockenen, endlosen Sandwüste dieser mit dreigestrichener Langeweile gesättigten Schusterbubenoper — einer Langeweile, die gepaart mit dem Gefühle physischer Qual gewiß das Kolossalste in seiner Art, was bis jetzt auf dem Gebiete des musikalischen Dramas erreicht worden ist. — In der That, es giebt auf dem Opernmarkte wenig Machwerke, die sprachlich wie musikalisch gleich langweilig sind als wie dieses in Dichtung und Musik gleich verunglückte und verfehlte Dissonanz-Opus, welches gegenüber dem Melodieen-Frühling von „Figaros Hochzeit" wie ein musikalischer Alter-Weiber-Sommer erscheint. Was ist das für eine gährende, zischende, ohrenzerfleischende Quallenmusik, die obendrein wie unreife Stachelbeeren schmeckt! Ja, eine grauenvollere, so geradezu übermenschliche Katzenmusik kann nicht erzielt werden, wenn sämtliche Berliner Leiermänner im Zirkus Renz eingesperrt würden und jeder eine andere Walze drehte; und doch könnte jeder Dilettant einen ähnlichen ohrenzerreißenden Wirrwarr hervorbringen, wie dieser musikalische Wechselbalg ihn ausführt. Jedes Musikstück enthält das vollständigste Zeugnis, daß der Komponist am Ende seines Latein steht. Gleich in dem blutrünstigen „Vorspiele" stürmen die vornehmsten Leitmotive zu einer wilden Meute vereinigt an dem entsetzten Ohre vorüber. Im weiteren Verlauf der modernen Gesangposse, worin das Geplärre der Lehrjungen und die Gemeinheiten der Meister die komischen Elemente bilden, werden wir die grüne Laubfroschweis' des Ritters von Wahnsing gar nicht mehr los — ungerechnet die so gerühmten, philosophisch reflektierenden musikalischen Ergüsse des ledernen Hans Sachs (einer stimmenmörderischen Partie!), dessen endloses, unglaublich schwaches Evalied, das er im 2. Akte zu Ehren einer überäugigen, schon in der Pension verbildeten Person zum besten giebt, man allerdings eher einem Schuster als einem Musiker zutrauen würde! Aber was soll man sagen zu dieser Charognerie in Noten, dem 2. Finale?! Die Keilerei ist das tollste Attentat auf Kunst, Geschmack, Musik und Poesie, welches je dagewesen ist. Brutal ist der einzig richtige Ausdruck dafür. Wenn Musik stinken könnte, so würde man sich bei dieser Ecorcherie in Noten die Nase zuhalten! Soll uns etwa das sog. „Quintett" im 3. Akt dafür entschädigen? In einem nach anderen Prinzipien geschaffenen Werke, würde man sich um dieses Quintett gar nicht kümmern, aber freilich, Verdurstende nehmen auch mit einem Mund voll Sumpfwasser fürlieb! Doch das Ärgste kommt zuletzt: in dem gemeckerten Schneiderchore entblödet sich dieser wüste Kontrapunktierer nicht eine Melodie aus Rossinis „Tancred", das bekannte di tanti palpiti, herauszureißen und den großen Melodiker zu verspotten! Wie sagt doch Hamlet? „Apoll bei einem Satyr!" Die einzige Cavatine im „Barbier": „Frag' ich mein beklomm'nes Herz"

hat mehr muſikaliſchen Wert als die ganze dickleibige Meiſter-Partitur im Ganzen. Mit Einem Wort: Alles was wir von dieſer ſchrecklichſten aller ſchrecklichen Opern hörten, blieb uns — ſelbſt mit dem Textbuch in der Hand — Chaos oder Lüneburger Haide! — Die Generalintendanz der Königlichen Schauſpiele ſollte verfügen: „Niemandem iſt geſtattet, die Meiſterſinger zweimal zu hören, denn — die Todesſtrafe iſt abgeſchafft!“ —

Gegeben im Diesſeits und Jenſeits.

Die wörtliche Übereinſtimmung mit den Originalleiſtungen beſtätigt:

Der hohe Rat der Dreizehn.

Iſidor Caſtan, Heinrich Dorn, Wilhelm Grothe, Otto Gumprecht, Eduard Hanslick, Ferdinand Hiller, C. Koßmaly, Robert Lienau, Wilhelm Lübke, Ludwig Pietſch, Fr. Tietz, Hieronymus Truhn, Richard Wüerſt und die Offiziere du jour.

Die internationale Kunſtſchau in München.

I.

Die Amerikaner.

Von Miß Webſter.

Es iſt eine eigentümliche Erſcheinung bei den Amerikanern, welche doch als das nüchternſte Volk der Erde ſonſt gelten, daß wie durch ihre Kunſt, ſo auch durch ihr Leben ein Hang zur Myſtik, eine phantaſtiſche Einbildunskraft ſich zieht.

Longfellows „Hiawatha“, Poes „Tales“, ſowie viele der neueren belletriſtiſchen Werke Jung-Amerikas ſind von einer feinen Myſtik durchdrungen, wie ſie kaum in der Litteratur eines anderen Volkes vorhanden ſein dürfte. Amerika iſt ja auch die Heimat des modernen Spiritismus, in welcher Form die Einbildungskraft bei den Handwerkern und den Mittelſtänden vorwiegend zum Ausdruck kommt.

Dieſer Zug fehlt nicht in den Bildern, welche die amerikaniſchen Maler zur Ausſtellung nach München geſchickt haben. Manche ihrer Bilder ſind ſcheinbar gefliſſentlich ſo behandelt, daß ſie uns nicht Alles ſagen, ſondern ein Etwas unſerer Einbildungskraft überlaſſen.

Ob sich dieses mit einer strengen Kunst vereinbart, wollen wir hier nicht untersuchen; unbestreitbar ist es, daß diese Bilder einen großen Reiz auf den Beschauer ausüben, wenn sie auch manchmal ausarten, wie zum Beispiel das Porträt einer jungen Dame von Bell, welche, in schattenloses Graublau gehüllt, peinlich körperlos wirkt, und eher einer spiritistischen Erscheinung als einem lebenden Wesen gleicht.

Das umfangreiche Bild von Peard, eine Schäferin mit Herde darstellend, scheint ein glückliches Resultat des Einflusses der französischen Schule auf diesen Hang der Amerikaner zu sein. Der Himmel, das Gras, die Tiere, alle wirken traumhaft, und doch ist das alles mit feiner Technik durchgeführt und von einem so wahren Luftton übergossen, daß man glaubt, wirklich ins Freie zu blicken. Die Schäferin hat etwas Überzeugendes, sie ahnt es nicht, daß wir sie betrachten. — Den zwei Frauengestalten auf dem etwas süß gemalten Bild von Ridgway Knight fehlt diese Eigenschaft; sie sind zu offenbar „posé". Die zwei Figuren sind exakt gezeichnet, (gute Zeichnung ist überhaupt ein hervorragendes Merkmal der amerikanischen Künstler), auch ist das Pleinair dem Künstler gut gelungen.

In Hitchcocks „Annunziation" sehen wir eine nebelhafte Maria, welche als Kniestück hinter einem Regiment Lilien auftaucht. Der lichte Hintergrund und dunkelgrüne Mittelgrund, worauf sich die etwas steifgezeichnete Figur hell abhebt, erinnert an Botticelli, nur fehlt dem Bilde gänzlich das Naive des alten Meisters; es wirkt affektiert.

Von den zwei holländischen Bildern Gari Melchers, wäre dasjenige, welches alte Männer in einer Kneipe sitzend darstellt, dem mit einer I. Medaille ausgezeichneten, welches uns Frauen in der Kirche zeigt, vorzuziehen. Das erstgenannte Bild hat weit mehr Atmosphäre und sind die Figuren besser charakterisiert und durchgeführt. Die beiden Bilder haben einen eigentümlich grünlich-blauen Hintergrund, welcher einer gewissen pikanten Wirkung nicht ermangelt. Die Malweise ist breit und kräftig, wenn auch etwas roh.

Reinhart, welcher durch seine vortrefflichen Illustrationen in „Harpers Monthly" und „The Century" rühmlichst bekannt ist, stellt ein Bild des normanischen Fischerlebens aus, woran man den feinen Zeichner erkennt; doch ist die Farbe, zumal die der Luft, bedenklich schwer ausgefallen. Reinhard thäte besser daran, beim „Schwarz und Weiß" zu bleiben — in diesem Fach ist er Meister.

Von ganz außerordentlicher Leuchtkraft sind zwei Orientbilder von Weeks. Man sieht das Flimmern der überhitzten Luft. Außerdem sind von Metcalf und Bridgeman mehrere wirkungsvolle orientalische Szenen

vorhanden, voller Luft und Licht, wovon nur eins (Bildnis eines Odaliske, von Bridgeman) etwas banal und ohne Atmosphäre erscheint. Merkwürdigerweise haben die Herren Preisrichter gerade dieses Bild mit einer Medaille ausgezeichnet.

H. Mosler, welcher zur Zeit in Paris eine sogenannte „Academy" (Malschule) unter seiner Leitung hat, schickt zwei Bilder, wovon das eine, Indianerszene, wo eine weiße Gefangene gemartert wird, höchst konventionell wirkt; auch erinnert es lebhaft an die Einbanddeckel der für die deutsche Jugend bearbeiteten Cooper-Romane.

Dieses Bild steht durchaus nicht auf der künstlerischen Höhe der Mehrzahl der Bilder in der amerikanischen Abteilung. Daß es auf einer riesigen Leinwand mit lebensgroßen Figuren dargestellt ist, läßt das Dilettantenhafte der Auffassung und Malweise um so stärker hervortreten. Auch das zweite Bild Moslers, „tanzende Bauern" darstellend, bietet wenig Gutes.

Zwei große Leinwände von Howe, Kühe in einer holländischen Landschaft, haben viel Gutes, doch ist man unwillkürlich veranlaßt zu fragen: Warum Holland und wieder Holland? Eine große Anzahl der Bilder der amerikanischen Maler sind in Paris gemalt und stellen Szenen oder Stimmungen aus Holland dar! Wenn man das bedeutende künstlerische Können der amerikanischen Künstler betrachtet, so sollte man meinen, daß solche Leute nicht den Modekrankheiten unterworfen wären, und doch scheint dieses der Fall zu sein. Es ist, als wäre Holland und holländisches Kostüm der augenblickliche künstlerische Jargon der Amerikaner geworden.

Köhler und Hartwich, beide Amerikaner, welche zur Zeit in München malen, bringen tüchtige und wertvolle Bilder. Das Bild Köhlers, „Der Streik", ist eine geistvoll durchdachte Arbeit von kulturhistorischem Interesse. Die Figuren der streikenden Arbeiter sind so fein beobachtet, daß man einige Härten in der Malweise verzeihen kann. Sehr charakteristisch wirkt die Gestalt des alten Fabrikherrn, ein echt moderner Typus.

„Frohndienst" von Hartwich (ein Knabe als Wärter seines jüngsten ungeberdigen Brüderchens) wurde offenbar nicht im Atelier, sondern an Ort und Stelle gemalt, wie es dieser Künstler auch sonst zu thun pflegt. Die Beleuchtungseffekte in diesem norditalienischen Interieur sind sehr wahr wiedergegeben, doch wirkt der Hintergrund etwas nachteilig auf die Figuren, welche technisch und psychologisch ganz meisterhaft sind und mehr zur Geltung kommen sollten.

Das Bild Rosenthals „Die Genesung" wäre passend für eine illustrierte Hausfrauenzeitung. Rosenthal zeigt damit keinen künstlerischen Fortschritt. Viel besser ist sein Selbstporträt, eine ältere Arbeit.

Sehr flott gemalt ist ein „Porträt“ von Anna Klumpke. Das Bild, wie die Mehrzahl der Werke der amerikanischen Abteilung, war im letzten Pariser Salon ausgestellt, kam deshalb erst im Juli zur Ausstellung in München. Im Ganzen ist die amerikanische Malerei wohl noch nirgends so zahlreich und bedeutend vertreten gewesen, als diesmal in München. Giebt sie trotzdem kein einheitliches Bild des amerikanischen Kunstschaffens, so liegt dies daran, daß es überhaupt noch keinen einheitlichen künstlerischen Amerikanismus, noch keinen national-amerikanischen Typus von bezwingender Kraft giebt. Daraus mag sich auch die andere auffällige Thatsache erklären, daß die amerikanischen Maler noch so wenig im eigentlichen Sinne Amerikanisches malen. Während ihrer besten Jahre in europäischen Kunststädten studierend und schaffend, nehmen die Künstler ihre Sujets, wo sie sie finden. Aber was sie aus diesen Sujets zu machen verstehen, ist geistig und technisch meist so bedeutend, daß man den Amerikanern noch eine große Rolle im Kunstleben prophezeien kann.

Vom Werktisch.

Fragmente eines Briefwechsels von M. G. Conrad.

(München.)

Ein Leser schreibt:

„Ich danke Ihnen für Ihren Roman ‚Was die Isar rauscht‘; ich habe das Werk mit großem Genuß gelesen. Das Einzige, was ich anders gewünscht hätte, betrifft die Länge der beiden Zwergerschen Briefe aus Neapel und Pompeji. Ich finde sie ja sehr geistreich, gehaltvoll, liebenswürdig, aber ich habe bei dieser, wie auch schon bei anderen Gelegenheiten an mir wahrgenommen, daß mich die schönste Plauderei (und so etwas sind ja jene Briefe, wenn wir sie ettikettieren wollen) nicht befriedigt, wenn ich einen Roman zu lesen beabsichtige, wie mich auch in diesem Falle die gelehrteste Untersuchung nicht fesseln würde, wäre sie an sich noch so interessant. Ich weiß nicht, ob ich da etwas allgemein Menschliches, auf das der Romanschreiber Rücksicht zu nehmen hat, an mir beobachtet habe, oder ob es vielleicht nur ein persönlicher Eigensinn von mir ist. Jedenfalls wollte ich's Ihnen zur Erwägung mitteilen.“

Der Autor antwortet:

„Ich habe ganz Ihre Empfindung. Wenn ich einen Roman lesen will, mag ich nicht durch lange Plaudereien, gelehrte Feuilletons und dergleichen aufgehalten werden. Beim erstmaligen Lesen ist das gewiß sehr störend und stimmungverderbend, wenn nicht, wie ich das in meinem Isarbuche beabsichtigt habe, durch eine Art Ouvertüre, wie der Zwergersche Brief aus Neapel, über alle Ängstlichkeit des Lesers mit allen Registern hinweggeorgelt wird. Und auch da noch! Aber dann fand ich dies: der Verlust an Lesevergnügen beim ersten Gang durch das Buch wird aufgewogen durch das spätere Verweilen auf diesen Ruhepunkten, sofern der Autor es über uns vermocht hat, daß wir noch einmal zu seinem Buche zurückkehren, diesmal nicht um des Romans willen, sondern um der guten Einfälle, fruchtbaren Gedanken und dergleichen willen, die wir auf jenen Halteſtellen — vielleicht ist ein hübsches Stückchen Rundblick, Fernsicht, oder ein angenehmes Lüftchen mit Wipfelrauschen oder sonst etwas Ahnungsvolles, Lauschiges und Würziges dabei! — mit dem uns traut und liebgewordenen Autor genießen können. Freilich, hat uns der Autor nicht bis zur Wiedereinkehr bezaubert, dann bleibt jener Verlust unausgeglichen und die künstlerische Schuld ohne Sühne.

Das heißt, streng genommen und mit der ästhetischen Schablone des stilechten Realismus der großen Meister verglichen, bleibt diese künstlerische Schuld so oder so doch am Ende untilgbar. Es gilt dem konsequenten Realisten als höchstes Gesetz, die Wirklichkeit, d. h. den Wirklichkeits-Eindruck, die künstlerische Lebenstäuschung im Buche so weit als möglich zu treiben und nur den durch keine Technik zu besiegenden letzten Rest von Unwirklichkeit zuzulassen. Dieser Rest von Unwirklichkeit erfährt durch längere Einschiebsel, welche den Gang der Handlung aufhalten, sei es in Form von Briefen oder Gedichten oder Tagebuchblättern u. s. w. u. s. w., jedenfalls keine Herabminderung und der Dichter kann sich schließlich nur damit hinauszureden versuchen, daß eben seine künstlerische Eigenart nicht vollständig nach der Schablone des strengen Realismus zugeschnitten sei, daß seine schöpferische Persönlichkeit weiter reiche, als das aufgestellte Prinzip der Stilfanatiker u. s. w.

Ich dachte mir nun in meinem Falle viel bescheidener Folgendes: Wenn der Leser meines Isar-Romanes die Menschen und ihre Geschichten hinter sich hat und das stoffliche Interesse erschöpft ist, so wird er sich über das ganze Menschenvolk, das ich ihm vorgeführt, seine eigene Geschichte machen, und zwar eine harte, böse Geschichte, und dieser zweite Roman, der sich in der Phantasie des Lesers über dem Romane im Buche des Schriftstellers aufbaut, ist das eigentliche ethisch-künstlerische Ergebnis dessen, was der Autor mit seinem Werke erstreben und bezwecken konnte. Ist dieser Zweck ganz und

gar erfüllt, so liegt der Buchroman doch nur da wie ausgedroschenes Stroh; das Korn ist heraus und als neue Saat im Kopfe des Lesers aufgegangen. Sehr schön, sehr ersprießlich! Allein der Autor ist doch auch nur ein Mensch sozusagen, und er kann sich über das Elend seiner ausgelesenen Buchhülse nicht trösten... Und da will er mit einem künstlerischen Kniff dem Jammer zuvorkommen: Wie wenn ich — sagt er sich — zwischen die Furchen ein kräftiges, wetterständiges Kraut pflanzte, das nicht mit der übrigen Frucht reif und dann abgeschnitten und ausgehülst wird, das den Leser lockte, zu einer andern Jahreszeit wieder auf den Acker zurückzukehren und sinnend zwischen den Furchen meine still und lustig perennierenden Kräuter zu suchen?!

„So ähnlich, lieber Leser und Freund, sind die zwei langen Briefe aus Neapel und Pompeji in meinen Isar-Roman gekommen. Und dann noch Etwas — nicht zur Entschuldigung, sondern zur Erklärung meiner künstlerischen Eigenheiten. „Was die Isar rauscht" ist sozusagen ein Expositions-Roman oder eine Roman-Exposition, d. h. der Wurzelboden, aus dem eine ganze Serie Münchener Romane rasch nacheinander hervorschießen wird. Eine Reihe von Personen, die in diesem zweibändigen ersten Akte nur ganz kurz zu Wort kommen und nach flüchtiger Vorstellung wieder von der Bildfläche verschwinden — z. B. dieser prächtige Pfaffenzeller, dieser weltscheue, kulturfeindliche Effenbach, dieser Studiosus Schlichting mit seiner Monika aus dem Wäscherinnenviertel, dieser naturalistische Bildhauer Achthuber u. a. — sie alle haben ein so tüchtiges Stück Leben im Leibe, daß sie erst vollkommen zur Ruhe kommen können, wenn sie sich in ihrem Kraftbereich auf irgend einem Schaffensgebiete kämpfend ausgewirkt haben. Und dies werde ich dem geneigten Leser in den Romanen vorführen, die ich jetzt an meinem Werktische vorbereite; zuerst kommen „Die klugen Jungfrauen", dann folgt „Pfaffenzeller u. Komp.", hierauf „Der Einsiedler im Steinbruch" u. s. w. u. s. w. In diesem weiteren Zusammenhange erst wird Alles und Jedes an die richtige Stelle rücken und dem Leser, Beobachter und Prüfer einen harmonischen, künstlerisch durchgearbeiteten Ausschnitt aus jenem großen Stück Dasein darbieten, das der Schriftsteller in Wahrheit und Dichtung während seiner kraftvollsten und kühnsten Zeit selbst durchlebt hat, mitgenießend und mitleidend, beobachtend und forschend, mit den Andern im Strome treibend und doch auf seiner unzugänglichsten Insel über den Dingen und Menschen schwebend...

„Wenn es wahr ist, daß, wie der Mensch mit seinen größeren Zwecken, so auch der Künstler und Schriftsteller mit seinen größeren Vorwürfen wächst, so will ich hoffen, daß es auch mir gelingen möge, mit jedem neuen Werke meiner Münchener Roman-Serie den oben beklagten Rest von Unwirklichkeit und Stilwidrigkeit auf das kleinste, unbesiegbare Maß herabzudrücken. In-

zwiſchen möge es die Kritik mir zuguthalten, wenn ich mich dagegen wehre, daß man es ſchlankweg als künſtleriſches Unvermögen deute, wenn ich nicht alle Hinderniſſe, welche der realiſtiſchen Kunſtweiſe im deutſchen Schrifttum noch im Wege liegen, mit einem einzigen kühnen Sprunge nehme.“ —

Ein anderer Leſer ſchreibt:

„Können Sie mir etwas darüber mitteilen, inwieweit Sie bei dem Iſar-Romane beſtimmte Modelle im Auge gehabt haben? Es läge mir natürlich nicht an den Namen derſelben, ſondern an der Thatſache. Die Frage ſcheint mir gerade bei den modernen Realiſten ſehr wichtig. . .“

Der Autor verſpricht zwar, gelegentlich mit allem Freimute darauf zu antworten. Er weiß aber noch nicht, ob dies Verſprechen eins von jenen iſt, die von Romanſchreibern gehalten zu werden pflegen. — —

Die Bourgeoisie und die Kunst.

Eine ſoziologiſche Studie.

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

„Die Menſchen ſagen immer:
Die Zeiten werden ſchlimmer —
Die Zeiten bleiben immer:
Die Menſchen werden ſchlimmer.“

Ich weiß nicht, war's in den Wäldern des Speſſarts, oder in den Dünen der Nordſee, oder im Knieholz des Schleſiſchen Gebirges, oder ſonſtwo im deutſchen Vaterlande, daß ich dieſen Reim über der Thür eines ſchlichten Bauernhauſes angeſchrieben fand. Das weiß ich nur, daß mich die tiefſinnige Weisheit dieſes Spruches im innerſten Herzen traf, der in vier Zeilen die ganze erbärmliche Lüge des modernen Salonpeſſimismus vernichtete. Und ſie fielen mir ſpäter oft genug ein, wenn ich den heuchleriſchen Klagen meiner lieben Bourgeoisphiliſter über den Verfall der Kunſt zuhören mußte, wenn ich ſie mit Achſelzucken und betrübtem Augenaufſchlag bedauern hörte, daß die Zeiten ſo materialiſtiſch geworden ſeien, und daß der Menſch ohnmächtig ſei dagegen. „Ach, es giebt keine Dichter mehr!“ ſeufzen die Gelehrten der Litteraturgeſchichte achſelzuckend. „Die ganze Poeſie ſeit dem Tode Goethes, des letzten Dichters, iſt nicht des Druckpapiers wert!“ —

„Wo sind die Zeiten der ‚großen' Malerei hin!" stöhnen die Pietsche. „Die religiöse Malerei, das große, gewaltige Geschichtsepos in Farben, liegt im Sterben!" — „Das Theater ist im Verfall!" jammern die Frenzel. „Wo ist der heißersehnte neue Shakespeare!" Dann fiel mir jedesmal der kleine Bauernspruch ein und es schrie in mir auf: „Die Zeit ist materiell und materialistisch geworden . . . die Zeit ist der hohen, reinen Kunst nicht mehr günstig . . . der Zeit steht der Gelderwerb, die Befriedigung der Genußsucht in erster Linie? . . . Thorheit! Lüge! Was ist die Zeit? Die Zeit ist nichts wirkliches. Die Zeit ist eine Form der menschlichen Anschauung, die Zeit ist tot, stumm, kalt . . . wie soll sie das Leben gestalten, beeinflussen, die Gesellschaft, die Kunst! Die Zeit, das sind die Menschen; die Zeit, das ist die Gesellschaft selbst; die Zeit, das ist die herrschende Klasse, und jede Zeit hat die Kunst, welche sie verdient, welche ihre Menschen sich selbst schaffen aus ihren Anschauungen heraus, ihrer Sittlichkeit, ihrer Ästhetik, ihrem Schönheitsbedürfnis, ihrer Gleichgültigkeit. Nicht die Zeit hat die Kunst verunziert, in Verfall gebracht, sie von den Gletscherhöhen der Tragik, aus den Meerestiefen der Leidenschaft in die engen staubigen, langweiligen Gassen der Kleinstadt, unter die niedlichen Terracotten und bronzenen Nippes der Salons getrieben, in die raucherfüllten, überhitzten Säle der Tingeltangel, die kahlen, nackten Gefängnisse der Tageszeitungen gesperrt, nicht die Zeit hat der Muse den Geldbeutel in die eine Hand gedrückt und das Sittenkontrolbuch in die andere . . . Die arme gestaltlose, kraftlose, gleichgültige Zeit, wie hätte sie das anfangen sollen! Nein, die solches Schändungswerk gethan, die sie gefälscht und verstümmelt, sei es zweckbewußt, sei es absichtslos, das seid ihr, die Gesellschaft, die herrschende Klasse, deren Grundsätzen, Art, Methode sich andere unterordnen müssen: es ist das Werk der Bourgeoisie. Sie hat die Kunst zur Hure gemacht, zur Dienerin ihres Luxusbedürfnisses, ihren Kitzel zu befriedigen, ihre denkträge Schaulust, ihr ist sie gerade gut, die Fliegen der Langeweile abzuwedeln, aber bei Leibe nicht mehr. Ich table sie nicht, sie kann nicht anders, es liegt in ihrem Wesen, daß sie kein Herz besitzen kann für die echte, wahre, große Kunst; ihr System, ihre Weltanschauung weiß nichts anderes mit derselben anzufangen, in ihrem Gebäude der Gesellschaft kann kein Platz sein für eine reine, freie, das Herz sturmgleich aufwühlende Kunst, die ihre Wurzeln hat in der menschlichen Leidenschaft, sie kann in derselben nicht die freie Ausübung eines natürlichen menschlichen Triebes sehen gleich Politik, Religion, Wissenschaft; sie kann ihr nichts sein, als ein Werkzeug zu bequemer Ausfüllung leerer Stunden, sie muß alles aufbieten, dieselbe bis auf diese Tiefe dieser Dienstbarkeit hinabzudrücken. Bourgeoisie und Kunst: das ist wie Sand und Wasser, wie Feuer

und Holz. Zwischen Bourgeoisie und Kunst giebt es keine Vermittlung, keinen Vertrag: hier heißt es siegen oder sterben, niederwerfen oder untergehen, Ergebung in die Knechtschaft oder Kampf auf Leben und Tod.

Alle Klassen der Gesellschaft, welche im abwechselnden Gange der Geschichte den Stab der Herrschaft geführt, bekannten sich der Kunst gegenüber zu dem Grundsatz: Noblesse oblige — die Kirche, das Königtum, der Adel. Alle gaben ihr, was sie zu ihrem Bestehen, zu gesunder Entwicklung bedarf wie die Pflanze das Licht: Ehre und Freiheit. Sie gestanden ihr zu, daß sie dem Leben erst allein den höchsten Glanz verleihe, daß sie die Spitze des Gebäudes der menschlichen Kultur bilde, ihr Genuß des Lebens höchster Reiz sei, und daß, wenn sie ihre hohe Aufgabe erfüllen solle, ihrem Schaffen die vollste Unabhängigkeit und Freiheit gewahrt bleiben und selbst der leiseste Verdacht einer Beeinflussung fern gehalten werden müsse, daß sie sich ganz frei aus sich selbst heraus entwickeln dürfe. Der kriegerische Burgherr des Mittelalters, der erobernde, blutgierige König glaubte kein Fest würdig gefeiert, wenn die Anwesenheit eines edlen Sängers es nicht ehrte. Der aristokratische Grieche, der feudale Ritter betrachtete die Anwesenheit eines berühmten Künstlers in seiner Stadt, auf seiner Burg als eine Weihe derselben. Wenn Corneille das Theater betrat, erhoben sich der Hof und der gesamte Adel vor ihm. König Demetrios stand von der Beschießung von Rhodos ab, damit ein berühmtes Gemälde des Protogenes darinnen nicht beschädigt werde. Der Hellene wußte, daß ein wahrhaft gesundes Lustspiel ohne ungezwungene Derbheit durchaus unmöglich sei, aber er legte seinen Dichtern nicht den Zwang auf, aus Rücksicht auf zimperliche Backfische seine Kunst zu schänden, sondern verbot seinen Frauen lieber die Komödie. In dem eigenen Palaste erlaubte das Oberhaupt der katholischen Kirche dem göttlichen Raphael die großartigste Verherrlichung der heidnischen, ketzerischen Philosophie zu malen, deren Anhänger sie verabscheute. Cangrande von Verona fühlte sich geehrt, als Dante in einem höllischen Dämon sein leibliches Ebenbild zeichnete, und stellte keinen Strafantrag. Die Fürsten und Kirchenhäupter, die Pietro Aretinos bitterste Pfeile getroffen, bewunderten stöhnend in ihm aus freien Stücken das große dichterische Talent. Friedrich der Große beugte sich vor Voltaire, Katharina vor Diderot, Karl V. ehrte Dürer, Karl Augusts höchster Stolz war Goethes Freundschaft, Ludwig I. verkehrte mit seinen Künstlern nur wie mit seinesgleichen, Raphael, Michelangelo wurden gehalten gleich Fürsten, Rembrandt ward mit diplomatischen Sendungen betraut. Die Berufung eines Künstlers an einen Hof, in eine Stadt, die Bestellung eines Bildes waren Staatsakte, wurden mit demselben Ernste, derselben Wichtigkeit behandelt, wie Entscheidungen über Krieg und

Frieden. Wollte der Künstler fortziehen, so bedurfte es oft langer Verhandlungen, man fürchtete in ihm das Beste des Hofes, der Stadt zu verlieren. Je gewaltiger, erschütternder das Kunstwerk an die Seele griff, desto größer wuchs der Ruhm des Meisters. Es war Michelangelos höchster Lorbeer, als die Welt ihn den „schrecklichen" nannte. Kein Papst, kein Ritter oder König wagte dem Künstler hineinzusprechen in seine Schöpfung, ihm den Geist vorzuschreiben, den er seinen Gestalten einzuhauchen hätte. Niemand bezweifelte, daß die Kunst Selbstzweck sei, daß im Künstler der Menschheit höchste Blüte sich entfalte, das Wesen eines höheren Genius aus ihm spräche und daß ihm gegenüber selbst der Höchstgestellte kein anderes Recht habe, als zu bewundern und zu lieben. Ihm die Sorge um des Lebens elende Notdurft abzunehmen, des Menschen adligste Pflicht zu erfüllen, stritt man unter einander, und weil der Künstler wußte, daß er um irdische Not nicht würde zu sorgen haben, konnte er gerade bei seinem Schaffen jede Rücksicht auf Gewinn außer Acht lassen. Raphael erhielt selbst nach modernen Begriffen glänzende Honorare, und die Camoëns, welche Hungers starben, waren an den Fingern zu zählen. Dem Dichter, der seines Volkes Liebe errungen, setzte die Hand des Kaisers selbst auf der geheiligtesten Stätte der damaligen Erde, auf dem Capitol, den Kranz auf. Nicht zu leichtem, flüchtigem Genusse dienten seine Werke, in ernster künstlerischer Nacharbeit war man bemüht sie in sich aufzunehmen. Im Lärme des Feldlagers flüchtete sich Alexander zu seinem Homer, und Friedrich der Große feilte seine Verse mit derselben Sorgfalt wie seine Schlachtpläne. Kurz, die Kunst war kein Spiel, keine müssige Unterhaltung — sie war der tiefste Ernst, der schönste Schmuck, das reinste Glück, der höchste Ruhm jener Gesellschaft, sie war ein unentbehrlicher Teil des Lebens, die Blüte desselben, und ihr Element war die unbeschränkteste Freiheit.

Und eben weil die Kunst heiliger Ernst, des wirklichen Lebens höchste grünende Spitze war, konnte sie ihre Wurzeln nur im lebendigen, treibenden Leben selbst haben, mußte sie aus diesem, aus dessen lebendiger Anschauung und Gestaltung heraus erwachsen, mußte sie die abgerundete, plastische Darstellung der Empfindungen, Gefühle, Verhältnisse der Menschen ihrer Zeit, mußte sie durch und durch realistisch sein. Ihr konnte die Geschichte, die Legende nur gelten im Geist und Gewande der Gegenwart. Sie mußte allen historischen Mummenschanz verabscheuen, das künstliche Zurückschrauben der Anschauung, der Sitten um Jahrhunderte, und entweder nur aus der unmittelbaren Gegenwart schöpfen oder die Vergangenheit im Spiegel der letzteren betrachten und darstellen, wie es die Dichter des Heliand und der Nibelungen gethan, Calderon, Shakespeare, Corneille, wie Raphael und

Dürer gemalt und Michelangelo gemeißelt. In heiligem Ernst schuf die Kunst eben aus dem Leben für das Leben.

Das Alles ward anders mit dem Augenblicke, als die Bourgeoisie an das Steuer kam zufolge dem natürlichen Gesetze, welches die verschiedenen Gesellschaftsklassen in der Weltherrschaft einander ablösen heißt. Die Bourgeoisie ist der Kaufmann, und der Kaufmann ist der Erwerb. Nicht der Erwerb aus Ruhmbegier, Ehrgeiz, Herrschsucht, wie die erobernde Politik der Kirche, der Könige, des Adels, nein, der Erwerb aus Habsucht, aus dem bloßen Verlangen nach Besitz, Reichtum, Eigentumserweiterung. Jenen anderen Klassen war der Besitz Mittel zur Macht, der Bourgeoisie ist die Macht Mittel zum Besitz. Jene strebten nach virtueller Kraft, diese nach potentieller. Die bloße Ansammlung toten Kapitals, dessen Zinsen sie nicht einmal zu verzehren oder in neue Werte zu verwandeln vermag, ist ihr Hauptzweck, sie will nichts als Geld auf Geld häufen. Sie baut Häuser, nicht weil sie die schöpferische Thätigkeit freut, der künstlerische Stolz erhebt, die Freude am Schaffen erfüllt, sondern als Anlagematerial für ihr Kapital, zum Zwecke der Vermehrung ihrer Zinseinnahmen, sie baut schöne Häuser, nur wenn sie selbe teurer zu vermieten hofft. Das Geld — der Wertmesser und das Tauschmittel, das Werkzeug der Erleichterung für den Verkehr, wird ihr zum höchsten aller Werte, das Relative wird ihr zum Absoluten. Darum schafft sie neue positive Werte nur zum Zweck der Vermehrung des relativen. Durch seinen Beruf gewöhnt, die Dinge, mit denen er umgeht, nur nach ihrem Marktpreise, nach ihrem Geldwerte abzuschätzen, muß der Kaufmann sich zuletzt daran gewöhnen, diesen Geldwert als den einzigen wahren Wert der Dinge zu glauben. Jede andere Weise dieselben zu besitzen, jeder andere Wert erscheint ihm Thorheit. Was den höchsten Marktpreis erzielt, muß folglich das Beste und Schönste sein, was nach demselben nicht zu bestimmen ist, erscheint wertlos, thöricht, schlecht, unschön. Die Andern bezahlen Deine Bilder um so höher, ein je besserer Maler Du bist — dem Kaufmann bist Du ein um so besserer Maler, je höher Dir Deine Bilder bezahlt werden, je mehr die Mode Dich begünstigt. Die Andern werden Dich achten, wenn Du gute Bilder malst, ohne Rücksicht auf den Verkauf, der Kaufmann achtet Dich und Deine Bilder nur, wenn Du sie zu hohen Preisen verkaufst, seien sie so schlecht sie wollen. Der Tyrann weiß, daß die Macht seines Schwertes größer ist als dessen Eisenwert, daß sie in seinem Arme beruht, er begreift, daß es noch andere Schätzungen giebt, als die des Marktpreises, denn die Welt zittert vor seiner Kraft, seiner unberechenbaren Leidenschaft, die nicht auf dem Markte zu kaufen ist, und darum ist er fähig im künstlerischen Schaffen und Fühlen ein ähnliches, gewaltiges, unabschätzbares zu empfinden, das seinen

eigentlichen Wert ausmacht. Der Kaufmann weiß, daß seinen Getreidesäcken für ihn kein anderer Wert innewohnt, als der Tagespreis, vor ihm selbst zittert niemand, ihn selbst bewundert niemand, von ihm verlangt man nichts als eben seine Waren, und so kann er sich auch durchaus nicht vorstellen, daß es noch andere Werte geben könne, noch andere Schätzungsweisen der Dinge, als die nach dem Tagespreise. Der Courszettel wird das Ding, nicht mit dem, sondern an dem die Welt gemessen wird. Jener weiß, daß er für sein Geld kaufen kann, was er will, was er für seine Bedürfnisse, seinen Luxus begehrt, alle die Dinge, die er versteht, die nach seiner Ansicht Wert haben, und die also auch käuflich sind, und die Andern wissen, daß er ihnen für Geld alles hingiebt, was er besitzt, was seinen Tagespreis und also nach seiner Vorstellung einen Wert hat. Für Geld kann er sich Alles verschaffen und für Alles Geld: bares Geld ist also der höchste aller Werte und was nicht feil ist, ist auch des Erwerbens und des Besitzes nicht wert. Wer den Besitz hat, hat die Macht und vermag alles: wozu also die Anstrengung des Wollens über die Grenze des Erwerbens hinaus? Genügt nicht das Bewußtsein des Vermögens? Das Vermögen, die potentielle Macht aber ist das angesammelte Kapital, das ja imstande ist alle wahren Werte zu kaufen und zu schaffen. Wer das meiste Geld besitzt, hat das größte Vermögen. Er ist immer der tiefsinnigste Philosoph, der unbewußte Sprachgebrauch. Und dazu das Gefühl der vollkommensten Sicherheit auf dem Throne! Denn nicht wie Königtum, Feudalismus, Kirche ist ihre Herrschaft gegründet auf negatives Verlangen der Menschen, auf die Schwäche, Feigheit, Furcht, mit weit größerer Schlauheit fußt die Bourgeoisie auf der positivsten aller Willensrichtungen, der Habgier, der Selbstsucht, dem Eigennutz.

Das Wirkliche, d. h. das Käufliche, ist also das einzig Wahre; das Angenehme und Nützliche, das einzig Gute und Schöne: das ist der erste Grundsatz der bourgeoisen Weltanschauung. Große Werke, das Bewußtsein des großen Willens, das Ringen um Nachruhm, Unsterblichkeit? Thorheiten! Der Genuß des wirklichen Lebens, die persönliche Unterhaltung ist das einzig Berechtigte, die Zerstreuung der Langeweile, der Hauptfeindin des Materialisten, des Philisters. Der roheste Epicuräismus ist die einzige gültige Philosophie, das Leben genießen ist des Lebens höchster Zweck. Sich plagen um der Menschheit, um der Unsterblichkeit willen? Niemand giebt dafür einen Groschen. Die Menschheit? Sehe Jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle! Laissez faire! — Unsterblichkeit? Mit dem Tode ist ja doch alles aus. Gemütliche, behagliche Fettlebe, in schönen Weiberarmen liegen, gut essen und trinken, schöne Kleider tragen, elegant wohnen, sich amüsieren

und die Zeit vertreiben: wer mehr thut ist ein Thor. Nur keine Aufregung, keine Leidenschaften, kein metaphysisches Grübeln, keine fantastischen Schwärmereien. So wenig denken und so viel genießen als möglich. Nüchterne, vorsichtige Lebensklugheit, keinerlei Thaten der Übereilung, kein Sichhinreißenlassen durch Leidenschaften irgend welcher Art. Leidenschaft schafft Leiden — schon wieder der witzige Sprachgebrauch! Ruhm, Ehrgeiz, Haß, Eifersucht, Kampfbegier, die so viele Jahrtausende die Welt gelenkt? Pfui, rohe, verächtliche Triebe, welche ein zivilisierter Mensch unterdrücken muß, kindliche Thorheiten, die ein klardenkender Mensch des neunzehnten Jahrhunderts ablegen muß. Nur keine Kriege, keine Revolutionen, keine rohen Kraftäußerungen! Ruhe und Ordnung! Ungestörten Schlaf à seul et à deux, ungehinderte Verdauung, unbelästigte Börsenstunden, das ist die Hauptsache! Der liebe Gott? Na, den brauchen wir doch schon längst nicht mehr. Thorheit, sich Ausgaben für ihn zu machen. Kann man ihn sehen, ihn hören? Wir sehen und hören nichts als die materielle Welt rings um uns, und darum ist das Sinnliche allein das Reale, alles Andere ist Spekulation. Es giebt keinen Geist, keine Seele, diese sind den Gliedern des Körpers verhaftet. Wenn der liebe Gott etwas von uns will, so melde er sich gefälligst bei uns persönlich und fordere seine Steuern ein. Und die tausend unerklärten Dinge zwischen Himmel und Erde, die Millionen Schöpfungsgeheimnisse? Bah, was die Naturwissenschaft nicht auf sinnliche Vorgänge zurückführen kann, sind Altweibermärchen, die uns nicht stören dürfen in unserer Mittagsruhe.

Und die Kunst? O, das ist eine sehr nützliche Sache. Sie sei uns willkommen! Wir wollen ihr alle Ehre und Liebe erweisen. Einige kleine Schwächen freilich muß sie sich abgewöhnen, die ihr noch so aus dem rohen Mittelalter anhaften. Die Wildheit und die stürmische Leidenschaft, das Wühlen in den Abgründen des menschlichen Herzens, der Gesellschaft, der Schöpfung, so wie es die Herren Aeschylos, Dante, Shakespeare, der Nibelungendichter liebten, das wollen wir nicht, das ist uns peinlich. Wir sind feine, höfliche, zivilisierte Menschen, und lieben nur den Ton, der unter solchen üblich ist. Also keine Aufregungen, keine kräftigen und gewaltigen Ausdrücke. So wenig Leidenschaft, so viel Liebenswürdigkeit als möglich. Nichts von dem Ernst, dem Jammer, dem Treiben und den Konflikten, den Kämpfen, die rings um uns toben und wettern, so wie es früher in der Kunst Mode war. Was uns im Leben quält, soll uns wenigstens in der Kunst erspart bleiben. Trauriges bietet das Leben genug, die Kunst soll uns erheitern, kitzeln, das Gemüt in freudige Ruhe tauchen, die Nerven in einen angenehmen Reiz versetzen, uns sanft einlullen, ein behagliches Schau-

spiel gewähren, höchstens einmal das Gefühl eines wohligen Gruselns — aber beileibe darf man dann nicht an den Ernst desselben glauben. Stimmung zu machen ist die Aufgabe der Kunst. Mit Schrecken denken wir an jene thörichten Griechen, denen bei Aeschylos' „Eumeniden" die Haut schauderte, daß schwangere Weiber Fehlgeburten machten. Welche Barbaren! Erfreuen soll die Kunst — sie gehört zum Luxus des Lebens. Wenn sie daher ihre Stoffe aus dem modernen Leben holt, so darf sie es nur von der heiteren und friedlichen Seite schildern, sie muß es idealisieren, ja nicht so rauh und hart schildern, wie es ist. Vor Allem muß sie die beseligende Macht der Liebe darstellen, mit ihr alle Stoffe durchtränken, als dem stärksten sinnlichen Genusse, daß es alle unsere Nerven so recht selig aufregt, in tausend Schwingungen erbeben macht, wie es Meister Heyse versteht. So recht das Liebliche, Zierliche, Sinnige, verbunden mit klein wenig Lüsternheit, das ist unser Fall. Auch das Historische ist nicht zu verachten — natürlich dürft ihr von uns nicht verlangen, daß wir unser bischen Geist noch besonders anstrengen, uns in die Denkweise der Alten zu versetzen . . . nein, das Ganze darf eben nur so ein hübscher historischer Kostümball sein, wie wir in unserem Hause jeden Winter einen geben, wo unter Schaube und Reifrock Fräulein Ella Müller und Herr Walter Schulze einander wieder erkennen, so die Kostüme recht strotzend von Gold und die Unterhaltung recht langweilig — wir habens ja dazu. Das versteht Meister Ebers vortrefflich. Am besten freilich, wenn ihr die Menschen möglichst ideal schildert, alle triefend von Edelmut und Großsinn, wie es der unsterbliche Schiller gethan, daß Jeder bewundernd sich selbst im Spiegel zu sehen meint und ausrufen darf: „Gerechter Gott, hab' ich doch bis heut selbst nicht gewußt, wie edel wir Menschen sind, und natürlich im Besondern ich!" Vor allen Dingen immer einen feinen, gebildeten Ton — fort mit der rohen Wildheit und Unanständigkeit eines Lear, Othello, Karl Moor! Das sind nur Schwächen, die man der Rohheit jener ungebildeten Zeit mitleidig zu Gute halten muß, der barbarischen Renaissance, oder der ausschlagenden Jugend des großen Dichtergenius. Sodann glatte, leichte Verständlichkeit für Jeden. Das Nachdenkenmüssen schwächt den Genuß! Weg mit Dante und Wolfram! Unterhalten, erfreuen, über müssige Stunden hinweghelfen, den Mittagsschlaf befördern, unsere Wohnstätte schmücken, unsere Zimmerwände ausfüllen, unsere Nerven angenehm stimmen soll die Kunst, die ja nicht bittrer, blutiger Ernst ist, wie diese Thoren Byron, Cervantes, Gottfried, Aristophanes glaubten, sondern nur idealer, heitrer Schein!

Man sieht, es ist Folgerichtigkeit in der Sache. Die Philosophie Büchners, die Ästhetik Schillers und Eduard von Hartmanns bringt nicht der helle Zufall in ein- und dasselbe Zeitalter zusammen. Es ist die Bour-

geoisie und ihre Weltanschauung, die ihre Herrschaft auch auf diese Gebiete ausstreckt, es ist das bequeme, fettbeleibte, materialistische, an der Oberfläche haftende Philistertum, das aller, die tiefsten Probleme aufwühlenden, die rohen Leidenschaften erforschenden Kunst und Philosophie behutsam aus dem Wege geht und sich in den Mantel der fadenscheinigen Aufklärung, des phrasenstrotzenden Idealismus hüllt, und nichts der Kunst zugesteht, als eine matte, schale Stimmung, die mit der Minute der Entfernung von dem Kunstwerk verfliegt. Das ist die Lehre vom „schönen Schein!"

Wo immer auf der Erde die Bourgeoisie zur Herrschaft gelangt, hat sie die Kunst unterdrückt, am Aufblühen verhindert, in hohlem Konventionalismus erstickt, zum Werkzeug spielender Unterhaltung herabgewürdigt, dem Leben und der Kunst entfremdet. Was war Karthago, der reichste Staat des Altertums, für die Geschichte der Kunst? Als England aufhörte ein Adelsstaat zu sein und immer mehr zum Krämerlande wurde, nach der Elisabethepoche, endete die Zeit seiner großen Dichter. Was hat eine der reichsten Städte der Welt, durch Jahrhunderte eine blühende Kaufmannsstadt, Hamburg, an großen Kunstdenkmälern aufzuweisen? So gut wie nichts. Vergleichet die Kunst in der Hauptstadt der Christenheit, in Rom, oder im ritterlichen Florenz mit der in den Kaufmannsstädten Genua und Venedig. In Rom, am Arno eine hohe, ernste, die gewaltigsten Stoffe aufsuchende, auf äußere, niedere Reize verzichtende Kunst Arnolfos Angelicos, Raphaels, Michelangelos, steil und gewaltig, erhaben und düster, nur dem zugänglich, der sich lange und ganz in dieselbe versenkt. In Genua nichts als ein paar hübsche Wohnpaläste, in Venedig die ernste, mächtige Gothik zur Zuckerbäckerspielerei der Cà d'oro herabgezogen, die üppigen Fresken-Allegorieen und Gastmähler Veroneses, die Heiligenbilder Tizians, die mehr der Verherrlichung der darauf abgebildeten Stifter als der Heiligen dienen, und die sinnlichen nackten Weiber: eine Kunst der tiefen Farben und der seichten Gedanken.

Und wie die alte, so hält es die moderne Bourgeoisie. Was gilt dem Amerikaner die Kunst? Ihm gilt nur der Künstler etwas, der sich in Europa eines großen Namens erfreut, gleichgültig, ob dieser verdient ist oder nicht. Ja, die Kunst ist ihm willkommen, so weit sie ihm schöne Wohnhäuser baut, seine Speisesäle ausmalt und Figuren für seine Gärten meißelt. Für die wahrhaft große Dichtung fehlt ihm vollständig der Sinn, er will im Theater nichts sehen, als Pantomimen, Spektakelstücke und Leistungen berühmter Virtuosen. Nach der Reklame schätzt er den Wert des Künstlers. Für so wertlos erachtet er die Kunst, daß er ihr nicht einmal den gesetzlichen Eigentumsschutz zubilligt, sondern des fremden Dichters Eigentum frei ausplündert,

des eigenen ausbeuten läßt. Dennoch wohnt wenigstens ein letzter Rest von wirklichem Idealismus noch in ihm, ein Schimmer eines gewissen noblesse oblige-Gefühles, wenn es sich auch oft nicht anders äußert, als darin, daß ihm für den Besitz oder Genuß des Werkes eines nach seiner Meinung großen Meisters d. h. eines Reklamehelden auch der unglaublichste Preis nicht zu hoch ist.

Dieser letzte Rest des mittelalterlichen noblesse oblige-Bewußtseins ist bis auf den Hauch untergegangen in der jüngsten und schlimmsten Bourgeoisie-Herrschaft, in der modernen Berliner Gesellschaft. Bis in dieses Jahrhundert hinein war Berlin eine Stadt von Beamten und Kaufleuten in den bescheidensten Verhältnissen, ohne Handel und Industrie, und Berliner und Hungerleider bedeutete in den Augen der übrigen Welt so ziemlich dasselbe. Mit einem Schlage, in zwanzig kurzen Jahren wurde das anders. Kolossale Reichtümer häuften sich an der Spree auf, wie man sie bis dahin kaum an der Themse und am Hudson gekannt, die Werte stiegen ins Unglaubliche, und der ungebildete Trödler, der vor Kurzem sich noch in der Provinz Posen mit dem Bündel über dem Rücken die Landstraße entlang geschoben hatte, speiste jetzt, dank einiger gelungener Spekulationen, im eigenen Hause von goldenem Geschirr. Nicht durch kluge, zähe Umsicht in langen Jahrhunderten erwarb diese Gesellschaft sich ihre Schätze, wie die arbeitsamen Kaufherren Hamburgs und Venedigs, solid schaffend von Generation zu Generation, nein, die Laune des Zufalls warf den Unthätigen die Schätze in den Schoß, das Glück einer Börsenstunde machte sie zu Millionären. Ein Protzentum, ein Geldstolz, eine Üppigkeit, eine Sucht, einander im Luxus zu überbieten, trat auf, wie die Welt sie kaum noch gesehen: die absolute Allmacht des Geldes war ja unwiderleglich erwiesen. Die höchste innere Rohheit und Brutalität vereinigte sich mit dem ausgeklügeltsten äußeren Raffinement. Die Stadt wuchs, alle Bedürfnisse stiegen. Der bescheidene Handwerker eröffnete seine Fabrik, der Verkehr zog sich nach Berlin, er gebot bald über Reichtümer und um mit den Andern gleichen Schritt zu halten und für so reich zu gelten, wie er war, mußte der ungebildete rohe Mann ein Haus machen, seinen „Schuhr" halten, Aufwand treiben und sogar den Künsten seine Huldigung darbringen, wie der reiche Bankier im Nebenhause. Und der Eine verstand von wahrem Lebensgenuß und von der Kunst, von dem, was schön ist, gerade so viel, wie der Andere. Noch nie hatte die Kunst bis dahin ihren Lebensweg gekreuzt, sie hatten beide bis dahin kaum gewußt, was Gemälde, Romane, Theater seien, sie hatten nichts gekannt als Hasenfelle, Aktien und Stockkrücken — und jetzt mußten sie um des guten Tones, um ihres Ansehens willen sich mit den unbekannten Dingen beschäftigen, deren Stoffe und Gebiete ihnen so fremd waren. Wie erhaben er-

schienen sie sich auf ihrem neuen Platze! Waren sie nicht die eigentlichen Herren der Welt? Lag ihnen nicht Alles zu Füßen? Drängte sich nicht alles ungeduldig in ihre Salons? Gelehrte und Diplomaten, Zeitungsschreiber und Künstler? Sie hatten ja das Alleinglücklichmachende, die Krone der Welt, das Maß aller Dinge, das Geld! Alles umschmeichelte sie, alles wollte von ihnen leben. Ihr Glaube war der wahre, ihr Ton der beste, ihre Meinung die richtigste, ihr Geschmack der gewählteste. Jedermann sagte es ihnen und am Ende mußten sie es selbst glauben. Nun wollten sie das Leben genießen, in vollen Zügen, es sich so angenehm und lustig machen als möglich — was sie genießen und angenehm nannten, was sie allein darunter verstehen konnten, den groben materiellen Sinneskitzel, noch verschlimmert durch einige rasch aufgelesene, zufällig angeflogene Bildungsbrocken, gelegentlich erlauschte Halbwahrheiten, genug, um ihren groben, aber natürlichen Verstand in Verwirrung, Unsicherheit, vorgefaßte Einseitigkeit zu bringen. Und die Söhne und Töchter wuchsen auf in diesen ihnen von Jugend an eingeprägten Bildern, in der Vorstellung der Allmacht des Geldes, der Voranstellung des materiellen Genusses, der überepikuräischen Lebensanschauung; und dies präoccupierte ihr Hirn, und alles Wissen, alle Bildung, die später hinzugefügt ward, konnte nur haften auf diesem vorgedüngten Boden und mischte sich mit demselben zu einem zähen, grauenhaften Höllenbrei von schiefer Anschauungsweise, Raffinement, Hochmut, zügelloser Genußsucht, einseitigem Denkgange, Gemütsrohheit, Philistertum, Bildungsdünkel bei thatsächlicher Halbbildung, Kastenstolz, falscher Vornehmheit, unzeitgemäßer Prüderie, Empfindlichkeit, versteckter Sinnlichkeit und Heuchelei.

Was mußte in den Händen eines solchen Geschlechts aus der Kunst werden, die durch Jahrhunderte höchste Ehrerbietung, unbeschränkte Freiheit, feinstes Verständnis, aufrichtigste Liebe um ihrer selbst willen gewohnt war? Wie konnten die Menschen Wert darauf legen, in Häusern von künstlerischem Charakter zu wohnen, da es ihnen selbst an geschlossenem Charakter gebrach? So billig als möglich zu mieten — so hoch als möglich zu steigern, nur was diesen Zwecken dienen konnte, interessiert sie, wie das Haus sonst aussieht, ist ihnen gleichgültig. Gut, bauen wir also Mietskasernen, öde und nackt. Aber wir selbst, wir wollen im eignen Hause wohnen, und man soll es dem Hause ansehen, daß es einem Millionär gehört, die Leute sollen wissen, wie viel Geld wir haben. Also romanische Fenster, gotische Erker, ein Renaissanceportal und eine Roccocowendeltreppe mit gemalten Glasfenstern. Es paßt zwar zusammen wie Gänsekopf und Menschenleib und sieht aus wie ein ägyptisches Götterbild — aber was thut's? Es kostet viel Geld und man sieht es ihm an. Was wissen wir von der Kunstgeschichte?

Wir haben's dazu, Alles an einem Platze zu sammeln, was die Jahrhunderte in mühsamer Arbeit langsam aufgebaut.

Die Plastik? Nein, das ist gar nichts für uns. Solch ein weißer, farbloser, behauener Steinblock kostet ein Sündengeld und man sieht's ihm absolut nicht an. Und da soll man sich auch wieder so an strengen Stil gewöhnen — dazu muß man was lernen — ah, das ist zu langweilig! Das versteht man nicht so auf den ersten Blick, das muß man oft sehen — bah, das ist nichts. Und wohin mit solch einem schweren Steinklotz? Im Zimmer kann man ihn gar nicht unterbringen, er paßt nirgendhin — und im Garten ist er höchstens als Schmuck für den Springbrunnen zu verwenden. Nein, so ein silberner Becher, schön ciseliert, ein goldenes Kästchen, ein geschnitzter Schrank, eine gemalte Truhe, eine echte Majolikavase . . . das ist doch noch etwas, das ziert und hebt das Zimmer, das kann man so schön unterbringen, dem sieht man an, was es kostet, das lassen wir gelten, das macht den Eindruck der vornehmen Behaglichkeit! Noch besser freilich, es sieht aus nach Prunk und ist ein Strunk, billige Lappen und wertlose Flitter malerisch drapiert, wie es Meister Makart gelehrt. Es lebe das Kunstgewerbe! Und fort mit der überlebten Plastik, die sich höchstens noch für öffentliche Denkmäler eignet. Bestenfalls ein kleines Bronzestatuettchen auf den Kaminsims, so recht zierlich und niedlich!

Da ist solch ein Gemälde doch ein ganz anderes Ding! Das kann man an die Wand hängen, das glänzt und funkelt, sieht ganz anders aus, als solch eine einsame Statue, die sich vor sich selbst grault, und nimmt nicht viel Platz weg! Natürlich nicht solche Riesenschinken, wie sie die guten Alten ihre Wände hatten verunzieren lassen, sondern in zierlicherm, salongemäßerm Format, damit auch die schöne, gepreßte Ledertapete zu ihrem Recht komme. Und verschont uns um Gottes willen mit aufregenden Stoffen, etwa gar mit Morden, Kämpfen und dergleichen. So ein paar Burgfräuleins oder Ritter in recht prächtigen, farbenglänzenden Kostümen, recht zart und duftig! Nichts Häßliches, nichts von dem Schmutz der Arbeit! Und natürlich auch nichts Religiöses, keine Madonnen und Kreuzträger! Mit dem Herrgott wollen wir auf dem Grüßfuß bleiben, aber nicht weiter. Ein paar heitere, liebenswürdige Szenen aus dem Leben, wißt ihr . . . nicht etwa von der unanständigen Rohheit der alten Niederländer . . . nein, so recht harmlos, einem vergnügten trinkenden Mönch oder sonst so etwas Unbedeutendes, flott und sauber gemalt, die Bauern recht reingewaschen à la Knaus, und lustig und vergnügt, wie sie schon sind, spielende Kinder, ein Jagdstücklein . . . so etwas, wißt ihr, was man ansieht und sagt: „Sehr nett, wirklich sehr nett — hm . . . was ich sagen wollte, also Kreditaktien sind ge-

ſtiegen?“ — Beileibe nichts Nacktes, denn wir haben heranwachſende Töchter. Am liebſten ſind uns natürlich unſere eigenen Viſagen, dann befinden wir uns wenigſtens immer in guter Geſellſchaft. Und die Hauptſache iſt, daß der Name eines recht berühmten Malers darauf ſteht, recht fett und deutlich zu ſehen, damit Jeder beurteilen kann, was das ſo ungefähr koſten mag: ob dann das Bild gut oder ſchlecht iſt, iſt ja ganz gleichgültig.

Die Litteratur . . . ja, das iſt eine kitzliche Sache. Leſen . . . Bücher? Wir Männer haben überhaupt dazu keine Zeit, denn was wir von den Börſenſtunden und der Dinerzeit erübrigen . . . ja, mein Gott, der Spieltiſch verlangt doch auch ſeine Rechte. Über alles Wichtige unterrichtet uns die Zeitung genügend . . . und Geſchichten, erfundene, gelogene Geſchichten? Futter für Kinder! Wenn ich im Klub tauſend Mark im Pharao verdient habe, ſo weiß ich, daß ich was Reelles gewonnen, und habe noch die Nacht kaum ſchwinden gemerkt . . . was habe ich denn Poſitives gewonnen, wenn ich mir den Kopf mit einem Epos gemartert habe? Unſere Frauen, ja, das iſt etwas anderes . . . die haben den ganzen langen Tag nichts zu thun als auf der Chaiſelongue zu liegen, die bedürfen der Lektüre, ſonſt vergehen ſie vor Langeweile. Von ihnen laſſet euch ſagen, wie ihrs machen müßt, ihr Schriftſteller, wenn wir eure Bücher — leihen ſollen: denn daß wir etwas für vier Mark kaufen, in deſſen Beſitz wir uns ebenſogut für zehn Pfennige ſetzen können . . . das zu verlangen wäre eine Unverſchämtheit. Geleſen iſt geleſen, und mehr als leſen kann man das Buch nicht. Man kann es doch nicht eſſen oder trinken! Auf ein paar Fettflecke, ein Schmutzhäufchen kommt es doch nicht an, die Geſchichte wird nicht amüſanter, wenn das Papier ſauber iſt. Nur wenn das Buch einen Wert hat als Zimmerdekorationsſtück, in Prachtband mit Goldſchnitt und Illuſtrationen, können wir uns herablaſſen es zu kaufen, doch eben nur als Dekorationsſtück, nicht als Buch, denn ob der Text Unſinn enthält oder tiefſte Poeſie, iſt uns gleichgültig. — Alſo hören Sie, meine Herren! Ihre Aufgabe iſt demnach vor Allem uns zu unterhalten. Nichts, worüber wir uns den Kopf zerbrechen müſſen, Alles recht verſtändlich, glatt, alltäglich! Spannend, aber nicht aufregend, denn das Letztere iſt ſchädlich. Ein leiſer Schauder darf die Nerven durchrieſeln, wohlig angenehm, aber bis zu Thränen dürfen wir nicht kommen, die verderben den Teint, machen ſchlafloſe Nächte und nachher ärgert man ſich über ſeine eigene Dummheit! Alſo keine Ideen, keine Leidenſchaften, nichts Tragiſches! Wir lieben keine Tragödien. Von Zeit zu Zeit einen ſchlechten Witz. Eine glatte Humoreske, ein dummes Luſtſpiel, das iſt uns das Liebſte. Lachen wollen wir — was kann man Geſünderes thun? Und vor Allem ſo recht pikant, recht lüſtern. Nichts ausſprechen natürlich, alles

nur andeuten, wißt ihr, daß man sich so recht angenehm an der Vorstellung erregen, so recht die Augen zusammenkneifen und viel dabei „denken" kann, daß ein prickelndes Brennen durch die Nervenstränge des Unterkörpers geht. Am Besten, ihr laßt die Geschichte in Hongkong spielen oder in Italien, das kennen wir nicht oder nur oberflächlich, da könnt ihr uns erzählen, was ihr wollt, recht interessant. Aus Deutschland machen wir uns nichts, das kennen wir. Mit sozialen Fragen, Leiden der Menschheit und solchem dummen Zeug verschont uns gütigst. Das interessiert uns nicht. Wir wollen vor Allem den Hof gemacht haben. Ihr dürft von nichts Anderem sprechen als von Liebe, das ist das einzige, wobei wir jenen angenehmen, erwartungsvollen Schauder empfinden. Bei der sozialen Frage steigt es uns bitter im Munde auf — bah, das ist nichts! Uns Frauen müßt ihr natürlich als Engel zeichnen, ohne Ausnahme, nur dann haben wir euch gern. Wir werden doch nicht selbst Beleidigungen unseres Geschlechts lesen! Und die Hauptsache dürft ihr nicht vergessen, die Toiletten zu beschreiben! Sage mir was Du anziehst und ich will Dir sagen was Du bist. Nichts interessiert uns so wie die Toilettenschilderungen, wir wissen dann jedesmal: unser Geschmack bleibt doch der feinste. Die Männer müssen vor Allem schön sein, sonst können wir uns nicht in dieselben verlieben. Am angenehmsten sind uns natürlich Lieutenants, die haben die stärksten Schenkel . . . pardon, Schönheitsgefühle. Die Männer dürft ihr ein bischen schwach schildern, wißt ihr, wir sind stolz darauf sie am Bande zu führen. Alles muß in eleganten Salons spielen, wo man sich so recht behaglich fühlt, oder im feschen Seebad, in Ostende. Kurz, ihr müßt die Welt so schildern, wie wir sie haben wollen, angenehm, liebenswürdig, voll sinnlich-heimlicher Wallungen, sonst . . . in die Ecke mit euch. Von Ehebruch und sonstiger Schlechtigkeit bringt so viel vor als ihr wollt, das ist pikant . . . nur muß die Geschichte dann in Frankreich spielen, denn eine keusche deutsche Frau kennt so etwas natürlich nicht, wir sind immer edel. Ehebruch . . . pfui, wie schön! Und daß ihr euch nicht einfallen laßt, das Ding beim Namen zu nennen! Solche Sachen gleichen dem Wohlthun: man übt es, aber man nennt es nicht. Immer hübsch andeuten, daß man einander auf den Fuß tritt und zukichert, und wenn der Andere mit dem Finger droht, ausrufen kann: „Wie . . . was? . . . Sie meinen? . . . Aber! . . . Oh! . . . Unanständiger Mensch!" Und vor allen Dingen unsere Töchter dürfen das nicht in die Hand bekommen, in den Büchern für sie darf nur die Rede sein von Treue und Entsagung. Sie dürfen von solchen Schlechtigkeiten nichts ahnen, sonst möchten sie am Ende erraten, daß ihre Väter und Mütter auch . . . bedenkt, welches Unglück! — Schreibt ihr Theaterstücke, dann um

Himmels willen keine Trauerspiele, das ist verlorene Mühe, die besuchen wir doch nicht. Lustspiele mit recht vielen lustigen Schwerenötern, die unablässig Kalauer reißen: solche Männer lieben wir Frauen am meisten. Und nicht zu lang ... nicht über drei Stunden, nicht wahr? Wir halten es nicht aus, länger still zu sitzen ... man schwitzt, man bekommt Hunger, man will wieder ein vernünftiges Wort plaudern! Wie ihr so ein wandlungs- und gestaltungsreiches Menschenschicksal in die drei Stunden einfangt, das ist eben eure Sache!

Hört ihr's beben, zittern, die Lüfte durchfluten in üppigen Tonwogen, die über euch zusammenschlagen? ... Geht nicht ein Zittern und Zucken durch eure Kniee, laufen euch nicht selige Schauder das Rückenmark entlang? Horch! Musik! Das ist's! In seligem Traume schlummern die Denkzentren des Gehirns und nur die Nerven arbeiten, als sollten sie reißen. Heiß und kalt überschauert es uns, die Sinne fiebern, der Verstand schläft, und im Bade selbstvergessener Wollust strecken wir uns, trunken, mit geschlossenen Augen, halbgeöffneten Lippen und zurückgelehntem Kopfe! Tausend Bilder durchschießen die Phantasie, alles, alles kann man sich vorstellen beim unablässigen Heranfluten und Fortebben dieser endlosen Tonwellen, Aufregung, Beruhigung, Friede, Glut in rasendem Wechsel übergießen uns, schütteln uns ... und keine Anstrengung, kein Denken; alle Wonnen des Haschisch und ohne Kopfweh beim Erwachen, keine Mühe, keine Schmerzen, nicht die Nachwirkungen der Erregungen des wirklichen Lebens, ohne die Gefahren, die möglichen Folgen solcher Genüsse, deren sinnliche Bilder diese Klänge in uns erzeugen ... Heil Dir, göttlicher Chopin, unsterblicher Wagner! Über allen Musen Euterpe!

Was ist dagegen selbst die Bühne mit allen ihren Reizen! Nur bei dem seligen Zittern des Klanges unseres geliebten Tenors überläuft es uns manchmal so ähnlich. Aber das Schauspiel! Hübsche Liebhaber für die Damen, schöne Weiber für die Männer, tief ausgeschnitten und hoch geschürzt! Schöne Dekorationen, prächtige Kostüme, kostbare Möbel, alles so prunkvoll, so echt, so teuer als möglich. Nur wenn es viel Geld kostet imponiert es uns, nur wenn die Schauspielerinnen recht teure Kleider tragen, können sie uns gefallen. Alles recht schön malerisch gruppiert, wie im Panorama, dazu ein bischen Stimmungsmacherei für die Nerven, Glockenläuten, Thürenknarren, leise Musik ... und die Meininger sind fertig. Die Stücke? Die Schauspieler? Ih, laßt sie doch spielen, wie sie wollen, wer achtet denn darauf! Am besten wär's, sie redeten überhaupt nicht, sondern zeigten nur ihre schönen Kostüme, ihre strammen Waden und vollen Arme, und die Dekorationen wandelten einfach stumm an uns vorüber. Charakteristik? Feine Nuancierung der Rollen? Eindringen in den Geist des Dich-

ters? Lächerlich — fort mit diesem überflüssigen Zopf! Es lebe die Ausstattung und das Ausstattungsstück!

Ja, so ist's. Das hat die Bourgeoisie aus den Künsten gemacht. Und sie verunziert nicht nur die Kunst, sie steckt auch die Künstler an. Wie sollte es anders sein? Der Mensch will leben, und der Künstler anerkannt sein und erfolgreich wirken. Wie voll der Ideale auch das Herz sei, der Magen hört darum nicht auf zu knurren. Und der biedere Kommerzienrat zuckt höhnisch die Achseln vor Deiner göttlichen Madonna, Deinem unsterblichen Epos, und kauft die „Glückliche Katzenfamilie" und das fade Salongeschwätz in Goldschnitt, das er versteht. Und vergißt Du es trotzdem hungernd und frierend Deinen hohen Idealen zu folgen, den gewaltigen Vorbildern der alten, großen Zeit, die Du für die allein wahren hältst, dann wird man Dich nicht etwa bekämpfen, mit ernsten sachlichen Gründen, man wird Dich nicht einsperren oder verbrennen . . . nein, sieh einmal, das wäre ja thöricht, das könnte ja die Neugier, die Aufmerksamkeit auf Dich lenken . . . wir wissen ein viel perfideres Mittel, das uns jegliche Mühe, jede Anstrengung erspart . . . wir zucken die Achseln über den frechen Eigensinnling, der sich erdreistet anderer Meinung zu sein, als wir, die Reichen, die Unfehlbaren, wir nennen ihn einen armen Narren, einen unfähigen Schwätzer, und wir geben uns das Wort seinen Namen nie öffentlich zu nennen, er ist für uns tot, nichts, daß die Welt nicht einmal seinen Namen, seine Existenz erfahre, bis er Buße gethan, und so klein, so erbärmlich geworden ist, wie wir selbst. Dann öffnen wir dem Reuigen unsere Arme und er soll bei uns ein- und ausgehen wie Einer von unseresgleichen und sich mästen und dick werden und berühmt, denn Jeder wird das Lob des großen Künstlers ausschreien nach allen Richtungen. Denn wer nach unserem Willen thut, und unser Bajazzo, unser Unterhalter ist, und uns der Welt schön und edel und ideal malt, dem soll es wohlergehen in der Gesellschaft. Tritt aber ein Künstler neu in unseren Kreis ein, so soll vor Allem nur eine Frage an ihn gerichtet werden: Wie viel verdienst Du jährlich? . . . Ist es viel — heil Dir, Du großer Künstler! Bringen Dir Deine Ideale nicht zu leben — so bist Du ein Stümper. Nur wenn Deine Einnahme der unsern gleichkommt, können wir Dich achten als unseresgleichen, und sie kann ihr nur gleichkommen, wenn wir Deine Kunst unterstützen, da wir die Einzigen sind, welche Bilder oder Bücher zu kaufen imstande sind, und wir kaufen sie nur, wenn sie geschaffen sind in unserem kleinen, verdorbenen Krämergeiste. Das ist der fürchterliche Cirkel, in dem der moderne Künstler steht, und hungernd und ehrgeizig, was kann er zuletzt thun, als seine heiligen tiefen Ideale in die Ecke schmeißen, seine gewaltigen Leidenschaften und Ideen auf den Boden

ſtellen und „Wandernde Dorfmuſikanten“ malen oder verlogene Liebesgeſchichten ſchmieren! Die Schauſpielerin ſieht, daß niemand auf ihre Kunſt achtet, auf die Töne ihrer Bruſt, auf die Wahrheit ihres Ausdrucks der Leidenſchaft . . . daß man nur ihre Toiletten beklatſcht, die taubeneigroßen Perlen in ihren Ohren, daß man nur den Linien ihres Geſichtes huldigt, der Rundung ihres Buſens, der Fülle ihrer Arme, daß man die Achſeln zuckt über die Gewalt ihres Temperaments, ſobald ſie wagt im ſchlichten Satinkleid auf der Bühne zu erſcheinen ohne Perlen und Diamanten und ſie aus der Stellung entläßt, daß die Herren ſich drängen ihr die goldſtrotzenden Börſen zu Füßen zu legen, die allein ihr jene glänzenden Toiletten und Juwelen verſchaffen können . . . was bleibt ihr übrig? ſie wird zur Dirne, die für Jeden feil iſt, der gut zahlt, ſie benutzt das Relief ihres Berufs, um den Preis ihres Beſitzes über den in der Halbwelt landesüblichen zu erhöhen, und läßt Kunſt Kunſt ſein. Und thatſächlich beſteht die Hälfte der heutigen Schauſpielerinnen aus Dirnen, denen ihr Beruf nur der Deckmantel iſt. Warum nicht? Es genügt, daß die Künſtlerin in Sammet und Seide auf die Bühne tritt und ihren Part herunterhaſpelt wie ein Papagei. Das Publikum iſt damit zufrieden, die Anbeter, welche die Stimmung machen vermittelſt verteilter Klatſcher und rieſiger Kränze, der Direktor, der Dank den freigebigen Anbetern an der Gage ſpart, und die Kritik.

Ja, die Kritik der Bourgeoiſie-Preſſe! Das iſt ein Punkt! Von der notoriſchen und jederzeit vor Gericht zu beweiſenden Käuflichkeit — im Palmerſtonſchen Sinne — eines großen Teiles der Berliner Kritiker will ich noch gar nicht ſprechen. Dieſes Thema werden wir in einem der nächſten Hefte auf Grund unanfechtbarer Thatſachen und Dokumente näher beweiſen. Eine Kritik! Haben wir denn noch eine Kritik? Wer ſchreibt noch ernſte, auf die Sache ſelbſt eingehende Artikel, in denen Lob und Tadel gerecht abgewogen und in jeder Einzelerſcheinung das höhere äſthetiſche Geſetz geſucht wird? Niemand ſchreibt dergleichen mehr, denn niemand aus der Bourgeoiſie will dergleichen Kopfanſtrengendes leſen. Der Kritiker ſoll unterhalten, nachdem der Schriftſteller, der Mime ſeine Schuldigkeit gethan: die Kritik iſt nichts als der Nachguß nach der Brühe der Theatervorſtellung. Eine kurze Inhaltsangabe, eine Referatmeldung über den Erfolg, und ein paar faule, billige Bühnenwitze über Stück und Darſteller — und der Lindau iſt fertig. Und der, über deſſen Witze man am meiſten lacht, gilt als der neue Leſſing.

Ja, nicht nur Kunſt und öffentliche Meinung hat die Bourgeoiſie korrumpiert und angefault — ſelbſt das geheiligte Erz des Geſetzes, ſoweit es die äußeren Verhältniſſe der Kunſt berührt, hat ihr Gift durchfreſſen. Denn

ihr Geist, ihre Anschauung ist's, wenn das Gesetz jedes Eigentum schützt, nur das des Geistes nicht, wenn es die künstlerische Idee für vogelfrei erklärt, sie Jedermann zur Ausschlachtung und Umgestaltung überläßt und nach drei Dezennien sogar das Werk des Schweißes des Künstlers selbst der Ausbeutung jedes Spekulanten frei giebt. Denn da nur das Grobmaterielle für sie einen Wert hat, so ist ihr die künstlerische Idee, die sie nicht versteht, ein Nichts, ein wertloses, für Jedermann freies Ding, so frei wie die Luft. So weiß die Bourgeoisie überall ihren Willen, ihre Anschauung durchzusetzen. Denn Staat, Adel, Kirche — was sind sie heute? Verarmt, von der obersten Stufe der Gesellschaft vertrieben, Fangbälle in den Händen der allgewaltigen Bourgeoisie, die klug genug war, ihre Macht auf die festeste aller Basen zu bauen, auf die menschliche Habgier und Selbstsucht. — — —

Künstler! Genossen! Ihr Alle — oder sage ich Ihr Wenigen? — denen noch ein Funke von jenem heiligen Feuer der großen Leidenschaft der Antike und der Renaissance im Busen brennt, jener allgewaltigen Leidenschaft, welche allein ganze Menschen und ganze Künstler macht — ihr, die ihr noch eine wahre und große Liebe hegt für die wahre und große Kunst: welch Ende soll das nehmen? Ihr habt gesehen, der heutige Niedergang der Künste ist kein bloßer arger Zufall, er ist eine soziale Notwendigkeit, es liegt im Wesen der Bourgeoisie, daß sie Alles korrumpiert, materialisiert und vergiftet, was in ihr Bereich gerät, und so auch die Kunst, daß sie dieselbe systematisch untergraben, herabziehen, vernichten muß. Kein Wesen kann gegen das Naturgesetz, dessen organischer Ausdruck es ist, und so wenig der Fisch je singen, der Löwe je fliegen wird, so wenig wird die Bourgeoisie je wahre und echte Kunstbegeisterung fühlen, je für die wahre und echte Kunst eintreten können; sie kann sie nur immer tiefer und tiefer verderben und völlig in Kleinlichkeit, Äußerlichkeit, Flachheit, Salonspielerei, Verlogenheit und Materialismus auflösen.

Und das sollte das Ende sein? Nicht ein großes, schnelles, gewaltiges Ende, wie Roms und Griechenlands Kunst trotzig sterbend unter den Fäusten der Barbaren, sondern ein langsames Siechen und Verfaulen, Glied um Glied bei lebendigem Leibe? Nein, lieber mit Ehren untergehen als solch ein schimpfliches Sklavenleben!

Horch, welch Tosen und Donnern und Rollen! . . . Der Erdboden schwankt, die Paläste stürzen, Feuerwolken schnauben einher und der Würgeengel geht über die Erde. Ein riesiger Dämon mit rauch- und staubgeschwärztem, faltigem Antlitz, mit fürchterlichen Muskeln, mit eisernen Fäusten und finster gerunzelter Stirn stapft dahin, und unter seinen eisenbeschla-

genen Stiefeln, unter der Wucht seiner knochigen Finger zersplittern Säulen, krachen Mauern wie dürres Reis. Hui, und er bläst höhnisch pfeifend vor sich hin und zu Boden stürzen Marmorbilder mit zerbrochenen Gliedern, wie Wachs schmelzen die bronzenen Helden vor dem brennenden Dampfe seiner Nüstern, Milliarden sengender, bunter Leinwandfetzen flattern hoch in den Lüften, untermischt mit den Blättern zerrissener Pergamente, und unter seinem Fuße knirschen in grellem Mißton tausend gesprungene Saiten, und stöhnend und ächzend wälzt sich die Muse am Boden, ein blutiger Springquell spritzt auf aus ihrem Herzen. Er aber schreitet weiter, gefühllos, kalt, kein Muskel zuckt in seinem Antlitz, und gleichgültig zerschüttet sein Fuß Paläste und Kirchen, Theater und Akademieen.

Das ist der Sozialismus!

Wohlan, er vernichte uns! Er kann uns nur töten, er kann uns nicht zwingen, wie jene, zum Verstümmler zu werden am eignen Fleisch, uns selbst zu Kastraten zu machen am Gehirn, an der Begeisterung, der Fähigkeit des Schaffens, daß wir ausspucken müssen vor uns selbst. Er schlägt uns tot, doch er erspart uns die Schmerzen der langsamen Vergiftung, des geschwächten Dahinlebens im Marasmus. Weh der Kunst, wenn sie nicht mehr den Mut hätte zu denken und zu handeln wie Emilia Galotti: lieber sterben als zur Dirne werden. Einmal werden auch die Tage des rohen Mordens und Vernichtens des siegreichen Sozialismus gezählt sein, Ruhe wird wieder einziehen in die Welt, es wird sein wie nach einer großen, schweren Krise, neue Kraft, neue Lebenslust, neue gesunde Leidenschaft wird tausendfältig erwachen aus dem allgemeinen Trümmerchaos, ein neues Zeitalter wird heraufsteigen, und mit den Bäumen der Wissenschaft, der Politik, der Technik wird auch der Baum der Kunst junge, kräftige Triebe ansetzen: denn sie sind ewig diese Bäume im Garten des menschlichen Geistes, unfällbar, unzerstörbar. Ein junger, glänzender Tag wird hereinbrechen für die Kunst, ein Tag mit neuen, gewaltigen Gedanken, neuen, großen Leidenschaften, von denen wir jetzt noch keine Ahnung haben.

Dann wird ein reiches Gedenkblatt auch unser sein, dann wird man ein Wort der Bewunderung auch weihen den mutigen Bahnbrechern dieser Wandlung, den ehrenfesten, trotzigen, wahren Künstlern, die lieber mit Ehren untergehen wollten, als mit Schande sich mästen.

Der Tag der Schlacht bricht an, der Tag der Entscheidung um die Weltherrschaft. Gott hat uns starke Waffen gegeben, damit zu wirken auf die Geister der Menschheit: die Geißel des Zornes, die Peitsche des Hohns. Wir sind die Spielleute im Heere der Gesellschaft. Wir schlagen die Trom-

mel, wir blaſen, und Feuer erhitzt das Hirn, der Mut der Begeiſterung bläht die Seele!

Kameraden! Rührt die Trommeln und ſtoßt in die Trompeten! Und wenn die Lunge birſt — blaſt! Ihr kennt den Feind! Die Bourgeoiſie iſt die Fäulnis, die Bourgeoiſie iſt der Feind — ſie falle! — —

Alphonſe Daudet's neuer Roman.

Von Louis de Heſſem.

(Paris.)

Alphonſe Daudet hat ſeinen „Akademiſchen Sittenroman",*) der uns ſeit geraumer Zeit ſchon verſprochen war und mit ebenſoviel Ungeduld wie Neugierde vom Publikum erwartet wurde, nun endlich erſcheinen laſſen. Ich habe die Lektüre des Buches ſoeben beendigt, ohne jedoch das darin gefunden zu haben, was ich erwartete und was ich bei einem Schriftſteller, der uns Werke wie „Les Rois en Exil" und „Fromont jeune et Risler aîné" geſchenkt hat, wohl zu erwarten berechtigt war; da ich nun begründete Zweifel hege, ob Daudet, nachdem er ſeinen Roman geſchrieben, auch die rechte innere Befriedigung darüber empfunden hat, ſo gedenke auch ich kein Hehl daraus zu machen, daß mir die Lektüre ſeines Buches eine bittere Enttäuſchung bereitet hat.

„L'Immortel" gehört zu jenen Werken, die dem Ruhmeskranze eines Romanſchriftſtellers kein neues Blatt einfügen. Nach meinem Dafürhalten kann weder der Menſch noch der Schriftſteller Alphonſe Daudet dabei viel profitieren, denn das ganze Buch ſtrotzt in ganz beſonderer Weiſe von Gift und Galle und iſt wenig danach angethan, uns eine hohe Meinung von dem Charakter ſeines Autors beizubringen. Dabei iſt auch der Stil wenig hervorragend — zu wenig, wenn ich daran denke, was dieſelbe Feder Herrliches und Wunderbares bei manch anderer Gelegenheit zu ſchreiben verſtand.

„L'Immortel" iſt ein Pamphlet, das auf manchen Seiten von Gift und Bitterkeit überquillt, ich erinnere hier nur an den heftigen Ausfall Vedrines — übrigens eine der beſtaufgefaßteſten Figuren des ganzen Buches — der

*) „L'Immortel" par Alphonse Daudet (Paris, Alph. Lemerre).

sich bemüht, einen Kandidaten — es handelt sich um den Dichter Vicomte de Freydet — demselben Abscheu vor der „Illustren Versammlung" beizubringen, von dem er selbst durchdrungen ist.

„Im Grunde genommen fühlen diese Leute, daß es mit ihnen zu Ende geht und daß sie im besten Zuge sind, unter ihrem Kuppeldach zu verschimmeln. Die „Akademie" ist ein Ding, für das man mehr und mehr den Geschmack verliert, die Sehnsucht nach ihr ein Ehrgeiz, der aus der Mode gekommen ist . . . Ihre Erfolge sind nur scheinbare. Auch erwartet sie seit einigen Jahren die Klienten nicht mehr im eignen Heim, sie steigt vielmehr selbst aufs Straßenpflaster hinab und begiebt sich auf die Suche. Überall, in der Gesellschaft, den Ateliers, den Buchhandlungen, den Foyers der Theater, in den Zentren jeder litterarischen oder künstlerischen Vereinigungen treffen Sie den Akademiker, wie er als schlauer Werber den jungen Talenten, die in die Höhe schießen, ermunternd zulächelt: „Die ‚Akademie' behält Sie im Auge, junger Mann". Ist das Renommée schon vorhanden, hat der Autor die Welt bereits mit drei oder vier Scharteken beschenkt, dann lautet die Einladung schon etwas direkter: ‚denken Sie an uns, mein Lieber, es ist gerade jetzt der rechte Zeitpunkt gekommen' oder noch plumper, mit einem kordialen Schlag auf die Schulter: ‚Wie, was? Sie wollen nicht einer der Unseren werden?' Das gleiche Verfahren beobachtet man auch, dem Mann aus der guten Gesellschaft gegenüber, dem Ariostübersetzer und Verfertiger von Familienlustspielen, nur ist hier der Ton einschmeichelnder und das Ganze in eine etwas zartere Form gekleidet: ‚Schön! schön! Sagen Sie nur, wissen Sie denn auch daß? . . .' Und wenn sich dann der Geschmeichelte bescheidentlich auf seine Unwürdigkeit beruft, auf die geringe Bekanntschaft seiner Person und seines litterarischen Reisegepäcks, dann tischt ihm der Werber die traditionelle Phrase auf: die Akademie ist ein Salon . . . Du lieber Gott, wozu hat nicht alles diese Redensart herhalten müssen! ‚Die Akademie ist ein Salon . . . sie nimmt nicht nur das Werk sondern auch den Menschen auf.' In Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, empfängt man inzwischen den Werber überall und hätschelt ihn bei allen Diners und allen Festen . . . Er ist der vergötterte Parasit von all' den Hoffnungen geworden, die er entstehen ließ und die zu nähren er eifrig bestrebt ist . . ."

Gewiß, ebensowenig, wie die heutlebende Generation unsrer Schriftsteller, vermag auch ich die Notwendigkeit, den Nutzen und die Daseinsberechtigung, die eine Institution wie die französische Akademie in unserer Zeit haben könnte, einzusehen. Die Männer, die sie in ihren Schoß aufzunehmen pflegt, sind des öfteren nur unbedeutende Nullen, von deren Existenz man

außerhalb der Akademie und der akademischen Kreise keine Ahnung hat und bei der Preiskrönung der Werke wird manchmal nach einem Wahlmodus vorgegangen, dessen Regeln jedem, der nicht der Akademie angehört, völlig rätselhaft bleiben; um die Wahrheit meiner Worte zu erhärten, will ich hier nur auf die Thatsache hinweisen, daß vergangenes Jahr der Preis Monthyon, der bestimmungsgemäß nur Werken erteilt werden soll, die zur Hebung der Moral beitragen, der Übersetzung eines Buches über den „Großen Krieg" erteilt worden ist! Aber von hier bis zu der Behauptung Daudets, daß alle Mitglieder des Instituts Erzignoranten sind, daß alle ihre Handlungen, alle ihre Maßnahmen den Stempel der Dummheit oder der Unwissenheit an der Stirne tragen, ist meines Erachtens doch noch ein weiter Weg. „L'Immortel" dokumentiert sich als eine Attake gegen die „Vierzig" und wir sind gewöhnt, daß man nur gegen einen Feind zu Felde zieht. Sollte Daudet etwa geheime Gründe haben, sich als Feind — und zwar als Todfeind der Akademie zu betrachten? . . .

Ich weiß es nicht; es hat aber auf mich den Eindruck gemacht und dieser Eindruck waltet bei mir auch jetzt noch vor, daß die ganze Untersuchung in einem zu heftigen Tone gehalten ist, um annehmen zu dürfen, daß sie ein Schriftsteller anstellt, der völlig unbeteiligt ist und der seine Objektivität durch seine Unparteilichkeit als einfacher, gewissenhafter Beobachter bethätigt. Die Idee des Buches war gut, Daudet ist jedoch bei der Ausführung ein gut Teil zu weit gegangen, und gerade das Stürmische des Angriffs ruft unsere Verwunderung wach, läßt uns stutzig werden, giebt Anlaß zu Protesten und bewirkt schließlich, daß allenthalben Leute für die Akademie eintreten, über die man sich in so köstlicher Weise hätte lustig machen können, wenn der Angriff kaltblütiger, maßvoller und in einer Form geschah, die dessen, der ihn unternahm, würdiger war.

Der Eindruck, den „L'Immortel" auf mich gemacht hat, ist ein derartiger, daß ich mich genötigt sehe, die Frage nach dem litterarischen Wert des Werkes von vornherein auszuscheiden; denn was diesen letzteren anbetrifft, so begnüge ich mich mit dem Hinweis, daß der Roman, soweit er als solcher in Betracht kommt, ganz trivial gehalten ist, daß er Originalität in der Intrigue ebenso wie bemerkenswerte Frische in der Beobachtung vermissen läßt. Die paar Seiten, die mir einen ungetrübten Genuß bereiteten — und diese Seiten sind recht sparsam verteilt — betreffen die Häuslichkeit. Bedrine, diese Seiten sind dafür aber auch von einer Feinheit der Zeichnung und einer Zartheit der Empfindung, daß auch der Anspruchsvollste zur Bewunderung hingerissen wird. Vielleicht werden manche meiner Leser finden, daß mein Urteil in seiner Gesamtheit doch zu schroff gehalten ist. Ich

brauche mich wohl nicht gegen den Vorwurf der Voreingenommenheit zu verteidigen und ich denke, ich brauche ebensowenig ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß eine große Zahl der Werke Alphonse Daudets dem Autor meine lebhafte Sympathie eingetragen hat. Ich schließe mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß ich einen so peinlichen Eindruck von der Lektüre des „L'Immortel" mit hinweggenommen habe und daß ich diesen Eindruck nicht für mich behalten kann.

Kritik.

Romane und Novellen.

„Was die Isar rauscht". Münchener Roman von M. G. Conrad. Es ist eine alte Sache, daß das neueste Werk eines Schriftstellers immer sein bestes ist, wenn man den Verleger hört, oder die Redaktion, welche so glücklich war, diese Perle für ihre Zeitschrift zu gewinnen. Den gleichen Gemeinplatz über Conrads neuestes Buch zu leisten, hindert mich zum Glück meine angeborene Gewissenhaftigkeit, sofern ich die früheren Werke desselben nicht ausnahmslos alle kenne; sonst freilich wüßte ich kein Hindernis. „Was die Isar rauscht" gehört zu den Büchern, die man nicht nur mit Bewunderung für das Werk, sondern mit Liebe für den Verfasser aus der Hand legt; es ist ein sehr liebenswürdiges Buch. Und ich möchte, daß alle Feinde des Verfassers diesen Roman läsen; sie müßten dann sagen: sein Gegner bin ich zwar, ich kämpfe für anderes, aber sein Feind kann ich nicht sein, denn er ist ein guter Mensch. Ja, so sonnige Figuren wie der Bildhauer Zwerger und seine Flora (nur ist namentlich sein erster Brief zu behaglich breit für den Roman), so reizende Szenen wie die mit den Raßlerischen Kindern, so schöne Pietät zwischen Drillinger und seiner alten Brigitta, — solche Dinge lassen sich weder mit dem Verstand ausspintisieren, noch einfach aus der Wirklichkeit herausbeobachten, sondern ein warmes Gemüt hat da mitgedichtet. Was liegt schon allein darin für ein gewaltiger Unterschied von Zolaischer Art; in sämtlichen Bänden der Rougon-Macquarts zusammen ist nicht so viel Gemütswärme zu finden als in dem einen Münchener Roman; womit natürlich kein Tadel gegen den Franzosen ausgesprochen sein soll, — er ist eben eine andre Natur, — sondern nur den litterarischen Myopen eine kleine Beihilfe zum Sehen geleistet sein soll, auf daß sie sich fürder nicht mehr durch das Geständnis zu blamieren brauchen: sie sehen zwischen einem deutschen Realisten und Zola keinen Unterschied als den zwischen Affen und Geäfftem. Freilich fehlt ja, wie zu erwarten, in unsrem Münchener Roman auch das nicht, was der Litteraturmob zum erstenmal an Zola kennen und verabscheuen lernte: jene herbe Wahrhaftigkeit, die sich vor gar nichts geniert und vor keinem Geschöpf in unsres Herrgotts Tiergarten zurückschreckt. Oftmals auch in diesem Roman

wird der ästhetische Weichling, der nur das Zarte, Süße, Harmonische liebt, sich ärgern, so über die Szene beim Tod der alten Brigitta, und klagen: „es erfreut mich nicht! es erhebt mich nicht!“ aber das ist kein Vorwurf gegen den Dichter. Warum denn freut's uns? Einfach weil unser Empfindungsvermögen ein größeres Repertoir hat. Wo das Einfach-harmonische aufhört und der Philister sich unbehaglich bis wind-und-weh zu fühlen anfängt, da beginnt in den reicherbesaiteten Naturen ein höheres Spiel, das Dämonische wird wach und will auch von der Kunst sein Vergnügen, oft ein grimmiges Vergnügen, das in einer gewissen Weltverachtung (übrigens unbeschadet des innigsten Weltgenießens) gipfelt, in einem Pfeifen auf Sämtliches, im schlechthinigen Erhabensein. Man könnte es auch künstlerische Weltüberwindung nennen. Wohlgemerkt, ich rede nur von ästhetischen Stimmungen, wie sie eben ein Kämpfer in dieser modernen Welt oft nötig hat, um sich seelisch über Wasser zu halten. Solch starke und große Empfindungen wird auch in Conrads Roman genießen, wer es vermag. Von den übrigen aber, den feindlichen Schreiern, wissen wir also, daß ihr Geschrei über ein starkgeistiges Werk nichts anderes ist als eine — thörichterweise sehr laute — Insolvenzerklärung ihres ästhetischen Ich. Lassen wir ihnen die. Christaller.

Bitteres Glück, Roman v. W. A. Sologhub, aus dem Russischen übertragen von W. Stein, Breslau und Leipzig, F. Schottlaender. Ein meisterhaftes Bild russischen Lebens, mit all seinen Licht- und Schattenseiten entwirft der in Deutschland noch wenig bekannte Verfasser. Fürst Widarow und sein Sohn sind vornehme Naturen, die sympathisch beweisen, ein idealer Charakter aber, wie ihn Kulturslawen nur selten hervorbringen, ist der Arzt Conrad Philippowitsch. Die Frauen kommen im Ganzen schlecht weg, denn es ist nicht Eine so, daß sie den männlichen Charakteren ebenbürtig zur Seite gestellt werden könnte, trotzdem ist aber das Buch höchst interessant und hat einen viel tieferen sittlichen Ernst als dies durchschnittlich vom Roman zu erwarten ist. Th.

Eine Leidenschaft. Ein Traum. Ein Ferientag. — Drei Novellen von Ludwig Thaden. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Mehr als die Hälfte des 314 Seiten starken Bandes nimmt „Eine Leidenschaft“ ein, ein interessantes, funkelnd stilisiertes Novellen-Capriccio, das trotzdem als tragische Herzens-Geschichte durchaus den Eindruck der Wahrscheinlichkeit macht. Für dieses Pracht- und Prunkstück geistvoller Erzählungskunst hätten wir uns einen besonderen Rahmen gewünscht, auch im Interesse der beiden angebundenen Erzählungen, die in dieser Vereinignng nicht zu ihrer vollen Wirkung kommen können, denn so gut sie auch erfunden und liebenswürdig vorgetragen sind — namentlich die anmutige Liebes- und Familiengeschichte „Ein Ferientag“ mit dem bürgerlich fidelen Heirats-Ausgang — sie nehmen sich neben der ersten Erzählung fast altfränkisch und zu harmlos aus. Ja, diese „Leidenschaft“! Zuerst thut der Dichter eigentlich gar nicht dergleichen, er beginnt im guten, alten Fabulierstil, aber plötzlich spürt's der Leser, wie ihn eine heimlich jagende Phantasie durch die unheimlichsten Strudel reißt. Und der Strom scheint immer ruhig zu fließen, nichts trübt seine Oberfläche, in der sich des Dichters geschickt eingewobene Reflexionen wie die ruhig-klaren Lichter des Himmels spiegeln — und doch! Skizzieren wir flüchtig die Hauptmomente der Geschichte: Held, junger Gelehrter, der zur Malerei übergeht, Heldin, interessante Wittwe, blendend schön, jung, voll künst-

lerischer Veranlagung und dämonischer Eigenart, beide, er und sie, starre, leidenschaftliche Naturen; finden sich, lieben sich, streiten sich, trennen sich; er heiratet ihre jüngere Schwester, sie schwört, ihn zu verderben; begegnen sich wieder, die alte Leidenschaft bricht neu hervor; sie spielt mit ihm wie die Katze mit der Maus, mordgierig, geht aber dabei schließlich selbst zu Grunde und zwar hauptsächlich daran, daß sie nicht Weib genug ist, ihren starren Wagemut zu beugen und sich einzugestehen, daß sie diesen Mann mit der verzehrendsten Leidenschaft ihres Herzens liebt, ihm also bedingungslos angehören und folgen muß. Er fällt im Duell, sie tötet sich. Die Nutzanwendung aus ihrem Lebensgange giebt die Heldin selbst in einem nachgelassenen Briefe an ihre Schwester: „Erziehe das Kind nicht, wie wir erzogen worden sind; beuge es, daß es bricht und nicht mehr sein will, als jeder neben ihm ist, ein Kämpfer um das Alltägliche im Dienste der Pflicht. Nur in der Beschränkung liegt das Glück; die Zeit der Aristokratie ist vorüber — nicht nur für die Aristokratie des Blutes, sondern auch für die des Geistes, des Herzens und des Temperaments . . . Nur das Gewöhnliche wird fortan dominieren, und weil es die Gewalt hat, wird es sie auch gebrauchen und das Außerordentliche töten . . ."

Mit diesem Meisterwerke hat sich Ludwig Thaden einen ersten Platz in der deutschen Erzählungslitteratur erobert. Mögen es ihm seine Machtmittel erlauben, ihn festzuhalten und gegen alle Verlockung und Hinterlist und Gewalt des „Gewöhnlichen", das auch in unserem Schrifttume täglich mächtiger und mordgieriger wird, zu verteidigen als ein echter Ritter vom Geiste und Dichter von hohen Talentes Gnaden!

M. G. Conrad.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek, welche schon so viele vorzügliche Werke zu dem billigen Preise von 50 Pf. pro Band gebracht hat, veröffentlicht in den beiden letzten Bänden (25/26) des vierten Jahrganges den neusten Roman der beliebten englischen Erzählerin M. E. Braddon unter dem Titel „Stella". Ihren fünften Jahrgang eröffnet die Bibliothek mit dem Roman „Robert Leichtfuß" von Hans Hopfen. Eine reichbewegte, spannende Handlung, lebensvolle, vorzüglich gezeichnete Charaktere und die wohlgelungene Schilderug des zwischen Paris, Berlin, Venedig und Florenz wechselnden Schauplatzes im Verein mit großer Frische der Darstellung zeichnen dieses Buch aus, das zum besten gehört, was der mit Recht so beliebte Erzähler geschaffen.

Wir empfehlen dieses verdienstliche Unternehmen unseren Lesern hiermit aufs neue.

P. K. Roseggers Ausgewählte Werke. Prachtausgabe. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. In 75 Lieferungen. Lexikon-Oktav. à 50 Pf. (A. Hartlebens Verlag in Wien.) 21 Lieferungen erschienen.

Mit den bisher vorliegenden 21 Lieferungen ist der erste Band von Roseggers Ausgewählten Werken abgeschlossen. Dieser enthält: „Waldheimat". Erinnerungen aus der Jugendzeit, mit einem Anhange „Meine Lebensbeschreibung" und das so gemüt- und stimmungsvolle „Heidepeters Gabriel". Nebstbei ist ein Porträt Roseggers in Lichtdruck und der Titel des ersten Bandes beigegeben, welchen die Pränumeranten somit komplett besitzen und in die, ebenfalls von der praktischen Verlagshandlung beigestellte, wunderschöne und wohlfeile Original-Einbanddecke binden lassen können. Der zweite Band von Roseggers Werken wird durch die Lieferungen 22 bis 37 noch in diesem Jahre

vollständig, die Bände 3 und 4 (Lieferungen 38 bis 75) erscheinen 1889. — Über die Eigenart der Muse Roseggers hier zu reden, ist wohl kaum noch nötig, da heute Jedermann diesen Liebling der deutschen Lesewelt, wenigstens aus einigen seiner Novellen und Erzählungen kennt. Mit dem Volksleben der Wäldler und Älpler vertraut, wie nicht leicht ein Anderer, ausgestattet mit einem wahrhaft tiefen Gemüte und erfrischendem Humor, versteht es Rosegger, eine Sprache zu reden, die das Herz bewegt und bei jedem gefühlvollen Leser nachhaltige Wirkungen zurückläßt, abgesehen davon, daß auch der Unterhaltung bei der Lektüre in angenehmster Weise Rechnung getragen wird.

Der Gladiator. Roman aus der Zeit Caligulas von Wilhelm Walloth (Leipzig, Wilhelm Friedrich). — Der „Gladiator" ist ein kulturhistorischer Roman, der unter den historischen Romanen der Neuzeit kaum seines Gleichen haben dürfte. Wer den gewaltigen Unterschied zwischen einer wirklichen Dichtung und gewissen vielgelesenen Modefabrikaten sich einmal klar vor Augen führen will, der nehme diesen neuesten Roman Wolloths zur Hand. Hier findet man keine schablonenhaft gezeichnete Figuren, die eigentlich nur als Kleiderstöcke für stilgerechte Gewänder dienen, das Ganze atmet blutvoll bewegtes Leben und spiegelt uns eine Episode aus der römischen Kaiserzeit in historischer Treue und frischen Farben wieder.

Dichtungen.

Bilderbuch eines Schwermütigen von Paul Fritsche (Stolp, Hans Hildebrandt). Der begabte Lyriker hat dieser Sammlung als Motto ein Gedicht von Karl Bleibtreu vorgesetzt, welches er sodann selbst paraphrasiert, um seine eigne Individualität zu kennzeichnen:

„Wenn Du nicht weißt, ganz heimlich und auf Gassen
Das Leben Deines Volkes zu ergründen" u. s. w.

Man wird daher mit Recht vermuten, daß Fritsche sich dem Volkstümlichen zuwenden und den Ton des Volksliedes sich aneignen möchte. In der That gelingt ihm dies öfters überraschend gut. Schon in dem vortrefflichen „Prolog" verkündet uns der Dichter, daß er als „treuer Sohn der Mark" sich dem schwermütigen Kolorit der brandenburgischen Heimat anzupassen wünsche. Allerdings liegt bei allzu schrankenloser Hingabe an den Volksliedton die Gefahr nahe, in gekünstelte Kunstlosigkeit zu verfallen. Ähnliches haben wir bei den „Freien Rhythmen" der jüngstdeutschen Lyriker bedauern müssen, die oft in die blanke Prosa ausarteten, mit beliebig als „Verszeile" zerhackten Prosasätzen. Schon in dem ersten Gedicht der Fritscheschen Sammlung „Nixensang" befremdet die gekünstelte Reimanwendung. Doch siegt hier wie überall die echte poetische Anschauung über eine gequälte Unechtheit der Form, welche jedoch mehrmals z. B. im „Lied der Enterbten" eigentümliche Effekte hervorbringt. Eine gewisse Manieriertheit wird auch sonst erkennbar. Allein nirgends läßt sich die wahre Wärme einer begnadeten dichterischen Empfindung verkennen. So besonders in dem düstern Cyklus „Totengräbers Leben". An Burns gemahnen landschaftliche Stimmungsbilder wie „Sommertag" und „Winternacht". Weniger muteten uns die Trinklieder an, ebensowenig die Reiterlieder, weil allzusehr nach berühmten Mustern geformt. Eine bedeutende koloristische Schilderungsgewandtheit beweist Fritsche (als früherer Maler) bei den Balladen und Romanzen, die sich an Freiligrath geschult zeigen. Wo der Dichter die Nachahmung des Volksliedes bis zum einfachen Aufnehmen altbekannter Motive treibt, wie in „Heideroſen" (eine lange Wassersuppe über „Sah ein Knab' ein Röslein steh'n") oder „Lied einer Spinnerin", vermag er uns keinen

Beifall abzugewinnen. Wo er sich hingegen naiv dem Volks-Sinnen anbequemt, wie in „Der Unglücks-Kukuk" und „Zur Weihnachtszeit", leistet er Ausgezeichnetes. — Wenn unser Dichter die bekannten Lamentationen über das Künstlerelend („Mansardentragödie" „Anch' io son' pittore") zum Besten giebt, oder die bekannte tragikomische Poetenvision von der Dichterliebe zu einer hochgeborenen Maid aufwärmt („Grafenkind und Dichter"), fesselt er uns allerdings ebensowenig, wie in den epigrammatischen Ausfällen des „Anhangs". Aber wo er sich über das Ich-Leid erhebt, da entströmen seiner Seele tiefsinnige und tiefsinnige Gebet-Melodieen, wie die beiden schönen Weihnachtsgedichte. Die maßlose Verbitterung, welche mit Recht unsre ganze junge Dichtergeneration gegen die vernichtungsreife bestehende Gesellschaft erfüllt, hat auch Fritsche der sozialistischen Tendenz in die Arme getrieben. Ob ein Gedicht wie „Der Kaiser fuhr durch die Straßen Berlins" nicht auch ein bezeichnendes Zeitdokument vorstellt? — Der schwerkranke junge Dichter hat in dieser Sammlung gezeigt, daß körperliches Leiden und Todesahnung ihn nicht geschwächt, sondern gereift haben. K. B.

„Randstriche und Nesselreime" von *** Leipzig, W. Friedrich. Ein eigentümliches, geistvolles und pikantes Buch. Ein reiches Dichterleben in Epigrammen und Aphorismen!

„Was wir von Ernten des Seins gesammelt,
Das wird gesagt, gesungen, gestammelt.
Der Eine häuft es in hohen Werken,
Der Andre wagt es nur anzumerken."

Man weiß oft bei der Lektüre dieses Büchleins nicht, war es genialer Leichtsinn oder nur die brüchige Anlage des Talents des anonymen Autors, daß er, statt seine Stimmungen und Einfälle plastisch zu gestalten, nur viele Hunderte von Aphorismen, in Vers und Prosa, hinwarf. An vielen Stellen sagt der Verfasser selbst, er hätte nur das Talent zum Epigrammatiker; das wollen wir ihm nur bedingungsweise glauben. Es findet sich in seinem Buche viel Kluggedachtes, Scharfgesehenes und Brillantausgesprochenes — wer das kann, kann auch noch mehr. Ich möchte schier eine Wette eingehen, daß der Herr mit den drei Sternen schneidige und geistreiche Novellen zu schreiben im stande ist. Der Herr mit den drei Sternen verrät auch eine respektable Welt- und Menschenkenntnis und zeigt auch reiche Bildung. Bei all diesen hervorragenden Eigenschaften hat das Buch einen Fehler: es umfaßt zu viel kleine Sticheleien, Ein- und Ausfälle, lyrische und philosophische Aphorismen. Der Verfasser hätte in strengerer Auswahl und scharfer Selbstkritik viele seiner Sentenzen streichen müssen, dann wäre sein Buch eine in jeder Beziehung vortreffliche Erscheinung geworden. Vielleicht findet diese Musterung bei der zweiten Auflage statt, welche das Buch trotz seiner Weitschweifigkeit redlich verdient. — r.

Deutsche Sinngedichte.*) Die von D. Haek mit ebenso viel Sorgfalt als Verständnis gesammelten „Deutschen Sinngedichte" enthalten einen Schatz der, mitunter derben, Lebensweisheit unserer Altvordern sowohl, als der feinen, nur zu oft zimperlichen, Spruchpoesie unserer modernen Poeten. Dreihundert deutsche Dichter, tote, verschollene, unsterbliche, sind in diesem reichhaltigsten und billigsten Spruchschatz vertreten, und reicht die erste Abteilung desselben von

*) „Deutsche Sinngedichte. Von D. Haek." Halle an der Saale. Druck und Verlag von Otto Hendel. „Spruchbüchlein von Paul Heyse." II. Auflage. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz. 1886. (Besser'sche Buchhandlung). „Eduard von Bauernfeld. Poetisches Tagebuch." II. Auflage. Berlin, 1887. Verlag von Freund & Jeckel. (Karl Freund).

Luther, dem großen Befreier der Kirche, bis zu Leſſing, dem Befreier des Geiſtes.

Luther variiert darin ſein unſterblich Sprüchlein von „Weib, Wein und Geſang", der witzige Logau lehrt den immer ſteigenden Wert des „Geldes" und den flüchtigen der „Weinfreundſchaft" kennen, und Abraham a Sancta Clara, das Vorbild des Kapuzinerleins in Schillers „Wallenſteins Lager" klagt über „das böſe Weib:

„Sagt er ja, ſo ſag' ich nein,
Trinkt er Bier, ſo trink' ich Wein,
Will er dies, ſo will ich das,
Singt er den Alt, ſo ſing' ich den Baß."

Und neben Opitz, Flemming, Weckherlin und kleineren Geiſtern läßt ſich auch der Volksgeiſt des ſiebenzehnten Jahrhunderts in Sprüchen vernehmen, die wohl für alle Zeit ihre Geltung behaupten werden, wie:

„Trink' ich Bier, ſo werd' ich faul,
Trink' ich Waſſer, häng' ich das Maul,
Trink' ich Wein, ſo werd' ich voll:
Weiß nicht, was ich trinken ſoll."
„Wer will haben ein ſauberes Haus,
Der laß' Schreiber, Studenten und Soldaten draus."
„Heimlich buhlen kann ich nit,
Freundlich ſehen hilft mir nit,
Geld, das hilft, das hab' ich nit!
„O Fried', wie biſt Du ein ſo edler Schatz,
Und haſt bei den Leuten ſo wenig Platz!"

Die zweite Abteilung leitet von Leſſing zu Göthe und in Hagedorn, Lichtwer, Schubart, Bürger, Käſtner und in anderen aber unberühmten, Schriftſtellern, Meiſter der Sinngedichte kennen und des Epigramms, das nach der klaſſiſchen Erklärung Klopſtocks ſo vielgeſtaltig iſt:

„Bald iſt das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Iſt bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Iſt manchmal auch, — die Griechen liebten's ſo —
Ein klein Gemälde, ein Strahl, geſandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten."

Die Abteilung drei „Von Göthe bis zur Gegenwart" bringt einige der „Epigramme aus Venedig", dieſer köſtlichen Liedchen, in denen Lebensfreude, Weisheit und Liebe melodiſch und unlösbar ſich umſchlingen. Auch die kampfluſtigen „Xenien" ſind in Haeks Buche zu finden. Glückliche Zeit, die noch an litterariſchen Händeln Gefallen fand!...

Und doch! trotz der unſterblichen Namen Schiller, Göthe, Heinrich von Kleiſt, Chamiſſo, Schlegel, Börne, trotz der witzigen Geiſter Saphir, Ludwig Robert und Kaſtelli, welche in Abteilung drei ſo reichlich vertreten ſind, ſcheint mir dieſe Partie die ſchwächſte des ſonſt ſo anregenden Buches zu ſein, und ich wende mich gerne der letzten Abteilung „Die Gegenwart" zu, die, wie Ferdinand Avenarius meint, als „Allerfatalſtes" findet:

„Das Allerfatalſte iſt nach dem Wahn,
Ein großes Prinzip zu beſiegen,
Die Einſicht, daß wir à la Titan
Eine ſimple Dummheit bekriegen."

Doch „wer nennt die Namen, die gaſtlich hier zuſammenkamen?"

Neben Rückert, Grillparzer, Bauernfeld, Feuchtersleben, Bodenſtedt, Paul Heyſe und Betty Paoli, den Spruchdichtern par excellence, welche Menge geiſtreicher Köpfe und empfindungsvoller Herzen!

Anaſtaſius Grün, Hamerling, Roſegger, Emil Ebel, Theodor Storm, Graf Albrecht Wickenburg, Konrad Alberti kommen im Haekſchen Buche zu Worte, dagegen vermiſſe ich darin Ausſprüche von Friedrich Wilhelm Weber, Friedrich Wilhelm Grimme, dem liebenswürdigen Meiſter Otto Sutermeiſter und Eduard Paulus und zwei meiner Lieblings-Sinnſprüche, nämlich Betty Paolis:

„Ob Dir zur Luſt, ob Dir zur Pein,
Nach eigner Wahl nur willſt Du lieben,
Doch willig fügſt Du Dich darein,
Zu glauben, was Dir vorgeſchrieben."

und die wohl tiefſten Worte, die bis nun ein Dichter über „Poeſie" ausgeſprochen, Karl Bleibtreus Vierzeile:

„Des Einsamen Gebet bist Du, o Poesie!
Die Welt ist mir zu klein, mit dieser Welt zu leben,
Doch ist sie groß genug, mir ein Asyl zu geben,
Wo vorm Unendlichen ich beugen darf das Knie."

Und nun zur Spruchweisheit des Salons, zu Paul Heyses „Spruchbüchlein". Das ungemein zierlich ausgestattete Büchlein enthält reizende Aussprüche über „Die Frauen", denen dieser Dichter ja so viel verdankt und außerdem zieht Paul Heyse „Persönliches", „Litteratur und Kunst", „Theater", „Kritik", „Philosophie", „Gott und die Welt" und endlich „Die Lebensweisheit" selbst in den Kreis seiner zumeist geistreichen Betrachtungen. Leider fehlen in diesem Buche, wo sie ganz am Platze wären, Aussprüche über die Jagd, den Sport, die Mode, das Duell und das Maitressentum ... Dann stünde der Sprach- und Lebenskünstler vor uns und predigte uns seine volle sarkastische und blasierte Weisheit.

Aber mitunter gestattet sich der Poet auch den vollen Pulsschlag inniger Empfindungen, wie in:

„Bestes Glück".

„Kein Glück ist auf dem Erdenrund
Heilkräft'ger, süßer, reiner,
Als Kindermund an Deinen Mund
Und Kinderhand in Deiner."

und in:

„Thränen".

„Wer ist von Beiden der ärmere Mann:
Der nicht im Schmerze weinen kann.
Der, der nie ein Glück genossen,
Davon die Augen ihm überflossen."

aber nicht lange hält die Gefühlsstimmung vor und Heyse, der Dichter des Salons, klagt in der Weise großer Herren über

„Das Ärgste".

„Gegen Herzlose kannst Du Dich schützen,
Gieb ihnen nur Dein Herz nicht preis.
Geistlose mögen Dir auch wohl nützen,
Da Mancher Manches kann und weiß.
Wann aber Taktlose Dich umringen,
Das wird Dich zur Verzweiflung bringen."

Im Großen und Ganzen gilt von Paul Heyses Sprüchen, was ein moderner Poet über Heyses Lieder schrieb:

„Man sieht wie in Tempeln der Alten
Hier Reize, die unversehrt,
Und bewundert die Göttergestalten,
Denen ... die Seele fehlt!"

Von Paul Heyse, dem geistigen Erben Göthes, wie ihn Lobhudler nennen, zu Eduard von Bauernfeld ist nur scheinbar ein schwerer Übergang, denn auch Bauernfeld besitzt Geist und, wenn er sie anwenden will, die Beredtsamkeit des Salons; aber Bauernfeld ist, auch im Leben wie in der Dichtung, weitaus witziger, gewandter, inniger und ergreifender als Paul Heyse.

Bauernfelds „Poetisches Tagebuch" ist überaus wertvoll als Beitrag zur Zeitgeschichte. Es umfaßt das Resultat der fünf und sechzig jährigen Betrachtungen eines bedeutenden Dichters und modernen Weltweisen, der ungescheut aussprach, was er dachte und empfand. Bauernfelds schönes Buch ist im besten Sinn voll „Goldener Rücksichtslosigkeiten" ... Das Schwächliche und Affektierte findet darin keinen Raum und deshalb sei es allen frohmütigen und starken Geistern bestens empfohlen.

A. T.

Drama.

„Naphtali". Drama in fünf Aufzügen von Fritz Lienhard. Norden, H. Fischer Nachf., 1888. Wer die Entwicklung des modernen Realismus in Deutschland verfolgt, kann in derselben deutlich zwei Richtungen unterscheiden, welche sich immer schärfer herausbilden und auf verschiedenen Bahnen nach demselben Ziele streben: einer natürlichen, gesunden, von aller idealistischen Schönfärberei befreiten Anschauung und Darstellung der Welt. Ich möchte die eine Richtung die des spekulativen, die andere die des induktiven Realismus nennen. Die Ersteren verstehen den Realismus so, daß sie zunächst ihr eignes Ich, die eigne wogende Dichterbrust von all dem Wust der konventionellen, erheuchelten, aner-

zogenen, durch die Jahrhunderte verschleppten und den modernen Menschen im Mutterleibe angeerbten Empfindungen zu reinigen bemüht sind, daß sie in ihrem Herzen die Gefühle schlichten, reinen, natürlichen Menschentums wieder zur Herrschaft bringen wollen und daß sie dann wie durch das Glas einer Blendlaterne den hellen Strahl dieser starken, wahren, natürlichen Empfindung in sich neugeborener Menschen auf die Dinge, die Menschen um sich herum fallen lassen, auf die Gesellschaft, die Natur, das Universum, auf die Geisterschar der vom Richtich sich loslösenden und auf sie einstürmenden Eindrücke, und uns zu Zeugen machen dieser inneren Reinigungshandlungen, und der neuen und eigenartigen Farbenstimmung, in welcher die Welt Ausschnitt um Ausschnitt im Glanz dieses Lichtkegels auftaucht, der seine Quelle in ihrem Herzen hat.

Ganz anders die zweite Richtung. Ihre Jünger tragen ihre Persönlichkeit hinein in die wirkliche Welt und bemühen sich, dieselbe aufzufassen, zu erkennen und darzustellen ihrem Wesen nach; in der „Erscheinungen Flucht", im still erhabenen Wallen der Planeten, wie in den flüchtigsten Gerüchen des Tages, in dem halb tierischen und den materiellsten Urbedürfnissen gewidmeten Thun des Pfahlbauers wie in den kaum merklichen Nervenzuckungen der modernen Menschen allenthalben das ihnen einwohnende objektive Gesetz auszuspüren, den „ruhenden Pol" den Wirrwarr der einander kreuzenden Naturgesetze auf immer wenigere, immer höhere und einfachere Formeln zurückzuführen, bis zur Erkenntnis der höchsten natürlichen Prinzipien, und dann die Welt im plastischen Bilde darzustellen als das lebendige Erzeugnis und die dauernde Wirkung der letzteren, als die natürliche Frucht natürlicher Bedingungen, frei von aller konventionellen Fälschung und Schönfärberei der Gedankenlosigkeit, der erbärmlichen Schwäche, welche die zerschmetternde Erhabenheit der wahren, einfachen, einzigschönen Natur zu ertragen unfähig ist und in ihrer Jämmerlichkeit dieselbe roh und brutal nennt, und der Natur nicht verzeihen kann, daß sie so gar natura- listisch ist.

Das Drama jenes jungen Dichters, das ich hier anzeigen soll, ist, wie er hier selbst erklärt, sein Erstlingswerk, und zahlreiche Anzeichen deuten darauf hin, daß der Dichter noch im jugendlichen Alter steht, in jenem Alter, in welchem der absolute, reine Wille zur That noch so mächtig und ursprünglich braust und kreist, daß er sich über ein bestimmtes und begrenztes Ziel noch kaum entschieden hat. Das aber läßt sich klar und deutlich aus dem vorliegenden Versuche lesen, daß dieser freie Schaffenswille gerade in dieser ersten Erscheinungsform dem ursprünglichen reinen, göttlichen Willen am verwandtesten, eine mächtige und starke Bewegungsfähigkeit in sich selbst hat, die keines äußeren Anstoßes bedarf, um Tüchtiges und Eigenartiges zu leisten. Der Verfasser behandelt in seinem Stücke den Auszug der Juden aus Ägypten, und in der tiefen, modernen Auffassung, in welche er den Stoff taucht, zeigt er eine starke und selbstbewußte Subjektivität. Mit einer Kunst, wie sie nur ernsten dichterischen Talenten gegeben ist, hat Herr Lienhard eines der schwierigsten dichterischen Probleme gelöst, welches Aufgaben dieser Art bieten, das Ineinanderweben der großen geschichtlichen Aktion und der individuellen Schicksale des Helden, eines jungen leidenschaftlichen Israeliten, der sich von der ruhigen Gottergebenheit seiner Brüder, von der keuschen Tugend seiner Braut in schnöder Sinnlichkeit abwendet, am Busen einer wollüstigen Tochter seiner Unterdrücker Volk und Gott vergißt, um zu spät aus seinem Rausche zu erwachen, als hinter seinem Stamme schon die Wogen des

roten Meeres sich geschlossen haben und dem Verzweifelnden nichts übrig bleibt, als in denselben den Tod zu suchen. Diese Klippe, an welcher so viele erfahrene Meister oft genug gescheitert sind — B. Wildenbruch im „Fürsten von Verona" — hat unser junger Dichter mit einer verblüffenden Fertigkeit umschifft. Die Charakteristik ist zum Teil meisterlich, die Gegenüberstellung der echt-jüdischen nervösen Unbotmäßigkeit Naphtalis und der göttlichen Erhabenheit des großen Propheten äußerst glücklich, und die Sprache erhebt sich nicht selten zu weihevoller und stürmischer Kraft, namentlich in den letzten Akten, welche hoch über den etwas matten ersten stehen. Eine markige Wucht liegt in den Straßenszenen, über den Gruppen der uneinigen Israeliten, und in eigenartiger, energischer Tönung des Halbdunkels schimmern die Szenen der nächtlichen Straßenkämpfe, in denen man die tastende Finsternis, den rätselhaften Glanz der Fackeln, den Lärm und die Verwirrung beim bloßen Lesen fast zu greifen vermeint. E. A—i.

Karl Bleibtreu hat eine Tragödie vollendet, welche, zur Jahrhundertfeier der französischen Revolution, ein ungeschminktes Bild jenes elementaren Naturereignisses entrollt, in seiner ganzen Furchtbarkeit, aber auch seiner ganzen unheimlichen Größe. Das Stück schließt mit dem ersten Auftauchen Bonapartes und bildet so gleichsam den Übergang zu dem bekannten Drama Bleibtreus: „Schicksal".

Das hier erwähnte Drama erscheint soeben unter dem Titel: „Weltgericht. Drama in fünf Akten" bei Wilhelm Friedrich in Leipzig. Der gleiche Verlag publizierte gleichzeitig einen Dramenband von Wilhelm Walloth. Den Inhalt des Bandes bilden die Tragödien: „Gräfin Pusterla", „Johann von Schwaben" und „Marino Falieri".

Humoristisches.

„Amor auf Reisen". Von Oskar Justinus. Berlin, H. Steinitz. „Humoristisches Kleeblatt". Von Oskar Justinus. Berlin, S. Mehring. Oskar Justinus' Gebiet, auf dem er sich zuhause fühlt, ist das naive, harmlose, gutmütige. Er beherrscht dasselbe mit großer Meisterschaft und tritt dabei mit einer so ruhigen und anmutigen Zurückhaltung auf, daß man durch den Gegensatz zu jenen sich anmaßend aufblähenden Humoristen à la Stinde, welche ihre niedlichen Nichtigkeiten der Welt immer für mächtige litterarische Großthaten ausgeben wollen, aufs wohlthuendste berührt wird. Im Gegensatz zu Trojan, Seidel u. A. wirkt Justinus' Art ganz besonders durch seine Ehrlichkeit; seine oft grenzenlose Harmlosigkeit ist nicht wie bei jenen eine aus geschäftlichen Rücksichten anempfundene und gemachte, sondern sie entfließt seiner ganzen durchaus naiven Natur, die auch am kindlichsten ihre herzliche Freude hat. Mit sicherem Blick hat Justinus herausgefunden, welche dankbaren litterarischen Motive das moderne Reisewesen bietet, und es ist echt humoristisch das Tiefste, Heiligste und Größte, das Sich-finden zweier Herzen in ewig dauernder Liebe, in dem Flüchtigsten, Vergänglichsten, unaufhörlich Wechselnden entstehen zu lassen, der zufälligen, blitzartigen Begegnung völlig fremder Menschen im Eisenbahnwagen, auf der Pferdebahn, auf dem Dampfboot, ja unterwegs auf der Reise der Augen im Fernrohr von Stern zu Stern, wo ein schrilles Läuten der Glocke, ein geller Pfiff, eine Wolke die kaum Gefundenen auf der Stelle wieder auseinanderreißt. Ich bin überzeugt, dieses unbewußte, natürlich-humoristische Element in der Symbolik des modernen Lebens wird noch einem tief und groß empfindenden humoristischen Dichter die dankbarsten und erfolgreichsten Anregungen und Motive gewähren. Ich möchte

wünschen, daß Justinus, der über einen reichen Schatz von Gemüt verfügt, dieser Humorist würde, und daß er zu der unterhaltenden Laune, über die er schon jetzt verfügt, noch die ergreifende und durch Heiterkeit rührende und das Denken anregende füge. C. A—i.

Litterarhistorisches.

Broschüren über die neue Richtung schießen wie Pilze aus dem Boden. Ein allerneuestes Licht hat sich uns aufgethan in dem Schriftchen „Die sogenannten Jungdeutschen in der zeitgenössischen Litteratur" von Hans Merian. (Leipzig, Reinh. Werther.) Der Verfasser machte sich bisher durch seine Satiren auf Ebers bekannt, über welche ich eine etwas gar zu freundschaftliche Verhimmelung aus der Feder unseres geistvollen Edgar Steiger in Heft 4 abdruckte, welche aber in Wahrheit ein nicht unbedeutendes Formtalent bekunden, auch von schneidigem Esprit ordentlich funkeln. Vorliegende Brochüre entspricht gerade in letzterer Hinsicht wenig den Erwartungen. Sie ist ja ganz hübsch geschrieben, aber bringt nirgends Neues und das Alte daran verdankt wesentlich meinen Schriften seine Entstehung, wie denn eigentlich alle seither erschienenen Broschüren dieser Art (sogar die direkt feindliche von Pastor Örtel) nichts als geistige Plagiate sind. Und tapfer auf die Alten loszuschlagen, dazu gehört doch heut, nachdem die „Revolution der Litteratur" siegreich Alles vor sich niederwarf, wahrlich kein besonderer Mut! Gleichwohl sei das redliche Streben wohlwollend anerkannt, womit unser junger Anfänger jedem Koryphäen der neuen Richtung gerecht zu werden sucht. Er konkurriert also hier mit einer andern kürzlich erschienenen Broschüre „Die jüngste deutsche Litteraturströmung von Eugen Wolff".*) Da ergeben sich nun durch den Vergleich höchst auffällige Gegensätze — Widersprüche im Urteil zweier geistreicher Leute gleicher Richtung, die für den Wissenden oft drollig wirken. „Das läßt tief blicken." — Wenn Wolff den Amyntor und Walloth überhaupt keiner Erwähnung würdigt, so erwähnt Merian wenigstens Letzteren als „realistischen Altertümler". Wenn Wolff seine Busenfreunde, die biedern Gebrüder Hart, ungebührlich in den Vordergrund drängt, so schweigt Merian sie völlig tot. Wenn Wolff die Gedichte und Novellen seines Freundes Kirchbach ablehnt, um bei dem kurioſen „Waiblinger" an („Raskolnikow" und Bulwers „Eugen Aram" bedenklich erinnernd) zu verweilen, so rühmt hingegen Merian nur K.'s etwas barocke Gedichte, denen er eine Böklinsche Stimmung zuspricht. Wenn Wolff nicht genug über Conradis „Gemeinheit, Geschmacklosigkeit, Talentlosigkeit" zu schimpfen weiß, so erkennt Merian in einigen Romanszenen desselben eine „geradezu dämonische Gestaltungskraft". Wenn hingegen Wolff an dem „strebsamen Talent" Albertis „neben vielem Mittelmäßigen ernste und kühne Ansätze" entdeckt, und von diesem Schriftsteller „vielleicht etwas erwarten darf, wenn er gelernt haben wird, auf dem zehnten Teil des Raumes die zehnfache Anzahl von Gedanken kundzugeben", — weiß Merian an Alberti höchstens „eine gute Mache" zu loben. Wenn Wolff mit vollem Recht Liliencrons Eigenart in der Augenblicksbildnerei und Skizze sucht, anerkennt Merian nur Liliencrons prächtige Natur- und Kleinmalerei, nennt aber dessen Menschen „blasse Schemen". Wenn Wolff maßlos das „Buch der Zeit" seines Genossen

*) Diese immerhin verdienstvolle und bedeutsame Schrift, die mich übrigens trotz alledem noch viel respektvoller behandelt als Herr Merian, wird in der demnächst bei W. Friedrich erscheinenden Broschüre „Der Kampf ums Dasein der Litteratur" eingehend beleuchtet, — in welcher Broschüre ich die ganze Brunnenvergiftung und Falschmünzerei unseres litterarischen Streber-Marktes enthülle und den gordischen Knoten mit einem Schwerthieb durchhaue.

Holz preist, stellt Merian diesen noch unter den Lyriker Henkell. Wenn Wolff mich lächerlich macht, weil ich Heiberg, den „Zeichner im Kleinen“ und Conrad, den „Verfasser kurzer Skizzen“ allzu feurig empfohlen hätte, so äußert sich Merian über Heibergs Vorzüge mit richtigem Verständnis, nennt ihn neben Kretzer „Das kleinere Talent, aber den größeren Meister“. Wenn Wolff „innere Entwicklung und organische Geschlossenheit“ bei Kretzer, dem „flüchtigen und ungelenken Autodidakten“, vermißt, leugnet Merian nicht, daß Kretzers Arbeiten trotz aller „Einseitigkeit“ „groß angelegt“ seien. Wenn Wolff bei Conrad nur „kecke, oft derbe Studien, keine durchgeführten Kunstwerke, sondern kleine, nur zu stark und einförmig tendenziös erotisch gefärbte Genremalerei“ findet und urteilt, bei größeren poetischen Arbeiten versage Conrads Kraft, — so ergießt sich hier Merian, wie keinem Anderen gegenüber, in dithyrambischen Lobeserhebungen und singt vor allem dem „Künstler“ Conrad ein Halleluja. Er behandele auch „meistens“ Liebesprobleme, „aber nicht in der einseitigen Weise eines Bleibtreu“. Dieser Satz strotzt von jener unfreiwilligen Komik, die ich so oft schon enthüllen mußte, jener Naivetät, mit welcher dreiste Unkenntnis ihre eigenen Blößen nicht bemerkt. Conrad hat nämlich nicht „meistens“, sondern nur Liebesprobleme behandelt in seinen zwei bahnbrechenden Novellenbänden. Ich aber habe nicht nur nicht „meistens“ Liebesprobleme behandelt, sondern auch bei den sieben Büchern, die unter dies Schema fallen, dieselbe Vielseitigkeit bewährt, wie sie mir sonst ja zugestanden wird. Aber da haben wir's! Obschon er gewissenhaft fast alle meine Werke (es sind jetzt 30 Bände, ohne die überzähligen drei Dramen zu rechnen) anführt, schreibt Merian: „Von seinen Erzählungen erwähne ich „Kraftkuren“, „Schlechte Gesellschaft“, „Größenwahn“, entschieden kraftvolle und originelle Arbeiten . . .“ (Ach, Sie sind zu gütig!) Also mein anerkanntermaßen schwächstes Buch („Kraftkuren“) neben den zwei dichterisch und gedanklich bedeutendsten Werken, — warum? Nun, weil eben diese drei zufällig bei W. Friedrich erschienen sind!! Genau dasselbe bemerkt ein Kundiger bei Eugen Wolffs ausführlicher Darstellung: beide Kritiker haben es nicht der Mühe wert gefunden, auch nur eins meiner Bücher sich zu verschaffen, das ihnen zufällig die Firma Friedrich nicht darreichen konnte!! — Wenn Herrn Merian aber auch nur diese drei Bücher bekannt waren, so durfte er gleichwohl nicht von dem „beinah ausschließlich breitgetretenen Thema“ (der Kellnerin und Tingeltangelöse) reden, denn wo findet sich in „Kraftkuren“ etwas davon?“ Sind norwegische Bäuerinnen und englische Ladies etwa Tingeltangelöse? Nicht mal in „Schlechte Gesellschaft“ kann von „ausschließlich“ die Rede sein. Nun gar den umfassenden Gedankenroman „Größenwahn“ hier heranzuziehen, weil eine Figur à la Bertha Rother darin herumspukt, zeugt von einer Oberflächlichkeit, die jeden gerecht Denkenden mit Unwillen erfüllen muß. Und Kaiserin Constanze („Der Nibelungen Not“) und Ingeborg Volland („Aus Norwegens Hochlanden“) — jaja, nette Kellnerinnen! Und in den Dramen — Theresa Guiccioli, Adah Byron, Maria Urbino, Edith Schwanenhals, Josefine Beauharnais, Lätitia Bonaparte — jaja, nette Schenkmamsells! Aber sollte Merian meine Dramen wirklich gelesen haben? Kaum. Denn wenn er weise bemerkt, mein Ich träte zu sehr in diesen Dramen hervor, so muß solcher Unsinn doch stutzig machen. „Seine Dramen zeigen zum Teil eine sehr geschraubte, zum Teil aber auch wieder eine geradezu hinreißende Sprache.“ Und Sie „zeigen“ hier einen Primanerstil, verehrter Sprach-Zeiger! „Die Pro-

bleme sind originell erfaßt". Von dem eigentlichen Merkmal meiner Dramen, der vielseitigen Charakteristik und der stürmischen Komposition, kein Wort! „Sprache" ist im Drama das Allerunwesentlichste, es sei denn, um das sonstige Defizit zu verdecken, wie die „schöne Sprache" Wildenbruchs, deren widerlichen hohlen Bombast und lächerliche Trivialität nun Leo Berg in seiner Wildenbruch-Broschüre endlich mal gebührend festnagelt.*) — „Eine eigene Spezialität hat Bleibtreu in seinen litterarischen Schlachtenbildern geschaffen. Leider bin ich nicht Fachmann genug, um diese auf ihren inneren strategischen Wert hin beurteilen zu können." Dieser Satz enthüllt wieder dieselbe Geschichte: Daß nämlich Herr Merian in seinem Leben nichts von meinen sonstigen „Schlachtenbildern" gesehen hat, sondern nur die neuesten „Entscheidungsschlachten", bei denen allein von „strategischem Wert" die Rede sein kann — natürlich wieder deshalb, weil diese zufällig bei W. Friedrich erschienen! Auch hierin steht ihm Eugen Wolff würdig zur Seite, dessen fernere Unterlassungssünde, meine Lyrik nach den sonstigen verstreuten Proben statt nach drei Lyrik-Bänden zu beurteilen, Merian vermutlich ebenfalls teilt. Daß er meiner „Befähigung zum Litterarhistoriker" „ein schönes Zeugnis" spendet, ist wäcker und verpflichtet mich zu stillem Dank. Im Ganzen aber kann ich von dieser Broschüre wahrlich ausrufen: Gott schütze mich vor meinen Freunden! Ich meine damit (Herr Merian ist mir persönlich nie vorgestellt worden) jene angeblichen Anhänger der neuen Richtung, welche sich selbst erst noch die Sporen verdienen sollen und bislang im Hintertreffen blieben. Genährt von dem Abhub meiner Schriften, wiederkäuen sie das mühsam Verdaute in großartigen Tiraden und schwingen sich natürlich auf meinen Schultern zu salbungsvoller Superklugheit empor. Die jüngstdeutschen Lyriker-Revolutionäre suchten bereits in ihrer Mitte den Messias und lohnten das gerechte Wohlwollen gefürchteter Überlegenheit mit jenem kläglichen Neid, den die beschränkte Unreife und die formbegabte Impotenz stets der wahren Produktivität entgegenbringen. Mit ihrem Messiastum ist es nun nichts, das mußten sie sich selber sagen, und „entsagten" daher zum größten Teil, wenn auch nicht „jeder dichterischen Produktion", so doch dem Anspruch auf bahnbrechende Bedeutung. Ihre heutigen Nachfolger sind schlauer. Sie machen nicht in Lyrik, sondern wandeln in der Toga des kritischen Kunstpropheten einher. So belehren uns Merian und Wolff, daß der wahre Messias erst noch kommen werde. Mir schon recht! Zeige er sich nur, dieser Begnadete, und ich, der ich jedes unbekannte oder verkannte Verdienst mit leidenschaftlicher Hingebung und allem Undank zum Trotze förderte (was selbst Wolff in seiner Broschüre zugesteht), ich werde der Erste sein, der ihm das Knie beugt! Wer so neidlos andere Bedeutung neben sich anerkennt und aus dem Dunkel hervorzieht, wer so „nur die Sache und nie die Person im Auge hält", wie ein Gewisser einmal im Collegenkreise mir öffentlich aus bester Erfahrung zugestand, — Der wird, psychologischer Logik gemäß, auch mit Begeisterung den Größten begrüßen, der über ihm steht. „Ihr Götter, seid gedankt, ich liebe ihn!" ruft der Marlowe Wildenbruchs, obschon Wildenbruch selbst der Letzte wäre, dem Beispiel seines Marlowe zu folgen. Ja, zeige er sich nur, dieser Messias — aber er zeigt sich nicht. Er „hält sich noch im Verborgenen", wie Merian sagt — oder sollte er vielleicht diesen Verborgenen ge-

*) Natürlich preist Wolff umgekehrt mein Drama „Schicksal" als meine höchste Leistung, worin er eine „wahrhaft congeniale" Charakteristik Napoleons findet. Übrigens gipfelt all mein Wollen und Können in dem soeben erschienenen Drama „Weltgericht".

nauer kennen? Tragen doch die meisten Jüngstdeutschen das stillbeglückende Bewußtsein im Busen, daß sie selbst dereinst mal vom heiligen Geiste befruchtet werden dürften. Daher auch die peinliche Angst, womit jeder dieser Jünglinge seine Altersgenossen belauert, ob sie ihm am Ende nicht zuvorkommen möchten. Ja, auf die „Jugend" kommt es allerdings nicht an. Büchner hat „Dantons Tod" (ein unheimlich reifes Werk, in welchem ich zwar kein entwicklungsfähiges Dichtertum, wohl aber eine St. Just-artige Revolutionär-Thatkraft entdecke) mit 20 Jahren, Lenz ähnlich tiefgründige Werke in ebenso jugendlichem Alter geschrieben und ich meinen „Traum", auf dessen unerhörte Reife der greise Teodor Fontane in der „Vossischen Zeitung" hinwies, mit 18 Jahren. In der Kunst giebt es nur eine Autorität der Anciennetät: die der That, der Leistung.

Wenn man aber, wie all diese Broschürenschreiber, noch rein gar nichts geleistet, so sollte man, wenn nicht Bescheidenheit, doch Vorsicht besitzen. Nicht eher wage man ein allgemeines Urteil über einen Dichter, der schon 1879 in der Arena stand, als sogar jetzt „berühmte" Dichter noch in den litterarischen Windeln lagen, bis man nicht wenigstens seine sämtlichen Werke las! — Wenn Lienhard in Heft 7 der „Gesellschaft" erzählt, Ernst Ziel habe mich lobend mit einigen lyrischen Schreihälsen in einer Linie genannt, und sich dagegen verwahrt, so glaube ich nicht, daß irgend ein Mensch im Publikum mich jemals mit den „sogenannten Jüngstdeutschen" in einen Topf warf, denen ich doch selbst in der „Revolution der Litteratur" so gründlich die Wahrheit gesagt. Ob dies absichtliche oder unabsichtliche Entstellung, kommt auf eins hinaus; ich selbst aber muß mir hiermit ein- für allemal jede „Genossenschaft" verbitten, wie ich dies wiederholt schon that, die sich an andere Namen als Kretzer, Conrad u. s. w. heftet.

Es ist nicht wahr, wie Merian berichtet, daß ich „immer und überall" mich „als den ersehnten Dichtermessias ankündige", sofern ein Messiastum an sich in Frage kommt. Denn darüber steht niemandem ein Urteil zu, und der größte aller Dichter (Shakespeare) wurde bei seinen Lebzeiten ebenso mit Anderen in einen Topf geworfen, wie Göthe anfangs mit den Stürmern und Drängern. Das wird sich ja alles finden, umsomehr ich bisher noch nicht entfernt mein letztes Wort gesprochen habe, sondern mich erst ganz gedanklich entlasten mußte. Wenn ich aber „immer und überall" durchschimmern ließ, daß ich mich für den „Messias" im gegenwärtigen Stadium der Litteratur halte, so ist das eine Ansicht, die ich wahrlich nicht allein vertrete. „Der Täufer Johannes", wie mich der geistvolle Lienhard nennt, erinnert sich mit wehmütigem Lächeln, um denn einmal bei dem Messias-Beispiel zu bleiben, daß bei Lebzeiten und nach der Kreuzigung des verkannten Messias fortwährend noch andere Messiasse auftauchten, die verkündeten: Ich bin der Wahre! — Messias oder nicht, ich habe nie, wie Heine dem Platen vorwirft, „eine große That in Worten prahlend angekündigt" und „von künftiger Unsterblichkeit geflunkert", sondern ich habe gearbeitet, gehandelt, geschaffen. „Der Führer der ganzen Bewegung", wie mich Merian nennt, hat seine Broschüre nur nebenher in die Welt geschleudert und im übrigen seine „riesige Thätigkeit" aufs Produzieren beschränkt. Diese Broschüre charakterisiert Herr Merian: „Im Grunde wollte Bleibtreu ja nichts Anderes, als was ich mir selber schon so oft herbeigewünscht." Welche Ehre für Bleibtreu! „Er hatte kühn und keck ausgesprochen, was viele ahnten und wünschten". Natürlich, das Ei des Columbus! —

Doch genug des grausamen Spiels. Mir sind Artikel in deutscher und fremden Sprachen zugegangen, die schlechterdings nichts enthalten als Brocken aus Louis de Hessems und Wechslers Essays über mich, verbunden mit den Urteilen Eugen Wolffs. Denn statt die Dichter selbst zu lesen, liest man über die Dichter und verbreitet noch solche einseitig subjektiven Urteile in verwässerter Auflage. So hat die ganze Broschürenschreiberei auch ihre ernste Seite.

Karl Bleibtreu.

Litteratur und Presse.

Unter den vielen Blättern im Garten der zeitgenössischen Litteratur, welche nicht wie Stämme, Äste und Zweige fest und dauernd haften, sondern mit dem Tage kommen und vergehen, sieht es zur Zeit noch gar arg aus. Nirgends macht sich der Hauptcharakterzug unserer Zeit, die Heuchelei und Verlogenheit, so geltend, wie unter den Tausenden deutscher Zeitungen und Zeitschriften, welche an dem gesunden Sinn unseres Volkes jahraus jahrein mit eiserner Beharrlichkeit politische, soziale und ästhetische Brunnenvergiftung üben. Mit „unentwegter" Konsequenz wird jeder gesunde, freie, frische Hauch der Wahrheit ängstlich von den Lungen des Publikums ferngehalten und die dicke, pestartige Stickluft des von den Lügenbaccillen durchseuchten Pseudoidealismus konserviert. Man werfe einmal einen Blick in die Spalten dieser Bourgeoisblätter, wie „Frankfurter Zeitung", „Berliner Tageblatt" u. s. w., um sich einen Begriff davon zu machen, welche Zentnermassen bodenloser Gemeinheit, Lüge und elendester wissentlicher Verleumdung auf die selbstlosen Vorkämpfer der gesunden, kräftigen und stolzen Wahrheit gehäuft werden — und man wird die Stärke und Güte unserer Sache an dem Maß des Kothes anerkennen, den man umsonst und vergeblich auf uns zu häufen versucht, um uns zu ersticken. Von allen deutschen Tagesblättern, so viele Tausende ihrer sind, hat nur ein einziges den wahrhaft bewundernswerten Mut eines ehrlichen Entgegenkommens uns gegenüber, freilich auch das ehrenwerteste und vornehmste, die Berliner „Nationalzeitung", in deren Feuilleton Karl Frenzels unbestechlicher Gerechtigkeitssinn von Anfang an den Grundsatz zur Geltung gebracht hat und aufrecht erhält, Jedem das Wort zu geben, der eine eigne Meinung mit ernsten Gründen sachlich zu vertreten weiß, da nur durch die öffentliche Diskussion die Wahrheit zum Siege gelangen kann, nimmermehr aber durch perfide Unterdrückung und brutale Tyrannei. In diesem Blatte haben Bleibtreu, Wechsler, Conradi, und ich selbst oft zur Öffentlichkeit gesprochen und ihre Theorieen vertreten. Und dies wird namentlich umso bewundernswerter erscheinen, wenn man weiß, daß sowohl aus dem Schoße der eignen Kollegen wie aus der Berliner unfehlbarkeitssüchtigen Professorenclique die brutalsten Versuche unausgesetzt gemacht werden, heimlich und hinterrücks uns dieses Sprachrohr zu verschließen, und jenes Blatt auf die Tiefe der Niederträchtigkeit der anderen herabzudrücken! Wahrlich, glaubt es mir, wenn einst einmal ein zweiter Lecky eine neue Geschichte der menschlichen Aufklärung schreiben, wenn die Wahrheit einst am Tage des Triumphes eine Rückschau abhalten wird über alle die mutigen Streiter, welche mit ihren eignen Leibern ihr eine Gasse in die eisenstarrenden Reihen der Lüge und Erbärmlichkeit gebahnt und sich die ewige Krone der Märtyrer der Zivilisation und der Kunst errungen haben, dann wird der Name jenes Mannes, der als Leiter eines Bourgeoisblattes sich der Erkenntnis des Rechtes der Gegner nicht verschlossen, mit leuchtenden Lettern in das große Buch eingetragen werden. An dieses

Blatt und seinen Leiter haben wir eine große und schwere Dankesschuld abzutragen. Außer der „Nationalzeitung" ist die gesamte deutsche Tagespresse für uns nur eine einzige „reaktionäre Masse"; und im Vollgefühl der Gerechtigkeit unserer Sache können wir jener Lügenbande, welche im „Börsenkourier" oder im „Berliner Tageblatt" ihr Wesen treibt, nur jene Worte entgegnen, mit denen einst Guizot im französischen Parlament seine Feinde niederdonnerte: „Häufen Sie das Maß Ihrer Gemeinheiten bergeshoch — den Gipfel meiner Verachtung erreichen Sie doch nicht!"

Um ein winziges, freilich ein nur mit der feinsten chemischen Wage zu bestimmendes Teilchen sieht es in den deutschen Wochen- und Monatsschriften besser aus. Über dem Blatt der brutalen Professorenclique, der „Deutschen Rundschau", über den Leibblättern des blöden, biersaufenden Philistertums und der Strümpfe strickenden alten Jungfern à la „Gartenlaube" oder des intoleranten brutalen Kapitalismus wie „Nation", liegt natürlich noch das tiefste Mitternachtsdunkel des Stumpfsinns und der Lüge. Doch flackert in „Westermanns Monatsheften", welche Adolf Glaser leitet, eine ähnliche Natur wie Frenzel, wohl ab und zu einmal ein ruhiges, vernünftiges und zur Wahrheit strebendes Wort über unsere Sache auf, erscheint wohl ab und zu einmal der Name eines unserer Genossen mit einer Darlegung seiner Sache. Ein weißer Rabe unter ihren in hysterischer Altjüngferlichkeit aufgehenden Schwestern erscheint die seit Jahresfrist bestehende, von E. Dominik herausgegebene, illustrierte Zeitschrift „Zur guten Stunde", deren litterarischer Teil von Paul Dobert geleitet wird. Es geht ein frischer, schneidiger Ton durch das Ganze, es weht Einen manchmal an wie eine erquickende Abendbrise am Ausgang eines schwülen, stickigen Augusttages. Man kommt der Wahrheit und Gerechtigkeit hier wenigstens bis an die äußerste Grenze entgegen, welche ein für die Familie bestimmtes Blatt aus materiellen Rücksichten dem deutschen bornierten Philister gegenüber nun einmal innehalten muß, der bekanntlich zehnmal wütendere und schlimmere Tyrannei übt als Inquisition und Despotismus. Liliencrons schneidige Feder, Wolzogens Frische, Karl Henkels Schwung sichern dem Blatte, was dessen Mitbewerbern fehlt, Gesundheit und Kraft, die originelle Sophie Junghans, Heiberg, der Schreiber dieser Zeilen und noch manche unserer Mitstreiter sind mit Beiträgen reich vertreten.

In einem Blatte, welches sonst von gähnender Langeweile in Strömen trieft, in „Unsere Zeit" lesen wir seit einiger Zeit aus der Feder eines uns unbekannten Herrn Karl Spitteler geradezu meisterhafte Aufsätze über Drama und Theater in Frankreich. Zum ersten Mal, soviel wir uns entsinnen — und wir verfolgen diesen Gegenstand mit großer Aufmerksamkeit — wird hier über diesen Stoff in einer Weise gesprochen, daß man sich gestehen muß: der Mann versteht seine Arbeit, zum ersten Mal lesen wir Aufsätze, welche mit wirklicher Kenntnis dieses Stoffes abgefaßt sind. Denn Alles, was in den deutschen Zeitungen, selbst in den größten, über diesen Gegenstand geschrieben wird, ist dummes und albernes Gewäsch aus der Feder von Menschen, die nichts Gründliches gelernt haben und infolge dessen Theaterkritiker geworden sind, derjenige Beruf, zu dem man nach der in Deutschland leider noch allgemein verbreiteten Anschauung am wenigsten gelernt zu haben braucht. Alles, was diese Lumina der deutschen Theaterkritik über französische Dramatik schreiben, die Herren Paul Schlenther, Eugen Zabel und Konsorten, ist ohne Ausnahme Humbug und das Erzeugnis der mangelhaftesten Sachkenntnis, des leichtfertigsten

Aburteilens nach dem gewöhnlichsten und flüchtigsten Augenscheine und Allerweltsurteil. In den Artikeln dieses Herrn Spitteler finden wir zum ersten Mal von uns völlig fern stehender Seite das wiederholt, was wir schon längst mit aller Kraft behauptet haben: daß die Vertreter des sogenannten Pariser Sittendramas à la Berliner Residenztheater in Frankreich selbst überhaupt nur als Unterhalter betrachtet, aber niemals als Schriftsteller oder Künstler ernst genommen und daß ihre Arbeiten als litterarisch absolut wertlos geachtet werden, daß gerade in Frankreich das ernste Drama großen Stils, überhaupt die hohe Kunst, weit mehr geachtet und gefördert wird als in dem auf seinen Idealismus größenwahnsinnigen Deutschland, und daß in Frankreich allgemein Buchdrama und lyrisches Drama als vollständig berechtigte und hochangesehene poetische Gattungen gelten. In dieser systematischen Durchführung erscheinen die Aufsätze des Herrn Spitteler als geradezu bahnbrechende kritische Thaten im Geiste Lessings, und ich wünschte nur, es gäbe ein Zwangsmittel, sie von allen jenen grünen großmäuligen Jungen auswendig lernen zu lassen, welche sich erfrechen, sich in den deutschen Zeitungen mit ihrem gedankenlosen oberflächlichen Salm unter der dreist angemaßten Flagge der „Kritik" breit zu machen. Mir ist es eine wahre Freude, die Leser unseres Blattes auf jene trefflichen Artikel aufmerksam zu machen, gerade weil sie von ganz fernstehender Seite kommen und so auch Zeugnis dafür ablegen, daß wir nichts wollen als den Sieg der Wahrheit, und es uns vollständig gleichgültig ist, ob wir ihn im Zeichen derselben erringen oder ein Fremder.

Vor uns liegt auch das erste Halbjahr einer neuen Zeitschrift „Dramaturgische Blätter", welche sich ausschließlich mit der Fortentwicklung der zeitgenössischen Bühne beschäftigt. Der Leiter derselben ist Dr. Raphaël Löwenfeld, bisher fast nur in Fachkreisen als tüchtiger Kenner der slavischen Litteraturen bekannt. Der energischen Vertretung gesunder Bühnenreform-Ideen in der unentbehrlichen schneidigen Form, wie sie Herr Löwenfeld mit bester Absicht plant, dürfte am meisten wohl der Umstand entgegenstehen, daß das Blatt von der „Deutschen Bühnengenossenschaft" herausgegeben wird, welcher die meisten Schauspieler und Theaterdirektoren angehören. Diese Leute aber wollen nicht belehrt, sondern in ihrem Coulissendünkel nur verhimmelt sein. So hat der Leiter sich entschließen müssen, um Scylla wie Charybdis, Lobhudelei wie Konflikte, zu vermeiden, alles persönliche gänzlich auszuschließen — und damit ist der Reform auf einem Gebiete, auf dem das Persönliche mehr Einfluß hat als auf jedem andern in der Welt, von vornherein ein Teil der Basis entzogen. Denn gerade in Dingen der Darstellung, der Regie, der Rollenbesetzung, der Auffassung, der Beurteilung, der Auswahl der Stücke spielt das Persönliche oft die wichtigste Rolle. Freilich gebietet die Gerechtigkeit, nicht zu verschweigen, daß Herr Löwenfeld in den sauren Apfel des Zusammengehens mit der Genossenschaft nur notgedrungen biß, um wenigstens einen Teil seiner reformatorischen Pläne durchzuführen, nachdem fast sämtliche Berliner Verleger der Reihe nach die Übernahme der Sache abgelehnt hatten. Ein traurigeres Zeichen für den niedrigen, kleinlichen und jedem wirklichen litterarischen Interesse fremden Geist des Berliner Verlags als diese Thatsache kann man wohl nicht finden. Wenn es sich um die Übersetzung einer Pariser Schmiererei gehandelt hätte, würden sie wohl ausnahmslos zugegriffen haben. Nur nichts für die deutsche Kunst! Der vorliegende Band der „Dramaturgischen Blätter" bietet eine Fülle des Interessanten und Anregenden — wenn nur

zwischen Anregung und Ausführung an der deutschen Bühne nicht ein so höllentiefer Abgrund klaffte. Wenn wir sagen, daß der Leser unter den Artikeln des Blattes häufig den Unterschriften Karl Bleibtreus, Bulthaupts, Müller-Guttenbrunns, Hans Herrigs, H. Schefskys, Karl Spittelers, des Leiters des Blattes, und meiner Wenigkeit begegnen kann, so hoffen wir, daß er dies als einen Beweggrund betrachten wird, die „Dramaturgischen Blätter" mit Interesse zur Hand zu nehmen: er darf dann wenigstens einer ernsten und erschöpfenden Behandlung ernster und einschneidender Fragen sicher sein. E. A—i.

Verschiedenes.

„Der altindische Geist". Aufsätze und Skizzen von Michael Haberlandt. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind, 1888. Michael Haberlandt gehört zu den gehaltvollsten und tüchtigsten Feuilletonisten der modernen Wiener Journalistik. Sein Buch, das der Verleger mit ungewöhnlicher Eleganz ausgestattet hat, bildet eine hochinteressante Lektüre, wenn sie sich auch mehr für Leser eignet, die an schwere, gediegene Kost gewöhnt sind. Der Band zerfällt in zwei Hälften; in der ersten sind Aufsätze gesammelt, welche hier zu einem Ganzen zusammengetreten den altindischen Geist in mannigfacher Weise wiederspiegeln; in der zweiten findet der Leser Skizzen zu Aufsätzen, Reflexionen, Aperçus, wie sie dem, der sich mit dem indischen Altertum aus den Quellen beschäftigt, reichlich zuströmen. Da diese Artikel zum größten Teil vor ihrer Buchausgabe in der „Neuen freien Presse" erschienen sind, bieten sie Gewähr, daß sie dem Publikum gefallen haben und in ihrer jetzigen Form auch zahlreiche Käufer finden werden. W.

„Drei Bücher erzählender Dichtungen, von Heinrich Viehoff. Mit dem Bildnis des Verfassers. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von V. Kiy. Leipzig, Brandstetter. Viktor Kiy übergiebt die gesammelten Gedichte seines verstorbenen Schwiegervaters Heinrich Viehoff der Öffentlichkeit in der Überzeugung, daß diese sinnigen, durch ihren hohen sittlichen Gehalt, wie ihre gefällige Form ausgezeichneten Dichtungen dem deutschen Volke und namentlich der reiferen Jugend eine willkommene Gabe sein werden. Herr Kiy hat diese Gedichte vollkommen richtig charakterisiert. Nur bezweifle ich, ob dieselben einen größeren Leserkreis gewinnen werden: es haftet ihnen etwas konventionell-Akademisches, korrekt-Schablonenhaftes an, was den Genuß ein wenig beeinträchtigt. Aber die Jugend wird sich sehr erfreuen an den klangvollen Versen und wird viele Gedichte zu Deklamationszwecken benützen. Die Ausstattung ist eine hübsche. W.

Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung von Friedrich v. Hellwald. Leipzig, E. Günther. Von dem auf zehn Lieferungen (à 1 Mk.) berechneten Werke liegt uns die erste Lieferung vor. Dieselbe enthält außer einer kurzen Einleitung folgende Kapitel: „Die Geschlechter und der Paarungstrieb", „Werbesitten und Geschlechtsverkehr im Tierreich", „Familienleben der Tiere", „Naturmensch und Urmensch" — auf 64 Seiten. Der Name des Verfassers ist bekannt und der Gegenstand wichtig und anziehend genug, um dem Werke zahlreiche Leser zu sichern. Wir behalten uns eine eingehende Kritik vor. Der Verlag verspricht, im Laufe des Jahres sämtliche Lieferungen zu bringen. M. G. C.

Über die „Vorgänge in Berlin beim Lutherfestspiel" im Juni 1888 hat das studentische Komitee (Verlag von Walther und Apolant) eine Denkschrift herausgegeben, welche bereits in 2. Auf-

lage, vermehrt durch den Abdruck sämtlicher gestrichener Stellen des Festspiels „Luther und seine Zeit" von Aug. Trümpelmann, vorliegt.

Ein Spaziergang um die Welt (Amerika, Japan, China) von Freiherrn Alexander von Hübner (ehem. K. K. österreich. Botschafter in Paris und am päpstlichen Hofe). Mit 317 prachtvollen Illustrationen. 2. unveränderte Auflage. 6.—8. Lieferung. 50 Pf. — Verlag von Schmidt und Günther in Leipzig.

In der 6. Lieferung werden die trefflichen Schilderungen über den Mormonenstaat zu Ende geführt, dann führt uns Herr von Hübner nach Corinna, wo wir die berüchtigten Rowdies des far West kennen lernen, und dann gelangen wir auf der Central-Pacificbahn nach der Königin des Stillen Ozeans, der Hauptstadt des märchenhaften Goldlandes, nach San Francisco. Wir erwähnen hier einige der prächtigen Textillustrationen, als: Brigham Young, der Präsident der Mormonen, die Salzseestadt, Älteste und Bischöfe der Mormonen, der Mormonentempel, Corinna, Indianerhäuptling der Pah-Yutes, die große amerikanische Wüste, Indianer dom Stamme der Punies, Männer und Frauen der Sioux, Schneeschutzdächer der Central-Pacificbahn am Übergang der Sierra Newada, die Sacramento- und die Montgomerystraße in San Francisco, ein Hüttenwerk in Silver-City u. s. w. Ferner enthalten diese drei Lieferungen folgende Vollbildertafeln: Eine Karawane von neubekehrten Mormonen auf dem Wege nach der Salzseestadt, der westliche Teil der Salzseestadt, Rowdies in den Straßen von Corinna, der nordamerikanische Wapitihirsch, ein californischer Goldarbeiter u. s. w.

Von der Vierteljahrsschrift: „Die Frau im gemeinnützigen Leben", Archiv für die Gesamtinteressen des Frauen-Arbeits-, Erwerbs- und Vereinslebens im Deutschen Reiche und im Auslande, herausgegeben von Amélie Sohr und Marie Loëper-Houselle (Kommissionsverlag von W. Kohlhammer in Stuttgart) ist das 1. Heft des 3. Jahrganges erschienen. — Auch der neue Jahrgang dieser die Frauenfrage nach ihrem ganzen Umfange behandelnden Zeitschrift wird sich vermöge des reichen und gediegenen Inhalts, den dieses erste Heft auf 80 Seiten bietet, die alten Freunde nicht nur erhalten, sondern auch neue gewinnen. Der Preis des Jahrgangs beträgt 5 Mk.

Der bei der dritten Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft von Kuno Fischer gehaltene Festvortrag „Goethes Iphigenie" ist ebenso wie die von Fischer bei der Heidelberger Jubiläumsfeier gehaltene Prorektoratsrede „Über die menschliche Freiheit" bei Karl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg in Druck erschienen. Von beiden Vorträgen liegt bereits die 2. Auflage vor.

„Der jüdische Einjährig-Freiwillige im deutschen Heere". 2. Auflage. (Berlin, Walther und Apolant.)

„Volapük und deutsche Professoren". Polemische Arabeske von Dr. Römer-Berlin. (Heusers Verlag, Neuwied und Leipzig.)

Das „Verbot der Hamburger Rundschau" durch die Polizeibehörde der Freien und Hansestadt Hamburg. Ein Baustein zur Geschichte unserer Tage nach aktenmäßiger Darstellung von Hermann Grüning. (Hamburg, Hermann Grüning.)

Übersetzungslitteratur.

Die überaus thätige Verlagshandlung von S. Fischer in Berlin hat eine Reihe von Bändchen mit kleineren Novellen und Skizzen publiziert, die ihren Zweck: eine gediegene und interessante Reiselektüre zu bilden in vortrefflichster Weise

erfüllten dürften. Zur Zeit liegen mir drei solcher Bändchen vor.

Das erste enthält zwei Erzählungen von Leo Tolstoi (deutsch von August Scholz), die eine „Albert", die andere „Eine Winterfahrt" betitelt. In beiden zeigt sich Tolstoi wieder als der glänzende Erzähler, als den wir ihn längst kennen. Albert ist eins jener verkommenen musikalischen Genies, wie sie in jeder großen Stadt herumirren und wohl auch jedem von uns schon einmal im Leben begegnet sind. Eines jener unglücklichen Wesen, deren Geist durch einen für sie zu harten Schicksalsschlag einen empfindlichen Stoß erlitt, und die nun halb wahnsinnig, halb vernünftig in der Welt umherwandeln und moralisch wie physisch nach und nach zugrunde gehen, die aber noch immer in den Momenten bewundernswert erscheinen, da der Genius der Musik sie erfaßt. Alle Versuche, sie ihrem unordentlichen, sie völlig vernichtenden Leben zu entreißen, sind vergebens. Tolstois Darstellung eines solchen Charakters ist überraschend wahr und zugleich tief erschütternd.

In „Eine Winterreise" schildert der Verfasser das Grausige, Einförmige, Überwältigende einer Fahrt im russischen Schneesturm. Die Veranschaulichung der Szenerie ist großartig, die Form der Erzählung meisterhaft, dennoch aber ermüdet dieselbe auf die Dauer durch ihre allerdings beabsichtigte Einförmigkeit.

Der zweite Band enthält eine Reihe kleiner Skizzen aus der Feder des vor Kurzem verstorbenen Dänen Lars Dilling, die zum Teil durch ihren liebenswürdigen Humor, wie: „Die Freibillette des Autors", „Ein Tivoli-Roman", „Ein Stück Apfelsinenschale", teils durch ihr zartes und doch tiefes Gefühl höchst sympathisch berühren. Lars Dilling ist mit Vorliebe der Dichter der unausgesprochenen, geheim aufkeimenden und entsagenden Liebe. Durch ihre Darstellung weiß er uns mit den einfachsten Mitteln aufs Tiefste zu bewegen. Diese seine Spezialität, wenn man so sagen soll, zeigt sich hier in zwiefacher Gestalt. In „Ein Tapisserie-Reisender" wird eine bereits alternde Ladenbesitzerin von einer solchen Liebe zu einem Reisenden ergriffen, und liegt hier die Kunst des Erzählers darin, die alte Jungfer aus dem Lächerlichen, in das sie die Situation leicht bringen könnte, herauszuheben und zu einer durchaus sympathischen, unserer Teilnahme würdigen Gestalt zu machen. In „Dunkelrote Rosen" ist es das Aufkeimen einer solchen Liebe in einem armen Blumenmädchen, die eben kaum zur Jungfrau erblüht, zu einem vornehmen Studenten. Hier wie dort ein tief verborgenes Gefühl, das dem Betroffenen selbst kaum früher als im Moment des Verlustes zum Bewußtsein kommt. Hier wie dort ein ergebungsvolles, wehmütiges Verzichten. Auch diese kleinen Skizzen lassen den frühen Tod des Dichters tief bedauern. Die Übersetzung ist von Emil Jonas geliefert.

Der dritte Band enthält zwei Sitten- und Charakter-Bilder aus Sibirien von Wladimir Korolenko. („Sibirische Geschichten", deutsch von August Scholz.) In „Jaschka, der Klopfer" lernen wir die geradeswegs himmelschreienden Zustände sibirischer Gefängnisse und Irrenhäuser kennen, in welch letzteren die „einfache" Heilmethode angewendet werde, die Kranken durch Prügel zur Vernunft zu bringen. Jaschka ist eine Gestalt, wie sie nur in russischen Verhältnissen denkbar ist. Er gehört zu jenen russischen Sektirern, die sich „die Altgläubigen" nennen und deren Grundlehren in jeder Gemeinde andere sind. Sie negieren alles Bestehende, indem sie sich „auf den alten, wahren Glauben" berufen und kämpfen für diesen ihren Glauben und „siegen". Jaschka kämpft dadurch, daß er stets beim Anblick eines „Ruchlosen", eines Beamten,

in seiner Gefängniszelle zu klopfen beginnt und die Ruchlosen schilt. Man hält ihn für wahnsinnig, und sein „Sieg“ besteht darin, daß er in ein Irrenhaus mit der „einfachen“ Heilmethode gebracht wird. —

Im „Armen Makar“ wird uns ein äußerst pessimistisches Bild von dem erbarmungswürdigen Leben des sibirischen Bauern gegeben. Makar ist berauscht eingeschlafen und träumt, er stehe vor „dem großen Herrn“ und werde gerichtet. Wie immer in seinem Leben will Makar natürlich auch hier lügen und betrügen. Aber er wird nach „dem großen Buche“ gerichtet, und wenn seine Arbeit im Leben auch groß war, seine Sünde war es noch mehr und sein Verdammungsurteil wird gesprochen. Aber da begabt ihn der Erlöser mit der Redegabe, und nun schildert er das Elend seines Lebens. Wie ein rasender Aufschrei der Verzweiflung klingt diese Schilderung von einem Ende zum andern, sodaß wir das Buch erschüttert von uns legen.

In diesen beiden Erzählungen überwiegt das sittengeschichtliche Interesse das künstlerische. Die Darstellung aber ist von höchster Lebensfülle und Plastik.

Stuttgart. E. Brausewetter.

Französische Litteratur.

„1814“, par Henri Houssaye (Paris, Perrin &. Cie.). „Wir haben gewissenhaft nach der Wahrheit geforscht. Auf die Gefahr hin, alle Meinungen gegen uns aufzubringen, wollten wir doch nichts übergehen, nichts verschönern, nichts abschwächen. Aber Parteilosigkeit ist durchaus noch keine Gleichgültigkeit. In diesem Buch, bei dessen Niederschrift uns vor allem Frankreich, das große, verwundete Frankreich, vorschwebte, haben wir eine Bewegung der Wut und des Mitleids nicht ganz unterdrücken können. Ohne im übrigen für das Kaiserreich Partei ergreifen zu wollen, haben wir doch den Siegen des Kaisers zugejauchzt und haben bei seinen Niederlagen Schmerz empfunden. Im Jahre 1814 ist Napoleon nicht mehr der Souverän; er ist nur noch General, der Erste, der Größte und der Entschlossenste in den Reihen der französischen Soldaten. Wir haben uns wieder um sein Banner geschart, indem wir die Worte des alten Bauern Godefroy Cavaignac wiederholen: ‚Es handelt sich jetzt nicht mehr um Bonaparte. Unser Heimatsboden ist von Feinden überschwemmt. Wohlan denn, laßt uns kämpfen.‘“

Und wie dieser alte Bauer, so kämpft auch Henri Houssaye, der mit den obigen Worten sein schönes Buch „1814“ beschließt, stolz für sein Vaterland und verteidigt trotzig die Entschlossenheit, den Heroismus und die Ruhmesthaten, die es während des unglücklichen Feldzuges der Invasion der Verbündeten bethätigte. Das ganze Werk, das nicht weniger als 650 Seiten umfaßt, zerfällt in acht Bücher, von denen jedes eins der folgenden Ereignisse zum Hauptinhalt hat: Der Kongreß von Châtillon — die Kapitulation von Soissons — die Schlacht von Laon — der Sieg bei Reims — die Schlacht bei Arcis sur Aube — die Gefechte von Fère-Champenoise — die Kapitulation von Paris und die Abdankung. Das Buch, das auf jeder Seite von der Flamme eines geläuterten Patriotismus durchglüht ist, dokumentiert sich als ein lang ausgereiftes Werk, sorgsam aufgebaut von der Hand eines Historikers, der weiß was er thut und der nicht minder gut weiß wohin er gelangen will. Unter Houssaye's Feder ersteht diese Periode unserer Geschichte im Zusammenhange und in lebendiger Frische vor unsern Augen, dabei ist der Stoff gleichmäßig und verständnisvoll angeordnet und der Inhalt zeigt eine Genauigkeit in den mitgeteilten Thatsachen und den Details, welche uns mit Respekt vor dem Autor

erfüllen, der weder Zeit noch Mühe gescheut hat, um ein Werk von bleibendem Wert zu schaffen. Henry Houssaye hat alle Quellen durchstöbert, um auch den geringsten Vorfall, den er erzählt, durch Dokumente belegen zu können und wenn ich sage alle Quellen, so meine ich natürlich nur alle guten. Das Buch soll in „1815" eine Fortsetzung erhalten, die wir mit Ungeduld erwarten; inzwischen erweist „1814" sein Verdienst, indem es die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grade fesselt; mehrere Auflagen waren in wenigen Tagen vergriffen.

„Le comte de Paris" par le marquis de Flers ist ein polemisierendes Werk, das dem Autor die warme Anteilnahme — die sehr lebhaft zu sein scheint — für die Familie und das Geschick des Prätendenten in die Feder diktiert hat; die Litteratur hat an Publikationen dieser Art nur ein geringes Interesse. Ich beschränke mich daher auch darauf, die vorzügliche äußere Ausstattung des Buches hervorzuheben, das mit 8 Photogravuren, den Porträts des Grafen, seiner Gemahlin und seiner Kinder geschmückt ist.

„Mémoires d'un Royaliste" par le comte de Falloux (2 vol.). — Das vorliegende Werk ist zwar schon vor einiger Zeit erschienen, ich mache mir jedoch ein Vergnügen daraus, meine Leser nachträglich darauf hinzuweisen und zwar wegen der persönlichen Eigenschaften des Autors — eine strenge Gewissenhaftigkeit, ein Mann mit überzeugungstreuer politischer Meinung und dabei ein Schriftsteller von hohem Verdienst. Herr v. Falloux hat, wie er selbst erzählt, als Legitimist in der Ungnade seines Königs und als ultramontaner Katholik in der Ungnade des Papstes gelebt, er hat als junger Mann fern von den politischen Kämpfen so zurückgezogen wie möglich gelebt und ist nichtsdestoweniger für einen der streitbarsten Kämpen seiner Partei gehalten worden. Diese Memoiren sind also in jeder Beziehung interessant, es erklingt in ihnen zudem ein aufrichtiger Herzenston, der nicht der geringste ihrer Reize ist.

Unter den liebenswürdigen Publikationen der Verlagsbuchhandlung Hachette u. Co. in Paris nennen wir besonders:

„Essais et fantaisies" par Arvède Barine (1 vol. in 18): eine Sammlung von neuen, ziemlich umfangreichen Studien, die zumeist englischen Werken oder englischen Schriftstellern gewidmet sind. Das Buch liest sich recht gut und ist in einem flüssigen Stile geschrieben, der mit geistvollen Zügen durchsetzt ist.

„Mélanges et portraits" par E. Caro (2 vol. in 18). Es handelt sich hier um ein nachgelassenes Werk, das fünfundzwanzig kleine Arbeiten enthält, die sich mit den verschiedensten Gegenständen und den verschiedensten Personen beschäftigen. Der zweite Band ist vorzugsweise den „Porträts" gewidmet und unter diesen möchte ich als die gelungensten nennen: Maurice de Guerin, Alfred Tonnellé, Frédéric Amiel und Joseph Roux, samt und sonders zartbesaitete, fein beanlagte Naturen, die wohl danach angethan waren, diesen eleganten Philosophen anzuziehen. Fehlt es auch diesen prächtigen Blättern oft an Frische, so zeigt sich doch Caro auf ihnen ganz so wie er immer war und wie ihn auch Martha in der kurzen Vorrede, die den ersten Band einleitet, treffend bezeichnet: „Andre Philosophen unsrer Zeit haben die neuen Doktrinen mit einer besser geschulten Dialektik und einer strengeren Ruhe zu diskutieren vermocht, aber in einem Punkt ist Keiner von ihnen mit Caro zu vergleichen, wir meinen in der Genauigkeit, mit der dieser den moralischen Eindruck zu beobachten

weiß, den besagte Doktrinen auf die Seele hervorzubringen vermögen."

„L'Islande et l'archipel des Feroeer" par le docteur Henry Labonne (1 vol. in 18). — Diese Reiseschilderung, die einzige jüngeren Datums, die sich mit der Eisregion beschäftigt, präsentiert sich in gefälliger Darstellung als eine recht gewissenhafte Arbeit. Labonne hat Island die Kreuz und Quer durchstreift und ist von seiner Wanderung durch ein Land, von dem er uns die prächtigsten Beschreibungen giebt, als kompletter Enthusiast zurückgekommen, trotz der mannigfachen Schwierigkeiten, die sich ihm allenthalben entgegentürmten. Seine Bewunderung für Island hat jenen warmen Ton, der so schnell Bundesgenossen wirbt, und ich würde mich nicht wundern, wenn ich eines Tages vernähme, Herr Dr. Labonne hätte es verstanden, „seine Absicht zu erreichen und manche seiner Leser zu einer Excursion zu bewegen, die ihnen so neue und originelle Eindrücke verschafft, daß alles, was man in irgend einem Lande sehen kann, weit dahinter zurückbleibt."

„Voyage à Merw", par Edgar Boulangier ist ein Buch, das den völligen Gegensatz zu dem vorgenannten bildet. Boulangier hat ein Land aufgesucht, das die höchsten Temperaturverhältnisse und die monotonsten Landschaftsbilder aufweist — giebt es wohl etwas gleichförmigeres als die Wüste? —, er hat sogar an jenen heiligen Orten geweilt, die die Feueranbetung gesehen haben; Boulangier ist Ingenieur und sein Buch ist reich an schätzbaren statistischen Daten, während das Labonnesche Werk mehr poetische Elemente birgt. Trotz der Verschiedenheit des Charakters bietet diese transkaspische Reise nicht geringeres Interesse und unter den Kapiteln, die mich am meisten gefesselt haben, möchte ich zwei besonders hervorheben, wenn sie auch in der eigentlichen Reisebeschreibung nur eine untergeordnete Rolle spielen; ich meine die beiden Abschnitte über jene großen Arbeitsprospekte, die jetzt im orientalischen Transkaukasien und im Petroleumbezirk von Bakon ihrer Realisierung entgegensehen. Das Werk ist mit großer Klarheit geschrieben, von Zeit zu Zeit fühlt Boulangier freilich das Bedürfnis, mit seiner „schönen Feder" zu kokettieren, eine Marotte, der ich mein inniges Mitleid zolle.

Bei Perrin & Cie in Paris erschien soeben „Memoires et Correspondances du comte de Villèle", Bd. I. Ein Vorwort eines ungenannten Verfassers, das schlecht geschrieben und in einem schwulstigen Stile gehalten ist, belehrt uns, daß die Memoiren des Grafen de Villèle, mit deren Redaktion sich der Autor erst spät und nur ungern befaßte, unvollendet geblieben sind und daß, da die Erzählung mit Ende des Jahres 1816 abbricht, der größte Teil seiner politischen Laufbahn nur in seiner Korrespondenz zur Darstellung gelangt, sowie in ein paar Bruchstücken, die er noch für das Werk, das zu Ende zu führen ihm nicht mehr beschieden war, bearbeitete. Der vorliegende Band umfaßt den Teil seiner Memoiren, der seiner Jugendzeit gewidmet ist und den er im Angesicht seiner Kinder zu Papier brachte. Stehen auch diese Erinnerungen eines Seeoffiziers nur in sehr losem Zusammenhange mit den politischen Ereignissen, so lassen sie „wenigstens die Eindrücke erkennen, die er in seiner Jugendzeit in sich aufnahm und erklären den Umschwung, der ihn in kurzer Zeit der Reife entgegenführte." Zudem ist dieser Abschnitt von Anfang bis Ende auch von Herrn de Villèle persönlich bearbeitet. Ich werde hier nicht auf die politische Rolle zu sprechen kommen, die dieser Mann einst gespielt hat, dem eine Reihe der unbeliebtesten Maßnahmen aus der Zeit der Restaura-

tion in die Schuhe geschoben werden; ich will mich damit begnügen, auf jene entzückende Partie des Buches hinzuweisen, in der Villèle die Eindrücke schildert, die ihm seine Dienstzeit als Marineoffizier verschaffte. L. d. H.

La Sainte Bible en images par J. Schnorr, Paris, Librairie W. Hinrichsen, 22 rue Jacob. In 20 Lieferungen à 2 Francs erscheinen hier in tadellosen Holzschnitten mit erklärendem Text die bekannten Bibel-Bilder unseres Meisters Schnorr von Carolsfeld. Es interessiert uns weniger die Auffassung und Richtung des Künstlers, als vielmehr das buchhändlerische Experiment. Hinrichsen gilt heute in Paris als der rührigste und geschmackvollste Vermittler schöngeistiger und namentlich illustrierter deutscher Litteratur — wir sind gespannt, welche Aufnahme die Franzosen dieser glänzend ausgeführten Reproduktion der deutschen Bilderbibel bereiten werden. Nachdem die französische Doré-Bibel so weite Verbreitung in Deutschland gefunden, wäre es in der That ein Vergnügen, nun auch einmal die kunstverständigen Franzosen einen Akt internationaler Reziprozität zu gunsten deutschen Bildwesens verrichten zu sehen. Dem tapferen Verleger unsere besten Wünsche!

M. G. Conrad.

Italienische Novitäten.

Ich sehe voraus, daß die Vermählung des Herzogs von Aosta, Amadeus von Savoyen, Exkönig von Spanien, mit Letitia Bonaparte, von keinem bedeutenderen Dichter besungen wird. Es sind vier Jahre, daß Italien einen fruchtbaren Dichter verloren hat, Giovanni Prati, der mit italienischem Herzen die Ereignisse des Hauses Savoyen verfolgte und die lebhaften Gefühle der Zuneigung des Volkes bis vor den Thron brachte. Wohl lange Zeit noch wird vergehen, bis Italien einen Dichter begrüßen kann, der so wie dieser reich an Phantasie und harmonisch-poetischem Feuer ist. Die neueren lyrischen Poeten, Giosuè Carducci und Lorenzo Stecchetti, senden schon seit langem keine neue Arbeit auf den Büchermarkt, sodaß ihre Kritiker behaupten, beide wären am Ende ihres Wissens. Wenn dies wahr ist, so ist es nicht sehr erfreulich und jedenfalls zu früh.

Allerdings muß man sagen, daß sowohl der Eine wie der Andere sich der Wissenschaft hingegeben.

Vicenza, die reizende Stadt des Venetianischen Gebietes, welche so sehr verschönt ist durch Palladios architektonisches Genie, will seinem Dichter, dem kürzlich verstorbenen Abt Giacomo Zanella, ein Monument errichten. Seit einiger Zeit war Zanella fast vergessen und doch hat er eine bedeutende Glanzperiode gehabt, als er im Jahre 1868 einen Band Gedichte veröffentlichte, welche die besten dieses Jahrhunderts geblieben sind. Er feierte neue Triumphe, indem er gegen den aus der Wissenschaft entstandenen Materialismus kämpfte. In seinen Versen erkennt man den Priester, aber den Priester, der Leo XIII. mit Italien, seinem Vaterlande, versöhnt sehen möchte. Seine letzte lyrische Arbeit behandelt eben diese Versöhnung, welche im vorigen Jahre Agostino Depretis in Mode brachte, und von Crispi, dem liberalen Minister, heute bei Seite gelegt wurde.

Ein feiner Dichter ist der Mailänder Alessandro Arnaboldi, welcher in der Behandlung wissenschaftlicher Themen und der Schönheit des Verses Zanella ähnelt; jedoch ist er eine skeptische Natur, welche sich fürnichts ereifert. Seine neueste Veröffentlichung „Nuovi Versi“ hat ausgezeichnete, aber kalte Gedanken.

Mit den „Semiritmi“ wollte Luigi Capuana (Sizilianer) Gedichte in Prosa

schreiben. Seine Phantasieen gefallen bloß wenigen aristokratischen Gemütern. Aus seinem Roman „Giacinta", der durch das ekelerregende Thema zurückstoßend ist, hat er ein Drama gebildet, in welchem die erste italienische dramatische Künstlerin, Eleonora Duse, nicht auftreten wollte und andere mittelmäßige Schauspielerinnen bloß geringen Erfolg errangen.

Der der Allgemeinheit sympathischste Volksschriftsteller ist immer noch Edmondo De Amicis. Sein „Cuore", ein Buch für die Knabenwelt, ist in zwei Jahren zur achtzigsten Auflage gekommen, ein seltener und in Italien einzig dastehender Fall. Dieses Buch ist in einfacher, herzlicher, ja fast zu bewegter Sprache geschrieben. Die Erzählungen und Beschreibungen einiger unglücklicher Knaben rühren zu Thränen. Aber warum eigentlich die sorglosen Jahre der Kinder verdüstern? Werden dies denn nicht die unausweichlichen Schmerzen des Lebens im Jünglings- und Mannesalter thun? Im Ganzen ist dieses ein originelles Buch, welches zur Vaterlandsliebe, zur ehrlichen Arbeit und zu liebreichen Gesinnungen aneifert.

De Amicis spricht nie darin von Gott und Religion, was wohl von den Klerikalen stark getadelt wurde und die daher die belehrenden Unterhaltungsschriften mit religiöser Tendenz Cesare Cantù's diesem vorziehen.

„Alle Porte d'Italia" ist durch dramatische Bewegung, lebhafte Beschreibung und patriotisches Feuer De Amicis' bestes Werk. Es sollte das Buch der Italiener sein, hat aber nicht den verdienten Ruf erlangt.

Zwei Bücher, Memoiren der Jetztzeit, haben Erfolg; diese sind: „Memorie d'un vecchio avvocato" von Domenico Giuriati (Venetianer), Exdeputierter des italienischen Parlamentes, und „Arte ed Amori" von Raffaello Barbiera. Dieses letztpublizierte Werk Barbiera's ist ein klarer Spiegel der litterarischen und künstlerischen lombardischen Gesellschaft der jüngsten Zeit. Wir finden darin Dichter, Künstler, Patrioten, Journalisten und mailändische Edeldamen vorzüglich wiedergegeben. Der Verfasser kannte persönlich die Originale und erzählt viele pikante Anekdoten mit seiner eleganten Grazie, welche allgemein an dem jungen Kritiker anerkannt und bewundert wird. Der bezaubernde Styl, die jugendliche Poesie und Frische, welche dieses wie alle Werke Barbiera's kennzeichnen, machen, daß sein Ruf als vielversprechender, wirklich genialer Schriftsteller immer mehr, auch im Auslande verbreitet wird.

Die geschichtlichen Studien machen in Italien bedeutende Fortschritte. Ich beschränke mich darauf, bloß einige neue Veröffentlichungen auf diesem Gebiet anzuführen, mit dem Vorbehalt darüber ein anderes Mal näher zu sprechen.

Dem Publizisten C. Tivaroni danken wir eine „Kritische Geschichte der italienischen Auferstehung". Die eifrige Schriftstellerin Mario hat zwei Bände über Agostino Bertani, dem thätigen Mitkämpfer Garibaldis in der wunderbaren Eroberung Siziliens im Jahre 1860, der Öffentlichkeit übergeben.

Ercole Ricotti's hinterlassene „Geschichte der französischen Revolution 1789" ist nun ans Tageslicht getreten.

Reich an genauen biographischen Notizen ist P. Caliaris Arbeit über seinen Compatrioten Paolo Veronese.

Angelo De Gubernatis hat eine neue „Rivista contemporanea" für italienische und ausländische Litteratur gegründet.

Ferdinando Borsari, La letteratura degl' Indigeni Americani. (Neapel, Luigi Pierro.)

In Italien arbeitet man intellektuell nach Kräften. Man liest nicht so viel wie in England, aber man studiert mit Ernst und Bestrebung wie in Deutschland und behandelt wichtige Fragen mit dem genialen Styl Frankreichs.

Alberich Andt.

Skandinavische Litteratur.

Das jüngst erwähnte Stück von Gaf Geijerstam, eine Farce in 4 Akten, heißt „Die Herren Smith". Derselbe Verfasser hat noch eine dramatische Arbeit geschrieben, „Åkermann und Sohn".

Die Schriften Axel Oxenstjernas (der bedeutende Staatsmann Schwedens), diplomatische Aktenstücke, Tagebuchsnotizen, Briefe u. s. w., werden herausgegeben werden.

Henrik Ibsen hat eine neue dramatische Arbeit vollendet.

Professor Freiherr von Nordenskjöld ist damit beschäftigt, ein geographisches Werk auszuarbeiten; dasselbe besteht aus einer Sammlung Karten, 51 Stück, im 15. und 16. Jahrhundert gedruckt, nämlich 27 Ptolomeische Karten nach Auflagen in Rom 1490 und eine Auswahl der vorzüglichsten Weltkarten, sowie Karten über einzelne Länder, darunter eine von Nordenskjöld in Warschau aufgenommene Karte über Norden aus dem Jahre 1467. Der Text wird ca. 20 bis 30 Bogen und der Preis 150 Mark betragen.

Die seinerzeit sehr bekannte schwedische Schriftstellerin Emilie Flygaré Carlén wurde in diesem Jahre 81 Jahre alt und erhielt bei dieser Gelegenheit viele Zeichen der Anerkennung. In diesem Jahre feiert sie auch ihr 50jähriges Jubiläum als Schriftstellerin. Im Jahre 1838 erschien nämlich ihr Erstlingswerk „Waldemar Klein" unter dem pseudonymen Namen „Frau F." — Ihr „Nachernte meines 50jährigen Schriftstellerweges" ist jetzt vollendet, und das letzte Heft enthält eine von Birger Scholdström, der in dem Carlénschen Hause immer ein sehr geschätzter Freund war, verfaßte Lebensschilderung Frau Carléns. Eine kritische Analyse ihrer Schriften ist es nicht, sondern eine sehr zuverlässige Schilderung.

Lektor Ernst Carlson in Gothenburg hat von dem Letterstedschen Verein Auftrag erhalten, Archivforschungen zur Geschichte Carl XII. vorzunehmen. Dieses steht damit in Verbindung, daß er das große Werk seines Vaters „Die Geschichte Schwedens während der Könige des Phalzischen Hauses" abschließen soll und daß er von dem Herausgeber des großen deutschen Gesamtwerkes Heeren & Uhert „Geschichte der europäischen Staaten", Geheimrat Giesebrecht, Auftrag erhalten hat, die von seinem Vater angefangene Schilderung Carl XII. zu vollenden.

„Das nordische Museum in Stockholm" ist der Titel eines prachtvoll ausgestatteten Heftes, enthaltend Stimmen aus der Fremde, Aufsätze über das Museum von den Deutschen J. Krauß und P. Mestorf, dem Belgier F. Liebrecht, dem Dänen R. Mejborg, dem Holländer O. van Ussord, sowie dem Finnländer Z. Topelius. Beigefügt ist „Führer durch die Sammlung des Museums". Die Aufsätze teilen eine Menge wertvoller Aufschlüsse mit, die ein Jeder mit Vergnügen lesen würde.

Eine moderne Ästhetik ist die aus dem Gyldendalschen Verlage jüngst erschienene „Ästhetik in Umriß" von Cl. Wilkens. Die Arbeit giebt eine klar dargestellte Übersicht über Kunst und Poesie. Seine Arbeit ruht nicht allein auf For-

schungen deutscher Gelehrten, sondern enthält auch die neuen Theorieen, welche in unseren Tagen aufgetreten sind und der Kritik neue Richtungen angewiesen haben. Somit behandelt der Verfasser Spencer und Taine sehr eingehend und legt die Übereinstimmungen und Abweichungen Taines mit Zolas Theorien dar.

Am 14. Juli erschien die erste Nummer eines neuen radikalen sozialistischen Organs in Kopenhagen, unter dem Titel „Was wir wollen?" Es wird von Frau Johanne Meyer redigiert und die Redaktionsauswahl besteht aus Frau Mathilde Bajer, Fräulein Massi Bruhn, Frau Line Luplau und Fräulein Anna Nielsen. Die Zeitschrift wird zweimal monatlich erscheinen und kämpft für die Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne, Vermeidung des Krieges durch Schiedsgericht und gleiche Rechte und Ansprüche für Alle auf die Güter des Gemeinwesens. — Die schwedische Zeitschrift „Vorwärts" ist gleichzeitig eine Zeitschrift für die freie Diskussion geworden. Beide Zeitschriften heißen eine neue französische Zeitschrift „la Revue scientifique des femmes", welche ein ähnliches Programm hat, willkommen.

Die neue Novellensammlung des finnischen Schriftstellers Karl A. Tavaststjerna enthält verschiedene kleinere Erzählungen und eine größere „In Verpflichtungen", welche dem Buch den Namen gegeben hat. Diese Erzählung zeichnet das Bild eines jungen Mannes, der, um in den eleganten Kreisen leben zu können, worin er einmal eingeführt ist, sich durch immer neue Schuldverpflichtungen aufrecht halten muß, bis er zuletzt „eine lebendige Obligation" wird — und sich herausreißen muß, um nach der neuen Welt zu flüchten. Die Typen, welche wahrscheinlich für Finnland charakteristisch sind, wo es, wie es scheint, leichter geht von dem Gelde anderer Leute zu leben, sind klar und fein dargestellt. Daß der Schauplatz der Novellen Finnland ist, merkt man aus der Skizze „Mißverstanden", ein Bild aus dem Schuldarrest in St. Michel, wo ein russischer Soldat in Übereilung einen finnischen Bauer erschießt, weil er vom Fenster des Gefängnisses ihn um eine Kleinigkeit Tabak bettelt. Da ist sehr viel Charakter in diesen schnell hingeworfenen Typen, welche beweisen, daß Tavaststjerne hier ein Gebiet für seine Schilderungen finnischer Typen und Verhältnisse gefunden hat.

„Wahlfahrt und Wanderjahre", Gedichte von Werner von Heidenstam. Alb. Bonniers Verlag in Stockholm. Der Debut Heidenstams ist ohne Zweifel der glücklichste, welcher in den letzten Jahren vorgekommen ist in der schwedischen Litteratur. Man kann allerdings sehr viel gegen die Sammlung einwenden, aber Heidenstam hat die ungewöhnliche Eigenschaft, vollkommen reif zu sein in der Art zu sehen und zu fühlen, folglich auch in der Art zu schreiben. Er ist ein ausgebildeter und feingebildeter Künstler, der seine Eindrücke aus dem Leben selbst nimmt und es versteht, einen seelenvollen Ausdruck zu geben; er ist ausgeprägt in Verdiensten wie in Fehlern — das ist mit einem Worte nicht ein neuer Bücherschreiber, der mit ihm aufgetreten ist, sondern eine neue Persönlichkeit und zugleich ein neuer und wahrer Dichter. Der Verfasser war früher Maler und das merkt man auch an seinen Gedichten, seine Auffassung ist fortwährend die eines modernen Koloristen und seine Gedichte erinnern an die Pinselführung südländischer Aquarellisten. Die Gedichte sind auch sehr musikalisch, man kann sie mit dem Violspiel eines Zigeuners vergleichen. Sie sind leidvoll und freudvoll und zugleich ernst, es sind Fehlgriffe und Dissonanzen da, aber Charakter haben sie.

Am 22. Juli starb plötzlich (durch Selbstmord) in Kopenhagen die bekannte

schwedische Schriftstellerin Frau Victoria Benedictsson, welche unter dem pseudonymen Namen Ernst Ahlgren schrieb.

Geboren im Jahre 1850 verheiratet sie sich sehr früh mit dem Postmeister Benediktsson, einem älteren Witwer mit mehreren Kindern. Ihre Mutter war eine sehr altmodische, streng religiöse Dame, der Vater hingegen zog vor, daß sie in Freiheit aufwachsen sollte, sie genoß deshalb auf dem Lande ein energisches Leben in der freien Natur. Als junge Frau lebte sie in der kleinen Stadt Skaane, wo ihr Mann angestellt war, ein sehr einsames Leben. Schon früh fing sie an Schriftstellerin zu werden; sie schrieb für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften, ja schrieb sogar einen sehr überspannten, melodramatischen Roman „Sirenen". In ihrer Einsamkeit befaßte sie sich viel mit der neuen Litteratur in Dänemark, Norwegen und Schweden, und dieselbe hatte großen Einfluß auf sie. Im Jahre 1881 wurde sie aber sehr krank, war zwei Jahre bettlägerig. Und von dieser Krankheit wurde sie nie recht geheilt, sie ging nämlich seitdem auf Krücken. Die Krankheit brachte ihr auch weitere Schatten in ihrem Leben, sie wurde melancholisch. Nachdem sie einigermaßen von ihrer Krankheit geheilt war, sehnte sie sich in die Welt zu ziehen. Mit ihrem Manne traf sie deshalb die Übereinkunft zukünftig für sich selbst zu sorgen, und sie reiste ab. In Kopenhagen und Paris machte sie Bekanntschaft mit verschiedenen bedeutenden Männern. Von der schwedischen Akademie bekam sie übrigens später 500 Kronen als Anerkennung für ihre schriftstellerische Wirksamkeit. Obwohl sie fortwährend Fortschritte in ihren Arbeiten machte und mehr und mehr Anerkennung genoß, fühlte sie sich doch mehr und mehr einsam und unzufrieden mit ihrer Arbeit; sie konnte nicht das innere Glück erwerben. Es mag sein, daß ihre litterairen und ideellen Inspirationen die innere Zerrissenheit ihrer Seele vergrößert hatten. Ihre Nächsten wußten wohl, daß sie mit Selbstmordgedanken umging; ihr Tod kam aber doch überraschend für dieselben. In ihrem Zimmer fand man einen Brief an Axel Lundegård, ihren Mitarbeiter und Freund, und Dr. Georg Brandes, worin sie schreibt: „Wie es mir schwer fällt, mich von meinen Entwürfen und Arbeitsplänen zu trennen, kann ich gar nicht beschreiben. Mein Gemüt ist aber gebrochen; ich kann sie nicht vollenden." Lundegård und Brandes haben von ihr den Auftrag erhalten, die vielen nachgelassenen Arbeiten durchzusehen und herauszugeben.

Im Jahre 1884 gab sie ihr erstes Buch, eine „Novellensammlung von Skaane" heraus, 1885 den Roman „Geld". Dasselbe Jahr „Final", ein kleines Schauspiel mit Axel Lundegård zusammen geschrieben. 1886 den Roman „Frau Marianne" und 1887 die Novellensammlung „Volksleben und kleine Erzählungen". Ferner hat sie zwei kleine Schauspiele „Im Telephon" und „Romeo und Julia" geschrieben.

Ihre kleinen Erzählungen machten sehr viel Aufsehen und ihre Romane „Geld" und „Frau Marianne" noch mehr. Sie besaß das Wahre, Natürliche, welches so selten ist, und das gab sie mit solcher Kraft wieder, daß das Leben, welches sie gesehen hatte, in einem intensiven Grade wieder Leben wurde. Ihre kleinen Erzählungen sind Arbeiten ersten Ranges in der nordischen Litteratur, besitzen viele Feinheiten und Wahrheiten und enthielten das Wertvolle, daß sie für die Zukunft sehr viel versprachen.

Es sollte aber leider nicht erfüllt werden. F. V. Grejbe.

Spanische Litteratur.

Zwei Zeitschriften, deren Aufsätze und Gedichte dem Schatz der modernen spanischen und spanisch-amerikanischen Lit-

teratur mit feinstem Geschmack entlehnt sind, besitzt Mexiko in der bereits fünf Jahre bestehenden Familia des J. F. Jens und in der República literaria, die seit vier Jahren in Guadalajara erscheint und die vorzügliche Dichterin Esther Tapia de Castellanos sowie den Schriftsteller José Lopez Portillo y Rojas zu Hauptredakteuren hat. Beide Zeitschriften sind für Deutschland von besonderem Interesse. Der Herausgeber der erstgenannten ist ein Deutscher, der die von ihm ins Castilianische übertragenen Werke deutscher Litteratur in seiner Zeitschrift veröffentlicht, wie es z. B. mit der jetzt auch als Buch erschienenen und dem spanischfreundlichen Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar gewidmeten vortrefflichen Übersetzung von Wilbrandts Drama „Arria und Messalina" der Fall war. Wie der Vater, so erfreut uns auch der Sohn, Federico Carlos Jens, durch seine Übersetzungen aus dem Deutschen ins Spanische, aber außerdem durch seine spanischen Originalgedichte. Unter den mexikanischen Namen, die uns in dieser Zeitschrift begegnen, ragt der des Juan de Dios Peza hervor, unter den spanischen Emilia de Avellaneda, Maria del Pilar Sinués und die Dichter Nuñez de Arce, Campoamor und Teodoro Llorente.

Auch die andere mexikanische Zeitschrift hat spanischschreibende Deutsche zu Mitarbeitern: so den seit langer Zeit in Mexiko ansässigen Freiherrn Otto Engelbert von Brackel-Welda, der in der „República literaria" von seiner westfälischen Heimat und als guter Katholik von Oberammergau und seinen Passionsspielen erzählt.

In der Litteratur fühlen sich die spanischen Republiken Amerikas noch jetzt eins mit dem Mutterlande. Als Vermittlerin dient ihnen die ausgezeichnete Ilustración española y americana, die in Madrid erscheint und in Amerika großen Absatz findet. Castelar schmückt sie mit seinem blumenreichen Styl und die ersten spanischen Maler und Zeichner zieren sie mit ihren Bildern. Aber auch Deutschland wird in dieser Zeitschrift nicht vergessen und deutsche Schriftsteller schreiben in ihr, ebenso wie in der venezuelanischen Zeitung „El Siglo" des Alfred Rothe in Caracas.

Vor vier Jahren verließ den spanischen Boden ein großer Schauspieler, um den amerikanischen Republiken die bedeutendsten Werke der reichen dramatischen Litteratur Spaniens, deren begabtester Dolmetscher er war, vorzuführen. Der am 19. März 1844 in Sevilla geborene Rafael Calvo war es, der mit seinen Gesten, seinen Mienen und den Flammen seiner Begeisterung, mit den echt spanischen Ausbrüchen seiner Leidenschaft das Publikum elektrisierte und berauschte, der wie Keiner den Dramen Echegarays Leben einhauchte und kaum dagewesene Triumphe in „En el seno de la muerte", „Un milagro en Egipto", „La muerte en los labios" und „El gran Galeoto", sowie in dem „Drama nuevo" von Tamayo y Baus davontrug. Jetzt ruht der feurigste spanische Tragöde plötzlich wie seine Helden im Schoße des Todes: es ist, als ob dasselbe Verhängnis, das die Gestalten Echegarays ereilt, auch ihn getroffen: eben noch in Cadiz, der gebildetsten Stadt Spaniens, zugleich mit seinem treuen Gefährten Antonio Vico durch eine velada verherrlicht, ist er in derselben Stadt zum Entsetzen aller Freunde der Kunst am 4. September an den Pocken gestorben. Das spanische Theater hat seine mächtigste Säule, Echegaray seinen gewaltigsten Helden, die lebendigste Incarnation seiner genialen Schöpfungen verloren. Echegaray und Leopoldo Cano, der Verfasser der Pasionarias, sandten telegraphisch Gedichte, die von Vico erbeten und im Teatro Principal von Cadiz zu Ehren des Verstor-

benen vorgetragen wurden. Beide Gedichte zeigen, wie tieferschüttert die durch diesen schrecklichen Tod zumeist betroffenen Dramatiker waren. Cano ruft:

Wolle nicht, daß Poesieen
Ich für Raphael mög' bringen:
Wie kann meine Muse singen,
Wenn sie weinet, weint um ihn?

Heisch' vom Schmerze Perlen nur:
O wie viele wirst du finden,
Sie zum letzten Kranz verbinden
Für den letzten Troubadour!

Und er schließt:

Poesie, sie ist nicht mehr,
Ihr begrubt sie mit dem Toten!

Echegaray aber ruft aus:

Es stellt die Kunst die fremden Schmerzen zwar,
Doch nie die eigene Erschütt'rung dar!
Ich kann im Liede keinen Calvo ehren,
Für einen Calvo hab' ich nichts als Zähren!

Hoffen wir, daß Echegarays Dichterkraft nicht ermatte, da Raphael Calvo ihm fehlt, der ihn so oft zu seinen wunderbaren Dramen begeistert und den jeder Spanier jetzt mit Thränen nennt den Koloß der spanischen Bühne.

Joh. Fastenrath.

Portugiesische Litteratur.

Die Vielseitigkeit, welche für so viele schon verhängnisvoll geworden ist, scheint ie Kraft des Schriftstellers M. E. Lobo de Bulhões zu stählen und seine Schaffensluſt zu mehren. Seine Stärke dürfte besonders in der lebendigen Schilderung und in dem sichern, feinen Geschmack liegen. Ein weicher Humor durchzieht die Recordações e vagares und ein liebenswürdiger Spott charakterisiert die Gestalten, die uns seltsam bekannt, aus einer längst dahingegangenen Zeit begrüßen. Sie alle muten uns an wie Freunde, die uns im Rausch und Jagen des Alltagslebens verloren gegangen waren, die wie ein Wunder plötzlich vor unserer Seele auftauchen.

Ein seltsames Buch, die Recordaç es e vagares (Lisbôa-Rolland & Semiond), dessen neue, vielfach erweiterte Auflage dem ausgedehnten Leserkreise des geschätzten Autors große Freude machen wird! Es ist eigentümlich in seinem schlichten Rahmen, in der großartigen Einfachheit der gewählten Stoffe und in dem bunten Allerlei, das es enthält. Neben den reizvollen pikanten Typen aus der Jugendzeit des Dichters (Um balancé — Philosophia aos treize Annos etc. etc.) ein Stück politisches Leben, (Curiosidades historicas — Decimas — El gran capitan etc.), dazwischen sehr systematisch geordnet, wie das Band um die Bilder aus dem portugiesischen Leben, einige ausgewählte Fabeln von Lessing (Übersetzungen der Originale) und ein Auszug aus Kants Urteil über die Frau, sowie Aphorismen aus den bei Duncker & Humblot erschienenen, nachgelassenen Werken Kaiser Maximilians von Mexiko.

Der Verfasser versteht es, sich dem Verständnis aller Leser anzupassen, sie für seinen Gegenstand zu interessieren; er erreicht diese Anteilnahme nicht durch blendende Rhetorik, sondern durch die Macht seines Naturells. Er liebt es nicht, an die geistreich hingeworfenen Bilder eine Moral anzuknüpfen, sondern überläßt es dem Leser, je nach Bedarf den moralischen Nutzen daraus zu ziehen. Die Vorrede dieses Buches lautet in ihrer ganzen Länge und Breite folgendermaßen: „Die These ist eine strenge Verpflichtung des Buches. Privatim ward mir schon gesagt, daß außer der unumgänglichen These meine Recordações e vagares manche Antitheſen, Hypotheſen, Syntheſen und Analyſen enthielten. Es scheint mir zu viel vereinigt in einem bescheidenen Bande. Es bleibt dem unparteiischen Leser überlassen, hinsichtlich dieser andern These die Entscheidung zu treffen." — Dann führt sich das Buch durch „Um balancé" ein — eine Erzählung, aus welcher mancher Schriftsteller einen breiten Roman geformt hätte. Sie ist aus dem portugiesischen Leben herausgestochen

und behandelt eine Gesellschaft am „Sexta-feira dos Passos.“ (Der zweite Freitag in dem Fasten, der in Lissabon durch eine großartige Prozession geweiht wird, die vor Jahrzehnten von klassischer Bedeutung war.) ... Marcava — se a sexta-feira dos Passos como era e dizia — se vulgarmente: „isto succedeu ha tantas Sextas feiras de Passos“ (jener Freitag galt als Zeitrechnung — wollte man ein Ereignis bestimmen, so sagte man wohl, es fand statt vor so und so vielen Freitagen der Passion). Sehr köstlich ist die Gastgeberin gezeichnet: „Die Witwe D. Anastasia war in der Zeit, von der ich spreche, vielleicht fünfzig Jahre alt. Mit Hilfe eines Häubchens, das damals die falschen Zöpfe von Waldwolle ersetzte, und mit einigen chemischen Kunstmitteln wußte sie sich derart herzurichten, daß sie von Nichteingeweihten für eine gute Vierzigerin gehalten werden konnte — zumal abends. Sie war frisch, munter, mit jenem portugiesischen Salz, das die „Kahlauer“ erraten ließ, die erst viel später Mode wurden. Sie errötete nicht bei gewissen Wortspielen, und es gehörte zu ihren schönsten Lebensfreuden, wenn sich aus ihren „balancés“ Verlobungen entwickelten.

„Diese Dame, die Eltern und Gatten beerbt hatte, verstand es, allen Bewerbern Trotz zu bieten. Sie sagte, sie schätze ihre Freiheit und würde sie um keinen Preis jemandem opfern, der möglicherweise die Asche ihres geliebten Bento Antonio verunglimpfen könnte. Bei dieser Gelegenheit stand ihr immer eine Thräne zur Verfügung, eine wahre oder eine falsche.

„... Das Mittagessen glänzte weniger durch ausgesuchte, delikate Gerichte und reizende Arrangements als durch reichliche und nahrhafte Kost. Portugiesisches Essen: Reis mit Miesmuscheln, ein prächtiger, großer Fisch mit Essig und Öl gekocht, die appetitliche Lamprete, Krabbenpastete, gebackene Seebutte mit Lettichsalat und die Riesenkrystallschale voll Mehlspeise, — Quittengelee, Birnäpfeln, Nüsse, getrocknete Trauben (die Reste der Vorräte vom Obstmarkt in Campo Grande), Land- und Portwein, Kaffee und der klassische Zimtlikör ... Es war kein feines Diner mit einem ‚Menu‘, aber es war ein gutes, und vor allem ein heiteres, frohes Mahl trotz der Passionszeit“ ...

Mit feinem Spott geißelt er die individuellen Schwächen; jede einzelne Arbeit umschließt eine Lehre oder einen Verweis, den aufmerksame Leser herausfühlen. Lobo de Bulhões hat nie geschrieben um zu schreiben, er hat stets einen wichtigen kulturellen Zweck im Auge. Am bedeutendsten ist er als politischer Schriftsteller. Les Colonies portugaises (in reinstem französisch geschrieben) hat großes Aufsehen erregt. Es ist eine geschichtliche und statistische Arbeit von hohem Wert, auf die Wichtigkeit der überseeischen Kolonieen hinweisend und den Mutterstaat anspornend, auf die geistige Ausbildung der Bewohner jener Gegenden einzuwirken. Sie brachte dem Verfasser die goldene Medaille ein und die Mitgliedschaft vieler litterarischer Gesellschaften.

Auch A fazenda Publica de Portugal von M. E. Lobo de Bulhões, die sich mit der Finanzlage des Königreiches eingehend beschäftigt, — die er durch seine jahrelange Thätigkeit im Ministerium der Kolonieen genau kennt — ward von der einheimischen und auswärtigen Presse mit bemerkenswertem Erfolge aufgenommen. Das Bulletin statistique, das Journal des Économies (Paris), die Revista Contemporanea, les Matinées Espagnoles (Madrid) haben das Werk ausführlich besprochen. Auf Grund dieses übersichtlichen Buches hat die Société d'Économie Politique in Paris Lobo de Bulhões vor einigen Wochen zum korrespondierenden Mitglied ernannt. —

H. W.

Polnische Litteratur.

Ein bibliographisches Werk von imponierender Bedeutung und Größe wird soeben von dem verdienstvollen polnischen Litterarhistoriker K. Estreicher zu Ende geführt. Seit 20 Jahren veröffentlichte der unermüdliche Forscher die nacheinander entstehenden Bände seiner „Polnischen Bibliographie“ (Bibliografja polska), welche das statistische Bild aller litterarischen Dokumente enthalten, die in den letzten fünf Jahrhunderten in Polen erschienen sind. Schon im Jahre 1885 erschien als X. Band des Werkes ein „Chronologischer Index der polnischen Litteratur des XIX. Jahrhunderts“; die gegenwärtig veröffentlichten drei letzten Hefte enthalten Ergänzungen zu den vorangehenden Bänden. Diese „Supplemente“ schließen das große Werk, welches von der Krakauer Akademie der Wissenschaften sowie aus dem Mianowskischen Fond für wissenschaftliche Zwecke unterstützt war, endgültig ab. Neben Lindes monumentalem „Wörterbuch der polnischen Sprache“ ist Estreichers Bibliographie das größte hilfswissenschaftliche Werk der polnischen Litteratur. Anknüpfend die Nachricht, daß zu Lindes Wörterbuch soeben ein sehr zeitgemäßer Supplementband von J. Bliziński erscheint. Höchst willkommen ist für die Forscher der polnischen Litteratur die Nachricht, daß die Krakauer Akademie der Wissenschaften beschlossen hat, eine Reihe der seltensten Werke aus der goldenen Epoche der polnischen Litteratur (XVI. Jahrhundert) in orthographisch-modernisierter Form herauszugeben. — Graf Stanislaus Tarnowski, Sekretär der Krakauer Akademie und Professor der polnischen Litteratur an der dortigen Universität, ließ vor Kurzem unter dem allgemeinen Titel „Studien zur Geschichte der polnischen Litteratur im XVI. Jahrhundert“ eine Monographie über Jan Kochanowski erscheinen.

Auf dem Gebiete der schönen Litteratur erregt zunächst die von Heinrich Sienkiewicz angesagte zeitgenössisch-joviale Erzählung „Homo novus“ das Interesse des polnisch lesenden Publikums. Von neuesten Erscheinungen wären sodann Krechowieckis Novellen „Die Verlorenen“, „Der Verbannte“, „Lorenzo“, „Eine Bildsäule“, „Der Weihnachtsabend“, die gesammelt von Gubrynowicz in Lemberg veröffentlicht werden, als beachtenswert zu notieren. Krechowiecki gehört der pessimistisch angehauchten jüngeren Novellistenschule an, als deren Meister Gomalicki betrachtet werden kann; mit diesem hat er auch eine brillante Sprache und eine reife schriftstellerische Technik gemein.

Eine amüsante Anekdote erzählt Dr. J. Frank, weiland Professor der polnischen Universität zu Wilna, in seinen soeben erscheinenden Memoiren. Die als Schriftstellerin und Künstlerin zu ihrer Zeit einen gewissen Ruf genießende Gräfin Olympia Mostowska (geb. Fürstin Radziwill) beanspruchte den Titel eines Mitgliedes der litterarischen Fakultät der Wilnaer Universität. Als der Rektor Strojnowski das Gesuch der Gräfin dem Professorenkollegium unterbreitete und die Erteilung eines Ehrendiploms beantragte, bemerkte der berühmte Gelehrte Sniadecki mit großem Ernste: — „Sehr gerne, aber unter der Bedingung, daß die Kandidatin schön sei“. Ein homerisches Gelächter begrüßte diese Verwahrung. Infolge dessen die leider nichts weniger als hübsche Gräfin nur — Gräfin blieb.

N.—

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München und Karl Bleibtreu in Charlottenburg.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Rudolf Falb

Reichsdeutsche Verirrungen.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die Franzosen rühmten sich einst unter ihrem Empereur, an der Spitze der Zivilisation zu marschieren; nicht nur an den hohen Festtagen ihres Nationalbewußtseins, sondern auch bei den werkeltägigsten Dingen und in den lumpigsten politischen Angelegenheiten sprachen sie nie anders von sich als von der „großen Nation".

Man hat viel darüber gelacht und gespottet in Europa, nicht am wenigsten in Deutschland — und wir Wilden priesen uns damals als die weitaus besseren und klügeren Menschen, wenn wir auch im innersten Winkelchen unseres Herzens immer noch eine leise Stimme hörten, welche den imperialistisch heruntergekommenen Franzosen einen nicht ganz verwischbaren Vorzug einer gewissen Vornehmheit zuerkannte.

Es war ein Restchen des Glaubens, daß unter den europäischen Nationen die französische die eigentlich aristokratische Nation vorstelle, daß die Vorherrschaft Frankreichs in Politik, Kunst, Mode u. s. w. ein Bollwerk gegen die Verpöbelung unseres Erdteils bilde. In einem anderen Bilde gesprochen: die mildere Sonne Frankreichs wehre der Vergletscherung Europas in allem was Geist und Lebensart und Sitte betrifft.

Inzwischen hat sich vieles verändert in der Weltgeschichte und in der Wertung der Nationen. Die Franzosen haben, was ihnen ihre dritte Republik auch sonst an Befriedigungen eingebracht haben mag, jedenfalls keinen Zuwachs an Vornehmheit und großzügiger Lebensführung zu verzeichnen; die Organe ihrer öffentlichen Meinung sind mit ihren politischen Sitten zu-

sehends verwildert. Ihre Einbuße an altererbten Kulturgütern ist evident; sie sprechen auch wenig mehr von sich als der großen Nation und von ihrem Marsch an der Spitze der Zivilisation. Nur ihr Glaube an eine Zukunft voll wunderbarer Wendungen und Aufschwünge ist unerschüttert geblieben.

Und wir, die musterhaften Deutschen? —

Was unsere Vorfahren so lange ersehnt und in den Träumen unserer Dichter erschaut, was wir in politischer Zerrissenheit und Schmach als erlösendes Ideal empfunden: das Kaiserreich und mit ihm Einheit und Macht, Ruhm und Glanz nach außen, es ist erreicht — und wir rüsten Tag und Nacht, das Erreichte zu wahren und gegen den feindlichen Nachbar zu verteidigen.

Und doch können die Besten unter uns der quälenden Empfindung nicht ledig werden, daß der glänzenden Schale noch das Wertvollste fehle, der rechte Inhalt, der gesunde, feste Kern, und schon erstehen Sittenprediger unter unseren Jüngsten, die mit vergrämter und zorniger Miene künden: Auch das deutsche Volk ist dem gleichen Schicksal verfallen wie sein Nachbar, gegen den es sich rüstet; denn es ist vom rechten Wege gewichen und in Irrnis und Verwilderung geraten!

Es ist in der That kein erhebendes Bild, das uns das politische Deutschland gewährt. Wenn unsere öffentlichen Organe in der Presse, in den Parlamenten und im Parteileben erweisen müßten, daß sie mustergebend für Europa geworden, daß sie imstande seien, der Verrohung der Sitten, der Materialisierung und Verphilisterung zu steuern, daß die deutsche Reichsbürgerschaft als aristokratischste Kulturmacht jetzt an der Spitze der Zivilisation Frankreichs Stelle einnehme, daß unser Reich das äußerliche Band aller großen, stolzen, freien Geister und die erhaltende Kraft für alles bilde, was das Leben erst lebenswert, schön und vornehm macht: — wahrhaftig, unsere Öffentlichkeit sähe sich vor eine unmögliche Aufgabe gestellt.

Vorausgesetzt, daß wir nicht nur nicht uns selbst, sondern auch nicht den Andern Sand in die Augen streuen und phantastisch eingebildete Dinge vorprahlen wollten.

Aber wir sind so weit, daß wir nicht einmal mehr den Willen zu diesem Wollen kommandieren könnten. Denn die Pöbelhaftigkeiten unseres Parteilebens, die Nichtswürdigkeiten unserer Presse, die Schurkereien einflußreicher politischer Intriganten liegen nackt zu Tage: Was ist in der kurzen Zeitspanne seit dem Tode unserer beiden Kaiser Wilhelm und Friedrich in unserer deutschen Öffentlichkeit nicht alles gesündigt worden mit jener vollen Schamlosigkeit von Leuten, die auf jede Vornehmheit der Gesinnung und Gebarung frei verzichtet haben! Wie eine schwarze Pestwolke hat sich der Geist des Ärgernisses auf unser Volk gelegt und wie mit stinkiger Nacht jene Licht-

fülle von Reinheit, Charakter, Mäßigkeit und Güte ausgelöscht, die einst in politisch armer und hilfloser Zeit unser Trost und Stolz gewesen.

Ja, wir sind so weit, daß wir nicht nur vor den Quellen der Reinheit und Liebe schaudern, sondern Ekel vor der Wahrheit selbst empfinden. Alle Wahrheit inbezug auf unser Gesellschaftsleben, auf unsere Leidenschaften und Ziele ist uns so zuwider, so ekelerregend, daß wir uns an jedem zu rächen suchen, der uns darüber die Augen öffnen will.

Vor nichts schrecken wir sonst zurück, wenn wir uns einen erbärmlichen Selbstlings- oder Parteierfolg versprechen dürfen. Die erhabene Gestalt des Dulder-Kaisers Friedrich ist vor keiner Verunglimpfung sicher; sein Leichnam wird noch aus dem Sarge gezerrt und für politische Parteimanöver geschändet, wie dereinst das Bett des Kranken von den Ärzten auf den offenen Markt geschleppt und vor dem gaffenden, sensationslüsternen Zeitungspöbel enthüllt wurde . . . Und sein Tagebuch! Die intimsten Aufzeichnungen des Kronprinzen wurden pietätlos aus ihrer Verborgenheit gerissen, eigenmächtig zersetzt und verstümmelt und als Zeitungsfraß für den gemeinen Haufen zugerichtet . . . Und wer macht sich all dieser Verbrechen, die wir mild nur als Verirrungen bezeichnen wollen, schuldig? Männer von Rang und Stellung, angesehene Gelehrte, stolze Zeitschriften, geachtete Redakteure und Verleger, Parteiführer, die sich des Vertrauens großer Volksteile rühmen! Lauter Mustermenschen und Mustersachen des neuen Deutschen Reiches!

Nicht das ist zu beklagen, daß die Dinge, welche das Tagebuch Friedrichs enthüllt, nicht verborgen geblieben sind, sondern daß sie in so gemeiner, von niedrigster Spekulation diktierter Weise an das Licht kommen mußten. Nur ganz Naive können solche Tagebuch-Aufzeichnungen für eine lautere, objektive Geschichtsquelle halten, und wiederum nur ganz Naive können sich entsetzen, wenn ihnen durch solche Mitteilungen ein Blick hinter die Kulissen der Weltgeschichts-Komödie verstattet wird und sie nun die Vorbereitungen zu den hübschen, effekt- und würdevollen Bühnenbildern so fürchterlich von diesen selbst abstechen sehen. Völker sind nie anders geeint, Reiche nie anders gegründet worden — in der Hauptsache wenigstens — als wir dies am deutschen Volke und am Deutschen Reiche selbst miterlebt haben.

Jede Aufklärung, wenn sie voll und ganz gewährt und nicht mit fälschenden Hintergedanken arrangiert wird, ist immer nützlich für ein großes und starkes Volk, das das Fürchten und Zagen nicht gelernt und den Glauben an seinen Weltberuf nicht verloren hat. Aber ob ein Volk, dessen Öffentlichkeit sich in heller, moralischer Verwilderung befindet, noch einen Weltberuf zu erfüllen mag, sich und andern zum Segen, das ist freilich eine Frage, die wir heute nicht zu beantworten wagen.

Über das Schicksal im Drama.

Von Karl Möller.

(Altona.)

„Leben! — ein Kampf mit den Wichten in unserm Herzen und Hirn!“ so hat Henrik Ibsen schön gesagt. In der That: ein Kampf! Und der Preis dieses Kampfes? Die Wahrheit! Die Lüge aber ist ein Unkraut, zähe und mit tiefen Wurzeln. „Immer wieder stehen die blauen und roten Blumen im Korne der Wahrheit.“ Dogmen aus allen Gebieten menschlicher Geistesarbeit können solche bunte Blumen sein, denen kleine und große Kinder nachgehen, die der Verständige aber verwünscht. — Wenn einem religiösen Glaubenssatze „ein Pontifex mit frecher Stirne von blinden Irrenden Respekt erzwang“, warum sollte ein „ästhetisches“ Dogma nicht auch seine Priester und Propheten und seine „blinden Irrenden“ finden? — Wohl mag die Menge sich zwingen und leiten lassen, aber das Genie thut es nicht; und so lehnte denn auch das schöpferische Genie ein gewisses Dogma der Ästhetik je entschiedener ab, desto energischer die Gelehrsamkeit dieses Dogma als den Angelpunkt alles dramatischen Schaffens ausrief.

Seinen jüngsten Pontifex hat dieses Dogma gefunden in Gustav Bornhak, dessen Auslassungen die „Dramaturgischen Blätter“ (das amtliche Organ der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger) in ihre Spalten aufgenommen haben. Zu eben demselben Dogma aber hat Karl Bleibtreu in seiner „Revolution der Litteratur“ mit folgenden Worten Stellung genommen: „Die Hochzeitstorten der ‚poetischen Gerechtigkeit‘ gehören in die Rumpelkammer des sogenannten Idealismus und seiner akademischen Schulmeister-Ästhetik hinein.“

In seinen Bemühungen, das antike und das moderne Schicksal im Drama streng von einander zu trennen, hat Gustav Bornhak die überwiegend individuelle Ausgestaltung der Charaktere der modernen Dramen für einen grundsätzlichen, für unsere heutige Weltanschauung unvermeidlichen Unterschied von der antiken Schicksalsidee genommen und in der Voraussetzung zu seinen Ausführungen einen keineswegs neuen Gedanken ausgesprochen. Diese Voraussetzung lautet:

„Die Vorstellung vom tragischen Schicksal ist immer von der Zeit und von dem Volke abhängig gewesen, bei dem es sich gebildet hat, und war stets ein Ergebnis der herrschenden Denk- und Gefühlsweisen.“

Zu zeigen, daß der Gedanke von dem so schroffen Unterschied der modernen von der antiken Tragik noch von seiner apodiktischen Bestimmtheit manches einbüßen muß, ist Zweck dieser Zeilen; gewisse Phrasen, die eigentlich schon längst zu den toten Meinungen einer überwundenen Vorzeit versammelt sein sollten, liegen noch immer einer wahrhafteren, empirischen Forschung als Steine des Anstoßes im Wege.

Der Kern der Ausführungen Bornhaks ist enthalten in diesen Worten:

„Wir verlangen auf der Bühne nicht die Ausnahme, sondern die Regel dargestellt zu sehen, nicht die unlösbaren Rätsel des Lebens, die uns nicht befriedigen können, sondern die ewigen Wahrheiten, die durch die Erfahrung als solche anerkannt worden sind, nicht das unverdiente, sondern das selbstverschuldete Leiden, wenn anders die dramatische Handlung für uns Wahrscheinlichkeit haben soll"

und ferner:

„Wenn daher das Schicksal des tragischen Helden nicht unverdient erscheinen soll, so muß es aus dem Charakter und den Handlungen desselben hergeleitet werden."

Wenn man eine Reihe ästhetischer Werke, die denselben Standpunkt vertreten, gelesen hat, so wird man nicht erstaunen über das Selbstbewußtsein und die Bestimmtheit, mit denen Herr Bornhak drauf los dekretiert: aber mindestens wird man lächeln über dieses Gebahren, wenn man die klassischen Sätze kennt, mit denen Herr Eduard von Hartmann in seinen „Aphorismen über das Drama" solchen Anschauungen entgegentritt. Und dieses Lächeln wird sich in ernstes Nachdenken verwandeln, wenn man sich erinnert, wie bisher noch alle größeren Geister sich gegen die Verschmelzung ästhetischer Difinitionen und Grundsätze mit der Moral verwahrt haben. So Schiller in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. So besonders ¦in lange nicht genügend gewürdigter Weise Woldemar Masing seinem Februar 1871 an der Universität zu Dorpat gehaltenen, wunderbar klar durchdachten Vortrag über „die tragische Schuld".

Es hieße die Bedeutung der Ausführungen Herrn Bornhaks überschätzen, wollte man durch einzelne Beispiele oder durch langatmige Zitate aus zahlreichen Schriftstellern eine Widerlegung im Einzelnen in Szene setzen. Jene Ausführungen leiden eben an einem Kardinalfehler, der Verkettung zwischen Ästhetik und Moral; das Wollen und Handeln menschlicher Charaktere, welches überall im Leben die moralische Beurteilung erfahren muß, bildet ja den Stoff der Tragödie. An diesem ist ja allerdings das sittliche Urteil noch immer möglich; aber es darf nicht Regel und Richtschnur sein, wo man das Wesen der Tragödie logisch klarlegen will. So

wir ein Heil von unserem Nachdenken über die Kunst und das Schöne erwarten, müssen wir von der sittlichen Beurteilung abstehen und die rein ästhetische in Kraft treten lassen. Da liegt es eben! Wir müssen logisch zergliedern lernen, was wir unbewußt genießend vor der Tragödie empfanden, welch letztere doch nicht allein durch die sittliche Reinheit einer Antigone oder einer Cordelia auf uns wirkte, sondern auch im gleichen Maße durch die dämonische Gewalt eines Richard, eines Makbeth.

Nach Tragödien, in denen „die Gerechtigkeit des Schicksals, moralisch betrachtet, sich von der schreiendsten Ungerechtigkeit durch nichts unterscheidet", fühlt sich die Seele beruhigt und still, wohlbemerkt: die Seele jedes unbefangenen Zuschauers. Es ist eine oft erörterte Thatsache: Die ästhetische Befriedigung, welche die Shakespearesche Tragödie gewährt, ist gleich groß bei Katholiken wie bei Protestanten, bei Juden wie bei Christen, bei Pantheisten wie Atheisten, bei Optimisten wie Pessimisten. Und wäre etwa infolge dieser Wirkung der Tragödie irgend Einer geneigt, seinen Standpunkt zum Glauben oder zu seiner dogmatischen Moral zu ändern? Sicherlich keiner. In der echten Tragödie kann kein Glaube, keine Weltanschauung verletzt werden; kann jede schwache Menschenseele ihren Glauben auf ihre Art bestätigt finden; selbst Herr Bornhak kann seine engen sittlichen Anschauungen vielfach bewiesen finden. Aber diese sittlichen Anschauungen trage man nicht in die Ästhetik hinein, denn da sind sie nicht zu gebrauchen. Was für das wirkliche Leben noch Unbestimmtheit ist, kann in der Trägödie nicht ausgemachte Wirklichkeit sein. Der dramatische Dichter soll nur nicht ein ganz neues Schicksal erdichten — er soll nicht etwa, wie Ed. v. Hartmann gesagt hat, „der Allweisheit Gottes dadurch eine Schmeichelei machen wollen, daß er ihre wirklichen Einrichtungen in den Gebilden der Dichtung verbessert" — sondern er soll das bestehende Schicksal durchdichten, d. h. in die Sphäre der Schönheit erheben. Den kausalen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung auch für Wollen und Leiden des Menschenlebens fest zu stellen, also, daß wir sagen könnten: wir *wissen* diesen Zusammenhang, ist das letzte Ding für die menschliche Erkenntnis, ist das Rätsel, dem Faust vergebens nachstrebt. Die Religionen *glauben* diesen oder jenen Zusammenhang. Wie soll da das Drama entscheiden? Eine solche Aufgabe kann ihm die Ästhetik nicht zudiktieren. Dichter der verschiedensten Zeiten haben bald das unverdiente Leiden, bald das verdiente gewählt, je nach ihrer philosophischen Veranlagung oder nach ihrer ästhetischen Absicht. Aber eine unüberbrückte Grenze zwischen antikem und modernem Drama ist in diesem Sinne nicht nachzuweisen.

Die einzige philosophisch-sittliche Ausbeute, die wir als unbefangene

Köpfe und starke Herzen aus jeder Tragödie mit uns nehmen, könnte etwa die Übereinstimmung mit den schönen Worten Egmonts sein: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt Nichts, als mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es, erinnert er sich doch kaum, woher er kam." —

Henrik Ibsens Geistesentwicklung und Kunst.

Von Eugen Kühnemann.

(Hannover.)

(Schluß.)

Die „Gespenster" setze ich dem äußeren Vorgang nach als bekannt voraus. „Unser Leben ist durch Vererbung bestimmt". Das ist der Grundgedanke des Dramas. Dieses entwickelt sich vor uns in drei zweigeteilten Akten, und wieder deutet diese technische Zweiteilung auf den geistigen Gegensatz einer alten und einer neuen Welt. Von vornherein wird der Gesichtskreis weit gezogen. Die Selbstsucht im niederen Leben, vererbte Leichtfertigkeit, die übrigens erst später recht hervortritt, die alte Ideenwelt verkörpert in Pastor Manders, darauf neue Gedanken mit dem Maler Oswald und das Streben zur neuen Welt in Frau Alving, alles das klingt nacheinander an, und nicht meisterhafter konnte die Gegenüberstellung der beiden Welten in den Körper von Thatsachen gebannt werden, als es in dem Gericht des Pastor Manders über Frau Alving und in deren Verteidigung geschieht.

Der zweite Akt formuliert die dem Kampfe zugrunde liegenden Gedanken und führt diesen Kampf weiter. Dann erfährt die Mutter von der ererbten Krankheit Oswalds, und in Anlehnung daran entwickelt dieser die neuen Anschauungen.

Im dritten Akt endlich wird das alte Leben durch die neuen Gesichts-

punkte, welche die Mutter vom Sohne gelernt, durchdrungen, in Erkenntnis wird sie frei, innerlich siegt die neue Welt, aber äußerlich überwindet die Vererbung die geklärten Menschen.

In einer namenlos unglücklichen Ehe mit einem Manne, der lasterhaft wurde, weil sein mächtiger Lebensdrang in der Kleinstadt keinen angemessenen Wirkungskreis fand, und weil sein Weib ihm nicht Herzensliebe gab, sondern nur die angelehrten Pflichten leistete, ist Frau Alving zur Selbständigkeit erwacht. Die schrittweise Enthüllung und Beleuchtung dieser Verhältnisse aus immer bedeutenderen Gesichtspunkten erfüllt das Drama, und auch hier ist der Gesichtskreis erweitert durch die Spiegelung in Engstrand, dem alten Leben in niedrigster Form, und abgeschlossen durch das Symbol des Asyls, welches zudem den äußeren Faden der Handlung liefert.

Aus jener Vernichtung einer Individualität — so klingt schon in den ersten Vorbedingungen des Schauspiels Ibsens Grundgedanke organisch an — stammt das Unheil Oswalds; er wird selbst ein großartiges Symbol, indem er durch Vererbung äußerlich zugrunde geht, aber während er dieses selbst ahnt und ankündigt, die Grundgedanken der neuen Welt: Lebens- und Arbeitsfreudigkeit in geistigem Siege ausspricht. Denselben Vorgang äußerer Vernichtung, innerer Befreiung, stellt Frau Alving dar; die ruhige Gestalt des Pastor Manders dagegen verkörpert das alte Leben in ganzer Breite. So haben alle Personen eine tieferdeutende Seite, einen symbolischen Gehalt — und sind doch ganze echte Menschen, ebenso wie die Handlung in bestimmter Gestalt vorwärts schreitet, aber von geistigem Odem beseelt. Auch die Gedankenhandlung entwickelt sich organisch; die Gedanken, die in einem Akte breit und scheinbar planlos ausgestreut sind, werden im folgenden in bestimmten Gesichtspunkten vereinigt, und am Schluß werden die Resultate in Grundgedanken zusammengefaßt, die alles frühere in sich einschließen.

Die äußere und die innere Entwicklung sind in wunderbarer Weise geeint.

Aber was sind die Grundgedanken dieser beiden Welten? Die Losungsworte der alten Welt sind Sitte und Ordnung, denn ihre bestimmende Eigentümlichkeit ist Rücksichtnahme auf die Verhältnisse, auf die gewöhnlichen Anschauungen des Lebens, nicht der Wunsch freier Entwicklung in der Wahrheit. Darum herrscht die Lüge in ihr, indem man unbequeme und beschämende Thatsachen verhüllt, darum die Feigheit, indem man sich nicht zu seiner Meinung zu bekennen und nicht die Wahrheit zu sagen wagt. Alles beurteilt sie nach Theorieen jeden Fall nach dem allgemeinen Maßstab, so z. B. die Sittlichkeit eines ehelichen Verhältnisses nicht nach der Herzensliebe, sondern nach der kirchlichen Trauung. Aber für all ihre engherzigen Anschauungen

und ihre engherzigen Handlungen hat sie wohlgeprägte Phrasen, die alles schön erscheinen lassen, die Berufung auf vage Ideale.

Das Losungswort der neuen Welt ist Wahrheit und Freiheit. Das strenge Halten auf Wahrheit duldet kein feiges Verhüllen lügenhafter Verhältnisse, kein lichtscheues Verbergen der Ansichten und Thatsachen. Es soll alles geistig von innen heraus, nicht nach Theorieen beurteilt werden, so das Sittliche nicht nach Sitte, sondern nach dem Natürlichen, und jede überlieferte Anschauung muß gemessen werden von dem gesunden Verstande. So macht diese Welt den Menschen frei und führt ihn zu freier Entwicklung seines inneren Lebensberufes, seiner Individualität in Arbeits- und Lebensfreudigkeit. Es ist herrlich, wie die alte Generation durch die junge diese, ihre drängenden Ahnungen aussprechen hört, ja noch erweitern, worin sie freilich nur mit Schmerzen folgt — als auch das Gebiet der Pietät unerbittlich kritisiert wird. Langsam dringen die Gedanken vor, und wenn auch die Menschen alle vor uns zugrunde gehen, die völlige Klärung der Frau Alving giebt uns Gewähr, daß die neuen Anschauungen, die ja nicht nur ihr Haupt trägt, weiter leben, und die Welt, wenn auch nicht Oswald wird die Sonne erhalten.

Mit der individuellen Entwicklung der Frau Alving ist die der Gedanken verknüpft, so ist die Handlung meisterhaft geeint. Prachtvoll ist die Farbe des Ganzen, indem die dunkle Stimmung der Personen einem langen trüben Regenwetter entspricht.

Die Gedankenentwicklung der dramatischen Gedichte ist hier mit den modernen Verhältnissen zu einem echten Drama verschmolzen, die Personen sind typisch wie dort und doch ganz individuell.

Im „Volksfeinde" verbindet Ibsen mit den reichen Verhältnissen der ersten beiden die Einfachheit der letztbesprochenen Dramen, indem er im kleinen Kreise große Verhältnisse spiegelt. Doktor Stockmann hat unwiderleglich bewiesen, daß das Bad, welches man als die Hauptlebensquelle der Stadt betrachtet, eine wahre Pesthöhle ist. Anfangs findet er Beifall bei der liberalen Majorität. Jedoch da sein Bruder, der Bürgermeister, erklärt, daß die Änderung des Bades der Stadt ungeheure Kosten verursachen würde, schlägt die Stimmung um, und man verstößt den Doktor Stockmann als einen Volksfeind aus der Gesellschaft, als er derselben ihre frevelhafte Kurzsichtigkeit und Lügenhaftigkeit vorhält. Er aber beschließt, wenn auch vereinsamt, für Wahrheit und Freiheit weiter zu kämpfen.

Neue Verhältnisse hat Ibsen hier seinen Gedanken erobert: die Stellung des Mannes in den kleinen staatlichen Verhältnissen wird erörtert. Wieder sehen wir, wie zuerst in den „Kronprätendenten", dann vor allem in den „Ge-

ſpenſtern" den Kampf der überlieferten, d. h. der alten mit einer neuen Welt: Doktor Stockmann iſt ein moderner Hakon. Eine kerngeſunde Natur, ſchnell lernend durch Erlebniſſe, voll Begeiſterung für die herrliche Zeit, in der ſich ringsumher eine neue Welt geſtaltet, voll gemütstiefen Glücksgefühls für die gaſtliche Behaglichkeit des heimiſchen Herdes, erwacht er in ſeiner unverbrauchten Kraft zur Erkenntnis der die Geſellſchaft beſtimmenden Gedanken. Er iſt das ſtärkſte Individuum Ibſens, und mit der kräftigſten Ausbildung des Individualitätsprinzips geht die kräftigſte Ideenentwicklung Hand in Hand.

Daß die feige Rückſichtnahme auf Ordnung und Sitte das öffentliche Leben beſtimmt, ſehen wir hier an den thatſächlichen Verhältniſſen. Der Beamte darf keine eigenen Wege gehen, keine höheren Zwecke verfolgen, ſondern nur die Gedanken ſeiner Vorgeſetzten denken — das iſt des Bürgermeiſters Moral. Und alle paktieren mit den Verhältniſſen, wollen äußerlich ihr kleines Ich ſichern und mögen die unbequeme Wahrheit nicht hören. Auch können dieſe zerſtückelten Verhältnismenſchen nur halb und unklar auffaſſen: in jedem ſelbſtloſen, großen Handeln wittern ſie Nebenzwecke — eine charakteriſtiſche Erſcheinung, von der ſchon in den „Stützen der Geſellſchaft" geſprochen wurde.

Dem allen gegenüber ſteht der durchaus eigene Doktor!

Schritt für Schritt durchſchaut er die elende Halbheit, und in demſelben Grade, in dem ſich die ſelbſtiſche Lüge verdichtet, klärt ſich in ſeiner Iſolierung ſeine Anſchauung. Mit der größten Iſolierung dringt er zum tiefſten Gedanken, und mit dem Gedankenſiege wächſt ſeine Willenskraft, denn ſein Gewiſſen iſt gut. Das iſt die innerſte Triebfeder der Technik.

Der Kern des Volkes iſt nicht die Maſſe, ſondern die wenigen in Freiſinnigkeit, Sittlichkeit und Vornehmheit wurzelnden Naturen. Dieſe Trias iſt eine Einheit und macht das Weſen der in den Zukunftsgedanken lebenden Menſchen aus. Die liberale Majorität aber, die ſich nur von überholten Wahrheiten nährt — jede Wahrheit iſt ja nur ein Durchgangsſtadium! — hemmt den Fortſchritt der Wahrheit und Freiheit.

Anerkannte Wahrheiten kann es nicht geben. Und ebenſowenig wie die Wahrheit iſt die Sittlichkeit von der liberalen Majorität gepachtet, ſondern vielmehr iſt ſie im Beſitze der in dem Fortſchritt der Kultur mitſchreitenden Geiſter; die Kultur iſt mit nichten Quelle der Verderbtheit, ſondern dieſe ſtammt allein aus dem Jammer des Lebens, das iſt aus Verdummung, Armut und Elend.

Mit dieſen Überzeugungen tritt ein ganzer Mann gegen die Zerſtückelung der Geſinnung, die beiſpielsweiſe in den großen Fragen der Politik —

wo es nämlich Niemandem persönlich schaden kann — freisinnig, in den Lokalfragen aber philiströs vorsichtig ist. So können auch gute Ideen bei der Philistergesinnung der Vorgesetzten nie recht durchgeführt werden.

Alles ist hier auf individuelle Entwicklung gedrängt. Von der Erziehung an, die nicht auf Wissenskram, sondern auf Selbständigkeit zielen soll, bis zu den großen Fragen des öffentlichen Lebens herrscht dieser eine Gesichtspunkt. Andrerseits ist die Verkümmerung des Individuums und damit der Verhältnisse in Selbstsucht und Lüge in scharfen Umrissen gezeichnet. Auch diese fängt schon in der Erziehung an, indem ungeglaubte Überlieferungen gelehrt werden.

Es ist staunenswert, wie auch hier das ganze Schauspiel aus dem einen Grundgedanken entworfen ist, und wie einfach die Fülle vor uns aufsteigt. Die gesunde Natur des Doktor Stockmann, in dessen Geisteskraft alles durchdacht wird, wirkt vereinfachend auf den Bau der Handlung. Es weht ein scharfer Luftzug so frisch und erquickend durch das Drama! die Macht des Individuums wird uns so klar, daß wir dem Doktor, wie er schließlich vor uns steht — in Zukunftsgedanken gefestigt und zu ihrer Realisierung willenskräftig, seinen Satz glauben: der stärkste Mann der Welt ist derjenige, welcher allein steht.

Bisher hat der umfassende Geist des Dichters uns immer die Entwicklung des neuen, freien Lebens aus dem alten gezeigt. In der „Wildente" ist das alte Leben mit all seiner Enge das wichtigste. Der äußere Gang der Handlung ist bald erzählt: der Photograph Ekdal hat durch Vermittlung des Großhändlers Werle sich mit einer Frau verheiratet, die vor der Ehe in einem intimen Verhältnisse zum Großhändler stand. Dessen Sohn, ein menschenunkundiger Idealist, will aus dieser auf Lüge gebauten Ehe eine echte, d. h. eine auf Wahrheit und Verzeihung gegründete machen, erreicht jedoch nur, daß Ekdal seine Frau verlassen will, und deren Tochter Hedwig, die vielleicht nicht seine Tochter ist, ein Kind im reizbarsten Alter, so von sich stößt, daß dasselbe in mißverständlicher Auffassung einiger Worte von Gregers und Ekdal dem vermeintlichen, heiß geliebten Vater einen Beweis ihrer opferfreudigen Liebe geben will und sich tötet. Dieser gemeinsame Schmerz einigt die Gatten.

Es ist eine enge, unglückliche Welt, die uns umfängt, ein Bild namenlosen Jammers hat uns der Dichter gezeichnet. Im düsteren Hintergrund steht die unglückliche Mutter des Gregers Werle, die der Schmerz über die Gemeinheit des Gatten in Trunksucht und elenden Tod getrieben. Das hat Gregers dem Vaterherzen entfremdet, er ist in der Einsamkeit ein lebensunerfahrener Idealist geworden der, innerlich müde, außer sich ohne Klarheit

des Blickes etwas zu bewundern sucht und unglücklicher Weise aus alter Erinnerung seinen Schulfreund Ekdal bewundert. Das Treiben des Werle hat Ekdals Vater wegen eines gemeinschaftlichen, unehrlichen Handels, bei dem Werle freigesprochen wurde, ins Zuchthaus gebracht. Mit scheinbarer Großmut, die nur die innere Gemeinheit verdeckt, hat er dem Sohn geholfen und ihm seine Geliebte aus durchsichtigen Gründen verheiratet. So stammt alles Elend aus derselben Quelle, und höchst geistvoll wird die fernere Lebensgeschichte Werles mit der Ekdals parallelisiert. Mit schneidendem Hohne wird die Verheiratung des Werle sen. mit einem sehr zweideutigen Frauenzimmer, vor der sie sich gegenseitig der ferneren Behaglichkeit halber all ihre Sünden bekennen, neben Gregers' ehrliches Streben gestellt!

Eine wahre Ehe unter den Ekdals zu gründen ist Gregers' Ziel, es ist also das Ziel der „Nora", aber nicht das Resultat, sondern wie die verschiedenen Menschen jenes Ziel und jenes Streben auffassen — das ist hier die Hauptsache. Die unentwickelten Menschen haben keinen Sinn für die ideale Forderung, zumal wenn sie in steter Not ums Dasein kämpfend, sich nicht zum Geistigen erheben können. So ist es mit der ungebildeten, verständnislosen, aber tüchtigen Gina, die wahrhaftig durch stete Arbeit für ihren Mann ihren Fehltritt gesühnt hat; so ist es auch mit Ekdal. Er ist ein haltloser Mensch ohne Arbeitslust, verkümmert durch die Verhältnisse, ohne Selbständigkeit, ein Nachschwätzer, unklar — bis ins Gefühl, was hier zuerst bei Ibsen in aller Schärfe hervorgehoben wird. Er empfindet ein Gefühl nie aus, sondern versetzt es mit der Beziehung auf sein Ich, vermischt es mit Selbstbewunderung und Selbstbemitleidung. Phrasenhaft zerflattert ist sein ganzes Wesen. Er treibt nichts mehr ernsthaft als eine große Spielerei: die Anlage und Unterhaltung eines Jagdreviers im Bodenraum mit Kaninchen, Hühnern, Tauben und vor allem einer Wildente. Hierin begegnet er sich mit seinem Vater, dessen Art ebenso in Trunksucht und Spielerei bis zum Kindischen verzerrt ist durch seinen einstigen Fall.

In dieser Welt kann die ideale Forderung keinen Boden finden; man lasse ihr die geringe Behaglichkeit, auch wenn sie auf Lüge gegründet ist.

Die Verrottung im äußerlich glänzenden Leben ist durch Werle sen. und Frau Sörby mit ihrer Gesellschaft vertreten, und diese ganze Sumpfwelt ist durch den lüderlichen Doktor Relling zum System erhoben. Ihm sind die Ideale hochgesteigerte Lügen ihm ist die Persönlichkeit eine Abnormität, die Lebenslüge, d. h. die Gründung der Verhältnisse auf Lüge und Unklarheit das stimulierende Prinzip, die Grundlage jeden Lebens. Wir sehen, das ist auch eine moderne Weltanschauung, aber nicht eine aus dem

stillen Zukunftsgähren, sondern eine aus der Verkommenheit der Zeit geschöpfte. Dabei aber ist Relling in seinem Kreise ein abgeschlossener, starker und kluger Mensch.

Die Verkümmerung der Individualität hat Ibsen kaum je so umfassend dargestellt. Und diesen gebrochenen Menschen gegenüber steht das Kind Hedwig, eine rührend schöne Gestalt. Ihre leidenschaftliche Liebe zu dem vergötterten Vater adelt ihre Seele für den Gedanken der neuen Zeit: die Aufopferung; und so verbreitet sie über die dumpfe, schreckliche Schlußszene etwas von der Opferstimmung des großen Verzeihens welche der kranke Gregers forderte.

Wieder ist eine neue Seite des modernen Lebens aus Ibsens Grundgedanken heraus betrachtet, und wieder hat ihm die Erweiterung des Gesichtskreises neue Gestalten geschaffen. Mag Werle sen. an Bernick erinnern, die andern Figuren sind eigen und neu, und vor allem stehen Molvik, der verkommene Theologe, Gina, Ekdal, der kranke Idealist Gregers, der Materialist Relling und ihnen gegenüber die rührende Hedwig als neue lebenskräftige Menschen vor uns. Zum ersten Male ist in aller Schärfe mit einem eigens geprägten Worte: Lebenslüge das stimulierende Prinzip des niederen Lebens ausgesprochen.

Vor allem aber ist hier die große Vertiefung ins Gefühl geschehen, ins tiefste Gebiet menschlichen Seins. Nicht einfach Aufopferung mittels des Willens, sondern die „Opferstimmung des großen Verzeihens" soll die Welt Ekdals erlösen.

Tief melancholisch ist die Grundstimmung dieses Stücks, und ein trauriger Hauch durchweht auch das letzte Drama der Periode: „Rosmersholm". Kroll, ein echter Vertreter der alten Welt in Glauben und Staat, fordert Rosmer, einen ehemaligen Pfarrer auf, sich an den Kämpfen der Gegenwart durch Redaktion einer konservativen Zeitung zu beteiligen. Nach einigem Zögern entdeckt dieser ihm, daß er nicht mehr auf dem alten Standpunkt verharre, daß er, ohne einer Partei anzugehören, seinem Lebensberufe genügen wolle: geistige Adelsmenschen durch ein wirkliches Volksurteil in Läuterung des Willens und Befreiung des Geistes zu schaffen. Entsetzt kündet ihm Kroll die Freundschaft auf und droht, ihn mit Gewalt zurückzubringen. Durch mehrere Umstände veranlaßt, kommt er noch einmal wieder; er teilt Rosmer mit, daß dessen Frau Beate, deren Selbstmord schon im ersten Akte angedeutet war, sich vor Zeiten getötet habe, weil sie Rosmers Abfall vom Kinderglauben gewußt und vermutet habe, daß er ein intimes Verhältnis zu seiner Haushälterin Rebekka West unterhalte. Verzehrende Zweifel drohen Rosmers Willenskraft zu vernichten, und da Rebekka

ihn durch Selbstquälereien wegen einer eingebildeten Schuld sowie durch die gemeinen Angriffe Krolls leiden sieht, so gesteht sie, daß sie Beate in den Tod gelockt habe, weil sie Rosmers Kräfte in der unglücklichen Ehe verkommen sah, selbst aber im Verein mit ihm für die Zukunftsgedanken zu arbeiten gedachte. Aber als Rosmer den Glauben an Rebekka verliert, in dem seine Stärke gelegen hat, ist seine Kraft gebrochen, er entsagt seinem Lebenswerk, er glaubt nicht mehr an seine Fähigkeit, Menschen zu adeln. Da erklärt ihm Rebekka, wie sie von wildem Verlangen nach ihm getrieben im Wirbelsturm der Leidenschaft gehandelt habe, dann aber, als sie ihn näher kennen lernte, durch die Feinheit seiner Natur, seines Gemütes aus wilder Leidenschaft zu stiller, entsagender Liebe erzogen sei. Er aber kann ihr nicht glauben, eine Probe ist nötig, sie muß, um ihm mit dem Glauben an sie, die er geadelt hat, den Glauben an die Möglichkeit seines Lebenswerkes wieder zu geben, in froher Aufopferung gleich Beate in den Tod gehen. Sie ist bereit, da erkennt er, daß in ihr sein Lebenswerk, sein Selbst vollendet ist, und vereint mit ihr stirbt er im Mühlteich, wo seine Frau ihr elendes Leben endete.

Daß die Niedrigkeit des Geistes vielfach aus Armut und Elend stammt, wie der „Volksfeind" lehrte, war in der „Wildente" dargestellt. Die Lehre des Volksfeindes über die entgegengesetzten Menschen prägt sich in Rosmer aus. Freisinnigkeit, Vornehmheit, Sittlichkeit sind seine Elemente. Wie jener will er allein, über den Parteien stehend, — denn im Parteitreiben geht das Edle des Menschen zugrunde — ein großes, öffentliches Lebenswerk vollenden. Dieses aber ist weit tiefer als das des Volksfeindes, und herrlich ist es, wie mit der Entwicklung Rosmers der große Gedanke immer tiefer aus dem Gefühl erneuert wird. Wieder geht die Individualentwicklung mit der Ideenentwicklung Hand in Hand. Das Gefühl der frohen Schuldlosigkeit soll die Menschen der neuen Welt tragen. Dieser Rosmer mit seinem heiteren Ernste, mit seiner sittlichen Feinheit ist eine wunderbare Schöpfung. Er ist — vielleicht ist es der einzige Ausdruck, der sein Wesen bezeichnet — er ist eine schöne Seele. Aber seine weiche Natur, hervorgegangen aus einer korrekten Ehrenmännerfamilie, hängt mit deren überlieferten Eigenschaften zu eng zusammen. Übertrieben fein ist sein sittliches Gefühl, zu leicht fühlt er sich schuldig, und, von Zweifel verzehrt, taugt seine Seele nicht zu thätigem Lebenswerke. Mit dem Verlust des Gefühls der eigenen Schuldlosigkeit fühlt er die Unmöglichkeit, diese der Welt als Erlösung zu predigen. Die alte Zeit, die Vererbung — hier klingt der Grundgedanke der Gespenster an — wirft sein neues Streben nieder und zeigt ihm seine Ohnmacht. Rebekka aber lehrt ihm den neuen

Gedanken, der das Resultat ihres Lebens ist: die entsagende Liebe, der große Schmerz, in dem die Läuterung der Menschen zu freiem Lebenswerk sich vollziehen soll. So muß er selbst entwickelt werden, ehe er ein Lehrer des Volkes sein kann. Das ist die grausam verurteilende Mahnung des Schauspiels.

Diese Rebekka, die in wildbewegter Vergangenheit einen kecken Willen und einen starken Geist erworben, die dann ebenfalls ihre Ohnmacht im Erwachen wahrscheinlich ererbter Sinnlichkeit gefühlt, dann im Wirbelwind der Leidenschaft durch Verbrechen gegangen und in Entsagung ihr Leben gesühnt, ist ebenfalls eine wunderbar tiefe, eine herrliche dichterische Gestalt. Rosmers Seelenfeinheit hat sie geadelt, er lebt in ihr, wie Peer Gynt in Solveig, nur, daß hier der Mann wirklich der Schaffende ist, sie hat die Entwicklung durchgemacht, wie Agnes im „Brand", sie ist zur Entsagung gekommen, aber das Glück ist darin getötet.

Dieser tiefen, werdenden Welt gegenüber, steht die alte in Kroll. Er ist ein konsequenter Mann des Alten von seinen ersten Anschauungen, daß man die Selbständigkeit im Denken des Volkes und der Jugend als staatsgefährlich unterdrücken, aber die anerkannten Wahrheiten halten müsse, bis zu seiner gemeinen Unduldsamkeit in Überzeugungen und auf sittlichem Gebiet. Eng in Gedanken und Gefühl, aber fest in seiner Stellung.

Um diese wenigen handelnden Personen gruppieren sich die malenden: die Frau Helseth, Rosmers Haushälterin, ein zurückgebliebener Rest einer längst abgestorbenen Gedankenwelt, Redakteur Mortensgård, eine feinere Fortbildung der Redakteure im „Volksfeind", ein Fortschrittsmann, der aber durchweg mit den Verhältnissen paktiert, und vor allem der landstreichende Idealphantast Ulrik Brendel, eine symbolische Figur wie Rank, deren Auftreten das Verhalten Rosmers, der seine Gedanken zu lange für sich behielt, verzerrend parodiert.

Wieder ist eine vor der Handlung liegende unglückliche Ehe der Grund allen Elends, und wie in den „Stützen der Gesellschaft", so kann auch hier ein Beginnen, das im Verbrechen seinen Ursprung hat, so edel es selbst gemeint ist, nicht gelingen.

An der Enthüllung dieser vergangenen Ereignisse entwickeln sich die Gestalten. Kroll bringt äußerlich immer mehr Aufklärung über sie und spricht dabei seine Anschauungen aus, Rebekka enthüllt die tieferen Motive und wiederum darin zugleich ihr Werden, ihre Art, und durch die Darlegung ihrer Entwicklung belebt und vertieft sie Rosmers Gedanken.

Der gesamte geistige Gehalt ist wieder durch den Gesichtspunkt der Entwicklung eines neuen Lebens aus einem alten durchdrungen. Diese

Einigung des Mannigfachen in einer Richtung, das Andeuten der abergläubischen Vorstellungen im Hintergrunde, worin sich vor allem die vererbte Welt ausspricht, giebt dem Ganzen wieder meisterhaft eine einheitliche Farbe.

Wie ist alles Kleinste ausgearbeitet! Nirgends ist die Geschlossenheit des Ibsenschen Dialogs, in dem kein Wort unwichtig ist, so kunstvoll ausgebildet. Herrlich ist in seiner lückenlosen Einheit der Bau des Ganzen!

Wir haben gesehen, wie die großen Anschauungen Ibsens, deren Entwicklung wir durch alle Dramen verfolgt haben, hier in Gefühl und Gemüt münden. Aber das Größte an diesem Drama ist das Bestimmen des ganzen Gangs der Handlung durch das Gemüt. Wir haben hier eine moderne Liebestragödie in vollstem Sinne des Worts, die erste und einzige Ibsens. Worauf Nora hinwies, das ist hier am Schluß erreicht: die Begründung einer echten Ehe.

In gemeinschaftlicher Arbeit sind Rosmer und Rebekka zusammen gewachsen, der Glaube an sie ist, ohne daß er es ahnte, der Quell seiner Kraft gewesen. In tiefem Schmerze reißt er sich, infolge eines vorübergehenden Unverständnisses von ihr los, und als sie sich wiedergefunden, erprobt und bewährt, da legt er ihr die Hand aufs Haupt und weiht sie zu seinem ehelichen Weibe im Tode. Er findet in ihr, sie in ihm, da ihr Sehnen rein erfüllt wird, Versöhnung — und die Einigung der menschlichen Geschlechter, das Ineinswerden tritt herrlich hervor. In der That — eine moderne Liebestragödie, nicht Entwicklung der schönen Leidenschaft, sondern ein langsames Zusammenfügen von Mann und Weib in Geist und Gefühl nach schwerstem Kampfe zur Befreiung des inneren eigenen Lebens, und in ihm wieder die Gewähr befreiter Zukunft!

Die sämtlichen Fäden der Ibsenschen Dramen laufen in diesem zusammen, aber alles ist tiefer und größer gefaßt.

Hiermit beschließe ich die Besprechung der einzelnen Werke, nicht in der Überzeugung sie irgendwie allseitig betrachtet, aber in der Hoffnung, durch treue Hingabe wenigstens einige der Hauptgesichtspunkte gefunden zu haben. Die „Gedichte" bieten für die Erkenntnis der künstlerischen Persönlichkeit Ibsens kaum neue Züge, sie sind eigen und reich an mannigfaltigen Gedanken, Farben und Stimmungen.

Wenn wir noch einmal auf das Werden der großen Persönlichkeit einen Blick werfen, so erfreut uns zunächst die wundervolle Konsequenz der Entwicklung. Aufgewachsen in den überlieferten Formen des Dramas, in ihnen zunächst schaffend, entwickelte der Dichter doch schon eigene Gedanken, ihrer Ausbildung allein schenkte er die Kraft seines Geistes und erweiterte die errungene Weltanschauung immer mehr zu einer Lebensanschauung der modernen Gesellschaft.

In dieser Entwicklung aber spiegelt er zugleich drei Zeiten. Die eigenartigen Ausläufer Shakespeares und Schillers füllen die erste Periode. Die zweite bietet uns die Nachkommen der Gedankendramen Byrons. „Brand" ist dem Gedanken nach der moderne „Kain", der Stimmung nach der moderne „Manfred". In ihm ist der eiserne Zug unserer eine neue Weltanschauung schaffenden Zeit ebenso extrem zum Ausdruck gekommen wie in „Manfred" die Schwüle einer untergehenden Welt. Die dritte Periodeaber arbeitet in dem Stile der der Neuzeit eigenen Dramatik.

Jeder Mensch trägt in seinem Haupte eine lange Entwicklung der Zeiten, und je mehr Zeiten sein Geist umspannt, je klarer er vor allem die zukunftskräftigen Gedanken der eigenen Zeit ausgeprägt hat, um so größer ist seine Bedeutung. Ibsen ist eine rechte Gestalt der Übergangsperiode. Ausgeprägt ist in ihm der Kampf einer alten und einer neuen Welt. Und die unheimliche Macht der alten über die strebende neue — das ist eins seiner Hauptprobleme: das Problem der Vererbung. So verfolgt er das Werden des Individuums bis in den Samen und erkennt es von Geburt an als unfrei, als bestimmt. Seine Auffassung des nicht bestimmten Individuums läßt sich so formulieren: der Mensch sollte in kraftvollem Egoismus, nur von seinem Geiste, nicht von den Verhältnissen geleitet, sich zur Persönlichkeit erziehen und, unbekümmert um alle Borniertheit, voll selbstbewußten Mutes, seiner Persönlichkeit gemäß im Leben wirken. Statt dessen aber sucht er nur allzu oft die Sicherung seines Selbst, nicht die innere in Wahrheit und Freiheit, sondern die äußere in Reichtum und Glanz zu eigenem Genuß.

Das selbstsüchtige Sichern des Ichs auch durch Lüge, schließlich durch Verbrechen, die Feigheit gegenüber den Menschen im Vertuschen unangenehmer Thatsachen, überhaupt die stete Rücksichtnahme auf die Verhältnisse ohne Rücksicht, ob die Seele darunter leidet, die durchgehende Unklarheit in Anschauungen, schließlich auch im Gefühl, welche das menschliche Leben verunreinigt — all das verfolgt er, und in allem erkennt er als letzten Grund das Eine: die Verkümmerung des inneren Lebensberufes, die Individualität frei auszubilden. Immer abstrakter und schärfer betont und verfolgt er diese Verkümmerung der Idee, auf der durchgehends das moderne Leben gebaut, von der es wenigstens stets zersetzt ist. Und meisterhaft zeichnet er von dem ersten Drama der dritten Periode an die Phrasenhaftigkeit des Lebens, die alles so schön verdeckt, wie er schon im „Brand" abstrakt erwogen hatte.

Der Lebensdrang des Menschen zur Erfüllung seines inneren Berufes schlägt unbefriedigt in Unklarheit und Unsittlichkeit um; der Mensch erfüllt ihn in der Hingabe an große Gedanken. In Wahrheit und Freiheit soll er

seine Persönlichkeit ausbilden, denn sie sind die Natur seines Geistes und die Stützen der Gesellschaft. So leitet Ibsens psychologische Anschauung ihn zu den das Leben bestimmenden Gedanken. In einem freien Leben werden Arbeits- und Lebensfreudigkeit die Elemente der Menschennatur werden, und Vornehmheit, Sittlichkeit, Freisinnigkeit werden sich in dem Selbständigen untrennbar vereinigen. Auf diesem Wege entstehen die ganzen, die gesunden Naturen, die klar sind im Geist und im Gefühl, und ihren eigenen Weg mit herrlichem Kraft- und Selbstbewußtsein gehen, die an Stoff und Verhältnissen klebende Selbstsucht zeugt die halben, die Flicknaturen.

Aber wie wenige werden zu dieser Entwicklung geführt! Abgesehen von der Vererbung werden die meisten auch durch die Erziehung von dem rechten Wege ferngehalten. Es muß erst das Leben durch Schicksal und Schmerz die Menschen zur Erkenntnis über sich und ihre Lage und damit über die in der Gesellschaft wirkenden Schäden erwecken. Aber durch diesen Schmerz geht es zur Befreiung der echten Natur! Den Weg zu ihr hat Ibsen in den späteren Dramen noch eingehender untersucht. Das Gefühl der frohen Schuldlosigkeit wäre befreiend, aber wenige können es hegen, und so muß die Aufopferung, die entsagende Liebe, die Läuterung des Herzens durch großen, heiligen Opfersinn eintreten.

Und diese Aufopferungsfähigkeit ist schon von der Natur entwickelt im Weibe, aber nur auf ihre kleine Welt bezogen. So ist sie im Kleinen die Vollendung der Menschennatur und damit die Versöhnung, der Friede für den Mann — denn das Vollendete giebt stets Frieden.

Und wenn der Mensch — so führen wir die eine Andeutung Brands: Das Leben, Freund, ist eine Kunst! aus — dem inneren Lebensberuf genügt, dann wird sein Leben zum Kunstwerk. Harmonisch wachsen seine Kräfte zu dem psychologischen Ziel der Vollendung seiner Natur, und mit der Durchdringung des eigenen Lebens durch große Zukunftsgedanken wirkt er läuternd im Sinne der Zukunft für das große Leben der Welt. Das Leben aber, durchdrungen und geadelt vom Gedanken, wird zum Kunstwerk.

Das sind in Kürze die Hauptgedanken der Ibsenschen Weltanschauung, die man aus dem vorigen und aus Ibsen selbst ergänzen mag. Es würde natürlich zu weit führen, alle Gedanken hier aufzureihen, zumal die, welche aus der klaren, individuellen Auffassung jedes Lebensereignisses fließen.

Der Denker klärt seine Gedanken und sucht das Leben immer wahrer zu verstehen. Der Dichter aber will nicht Erkenntnis, sondern ein Bild der Welt, das um so herrlicher ist, je klarer und heller der beleuchtende Lichtstrahl darauf niederscheint. Das Bild, welches Ibsen aus zeichnet, ist tief

und wahr, denn es umfaßt das menschliche Leben von den psychologischen Grundbedingungen der Individualität bis in die Verhältnisse unter demselben Gesichtspunkt. Und so dringt er bei allem in die Tiefe und verfolgt es bis ins Werden.

Aus der dargestellten geistigen Persönlichkeit des Dichters erklärt sich durchweg seine Kunst. Der umfassende Gesichtskreis ist ihre Haupteigentümlichkeit. Schon in der „Nordischen Heerfahrt" sehen wir das Leben des heroischen Zeitalters vom niederen Bauern bis zu den Helden in derselben Richtung bewegt. In den modernen Dramen finden wir zunächst eine Fülle von Verhältnissen in den Kreis der Betrachtung gezogen, aber immer einfacher wird die Handlung und erreicht in den Dramen von den „Gespenstern" an die höchste Vollendung: im äußerlich kleinen Kreise ein großes Leben zu spiegeln durch Gedanken in der oben ausgeführten Weise, welche die Methode der dramatischen Gedichte mit der der modernen Dramen verbindet. Es ist sogar bis ins Einzelne zu verfolgen, wie das Wachsen der Gedanken den Dramenbau bedingt, denn oftmals sehen wir das in einem Drama abstrakt Erwogene in dem folgenden konkret dargestellt.

Den beiden Problemen, welche dem Dichter besonders das Herz bewegen: der Ehe — denn in ihr soll des Menschen Wesen vollendet und darum der Grund der Regeneration gelegt werden — und der Vererbung — denn sie bestimmt das Individuum in besonderem Maße — hat er je ein eigenes Drama gewidmet, aber das zweite ließ sich in seiner weitumfassenden Eigenart behandeln, und nur das dem ersten geltende Drama nimmt eine besondere Stellung in Ibsens Technik ein. Es ist nach Art der handelnden Dramen im alten Stile gebaut, aber dennoch zeigt sich auch in ihm das eigene Kunstschaffen des Dichters ganz einzigartig, indem er, wie schon oben bemerkt ist, jede Person ohne Rücksicht auf die andern ihren eigenen Weg gehen läßt.

In den übrigen Dramen aber wirkt die geistige Eigentümlichkeit besonders bestimmend auf die Technik ein. Um mit aller Klarheit die Voraussetzungen allseitig ausführen zu können, enthält der Dichter die Tiefe des Konfliktes stets erst im zweiten Akt.

Immer mehr wird der große Gehalt, der zu seiner Inkorporation die Verhältnisse des Dramas sich bildet, das eigentlich überwiegende. Und so verschwindet endlich der individuelle Held. In den „Gespenstern", der „Wildente", „Rosmersholm" können wir keinen Helden anerkennen; hier ist alles nebeneinander gleichberechtigt, und damit ist die höchste Einheit des Dramas erreicht: die Einheit ganz im Gedanken.

Ein solches Drama ist natürlich schwerer einheitlich abzurunden, als

ein psychologisches, welches sich um die Leidenschaft eines Helden dreht. Darum benutzt der Dichter oft einen äußeren Leitfaden, um die geistige Handlung daran aufzureihen — wie in den „Stützen der Gesellschaft" die Eisenbahn, in den „Gespenstern" das Asyl, u. s. w. Auch darum ist „Rosmersholm" so groß, weil es keines solchen Leitfadens bedarf, sondern sich ganz geistig entwickelt.

In der „Wildente" ist das Jagdrevier auf dem Boden vor, allem deren Stolz, die wilde Ente, der leitende Faden, von dem die Entwicklung immer wieder ausgeht. Und hierin erkennen wir eine neue Eigentümlichkeit. Die wilde, lahm geschossene, vom Meeresgrunde durch Hunde heraufgeholte, aber doch dem Licht und Leben abgestorbene Ente ist ein Symbol für das Leben Ekdals.

Dieser symbolische Zug, welcher die ganze Handlung des Dramas in einem Punkt spiegelt, prägt ganze Charaktere, die in sich die Abrundung des Stückes darstellen. Zu dieser Familie gehören: Hilmar, Rank, zum Teil Oswald, Ulrik Brendel.

In den letzten Dramen aber haben alle Ibsenschen Gestalten einen symbolischen Gehalt. Alle sind nicht nur, sondern bedeuten auch. Sie weisen auf einen tiefer liegenden geistigen Grund, aus dem sie entsprießen, und dies zugrunde liegende Letzte, welches die Menschen unfrei vorwärts treibt, mag man wohl dem griechischen Schicksal vergleichen, aber es ist keine furchtbare Phantasieschöpfung, sondern eine reale Erkenntnis. Es ist die überirdische Macht ins Irdische übergeführt, in den Menschen verlegt. So ist die volle Einigung des modernen Lebens hier auf der Erde erreicht — auch geistig im weitesten Sinne, und doch ist das Mystische der Tragödie gewahrt geblieben.

Um Hauptseiten des Konfliktes möglichst plastisch und kurz vordeutend darzustellen und so auch für Übersichtlichkeit der Gedanken zu sorgen, entwickelt Ibsen bewunderungswürdig die Kunst, in kleinen, meisterhaften Bildern den Gehalt anzudeuten. Diese Kunst wächst mit der Geistigkeit in der Anlage der Handlung. Sie beginnt eigentlich erst in den „Gespenstern", und sie erreicht ihren Gipfel in „Rosmersholm". Was vergleicht sich dem Bilde gegen Ende des dritten Aktes? (Seite 84 der Übersetzung.)

Rebekka (geht vorsichtig ans Fenster und blickt zwischen den Blumen hindurch, spricht halblaut mit sich selbst). Auch heute nicht über den Steg — Er kommt niemals über den Mühlbach. Niemals (geht vom Fenster fort). Ja, ja!

Wie kurz, wie tief ist das! Rosmer kann sich nicht von der Erinnerung an die Verstorbene, von der Vergangenheit losreißen. So ist er gelähmt

für ein großes Lebenswerk im Sinne der Zukunft, und damit bleibt Rebekkas Liebe hoffnungslos. Also das Schicksal zweier Menschen ist ausgeprägt in diesem Bilde.

Aus all diesen Zügen erkennen wir, wie der rein geistige Inhalt anschaulich dargestellt wird und vor allem im Symbolischen seine Verköperung findet.

Der große Gehalt aber bestimmt auch die Grundfragen der Technik. Nicht mehr der Wille ist hier das Bewegende, wie es Freytag so kategorisch für das Drama verlangt, sondern was wir als das Charakteristikum der Ibsenschen Weltanschauung erkannt haben, das ist auch das Bewegende seiner Dramen: der Kampf einer alten und einer neuen Welt. Die alte Welt aber ist die Welt der Überlieferung mit ihrer Enge, die neue Welt ringt nach Klarheit; sie dringt auf die natürliche, geistige Auffassung aller Verhältnisse, auf die Entwicklung des geistig Natürlichen im Menschen, welches die alte Welt verkümmert. Und so ist dies durch alle Dramen der große Vorgang: die Entwicklung der Natur aus der Unnatur.

Dieses prägt sich im ganzen Gang der Handlung, vor allem klar aber in den Dramenschlüssen aus. Die „Nordische Heerfahrt", welche schon den Grundgedanken hatte, endet den Konflikt noch durch Vernichtung der Personen; in den „Kronprätendenten" führt der Schluß schon zum Beginne eines neuen Lebens, aber nicht in demselben Menschen, in dem das alte vernichtet wird. Und dies ist der fernere, große Schritt der Entwicklung. In demselben Menschen liegt das „Stirb und Werde!" In den letzten Dramen aber lebt nur der geklärte Geistesgehalt, welcher zum Siege geführt ist, fort, und das irdische, menschliche Gefäß wird durch die Macht der alten Welt zerschmettert. Darin ist das Höchste und Kunstvollste erreicht.

Dieser große Gegensatz einer alten und einer neuen Welt durchdringt auch die einzelnen Teile, die einzelnen Figuren. Immer reicher gestalten sich die Vorgeschichten der Dramen, wobei die charakteristische Art des Dichters, die Dinge bis in ihr Werden zu betrachten, zur Vertiefung der Kunst führt. Wie gewaltig reich sind die Vorbedingungen der „Gespenster", wie tief ist das Werden der Menschen in „Rosmersholm" bis zu Herkunft und Geburt verfolgt. Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß dasjenige Drama, welches zuerst den Grundgedanken Ibsenscher Kunst in klarster Weise darstellt: „die Kronprätendenten" auch zuerst im Bischof Nikolas das Gewebe einer menschlichen Seele in allen Fäden bis zum Anfang auflöst.

Und wie lebensvoll verkörpert der Dichter die Gestalten der beiden Welten! Der Reichtum und die Lebendigkeit der Charaktere ist erstaunlich. Auch sie sind durchweg von der Geistesgeschichte des Dichters bestimmt. Es lohnte wohl den Versuch, einmal zu verfolgen, wie mit dem Wachstum der

Gedanken dem Dichter neue Charaktere entstehen, wozu ich eben einige Andeutungen gegeben habe. Nicht farblos eben geht ihm die Erkenntnis neuer Verhältnisse aus seinem Grundgedanken auf, sondern sie verkörpert sich sogleich in lebenswahren Gestalten. Seine Weltanschauung ist nicht ruhig reflektiert, sie ist Resultat eines Kampfes, eines eigenen Werdens, und darum leben alle diese Menschen, weil der Dichter bis zu einem gewissen Grade ihre Lage aus Erfahrung kennt.

Ibsens Kunst ist ihm das Bewußtsein seiner Erkenntnis, diese Erkenntnis bringt wahrhaft ins Leben, und darum finden wir unter den Menschen unseres Dichters gar keine Idealgestalten. Die Idealität seiner Dramatik liegt in dem großen Zuge derselben, in dem Siege der neuen freien Anschauungen.

Da aber Ibsen das Losringen einer neuen Zeit aus einer alten darstellen will, so muß er natürlich die Macht der alten zeigen, welche zudem nach seiner Überzeugung äußerlich noch die stärkere ist. Damit ergiebt sich von selbst, daß es immer düstere Verhältnisse sind und sein müssen, in die er uns führt. Dieser Umstand, tief im Wesen seiner Anschauungen und seiner Kunst begründet, hat bei wenig tiefblickenden Beurteilern Ibsen den Beinamen des Pessimisten zugezogen. Nichts ist unrichtiger als diese Benennung, wie man selbst aus dem vorigen entnehmen wird.

Darauf aber beruht die Tragik in diesen Dramen, welche eine innerlich versöhnende Tragik ist trotz ihrer packenden Furchtbarkeit. Das zur Natur vorwärts strebende Individuum wird durch die mannigfaltigen Fäden, die es an die alte Welt ketten, gehemmt und in die Vernichtung gezogen, oder aber es wird durch Erwachen zu den Zukunftsgedanken zur Erkenntnis seiner alten, hohlen Lage gebracht und muß sich schmerzlich von ihr losreißen. (Nora.)

So erkennen wir durchweg, wie durch die Weltanschauung Ibsens seine Kunst bestimmt ist und mit ihr wächst. Erst überwiegt noch der Verstand. Es ist kein Zufall, daß am Anfang der dritten Periode ein Lustspiel steht, denn in der Komödie läßt sich durch geistvolle Berechnung, ohne Zuthun des tiefen Gemüts mittels der schaffenden Kraft Gutes erreichen. Auch die „Stützen der Gesellschaft" machen noch den Eindruck einer Studie. Dann aber werden seine Gedanken immer tiefer aus dem Gefühl belebt, und mit den Gedanken wird die Kunst gemütvoll.

Noch einen Blick rückwärts! Dramatisch waren der alten Technik diejenigen starken Seelenbewegungen, welche sich zum Willen und zum Thun verhärten, und die, welche durch ein Thun aufgeregt werden, also das Werden einer Aktion und ihre Folgen für das Gemüt. So hatte sie naturgemäß

einen Helden im Mittelpunkt, sie gruppierte zu ihm freundlich, feindlich, vielleicht auch vermittelnd die übrigen Personen, und da die Seelenbewegung als das Wesentliche möglichst früh eingeführt werden mußte, so brachte sie stets schon am Ende des ersten Aktes die Handlung bis zur Formulierung des Problems.

Und hier — es mag paradox klingen — aber ich möchte sagen: hier ist die Farbe das Wichtige, nämlich das Durchdringen der sämtlichen Personen von einem großen Grundgedanken. Damit kommen alle die oben entwickelten Eigentümlichkeiten.

Es ist eine gewisse Prädestination in Ibsens Entwicklung. Schon in den ersten Dramen giebt er uns farbige, bunte Bilder der Welt von großem Reichtum. Aber erst in seiner Vollendung erkennt man den rechten Sinn dieses Farbegebens. Schon in der ersten Epoche liebt er das Dämonische, aber erst in der letzten wird der unheimliche Zug recht in seiner Wichtigkeit begründet als das Ruhen eines durch Vererbung überkommenen, unabwendbaren Schicksals im Menschen. Und aus diesem Gesichtspunkt spielt Ibsen besonders gern auf abergläubische Vorstellungen an. Und endlich — schon in der ersten Periode hat er viele ruhende Szenen der Abwechslung halber, in der letzten entdecken wir diese als einen Hauptteil seiner Dramatik: in ihrem ruhigen Gespräch entwickeln sich die Anschauungen der beiden Welten. Wie die großen Konflikte der späteren Perioden in der ersten vorgebildet sind, habe ich schon vorher bemerkt.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts finden wir zum ersten Male, abgesehen von einigen leicht erklärlichen Ansätzen den Versuch, in einer Dichtung die naturgemäße Erziehung des Menschen zu schildern, nachdem dieselbe vorher theoretisch den Gegenstand einer Untersuchung Lockes gebildet hatte. Es ist das kein Zufall. Damals begann die Bemühung, den Menschen aus dem kirchlich-religiösen Bann zu befreien, ihn aus sich selbst zu verstehen, und es mußte der Gedanke auftauchen, seine Entwicklung aus sich selbst zu untersuchen. Die Dichtung, die ich meine, ist der Robinson von Defoe welcher seinen Helden aus dem alten Leben herausreißt und in ihm ein neues, von seiner eigenen Kraft ausgehendes sich entwickeln läßt. Dies ist das erste Werk der Erziehungsdichtung. Schritt für Schritt machte sich der Mensch von der religiösen Überlieferung frei, immer näher kam er der Erkenntnis seiner eigenen Natur. Es ist der diese Entwicklung abschließende Gedanke, daß der Mensch ganz aus sich selbst heraus im Dienste der Menschheitsgedanken seine Natur ausbilden, erziehen, so in sich das neue Zukunftsleben erwecken und mit der Durchdringung durch große Gedanken sein Leben zum Kunstwerk läutern soll.

In unserer klassischen Periode ist für diese Gedanken am meisten gethan. Sie begann auch nach der besten Form für sie zu suchen, welche bekanntlich in einer Anlehnung an die antike erhofft ward. Dieser Bestrebung tiefster Grundgedanke scheint mir zu sein — die moderne, vom Menschen ausgehende Weltanschauung mit umspannender Konsequenz so harmonisch auszubilden, wie die griechische in ihrer Beschränkung war, und diese neue Weltanschauung dann in griechisch-harmonischer Form sich gestalten zu lassen.

In der Entwicklung dieser beiden Gedankenkreise hat auch Ibsen seine Stelle. Die Erziehung ist ein wesentliches Moment in seinen Dramen, die Erziehung, welche durch das Leben in Losreißung des Menschen von der Überlieferung gegeben wird. Das Prinzip der Individualität, welches der Grundgedanke der modernen Welt ist, haben wir als seinen Grundgedanken erfaßt: ein neues Leben aus dem alten zu entwickeln, ist sein Hauptbestreben. Aber es kommt auf die Durchbildung des Prinzips an, und diese Arbeit ist von Ibsen erst begonnen. Er ist sicher im Gebiet des täglichen menschlichen Lebens. In den gewöhnlichen Schicksalen ungewöhnlichen Geistesgehalt zu entwickeln, weiß er mit genialer Größe. Auch deutet sein psychologisches Genie zuweilen auf die größten Fragen. Wenn Sigurd sagt: „Ein unselig Gespinnst haben die Nornen um uns gesponnen," und Hjördis mit diesen Nornen ringen will; wenn König Hakon in tiefster Not ausruft: „Sind zwei Könige in Norweg, so ist doch nur einer im Himmel, und der wird's schon entwirren," was ist da die Gottheit? nichts anderes als das Bewußtsein ihres Lebensberufes, das Gefühl, daß sie diesen gegen alle Hindernisse verfechten müssen. Dieser Grundgedanke, daß der Mensch aus seinem Herzen die Gottheit schafft, liegt dem „Brand" zugrunde, und im Schlusse von „Rosmersholm" tritt die rein menschliche Rechtfertigung und Versöhnung hervor.

Aber dennoch — in dieser Erweiterung des Individualitätsgedankens auf die größten Lebensgebiete wird die kommende Dichtung eine ihrer Hauptaufgaben sehen müssen, und in dieser Vertiefung des modernen Gehalts wird die neue Weltanschauung erst wahrhaft begründet werden.

Die Weltanschauung Ibsens hat ihm die Form geschaffen, und indem er streng in seinem Kreise blieb, hat er dieselbe so konsequent ausgebildet, daß sie in seinen künstlerisch größten Werken, den „Gespenstern", der „Wildente", „Rosmersholm" wahrhaft die griechische Tragödie modern belebt. Hier liegen vor Beginn der Handlung die Ereignisse, deren Enthüllung und Beleuchtung aus immer bedeutenderen Gesichtspunkten das Drama erfüllt. Das Alte bringt in seiner Macht Schritt für Schritt tiefer ein und zerstört die Menschen — alles wie im „König Ödipus", den Schiller so sehr be-

wunderte und nicht erreichen konnte. Äußere Ruhe — innere Bewegung — das ist das Charakteristikum der griechischen wie dieser Dramen, und dieser Bau war der einzige, der den Grundgedanken Ibsens ganz ausprägte.

So deckt sich auch im ganzen Bau Inhalt und Form.

Was aber will das Drama überhaupt darstellen? Es will uns ein durch einen großen Gesichtspunkt einheitlich gegliedertes Weltbild geben, welches sich vor uns konsequent zu einem innerlich notwendigen Ziele entwickelt. Shakespeare war der Dramatiker der Individuen, und vom Individuum aus einigte er meistens die Handlung. Ibsen ist der Dramatiker des Prinzips der Individualität, und von diesem aus schafft er Einheit und Entwicklung, wozu er großer Verhältnisse bedarf. Das ist wie an Tiefe so an Kunst ein entschiedener Fortschritt, denn diese Einheit ist geistiger. Natürlich soll hiermit die dichterische Bedeutung der beiden Männer nicht verglichen werden.

Aus einem Gesichtspunkt möglichst allseitig den Weltkreis zu umfassen ist überhaupt ein Bedürfnis, ein Streben der menschlichen Natur. Aus diesem Streben erklären sich z. B. die Kontrastfiguren des früheren Dramas, und es erscheint mir ein in der menschlichen Natur begründetes und nicht, wie Freytag sagt, geheimnisvolles Gesetz des Schaffens zu sein, welches sie hervorbringt. Dieses Streben ist durch den umfassenden Geist des Dichters hier zu schöner Vollendung gebracht.

Ich habe oben betont, was das Größte an Ibsen ist, und habe gesagt: seine Weltanschauung hat seine Technik geschaffen, aber das ist ein schlechter Ausdruck: Weltanschauung und Technik vielmehr sind eins. Seine Art, die Dinge anzuschauen, bildet seine Dramen. Und so ist er eine der großen Erscheinungen, die beweisen, daß es gar keine feststehende Technik giebt, indem jeder von innen organisierende Dichtergeist den Stoff nach eigenem Gesetze formt.

Ibsen ist eine große Einheit, und eben darin ist er ein historisches Produkt der vorher skizzierten Geistesentwicklung, eine Verkörperung des Grundgedankens unseres modernen Lebens. Wohl gemerkt — in seinem Kreise, der sich noch erweitern läßt. Neben diesen großen Zügen laufen natürlich kleine Schwächen, wie z. B. zuweilen etwas unwahrscheinliche Voraussetzungen. Ich brauche zu ihrer Entschuldigung nicht an Shakespeare zu erinnern, denn ich hasse in ästhetischen Dingen das ewige Heranziehen von Analogien im Verfahren großer Dichter, wodurch die Sache meist nur unklar wird. Wer selbst gute Augen hat, braucht nicht durch die Brillen anderer zu schauen, um eine Sache zu erkennen. Derartige Kleinigkeiten verschwinden neben den großen Vorzügen.

Die große Eigenheit Ibsens aber, daß er in Geist und Kunst über die alte Zeit hinausgeschritten ist, hat seine falsche Beurteilung herbeigeführt. Wir sind noch zu sehr in dem Anschauungskreis der idealisierenden Dramatik befangen und empfinden die Lebensdramatik Ibsens als fremdartig. Die Kritiker aber stehen vielfach noch unter dem Einfluß der Vererbung, sie wollten Ibsen nach der alten Technik messen, die er gesprengt hatte. Da in den „Gespenstern" die Krankheitsgeschichte Oswalds das einzige ist, was etwas nach einer Handlung im alten Sinne aussieht, so ergriffen sie die eine unwesentliche Seite und verstanden sie so natürlich falsch. Aber ist es denn nicht die erste Bedingung, der ein dramaturgischer Kritiker zu genügen hat, daß er sich technisch bildet und dann den großen modernen Erscheinungen so unbefangen prüfend entgegentritt, als ob er nichts von der alten Technik wüßte?

Möchten die Geisteskeime, welche in Ibsen so schön zur Blüte gekommen sind, und welche in der ganzen Welt zum Leben verlangen, auch in der deutschen Dichtung ihr volles Wachstum finden! Die geistige Entwicklung der Menschheit läßt sich ja keineswegs unter dem Bilde der auf- und niedersteigenden Himmelskräfte verstehen, die sich die goldenen Eimer reichen; sie ist, um das alte Bild aufzugreifen, wie der Durchbruch der Sonne durch die Wolken, welche gleichzeitig die hohen Gipfel bestrahlt und dann ins Thal hinabsteigt, ohne daß die Gipfel sich neigen. Die Grundgedanken Ibsens leben, mehr oder minder klar, unbeeinflußt von ihm, in vielen.

Und allen entgegengesetzten Meinungen zum Trotz, welche der Dichtung nur noch ein Recht zur Erholung gönnen möchten, behaupte ich, daß es niemals eine Zeit gegeben hat, welche der Dichtung so bedurfte, wie die unsere. Heute, wo jeder ein Lebenskünstler sein soll, was wir als Ziel der Menschengeschichte erkannt haben, gerade heute hat der Dichter allen anderen voran den Beruf, sich zum Kunstwerk abzuklären und das große Ziel der Menschen darzustellen. Es soll die Eigenart des modernen Dichters sein, daß er hineinwächst in die großen Gedanken der Zeit, daß er einerseits immer einfacher und tiefer, andererseits immer allseitiger und konsequenter das moderne Leben umspanne.

Alle die Züge, welche Jatgeir in den „Kronprätendenten" mit „entweder — oder" als die den Dichter schaffenden bezeichnet, sollen in dem modernen Dichter thätig sein: die Gabe des Leides, durch die er sich von der alten Welt losreißt und überhaupt erkennen lernt, die Gabe des Zweifels an jeder überlieferten Anschauung, der Glaube an seine Welt und die Freude in stetiger Hingabe an seinen Lebensberuf. So wird er eine ganze Persönlichkeit werden, er wird beweisen, daß man auch in unserer zersplitterten

Zeit den Menschen einen könne, indem er in sich das höchste geistige Streben mit den Anlagen seines Gemütes schaffend verbindet. Er wird in sich und in seinen Werken die künstlerisch vollendete Ausbildung des Individuums darstellen und das Höchste zeigen, was die Übergangszeit zu einer vollendeten Zeit macht: daß die neue Weltanschauung nicht nur freier und größer, sondern auch Glück bringender ist als die altersgraue, die in unseren Tagen zu Grabe getragen wird.

Kritische Tage und Gänge.

Von Rudolf Falb.

(Berlin.)

Es ist eine uralte Erfahrung, jedes Blatt in der Geschichte der Wissenschaften lehrt sie, jeder Tag in der Gegenwart bringt dafür eine neue Bestätigung, daß die größten und andauerndsten Hindernisse, welche sich dem Fortschritte der Naturerkenntnis entgegenstellen, von den Gelehrten selber ausgehen und vor allem der subjektiven „individuellen Überzeugung" entstammen.

Diese wird mit der Inanspruchnahme einer gewissen Unfehlbarkeit desto breitere Schichten durchdringen und belasten, je mächtiger persönliche Autoritäten und Beziehungen ihr Gewicht dafür in die Wagschale werfen. Vom Lehrstuhle aus, den eine große Schar begeisterter Schüler umlagert, wälzt sich, wie die Wahrheit, so auch der Irrtum in breiteren Wogen über die Gefilde.

Diese Thatsache tritt am stärksten hervor in Wissenschaften, die ein verhältnismäßig noch junges Dasein fristen, in welchen demnach das grundlegende Material noch spärlich vorhanden, die ordnende Systematik noch schwankend, die Ausscheidung des wesentlichen Kernes von nebensächlichem Ballaste noch nicht vollzogen ist.

Zu diesen Wissenschaften gehören heute noch unbestritten Geologie und Meteorologie. Während das Alter der beobachtenden und rechnenden Astronomie nach Jahrtausenden zählt, liegen die ersten Grundsteine jener Forschungsgebiete kaum über ein Jahrhundert zurück. Die Meteorologie insbesondere ist noch bei keiner jener großen Fragen angelangt, die zu Erörterungen fundamentaler Art führen, wie sie sich in der Geologie seiner

Zeit zwischen den Neptunisten und Vulkanisten und heutzutage etwa über die Beschaffenheit des Erdinnern entspannen. Die Frage über den Einfluß des Mondes auf das Wetter z. B. ist noch kaum in das Stadium ernsthafter Erwägung getreten, wenn man den zahlreichen Untersuchungen mit positivem Ergebnisse — wie sie in Dr. W. J. van Bebers ausgezeichnetem „Handbuch der ausübenden Witterungskunde" I p. 72—176 zusammengestellt sind — die negativen, höchst oberflächlichen Einwendungen gegenüber stellt.

Nicht minder auffallend ist es, zu beobachten, daß in der Geologie die Lehre vom Einflusse des Mondes auf die Erdbeben trotz alljährlich sich häufender Beweise zu gunsten derselben, noch immer Einwendungen begegnet, welche den beobachteten Thatsachen keineswegs in wissenschaftlich objektiver Weise Rechnung tragen.

Wir wollen nun die Quelle dieser Einwände in nähere Betrachtung ziehen.

Als der Verfasser im Jahre 1869—1870 sein Buch „Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche" veröffentlichte, hatte keiner der namhaften Geologen die darin auf Grund der Thatsachen vorgetragene Lehre vom Einflusse des Mondes auf jene Erscheinungen zu widerlegen versucht. Im Gegenteile ist sofort von wissenschaftlicher Seite eingestanden worden, daß in des Verfassers Anschauungen eine Klärung der geologisch unfaßbaren Aufstellungen Perreys läge, den wir auf der ersten Zeile jenes Buches zitierten. Und selbst Prof. von Hochstetter pflegte in seinen Vorträgen am Wiener Polytechnikum diese Theorie ehrenvoll zu erwähnen, wie er sie denn auch in dem geologischen Teile der „Allgemeinen Erdkunde" in beiden Auflagen (1872 und 1875) angeführt und die Richtigkeit derselben nicht bestritten hatte.

Als dann im Jahre 1875 in Graz die Versammlung der deutschen Naturforscher tagte, wurden in der von zahlreichen deutschen Geologen besuchten Sektion für Geologie, in welcher Prof. Sueß den Vorsitz führte, die wissenschaftlichen Ausführungen des Verfassers über diesen Gegenstand mit großem Beifalle aufgenommen. Gleichzeitig überreichte derselbe der Versammlung sein eben aus der Presse gekommenes Buch: „Gedanken und Studien über den Vulkanismus", in welchem vornehmlich auf die Thatsachen Bezug genommen wurde, welche sich bei dem Erdbeben von Belluno 1873 und dem Ausbruche des Ätna 1874 für die Theorie der Erdbeben ergaben.

Allein noch in demselben Jahre erschien ein Buch, welches den ersten Grund zur objektiven Opposition legte, die dann zwei Jahre später, nachdem der Verfasser bereits seine wissenschaftliche Reise nach Südamerika angetreten hatte, auch in subjektiver Weise zu Tage trat. Jenes Buch betitelte sich:

„Die Entstehung der Alpen" von Prof. E. Sueß und sein Schwerpunkt lag in dem Anschlusse an die Auffassungen, die der amerikanische Geologe Dana von der Entstehung der Gebirge durch Seitenschub dargelegt hatte, und in der Anführung der dafür sprechenden Thatsachen, besonders im Gebiete der Alpen, als des geologisch bestbekannten Gebirgssystemes.

Es wurde dort mit großem sachlichen und litterarischen Aufwande gezeigt, daß die früher allgemein verbreitete, von den ersten Autoritäten getragene Meinung, es seien die jüngeren Gebirgsformationen zu beiden Seiten der krystallinischen Zentralzone der Alpen in symmetrischer Schichtenfolge im Sinne eines senkrechten, von unten nach oben stattgehabten Schubes gelagert, — irrig sei. Die Lücken dieser Symmetrie sprächen für einen Seitenschub, und dieser wurde dann auch als Ursache der größten Erdbebenkatastrophen in Anspruch genommen. Diese Schrift war von durchschlagendstem Erfolge begleitet. Sie war revolutionär.

Am 15. Juni 1877 hatte dann der Verfasser Europa verlassen, um in Südamerika Studien über die zeitliche Verteilung der Erdbeben und den typischen Verlauf der Katastrophen anzustellen. Da erschien im Jahre 1878 in den „Mitteilungen des naturwissenschaftlichen Vereines für Steiermark" eine Abhandlung gegen meine Theorie von Prof. Dr. Hörnes, Sueß' streitlustigstem Schüler, von welcher ich erst drei Jahre später, nach meiner Rückkehr, Kenntnis erhielt und zwar zu einer Zeit, in welcher ich, von den physischen und geistigen Anstrengungen der Reise erschöpft und wiederholt auf das Krankenlager geworfen, von periodischen Augenentzündungen heimgesucht, im Zustande gänzlicher Abspannung alle Angriffe apathisch über mich ergehen ließ.

Jener hinter meinem Rücken erschienene Artikel gipfelte darin, daß er die Thatsachen, welche ich zu gunsten meiner Theorie aus den Erdbeben von Belluno anführte: die Periodizität der stärksten Sekundarstöße, einfach dadurch beseitigte, daß er sie ad hoc für erfunden erklärte, weil der Geologe A. Bittner in seinem Verzeichnisse derselben stärkere Stöße aufgeführt hatte, die sich in meinem Verzeichnisse nicht vorfanden. „Dem Bittnerschen Verzeichnisse der Stöße von Belluno stellt Falb ein anderes, abweichendes gegenüber, das meiner individuellen Überzeugung nach für die behauptete Periodizität willkürlich präpariert ist." So zu lesen p. 42 der genannten Schrift.

Eine Antwort darauf war übrigens vollkommen überflüssig; sie hätte ja nur längst Gedrucktes wiederholen müssen. Denn erstens hatte ich bereits in meinen „Gedanken und Studien" p. 266 die wörtliche Quelle meines Verzeichnisses: die sorgfältige, tägliche Registratur der Erdstöße in dem

Journale „La Provincia di Belluno“ Nr. 55 und 57 ausdrücklich genannt. Es hätte also von Seite des Herrn Prof. Dr. Hörnes nur eines Einblickes in die Nr. 57 bedurft, um seine „individuelle Überzeugung“ in eine objektive gegenteilige zu verwandeln. Und zweitens lieferte das beste Zeugnis für mich ja die Quelle des Prof. Dr. Hörnes selber: A. Bittners Abhandlung „Beiträge zur Kenntnis des Erdbebens von Belluno“ (Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wissensch. Aprilheft 1874) p. 93, wo es von den Stößen am 1. August, auf welche sich jene Anschuldigung stützt, wörtlich heißt: „Auch die Stöße vom Morgen des 1. August, die zu Farra und Chiès als sehr stark angegeben werden, können in Belluno nur sehr unbedeutend gewesen sein, da ich trotz meiner Anwesenheit daselbst nicht das geringste davon wahrgenommen habe.“ Dies stimmt genau mit der Angabe meiner Quelle (Nr. 57), welche nur von zwei leichten Stößen an diesem Tage in Belluno spricht.

Woher nahm also Prof. Dr. Hörnes die Berechtigung, mir die Makel absichtlicher Thatsachenfälschung anzuhängen? Aber: Calumniare audacter! semper aliquid haeret. Wie bereitwillig man selbst in Fachkreisen auf diesen Leim ging, davon könnte ich noch ein Histörchen des Weiteren erzählen. Doch — Gottes Mühlen mahlen langsam!

So fand ich nach meiner Rückkehr aus Amerika, woselbst ich wegen widersprechender Thatsachen meine Theorie aufgegeben haben sollte, wie eine weitere Lüge meiner guten Freunde besagte, bereits eine bedeutende Gegnerschaft vor, die den Thatsachen zu gunsten meiner Theorie, welche ich aus der südlichen Halbkugel mitgebracht hatte, nun umso weniger Beachtung zu schenken brauchte, als ja auch diese nach der „individuellen Überzeugung“ des X oder Y gefälscht sein konnten. Man hatte also gut vorgebaut.

Diese Gegnerschaft fand ihren stärksten Ausdruck, als nach der Erdbebenkatastrophe von Agram (am 9. Nov. 1880) ich neuerdings das Verhalten der darauf folgenden sekundären Stöße als Probe meiner Theorie angerufen und den 16. Dezember jenes Jahres als denjenigen Tag bezeichnete, an welchem die Ruhepause durch einen ziemlich starken Stoß unterbrochen werden dürfte.

Noch vor diesem Datum wurden im Wissenschaftlichen Klub zu Wien zwei Vorträge über Erdbeben gehalten: der erste von Hofrat Prof. von Hochstetter mit Beziehung auf die Agramer Katastrophe, worin dieser Fall als eine Äußerung der fortdauernden Gebirgsstauung aufgefaßt und mit der Gebirgsbildung, wie sie Prof. Sueß in seiner Schrift „Die Entstehung der Alpen“ geschildert hatte, in Zusammenhang gebracht wurde. Daran reihte sich in gleichem Sinne zwei Tage später im nämlichen Lokale ein Vortrag

von Prof. Sueß über die Erdbeben in der österreichischen Monarchie. Er behandelte vorzugsweise den Zusammenhang der Erdbeben mit dem Laufe der geologischen Bruchlinien und betonte den plötzlichen Umschwung, der in den Anschauungen der Geologen über den Vorgang der Gebirgsbildung in den letzten Jahren eingetreten sei. Er sagte wörtlich: „In der That ist eine so große — Revolution kann ich es nennen, in einem bedeutenden Zweige unserer Wissenschaft kaum jemals so schnell, so gründlich, mit so wenig Widerspruch erfolgt, als in diesem Falle. Niemand denkt heute ernstlich daran, die Gebirge, wie man früher meinte, als Massen anzusehen, welche aus der Tiefe herausgehoben worden sind; man sieht im Gegenteile, daß unser Planet sein Volumen ein klein wenig vermindert und daß diese Verminderung hinreicht, um an einzelnen Stellen an dem oberen Teile des Planeten Faltungen zu veranlassen. Treten durch die dabei stattfindenden Spannübungen plötzliche Brüche ein, so sind Erdbeben längs der Bruchlinie damit verbunden."

So fußte also der Glaube an die tektonische Ursache der „häufigsten, furchtbarsten und verheerendsten Erdbeben", wie sich Prof. von Hochstetter ausdrückte, auf der genannten neuen Anschauung von Prof. Sueß über die Entstehung der Gebirge.

Nun aber verwandelt sich die Szene.

Nicht volle vierzehn Monde später — am 10. Januar 1882 — verkündete der Direktor der österr. k. k. Geologischen Reichsanstalt, Hofrat Ritter von Hauer in seinem Jahresberichte eine neue Botschaft, die um so überraschender wirkte, als der Eindruck der Schrift über die Entstehung der Alpen unter den Fachgelehrten inzwischen immer größere Kreise geschlagen hatte. So bemerkt noch im Frühjahre 1881 Prof. Dr. Hörnes in seiner polemischen Schrift „Die Erdbebentheorie Rudolf Falbs" p. 125 — indem er die Worte Prof. Sueß' wiederholt — „Niemand (hier hat Sueß offenbar auf Falb vergessen) denkt heute daran, die Gebirge, wie man früher meinte, als Massen anzusehen, welche aus der Tiefe herausgehoben worden sind u. s. w."

Hofrat von Hauers Bericht über die Arbeiten der Anstalt aber lautet wörtlich*):

„Herrn Dr. A. Bittner war die Vollendung des Blattes Lago di Garda, sowie die Aufnahme der . . . südlichsten Ausläufer des Gebirges von Vincenza und Verona zugewiesen. Von weittragender Bedeutung sind die allgemeinen Resultate, zu welchen derselbe durch seine genauen Detail-

*) Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt Nr. 1, 1882 p. 3.

untersuchungen in diesem und dem vorigen Jahre gelangte. Bezüglich einiger der anregendsten theoretischen Fragen der alpinen Geologie kommt er zurück auf ältere Anschauungen, die man, wie sich nun zeigt, etwas zu früh als definitiv überwunden betrachtet hatte. Die geniale Hypothese, die Aufstauung des Alpengebirges sei durch einen einseitig von Süden nach Norden erfolgten Schub zustande gekommen, findet durch die Klarstellung der Tektonik der Südalpen keine Bestätigung; dieselben zeigen einen Bau ganz analog jenem der nördlichen Nebenzone der Alpen und die Betrachtung dieser Verhältnisse führt ganz von selbst auf die ‚alte Symmetrie' zurück, der fortan wohl wieder jede Theorie über die Entstehung der Alpen wird Rechnung tragen müssen."

Soweit Hofrat von Hauer, der bekanntlich in der Reihe der hervorragendsten Geologen der Gegenwart steht.

Ich hatte also keinen Grund, mein Festhalten an diesen älteren Anschauungen zu bereuen. Was mich abhielt, an den Seitenschub zu glauben, das war die Betrachtung des Querprofiles der Alpen und der Widerspruch, welcher in dem Mißverhältnisse der Höhe zur Länge, in dem Mißverhältnisse des Geschobenen zum Schiebenden sich aus mechanischen Gründen ergab. Nach diesen letzteren sind im Profile unzweifelhaft eine zentrale Hebung als primäre, und Faltungen durch Seitendruck (bei Gleitung von oben nach unten hervorgebracht) als sekundäre Erscheinung zu erkennen.

Was aber die zureichende Hebekraft betrifft, die dabei thätig ist und welche die Anhänger des Seitenschubes nirgends zu finden behaupten, so hat der Verfasser schon im Jahre 1875*) auf die Zunahme des Volumens hingewiesen, der eine aus der Tiefe in höhere Regionen der Erdrinde gelangende Lavamasse infolge der bedeutenden Druckverminderung unterliegt. Die Lava birgt, so lange sie sich in gewisser Tiefe bei hoher Temperatur unter dem Drucke der überlagernden Schichten befindet, ein enormes Maß potentieller Spannungs-Energie, welche durch die mit der Druckentlastung und Erkaltung beim Aufstiege verbundene Gasentwickelung ausgelöst wird. Puillet fand, daß das Gas in den Schwimmblasen von Fischen, die aus einer Tiefe von etwa 3300 Fuß, wo der Druck ungefähr 100 Atmosphären beträgt, herausgeholt wurden, so bedeutend im Volume zunimmt, daß alle Muskelanstrengungen unfähig waren es zu beschränken. Es trieb die Blase, den Magen und andere benachbarte Teile in der Gestalt einer ballonartigen Masse zum Schlunde hinaus. Man kann sonach ermessen, nicht nur, welche Expansivkraft die Lava in der Tiefe von 7 Meilen besitzt, sondern auch,

*) Gedanken und Studien über den Vulkanismus p. 311.

welche Aktionen in ihr eintreten müssen, sobald sie bis auf etwa 2 Meilen unter der Oberfläche emporgedrungen ist. In jener Expansivkraft und in diesen Aktionen liegt, nach unserer Theorie, das Wesen des Vulkanismus. Es fließt aber daraus noch eine andere, sehr zu beachtend Folgerung.

Wenn der Auftrieb des Magmas, welches den plutonischen Gesteinen und der Lava das Dasein gab, in der Tiefe noch fortdauert, wie dies kaum in Abrede gestellt werden kann, so läuft die Thätigkeit des Erdinnern darauf hinaus, Massen, die in der Tiefe unter hohem Drucke lagerten, in die Höhe zu befördern, wo sie, von diesem Drucke entlastet, sich ausdehnen und daher die überlagernden festen Schichten heben müssen. Wirkt dieser Druck nach oben auf große Flächen, so bewirkt er die sekuläre Hebung der Festländer; wo er aber auf Spalten trifft, oder solche selber erzeugt, da tritt eine gesteigerte Wirkung desselben: die lineare Hebung der Schichten, die Bildung von Gebirgsketten in sekulären Zeiträumen ein.

Weshalb ich aber ebensowenig, wie der Lehre von der Entstehung der Alpen durch Seitenschub, auch der Ansicht beipflichten kann, daß die „furchtbarsten und verheerendsten Erdbeben" aus der Gesteinsverschiebung entstehen, lag zunächst in dem Typus ihres Auftretens und ihres Verlaufes begründet. Bei allen Katastrophen steht der stärkste Stoß am Anfange der Reihe und es folgen auf ihn stets eine Reihe schwächerer. Wenn die Erschütterung nur eine Folge der Entstehung einer Spalte durch Seitendruck wäre, so ist nicht einzusehen, weshalb der stärkste Ruck stets am Beginn der Bewegung eintritt, oder weshalb im Laufe der fortdauernden Aktion nicht weitere, ebenso starke Brüche auftreten, weshalb sich also die Katastrophe auf demselben Schütterungsgebiete und innerhalb derselben kontinuierlichen Erschütterungsreihe nicht wiederholen. Es ist ferner nicht einzusehen, weshalb an einem und demselben Katastrophenherde die großen Erdbeben zeitlich so weit von einanderliegen. Und endlich ist auch nicht zu begreifen, weshalb noch nicht ein einziger Fall unter so vielen verzeichneten Katastrophen als entschiedene Folge einer solchen plötzlichen Spaltbildung nachgewiesen werden kann.

Bezüglich der Aktion der Lava aber liefert jeder vulkanische Ausbruch den Beweis, daß sie die Ursache starker Erdbeben ist.

Hier steht einer auf bloßer Deduktion beruhenden, reinen Hypothese eine auf vielfältiger Beobachtung beruhende Annahme gegenüber. Und darin unterscheidet sich die sogenannte wissenschaftliche Ansicht der Gegner des Verfassers von seiner eigenen, die man gerne als unwissenschaftlich hinstellen möchte, weil sie sich den Irrlehren der Autoritäten nicht an-

schließt, sondern durch gewissenhafte Beachtung der fort und fort sich häufenden Thatsachen und durch strenge, echt wissenschaftliche Logik bestimmt und gestützt wird.

Die einzige, dabei stattfindende hypothetische Annahme ist, daß es auch in der Tiefe der Erdenrinde ebenso wie an ihrer Oberfläche Eruptionen gebe und diese Annahme setzt nur voraus, daß Erscheinungen, wie sie auf der Oberfläche thatsächlich beobachtet werden und deren Wirkung wir positiv kennen, zugleich mit denselben Wirkungen auch in der Tiefe auftreten.

Die Theorie dagegen, welche annimmt, daß Katastrophen-Erdbeben durch Spaltungen entstünden, versetzt Erscheinungen in die Tiefe, die nirgends an der Oberfläche beobachtet worden sind. Alles, was uns die Thatsachen auf der Erdoberfläche lehren, weist darauf hin, daß sich Spaltungen und Brüche der Erdschichten allmählich und unmerklich vollziehen und daß die zu Tage tretenden, durch Verschiebung erzeugten Spalten nur in den seltensten Fällen das Werk eines Augenblickes sind und selbst in diesem Falle keine Erdbebenkatastrophen erzeugen.

Diese Erwägungen bestehen ganz abgesehen von dem thatsächlichen Einflusse des Mondes auf die Häufigkeit der Erdbeben. Wird auch dieser noch in Betracht gezogen, dann stellt sich für die Gegner noch eine weitere Schwierigkeit heraus, die man allerdings in neuerer Zeit dadurch zu überwinden vermeint, daß man behauptet, dieser nicht mehr zu leugnende Einfluß des Mondes wirke auslösend auf die Spannung der Schichten. Allein abgesehen davon, daß nach der Fluttheorie der Mondeinfluß auf die Oberflächenschichten und Gebirgsketten unbestritten am stärksten wirken und somit Oberflächenspaltungen mit Erdbebenkatastrophen direkt am häufigsten beobachtet werden müßten — wovon auch nicht ein einziger Fall vorliegt — besteht ein bedeutender quantitativer Unterschied in der mathematischen Wirkung der Flutattraktion auf feste Schichten und auf flüssige oder gasförmige Massen. Wir wissen, daß die Meeresflut in ihrem thatsächlichen Betrage nur durch die große Beweglichkeit des Wassers erklärlich ist und es wurde das geringe Quantum der direkten Mondanziehung auf die Lava dem Verfasser häufig als Einwand gegen seine Theorie entgegengehalten. Nun ein solcher Einwand trifft nicht diese, sondern ihre Gegner, insoferne sie den Mondeinfluß auf den festen Teil der Erdkruste und nicht in erster Linie auf die Lava und die aus ihr sich entwickelnden Gase beziehen wollten.

Wo bleiben also die „wissenschaftlichen" Beweise, daß die furchtbarsten und verheerendsten Erdbeben nichts anderes sind als eine Folge der Schichtenbrüche? Sie schmelzen auf den Umstand zusammen, daß die stärk-

sten Wirkungen einer Katastrophe scheinbar in Ortschaften beobachtet werden, die auf einer und derselben Bruchlinie liegen und daß dieser entlang sich Erdstöße kontinuierlich wiederholen und sie als habituelle Schütterlinie verraten.

Allein auch ein thatsächlich kreisförmiges Erschütterungsgebiet muß in Gebirgsgegenden nach den nur an Häusern beobachteten Zerstörungen scheinbar eine lineare Form annehmen, weil eben die Ortschaften zumeist nur dem Thale entlang, somit in dieser Form sich gruppieren. So lange nicht Intensitätsmesser, gleichmäßig über eine Kreisfläche verteilt, miteinander verglichen werden können, bleibt der Schluß aus einer geradlinigen Reihe zerstörter Ortschaften auf eine geradlinige Maximalreihe der Intensitäten trügerisch und wissenschaftlich unerwiesen.

Damit aber soll keineswegs geläugnet werden, daß, wo eine wirkliche Bruchlinie läuft, die Erschütterung stärker auftrat. Das ist ja eine notwendige Folge der mechanischen Gesetze der Fortpflanzung eines Stoßes und hat mit dem Ursprunge desselben gar nichts zu schaffen. Jede Erschütterung, welche eine zusammenhängende Masse durchläuft, tritt beim Austritte aus derselben, also am Rande, am stärksten auf. Das bekannte Experiment mit einer Reihe aufgehängter Billardkugeln, die Beobachtung einer zusammenhängenden Waggonreihe, auf welche ein anzuschließender Waggon stößt, sind in dieser Frage die besten Lehrmeister. Es muß also auch am Bruchrande der Schichten die Bewegung am stärksten verspürt werden. Darüber giebt es unter physikalisch Gebildeten gar keine Diskussion.

Von allem aber wäre, um jede Willkür und individuelle Auffassung auszuschließen, die scharfe und wissenschaftliche Definition einer Bruchlinie zu geben, um darauf hin jeden einzelnen Fall untersuchen zu können. In dieser Beziehung sagt der Fachgeologe E. Tietze — ein Schüler der Wiener Geologischen Reichsanstalt und somit in der modernen Geologie, soweit ihr Thatsachen der Beobachtung zugrunde liegen, sicherlich kein Fremdling — in einem Artikel der Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft (1881, pag. 282), indem er von der Unsicherheit und Willkür, wie sie bei gewissen Eröterungen in der Nomenklatur der Tektonik zutage tritt, spricht: „Wann sind Senkungsfelder ganz oder teilweise stauende Festländer, wann sind stauende Festländer ganz oder teilweise Senkungsfelder? Auch darüber wäre eine Belehrung erwünscht, wenn einst eine gemeinfaßliche Darstellung der modernen Ansichten über Tektonik versucht werden sollte. Eine solche Darstellung wird überhaupt immer mehr zum Bedürfnis. Schon wissen wir nicht mehr, was man eigentlich unter einer Bruchlinie zu verstehen habe."

Und daß selbst die Apostel der Spaltenwurfskatastrophen in den einzelnen Fällen die größte Mühe haben, sich über die entsprechende Spalte zu einigen, davon gaben uns die Kontroversen zwischen den Professoren Dr. Hörnes und Dr. Höfer seinerzeit ein lehrreiches Beispiel. Wenn die Erschütterungen selber so deutlich die Spalte verrieten, wie es behauptet wird, könnte ein solcher Streit nicht entstehen.

Uns scheinen nach Allem, was die thatsächliche Erfahrung lehrt, die Verschiebungs- und Spaltungsbewegungen der Erdrinde nicht katastrophenartig, sondern im Sinne der Lyellschen Anschauung kontinuierlich und sanft zu verlaufen. Der Bildungsprozeß der Spalten muß, als von der lokalen Anordnung und Verteilung der Massen abhängig, die sich nicht urplötzlich ändern kann, mit der langsamen Umgestaltung der Oberfläche gleichen Schritt halten. Was durch Seitendruck sich plötzlich ereignet, ist von lokaler, geringer Ausdehnung und ohne bemerkbare Wirkung.

Bergstürze und Vulkanausbrüche werden beobachtet, Spaltenwürfe von der Mächtigkeit und Plötzlichkeit, wie sie der Hypothese von den tektonischen Katastrophenbeben unterlegt werden, niemals. Aber auch durch Bergstürze ist noch nie ein Erdbeben mit dem allgemein gültigen typischen Charakter der beobachteten Katastrophen hervorgerufen worden.

Dieser Typus: der explosive, sussultorische Charakter des Stoßes am Herde des Bebens; seine Stellung am Anfange der Reihe; die nachfolgenden zahlreichen Stöße von ausnahmslos geringerer Intensität; die Häufung oder Wiederkehr der stärkeren derselben zu den Zeiten der größten Flutattraktion von Mond und Sonne; die durchschnittliche Verteilung der größten Häufigkeit im Laufe des Jahres auf die Zeiten der größten Flutkraft der Sonne für sich betrachtet; die großen zeitlichen Zwischenräume von einer zur anderen Katastrophe an einem bestimmten Erdbebenherde; die Permanenz dieser Herde — dies Alles wird nur erklärlich durch die Annahme von Ausbrüchen unterirdischer Vulkane innerhalb der festen Kruste bis zu jenen Tiefen, welche der großen Ausbreitung einzelner Katastrophen entsprechen.

Diese würden auch ohne Mond und Sonne stattfinden, da sie das Resultat des Erstarrungsprozesses der Lava sind, durch welchen erfahrungsmäßig Gase und Dämpfe explosiv ausgeschieden werden, wodurch sich wieder die vielen sekundären Stöße nach der Katastrophe erklären. Allein die Erfahrung an thätigen Vulkanen der Erdoberfläche lehrt auch, daß dieser Prozeß an den kritischen Tagen, d. i. zur Zeit der größten Flutanziehung von Mond und Sonne gesteigert wird, was sich leicht und ungezwungen aus der vermehrten Expansivkraft der Gase und Dämpfe erklärt. Damit ist aber auch der Schlüssel für die Thatsache gefunden, daß

die Verteilung jener Sekundärstöße und besonders das Auftreten des stärksten derselben nach der Katastrophe eine entschiedene Beziehung zu den kritischen Tagen verrät, wie sich dies bei allen gut beobachteten Katastrophenbeben nachweisen läßt.

Die schöne Frau.

Novellette von Nel Sagnit.

(Venedig.)

I.

„Sie wird eine Schönheit — unsre Kleine."

„Ich hoffe nicht, mein Freund."

Der junge Mann blickte seine Frau erstaunt an; sie sah ganz ernsthaft aus.

„Du hoffst das nicht? Aber das ist sonderbar — und Deine Gründe? Meine Beste, das ist wohl eine Laune ohne Grund."

„Es ist keine Laune und nicht ohne Grund — nein, es ist wirklich keine Idee, die mir nur so durch den Sinn fährt."

Er schüttelte den Kopf.

„Im Ernst, Lieber, ich hoffe, Bébé wird nicht schön werden."

„Dann bist Du die erste Mutter seit Eva, die so wunderbare Wünsche hat. — — — Im Übrigen ist es nicht nur ein Unsinn, es ist hart, ungerecht, grausam. Ich bitte Dich! Eine Frau ohne Schönheit ist wie eine Blume ohne Duft; eine häßliche Frau ist das nutzloseste, unglücklichste Geschöpf auf Gottes Erde."

„Nach Deiner Ansicht — vielleicht."

„Wenn eine solche heiratet, wird sie wegen des Geldes genommen, heiratet sie nicht, — warum lebt sie überhaupt?"

„Natürlich! wir Frauen sind nur wegen Euch Männern auf der Welt."

„Gewiß, mein Schatz, für den Mann erst schuf Gott die Frau."

„Als ob wir nicht ohne Euch existieren könnten! Sieh sie doch an, die vielen, die nicht unter Eurem Joch seufzen; sie machen sich sehr nützlich. Denke doch an die graue Schwester, die Dich pflegte —"

„Nun ja, Krankenpflegerinnen nehme ich aus."

„Ihr stolzen Herren der Schöpfung — wie viele brauchen Euch garnicht."

„Du mich auch nicht?“

„Du bleibst nicht bei der Sache — wir sprachen von Bébé!“

„Ja, sieh sie an, dort spielt sie auf dem Rasen, die arme Kleine, mit den blonden Locken und den schönen braunen Augen — es ist ja traurig, aber sie wird reizend! Jetzt schau hin — sie setzt sich den Blumenkranz auf, wie herzig sie ist!“

„Ja, das ist schon die Eitelkeit, die sich schmücken will; siehst Du, mein Freund, so fängt es an, und wie hört es auf? Sie wird eine gefallsüchtige, eitle Kokette! Ich will nicht, daß unser Bébé eine solche Zukunft hat.“

„Wie Ihr Frauen doch seid! Habt Ihr keine Sorgen, dann macht Ihr Euch welche.“

„Und sind sie da, ist's zu spät — man muß vorbeugen. Hörst Du? Ich bleibe dabei, die Schönheit ist kein Glück!“

„Und Du, Geliebte? Bist Du denn nicht schön?“

„Ich, Raoul? Nun ja, Du findest es, aber“ —

„Aber — die ganze Welt sagt es. Du hast eine Menge Verehrer, nota bene, auf die ich eifersüchtig sein könnte — und Du bist furchtbar unglücklich — nicht wahr?!“

Die junge Frau sah ihren Mann mit einem Lachen in ihren braunen Augen an.

„Raoul, mein Freund, hör' mich an; wenn ich schön bin und nicht gefallsüchtig, also nicht unglücklich dadurch wurde, wessen Verdienst ist es? Antwort: Das Deine — Du liebst mich! Siehst Du, davor verschwindet Alles Andere in Nichtigkeit — so — so — Es ist genug“ — —

Denn Raoul küßte sie gar zu heftig.

„Du hast mich gestört — was wollte ich sagen? Ja, wer kann aber wissen, ob Bébé es im Leben auch so trifft? Wer kann wissen, ob auch sie einen Freund findet, der ihr keinen Nebenwunsch läßt? — Raoul! Was schneidest Du für eine Grimasse?“

„Lieber Schatz, Alles was Du sagst, ist mir freilich sehr schmeichelhaft, Du änderst aber meine Ansicht darum doch nicht. Scherz bei Seite: Eine Frau, die wirklich schön ist, wird selten eitel sein, aus dem einfachen Grunde, weil sie es garnicht nötig hat. Verstanden? Sie weiß, daß sie schön ist, es wird ihr hundert mal gesagt, sie sieht es in ihrem Spiegel, aber es beschäftigt sie nicht, sie ist daran gewöhnt. Sie braucht sich nicht mehr zu schmücken als andre, im Gegenteil — weniger. Ja, so ist es. A propos, dabei fällt mir ein, die Fürstin B. hat das auch gefunden gestern im Theater; sie hatte sich recht wenig geschmückt, mir schien sogar, als fehlte das Nötigste“ —

„Siehst Du — Raoul, das kann auch daraus entstehn" —

Raoul brach in ein helles Gelächter aus.

„Nun," sagte er, indem er sie um die schlanke Taille faßte, „bis jetzt schadet es wirklich nicht, wenn Bébé wenig an hat. Aber ich bin noch nicht fertig — Schatz! Eine schöne Frau wird nie linkisch und unsicher sein, sie weiß sie gefällt, darum ist sie liebenswürdig, darum wird es ihr leicht gemacht gut zu sein und glücklich. Glaube mir, eine solche kommt am besten durch die Welt."

„Das glaube ich wohl — aber in den Himmel?"

„Ganz gewiß, wenn sie aus Deinen Händen kommt." Nachdem er sie zärtlich auf den Mund geküßt. „Somit ist mein letztes Wort: Bébé muß schön werden, sonst bin ich ein unglücklicher Vater!"

„Unsre Meinungen gehen also auseinander und nicht zum erstenmal, amico mio. Wenn ich auch nicht wünsche, daß unser kleiner Schatz häßlich wird — behüte Gott — so doch nicht, was die Welt eine Schönheit nennt, es liegt zu viel Gefahr darin, und dann bin ich eine unglückliche Mutter!"

„Also — es ist abgemacht, es giebt ein Unglück in der Familie, denn wie die beiderseitigen Wünsche vereinigen? Pas moyen! Kleine Frau, mir ahnt, Du wirst die Betroffene sein und ich bin schlecht genug, Dich nicht zu bedauern. Sie kann ihrem Schicksal nicht entgehn — die arme Kleine! Wie sollte sie auch? Ihre Mutter ist schön, ihr Vater — nun warum lachst Du? findest Du etwa, daß er es nicht ist? Wie könnte es also anders kommen — ich sehe sie vor mir — ah, wie schön wird sie werden!"

Die junge Frau seufzte und schwieg.

Bébé spielte auf dem Rasen mit Blumen und Schmetterlingen, ahnungslos der Gefahren ihrer zukünftigen Schönheit.

II.

Sie war sechzehn Jahre alt.

Sie hatte die Wünsche ihrer Eltern zu vereinigen gewußt. Kein Mensch konnte sagen: welche Schönheit! Aber Jeder sagte: welch' ein Zauber! Sie hatte Grazie und Geist. Beides vereint, gab ihr einen Reiz, den Jeder empfand, der sich ihr nahte.

Bébé hatte geweint.

Es war das erste Mal in ihrem Leben; sie konnte sich nicht entsinnen jemals geweint zu haben. Als kleines Kind wahrscheinlich, aber das scheint mit sechzehn Jahren so lange, lange her!

Fast länger als mit sechzig!

In ihren dunklen Wimpern glänzten Thränen und fielen langsam herab auf ihr rosiges Gesicht, ohne dessen Lieblichkeit im geringsten zu entstellen.

Das ist eine Eigentümlichkeit, die für gewöhnlich nur in Romanen vorkommt.

Bébé machte eine Ausnahme in der Wirklichkeit.

Warum weinte sie?

Man hatte ihr einen Gatten vorgeschlagen — und sie wollte keinen. Der Betreffende war in jeder Weise eine wünschenswerte Partie. Er gehörte wie sie den ersten Kreisen an, er sah gut aus und, was zuletzt in Betracht gezogen wird — er war ein vollkommen achtungswerter Charakter.

Was kümmerte das Bébé! Sie kannte ihn kaum. Der junge Marquis war weitläufig mit ihnen verwandt und mit ihrem Vater befreundet, das war Alles, was sie von ihm wußte. Einmal nur hatte er sie gesehn; sie gefiel ihm. Das übrige hatte er mit ihren Eltern abgemacht. Aber die Kleine hatte ihren eignen Kopf. Ihre Blumen, ihre Vögel, ihre Hunde genügten ihr vollkommen; einen Mann hatte sie nicht nötig. Wenn sie einen Wunsch hatte, so brauchte sie ihn nur auszusprechen und mit Freuden wurde er von ihren Eltern erfüllt. Was brauchte sie mehr?

Nein, nein, sie wollte nicht.

Die Eltern stimmten zum erstenmal nicht mit ihrem verwöhnten Liebling überein und — Bébé weinte.

Gerade in diesem Augenblick trat der Besprochene ins Zimmer.

Beim ersten Blick auf Bébés verweintes Gesicht — die verlegene Miene der Eltern — begriff er die Situation.

Ein Lächeln, vielleicht etwas ironischer Natur, umspielte seinen Mund. Das ärgerte Bébé und schnell trocknete sie ihre Thränen.

„Lieber Freund, kommen Sie in mein Zimmer," sagte Roul aufstehend.

„Ich habe eine Frage an diese junge Dame, wenn Sie mir erlauben. — Nicht wahr, ich bin die unglückliche Ursache dieser Unterredung?"

Bébé trat entschlossenen Gesichts vor.

„Ja, und ich möchte — ich —"

„Sagen Sie nichts — ich verstehe Sie vollkommen. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen, ohne es zu wollen, Kummer verursachte. Ich verzichte auf die Ehre Ihr Gatte zu werden; ich sehe ein, daß ich zu alt für Sie bin, daß Sie noch ein Kind sind —"

Das gewisse Lächeln ärgerte Bébé aufs neue.

„Aber ich bin kein Kind, ganz und gar nicht, ein Kind weiß nicht, was es will, und ich weiß es ganz bestimmt, daß ich Sie nie heirate, nie!" —

„Bébé!“ unterbrach ihre Mutter. „Gieb acht, Du vergißt Dich!“

„Ihre Tochter hat Recht, sich entschieden auszusprechen, obgleich sie überzeugt sein kann, daß ich vollständig resigniert bin und sie niemals beunruhigen werde — verzeihen Sie mir nur meinen faux pas. —“ Der Marquis nahm Bébés Hand, drückte sie ehrerbietig an seine Lippen, dann sah er ihr einen Augenblick tief in die Augen, verbeugte sich mit großem Anstand und verließ den Salon. Raoul folgte ihm.

Bébé war es, als habe der Marquis geflüstert: „Leben Sie wohl für immer.“

Der Marquis war ein junger Mann, aber er hatte nicht umsonst in der Welt gelebt, er war ein Menschenkenner.

Bébé rührte sich nicht.

Sie starrte wie träumend vor sich hin.

Ihre Mutter umarmte sie.

„Arme Kleine, Du weißt nicht, was Du thust und was für ein Mann es ist, der hier für immer geht. Du bist ein Kind und nicht reif für das Glück, das Dich an seiner Seite erwartet hätte. Hoffentlich wirst Du es nie bereuen.“

Dann verließ auch sie den Salon.

Bébé blieb allein und weinte von neuem. Warum wußte sie eigentlich selbst nicht. Sie hatte ein Gefühl, als ob der Marquis ihr einen Korb gegeben hätte und nicht sie ihm. Der Kuß brannte noch auf ihrer Hand und „Lebe wohl für immer“ summte ihr in den Ohren.

Und was hatte ihre Mutter gesagt? Sie wäre für ein solches Glück noch nicht reif? Ah bah! Sie stampfte ärgerlich mit dem Fuß, obgleich sie ganz allein war und Niemand damit ärgern konnte. Was ist denn das für ein Glück, einen Mann, so alt — so häßlich — so dumm! Sie war zu Ende und wußte kein beleidigendes Wort mehr. Alt, ja wie alt mochte er sein? Sie sagten fünf und zwanzig, aber sah er nicht wie dreißig aus? Und häßlich? Sie sah den Blick aus den tiefen blauen Augen und das Lächeln, das sein Gesicht einen Augenblick erhellt hatte — nein, häßlich war er eigentlich nicht. Und dumm? Alles andere gewiß, nur dumm sah er nicht aus.

Aber sie wollte ihn doch nicht, nein, nie!

Sie hatte vergessen, daß er gegangen war mit der Versicherung nicht wieder zu kommen.

Und er hielt Wort.

Die Jahre vergingen.

Bébé wartete im Stillen, aber der Marquis kam nicht zurück.

III.

Bébé war zwanzig Jahre.

Nachdem sie mehrere Male ihre Hand verweigert hatte, verlobte sie sich mit einem Mann, der sie blind anbetete und vergötterte. Er saß zu ihren Füßen auf einem Schemel neben dem Kanapé, auf dem sie lag.

Er war Bébés Spielzeug.

„Ziehen Sie die Rouleaux in die Höhe, man kann kein Wort lesen."

Sie las einen Roman, unbekümmert um ihr vis-à-vis, das sie verliebt anstarrte.

Nach einer Weile:

„Wie Sie langweilig sind! Den ganzen Tag auf dem Tabouret!"

„Aber mein Engel, ich bin erst zehn Minuten hier und —"

„Warum mich immer Ihren ‚Engel' nennen, wenn Sie nicht thun was ich wünsche? Wie oft muß ich Ihnen sagen, daß ich es nicht liebe, wenn man auf den Knieen herumrutscht?"

Der junge Mann, von hübschem, aber weichlichem Aussehen, beeilte sich aufzuspringen.

„Sie wissen, ich thue Alles was Sie wünschen, nur verbieten Sie mir nicht Sie anzusehn."

„Thun Sie was Sie nicht lassen können, aber in einiger Entfernung; Sie stören mich beim Lesen."

Eine Pause.

„Lassen Sie die Rouleaux weiter herunter, die Sonne brennt wie Feuer!"

„Ja, mein teurer Engel."

„Engel, Engel! Ich habe das Wort satt. Haben Sie kein anderes zu Ihrer Verfügung? Warum nicht ‚teurer Teufel?' Das wäre doch eine Abwechslung — und es hätte eine tiefe Wahrheit," fügte sie leise hinzu.

„Meine Geliebte, seien Sie mir nur nicht böse, — Sie sind nun einmal mein angebeteter Engel, warum soll ich Sie nicht so nennen?"

„Weil es mir auf die Nerven geht — — Wirklich, Sie haben auch nie eine neue Idee, und ich bin so müde, ich habe Kopfweh — Sie thäten gut, mich zu verlassen."

„Sogleich, meine Teure, ich möchte nur noch etwas mit Ihnen bereden. — Sie haben mir versprochen, unsern Hochzeitstag zu bestimmen. Wir sind schon vier Monate verlobt."

„Wir werden es fünf Monate sein, oder sechs, oder zehn."

„Sie scherzen grausam; Sie haben versprochen."

„Nun, dann habe ich geirrt, es liegt an meinen Eltern zu bestimmen und die haben Nichts bestimmt — — voilà!"

„Aber geliebter Engel, Du weißt, daß —"

„Nennen Sie mich nicht ‚Du'".

„Sie brauchen nur ein Wort zu sagen und Ihre Eltern erfüllen, was Sie wünschen."

„Aber es fällt mir nicht ein zu wünschen — — Also lassen Sie mich in Ruhe, Arthur, oder ich werde ernstlich böse."

Der so behandelte junge Bräutigam erhob sich mit einem Seufzer.

„Adieu, Teuerste. Wir werden doch unsern Ritt machen, um die Ruinen anzusehn?"

„Ja, ja."

Er verließ zögernd den Salon.

Bébé warf das Buch, welches sie in der Hand hielt, ungeduldig auf die Erde.

„Wird er ewig nur ‚teurer Engel' sagen? Wie fade er ist! Wie wird das Leben an seiner Seite mich langweilen! Und ich hab's mir ausgesucht!"

IV.

Bébé hatte sich von den übrigen der Kavalkade getrennt und ritt in vollem Galopp einem Graben zu, der mehr ein Abgrund genannt werden konnte.

Ihr Bräutigam folgte ihr.

„Wissen Sie, daß wir einem Abgrund entgegenreiten?"

„Ja."

„Sie wollen hinüber?"

„Vielleicht hinunter."

„Wie Sie wünschen, aber, mein Engel —"

„Haben Sie Angst?"

„Nein, ich folge Ihnen bis in den Tod."

Bébé lachte ironisch.

Er folgt mir, aber er läßt mich sterben — dachte sie; quel charme que cet homme! Um nur nicht „nein" zu sagen, tötet er mich. Komme ich aber lebend an, dann will ich ihm zeigen, was ich von solcher Liebe halte.

So phantasierte sie; nun dicht vor dem Abgrund angekommen, spornte sie ihr Pferd zum Sprung, als eine Stimme befehlend donnerte: „Halt! Halt!"

Bébé warf einen überraschten Blick auf den Fremden, der auf einmal, als sei er aus der Erde gewachsen, vor ihr stand. Dann, ohne weiter auf ihn zu achten, wollte sie dennoch vorwärts.

„Nicht einen Schritt weiter, sage ich!"

„Und weshalb nicht, mein Herr?"

„Weil ich es Ihnen verbiete!" Und er fiel Bébés Pferd in die Zügel mit nerviger Faust.

„Wer sind Sie und was haben Sie mir zu befehlen?"

„Ja, was haben Sie zu befehlen?" wiederholte wie ein Automat Arthur.

Der Fremde würdigte ihn keines Blickes und fuhr, zu Bébé gewandt, mit fester Stimme fort:

„Ich bin ein Mann, der das Recht hat, ein anderes Wesen Gottes zu verhindern sich zu töten!"

Wo nur hatte sie diese Stimme schon gehört? Jetzt erst sah sie ihm scharf ins Gesicht, jeden Zug erforschend, und wechselte die Farbe. Ein Lächeln, das sie kannte, umflog seinen Mund. Es war der Mann, den sie mit sechzehn Jahren so eigensinnig abgewiesen hatte — — —

Er hielt immer das Pferd am Zügel und führte es, ohne weiter ein Wort zu sagen, auf einem andern Weg dem Walde zu.

Bébé ließ Alles geschehen.

Im Walde angekommen, hörte man die Stimmen der Gesellschaft, welche Bébé begleitet hatte.

Der ungewünschte Retter glaubte nun die Reiterin in genügender Sicherheit. Er grüßte sie, immer mit demselben kühlen ironischen Lächeln, das sie ärgerte, und verschwand im Dickicht.

„Wer war das?" fragte Arthur, der sich erst allmählich von dem Erstaunen erholte, daß Jemand es gewagt, so sans façons mit seiner Braut, seinem angebeteten Quälgeiste, umzugehen.

Er erhielt keine Antwort.

Bébé ritt schweigend nach Hause. —

V.

Einige Tage nach diesem Ereignis hieß Bébé ihren Bräutigam hingehen und sich einen andern „Engel" suchen.

Er verließ sie mit heißen Versicherungen, daß es auf Erden unmöglich sei, je einen zweiten zu finden.

Allein zwei Monate später labte er sich an den Launen eines neuen „Engels".

Der plötzlich erschienene Retter in Todesgefahr war wieder in seine Unsichtbarkeit zurück versunken.

Er suchte seinen Freund Raoul nicht auf.

Das kränkte Bébé und noch mehr ärgerte es sie, daß sie immer darauf achtete, ob er ihren Vater besucht hatte, oder nicht.

Nachdem einige Wochen vergangen waren, erschien der Marquis bei seinen alten Freunden.

„Sie stehen im Begriff sich zu verheiraten?" sagte er zu Bébé.

„Nein," antwortete sie schlecht gelaunt.

„Und der junge Mann, der Ihnen so weit gehorchte, daß er mit Ihnen sterben wollte — rührend en parenthèse — war das nicht Ihr Bräutigam?"

„Gewiß," sagte Raoul.

„Nur ist es ihr durch den Kopf gefahren, ihn auf einmal weg zu schicken."

„Ah!" und das feine ironische Lächeln zeigte sich wieder auf dem Gesicht des Marquis.

„Ja, launisch wie immer," fuhr der Vater fort, „aber wir sind ganz mit diesem Entschluß einverstanden, denn seine Willenlosigkeit" —

„Er wußte ja nur drei Worte: ‚Ja, mein Engel', Sie verstehen, daß das unerträglich ist, Marquis."

„Der arme junge Mann, er schien Ihnen so ergeben! Ich glaubte, das genügte jeder Frau . . ."

„Dann irren Sie. Glauben Sie, daß man einen Mann achten kann, der nur ein Echo ist? Der nicht eine einzige eigene Ansicht, über was es auch sei, in seinem Kopfe hat?" Bébés Lippen bebten. „Ich habe diesen Mordversuch nur gemacht, um zu wissen, ob er endlich einmal ‚nein' sagen würde. Ich ersehnte das Wort ‚nein' wie der Verdurstende einen Tropfen Wasser." —

„Also Ihr Mann müßte verstehen, Ihnen zu widersprechen?"

Und der Marquis fixierte Bébé mit einem Blicke, der ihm eigen und der sehr durchdringend war.

Bébé antwortete, ohne ihn anzusehn.

„Bis auf einen gewissen Punkt natürlich nur" — und sie lachte.

Aber Bébé war rot geworden.

Der Marquis verabschiedete sich.

Von nun an kam er öfter.

Eines Tages fand er Bébé allein im Garten.

„Ich bin ein Mann, der seine eigenen Ansichten hat und einen festen Willen, sie durchzusetzen, glauben Sie das?"

„Ich habe die Beweise gehabt" — sagte sie lachend.

„Aber — Bébé, ich kann auch lieben."

Leidenschaft zitterte in seiner Stimme.

Bébé senkte den Kopf, dann sagte sie leise: „Sie? Sie können wirklich lieben?"

„Wollen Sie es, Bébé?" und er faßte ihre Hand.

„Ich will es."

Nach einer Pause begann sie mit vibrierender Stimme: „Sie wußten, daß ich Sie nicht vergessen würde — gestehen Sie, Marquis?"

„Ich wußte es nicht, — aber ich hoffte es. Jedoch als dieser Bräutigam" —

„Ah, bah! Das war ein Spielzeug."

„Ich aber bin keins! Bébé, täuschen Sie sich nicht!" —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Bébé ist eine schöne Frau geworden," sagte der glückliche Vater, „ganz wie ich vorausgesagt — eine wirkliche Schönheit."

„Ja, Raoul. Aber da ist keine Gefahr, daß es ihr Herz verdirbt, denn sie lebt nur ihrem Manne," antwortete die glückliche Mutter.

„Der Marquis hat eine fabelhafte Eroberung gemacht," bemerkten die Freunde. „Die schöne Frau — es ist unglaublich!"

Daniel Melbourn's Versuch.

Von Alfred Nossig.

(Lemberg.)

E . . . . ., den 4. September 18 . .

Ich war von einer Idee begeistert, die Millionen von Menschen zu Helden und Märtyrern macht. Auch ich war edel und aufopfernd, ich führte ein thätiges Leben, welches das Wohl Anderer zum Ziele hatte. Aber Begeisterung ist ein Rausch; und nachdem der Rausch vorüber war, hörte ich in meinem Innern eine mahnende Stimme, deren Laute ich nicht klar verstand. Ein nagendes Gefühl verfolgte mich; und in meiner Unruhe schlug ich die Bücher der Weisen auf. — Aus ihren Seiten hallte mir dieselbe Stimme entgegen, die ich nun begriff; die Weisen aller Völker, aller Zeiten lehren als Erstes und Höchstes: Erkenne dich selbst. — Ich will nicht mehr edel sein; ich will wahr sein.

5. September.

Meine Seele war scheinbar so fest und stark zusammengefügt; nun stürzt ein Pfeiler nach dem anderen, ich weiß nicht, welchem Schicksale ich entgegengehe. Ich habe das Gefühl, als ob sich mir eine Ader geöffnet hätte, durch die mein Lebensblut hinausströmt. Das Beste, was ich thun kann, ist: mich selbst zu beobachten. Der ethische Mörtel, welcher die Schleusen meiner Natur hermetisch zugesperrt hielt, fällt zerbröckelt in den Abgrund, in den ihm meine Triebe gleich reißenden Strömen nachfolgen. Keinen künstlichen Kitt mehr! Alles, was in mir ist, möge frei und ungehindert hervorbrechen. Ich will sehen, wer mächtiger ist, die zerlegende Kraft meines Geistes, die alle Gefühle in Nichts auflöst, oder diese Gefühle in ihrer elementaren Kraft.

8. September.

Die Stadt, in der ich gewirkt, verlasse ich in Kurzem. Wie staunen diese Armen und Bedrückten, für die ich gekämpft, deren Liebe mich stets umgeben; Daniel Melbourn, unser Daniel Melbourn verläßt uns! Glaubt ihr denn, ich sei euer willenloses Eigentum geworden? Die Natur kennt nur Selbstsucht; Nächstenliebe ist eine heuchlerische Maske, die ich herabreißen will. Ich will nicht euer sein, ich will mein sein. Bin ich nicht lange genug eine Maschine gewesen, die das Zeug für das materielle Wohl und die geistige Bildung von einigen Tausenden hirnlosen Volkes gewebt? Hat man mich nicht lange genug einen fanatischen Volksfreund genannt? Und doch bin ich kühl und nüchtern, ich habe das Volk nicht lieb, und sein Wohl und Fortschritt an sich ist mir gleichgültig. Was mich trieb und thätig machte, es war eine ideelle Erkenntnis, ein theoretisches Pflichtgefühl. Nun will ich zur Quelle meiner Thätigkeit und Kraft herabsteigen, ich will mein Wesen, meine Fähigkeiten, meine Bestimmung erforschen.

11. September.

Ich pflegte nach vollendetem Tagewerk zufrieden und fast glücklich zu sein; ich hatte das Bewußtsein eines Menschen, der seine Pflicht erfüllt hat. Ähnlich dem Bewußtsein eines Schülers, der seine Lektionen gelernt. Armer Junge! Du hast dich durch so viele Jahre geplagt, statt dich in frischer Luft herumzubalgen; dann plagst du dich noch weitere Jahrzehente, anstatt aus allen Quellen des natürlichen Genusses zu schöpfen; endlich willst du die Früchte deiner Arbeit genießen, — dein Haar ist grau und dein Körper matt — was kann dir die Welt nun bieten? Deine Sprößlinge stoßen dich in den dunkeln Winkel, wo der Großvaterstuhl steht, dort siechst du hin. Wozu hast du gearbeitet, wozu gezeugt? Wozu arbeiten diese ungezählten Menschenscharen, wozu erwerben sie Gut und erringen Kenntnisse? Die

Philosophen haben eine Antwort bereit: um das Los der Menschheit zu verbessern. Und wozu die Menschheit? Wer an diese uralten Klippen, deren Kanten die Zeit nicht abgestumpft, nie anstößt mit seinem Lebensschiff, der ist doch um nichts besser als jenes blöde, graue Tier, das sein Lebenlang die schweren Säcke zur Mühle trägt, und froh ist, wenn es sein bischen Heu, mit Kot und Schmutz gewürzt, vorgeworfen bekömmt.

London, den 15. September.

Da bin ich nun in dem riesigen Markte angekommen, den sie London nennen. Ich fühle mich versucht, nach Kinder- und Weiberart auszurufen: „Gott sei Dank!“ Ich kann nun sein, was ich will; niemand hat hier ein Recht zu verlangen, daß mein Inneres oder mein Äußeres gewissen bestimmten Anforderungen entspreche. Ich kann Taglöhner, Bürgersmann, Aristokrat sein; ich kann tugendhaft sein oder nichtswürdig — nach dem Urteile der Menschen — mit einem Worte, ich kann meiner Natur freien Lauf lassen.

Viele pflegen eingeschüchtert zu werden angesichts einer großen, unbekannten Menschenmenge. Meine Kraft und mein Selbstgefühl wachsen in einer solchen Lage. Wenn ihr in mein Inneres hineinschauen könntet, ihr eilenden und selbstgefälligen Menschen, die ihr den jungen Ankömmling kaum mit einem Blicke streifet — die Einen von euch würden aus Ehrfurcht, die Anderen aus knechtischer Furcht zur Seite treten. Und wenn ich es selbst erfassen will, dieses Erhabene und Machtvolle, das so oft in meiner Seele seine gewaltigen Schwingen regt — es ist das sich stets mehr und mehr klärende Gefühl einer ungewöhnlichen Bestimmung — welch unsinniger Ausdruck — einer festen und hoch hinausstrebenden Thatkraft. — Ich habe eine tiefe Begierde, zu lernen und zu wirken; ich habe große, vielumfassende Träume; und wenn ich von meiner Thatenlust über die Brücke des Selbstbewußtseins hinübergehe ins Reich meiner Träume — dann werden diese Träume zu Plänen, deren Verwirklichung ich anstrebe.

20. September.

In welch wahnsinniger Selbsttäuschung mußte ich gelebt haben in jener Periode, wo ich mich für tugendhaft und edel hielt, wenn ich noch jetzt oft nur mit Schwierigkeit die einfachsten natürlichen Verhältnisse mir gestehen will. Ich habe mich wenig mit Frauen abgegeben und war überzeugt, daß ich kein Interesse für sie empfinde. Im Bewußtsein meiner hochethischen Thätigkeit hielt ich mich für erhaben über jenes vulgäre Interesse, das alle gesunden jungen Männer animiert. Als wenn das, was ich an Geist und Willen mehr habe, auf Kosten meines tierischen Organismus mir gegeben worden wäre! — Ich gehe manchmal durch starkfrequentierte Gassen, ich mache Bekanntschaften, und prüfe den Eindruck, den Frauen auf mich machen.

Es liegt in ihm eine Elementargewalt, die meine Lebenskraft steigert. In E., wo ich früher weilte, hatte ich ideale Verhältnisse; sie klangen gut in dem altruistisch-edlen Konzerte, in dem ich die erste Geige spielte.

23. September.

Ich habe meine Verhältnisse geordnet und lebe regelmäßig. Es wird gut sein, hier noch einmal mein Lebenssystem durchzublicken. Vor Allem trachte ich darnach, die Gleichberechtigung des Körpers und des Geistes zu wahren. Wenn ich die altrömischen sieben Stunden, die für den Schlaf bestimmt sind, abrechne, so bleiben mir siebzehn Stunden für meine tägliche Beschäftigung. Früh und abends bringe ich je eine Stunde mit gründlichen kalten Waschungen und systematischer Gymnastik zu; wenn ich das Frühstück, das Mittag- und das Abendmahl hinzuzähle, so gehören vier Stunden ausschließlich der Pflege des Körpers. Acht, für geistige Arbeit am meisten geeignete Stunden gehören dem Studium, zwei andere künstlerischen Beschäftigungen, die drei freien Abendstunden endlich bringe ich in Gesellschaft von intelligenten Leuten, so oft ich es kann — in Frauengesellschaft zu, oder ich gebrauche sie zu weiten einsamen Spaziergängen, wo ich meinen Plänen nachhänge.

Bei der Wahl meiner Kost habe ich sorgfältig Chemie und Physiologie zu Rate gezogen; meine Speisen sind nahrhaft, möglichst ungemischt und reichlich zugeteilt. Das System meiner geistigen Bildung ist einfach: nachdem ich einmal die schulmäßige Einteilung des menschlichen Wissens in Wissenschaften von mir gewiesen, durchforsche ich das ganze Gebiet der Erfahrung und der Spekulation nach einem natürlichen, in sich begründeten System. Da ich gegenwärtig hauptsächlich das Studium der organischen Natur vor mir habe, so sehe ich mich auf die Universitätslaboratorien viel mehr als früher angewiesen. Glücklicherweise bin ich so ziemlich unabhängig, und hoffe, daß die Notwendigkeit einer Erwerbsarbeit nie störend in den Plan meiner Studien eingreifen wird. Von den Resultaten meiner wissenschaftlichen Beschäftigungen werde ich wohl nächstens in diesen Blättern Einiges verzeichnen.

Ich besitze eine große Leichtigkeit in der Führung meiner Studien; ich stütze mich nie auf den Rat Anderer; ein natürlicher Instinkt zeigt mir den Weg, auf welchem ich am schnellsten zum Ziele gelange, die Schriften, welche mir die reichlichste Belehrung bieten.

Im Modellieren und Malen, das den Rest meines Tages ausfüllt, mache ich mit zweifelhafterem Geschicke selbständige Vorstudien. — Wenn jemand meine regelmäßige Thätigkeit betrachten würde, er würde mich für den strammsten Positivisten erklären.

Und wenn mich nun jemand fragen würde, warum ich solch ein Leben führe, ich, der ich an Tugend und Wissen verzweifelt — ich könnte nur mit der Ahnung antworten, daß das Positive dennoch das Richtige sei. Vielleicht ist es noch ein Überrest meiner früheren Geistesgewöhnung; vielleicht eine richtige Ahnung: In der Theorie siegte in mir das Prinzip der Auflösung; thatsächlich reguliert mein Leben dennoch ein befruchtendes Streben. Ich bilde meinen Geist und meinen Körper, denn sollte ich auch für immer an dem objektiven Werte großer Thaten und Werke verzweifelt haben — meine persönliche Thatkraft wird mich dennoch zur Ausführung meiner Pläne zwingen, sowie mich mein Appetit zum Essen nötigt, obwohl ich eigentlich nicht recht weiß, ob es einen Sinn hat, zu leben oder nicht.

27. September.

Die positive Strömung, die aus der Betrachtung meiner Lebensart floß, zersprühte in den widrigen Eindrücken, die ich täglich erfahre. Tag für Tag höre ich hier dieselbe Gleichheitslitanei predigen, die ich selbst in E. mit so vielem Feuer abzuleiern pflegte. Die Volksmassen strömen zusammen, und statt mit Absynth, berauschen sie sich mit dem Redefluß jener hirnverbrannten Harlekine, welche auf dem künstlich gespannten Seile der Gleichheit wie auf einem natürlichen Wege einhergehen. Ihr, die ihr euch Verfechter der geschichtlichen Wahrheit und Gerechtigkeit nennt, welche Selbsttäuschung und Unkenntnis legt ihr an den Tag! Fordert Nahrung und Muße für die Hungernden und Überarbeiteten, aber fabelt nicht von einem Zeitalter idealer Gleichheit, welches einst gewesen sein soll. Die Natur kannte stets nur das Recht des Stärkeren; Herrschen und Dienen sind nicht Begriffe, die der Mensch schuf, sie sind der Willensausdruck der Natur. Können der Starke und der Schwache, der Scharfsinnige und der Kretin gleich sein im Recht und Genuß? Hat der Eine die Bedürfnisse des Anderen? Ist am Ende das Streben nach Gleichheit nicht ein maskiertes Losgehen auf Herrschaft?

Ungleiche Kraft wird stets das alte Verhältnis des befehlenden und gehorchenden Elementes verursachen; ungleiches Bedürfnis wird es gerecht machen. O über euch schändlichen Heuchler, die ihr über die Aristokraten schimpft, und es selber seid und sein wollt! Der talentloseste Demagog ist ein Aristokrat und auf dem Sprunge, konservativer Aristokrat zu werden: er möchte die Revolutionsphase, die ihn obenauf setzt, fixieren und zur ewigen Dauer bringen. So sind die Interessantesten unter ihnen beschaffen; denn jene frommen, tugendhaften, herzlichen Kinderseelen, die das Volk lieben und sich Eins mit ihm fühlen — sie sind nicht dazu berufen, Geschichte zu machen.

Nicht euer Hinaufstreben ist mir widerlich an Euch — denn dieses ist

natürlich. Aber eure Lüge und Heuchelei, durch die ihr das Naturprinzip prostituiert. Da ist doch ein Napoleon ein ganz anderer Mensch: er bricht hervor wie ein ungestümes, riesenstarkes Naturelement, siegend, herrschend, vernichtend. Wie ein Vulkan, der seinen glühenden Inhalt herausgießt, bemäntelt er sein Streben nicht, er läßt ihm seinen stolzen, natürlichen Lauf. Steiniget mich, ihr konföderierten Gleichheitskämpfer der Menschheit: denn ich bin ein Aristokrat.

2. Oktober.

Ja, ihr vernünftigen Menschen, ihr werdet niemals auf meine Fragen antworten, was der Zweck und die Bedeutung eurer Arbeit sei. Es graut euch Allen, in diesen Abgrund hinabzublicken, ihr habet nicht den Mut, klar zu sehen. Auch mich befällt manchmal eine Art von Grauen, wenn ich auf dem Grund der stärksten, siegesgewissesten Menschen dieselbe Ratlosigkeit, dieselbe Leere finde, welche die schwächeren Naturen zur Verzweiflung bringt. Alles, was Geist und Charakter hat und strebt, lerne ich hier kennen, prüfe es, und werfe es zu dem Alten. Zeigt mir neue Menschen, die mich etwas lehren würden! Am Interessantesten sind noch die Extreme, denn sie weisen am deutlichsten die Vorzüge und Mängel eines Typus auf. Am öftesten verkehre ich hier mit zwei Männern, die zu einander im Verhältnis von schwarz und weiß stehen. Cant, der jüngere von Beiden, ein ungemein intelligenter und vielbelesener Schotte, der als Stipendiat im chemischen Laboratorium neben mir arbeitet, trägt in seinen zusammengekniffenen Augenwinkeln den ganzen Spott und Zweifel seiner berühmten Landsleute. Wenn er seine Platingeräte spiegelrein säubert oder seine vielgerühmten Analysen vornimmt, so spielt um seine Lippen stets dasselbe moquante Lächeln, das einen betenden Atheisten kennzeichnet.

Als er sich einmal allein mit mir sah im Saale — er blies gerade angestrengt auf die Kohle — warf er plötzlich sein Lötrohr auf den Tisch, schaute mich durch seine Brille forschend an und sprach: Sagen Sie mir, Melbourn, wozu blase ich hier eigentlich so wütend auf diese Kohle los; wenn ich leben will, ich sollte doch lieber Holz hacken, anstatt hier meine armen fünf Sinne — das Einzige, was ich auf der Welt habe — zu ruinieren; ja wohl, Holz hacken ist unvergleichlich gesünder, und ernährt seinen Mann auf solide Weise. Oder will ich die Wissenschaft fördern, das heißt, unser Nichtwissen vermehren? Das kann ich doch mit viel weniger Anstrengung fertig bringen, ich werde einfach Journalist oder Poet. Melbourn, Sie haben eine Miene, als wenn Sie noch etwas zustande bringen wollten auf dieser Welt. Ich nicht; ich habe mir oft gewünscht, da ich mich nicht spurlos ins Unbewußte auflösen kann, wenigstens als Stein oder

Baum zu leben, um an den Qualen der menſchlichen Neugierde und des menſchlichen Nichtwiſſens keinen Teil zu nehmen. — Ob er das gerade ſo geſagt, oder ob ich aus mir herausſpreche, ich weiß es nicht genau; aber daß in Cant der ratloſeſte Skepticismus wühlt, ſehe ich deutlich. Cant iſt die ehrlichſte Seele von der Welt; aber er behauptet, daß er nur aus Feigheit nie geſtohlen, nur aus Ungeſchick nie gefälſcht, nur, weil er noch ſelbſt betrogen werde, nicht zu den Betrügenden gehöre.

3. Oktober.

„Wenn ihn ſeine Philoſophie nicht an den Galgen bringt, ſo wird ſie ihn zum Selbſtmord bringen," ſagte mir über Cant Profeſſor Worshill. „Glauben Sie nicht, antwortete ich, daß ihn ein angemeſſenes Vermögen aus ihr herausreißen würde? Skepticismus pflegt ſich doch im Epikuräismus zu erſäufen." — „Nein, antwortete mir der blondbärtige Rieſe — der geſündeſte Menſch, den ich kenne — denn er iſt ein ehrlicher Mann, und aus dem Genuſſe würde ihn die Frage wecken: wozu das Leben in allen ſeinen Formen? Darauf findet er keine Antwort, denn er iſt kein Mathematiker." — Profeſſor Worshill iſt Einer, ja Einer der Ausgezeichnetſten. Ich beſuche ſeine Vorträge nicht, da mir alles öffentliche Lehren verhaßt iſt; aber mein freundſchaftliches Verhältnis zu ihm erlaubt mir, ſeine Anſichten kennen zu lernen. Ich bin ſehr geneigt, zu glauben, die Mathematiker ſeien die glücklichſten Menſchen auf der Welt. Ihr Denken bewegt ſich in ganz anderen Formen als das der übrigen Sterblichen; ihre Wiſſenſchaft umgiebt ſie mit einem Panzer, an dem alle verzehrenden Zweifel, alle qualenſchwangeren Gedanken machtlos hinabgleiten. Was ſie denken, iſt kein Hirngeſpinnſt, ſie ſind imſtande, alles ſinnlich zu veranſchaulichen; alles einmal Bewieſene trägt abſolute Gewißheit in ſich, und es fällt ihnen nie ein, Dinge berechnen zu wollen, deren Berechnung unmöglich iſt. Profeſſor Worshill hat in der That beglückende philoſophiſche Anſichten. Ihr ſeid wie Fieberkranke, die einen See austrinken möchten, pflegt er zu ſagen. Dergleichen muß man ſich und anderen verbieten. Ihr verzweifelt und kommt außer Rand und Band, weil ihr keine Antworten findet auf Fragen, die niemals beantwortet werden können. Warum verfallt ihr nie auf den Gedanken, daß eure Frageſtellung falſch war? Oder haltet ihr es für philoſophiſch, wenn ein Kind es durchaus wiſſen will, wie viel Gräſer auf dem Erdboden wachſen? Eure Fragen ſind von derſelben Art. Laſſet doch dieſe Dinge außer acht und arbeitet auf dem großen Felde, das euer Auge umfaßt. Wollet ihr durchaus hinter die Grenze des Horizontes ſchauen?

Und nun weiß ich nicht: Iſt dieſer eiſenfeſte Poſitivismus die höchſte Philoſophie oder Beſchränktheit?

7. Oktober.

Alles, worauf ich schaue, sehe ich in einem natürlichen Lichte — oder, wie es mir manchmal scheinen will, in einem absoluten. Alle die Heucheleien und Komödien der Menschheit langweilen mich und machen mich ungeduldig: diese Frauen, welche uns glauben machen wollen, sie seien nicht dazu da, um ihren Körper genießen zu lassen; diese Männer, welche es nicht gestehen wollen, daß sie selbstsüchtige, falsche und beutegierige Tiere seien; aller äußere Schein, verbunden mit innerer Leere — es scheint mir oft, daß ich Brillen trage, die mich das Äußere zu durchdringen und ins Innere zu schauen zwingen.

10. Oktober.

Dieser edle Mann, der heute mit so großem Pomp zu Grabe getragen wurde, ein Universitätsprofessor und Deputierter, — man sagt von ihm nur, daß er die Jugend lehrte und das Volk verteidigte. Niemandem fällt es ein, zu sagen, daß ihm die Professur und Deputiertenschaft lieber waren, als die Jugend und das Volk. Ja, in unserer Gesellschaft geht nur Edles und Erhabenes vor sich. Wenn die Eltern die Kinder lieben oder eine Ehehälfte die andere — wir erblicken da lauter Edelmut, lauter menschliche Ethik. Liebe so gut wie Haß, fließt aus der Selbstsucht, und Aufopferung ist ein Vergnügen, das man sich bereitet. Wann werden wir uns von dem Dünkel befreien, daß wir keine Tiere sind?

12. Oktober.

Die Nachrichten über die Natur und das Leben großer Männer interessieren mich viel mehr als die allgemeine Weltgeschichte. Was gehen mich diese kopflosen, von Mordlust getriebenen Massen an? Ich will die Triebfedern zerlegen, die die geschichtliche Bewegung erzeugen, ich will den Plan ihrer Konstruktion und ihre Stärke prüfen. Und nachdem ich diese erkannt, lege ich an meine eigene Natur denselben Maßstab an und sinne über meine Kraft und Bestimmung. Wenn ich Alles zusammenfasse, was ich vollbringen möchte, — es muß als Resultat die Förderung des menschlichen Fortschrittes und des menschlichen Wohles ergeben. Meine Einbildungskraft erzeugt Pläne und Gedanken, die meine kühle Vernunft kontrolliert und meine Energie verwirklicht. Wenn ich mich selbst prüfe inbezug auf meine Leistungsfähigkeit, so komme ich mir wie eine vollkommene Maschine vor, die Ungewöhnliches produzieren kann — nur daß die Schmiere in ihr vertrocknet ist. Die unbeugsame Kraft großer Männer erscheint mir als etwas so Natürliches und Selbstverständliches, daß ich es nie dazu habe bringen können, jemanden zu bewundern. Mein eigenes Wesen bietet mir noch soviel spannende und sich entwickelnde Seiten, daß ich mit der Prüfung und Betrachtung derselben noch vollauf beschäftigt bin.

15. Oktober.

Ich fühle oft warme Zuneigung und Anhänglichkeit für einen Menschen; wenn es ein Weib ist, so könnte man es fast Liebe nennen; ich fühle oft Begeisterung für die Pläne, die ich ausführen will. Und dennoch isoliert mich mein kalter Verstand so vollständig von allen Personen und Ideen, daß ich oft mein Wesen als in sich unabhängig empfinde. Ich bin ich, und nur ich, ein denkendes Tier, das mit nichts unzertrennlich verbunden ist. Nie kann ich mich vollständig des Bewußtseins dieses unabhängigen, in sich geschlossenen Wesens entäußern. Ich lebe in enger Freundschaft mit einem Manne; aber morgen kann dieser Mann von meiner Seite verschwinden und ich bin allein mit mir und meinen Plänen. Oder ich liebe ein Weib, ich habe mich geistig und physisch mit diesem Weibe verbunden; es verschwindet plötzlich, und wenn ich mein Wesen prüfe, finde ich, daß dieses Weib mir den ganzen Reichtum, die ganze Fülle meines Ichs belassen. Und so habe ich entsetzlich wahre, entsetzlich kalte Momente, wo ich fühle, daß keine persönliche Liebe, keine Ideendurchdringung so tiefe Wurzeln in mein Wesen schlägt, daß sie nicht herausgerissen werden könnten, ohne zugleich den Boden zu zerreißen und auf immer unfruchtbar zu machen. Höchstens könnte eine Verwüstung entstehen. Und dieser ewig flüssige und von Allem unabhängige Teil meines Wesens ist es eben, der mir die Verwirklichung meiner Pläne verbürgt; denn wenn mich jeder persönliche Verlust, jedes Mißlingen eines Werkes bis zur Wurzel fällen würde, dann würde ich nie den Wald der Menschheit mit meinem Gipfel überragen.

16. Oktober.

Aber wenn es nun so ist, warum habe ich nicht stets das Bewußtsein, daß ich ein gefährliches, mächtiges Raubtier sei? Warum gehe ich unter den Menschen mit der Empfindung herum, daß ich ein rechtschaffener — und, ich muß den abgeschmackten Ausdruck dennoch gebrauchen, — ein edler Mensch bin? Warum ziehen mich nur charakterstarke, tüchtige Menschen an, warum kann ich mich nur mit solchen verständigen? — Vergebens suche ich mit dem Lichte des Verstandes in meinem Wesen nach dem Rasseninstinkt, welchen man Menschheitsliebe nennt. Ich will und werde der Menschheit Gutes erweisen, aber ich weiß nicht, ob ich es aus Liebe zu ihr thun werde. Eine Pflicht, die Menschheit zu lieben, erkenne ich nicht an. Sobald sie in mir auf natürlichem Wege nicht entstehen wird, werde ich mich ihres Mangels nicht schämen, denn ich will stets wahr sein. — Eine große Idee regt mich an, wie ein schwieriges mathematisches Problem; sie weckt in mir Geistesschärfe und Lust zu ihrer Lösung. Wenn ich an meine künftigen Thaten denke, so komme ich mir wie ein Riesenkind vor, welches mit einem

Liliputenvolke spielt; es reibt sie ins Becken, und läßt prachtvolle, tausendfärbige Seifenblasen aufsteigen. Dies sind die großen Thaten, die großen Werke. Kinderspiel, und dennoch das Leben aufreibend. Von dem Isolierschemel meines Verstandes aus, erblicke ich Alles in ähnlichem Lichte. Nach reiflicher Erwägung kann ich derartige Vorstellungen nur für Gedankenverirrungen nehmen. In den weitaus zahlreicheren Abschnitten meines Lebens fühle ich einen intensiven Widerwillen gegen das moralisch Verwerfliche und das Rückläufige; eine lebendige und thätige Sympathie für das ethisch Starke und das Fortschrittliche. Hat nicht Christus Augenblicke haben müssen, wo ihm Wohlfahrt und Unglück, Glaube und Unglaube der Menschen gleichgültig waren? Spricht nicht das Testament von Augenblicken, wo Christus — ich sehe von der Versinnlichung des bösen Prinzipes als Teufel ab — die Versuchung empfand, ein orientalisch genießender, politischer Alleinherrscher zu werden? Hat Newton nicht von Zeit zu Zeit der ganze Himmelsraum mitsamt dem Gravitationsmechanismus uninteressant und gleichgültig vorkommen müssen? Es giebt keine vom Körper abfiltrierte, chemisch reine seelische Wesenheiten, die in beständigem, gleichförmigem Begeisterungslichte brennen; ich bin ethisch nicht schlechter, als jene großen Männer es waren, und mein konsequentes Streben nach Wahrheit muß mich zur Klarheit und Harmonie führen. —

20. Oktober.

Sarah Iveniſh, die Tochter eines Deputierten aus M., zwingt mich vermöge ihres merkwürdigen Wesens, oft ihre Gesellschaft zu suchen. Die stille, majestätische Grazie, die ihr Inneres und Äußeres kennzeichnet, sticht doch so bedeutend von dem flatterhaften Wesen junger Frauenzimmer ab. Ihre tiefen, unendlich süßen Augen, deren Farbe ich nicht enträtseln kann, bezeugen durch ihren Ausdruck, daß Sarah die Wahrheit liebt und im Verhältnis zu sich selbst und zu andern nach ungetrübter Wahrheit strebt. — Dazu kömmt die weibliche Anmut, mit welcher die Schwachheit fast unzertrennlich verbunden ist; und dies ist das Moment, welches meine Sympathie für sie schwächt: schwache Personen können unmöglich wahrhaft Großes begreifen. Aber wenn ich auch sehe, daß ein höchstes geistiges Einvernehmen zwischen uns unmöglich ist, so empfinde ich dennoch die Begierde, in der Vereinigung unseres beiderseitigen Wesens die höchstmögliche Summe edlen, harmonischen Vergnügens zu finden. Ein unzähmbar starker Trieb führt mich dieser Vereinigung entgegen; und ich sehe mich oft veranlaßt, über mein Verhältnis zu den Frauen zu sinnen.

Dieses einen Momentes bin ich mir vor Allem bewußt, daß ich die Gesellschaft sympathischer Frauen stets lieber aufsuche, als die der Männer.

Einerseits wirkt da eine natürliche Würze, andererseits sind Frauen, welche einen mehr passiven Anteil am Leben nehmen, viel mehr dazu geeignet, an dem Wesen eines Mannes tiefen und innigen Anteil zu nehmen, als ein anderer Mann, dessen Seele von seinen eigenen Plänen und Absichten eingenommen ist. Wenn ich jedoch von diesem einen Punkte absehe, so ist sonst mein Verhältnis zu achtbaren Frauen durchaus nicht geschlechtlich gekennzeichnet; ich sage es in diesem Sinne, daß es mir nie einfällt, artig zu lächeln oder andere Höflichkeitsbezeigungen Frauen gegenüber vorzubringen. Hingegen ist es mir stets gelungen, Vertrauen und Freundschaft seitens der Frauen zu erwerben, und dies in einem Grade, welcher alle Schranken der Geschlechtlichkeits- und der Familiendiskretion auflöste. Das Mittel zum Zwecke ist für mich hier wie überall mein systematisches Vorgehen. Fast jedes längere Gespräch führt zu einem im Voraus bestimmten Ziele; systematisch und in ungemein rascher Folge lege ich die Vorurteile bloß, die gegen ein engeres Einvernehmen zu sprechen pflegen, bezeichne die Berührungspunkte, auf Grund deren dieses Einvernehmen sich aufbauen läßt, und genieße dann durch längere Zeit im aufmerksamen Studium und gegenseitigen psychologischen Reflexen die so gebildete Bekanntschaft. So war es während meiner idealen Periode in E., so ist es auch jetzt. Aber wenn ich mich nun um den Grund dieses Vorgehens frage? Ich kann mir darauf eine klare Antwort geben. Die oberflächliche, gesellschaftsmäßige Bekanntschaft bietet mir nichts Interessantes, nichts Zufriedenstellendes. Ich vertiefe sie, und empfinde dann erst das wahre Vergnügen eines Verkehres.

Aber diese meine Art, mit sympathischen Frauen Freundschaften zu schließen, hat schon schmerzliche Folgen mit sich gebracht. Ich bin das dominierende, sich erteilende, bewußte und beobachtende Element; das Weib geht unbewußt in mir auf und klammert sich an mich mit allen Fasern ihres Wesens. Es kennt nur mich und meinen Willen, und am Ende richtet sich all sein Wünschen auf mich. Sie lieben mich; ich habe sie nur lieb. Ist es meine Schuld, daß ich sie nicht lieben kann? Was treibt mich denn dazu, mit ihnen zu verkehren, als die Sehnsucht, ein Weib zu finden, das mein Wesen ergänzen und zu jenem natürlichen, unendliche Harmonie in sich schließenden Eins mit mir verschmelzen würde? — Ich will nichts beschönigen: in E. habe ich auf diese Weise drei liebenswürdige, höchst sympathische Wesen gleichsam geistig verführt. — Es war dennoch nichts Unethisches in meinem Vorgehen: keine dieser Frauen empfindet für mich bis nun etwas Anderes als Achtung und Freundschaft. Aber ich selbst werde mir unsympathisch.

22. Oktober.

Ich kann mich von meinen Betrachtungen über mein Verhältnis zu den Frauen noch nicht trennen. In meinen früheren Jahren habe ich nie an Liebesverhältnisse gedacht, die sich selbst Ziel sein sollten. Ich hielt stets an der Vorstellung fest, daß ein ernster, denkender und schaffenslustiger Mann gut daran thue, möglichst früh einen eigenen Herd zu gründen, um so in einem konzentrierten Umkreis alle seine Bedürfnisse befriedigt zu finden. So kann er ein regelmäßiges, Geist und Körper frisch und thätig erhaltendes Leben führen. Aber wo finde ich das Weib, das mich dauernd in Harmonie erhalten kann? Müßte ich ihm nicht einmal sehr wehe thun? Giebt es überhaupt ein Weib, dessen Genuß mich ohne jeden weiteren Wunsch belassen würde? Um mein Wesen zu stillen und zu befriedigen, müßte ich in Polygamie leben. Nachdem mir dies einmal klar geworden, nachdem der Gedanke an die Einehe mir als nicht abschließend erschienen, fragte ich mich, ob es nicht vernünftiger und meiner Natur angemessener wäre, in wechselndem statt in dauernd eintönigem Genusse zu leben. Und so wurde ich, der strenge, ideale Monogamist, zur Theorie jener Staatsmänner und Künstler geführt, die genießend und befruchtend ohne thatsächliche Ehe durchs Leben schritten, und dennoch für ethisch hochstehend gehalten werden. Daß doch die Geschlechtsfrage den Kern der Moralität bildet! — Jene Männer mußten doch in innerer Harmonie leben, das erhellt aus ihren Werken. — Aber wenn nun ein fast schrankenloses Genießen natürlich und mit der Moralität vereinbar ist, warum überwinde ich nicht auf gleiche Weise den pseudo-moralischen Widerwillen gegen die Aneignung aller anderen Güter? Warum nehme ich nicht alles Gold, das ich erfassen kann, warum ziehe ich mir nicht jedes schöne Kleid an, das mir gefällt? Es liegt auf der Hand: das wäre die Auflösung aller Ordnung, die Losung zu einem allgemeinen rohen Herfallen über einander.

Da kann ich mir nur mit meiner Theorie der natürlichen, ewigen Aristokratie helfen, die die größeren Bedürfnisse der hervorragenderen Individuen für gegründet und ihre Erfüllung für gerecht erklärt. Aber auch sie löst mir noch nicht alle Widersprüche zwischen dem Natürlichen und dem Ethischen.

23. Oktober.

Je öfter ich Sarah sehe, desto wahrscheinlicher kömmt mir die Idee vor, daß es dennoch in sich geschlossene, selbstgenugsame Liebesverhältnisse geben könne, die aus dem Standpunkte der Moral als gerechtfertigt erscheinen. Zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechtes führt von Freundschaft zur Liebe nur ein Schritt. Wir sind so herzlich und wohlwollend

für einander, wir stehen einander um so Vieles näher als anderen Personen; fast in Allem sind wir einverstanden, warum soll zwischen uns nicht das entstehen, was man Liebe nennt? Wie schön wäre diese Liebe, auch wenn sie nur Monate lang dauern sollte! Das Zusammenfließen zweier Seelen, zweier Herzen; leichte körperliche Berührungen, das fortwährende Kreisen magnetischer Ströme, die uns durch die Luft hindurch so süß verbinden, — diese Liebe, die jeden Blick so beseligend macht — sie erinnert mich an ein schönes physikalisches Experiment, das in sich geschlossen sein muß. So oft ich in Sarahs ruhige und dennoch besinnungraubende Augen sehe, empfinde ich ein tiefes Begehren darnach, daß wir einander lieben möchten. Aber ich denke kaum an sie, wenn wir nicht zusammen sind.

26. Oktober.

Es ist merkwürdig, wie sehr mir alle öffentliche Institutionen zuwider sind. Meine Pläne schließen doch die Organisierung gewisser Menschengruppen ein, ja ich habe schon als Kind über Volksorganisationen gedacht. Dennoch sind mir Universitäten, Parlamentsgebäude, sogar Eisenbahnen und Postämter verhaßt. Dieser Andrang einer lärmenden, größtenteils unvernünftigen Menschenherde erfüllt mich mit Widerwillen, den der gesunde, mit Eisennerven ausgestattete Professor Worshill für ein Vornehmthun erklärt. Möglich — aber ich fühle es zu tief, als daß es affektiert sein sollte. Mir ist nur Einsamkeit oder eine kleine, auserwählte Gesellschaft lieb. Wie ich nun auch die Ehe ihres Monopols der Glücklichmachung beraubt sah, fühlte ich mich einsam und wild, und erinnerte mich an eine Stelle aus Aristoteles: Der Mensch, der außer der bürgerlichen Gesellschaft lebt, ist entweder mehr oder weniger als ein Mensch. Ihn treffen Homers beschimpfende Worte: *ἀφρητως, ἀθεμιστιος, ἀνεστιος.*

27. Oktober.

Der alte Schwätzer hat diesmal Recht: Indem ich mich von dem gewöhnlichen menschlichen Denken und Thun entferne, nähere ich durch meine verzweifelte Aufrichtigkeit dem Gotte, der in absoluter Wahrheit lebt, durch meine entfesselte Natürlichkeit dem Tiere, das nur den körperlich unmittelbaren Trieb kennt.

10. November.

Ich habe meine Selbstbetrachtungen auf eine Zeitlang aufgeben müssen. In meiner wissenschaftlichen Beschäftigung war eine Art von Paroxysmus eingetreten, die die endliche Lösung einer lange bearbeiteten Frage als Resultat ergeben. — Die Gelehrten loben mein Talent und meine Belesenheit, und ich beginne immer berühmter zu werden durch etwas, auf das ich skeptisch herabschaue. Aber diese Skepsis ist unfruchtbar und bietet mir

nicht höhere intellektuelle Genüsse an der Stelle derjenigen, deren sie mich berauben will. Das Studium der Natur — und außerhalb desselben giebt es kein Anderes — fesselt doch im höchsten Grade. Wenn ich eine unkenntliche Masse in ihre ungemischten Elemente zerlege, wenn ich der Natur auf Schritt und Tritt ihre vermeintlichen Geheimnisse abringe, wenn ich die Naturkräfte ihrer Größe und Wirkungsart nach aufs Genaueste erkenne, — diese Beschäftigung kann ein Leben füllen, sie kann ein glückliches Leben füllen. Und wem höhere Kräfte verliehen sind, wer neue Gesetze der Natur entdeckt — muß ihm nicht die unendliche Wollust des Entdeckens reichlich alle unerläßlichen Qualen des denkenden Geistes entgelten? Ein Kopernikus, ein Newton, ein Buckle oder ein Darwin, müssen sie nicht selige Augenblicke in ihrem Leben gehabt haben, wo sie zum ersten Mal das Antlitz der neuentdeckten Wahrheiten erblickten? Ist dies nicht jene selige Anschauung des Göttlichen, von dem die alten Philosophen sprechen?

10. November. (Nachts.)

Darum will ich unaufhörlich forschen und Wahrheiten aus dem Schoße des Unbekannten emporfördern. Ich bin glücklich in meinem Studium und will es sein; ebenso glücklich war ich, wenn ich für das soziale und materielle Wohl meiner Mitmenschen kämpfte. Aber diese Zufriedenheit entspringt nur aus einer gutwilligen Geistesbeschränkung. Ich habe mich gefragt: Wozu der soziale Fortschritt der Menschheit, für den ich unmittelbar kämpfte? Welches ist das Ziel, im Verhältnis zu dem dieses unmittelbar Sichtbare nur ein Mittel ist? Und da ich keine genügende Antwort finden konnte, verließ ich das Feld, auf dem ich nur Pflug, nicht Pflügender sein konnte. — Und nun frage ich mich: wozu der Fortschritt des menschlichen Wissens, wenn dieses nie seine Natur ändern wird?

Wozu zerlege ich eine graue, zusammengesetzte Masse in ihre sogenannten Elemente, wenn diese Elemente durchaus nicht die ursprünglichen Substanzen sind? Freue ich mich am Schein der Naturprozesse, deren Wesen ich nicht kenne? Soll ich forschen, um meine Nerven zu spannen, meinen Geist angenehm zu kitzeln; soll ich das Wissen zu einem der zahlreichen Genüsse machen, die das Menschentier für sich ersinnt? Wozu denn sollte man sonst forschen, wenn man in dem klaren Bewußtsein lebt, daß unser Wissen mit dem Keime des Irrtums geboren ist, und als Resultat ein kompliziertes Etwas ergiebt, das mit dem wahren Wesen des Universums nichts gemein hat?

Denn entweder ist die Menschheit das sich entwickelnde Organ, durch welches das Universum sich seiner bewußt wird, und dann hat alles Sinn und Ziel. Oder sie ist ein zufälliges Erzeugnis des Spieles der Natur-

kräfte, und dann müßte man wahnsinnig sein, um im Ernste leben und forschen zu wollen. Das Erste scheint mir unmöglich zu sein, weil es in der Natur des menschlichen Erkennens liegt, das Wissen bezüglich und unvollkommen zu machen. Das Zweite ist so verzweifelt unsinnig; will uns die Natur zum Besten haben?

11. November.

Ja, es sind unerträgliche Aussichten; man könnte sich versucht fühlen, die Hände in den Schoß zu legen und ganz apathisch zu werden. Für die Beseitigung der Armut und der menschlichen Leiden zu kämpfen, und zu wissen, daß der Mensch stets entweder selbst eine dieser leidenden Gestalten sein werde, oder solche herzzerreißende Gestalten werde sehen müssen; stets mühevoll zu forschen, und zu wissen, daß man ein Faß ohne Boden anfüllen will; fortwährend von der Begierde des Erkennens gepeinigt zu werden, ohne sie je stillen zu können; alle diese Tartarusqualen zu erdulden, festgenagelt an das Kreuz seiner Ohnmacht; stets von dem malitiösen unbekannten Etwas genasführt zu werden — man müßte Lust zum Selbstmord bekommen, wenn man nicht ins Asyl der absoluten Gleichgültigkeit fliehen könnte.

17. November.

Ich will genießen, lustig und gleichgültig sein. Wenn es nicht echtes Wissen giebt, so giebt es doch echten Wein; kann man nicht zum absolut Schönen gelangen, so sind doch schöne Weiber vollauf zu haben. Ganz offen: ich will mich betäuben. Aber giebt es für mich eine dauernde Betäubung? Lustige Gesellschafter giebt es genug, aber das sind beschränkte Leute; wenn mich ihre gute Laune auch einen Augenblick hinreißt, so weckt mich in dem nächsten ihre Rohheit. Die Nachtlokale, voll Lärm, Rauch und Menschengesindel, welches im Spiel seine natürliche Erwerbslust steigern und sich so aufregen will, oder mit den Kaffeemädchen seine rohen Späße treibt, können sie mir in meiner trüben Stimmung helfen? Ich kann höchstens beobachten, und dann verderben meine kalt-nüchternen Bemerkungen meinen Gesellschaftern allen Spaß.

Durchschwärmte Nächte schärfen noch die Nüchternheit, und Weiber können mich nur zu einer minutenlangen Betäubung bringen.

20. November.

Reine physische Genüsse sind um Vieles wohlthätiger als Ausschweifungen. Turnen, Rudern und Schwimmen ist eine Quelle des höchsten Wohlseins. Wenn sich in der Turnhalle meine Muskeln ausdehnen, wenn ich tief und voll atme und in jeder Faser meines Körpers ungewöhnliche Spannkraft fühle, wenn ich mit Leichtigkeit und Präzision schöne Übungen ausführe,

oder auf dem Flusse die Kraft meiner geübten Arme erprobe, dann denke ich an nichts als an meinen Körper, und meine Vitalempfindung ist beneidenswert. Und wenn ich dann meinen riesenmäßigen Hunger zu stillen beginne, und Speise und Trank in entsprechenden Mengen zu mir nehme, um sie dann rasch und ohne Schwierigkeit zu verdauen; wenn die physiologischen Prozesse eine behagliche Wärme in mir erzeugen, oder wenn ich einen prachtvollen, steinernen Schlaf gehabt, dann finde ich an dem Unmittelbaren, Beschränkten, eine gesunde Freude.

27. November.

Aber fortwährend kann man nicht turnen, essen oder schlafen. Nachdem man eine zeitlang vollständig Unterleib war, beginnt man sich dennoch auch als Oberleib zu fühlen und die alten Bedürfnisse erstehen mit neuer Kraft. Der alte Abgrund gähnt auf in meinem Geiste, und in meinem Herumtappen nach einer Gedankenquelle, die ihn fühlen könnte, greife ich nach der Kunst. Die Musik erschien mir niemals selbstgenugsam; das Hinreißende und Aufwühlende ihrer Natur ist geeignet, wie Lethe zu wirken, die Seele von bedrückenden Vorstellungen zu befreien und sie auf reinere und tiefere Beschäftigungen oder Genüsse vorzubereiten. Sie ist wie das Bad des Odysseus, jung und stark kömmt man heraus; aber dann erst fühlt man Schaffenslust oder das Bedürfnis des Genusses. In der Malerei bewundere ich nur das Farbenkonzert; denn den Charakter dieser Kunst bildet die Projektion, und ich kann diese Beschränkung nicht leiden, sei sie erzwungen, wie bei unserem Erkennen, oder gutwillig, wie in dieser Kunst. — Dichtung spricht nur zum Geist und zum Gemüt, jedoch nicht zu den Sinnen. Aber wenn ich den menschlichen Körper, das kunstvollste Gebilde der Natur, voll und ganz und veredelt vor mir sehe, dann fühle ich mich im höchsten Grade philosophisch und künstlerisch angeregt. Die unendliche Zweckmäßigkeit, die unendliche Symmetrie und die unendliche Schönheit dieses Meisterwerkes der Natur, weckt in mir die lebendige Ahnung der urewigen Ideen, die in der Materie wirken, und diese Ahnung schon reicht hin, um an seinen Insektenstolz und an seine Insektenzufriedenheit zu vergessen, und sich fast selig als das Universum zu fühlen.

28. November.

Und so führt mich Michel Angelo dahin, wohin mich ein Plato, ein Spinoza und ein Kant nicht brachten; denn seine Philosophie nimmt mein ganzes Wesen gefangen und mein kritischer Geist fühlt sich durch sich selbst überwunden. Ich fühle mich mit der Natur und mit mir selbst versöhnt; aber ich bin nicht mehr in die Betrachtung von Michel Angelos Werken versenkt, und ich beginne zu fürchten, daß dies nur jene Betäubung war,

nach der ich strebte. Ich will meine Stimmung benützen, um angenehme Gesellschaft zu suchen und selbst angenehmer Gesellschafter zu sein.

12. Dezember.

Mein Rausch dauert ungewöhnlich lange. Mit dem Zauber der Kunst verband sich der Zauber des Weibes, der mich tiefinnerlichst durchdringt. Sarah bezeigt mir so viel Zuneigung und Vertrauen; wir befinden uns in Gesellschaft wie alle Andern, und doch sind wir vereint und gehören nur einander. Ihr wunderbarer Blick wirkt fort, bis in meine tiefste Einsamkeit hinein, und entlockt mir manche träumerische Zeilen:

Ich will nicht von den fernen, kühlen Sternen träumen; Sarah, Du belebende Morgenröte! Du stehst auf dem Triumphwagen des Gedankens, und die Taube der Anmut hebt Dich empor.

Jeder meiner Gedanken beginnt zu leuchten, wie der tausendfärbige Tropfen des Morgentaues; jedes meiner Gefühle entwickelt sich wie der duftige Kelch der Blume.

Ein warmer Hauch umgiebt meine Seele, gleich dem Atem neu erkeimender Geschöpfe: hinter diesem Glanze, hinter diesem Hauche, sehe ich die auftauchende Sonne.

20. Dezember.

Was mich an Sarah fesselt, das ist ihre unendliche Hingabe und Teilnahme an meinem Schicksal, eine Freundschaft, welche mit ihrem edlen, rücksichtsvollen Wesen so schön übereinstimmt. Ihre Bemerkungen beweisen mir, wie sympathisch ihr das Starke an mir ist, wie gerne sie meine Zweifel lösen helfen möchte. Die rührenden Geständnisse ihrer Ohnmacht in dieser Hinsicht machen sie mir fast noch lieber, als wenn sie mir in der That behilflich sein könnte. Sie bewahrt alle meine Worte in ihrem Gedächtnisse auf, beweist mir Widersprüche, und sagt, sie dächte oft nächtelang daran, wie sie mir etwas Gutes und Nützliches erweisen könnte; dann blickt sie mich voll und warm an und behauptet achselzuckend, sie könne mir nicht helfen. Ich glaube es Dir, Du süße, liebevolle Taube: denn auch Dich habe ich nur lieb.

26. Dezember.

Wenn ich mit Sarah zusammen bin, dann pflege ich doch noch zu lächeln, das junge Mädchen mit ihrer naiven, unbehilflichen Schönheit erinnert mich doch manchmal an ein junges Vögelchen. Aber die starke, ernste und reife Frau, in deren Haus mich Professor Worshill eingeführt — sie ist seine Schwester, — kann doch für mein Leben eine ganz andere Bedeutung gewinnen, als Sarah oder Worshill. Jane Earthen ist die Frau eines hohen Bahnbeamten — offenbar eine Standespartie, denn sie liebt nicht

ihren Mann, sondern ihr Kind. Wenn mich Sarah mit ihrer duftigen, anmutigen, rosigüberhauchten Schönheit an eine Morgenröte erinnerte, so muß ich Jane Earthen zur mächtigen, klaren, erwärmenden Sonne vergleichen. Mein verdammter Verstand sucht auch an dieser Sonne schon nach Flecken herum; aber bis nun zu fühle ich nur einen reinen, wohlthätigen Einfluß. Ob sie schön ist? Ohne Zweifel, aber ihre klassischen, vollentwickelten Glieder sind in ihrer Größe und Fülle, die von der höchsten Symmetrie geregelt werden, zu bedeutend um schön genannt zu werden. Ihr Antlitz muß ich in seine einzelnen Teile zerlegen, um seine ganze Schönheit und Bedeutung erfassen zu können. Die denkende Stirne mit ihren starkgewölbten Augenknochen, von einer reichen Fülle auf griechische Weise verschlungenen Haares überschattet, die imponierende Harmonie der Züge, verbunden mit dem ruhigen, sicheren Ausdrucke der Augen, machen Frau Earthen zu einem weiblichen Jupiter. Und sie hat auch jene olympische Ruhe, die alle Vorfälle des Lebens, alle Ideen und Gefühle durch das Gewicht eines höheren Standpunktes ins unverrückte Gleichgewicht bringt. Beweise ihr, daß eines der Dinge, an die sie felsenfest geglaubt, irrtümlich sei; bringe ihr einen neuen, höchst gewichtigen Glauben bei — sie wird nie aus ihrer tiefen Ruhe heraustreten. Sie hat die Art eines geistvollen, für alles wissenschaftliche und Philosophische eingenommenen Professors; sie hat beinahe seine Bildung, übertrifft ihn jedoch an lebendigem Interesse für das soziale Leben und für den Fortschritt der sozialen Organisation. Wenn sie ihre logischen, stets klar erfaßten und begründeten Ansichten darlegt, den ernsten Blick auf den Boden geheftet, die Hände im Schoße gefaltet, dann ruht auf ihrer mächtigen Erscheinung ein fast männlicher Zauber. Sie ist nie leidend, wie Worshill, ihr Bruder; sie ist fast so groß und stark wie er. Ein prachtvoller Menschenschlag! Sie haben beide etwas Königliches an sich.

5. Jänner.

Ich achte Jane Earthen mehr als ich je ein Weib geachtet, und behandle sie nicht als Weib. Ihr Geschlecht ist mir fast gleichgültig; ich sage fast, denn das was sie mir lieber macht, als ihren Bruder, ist doch ihr Geschlecht. Hat man je ein Weib gesehen, welches wirklich Mathematik versteht, und höhere Mathematik? Welches auf keinem Musikinstrumente pfuscht, mit breiten Stahlfedern und mit Schattenstrichen schreibt und niemals Gedankenpunkte anbringt; welches ohne Lächeln und in abgerundeten, in sich geschlossenen Sätzen zu sprechen versteht; ein Weib endlich, das bei einer musterhaften Leitung der Wirtschaft, bei der sie ohne zu feilschen spart, dennoch Zeit genug findet, um sein systematisches Studium fortzusetzen? Sie bringt meine verschlossene Natur, auf die ich so viel hielt, zu Schanden. Es

ist so natürlich, daß ich ihr ohne Rückhalt mein Wesen und meine Pläne darlege. Meine jungen Freundinnen pflegte ich Alles erraten zu lassen, ohne sie je über die Richtigkeit ihrer Vermutungen sicher zu stellen; sonst beschäftigte ich mich mit dem Studium ihrer Naturen. Jane Earthen ist mir ein gegebenes, bedeutendes Faktum, das ich auf den ersten Blick vollkommen erkannt und kaum zu prüfen versucht; mein Streben geht mehr darnach, daß sie mich kennen lerne, als daß ich sie noch tiefer und im Einzelnen begreife.

8. Jänner.

Ich habe sie begriffen, aber sie begreift mich noch nicht. Die Vielseitigkeit meiner Beschäftigungen, die sie für eine Zersplitterung des Geistes zu nehmen geneigt ist, ist ihr bei der Konsequenz meines Vorgehens unerklärlich. Worauf mein ganzes Leben gerichtet ist, ich kann es ihr dennoch nicht sagen, mein Geist will sein tiefstes Geheimnis nicht offenbaren. Aber sie muß es einmal selbst erraten. Um Eines hat sie mich gebeten, daß ich auch erfüllen will: ich möge ihr die Geschichte meiner geistigen und körperlichen Entwicklung mitteilen. Damit wolle sie meine Gegenwart vergleichen und dann Schlüsse ziehen. Ich bin auf diese Schlüsse gespannt.

London, im Jänner 18 . .

Geehrte Freundin!

Als ich ein ganz kleines Kind war, erschien mir als das wünschenswerteste Los auf Erden, ein Zuckerbäcker zu sein. Ich wollte nicht in die Schule, sondern zum Zuckerbäcker in die Lehre geschickt werden. Dann wollte ich Millionär sein, und frug vergebens an, wie man diese Kunst lernen könne. Ich war sehr religiös: in der Geschichte gefielen mir nur die Kreuzzüge. Ich faßte den Plan, das Christentum über die ganze Welt zu verbreiten; vor Allem aber ging es darum, die Mohamedaner und die Juden aus dem Wege zu räumen. Ich verband mich zu diesem Behufe mit einer Schar ziemlich unselbständiger Knaben; und unser vortrefflich entworfener Kreuzzug kam nur deshalb nicht zustande, weil im letzten Augenblicke manche Eltern Einsprüche erhoben und die jungen Ritter nicht ausziehen lassen wollten. Wir Übrigen versammelten uns, und ich hielt eine flammende Rede, in der ich meine Genossen aufforderte, ihren Eltern auf ewig den Gehorsam zu kündigen, weil höhere Interessen auf dem Spiele wären. Ich sprach damals einen Satz aus, für den mein Lehrer mich durchaus ausprügeln wollte: es wäre unsere Pflicht, unsere Eltern mit der ganzen Familie sogar dem Tode zu weihen, wenn das Christentum es erfordere. — Dann begannen mir die Geistlichen widerlich zu sein; hierauf konnte ich den Gottesdienst nicht mehr anhören, und zuletzt wanderte die Religion selbst in die Rumpelkammer. — Dafür

wuchs mein Nationalgefühl. Meiner Ansicht nach gebührte den Engländern ein ganz anderer Platz in der Weltgeschichte, als derjenige, den sie einnahmen. Die römische Weltherrschaft war für mich noch ein zu geringes Beispiel. Ich verfiel auf einen sehr vernünftigen Gedanken: wenn man in den ungebildeten Volksmassen das nationale Bewußtsein wecken könnte, so wären viele, viele Millionen Engländer mehr auf der Welt. Um diesen Gedanken zu verwirklichen, konstituierte sich unsere ehemalige christliche Liga als geheimer Verein für nationale Agitationen. Einerseits wollten wir im Volke nun mittelbar den Patriotismus entflammen, andererseits durch unseren Einfluß beim Volke auf das Resultat der Wahlen mit einwirken, und so die äußere Politik unseren Bestrebungen gemäß geleitet wissen, bis wir selbst ins Parlament kämen. Sie sehen, man wird bei uns sehr früh Bürger. Da unsere nationale Thätigkeit die entsprechenden Früchte nicht hervorbrachte, so begann sie allmählich zu sinken. Wir hörten auf, die Gassenkehrer und Wasserträger zu nationalisieren; ich bildete mir einen richtigeren Begriff von internationaler Gerechtigkeit, und nun beschäftigte mich mehr die politische Verfassung. Natürlich fand ich unsere Institutionen himmelweit entfernt von einer idealen, gleichheitlichen Verfassung. Ich war der festen Überzeugung, daß ich das Alles ganz anders machen würde — und so wurde ich zum Jüngling, welchen alles, was mit seinen ideallen Anschauungen kontrastierte, in hohem Grade empörte. Alle Parlamentsmitglieder, alle Aristokraten und alle Bürger hielt ich für nichtswürdiges Gesindel, welches früher oder später der Vernichtung anheimfallen würde. Den Königsstuhl, diesen Kern der Tyrannei, wollte ich mitsamt dem Scepter und der ganzen königlichen Schatzkammer einst mit eigener Hand verbrennen. Aber auch meine Robespierreperiode währte nicht allzu lange. Ich hatte damals die Universität zu besuchen begonnen, und einen Klub von politischen Radikalen gegründet, welcher noch fortblüht, während ich allen politischen Kram längst zum Übrigen geworfen. Aus dem Demokraten verwandelte ich mich in einen Sozialdemokraten. Ich hatte mit reifen Männern zu thun, und weil ich geistvoller und energischer war als sie, bekam ich in Kurzem die ganze Arbeit in die Hände. Ich thue eigentlich Unrecht, daß ich diese Verhältnisse so subjektiv-skeptisch behandle. Ich war ganz aufgegangen in der Idee der sozialen und ökonomischen Gleichberechtigung; ich war kein Knabe mehr, und wirkte für diese Idee mit allen Mitteln, welche Volksmännern zu Gebote stehen. Unsere Arbeiter waren ausgezeichnet diszipliniert; unsere Versammlungen verliefen musterhaft, unsere Zeitschrift wurde regelmäßig konfisziert und verbreitete sich stets dennoch in der ursprünglichen Anzahl von Exemplaren. Das Ansehen unserer Gruppe wuchs von Tag zu Tag; ich trachtete

unbekannt zu bleiben, aber dies gelang nur anfangs. Eben der Mangel an persönlichem Ehrgeize, den ich bekundete, stärkte das Vertrauen der Arbeiter zu mir, und viele von ihnen hingen an mir mit der opferfreudigsten Liebe. Angesehene Männer suchten mich auf; ich gewann immer größeren Einfluß, und alle sagten mir, ich sei auf geradem Wege zum Parlament. Dies war es, was mich auf meine Thätigkeit nüchterner blicken ließ. Und wo ich nüchtern ward, da war es schon zur vollständigen Gleichgültigkeit nicht weit. Der gewöhnliche Prozeß der kritischen Auflösung trat ein, und ich fand mich aus diesem letzten Zufluchtsorte thatkräftiger und denkender Geister verstoßen.

Sie begreifen, werte Freundin, warum ich an erster Stelle über mein Verhältnis zum öffentlichen Leben gesprochen. Dies Anderem voranzusetzen, ist eine Gedankengewöhnung, der ich auch jetzt unterlegen. Nun gehe ich zu einer zweiten Gedankengruppe über. Meine geistige Beschäftigung bestand anfangs hauptsächlich in Poesie, dann wurde sie mehr wissenschaftlich. Ich las anfangs nur Liebesgedichte und schrieb selbst welche. Denn natürlich war ich verliebt. Glücklicherweise heiratete sie jedoch bald, und so wurde die Produktion meiner tiefsinnigen und wehleidigen Verse gehemmt. Da ich jedoch noch unglücklicher wurde, so fiel in meine Flegeljahre zugleich die Periode des Weltschmerzes. Ich las mit Vorliebe Dichter, die im Irrenhaus gestorben, Herbstpoesie ging mir über Alles, und ich dichtete Balladen über das ewige Elend. Ja ich schrieb sogar einen Sturm- und Drang-Roman, dessen Held ein schwacher Mensch war, der sich ein geniales Ansehen geben wollte. Ungezügelte Selbstsucht, Schwachheit gegen sich selbst, wütende, grenzenlose Leidenschaftlichkeit, der Glaube an ein glückliches Fatum, an eine unbestimmte, aber große Mission — endlich verwickelte Liebesverhältnisse und der Fall des Talentes infolge einer unglücklichen Liebe, das ist sein Inhalt. — Der Roman war dumm, das sah ich, als ich ihn endigte, und das war gut; ich hatte mir zur Ader gelassen und war des Weltschmerzes los. Aber nur, um mich zu einer anderen Kategorie von Irrenhäuslern zu schlagen: ich wurde romantisch. Der Mondschein bekam einen neuen, eigenartigen Zauber für mich; ich lebte in einer Welt, wo Millionen von Nachtigallen klagten, zaubervolle Haine sich mit Silbernebeln bedeckten, melancholische Rehe an Waldrosen rochen und bedeutungsvolle Abendsterne in Weihern sich widerspiegelten. Meine Haare wanden sich zu romantischen Locken, die keine prosaische Scheere berühren durfte. Ich schrieb eine traumverlorene Erzählung von einem jungen Don-Quixote, welcher ohne Bewußtsein durchs Leben wandelte, und ohne Bewußtsein in einem romantischen See versank. Nachdem ich diese zweite Operation vollendet, — denn was war es anderes, als die Beseiti-

gung eines Geschwüres — begann ich endlich den gesunden, echten Dichtern Geschmack abzugewinnen. — Aber ich lernte inzwischen immer mehr das Wissenschaftliche schätzen, und bald machte mir das Unexakte, Schwankende alles dichterischen Schaffens, die Poesie unleidlich. Ich wurde ein phantasievoller Mathematiker; die Wissenschaft in ihrer Genauigkeit und Gründlichkeit schien mir einen unumstößlichen Halt zu bieten. Ich war gewiß, Alles sei wenn nicht erkannt, doch erkennbar. Euch, Tiere, Pflanzen, Gesteine, habe ich in meinem Buch; euch, unzählbare Gestirne in euren mannigfachen Verhältnissen, haben die Weisen längst aufs Genaueste beschrieben; Alles, wie es ist und wie es sich verändert, ist für die Wissenden klar und offen. Zeit und Raum überwindet der Mensch durch seine mannigfachen Erfindungen; unbeschränkte Erkentnis und unbeschränkter Genuß sind ihm gewiß. Sie lächeln, ernste Freundin; und doch, hier blicken Sie auf die schmerzlichste Wunde meiner Seele. Die Gelehrten wollen nur so lange an die Gravitation und an die Atome glauben, bis wie lang keine neue, umfassendere Hypothese entsteht. Ich möchte schon jetzt nicht daran glauben, und das ist mein Unglück. Der Mensch weiß nichts, und er kann nichts wissen; die Ameise ist glücklicher als er, denn in ihrer schön organisierten Welt sieht sie das Vollkommenste, ohne Höheres zu ahnen.

Soll ich Ihnen Näheres über meine philosophischen und wissenschaftlichen Ansichten schreiben? Sie kennen sie aus unseren Gesprächen.

Am Positivsten bin ich noch in körperlicher Hinsicht geblieben. Seit meiner frühesten Jugend härtete ich meinen Körper systematisch ab: Ich kann ohne regelmäßige physische Bewegung nicht leben und schlafe bei offenen Fenstern. Wenn ich einst handeln werde, werde ich die Kräfte dazu haben.

Nun stehe ich vor Ihrem teilnehmenden Blicke, ein Mensch, der sich mit nichts verbunden fühlt. Ich habe keine Religion, keine Nationalität, keine objektiv mich fesselnde, große Idee; ich bin nur ein Mensch — und als solcher habe ich die anderen Menschen nicht lieb. Ich möchte die Welt genießen, obwohl ich sie nicht liebe. Ich habe eine Ahnung, daß mich mein absoluter Nihilismus zu einer Quelle neuen Lebens führen wird; ich bin auf der Spur dieser Quelle. Aber wenn mich die Spur irreführt, dann werde ich dennoch ein Raubtier, welches bewußt heuchelt, um zu genießen. Die Menschheit ist doch so dumm, so nichtswürdig und so begierig nach Täuschung: ergo decipiatur.

Daniel Melbourn.

20. Jänner.

Der Brief, den ich an Jane Earthen geschrieben, hat mir ordentlich viel Schlamm aus der Seele weggeschwemmt. Ich bin auf ihre Antwort gespannt. — Ich arbeite wieder regelmäßig und bringe meine Abende mit Sarah, Cant und Worshill oder Jane Earthen zu. Sarah behauptet, daß ich sie vernachlässige. Sie neckt mich mit Frau Earthen, und sagt, daß ich mich in die kleine Mary Earthen verliebt habe. Und doch hat ihr eigener Zauber nicht aufgehört, auf mich zu wirken. Ich kann den Blick ihrer Augen nicht aushalten; er regt mich auf, ich verliere meine kühle Ruhe, welche sie „ironisch-philosophisch" nennt, und werde ganz positiv verliebt. Ich bin doch wie ein Knabe, der auf dem Teichgrund eine Sirene zu sehen glaubt, und vorsichtig den Fuß in's Wasser steckt, um ihn gleich wieder herauszuziehen. Wie kann ich denn ein Weib lieben, wenn mein kritischer Sinn mich nicht verläßt; Worshill behauptet, seine Braut und sein Weib solle man nicht kritisieren, da sie inkommensurable Größen sein müssen; wo das Vergleichen beginnt, müsse die Liebe aufhören. Ich müßte meinen Verstand verlieren, um mich verlieben zu können.

23. Jänner.

Worshill und Cant besuchen mich manchmal des Abends. Keiner von uns gehört zu den Rauchern. Wir stellen den großen russischen Theekessel auf den Tisch; Thee und Cognac bringen uns stets in dieselbe geistig angeregte, zum Gedankenaustausch geeignete Stimmung. Tagsüber pflegen wir, wenn nicht ganz schweigsam, so doch weniger mitteilsam zu sein, wie alle Männer, die bei ihrer Beschäftigung geistig anwesend sind. Wenn wir nicht über den Fortschritt der Projektions-Geometrie, über die Notwendigkeit philosophischerer Funktionentheorien oder über die Unhaltbarkeit der Atomistik sprechen — drei Gegenstände, die uns gleichmäßig interessieren und in deren Behandlung wir unermüdlich sind — so diskutieren wir über die praktische Philosophie, über das Leben des Menschen im Verhältnis zu seinen philosophischen Ansichten. Im Leben sind wir alle drei Positivisten; in der Theorie gehören wir drei verschiedenen Lagern an. Von Worshill trennt mich meine Skepsis, von Cant meine instinktive Ehrfurcht vor der Natur. Doch verbindet uns das objektive Streben nach Wahrheit, denn diese ist es, worauf unsere Untersuchungen und unsere Wünsche gerichtet sind. Oft zerlegen wir das Weben anderer Menschen; derartige Besprechungen pflegen ebenso belehrend wie unterhaltend zu sein. Die große Bildungsanstalt, die uns alle drei zusammenhält, bietet so viele merkwürdige und typische Menschenexemplare. Ich kenne Leute, die mit einer energischen und selbstbewußten Miene umhergehen; sie scheinen über Alles sehr genau informiert

und ihres eigenen Zieles vollständig bewußt zu sein. Ich halte sie an und frage sie über Dieses und Jenes aus; meine freundlichen Fragen machen sie gesprächig, und ich erfahre, daß sie entweder resignierte Philosophen oder gedankenlose Egoisten sind, deren Philosophie auf ihrer Beschränktheit beruht. Sie wissen nicht, was mit der Welt und den Menschen zu thun, sie wissen desto weniger, was mit sich selbst zu beginnen. Andere wiederum geben sich ein überlegenes Ansehen; sie reagieren gegen Alles mit Ironie oder Geringschätzung; auf dem Grunde ihrer Seele ist es leer, und es ist der Größenwahnsinn, der ihr Verhalten verursacht. Worshill und Cant finden diese Leute nur unterhaltend, sie erzählen manches komische Stückchen von ihnen; die Zwei sind verflucht gescheit und wissen die Leute zu Paradoxen zu bringen, die offenbarer Blödsinn sind. Aber für mich ist diese allgemeine Haltlosigkeit, diese innere Zerworfenheit trotz des sich darbietenden Rettungsgebietes der positiven Ansichten ein belehrendes Anzeichen: ein theoretischer Nihilismus frißt uns Alle an.

2. Februar.

Wenn ich nicht mit Worshill oder Cant zusammen bin, dann suche ich Frauengesellschaft. Ich mache Toilette — das heißt, ich nehme meinen einfärbigen, glatten braunen oder schwarzen Anzug, binde ein weißes Seidentuch um den Hals, ziehe sogar Handschuhe an, und mache so jedes Anzeichen meiner anatomischen und chemischen Beschäftigungen verschwinden. Am liebsten finde ich mich in Frau Earthens kleinem Empfangszimmer, wo in der Ecke das niedrige Ebenholztischchen mit den zwei Fauteuils steht. Herr Earthen spielt mit Worshill Karten, die kleine Mary zankt sich mit dem großen Lord, der sie auf seinem Rücken nicht reiten lassen will, auf dem Divan vor uns, während Frau Earthen aufmerksam meinen langen Ausführungen zuhört. Ich habe mir vorgenommen, ihr meine Verhältnisse und Ansichten genau darzustellen. Ich finde ein merkwürdiges Verständnis bei ihr für Dinge, die sonst nur Männer voll nachzuempfinden vermögen. Bevor sie mir die versprochene Antwort auf meinen Brief übergiebt, wünschte sie noch Manches von mir zu erfahren, was ihr unklar war. Mehrmals sprachen wir über mein Verhältnis zu den Frauen. Mein Drang, mich in Frauengesellschaft zu finden, rührt wohl daher, daß ich jenes Weib nicht finde, welches mich vollständig ergänzen würde. Es mag, um mit Plato zu sprechen, dieselbe Sehnsucht nach dem Ewigen, Göttlichen sein, die mich in meinen wissenschaftlichen Forschungen leitet. Platos Idee ist doch eine der schönsten, die das Menschengeschlecht erzeugt hat: den Liebesdrang, der durch Fortzeugung nach Ewigkeit strebt, die Liebesseligkeit, die auf der Anschauung und auf dem Bewußtsein des göttlich Schönen beruhen soll, aus ihrer tie-

rischen Niedrigkeit zur Höhe der idealsten menschlichen Bestrebungen hinaufzuziehen, die ist für Jeden ansprechend, der Natur und Ideal verbinden möchte. Aber wo ist jenes Geschlecht, das seinem Liebesdrange folgend, harmonische Verhältnisse knüpfte, und das Element der Liebe durch keine fremdartigen Vernunftingredienzen verfälschte? Ich versicherte Jane, daß ich geliebt habe, im Ernste geliebt habe, aber mein Verstand hat meine Liebe vernichtet. Das Weib, mit dem ich mich verbinden könnte, es müßte stark genug sein, um mitthätig und mitleidend zu sein während der Entwickelung meines Lebens. In dem Augenblicke, wo ich fand, daß mein Herz meinem Verstande Irrtümliches vorgespiegelt, begann meine Liebe zu schwinden, und sie verging rasch, denn der Verstand ist ein unduldsamer Herrscher. Und so kam ich zu der Erkenntnis, daß ich nur einer intellektuellen Liebe fähig bin: mein Herz kann nur diejenigen Personen lieben, die mein Verstand als würdig erkennt. Und sei es ein Freund, eine Geliebte oder ein Verwandter: wenn ihr Minus das Plus übersteigt, dann werden sie mir gleichgültig. Frau Earthen meinte, es liege eine Art von Unmenschlichkeit darin. Ich weiß nicht — vielleicht ist es nur vernünftig. Solche Bande könnte man für einen Zufall erklären; ich fühle bei weitem mehr Interesse und Wohlwollen für ferner stehende Personen, die meine vollste Achtung genießen.

10. Februar.

An diesem Tage bin ich geboren. Früh, als ich erwachte, fühlte ich eine so entsetzliche Gleichgültigkeit für mich und die ganze Welt; sonst pflegte ich an diesem Tage ernster als je über meinen Beruf zu sinnen und mir über das verflossene Jahr Rechenschaft zu geben. Nun, ich fühle, daß ich noch immer einen Beruf habe: Jane Earthen versprach mir, mir ihre Gedanken darüber heute schriftlich mitzuteilen. In der That, als ich zu Mittag nach Hause kam, lag ihr Brief auf meinem Tische; und neben ihm einige andere von Frauenhand geschriebene. Einen hatte Sarah geschrieben; zwei andere waren aus E. In unseren Verhältnissen ist es eine Heldenthat von Seiten eines Mädchens, an einen männlichen Freund zu schreiben. Dieses Vertrauen rührte mich; es kamen auch andere Briefschaften an, die mir von wohlwollenden und mir anhänglichen Personen übersendet waren. Was diese Mädchen schrieben, war so einfach und innig, so natürlich und mir wohlbekannt, und dennoch war es ein so lebendiger Beweis gegen meine Theorie der Selbstsucht, die mich zu einem einsamen Menschenfeind machen will. Ich verbrachte einen ungewöhnlich hellen Tag.

11. Februar.

Ich habe auf manche der Briefe schon geantwortet. Für mich aber schrieb ich Folgendes:

Dunkeläugig, helläugig, ernst oder lächelnd schreitet ihr durch meinen Traum, wandelt ihr durch mein Gedächtnis, wenn ich wache.

Ihr seid wie Blumen, unschuldig und voller Anmut; eure reizvollen Seelen und Gestalten spiegeln sich in meinem Geiste wie in einem Strome die Blumen, die an seinem Ufer wachsen.

Ist er einsam, dieser reißende Strom, welcher zu einem fernen unbekannten Meere hinfließt, wenn so viele Blumen ihm gut sind und ihn freundlich anlächeln?

Wenn ich an euch vorbeirolle mit dem Donner meiner Fluten, dann scheint es euch, ein Traum habe eure Schläfen umfangen; unbewußt öffnet Ihr euer duftiges Innere und ich blicke hinein.

Süß ist es, meine Freundinnen, unter euch zu träumen; aber eure Wurzeln hängen fest an der Erdscholle, die euch geboren, und ich, immer breiter und immer tiefer werdend, eile hin zum unermeßlichen Meere.

13. Februar.

Hier ist der Brief Jane Earthens.

London, am 9. Februar 18..

Werter Freund!

Ich habe es lange und genau überlegt, was ich Ihnen über Ihr Wesen und Ihre Zukunft schreiben solle. Es war mein Bestreben, in meinen Überlegungen zu einem positiven Resultate zu gelangen, das ich Ihnen mitteilen könnte. Es kömmt mir vor, daß ich ein solches erreicht habe. Ich nehme für meine Gedanken nicht jene absolute Richtigkeit in Anspruch, die Ihr Männer als Euer Privilegium betrachtet. Nehmen Sie das für Philosophie oder für Bescheidenheit; aber ich wiederhole es: das, was ich Ihnen in Folgendem mitzuteilen beabsichtige, sind Urteile, zu denen ich instinktmäßig gelangt bin.

Ich trachtete vor Allem, auf dem Hintergrunde unserer Zeiten und an der Hand der Aufschlüsse, die Sie mir selbst über sich gegeben, Ihr Wesen klar zu erfassen und seinen historischen Sinn zu verstehen. Wer sind Sie im Verhältnis zu Ihren geistigen Vorfahren und zur Zukunft unseres Geschlechtes? Sehen Sie, da kam ich auf folgende Gedanken. Die Naturwissenschaften hatten mich gelehrt, daß die Ontogenie ein der Philogenie paralleler Prozeß sei. Die Entwicklung des Individuums wiederholt als Phasen alle Vorstufen, welche die früheren Geschlechter durchgemacht. Ich finde, daß dieses Gesetz auch auf psychologischem Gebiete gültig ist. Vergleichen Sie die Geschichte Ihrer Entwicklung mit der Geschichte unseres

Volkes und anderer nationaler Gruppen und Sie werden viel Ähnlichkeit in diesen Evolutionen finden. Daß Sie nun alle geschichtlichen Phasen wiederholt, und mit Leib und Seele der Gegenwart angehören, daß berechtigt mich zur Hoffnung, daß Sie bald an die Zukunft mit Hand anlegen werden. —

Über unsere Gegenwart aber habe ich auch meine — ich muß es nochmals wiederholen — instinktmäßigen Ansichten, die möglicherweise ganz irrtümlich sind. — Ich will da den Historikern der Philosophie etwas ins Handwerk pfuschen. Ich bin ein Weib, und will meine Empfindungen offen aussprechen, auch wenn sie Ihnen vom wissenschaftlichen Standpunkte haarsträubend erscheinen möchten. Kant war für mich niemals sympathisch. Ich bewundere seinen Geist, aber ich verlange durchaus etwas Positives von einem Denker, und Kant führt mich an einen Abgrund, aus dem er mir keinen rechten Ausweg zeigt. Für mich ist er beängstigend, obwohl ich wohl verstehe, wie unentbehrlich er ist für die Gedankenarbeiter der Zukunft, von denen ich absolut Positives erwarte. Ich sage ausdrücklich, daß ich erst von der Zukunft den Aufbau des Gebäudes des menschlichen Gedankens, welches jener Samson zertrümmert, hoffen kann. Die Philosophen, die nach Kant geschrieben, sie bieten nichts so Mächtiges in positiver Richtung, wie Kant es in negativer Richtung geleistet. Ich halte ihn für den Vater des Nihilismus, aber es sind doch nur provisorische und irrtümliche Folgerungen, die die Männer der Gegenwart aus seiner Lehre ziehen; denn er bezeichnet nicht das Ende der geistigen Arbeit der Menschheit, sondern den Anfang einer ihrer lichtvollsten und inhaltreichsten Phasen. Sehen Sie, bevor man sich entschließt, so zu forschen, wie die Menschen unseres Jahrhunderts forschen, muß man erst gründlich überzeugt worden sein, daß eine andere Erkenntnisquelle für die Menschen nicht offen stehe, man muß über die Natur des menschlichen Wissens genau belehrt sein. Fällt es Ihnen ein, zu beklagen, daß die Physik nichts als eine Fälschung der Mathematik sei? Die Gesetze sind dennoch dieselben, und ich habe eine Ahnung, die mich nie verläßt: wenn auch die von Menschen entdeckten Gesetze das absolute Wesen der Dinge uns nicht offenbaren, in ihrem Resultate decken sich diese Errungenschaften unseres subjektiven Erkennens dennoch mit der objektiven Ordnung der Dinge. Sie mögen an die Gravitation und an die Atomistik nicht glauben; aber an die allgemeine Kausalität und an die Unvergänglichkeit der Materie und der Kraft müssen Sie glauben. Und sehen Sie, darum kann ich nicht verzweifeln; vielleicht falle ich schon weniger aus einem Extrem in das andere, wie Sie es zu thun scheinen.

Denn daß Ihr jetziger Zustand nichts als eine natürliche und notwen-

dige Geistesoscillation ist, davon bin ich fest überzeugt. Sie waren so tief gläubig; Ihr Gefühl hatte die Springfeder Ihres Verstandes so lange niedergehalten; Sie wollten so lange nur von der Masse, nichts vom Individuum wissen. Nun erfaßte Sie eine grenzenlose Skepsis, der Verstand wurde allmächtig und verdrängte das Gefühl aus Ihrer Seele; die Masse wurde Ihnen widerlich, und das Individuum das Ziel und die Aufklärung von Allem. Sie waren berauscht und haben den fürchterlichsten Katzenjammer: Sie sind nicht gesund. Wollen Sie es leugnen, daß das Universum von Gesetzen beherrscht wird? Daß die Menschheit ein Teil des Universums, ihre Geschichte eine Illustration der Naturgesetze ist? Das Individuum, welches Sie so oft höher als die Gruppe anschlugen, es ist nichts mehr als eine hervorragende Spitze, aus der der gesammelte geschichtliche Stoff wie ein elektrischer Funke hervorspringt und die Umgebung in Flammen setzt. Die Tiefe Ihres Geistes und die Macht Ihres Willens zwingt mich, auch Sie für einen solchen Sammler des elektrischen Stoffes, von dem wir sprachen, zu halten. Welcher Art diese Entladung sein wird — wenn wir das Bild fortsetzen wollen — auch das könnte man ahnen.

Ich wiederhole es, Sie sind krank; und Ihre Krankheit möchte ich als Hypertrophie des Verstandes bezeichnen. Sie haben keine Religion, und Sie lieben kein Weib. Aber Sie werden sich entwickeln, Sie werden sich und Andere aus dem kühlen, nüchternen Nirvana auf die Höhen des Glaubens und der Zuversicht emporführen. Sie werden den Gedanken finden, der Ihre Ansichten mit dem notwendigen Lose der Menschheit und der Ordnung des Universums verbindet; Sie werden wieder gläubig werden, und der Glaube, zu dem wie gelangen werden, wird fähig sein, Hunderte von kommenden Geschlechtern in positiver Thätigkeit zu erhalten.

Warum soll ich Ihnen raten — ich bin überzeugt, daß Sie selbst auf dem Wege sind, einen neuen Glauben aufzubauen; dieser Glaube muß Sie mit der Philosophie versöhnen. Und das Weib, das Sie einst finden, muß Sie mit der Menschheit versöhnen.

Sie waren jung und unerfahren, als Sie auf der großen Börse des Gedankens zu spielen begannen; der unvermeidliche Bankerott ist eingetreten, und Sie waren imstande, viele Menschen zu schädigen. Sammeln Sie die Bruchstücke Ihrer Habe, und beginnen Sie ein solideres Geschäft; Ihre bisherigen Gläubiger werden sich mit Ihnen vergleichen, denn Sie waren doch stets ein ehrlicher Mann. — Was Sie bis nun zu gewirkt, es waren nur Versuche; ich möchte bald von Daniel Melbourns Thaten hören.

Jane Earthen.

13. Februar.

Und dies ſoll weiblicher Takt ſein, nicht männlicher Verſtand? Jane hat alle Saiten meiner Seele mit einem Male getroffen. Aber ſie iſt zu männlich, als daß ich ſie lieben könnte. Ich ſehe ſie immer öfter, und mein langgehegter Entſchluß reift immer mehr heran.

20. Februar.

Jane beſtärkt mich in meinem Entſchluſſe, London zu verlaſſen und aufs Feſtland zu gehen. Ich will der geiſtigen Bewegung unſerer Zeit genauer ins Angeſicht ſchauen; die „Bruchſtücke meiner Habe", wie Jane Earthen es nannte, werden zu einem neuen organiſchen Ganzen ſich verbinden. Klar iſt es nicht in mir, aber meine gelähmte Thatkraft bäumt ſich mit alter Macht in mir empor. Ich will den neuen Glauben ergründen, den unſer Jahrhundert erzeugt; und ſollte es eine Religion der Nichtigkeit ſein — die Skepſis zehrt an unſerem beſten Marke, und um ſich zu entwickeln, braucht der Gedanke ein erwärmendes Feuer.

27. Februar.

Wo biſt du, du herrliches Weib, das mein ſinnender Geiſt erſchuf, und nach dem nun mein ganzes Weſen ſich ſehnt? Deſſen Geſtalt das ewig Eine, menſchlich Schöne offenbart, deſſen Geiſt gleich empfänglich wie thätig iſt. Gleichweit entfernt von ohnmächtiger Schwäche wie von männlicher Härte; auf den Mann geſtützt und dennoch ihm Stärke verleihend.

2. März.

Ich verſtand es bis nun zu entweder nur Geiſt oder nur Körper zu ſein. Wohl ahne ich, daß es eine natürliche Harmonie giebt, welche das Gleichgewicht der körperlichen und geiſtigen Thätigkeit einſchließt. Ebenſo muß es einen Akkord geben, in welchem Selbſtſucht und Nächſtenliebe, tieriſche Begierde und ideales Streben harmoniſch zuſammenfließen.

5. März.

Lebet wohl, Ihr Freunde, deren Wohlwollen mein wildes Herz gerührt. Es iſt doch meine Beſtimmung, für die Menſchheit zu wirken. Die Natur, die mich gebildet, ſie zwingt mich auch zu der Arbeit, die ſie mir zugeteilt. Der Traum, aus welchem ich heute morgen auffuhr, hat mich tief aufgeregt. Ich ſtand auf einem Hügel, den eine palmenbewachſene Ebene rings umgab. Eine ſchwarze Menſchenmaſſe wogte auf dieſer Ebene, ich hörte ihre Weherufe, und ſah, wie ſie die dunklen Hände flehend zu mir emporſtreckten. Ich hatte ein weißes Kleid an und eine goldene Krone auf meinem Haupte. Ich fühlte ein unendliches Mitleid mit dieſen Menſchen da unten, und meine Hand griff nach meinem Herzen, und ſtreute etwas Leuch-

tendes unter sie, das sie begierig auffingen. Je ruhiger sie wurden, desto zufriedener war ich, und als ich aufwachte, hielt ich meine Hand noch auf meinem Herzen, um ihnen noch mehr zu schenken. — Wie? Also wäre ich wieder ein Menschenfreund geworden? O Jane, Jane! Vielleicht hat mir nur der Prophetenflitter gefallen.

Unser Dichteralbum.

Bei der bevorstehenden Centenarfeier der französischen Revolution sind die nachstehenden Gedichte des berühmten Italieners von besonderem Interesse.

Ça ira!

Ein Sonettenkranz, frei nach dem Italienischen des Carducci.

I.

Burgunds Gebirg den frischen Glanz genießt,
Der Marne Rebe reift im Sonnenstrahl.
Einladend harrt des Pflugs das satte Thal
Der Pikardie, wo neu die Ernte sprießt.
Doch auf die Traube fällt der Sichel Stahl
Gleich wie das Beil, das Menschenblut vergießt.
Das Abendrot, unheimlich, dämmerfahl,
Die unbebauten Felder noch umfließt.

Der Ochsentreiber seinen Stachel schwingt,
So daß der Pflug wie spielend vorwärts dringt.
Vorwärts, o Frankreich, dir gehört die Erde!

Es ächzt der Pflug in ahnungsvollem Leid,
Gespenster steigen auf im Nebelkleid,
Und Krieg weissagen sie mit Angstgebärde.

II.

Der todeskranken Erde tapfre Sprossen
Erklimmen stolz der Ideale Zinnen.
Sie sind es, die mit heldenhaftem Sinnen
Der Freiheit Evangelium erschlossen.
Sie alle brausen her auf Feldherrnrossen:
Desaix, nur um die Pflicht als Braut zu minnen,
Freigebig läßt er Andre Ruhm gewinnen —
Kleber, aufbrüllend unter Schlachtgeschossen,

Mit buſchigen Wimpern, wie ein junger Leu —
Und Murat, der ſich ſchlägt um eine Krone —
Und Hoche, im Sturmgewölk ein Blitz der Jugend —

Und Marceau, der ſich hingiebt zärtlich treu,
Wie einer holden Frau zum Liebeslohne,
Dem frühen Heldentod der reinen Tugend.

III.

Der König bangend vor den Prieſtern kniet,
Die Königin mit thränenvollem Zittern
Verteilt ihr Lächeln den Bretagner Rittern,
Doch ſchwere Finſternis das Schloß umzieht.
Da, ob ſie auch kein irdiſch Auge ſieht,
Steigt aufwärts von den Tuileriengittern
Sie, deren Nahen die Tyrannen wittern.
Der Parze Spindel reicht bis zum Zenith.

Ja, alle Abende beim Mondenſchein
Webt neue Fäden ſie ins Garn hinein
Und ſpinnt und ſpinnt am hehren Schickſalsſchluß.

Braunſchweig rückt an und ſeine Scharen drängen.
Der Stricke viel bedarf es, dich zu hängen,
Grauſe Rebellin, Frankreichs Genius!

IV.

Die Unglücksboten ſtürmen bleich heran.
Vordringt der Feind und Longwy iſt gefallen.
Die Flüchtlinge in des Konventes Hallen
Abbitten ſchamvoll der Verachtung Bann.
„Wie konnten wir uns wehren, ſaget an,
Wenn ganze Heere an die Mauern prallen?
Der Führer ſank. Verlaſſen rings von Allen,
Was konnten wir noch?“ „Sterben Mann für Mann!“

Es träufeln Thränen von den hagern Wangen,
Vorüberſtreicht die Stunde der Gefahr,
Schwer wiegt ſie in der Schale der Geſchichte.

O Volk, erhebe dich aus zagem Bangen!
O Kraft der Freiheit, mach dich offenbar!
Sturmglocken rufen laut zum Weltgerichte.

V.

Stadthaus und Kathedrale ſchwarz beflaggt!
Zurück heut, Liebe! Weiche, Sonnengold!
In düſtrer Stille die Kanone grollt
Und warnt Paris mit ihrem dumpfen Takt.

Starr ſteht das Volk, von grimmem Ernſt gepackt,
Wie ſtrenge Statuen. Die Trommel rollt.
Des Bürgers Leben ſei der Freiheit Sold!
Mit roten Mützen und die Füße nackt,

Raſen ins Feld die wilden Ohnehoſen
Vorbei an Danton, deſſen Augen glühen,
Gejagt von ihren Müttern, den Megären.

Verrat in unſern Mauern, o Franzoſen!
Marat ſieht Dolche in den Lüften ſprühen,
Drum regnet Blut, drum rinnen blutige Zähren.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Der Liebe Morgenfeier.

Schon regt es ſich im Kämmerlein,
Lebendig wird der Garten,
Wo Blumen in dem Morgenſchein
Mit mir der Freundin warten.

Sie ſind mit feuchtem Blick erwacht;
Aus ihres Schoßes Dunkel
Hebt ſich der trunkne Käfer ſacht
Mit grünem Goldgefunkel.

Auf Bäumen und im Gartenzaun
Beginnt ein buntes Treiben,
Die Sperlinge verwegen ſchau'n
Langhälſig in die Scheiben.

Da öffnet ſich das Fenſter weit,
Die Holde iſt erſchienen,
Den Reiz der edlen Weiblichkeit
In Blick, Geſtalt und Mienen.

Sie hat es Allen angethan,
Der Wein will ſie umranken,
Vertrauensvoll die Vögel nah'n,
Um ihre Gunſt zu zanken.

Es lockt und leuchtet um ſie her,
Es webt und duftet Minne
Das tauerfriſchte Blumenheer
Um ihre Jugendſinne.

Des Sommermorgens ganzes Sein
Hat ſich in ſie verloren,
Er grüßt ſie küſſend: ich bin Dein
Und Dir zum Dienſt erkoren.

Was hält mich länger noch zurück?
Schnell bin ich vorgedrungen
Und künd' ihr all mein jauchzend Glück
In Liebeshuldigungen.

Der Greis.

Vor ſeinem Thore ſitzt ein müder Greis
Und ſinnet ernſt und ſtille nach,
Matt glänzt ſein Aug', das Haupthaar ſilberweiß —
Was wohl der Alte denken mag?

Da zieht ob ſeinem Haupt ein Kranichſchwarm
Und ladet ihn mit Rufen ein:
Zieh' mit, im Süden iſt es mild und warm!
Er aber murmelt leiſe: nein!

Nun rollen durch das Thal auf Hügelhöh'n
Dampfwagen wie der Donner her:
Fahr' mit — ſo tönt's — die Welt iſt ja ſo ſchön! —
Er ſchüttelt Nein und atmet ſchwer.

Und ſieh', ein Leichenzug; man weint und klagt
Und trägt den Toten ſtill zur Ruh';
Dem Alten iſt, als würd' er leis gefragt —
Er nickt und ſchließt die Augen zu.

Alsfeld. Karl Müller.

Vom Gebirge.

I.

Wenn Sturmwind brauſt,
Das Holzwerk ächzt,
Vom Tannenforſt
Der Rabe krächzt,
Das Spinnrad ſummt,
Die Späne glühn,
Am Fenſterglas
Eisblumen blühn.

Es ſpinnt am bleichen Rocken
Ein bleiches Weib bei Nacht,
Nicht ſchaut's die weißen Flocken,
Nicht hört's, wie's ſtöhnt und kracht.
Die Spindel dreht ſie jagend
Beim düſtern Kienſpanlicht,
Dem Mund entfließt es klagend:
„Erbarmt ein Gott ſich nicht?"

Des Hüttchens dunkle Ecke
Füllt eine Lagerſtatt,
Es birgt die dünne Decke
Den Gatten krank und matt,
Seit Monden ſchleicht das Grauen
Unheimlich durchs Gebälk
Und drückt mit ſeinen Klauen
Die Wangen bleich und welk.

Er ſtöhnt im Fieberſchauer
Und ringt die Hände wund;
— Iſt's Wahnſinn oder Trauer —
„Wann werd' ich wohl geſund?"
„Hörſt Du die Kinder jammern
Vor Kälte und vor Not?
Ich ſeh', wie ſie ſich klammern
Ans letzte Stückchen Brot!"

Sie läßt die Spindel fallen
Und kniet zum Lager hin
Und ſtillt das irre Lallen
Mit Küſſen auf das Kinn:
„Die lieben Kleinen fühlen
Vom Hunger nichts im Traum,
Ich hör den Wurm nur wühlen
An ihres Bettchens Saum."

Der Sturmwind jagt
Herab durchs Thal,
Der Morgen tagt
Bald grau und fahl. —

II.

Laue Lüfte wehen
Um der Berge Haupt,
Herrlich ist geschehen,
Was kein Herz geglaubt,
Letzte Herbstieswonne
Schenket Gott der Welt,
Golden winkt die Sonne
Von dem blauen Zelt.

Stille steht des Rädchens Spule,
Still des Flachses goldne Strähne,
Schweigend ruht auf rohem Stuhle
— In dem Auge eine Thräne —
Still und ernst der bleiche Kranke
Und beschaut der Erde Prangen —
Eigen ist es — ein Gedanke
Ruht auf ihr, auf seinen Wangen.

Nur ein letztes, schönes Lächeln
Will die kahle Erde schmücken,
Noch ein Traum will Zauber fächeln,
Um sein Haupt und ihn beglücken —
„Wenn die Schwalben wiederkommen,
O dann werd' auch ich gesunden —
Dann ist alles Leid verglommen,
Und der Frühling heilt die Wunden."

Munter springt der frohe Kleine
Vor der Hütte auf und nieder,
Häuft geschickt zum Bau die Steine,
Trällert kindlich-frohe Lieder,
Eilt zum Vater auch ins Zimmer,
Fragt, ob bald die Mutter käme,
Warum sie die Nandl immer
Und nicht ihn zur Stadt mitnähme. —

Abend wird es — dunkle Schatten
Schwanken um die Hüttenwände,
Nebel steigen von den Matten
Nieder an dem Berggelände. —
„Kommt die Mutter nicht?" Der Kleine
Fragt den Vater. — „Nicht mehr lange
Weilt sie — und beim Mondenscheine,
Kleiner, wird uns nimmer bange!"

„Dann kannst Du den Hunger stillen,
Und wer weiß, was noch die Gute
Alles mitbringt — wie ein Füllen
Springst Du dann mit leichtem Mute.
Für das Garn schafft sie uns Speise
Und fürs Christusbild, das große,
Das ich schnitzte, wird zum Preise
Dir die funkelneue Hose."

„Und wir werden Christfest halten
Schön und heiter wie vor Jahren —
Komm, laß uns die Hände falten,
Daß uns Glück mög widerfahren —
Horch — die Thüre knarrt — sie kommen —
„Alles war umsonst." — Mit Toben
Rufts das Weib, vom Gram beklommen —
„Alles Hoffen ist zerstoben!"

Kalte Nebel füllen
Thal und Wald mit Schnee,
Schwere Sorgen hüllen
Menschen ganz in Weh.

III.

Der Tannwald stöhnt
Vom Sturmgebraus,
Zum Thale dröhnt
Es voller Graus. —
Die Wolken ziehn
In toller Jagd,
Die Schatten fliehn,
Der Morgen tagt! —

Das treue Weib liegt auf den Knieen
Vor ihres Kranken Lagerstatt,
Sie machen tausend schwere Mühen
Mit jedem Tag mehr bleich und matt —
„Noch einmal will ich's heute wagen,
Das letzte und das schwerste Mal,
Es hilft kein Zögern, hilft kein Zagen,
Ich muß besiegeln Not und Qual."

„Ich geh' hinauf zum Herrn, dem reichen,
Dem ſchon gehört das Hab und Gut,
Im Dunkel will ich zu ihm ſchleichen,
Mit letzter Kraft, mit letztem Mut!
Und ſollt' er mir mein Einzges rauben
Mein reines Herz — ſo muß es ſein —
Verzweifeln bleibt mein einzig Glauben
Uns helfen kann nur ich allein!" —

Am Abend nimmt ſie voller Zagen
Vom Balken weg das Chriſtusbild,
Und ſpricht zum Gatten auf ſein Fragen,
Indem ſie's in ein Tüchlein hüllt.
„Will noch einmal das Glück verſuchen
Und klagen unſerm Herrn die Not,
Er wird nicht barſch mir Armen fluchen,
Er wird fürs Bild uns leihn das Brot!"

Sie geht — es ſchaut mit Wohlbehagen
Der Herr das Weib, wenn's auch ſchon bleich,
Er nimmt den Chriſtus ohne Fragen,
Verſpricht ihr auch den Preis ſogleich,
Nur eine Bitte noch .....
Sie ſcheidet
In ſpäter Stunde von dem Herrn.
Sie fühlt die Reu', die ſie begleitet
Wie ihres Unheils Doppelſtern.

Das Waſſer rauſcht
Im Thalbereich,
Ein Weib ihm lauſcht
Vor Reue bleich! —

IV.

Vom Himmel leuchtet
Der Sterne Schein
Und küßt voll Zauber,
Den dunklen Hain. —
Ein ſel'ger Frieden
Die Erd' erhebt,
Zur Chriſtnacht nieder
Ein Engel ſchwebt.

Des Kienlichts Schein fällt auf den Kranken
Und färbt ſein Antlitz geiſterhaft,
Ein letztes Lächeln ſieht man ſchwanken
Um ſeinen Mund — dann weicht die Kraft
Des Lebens aus der ſiechen Hülle —
Dem Weibe gilt der letzte Blick:
Ein Lebewohl noch — dann wird's ſtille,
Ein Leben kehrt zu Gott zurück ...

Der Friedensengel ſchwebt durchs Zimmer
Und führt die treue Seele fort,
Sie fand das Glück auf Erden nimmer,
Sie findet's in des Himmels Port. —

Durchs tiefe Schweigen hallt nur leiſe
Der Pendelſchwung der alten Uhr,
Wie alles, folgt in ihrer Weiſe
Sie ew'gen Weltgeſetzen nur.

Am Lager kniet das Weib — die Decke
Hüllt thränentrocknend ihr Geſicht —
Die Kinder ſchlummern in der Ecke —
Ihr Vater tot — ſie wiſſen's nicht. —
Bisweilen irrt ein ſchluchzend Klagen
Durchs öde, dürftige Gemach
Und klingt, vom Widerhall getragen,
Im leeren Haus geſpenſtiſch nach.

Des Weibes Seele fühlt ein Nagen
Voll Schmerz — es iſt der Fluch der Schuld,
Wird ewig ihr ein Gott verſagen
Des Himmels gnadenvolle Huld? —
„Sein letzter Blick — ich muß vergehen —
Er ruht auf mir ſo ſtarr, ſo kalt. —
Er kennt die Schuld — wird er auch ſehen
Die Reu' — o folgt ich ihm doch bald!"

Die heilge Nacht
Teilt Frieden aus
In ernſter Pracht
Auf jedes Haus.

V.

Finstre Wolkenschwingen
Hängen drohend nieder,
Weithin majestätisch
Breitend ihr Gefieder.
Und des Winters Trauer
Füllt die weite Flur,
Von dem Eisesschauer
Fröstelt die Natur.

Es wandelt eine Mutter einsam
Durchs Dorf, zwei Kinder an der Hand,
Sie fand noch keinen Schmerzensbalsam,
Der heilte ihrer Wunden Brand. —
Sie will zur Stadt und sei's im Wetter,
Fort, wo das Unglück schrecklich haust,
Wo nicht ein Freund, wo nicht ein Retter,
Wo sie beschützt nicht eine Faust.

„Kommt, liebe Kinder, laßt uns eilen,
Daß uns der Sturm nicht überfällt,
Den Tod bringt uns ein kurz Verweilen,
Wie schon ins Thal der Nebel fällt!
Bergt euch nur recht an meiner Seite,
Daß euch nicht bangt und euch nicht friert,
Der liebe Gott ist uns Geleite,
Wer weiß, wohin er uns noch führt!"

„Durch diesen Hohlweg — und uns winken
Die Türme dann im Abendlicht,
Sehn wir erst ihre Kuppen blinken,
So schadet Schneegebraus uns nicht. —
O Gott! Wie rasch die Wehen kommen,
Wir sind verloren — betet noch!
Nichts kann uns retten, nichts uns frommen" —
„Uns friert, o Mutter — hilf uns doch!"
— — — — — — — — — — — —

Die lauen Frühlingslüfte wehen
Durch alle Thäler weich und lind,
Des Schnee's Gewalt ist im Vergehen,
Der Lenz erscheint, das holde Kind —
Zum Hohlweg fliegen heis're Raben
Und wittern krächzend dort ein Aas,
Wenn's auch noch halb im Schnee vergraben,
Sie küren's laut zu ihrem Fraß. —

Der flieh'nde Winter weint
Um all sein eitles Wähnen,
Die Lenzessonne scheint
Und trocknet seine Thränen.

Döbeln. W. Schindler.

Im Kolleg.

Dumpfer Hörsaal, kahle Wände,
Alte, ganz zerschnitzte Bank,
Und ich sitze, und ich schreibe,
Bin vor Weisheit halber krank.

„Meine Herren, Dies und Jenes
Ist noch eine große crux,
Trotz des Scharfsinns der Gelehrten
Fehlt noch sehr viel, sehr viel lux."

Draußen grüßt im Laub der Linde
Amselsang den König Mai,
Und mit hellen Musikklängen
Zieht das Bataillon vorbei.

Berlin.

In der Anatomie.

Im Totensaal ein junger Arzt
Das bleiche Haupt stützt in die Hand,
Auf eines Kindes Leiche starrt
Sein dunkles Auge unverwandt.

Die eigne Mutter hat's erstickt.
Ein Sprung schied sie vom Sonnenlicht,
Und ein Geheimnis nahm sie mit:
Man kennt des Kindes Vater nicht.

Aus dumpfem Brüten schrickt der Arzt —
Und faßt sein Messer: „Mut, nur Mut!
Es muß ja sein! O Gott, wie schmerzt
Ein Schnitt ins eigne Fleisch und Blut!"

Gottfried Döhler.

Vergeſſen.

Es weht ſo weich die Abendluft,
Es duftet ſo ſüß der Flieder,
Die vollen Blüten hängen ſo ſchwer
Und ſchwanken hin und wieder.

Und eine Nachtigall klagt ſo ſüß
Im Strauch voll weißer Roſen.
Wir ſitzen auf der Gartenbank
Und küſſen uns und koſen.

Und tauſend Sterne ſchauen uns zu,
Wie unſre Lippen ſich finden,
Und manches traute Liebeswort
Verklingt in den Abendwinden.

Ja manchen Abend haben wir einſt
Dort unter der Linde geſeſſen.
Der Flieder welkte. Die Nachtigall ſtarb.
Wir haben uns lange vergeſſen.

München. Heinz Covote.

Seelenkämpfe.

Um Dich möcht ich, es gäb ein Wiederſehen
Da oben, wo die ew'gen Sterne ſtehen,
Um Dich, mein Lieb; doch mißverſteh' mich nicht:
Ich blicke gern der Wahrheit ins Geſicht.
Und täuſch mich nicht — ſei bitter auch ihr Wort —
Mit einer Lüge über ſie hinfort.

Und doch um Dich möcht' ich ein Wiederſehen,
Um Dich möcht' ich der Forſchung Satz verdrehen,
Ich möchte Dich umſchlingend ſagen: Nein,
Es muß da oben noch ein Leben ſein!
Ein Leben ewig mild und jugendhold
Zu Füßen deſſen, der die Donner rollt.

Dich möcht' ich mir ſo gern als Engel denken,
Wenn ſie vielleicht vor mir ins Grab Dich ſenken,
Und wenn ich oftmals ſinn' in ſtiller Nacht,
Wie ſich der Menſch das alles hübſch gedacht;
Dann faßt mich keck der alte Sage Geiſt,
Die uns dies goldne Paradies verheißt;

Ich ſeh vor mir der Bibel Gottgeſtalten:
Jehova, jenen unduldſamen Alten,
Der blutig rächt, als ſich ſein Volk vermaß,
Und über'm goldnen Kalbe Sein vergaß —
Den Dulder ſeh ich, den ans Kreuz man ſchlug,
Der wie ein Lamm die Schuld des Fleiſches trug

Poſaunen hör' ich, Grüfte ſeh ich ſprengen,
Und Leib um Leib ſich aus den Spalten drängen.
Ich ſeh mich ſelbſt, geweckt durch Deinen Kuß,
Der Nacht entſchweben als ein Genius.
Mit Dir, mein Liebchen traulich Hand in Hand
Zur Sonne hin, ins ewge Heimatland! —

Doch ſieh! dieweil ich Phraſe reih an Phraſe
Und Seifenblaſen in die Lüfte blaſe,
Grinſt mich vom Pult der Todenſchädel an,
Als wollt er ſagen: Alles eitler Wahn!
Des Denkers Geiſt nur dringt zum Quell des Lichts,
Du ſtirbſt, haſt Ruh und ſonſt bedarfſt Du nichts!

Die alte Geſchichte.

Kein Schritt war Dir zu viel um mich,
Kein Tag zu ſchlecht zum Kommen,
Du hätteſt, hielt ich nicht die Treu,
Das Leben Dir genommen,
Ich war Dein Denken aller Orten;
Doch das iſt anders, anders worden!

Allmählich fandſt Du's zu gewagt
Zu kommen, Du vergaßt die Stunde,
Dann ſchriebſt Du öfters, Du ſeiſt krank,
Könntſt nicht aus dies und jenem Grunde,
Am Ball warſt Du mit Andern dorten;
So iſt's allmählich anders worden!

Das war ein Jugendfreund von Dir,
So ſagteſt Du und logſt mir Sachen
Aus euren Kinderjahren vor,
Um glaubhaft die Geſchicht' zu machen,
Erhieltſt Geſchenke: Albums, Torten —
So iſt es anders, anders worden!

Germersheim. Eugen Croiſſant.

Familiengemälde.

Die Mutter auf der Bahre,
Das Seelenlichtlein brennt —
Der Prediger im Talare
Hälts neue Teſtament.

Der Vater ſchluchzet leiſe
Und küßt der Bahre Saum —
Die Söhne rings im Kreiſe
Verhalten das Gähnen kaum.

Der Prediger ſpricht: „Befohlen
Sei jetzt der ewgen Ruh'!" . . .
Die Tochter lacht verſtohlen,
Sie denkt ans Rendez-vous.

Wien. Alfred Teniers.

In der Schenke.

Du geheimnisvoller Mann,
Finſter und verſchloſſen,
Sag' mir, ob nicht dann und wann,
Wenn Dein Herz auf Ruhe ſann,
Deine Thränen floſſen?

Iſt mir's doch durchs öde Haus
Hör' Dein Herz ich klopfen;
Unſtät irrt Dein Blick hinaus,
Deine Haare wirr und kraus,
Stirn und Schläfe tropfen.

Durchs Gebirge wild und kahl,
Wo kein fröhlich Wandern,
Durch dies abgeschiedne Thal,
Sag' mir, treibt Dich Kains Mal
Oder eines Andern?

Nein, ich hab zu viel gefragt.
Trink den Rest und ziehe!
Was an Deinem Herzen nagt,
Bleib' es ewig ungesagt,
Aber fliehe! fliehe!

Bern. Ernst Heller.

Armenische Gedichte.

Verdeutscht von Arthur Leill.

I.

Tiflíser Kejf.*)

Willst Du Lust und Freude sehn,
Mußt Du hin nach Tiflis gehn,
Mußt durch seine Gärten ziehn,
Wenn der Lenz sie schmückt mit Grün.

Unter Bäumen, weit und nah,
Sitzen junge Burschen da,
Und dabei, nach altem Brauch,
Liegt der weingefüllte Schlauch.

Einer trinkt dem andern zu,
Läßt den Toten selbst nicht Ruh;
Trinkt auf aller Seelen Wohl,
Mit Tschischlik**) den Mund ganz voll.

Und das Trinkhorn lang und rund
Setzen sie nicht ab vom Mund,
Zechen wacker mehr und mehr,
Bis der ganze Weinschlauch leer.

Der Surnatschi,***) dieser Tropf
Mit dem dicken, kahlen Kopf,
Frisch auf seiner Pfeife braust,
Daß es in den Ohren saust.

Dem Herrn Bürger — nicht vom Seh'n —
Schon die Augen übergehn,
Auch die Zunge klappt schon faul
Und doch hält er nicht das Maul.

Seine Frau, die sonst so still,
Gar nicht fort vom Manne will,
Trinkt, und keineswegs zum Schein,
Süßen Kachetinerwein.

„Tschemo Gulo!" †) Wano summt,
„Erti Kali!" ††) Gigo brummt,
Jeder singt sein Lieblingslied,
Wie es ihm sein Herz beschied.

Ja, willst du Tamascha †††) sehn,
Mußt Du hin nach Tiflis gehn,
Mußt durch seine Gärten ziehn,
Wenn der Lenz sie schmückt mit Grün.

Raphael Patkanian.

---

*) Lust-Gelage (persisches Wort).
**) Spießbraten.
***) Musikant.
†) Georgisches Lied: Mein Seelchen u. s. w.
††) Georgisches Lied: Ein Mädchen u. s. w.
†††) Schauspiel, Augenweide (persisches Wort).

II.

Entſchwunden ohne Spur
Iſt meines Lebens Glück,
Und eine Wunde nur
Blieb mir im Herz zurück.

Die frohe Nachtigall
Im grünen Garten ſingt,
Doch ihres Liedes Schall
Mir nicht zu Herzen dringt.

Wie war ich Dir ſo gut,
Wie gern mit Dir allein!
Ein Weib voll Kraft und Mut
Glaubt' damals ich zu ſein.

Den ganzen Tag ſitz' ich
In meiner Kammer nun,
Und denke nur an Dich,
Denn's Herz will nimmer ruhn.

Kommt dann die bange Nacht,
Such' ich mein Lager auf,
Doch ach, der Kummer wacht,
Die Sehnſucht hört nicht auf!

O Deiner Locken Flut,
O Deiner Augen Glanz,
Der Stimme Liebesglut,
Dein Händedruck beim Tanz!

Mein ſchwer gequältes Herz
Verlanget nur nach Dir
Und ruft mit tiefem Schmerz
Dich Schatz zurück zu mir.

Emlat Schahaſis.

Moderne Xenien.

Du willſt wie Andre zu Ruhm und Glück,
O deutſcher Dichter, ſein erkoren?
Kehr' in den Mutterleib zurück
Und werde in Welſchland geboren!
Dann laß Dich journaliſtiſch entdecken,
Fein kritiſch laß Dich übertragen
Und öffentlich leſen „zu milden Zwecken" —
Hab' Acht, ſie finden an Dir Behagen.

* * *

Zündet auf unſerm volkreichen Parnaß
Kerzen nicht an mit mildem Schein,
Sondern, nervig in Liebe und Haß,
Allen kräftigen Seelen teuer,
Flammende Feuer!
Seid nicht wie Matthiſſon kränklich fein,
Lieber wie Grabbe ungeheuer!

* * *

Neig', o neige trauernd dich, Cypreſſe!
Tot die großen Alten von der Preſſe!
Klein die Zeiten! Auf Tribunengräbern
Blüht den Mammonsjägern, Eintagsſtrebern,
Blüht der Feilheit ach! ein Paradies.
Wehe, arm im Denken, eng im Fühlen,
Tagelöhnern auf des Geiſtes Stühlen
Litterariſche Commis!

* * *

Im Wortkampf fand ich wieder und wieder
Am kühnſten die Schwächlichen;
Kein Ziel zu hoch für eure Lieder,
Ihr Oberflächlichen!
Der Genius legt die Feder nieder
Vor'm Unausſprechlichen.

* * *

Die Gauklerin! Hört ihr das Schellengeläute?
Sie hat im Sacke euch Leute von heute.
Sie trägt eine Kappe auf hohlem Hirne,
Doch Kronen ſeht i h r auf der Stirne der Dirne.
Mit allen Verbrechen und Laſtern im Bunde
Führt Honig ſie jegliche Stunde im Munde,
Wird jährlich feiler und frecher und flacher,
Betreibt für Streber und Macher den Schacher;
Mit ſchwerem Geſchütz, mit Dreißigpfündern
Erweckt ſie ein Echo den Gründern und Sündern;
Sie rechnet — da ſeht ihr es: ſieben iſt grade —
Ich finde die Maskerade recht fade.
Ihr aber, ihr wollt mein Mahnen nicht hören
Und laßt euch trotz Mahnen und Schwören bethören.
Mein Schelten, das iſt gar bald vergeſſen,
Sie aber wird euch freſſen indeſſen;
Denn giftig fliegt mit dem Winde ihr Same —
Ich meine die edle Dame Reklame.

Cannſtatt. Ernſt Ziel.

Thomas Buckle über die Frauen.

Von Ludwig Fuld.

(Mainz.)

Der geistvolle Verfasser der Geschichte der Zivilisation in England, welcher für alle Faktoren der Kulturbewegung ein aufmerksames Auge hatte, mußte bei seinen umfassenden Studien notwendig auf die Prüfung der Frage kommen, welchen Einfluß die Frauen auf die Entwickelung der Wissenschaft ausgeübt haben und noch ausüben. Wäre er freilich so erleuchtet gewesen wie die meisten seiner geistig bezopften Landsleute, er hätte sich wahrlich die Mühe ersparen können mit dem Scharfsinne des Philosophen, dem feinen Takt des Psychologen und dem Wissen des Historikers die Frage zu untersuchen, er hätte sich dann einfach damit begnügt, ex cathedra mit dem selbstbewußten Tone wissenschaftlicher Unfehlbarkeit die Antwort kurzer Hand zu geben: ein Einfluß der Frauen auf die Wissenschaft bestehe überhaupt nicht Allein zum Glück war der hervorragende Gelehrte, dessen Charakter demjenigen des echten Britten so durchaus fremd und, ich möchte sagen, feindlich gegenübersteht, zum Glücke war er nicht der Mann, welcher überlieferte Anschauungen im guten Glauben aufnahm und sinn- und gedankenlos nachschwätzte, sondern er zeichnete sich dadurch aus, daß er sich seine Meinung unbekümmert um die herrschende Ansicht der Gesellschaft bildete und das, was er für wahr hielt, offen und rücksichtslos aussprach, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob er durch diese Freiheit den Beifall seiner Landsleute hervorrief oder sich die Entrüstung und den Unwillen des sattsam bekannten und berüchtigten „Kant" in reichlichstem Maße zuzog.

Buckle hat dem Einfluß der Frauen auf die Entwickelung der Wissenschaften eine besondere, zwar nicht umfang- aber sehr inhaltsreiche Studie gewidmet, die seine Ansichten getreu wiedergiebt.

Nach Buckle ist das Denken der beiden Geschlechter ein verschiedenes, ein deduktives und ein induktives. Die Induktion ist die hervorragende Gabe des Mannes, die Deduktion die des Weibes. Während der Mann aus der Beobachtung der einzelnen Erscheinungen einen Schluß auf das Allgemeine zieht, beschäftigt sich das Weib nicht mit der Beobachtung der konkreten Fälle, sondern es leitet aus einer bestimmten Grundanschauung Folgerungen und Ansichten für den einzelnen Fall ab. Mit dieser Verschiedenheit der geistigen Beanlagung hängt es zusammen, wenn das Weib in sehr vielen Fällen ohne weiteres Besinnen das Richtige trifft, während dem Manne dies nur auf dem Wege eines schwierigen, längere Zeit in Anspruch

nehmenden Denkungsprozesses gelingt. Entsprechend dieser Verschiedenheit der geistigen Beanlagung bedient sich der Mann bei seiner wissenschaftlichen Arbeit und Forschung der induktiven Methode, und dieselbe hätte eine einseitige und unumschränkte Herrschaft in der Wissenschaft errungen, wenn nicht durch den Einfluß der Frauen, auch die deduktive zu ihrem Rechte gekommen wäre. Einseitige Induktion hätte aber die Wissenschaft nicht davor behütet, den schwersten Irrtümern zu verfallen und durch kleinliche Untersuchungen ihre großen und erhabenen Ziele aus den Augen zu verlieren. Dies hat der weibliche Einfluß verhütet, er hat die deduktive Methode befördert und sich hierdurch ein sehr bedeutendes Verdienst um die Entwickelung der Wissenschaft erworben, denn nur die Verbindung der induktiven und deduktiven Methode vermag den Fortschritt der Wissenschaft zu sichern, nur die allseitige Durchdringung der einen durch die andere ist imstande, der Entwickelung des Menschengeistes stets neue Bahnen zu eröffnen und der menschlichen Arbeit die höchsten Ergebnisse als lohnende Früchte ihrer Thätigkeit in Aussicht stellen zu können und wenn hochbedeutende Denker der früheren Zeit in der ausschließlichen Anwendung der einen oder andern die unabweisliche Voraussetzung für eine erfolgreiche Bearbeitung eines bestimmten Wissensgebietes erblickten, so ist dies nach Buckle eine verhängnisvolle Einseitigkeit gewesen, welche sich durch nachteilige Folgen schwer gerächt hat.

Offenbar hat Buckle durch die Zuweisung dieser Aufgabe dem weiblichen Geschlechte einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Wissenschaft vindiziert und sicherlich sind seine Ausführungen in gewissem Umfange auch richtig. Aber nur in gewissem Umfange, schlechthin sind sie es ebensowenig, wie seine Grundauffassung bezüglich der Verschiedenheit in der geistigen Beanlagung der Geschlechter. Es geht doch viel zu weit, wenn den Frauen die induktive Denkungsweise gänzlich abgesprochen wird. Es mag ja richtig sein, daß es im Allgemeinen nicht Sache der Frauen ist, aus zahlreichen Einzelbeobachtungen einen Schluß auf das Allgemeine zu ziehen, allein wo wäre ein Grund vorhanden, der mit Unwiderleglichkeit bewiese, daß dies eine Einrichtung der Natur und nicht vielmehr eine Folge der weiblichen Erziehungsmethode ist, welche eigentlich noch niemals dazu geeignet noch darauf gerichtet war, den weiblichen Geist an die Einzelbeobachtung und an die Schlußfolgerung vom Einzelnen auf das Allgemeine zu gewöhnen! Es erinnert doch sehr an die früher so beliebte Gepflogenheit, aus der Verschiedenheit des Gewichtes des weiblichen Gehirns oder aus der Verschiedenheit der Gehirnwindungen beim Mann und beim Weibe eine geistige Inferiorität des weiblichen Geschlechts zu folgern, wenn man davon ausgeht, daß die gütige Hand der Natur das Weib nur zur Deduktion, den Mann nur zur Induk-

tion bestimmt habe. Buckle faßt dies nicht direkt als einen Nachteil für die Frauen auf, sondern betont ja ausdrücklich durch die ganze Tendenz und den ganzen Inhalt seiner Schrift, daß die weibliche deduktive Begabung der induktiven des Mannes völlig ebenbürtig an die Seite gestellt werden müsse. Allein es ist doch fraglich, ob er so ganz mit Leib und Seele von der Richtigkeit dieser Auffassung überzeugt war. Es findet sich in dem geistvollen Essay eine Stelle, welche deutlich zeigt, daß es auch dem vorurteilsfreien Denker unmöglich ist, sich gänzlich von dem Vermächtnis überlieferter Vorurteile zu trennen. „No woman," sagte er, however favourable hér circumstances may have been has made a discouvery sufficiently important to make an epoch in the annals of the human mind." Also keine Frau hat zu irgend einer Zeit, auch wenn ihr die günstigsten Verhältnisse zur Seite standen, eine Entdeckung gemacht, welche in der Geschichte des Menschengeistes eine Epoche bezeichnete. Auch wenn diese Behauptung in vollem Umfange richtig ist, so folgt daraus noch lange nicht, daß den Frauen die Induktion versagt ist, ebensowenig wie aus der entgegengesetzten Thatsache der Schluß folgern würde, daß den Männern die Deduktion abgeht. Buckle trägt hier dem Umstande viel zu wenig Rechnung, daß die Frauen infolge der traditionellen Erziehung und der bestehenden sozialen Ordnung fast nie in der Lage waren, wissenschaftliche Entdeckungen von epochaler Bedeutung zu machen. Auch die günstigsten Verhältnisse, welche Buckle voraussetzt, sind nicht imstande, dasjenige zu ersetzen, was eine fehlerhafte, einseitige Erziehung während langer Jahrhunderte unterlassen hat. Die Thatsache, auf welche sich Buckle stützt, ist also noch lange kein vollgültiger Beweis für die Wahrheit und Richtigkeit des von ihm aufgestellten Satzes. Und andererseits darf man doch fragen, ob die epochemachenden Entdeckungen in der That so zahlreich sind, daß aus ihrer Zahl ein allgemeiner Schluß auf die geistige Beanlagung des männlichen Geschlechts gestattet ist! Nur in spärlicher Anzahl sind die Entdeckungen vorhanden, von welchen man das sagen kann, was Goethe nach der Kanonade von Valmy sagte, daß mit ihnen eine neue Zeit begänne, und um deswillen dürfen sie weder nach der einen noch der andern Seite hin zur Grundlage eines Schlusses gemacht werden. Die Anschauung, von welcher Buckle ausgeht, kann also nicht als richtig erachtet werden; wäre sie es, dann müßten Konsequenzen aus ihr abgeleitet werden, welche im höchsten Grade als bedenklich und gefährlich zu bezeichnen wären. Hätte Buckle mit seiner Behauptung, daß den Frauen die Thätigkeit induktiver Forschung absolut versagt ist, wirklich Recht, dann wäre der Ausschluß der Frauen von den Naturwissenschaften und selbstverständlich auch von der Heilkunde für alle

Zeiten besiegelt. Denn die Induktion ist die Methode der exakten Wissenschaften, zwar nicht die ausschließliche aber doch die hauptsächliche, und darum sind die exakten Wissenschaften kein Gebiet für diejenigen, welchem die Fähigkeit des induktiven Forschers abgeht. Zum Glücke entspricht das thatsächliche Verhältnis nicht der Buckleschen Hypothese. Auch dem weiblichen Geschlecht hat die gütige Natur die Fähigkeit nicht entzogen, durch Einzelbeobachtung zu allgemeinen Schlüssen zu gelangen. Deduktion und Induktion sind in dem Weibe ebensowohl gemeinsam vorhanden wie in dem Manne; mag immerhin das Maß, in welchem beide Geschlechter über beide Methoden verfügen, ein verschiedenes sein, es ist nicht bewiesen und auch nicht nachweisbar, daß dem einen nur diese, dem andern nur jene eigentümlich ist. Wenn auch nur ganz vereinzelte Beispiele aus der neuesten Zeit dafür existieren, daß Frauen mit Hilfe des Experiments in diesem oder jenem Gebiete der exakten Wissenschaften Etwas geleistet haben, so zeigen dieselben doch zur Genüge, daß nicht der Mangel einer natürlichen Beanlagung der Grund der von Bukle hervorgehobenen Erscheinung ist, sondern daß in andern Momenten, welche nicht sowohl natürlicher als gesellschaftlicher Art sind, die Ursachen derselben gesucht und gefunden werden müssen. Durch diese Kritik der Grundauffassung Thomas Bukles wird aber das Richtige in seiner Schilderung des Einflusses der Frauen auf die Entwicklung der Wissenschaft keineswegs erschüttert. Er hat mit der glänzenden Diktion, welche aus der Geschichte der Zivilisation hinlänglich bekannt ist, in wahrhaft großartiger Weise dargethan, daß ohne den Einfluß des weiblichen Elements unsere Wissenschaft das nicht geworden wäre, was sie geworden ist, daß sie nicht den gewaltigen Umfang erreicht hätte, welcher des Menschen Herz mit Stolz und mit Bewunderung, mit einem Gefühle erfüllt, das ihn den Göttern nah und näher bringt. Nicht nur als Hüterinnen und Pflegerinnen des ewigen Ideals feiert Bukle die Frauen, nicht nur sieht er in ihnen die Dienerinnen jener hehren Gottheit, welche befiehlt, das heilige Feuer des Ideals inmitten der Kampfeswogen, welche vom Egoismus und Materialismus hervorgerufen werden, stets anzuhalten, sondern er erblickt in ihnen auch die wirksamsten Förderer der strengen Wissenschaft und dieses Anerkenntnis seitens eines Mannes wie Bukle, der trotz verschiedener Fehler und Mängel, welche seinen Werken anhaften, doch immer als einer der geistreichsten, gelehrtesten und originellsten Köpfe unseres Jahrhunderts erscheinen wird, darf wohl als vollwichtiges Äquivalent all jenen selbstgefälligen Äußerungen entgegengesetzt werden, welche es als ein unbestreitbares Dogma betrachten, daß auf dem Felde der strengen Wissenschaft für das Weib keinerlei Lorbeeren zu erringen seien. Es ist ein sehr großer Fehler, daß

man bei der Erörterung der Frage, ob die Frauen zu einem bestimmten Berufe tauglich sind, dem Einfluß zu wenig Rechnung trägt, den die jahrhundertlange Erziehung in einseitiger Richtung nach dem Gesetze der Vererbung ausgeübt hatte und ausüben mußte. Im einzelnen Falle läßt es sich mit zweifelloser Sicherheit durchaus nicht sagen, daß eine jetzt vorhandene Untauglichkeit auf eine Benachteiligung seitens der Natur oder auf die Folgen von gesellschaftlichen Anschauungen und Einrichtungen zurückzuführen ist, die Vermutung spricht eher für die letztere Seite der Alternative als für die erstere, und wenn es dem Fortschritte der anthropologischen Wissenschaften gelingen wird, in dem Charakter und der geistigen Eigentümlichkeit des Menschen die natürlichen Elemente von denjenigen zu scheiden und zu sondern, welche durch menschliches Zuthun infolge der Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht entstanden sind, dann wird jene selbstbewußte Meinung, welche mit dem vollen Gewichte aprioristischer Weisheit ihr endgültiges Urteil über Tauglichkeit und Untauglichkeit der Frauen zu einem bestimmten Berufe fällt, mit etwas größerer Bescheidenheit auftreten müssen. Bis dahin wird es aber immer für die Vorkämpfer einer freien und mit den bisherigen Schranken und Fesseln brechenden Anschauung von höchstem Werte sein, sich darauf berufen zu können, daß Thomas Buckle den Einfluß des Weibes für einen der wesentlichsten Faktoren in der Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft erklärte. Der große Historiker, welcher mit dem Begriffe des Naturgesetzes auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften arbeitete, war also kein Anhänger jener Allerweltsweisheit, die den Frauen nur Gemüt aber keinen Verstand zugestehen will, und er konnte es auch nicht sein. Denn wer so wie er die Entwicklung der Völker zu belauschen und verfolgen verstand, wer die Genesis der Kultur in so glänzender Weise zu verfassen wußte, der konnte nicht auf den Irrtum oberflächlicher Beobachter verfallen, welche das Bestehende mit dem Natürlichen verwechseln und identifizieren, der konnte nicht zugeben, daß das Geschlecht von der Natur lediglich mit Gefühl und Empfindung, nicht aber mit Verstand begabt worden sei, welchem eine Aspasia, Arete und Hypathia entstammten, welches mächtigen Staaten Herrscher gegeben, die zu den bedeutendsten und einsichtsvollsten aller Zeiten gehören und gehören werden, eine Semiramis, eine Elisabeth, eine Katharina.

Die internationale Kunstschau in München.

II.

Die Romanen und Germanen.

Von M. G. Conrad.

Fast eine Million Reichsmark haben an der hiesigen internationalen Ausstellung sich beteiligende Künstler aus verkauften Werken gelöst — und die Romanen waren nicht die Letzten, denen das Geschäft Nutzen brachte. München hat sich diesmal als vorzüglicher Kunstmarkt erwiesen, und wie in geistiger so auch in materieller Beziehung die Ausstellungen in Berlin und Wien überflügelt. Wenn es klug ist, hält es die siegreich errungene Stellung fest und gründet sich nach Pariser Muster einen jährlichen internationalen Münchener „Salon".

Was die Romanen diesmal zur Schau gebracht, ist nach verschiedener Richtung höchst bemerkenswert. Kritiker wie Friedrich Pecht, die sich seit dem politischen Aufschwunge Deutschland-Preußens einen gar merkwürdigen Zusammenhang zwischen erfolgreicher Politik und erfolgreicher Kunst ausgeklügelt und in ihren ästhetischen Katechismus als unfehlbares Dogma aufgenommen haben, könnten beim Betrachten der romanischen Kunst zu sehr ketzerischen Gedanken kommen, wenn sie imstande wären, an ihrer kritischen Unfehlbarkeit Ketzerei zu begehen. Allein diese Herren sind zu glücklich in ihrer Gläubigkeit, als daß sie sich entschließen könnten, Ketzerei zu treiben.

Die Romanen, insonderheit die Franzosen und die Spanier, können sich wirklich nicht schmeicheln, in den letzten zwanzig Jahren die Welt mit politischen Großthaten erfüllt und ihre vaterländischen Angelegenheiten in musterhafter Weise geführt zu haben; Spanien ist ein politisch abgerackertes, Frankreich ein vollständig kopfloses, den feindlichen Parteien zum Spielball gewordenes Volk. Nach Pechts Dogma müßten beide Länder auch künstlerisch Matthäi am letzten sein. Es fällt ihnen aber gar nicht ein, dem Herrn Pecht den Gefallen zu thun. Sie sind im Gegenteil künstlerisch so frisch, so kraftvoll, so klar und zielbewußt, wie sie es in allen anderen Dingen niemals gewesen sind. Ja, bei den Franzosen kann man sagen, daß sie ihren Welteinfluß gerade durch ihre Kunst und Litteratur (sie beherrschen ja heute noch sämtliche europäische Theater!) umso zäher behaupten, je bedeutungsloser ihre politische Kraft geworden. Und das abgewirtschaftete Spanien besitzt in den Künsten und auch in der Litteratur eine Technik, eine Phantasie, einen kühnen Schöpfertrieb wie kaum in seinen glorreichsten Zeiten.

Italien hingegen, das von allen romanischen Ländern sich der geordnetsten politischen Führung erfreut und alle Ideale seines nationalen Einheitstraumes noch früher und nachdrücklicher verwirklicht hat als Deutschland, dessen mächtiger Bundesgenossenschaft es sich heute erfreut, Italien kennt in Malerei und Plastik keinen höheren Ehrgeiz, als für Allerwelts-Geschmack zu arbeiten und dem raffinierten Luxus-Bedürfnisse der großen internationalen Geldsäcke brillante Befriedigung zu bieten, ohne jede höhere geistige Nebenabsicht. Eine Zeitlang waren in den italienischen Ateliers die Pariser tonangebend, deren Chik sie bald noch übertrumpften, dann kamen mit Fortuny, dem vergötterten Spanier, spanische Kinkerlitzchen und Kniffe in Mode — aber daß die Italiener aus eigenem Drang und Kraftüberschwang in der Kunst plötzlich die steilsten Wege zu den höchsten Zielen eingeschlagen und ihrem nationalen Genius zulieb allen fremden Plunder und alle unkünstlerische Spekulation aus ihren Werkstätten verbannt hätten, davon ist nirgends etwas zu spüren. Während meines jahrelangen Aufenthaltes in Italien haben mir einsichtige Männer oft genug bekannt: die politischen und wirtschaftlichen Fragen nehmen der Kunst die besten Säfte und Kräfte weg; wir sind erschrecklich praktisch geworden.

Oder wollen die nationalen Kunstpolitiker von der Pechtschen Konfession etwa behaupten, der Triumph der realistischen Richtung, der siegreiche Einzug, den die vielgeschmähte Hellmalerei in die Hallen der dritten internationalen Kunstausstellung gehalten, stehe in einem ursächlichen Zusammenhang mit den Thaten des Einsiedlers von Varzin, mit den Redeübungen im deutschen Reichstage oder mit den Segnungen der Schutzzollgesetze? Oder seit wir alljährlich ein Sedanfest feiern, habe sich auch der deutsche Kunstgenius in das patriotische Festgewand gekleidet? Oder der Riß zwischen den Alten und den Modernen, den Schablonisten und den Naturalisten habe sich erst aufgethan, Dank der Einigung der deutschen Völker im neuen Reich? — Was heute in der deutschen Kunst uns mit Wagemut und Begeisterung erfüllt, was uns auf neue Wege zu neuen Zielen drängt, hat mit dem gesamten politischen und ökonomischen Leben im Reiche glücklicherweise nicht das allermindeste zu schaffen. Und auch unsere älteren Meister, die heute an der Kunstbörse, Dank ihrem Weltrufe, die fabelhaftesten Preise erzielen und selbst in ihren schwächeren Werken noch die gesuchtesten Produzenten sind, weisen in ihrem Entwicklungsgang so gut wie keine Beeinflussung durch die großen national-politischen Umwälzungen der letzten zwanzig Jahre auf. Defregger pinselt in der nämlichen Manier die nämlichen Sujets herunter, gleichgültig wie der politische Wind in Europa weht und ob Völker aufwärts oder abwärts steigen; Grützner malt seine kneipfrohen Kloster-

kellerszenen mit der nämlichen verblüffenden Virtuosität, unbekümmert darum, ob der eiserne Kanzler und mit ihm das Reich nach Kanossa geht oder nicht; Lenbach, der Kopfmaler, sucht sich seine „Zeitgenossen" je nach der momentanen Berühmtheit und Zahlungsfähigkeit aus, malt in der Periode des Kulturkampfes ein halbes Dutzend Döllinger und Gladstone, in der Periode des Kulturfriedens so und so oft den Papst und in allen Perioden zahlungsfähige Kommerzienräte, pikante Weiber, populäre Schälke, Prinzen und Fürstlichkeiten — stets besorgt um seinen Ruhm und sein Portemonnaie, und im Herzen so kalt wie eine gesunde Hundenase zu allen bewegenden Menschheitsfragen und Volksproblemen. Der absolute Kunsthandwerker der Kopfmalerei, der im neuen Deutschland, das ein Reich der Gerechtigkeit und des Friedens darstellen soll, die Reklame so weit treiben darf, daß seinen altertümelnden Bildern auf einer internationalen Ausstellung ganze Extrasäle zur Verfügung gestellt werden zum entschiedenen Nachteil und zur moralischen Herabwürdigung aller übrigen Künstler Deutschlands... „Einen zu bereichern unter allen..." Ein pessimistischer Spötter könnte da allerdings ausrufen: Hier habt ihr das neue Reich in der Kunst — es ist aber auch danach! L'art, c'est moi!

Oder merkt man an Gabriel Max etwa eine Nachwirkung der weltgeschichtlichen Thatsachen seit Siebzig? Oder an unserem geistvollen Albert Keller? Oder hat Uhde die Erfolge des deutschen Sozialistengesetzes abwarten müssen, um sich für die Ehristuslegende der Mühseligen und Beladenen zu begeistern?

Die Wahrheit ist, daß die hervorragendsten deutschen Bildwerke dieser dritten internationalen Kunstausstellung in der Wahl ihrer Stoffe ganz andere Wege weisen, als der alleinseligmachende Chauvinismus des Herrn Pecht. Und der einzige Ferdinand Keller aus Karlsruhe, der auf einer riesigen Leinwand die „siegreichen Gründer" des Deutschen Reiches gar emphatisch verhimmelt und allerlei blendendes Beiwerk aus der klassischen und romantischen Requisitenkammer zusammengeschleppt und Heroismus, Sentimentalität, Philisterdeutschtümelei, Zirkus, Himmelreich und Brandenburger Thor zu einer fabelhaften patriotischen Maschinerie zusammengearbeitet hat — nicht einmal die „Kornblumen" fehlen! — befriedigte zwar den Herrn Pecht in so hohem Maße, daß dieser seine begeistertsten kritischen Purzelbäume in den Zeitungen schlug, allein dem Publikum wird weder warm noch kalt vor dem Kellerschen Bilde. Und die Jury, die so gern patriotische Extra-Anstrengungen belobt hätte, konnte aus ihrem goldenen Medaillenschatze nur eine Medaille zweiter Klasse für Herrn Ferdinand Keller erübrigen, eine Auszeichnung, welche der Künstler glaubte mit Entrüstung zurückweisen zu müssen. Unseres Bedünkens —

und wir wissen uns darin mit vielen Kennern und Kunstfreunden einig — hat das Kellersche Kunstwerk überhaupt keine Auszeichnung verdient, denn es ist, um ein berühmtes Wort der Berliner akademischen Jury zu gebrauchen, „ein schiefer Gedanke unkünstlerisch ausgedrückt".

Wollte man aber dem Pechtschen Kunst-Chauvinismus die Deutung geben: Die politischen Segnungen des neuen Deutschen Reiches haben den Einzelstaaten die Augen für die Herrlichkeiten der Kunst geöffnet und die Staatsmänner wenden sich an die Künstler, mit dem Zauber ihres Pinsels und Meißels die neuen vaterländischen Großthaten dem Volke recht eindringlich einzuprägen, so finden wir in großen Kunstzentren, z. B. in München selbst, kein praktisches Beispiel dafür. Die Kunststadt an der Isar, die zweitgrößte Hauptstadt des Reiches, überläßt nicht nur einen großen Teil der wundersamen Schöpfungen ihres Kunstkönigs Ludwig I. ruhig dem Verfalle, sie ist auch bis zu dieser Stunde noch nicht fähig gewesen, den heldenhaften Erinnerungen an den deutsch-französischen Krieg, an Kaiser und Reich, ein großes öffentliches Denkmal zu setzen!

Thatsache ist, daß der Aufschwung der modernen Kunst eine Wirkung internationaler Natur ist, daß in dem großen Ursachen-Komplex die politischen Ereignisse vielleicht die kleinste Stelle einnehmen und daß, wie der Weltmarkt der Waren, so auch der Weltmarkt der Ideen zwar von nationalpolitischen Wechselfällen beeinflußt, aber nicht auf andere als die historisch-natürlichen Gesetze und Grundlagen gestellt werden kann.

Der Entwicklungsgang menschlicher Kunstübung ist in den christlichen Staaten Europas — die islamitische Türkei thut bekanntlich auf unsern internationalen Kunstausstellungen nicht mit — jetzt auf einer Stufe angekommen, wo sich Romanen und Germanen das Gleichgewicht halten; die Technik hat eine erstaunliche Durchschnittshöhe erreicht, die scheinbare Mannigfaltigkeit der Stoffe hindert nicht, daß es doch nur wenige Gebiete sind, auf welchen sich sämtliche Kunstvölker begegnen und ihr Bestes zu leisten vermögen. Auch das Kunstverständnis der gebildeten Europäer hat soviel internationalen Schwung, daß es vor keiner künstlerischen Erscheinung, und wäre sie noch so eigenartig und kraftvoll, wie vor einem exotischen Rätsel befremdend zurückweicht. Borniertheit gilt nicht mehr als aristokratischer Vorzug.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Theaterbriefe.

Von Conrad Alberti.

IV.

Neue Bühnen.

Zwei neue Bühnen sind im Laufe des September in Berlin eröffnet worden. Wir haben es für billig gehalten, dieselben erst in diesem Hefte einer Besprechung zu unterziehen, um ihnen Zeit zu lassen, ein wenig ihre Ziele und ihre Eigenart zu entwickeln. Die ersten Vorstellungen einer neu zusammengebrachten Truppe unter einem neuen Leiter auf einer neuen Bühne können unmöglich ein maßgebendes Urteil über das Theater selbst gestatten — man muß zum mindesten die ersten Wochen vorüber gehen lassen, bis das Personal sich gesammelt, an einander gewöhnt hat, bis sich Ansätze zu einem eigenartigen Stil herausgebildet haben, bis sich aus der Wahl der Stücke, der Art der Einübung ein bestimmter leitender Gedanke erkennen läßt. Heute, um die Mitte des Oktober, fängt man an nach diesen Richtungen klar zu sehen.

Oskar Blumenthal, bekannt als Theaterkritiker und Verfasser mehrerer Lustspiele ohne weiteren litterarischen Wert, nur den „Probepfeil“ ausgenommen, war es schon längst ein Dorn im Auge, daß die Besitzer des „Deutschen Theaters“ mit seinen Stücken mehr verdienten, als er, der Verfasser, selbst. Er beschloß daher, sein eigner Theaterdirektor zu werden. Mit einigen Schauspielern, deren pekuniäres Vermögen ihr künstlerisches bei weitem übertraf, that er sich zu einer Genossenschaft zusammen, und eine Reihe der Berliner Finanzgrößen wurden von ihm und seinen Freunden so lange nach ihrer Weise mit Belästigungen bestürmt, bis sie, um die unangenehmen Dränger los zu werden, jeder ein paar tausend Mark zeichneten, für jeden von ihnen verhältnismäßig eine wahrhaft lumpige Summe, deren Bewilligung, aus der Sprache dieser Kreise übersetzt, lautete: „Ich halte die Sache für faul und mag nichts damit zu thun haben.“ Diese Leute haben inbezug auf geschäftliche Aussichten eine ungemein feine Nase; hätten sie Herrn Blumenthal die mindesten Erfolge zugetraut, so war es für einen Bleichröder oder seinesgleichen eine Läpperei, aus eignen Mitteln ein ganzes Theater fertig hinzustellen, zumal bei dem heutigen thatsächlichen Überfluß an totliegendem, nicht zu veranlagendem Kapital.

Herr Blumenthal ließ sich aber durch diese Unheilspropheten nicht irre machen. Um eine gute Phrase nie verlegen, erfand er für sein Unternehmen einen den dummen Berliner Bildungspöbel blendenden Titel „Das Theater der Lebenden“, indem er die deutschen Dramatiker einlud, nun einmal zu zeigen, was sie könnten, da er ihnen jetzt eine Heimstätte eröffnen wolle, er wolle sie alle aufführen, vor allem sich selbst und die geliebten Franzosen, und nannte seine Bühne „Lessingtheater“, mit dem bescheidenen Hinweise darauf, daß er der würdige Nachfolger des großen Theaterreformators sei. Der Bau begann. Und nun verging kein Tag ohne Reklame, kein Morgenblatt einer Berliner Zeitung erschien elf lange Monate hindurch, ohne daß nicht irgend eine Notiz über den fortschreitenden Bau, eine neu engagierte Choristin oder dergl. in derselben zu finden war. Ja, das „Berliner Tageblatt“ trieb es in gewohnter Schamlosigkeit so weit, lange Artikel und Feuilletons des Direktors Blumenthal zu veröffentlichen, welche die lobhudelndsten Beurteilungen später an

seiner Bühne aufzuführender Stücke und auftretender Schauspieler enthielten: eine Dreistigkeit in der geschäftlichen Anpreisung der eignen Ware, wie sie bis dahin wohl selbst in der tief korrumpierten deutschen Presse noch nicht geübt worden.

Das neue Theater wuchs aus der Erde, draußen am Friedrich-Karl-Ufer, wenige Schritte unweit des Deutschen Theaters, den Sozietären desselben so recht als Konkurrenzanstalt unter die Nase gebaut. Die Lage zwischen dem größten Berliner Krankenhaus mit seiner berühmten Irrenstation und dem niederen Rundbau, in welchem die Rappen und Clowns des Direktor Schumann allabendlich ihre Sprünge üben, sollte dem neuen Unternehmen gefährlich werden, der Berliner Volkswitz bemächtigte sich derselben zu dem beißenden Ausspruch, das neue Theater stehe in der Mitte zwischen Charité und Zirkus — und man weiß, daß ein guter Witz in Berlin nach Umständen berühmt machen und töten kann, und daß er dem unglücklichen Opfer daselbst Jahrzehnte lang anhaftet.

Das Theater hat in architektonischer Hinsicht den Fehler einer tiefen Lage, und da man verabsäumt hat ihm einen Unterbau zu geben, so kommt es als Gebäude nicht recht zur Geltung, zumal die breite, den Schnürboden umfassende Kuppel, die sich seltsamerweise in der Mitte des Gebäudes erhebt, das eigentliche Haus noch mehr drückt. Von außen wirkt es matt und langweilig, zwei Thüren mit offenen Hallen an der Stirnseite wirken auch nicht sonderlich ästhetisch. Im Innern überraschen angenehm die breiten Wandelgänge und ein anmutiger Unterhaltungssaal. Der Theaterraum selbst ist im Roccocostil ganz in Weiß mit schmalen Goldverzierungen gehalten, im Glanz des elektrischen Lichts verschwinden die letzteren fast völlig und man empfängt den Eindruck einer ungeheuren Kalkgrube, auf deren Boden man sitzt. Einen angenehmen Eindruck macht indes wieder das gänzliche Fehlen des Kastens des Einhelfers.

Um sich ein für alle Mal mit dem Schutzpatron des Hauses abzufinden, war zur Eröffnungsvorstellung „Nathan der Weise" gewählt worden, wohl auch als captatio benevolentiae für denjenigen Teil des Berliner Publikums, auf dessen thatkräftiges Wohlwollen der Direktor besonders rechnete. Die Aufregung vor der Vorstellung war eine große. Man sprach allgemein nur von der bevorstehenden Eröffnung. Der Volkswitz wollte wissen, daß Nathan in der ersten Szene auf einem Kamele angeritten käme, daß eine ganze Schar der letzteren auftreten würde und zu größerer Wirkung der Direktor selbst übernommen habe, als eins der letzteren zu fungieren. Der Erfolg war ein sehr geringer. Man fand die Darstellung unnatürlich und langweilig, nur Herr Klein aus Dresden gefiel als Derwisch. Der Berliner Witz war sofort bei der Hand und sagte: „Der Erfolg des Abends war klein!" Denn, wie wir noch weiter unten sehen werden, Herr Blumenthal hat ihn nun einmal gegen sich, diesen mörderischen, furchtbaren Feind, den Berliner Volkswitz, dessen Geschosse schlimmer sind als vergiftete Pfeile, als das Übelwollen der gesamten Berliner Presse, weil sie unaufhaltsam in alle Kreise dringen, und der Berliner einem guten Witz zu Liebe selbst seine Überzeugung opfert. Die Presse ging mit Herrn Blumenthal ziemlich scharf ins Gericht: er war ja einer ihresgleichen, also durfte man ihn nicht anerkennen — nur die konservative behandelte ihn merkwürdigerweise mit einem demonstrativen Wohlwollen, als wolle sie ausdrücklich zeigen, daß sie in der Kunst keinen Religions- und Parteiunterschied kenne, im Gegensatz zu Herrn Blumenthal, der als Kritiker oft genug das Gegenteil geübt.

Der Nathan mauschelte vorüber — Herr Possart besaß nämlich in der That

so viel Geschmack ihn zu mauscheln — ohne eine eigentliche Entscheidung. Jetzt sollten die Lebenden „ihre Visitenkarten abgeben", wie O. Bl. zu sagen pflegt: als erster natürlich Herr Blumenthal selbst. Der Lebende hat Recht, namentlich wenn er der Theaterdirektor und Schriftsteller in einer Person ist. Aber diesmal bekam er Unrecht. „Anton Antony" kam, wurde gesehen, und Blumenthal war der Besiegte. Nur der zweite Akt erweckte eine wirkliche und natürliche Heiterkeit, die übrigen fielen kläglich durch. Ein Teil des Publikums war freilich verstimmt durch die Anmaßung des Herrn Blumenthal, als erster unter den lebendigen Dichtern vor die Öffentlichkeit treten zu wollen. Um so begeisterter zeigte sich ein anderer Teil: ich wenigstens hörte nach den Aktschlüssen in meiner Umgebung, als der Verfasser durchaus hervor sollte, mit Leidenschaft „Oskar! Oskar!" rufen. Ein zu liebenswürdiges Publikum, das seine Lieblinge bei ihren Vornamen ruft! Zwar, sagen wir nicht Rafael und Michelangelo? Warum also nicht auch Oskar? Neben dem divino und dem terribile als Dritter il sanguinoso! Eines brachte das Stück zu Fall. Es karrikiert bekanntlich die Aufgeblasenheit der Schauspieler, die sich für den Mittelpunkt der Welt halten und mit angelernten Phrasen aus den Werken der Dichter die Herzen junger, unerfahrener Mädchen bethören, welche naiv genug sind, diese melancholischen Grimassen für echten Schmerz, diese geborgten poetischen Phrasen für eigne Leidenschaft zu nehmen. In diesem Fall ist es eine junge Komtesse, welche sterblich in den berühmten Mimen verliebt ist. Ganz gut! Aber dann mußte auch Antony vor unsern Augen und vor denen des jungen Mädchens in eine Intrigue, einen Ehrenhandel verwickelt werden und sich dabei als charakterloser Lump oder als Harlekin entpuppen und das junge Mädchen über ihren Irrtum aufklären. Statt dessen hören wir nur, daß er vor Jahren ein junges Mädchen habe sitzen lassen, als dieses ihr Vermögen verloren. Das Publikum des Lessingtheaters aber, diese jungen und alten Börsenjobber, diese verknöcherten Bourgeois, deren Seele in ihrem Geldschranke ist, sagt sich jetzt: „Weiter nichts? Ganz recht hat er gethan! Wer wird denn ein Mädel ohne Mitgift heiraten?" Und die beabsichtigte Wirkung ist zerstört.

Die Aufführung des „Freund Fritz" von Erckmann-Chatrian erzielte einigen Beifall, aber dieses breite, rührselige Idyll ist nicht geeignet, das Publikum in das Theater zu locken. Um so mehr erwartete der Direktor von der zweiten Neuheit: „Zwischen zwei Herzen" von Richard Voß. Die plumpsten Reklamen erfüllten vorher die Blätter, der Dichter und der Regisseur, zwei edle „Idealisten", sollten sich auf der Probe von Rührung überwältigt in die Arme gesunken sein, und dergleichen mehr. Und der Abend kam — und auch dieses Stück fiel durch. Ein plumperes Machwerk hatte man selten gesehen. Die Phantastereien der Marlitt schmeckten ja dagegen wie Landbrot, denn der Hauch einer, wenn auch thörichten, so doch ehrlichen und naiven Weltanschauung durchzog dieselben; in diesem Stück aber ist alles Komödie und Lüge, und der fortwährende Zank eines Ehepaares, wegen eines Fehltritts, den der Mann vor — dreizehn Jahren begangen, langweilte zuletzt gerade so, wie das Schwanken des Kindes, welchem der Erzeuger es sich anschließen solle, um zuletzt vorzuziehen, behufs Wiedervereinigung derselben zu sterben. Es war ein Durchfall mit allen Symptomen dieser Katastrophe, und der Volkswitz verschlimmerte sogar das Leiden und sprach von einer „Voß-couche".

Das sind bis jetzt die dramatischen Leistungen des Theaters unseres neuen Lessing. Von den schauspielerischen ist nicht viel Günstigeres zu sagen. Der Stern

des Theaters, auf den Herr Blumenthal, gleich einem Schiffer, wie auf jenen einen gebaut hatte, der unverrückbar immer seinen Stand bewahrt, erwies sich als eine ganz gewöhnliche Schnuppe. Herr Possart konnte in keiner Weise den Beifall der Berliner erringen. Seine bekannte Manier hat sich in den letzten Jahren nur noch verschlimmert. Verse singt er überhaupt nur noch. Seine Art der Charakteristik ist die gröbste und plumpste. Den Nathan, einen orientalischen Juden, mauschelt er. Den Regisseur Hintze in „Anton Antony", einen einfachen, schlichten Biedermann, das Gegenstück zu dem posierenden Komödianten, spielte er mit dem Ton und den Manieren eines Unteroffiziers auf dem Exerzierplatz. Jede Spur von Natürlichkeit, von Verinnerlichung der Charakteristik ist ihm versagt. Stets klebt er an den äußersten Äußerlichkeiten. Geradezu abgestoßen hat Frau Claar-Delia durch ihre aufdringliche Manier, in ihren Jahren noch jugendliche Wirkungen zu versuchen. Dazu ihr unerträgliches Messalinenpathos in modernen Salonrollen, mit einer heiseren, ausgeschrieenen Stimme vorgetragen! Eine anständige Frau der höheren Kreise darzustellen, ist ihr, wie ihre Freifrau in „Zwischen zwei Herzen" zeigte, nicht möglich, sie hat auf der Bühne stets die Manieren einer Pariser Cocotte, die weit von sich gestreckten Beine, den zurückgeworfenen Oberkörper. Man spielt eben nicht ungestraft Jahrzehnte lang in der Provinz Georgettes und dergleichen. Fast alle andern Kräfte sind die ausgesprochenste Mittelmäßigkeit. Da ist ein erster Bonvivant (Herr Stägemann), dem die einfachste Kunst des bühnenrichtigen Sprechens noch nicht klar geworden; er scheint den ganzen Abend über Fleisch zu kauen, während er redet. Da ist eine erste Liebhaberin (Frl. v. Dirkes), welche den Eindruck eines zum Sprechen abgerichteten Vogels macht. Die Naive, Frl. Petri, hat unserem Publikum gefallen; ich finde nicht die mindeste Eigenart an ihr, Alles kommt plump und schwerfällig heraus. Nur in Herrn Blencke und Frl. Kramm besitzt die Bühne Schauspieler von einiger Natürlichkeit. Die Regie an diesem Theater steht auf der Höhe einer Provinzialschmiere; was sich hier in goldstrotzenden Salons angebliche Grafen und Komtessen leisteten, geht über die einfachsten Begriffe des Knigge hinaus. Daß Aristokraten ihre Cylinder auf den Tischen des Salons herumsiegeln, in dem sie als Gäste sich befinden, daß man sich unterhält den Inhalt der Theetasse im Munde, ist noch harmlos. In der Villa Blumenthal in Neubabelsberg mögen solche Manieren üblich sein, in einem Hause, in dem halbwegs auf Form gehalten wird, sicherlich nicht.

Das ist dieses mit so unglaublicher Reklame in Szene gesetzte Unternehmen. Wenn ein solches in Berlin nicht Fuß fassen kann, wo sonst nichts wirkt als der „Mumpitz", so ist das gewiß ein bedenkliches Zeichen. Der öffentliche Witz verfolgt es denn auch erbarmungslos. Vor Kurzem, so erzählt man, sei der Hausinspektor in das Direktionszimmer gestürzt, voll Angst, weil der Blitzableiter beschädigt sei, und mit der Bitte, denselben sofort reparieren lassen zu dürfen. „Lassen Sie nur," soll ihm Herr Blumenthal erwidert haben, „das macht nichts, bei mir schlägt doch nichts mehr ein!"

Ich fange an, das selbst zu glauben. Selten habe ich alle Kreise Berlins, selbst dem Theater sonst ganz fernstehende, Reiche wie Arme, Christen wie Juden, so einig gesehen, wie in der Schadenfreude über den Mißerfolg dieses Mannes, der durch seinen grenzenlosen Dünkel, seine unglaubliche Anmaßung, seine maßlose Reklamen sucht, sein boshaftes Begeifern alles Guten, Redlichen, Ernsten und Gesunden, seine

widerwärtige Heuchelei künstlerischer Interessen, hinter denen sich die nackteste Gewinnsucht verbarg, sich alle Kreise zu Feinden zu machen wußte.

Im Gegensatz dazu, und zum Teil auch um dem Ersteren ihre grenzenlose Abneigung vors Auge zu führen, wandten die Berliner alle Teilnahme, deren sie fähig waren, dem zweiten neuen Theaterunternehmen zu, dem „Berliner Theater" des Herrn Barnay. Doch ist auch Herr Barnay in Berlin wirklich als Schauspieler von früher her außerordentlich beliebt. Weshalb, habe ich nie recht begriffen: er war auf der Bühne immer der „schöne Mann", aber selten mehr. Schon die Anwesenheit des Kultusministers, wie überhaupt der Spitzen der Berliner Gesellschaft bei der Eröffnungsvorstellung, während dieselben im Lessingtheater gänzlich fehlten, zeigte den Unterschied der Stimmung auch äußerlich deutlich. In gewissem Sinne verdient allerdings auch Herr Barnay die öffentliche Sympathie. Sein Theater, die ausgebaute ehemalige Walhalla, macht zunächst einen äußerst freundlichen und behaglichen Eindruck. Dann hat er, da das Haus sehr groß ist, die Preise ziemlich niedrig stellen können, man erhält einen Parketsitz für 3 Mark, während er bei Blumenthal und L'Arronge 4,50 kostet. Sodann leistet das Theater allerdings in schauspielerischer Hinsicht manches Gute. Zwar, daß er uns die Frau Clara Ziegler nicht ersparte, ist unverzeihlich; über diese Vertreterin des konventionellsten Pathos, des hohlsten Bumbum, der unerträglichsten Deklamation, welche jeden Vers für nicht zur Geltung gebracht hält, in dem sie nicht wenigstens eine falsche Betonung angewendet, sind die kritischen Akten längst geschlossen. Und über Friedrich Haase denkt man jetzt auch klar: seine ganze Kunst beruht in Äußerlichkeiten, den Menschen, wie er sich räuspert und spuckt, weiß er vortrefflich hinzustellen, der innere Mensch bleibt ihm aber stets ein Rätsel, weil er eben nur Menschenbeobachter ist, aber kein Menschenkenner. Barnays übriges Personal besteht dagegen fast ausschließlich aus jüngeren Kräften. Es ist kein hervorragender Künstler darunter, aber in wenig Proben hat Barnay verstanden, einen Geist der Schlichtheit und Natürlichkeit, ja den Schein eines einheitlichen Stils über die Vorstellungen zu breiten, der bezüglich der schauspielerischen Leistungen dieses Theaters für die Zukunft die besten Hoffnungen erweckt. Ein frischer, jugendlicher, gesunder Hauch weht einem von der Bühne entgegen, wie man ihn in Berlin seit Jahren nicht empfunden, und einzelne Darsteller sind des ihnen reich gespendeten Beifalls vollauf wert. Herr Krausneck stellt biedere, offene, kräftige Naturen mit einer Einfachheit dar, welche wahrhaft wohlthuend berührt, und Frl. Butze hat sich trotz der unpassenden Reklamen, mit welchen sie sich hier einzuführten beliebte, als eine Schauspielerin von viel Verstand und feinem künstlerischen Taktgefühl erwiesen. Andere Kräfte, die mit großer Reklame eingeführt wurden, z. B. Herr Ellmenreich, enttäuschten wieder gänzlich. Der Genannte erwies sich als ein schwaches Talent mit geringen Mitteln, ohne technische Fertigkeit und Eigenart und sehr provinziellen Manieren.

Die Inszenierungen waren bisher recht brav, namentlich die Wohnräume in modernen Stücken machten stets den Eindruck wirklich bewohnter Zimmer, nicht arrangierter Möbelausstellungen, wie im „Deutschen Theater". Nur muß Herr Barnay sich vor dem Zuviel der Regieführung hüten: im „Demetrius" war vor lauter Lärm von den Reden Sapiehas in der Reichstagsszene kein Wort zu hören. In der „Braut von Messina", welche innerhalb der Zeit von 24 Stunden spielt, ward ohne Unterlaß Morgen und Abend, und dergleichen kleine Schwächen mehr.

Die Hauptschwäche der neuen Bühne scheint aber die Auswahl der Stücke zu

sein. Der „Demetrius“ mit den schauderhaft langweiligen Laubeschen Schlußakten, war trotz des äußeren Erfolgs, der lediglich der Bühne galt, keine glückliche Wahl. Die Werke der Klassiker werden am „Deutschen Theater“ und „Schauspielhause“ auch gegeben. Wir verlangen nach gesunder moderner Kunst, nach Werken, welche den Geist und die Eigenart unserer Zeit wiederspiegeln, nach Menschen, in denen wir uns wiedererkennen, welche uns Aufschlüsse geben über unser eignes Wesen und das des modernen Lebens und der Geschichte in der modernen Auffassung. Nur wenn Herr Barnay uns diese giebt, hat seine Bühne eine Existenzberechtigung. Und was hat uns Herr Barnay statt dessen geboten? Die faden, veralteten, nicht mehr zu genießenden Plattheiten, in welchen die lediglich auf das Äußerliche gerichtete Kunst des Herrn Haase sich — uns nicht — gefällt, „Marienſommer“, „Der 30. November“, „Eine Partie Piquet“ u. s. w. Dann ein modernes Schauspiel „Ilse“ von Hans Olden, ein mit jesuitisch-rabbinischer Spitzfindigkeit und komödiantischem Raffinement ausgeklügeltes dramatisches Gewebe von Verlogenheit, Widerwärtigkeit und plumper Sentimentalität, eine unredliche Spekulation auf die Thränendrüsen hysterischer Weiber, eine Marlittiade schlimmster Sorte. Und auf diesen Brei von ausgekochtem Suppenfleisch, Paprika, Mixed-Pickles und Saccharin hatte Herr Barnay die größten Hoffnungen gesetzt und im Voraus eine neue Epoche des modernen Dramas von demselben an datiert! Herr Barnay ist eben nur der ein Theater führende Schauspieler, der vom Dramaturgischen nicht das Mindeste versteht, der nur auf die äußerliche Wirkung sieht, die tiefere, poetische, welche den eigentlichen Erfolg macht, aber nicht zu beurteilen vermag und darum sich über den Wert neuer Stücke regelmäßig täuschen wird, weil ihm das Konventionellste und Verlogenste stets als das vermeintlich Wirksamste, das heißt als das Gute erscheinen wird, weil er eben nicht begreifen kann, daß zu einem richtigen Bühnenerfolge der theatralische und der litterarische Wert gehört, da der letztere über seine Sphäre hinausgeht. Und jetzt kündigt er die Wiedereinstudierung alter, längst abgespielter, wertloser Schwänke von Blumenthal und Lubliner an, die keine Katze mehr ins Theater locken. Und das in einer Zeit, in welcher die deutsche dramatische Dichtung wieder mächtig aufblüht und jedem Bühnenleiter, der nur das Gute will, Dutzende neuer, gesunder Stücke zu Gebote stehen, welche einen unzweifelhaften Erfolg versprechen! Nun, wenn Herr Barnay in dieser Richtung so fortfährt, wie er angefangen, so wird er bald selbst alle seine Verdienste auf dem Gebiet der Regieführung vergessen machen und sich der ihm so bereitwillig ohne sein Zuthun zugewandten Sympathieen der Berliner schnell selbst berauben. Für ihn, dessen Feld die Beurteilung der dramatischen Werke offenbar gar nicht ist, giebt es nur einen Weg: die Anstellung eines tüchtigen Dramaturgen aus den Reihen der jüngeren, realistisch geschulten Schriftsteller und Kritiker, welcher die eingehendste Kenntnis der Bühne mit feinem litterarischen Verständnis und Geschmack vereinigt. Nur von einem solchen unterstützt, wird er an seiner Bühne wirklich Bedeutendes und Dauerndes leisten, nur in engster Fühlung mit der modernen realistischen Produktion wird er den Erfolg dauernd an seine Fahnen heften. Im andern Falle wird es ihm gehen, wie so Vielen — er wird eine Zeit lang einiges Aufsehen machen, dann wird eine um so stärkere Reaktion der Enttäuschung eintreten, sobald man sich überzeugt, daß auch er nur in den alten, holprigen Geleisen weiter fährt, und die öffentliche Gunst wird sich noch mehr von ihm abwenden, als er in Wirklichkeit verdiente.

* * *

Ich will diesen Brief nicht schließen, ohne mit kurzen Worten einer Angelegenheit zu gedenken, welche zu diesem Blatte und speziell den Vorgängern dieses Briefes in engster Beziehung steht. Man erinnert sich ohne Zweifel noch meines Theaterbriefes im Maiheft, in welchem ich eine wahre und ungeschminkte Charakteristik des „Deutschen Theaters" gab, besonders des Reklamehelden Josef Kainz (der glänzende und vollständige Durchfall desselben vor dem unbefangenen Kopenhagener Publikum bestätigte wenige Wochen später durchaus mein Urteil), — und daran einige scharfe Bemerkungen über einen Teil der Berliner Kritiker knüpfte, der seine Überzeugung für ein Linsengericht verkaufe, das heißt, sich nicht schäme, sich von Schauspielern, namentlich von Herrn Kainz abfüttern zu lassen, und dann die lobhudelndsten Kritiken über die Gastgeber schreibe.

Dieser Absatz des Artikels nun rief in Berlin einen wahren Sturm hervor. Dutzende von Briefen darüber regneten auf den Redaktionstisch, über die Alpen kamen sie mir nachgeflogen, bis in die ewige Stadt, wo ich angesichts der ragenden Wahrzeichen der unvergänglichen geschichtlichen und künstlerischen Größe den stinkenden Sumpf der Berliner litterarischen Verhältnisse fast bis auf die Erinnerung vergessen hatte, und das sogenannte „tout Berlin" sprach wochenlang von nichts anderem als diesem Artikel. Und noch heut, nach fünf Monaten, beben die Wellen, welche jener Sturm erregte, gewaltig nach. Der Verein „Berliner Presse", welcher die namhafteren Elemente der Berliner Journalistik vereinigt, und dessen Mitglied ich bin, nahm in der Sitzung vom 3. Oktober Anlaß, sich mit dieser Sache zu beschäftigen. Herr Herrmann Trescher, dessen Feder seine Stilologen in gewissen hämischen und böswilligen Artikeln der berüchtigten „Deutschen Revue" zu erkennen glauben, deren niedrige Denkungsart in einem der letzten Hefte dieses Blattes mit Nachdruck festgenagelt wurde (mir selbst ist über diese angebliche Autorschaft nichts bekannt) — sah sich nämlich veranlaßt, für die angeblich angegriffene Ehre derjenigen Vereinsmitglieder einzutreten, welche das Amt von Theaterkritikern bekleideten, und den Verein zum Einschreiten gegen mich aufzufordern. Schon vorher war im Geheimen gegen mich gewühlt und gehetzt worden, und einer unserer bekanntesten Schriftsteller berichtete mir, man sei bei ihm gewesen und habe ihn aufgefordert, doch ja in der Sitzung zu erscheinen und gegen mich zu stimmen. Mit Gemütsruhe sah ich natürlich im Bewußtsein meiner guten Sache den Dingen entgegen, die denn auch eine für Herrn Trescher und Genossen recht unangenehme Wendung nahmen. Ich erklärte, daß mich nichts in der Welt verhindern könne, zu jeder Zeit und an jedem Orte auszusprechen, was ich nach bestem Wissen und Gewissen für die Wahrheit hielte, daß ich es für meine Aufgabe ansehe, gegen öffentliche Mißstände jeder Art, gegen die Korruption auf jedem Gebiete anzukämpfen, daß kein Trescher und kein Verein der Welt mich je an der Erfüllung dessen hindern werde, was ich für meine Ehrenpflicht als Mensch und Schriftsteller halte, daß es Jedem, der sich durch mich beleidigt fühle, freistehe, mich zu verklagen, daß ich jeden Augenblick bereit sei, meine Behauptungen vor dem ordentlichen Richter durch Zeugenaussagen und Dokumente zu beweisen, daß in meinem Artikel nur von Kritikern die Rede sei, aber nicht von Vereinsmitgliedern, daß nirgend gesagt sei, jene bestechlichen Kritiker seien Mitglieder des Vereins, und daß ich mir jede Kritik meiner litterarischen Thätigkeit seitens des Vereins energisch verbitte, im lobenden ebenso wie im tadelnden Sinne.

Und thatsächlich traten alle klar denkenden und nicht persönlich voreingenommenen Mitglieder auf meine Seite. In meisterhafter Rede setzte Hans v. Hopfen auseinander,

daß die Anklage sich nur auf einen Teil der Berliner Kritiker beziehe, deren Mitgliedschaft zum Verein nicht behauptet sei, und weitaus nicht alle Berliner Kritiker dem Verein angehörten. Da für den Kenner der Berliner Verhältnisse die Gemeinten aber unschwer zu erraten seien, so habe der Verein keine Veranlassung für die angegriffene Ehre von Leuten einzutreten, welche selbst innerhalb fünf Monaten nach Erscheinen jenes Angriffs keine Veranlassung gefunden hätten, für ihre verletzte Ehre Genugthuung zu fordern. Eine solche Erscheinung gebe zu denken: die Herren fühlten sich entweder erhaben über einen solchen Angriff oder gestänben die Berechtigung desselben zu, und es sei daher die Frage, ob der Verein nicht eher Grund hätte, gegen diese Herren, soweit sie etwa Vereinsmitglieder wären, einzuschreiten. Auch heute sei, mit Ausnahme der Herren Neumann-Hofer, keiner derselben erschienen; das gebe doch mindestens zu sehr eigenartigen Gedanken Veranlassung. Alle namhafteren Mitglieder schlossen sich diesen klaren und objektiven Auffassungen an, Siegfried Samosch, A. Stein, E. v. Wolzogen u. s. w., und von allen Seiten wurde betont, daß das Recht der Presse, wirkliche oder vermeintliche öffentliche Mißstände zu bekämpfen, ein heiliges und unantastbares sei und nicht durch die Einmischung eines Vereins von Journalisten selbst gestört werden dürfe. Im Laufe des Abends erschien die gesamte Genossenschaft der Redaktion des „Berliner Tageblattes", welche mich als den energischen, unentwegten und erfolgreichen Bekämpfer ihrer Bestrebungen fürchtet und haßt, um unter Führung ihres Häuptlings Levysohn, der oft genug die Schärfe meiner Feder geschmeckt, gegen mich zu stimmen. Sie sollten aber eine arge Enttäuschung erleben, denn als der Antrag zur Annahme gekommen, die Angelegenheit an den Vorstand zu verweisen, erklärte der erste Vorsitzende Robert Schweichel, daß absolut für den Vorstand keine Veranlassung zum Einschreiten sei. Das Ganze war also eine ungeheure Blamage für unsere — ich sage, unsere — Gegner.

Wir aber begrüßen diese Verhandlung freudig als einen Beweis für den großen Einfluß und die Gewichtigkeit unseres Blattes, und das ohnmächtige Aufbäumen der Gegner als ein Zeichen, wie tief die Geißelhiebe gesessen, die wir ihnen erteilt. Ja, die Ulanenlanze der Wahrheit hat eine scharfe Spitze, und ihr werdet zu stöhnen haben, bis ihr sie abstumpfet. Diese Verhandlung hat bewiesen, daß ein, wenn auch nur schwacher Rest von Ehrgefühl in den besseren Elementen der Berliner Journalistik vorhanden ist, und es wird unsere Aufgabe sein „zu blasen, bis er zur vollen Flamme erwächst". Wir werden uns durch die Angriffe des Herrn Trescher und Genossen nicht irre machen lassen. Laut und deutlich werden wir es immer und immer wiederholen, daß es eines Kritikers und der Sache, die er vertritt, unwürdig, ja daß es geradezu schimpflich und verächtlich ist, von Schauspielern und Theaterdirektoren, die er zu beurteilen hat, regelmäßige Einladungen anzunehmen und bei ihnen als Gast zu verkehren. Denn durch die Annahme von Einladungen ist er seinen Gastgebern verpflichtet, seine Objektivität muß leiden und zugrunde gehen, und seine Pflicht gegen die Öffentlichkeit, die Pflicht, nur für die Wahrheit zu zeugen, muß er vernachlässigen. Ein Theaterkritiker vergiebt schon seiner Ehre sehr viel, wenn er im Hause eines Schauspielers oder Theaterdirektors nur ein Glas Wasser annimmt. Ich bin überzeugt, daß dieser Standpunkt von allen ehrenwerten Elementen der Journalistik, soweit es deren noch giebt, geteilt wird. Und einer jener von mir bezeichneten Kritiker, welcher auch in dem Kainzschen Hause regelmäßige Gastfreundschaft angenommen, besaß denn auch die Ehrenhaftigkeit, mir kürzlich zu erklären, daß er seinen Verkehr in diesem Hause jetzt bis auf die Möglichkeit verringert habe.

Das nenne ich gehandelt wie ein Gentleman, und ich bin stolz auf einen solchen Erfolg! Wie aber sieht es sonst mit der Berliner Theaterkritik aus? Es fehlt nicht an ehrenwerten Elementen, welche sich jeder Beeinflussung entziehen, von den natürlich absolut über jeden Verdacht erhabenen älteren Kritikern wie Th. Fontane oder Karl Frenzel abgesehen, auch unter den jüngeren, — ich erinnere nur an den einen absolut unabhängigen Schönhoff von der „Freisinnigen Zeitung", — aber auch die schlimmste Pest der Fäulnis, Korruption und Bestechlichkeit hat unter der Berliner Theaterkritik in erschreckendem Maße um sich gegriffen. Jener gastliche Verkehr der Kritiker in den Häusern der Schauspieler und Direktoren ist gewiß ein sehr schlimmes Zeichen. Was soll man aber gar sagen, wenn ein Theaterreferent die Kritik über eine Vorstellung eine Stunde nach derselben in der Wohnung einer Künstlerin schreibt, bei der er soupiert, indes dieselbe ihm während des Schreibens über die Achsel sieht und der Druckerjunge draußen im Hausflur auf das Manuskript wartet? Wenn Theaterkritiker mit kleinen Schauspielerinnen nach der Vorstellung in bekannten Restaurants unter den Linden zu Nacht essen, und die Dämchen, so oft in Gegenwart Dritter von jenen Kritikern gesprochen wird, nur die Vornamen derselben im Munde führen: sagen wir „Mein Otto!" ... „Mein Willibald!" ... u. s. w. Wenn Leute Theaterkritiker werden und öffentlich Bühnen beurteilen, zu denen sie noch wenige Wochen vorher im Verhältnis eines bezahlten Angestellten gestanden? Wenn Redakteure namhafter Berliner Zeitungen derart im Solde der Direktoren hiesiger Vorstadtbühnen stehen, daß sie einen Bruchteil der Bruttoeinnahme erhalten gegen die Verpflichtung, regelmäßig Reklamenotizen in die Blätter zu leiten? Wenn Kritiker sich von Theaterdirektoren Vorschüsse auf eingereichte, aber noch nicht von diesen geprüfte Stücke zahlen lassen, die sich hinterher als ganz wertlose, unmögliche, ad hoc aus tausend Fetzen zusammengestoppelte Machwerke erweisen? Wenn andere sich schriftlich an Theaterdirektoren wenden mit dem Versprechen wohlwollenden Urteils für ihre Bühne unter der Bedingung der regelmäßigen Bewilligung einer Anzahl Freibillette in jeder Woche? Wenn dies Alles nicht einen tiefgehenden Fäulnisprozeß in der Berliner Journalistik bedeutet, so weiß ich allerdings nicht, wo die Ehrenhaftigkeit aufhört und die Gemeinheit anfängt. Man hat mich aufgefordert, die Namen dieser Schufte zu nennen. Bin ich denn ein Denunziant? Ich kämpfe gegen Verhältnisse, gegen den Zustand allgemeiner öffentlicher Fäulnis, gegen das System der Korruption, welches die schrankenlose Herrschaft des Kapitalismus, der Bourgeoisie notwendig im Gefolge hat, und zur gänzlichen Vergiftung unseres öffentlichen und privaten Lebens führen muß, zur Herrschaft österreichischer Zustände im Deutschen Reiche, sobald, wie es dort bereits der Fall ist, die Plutokratie Niemanden haben wird, der ihr die Herrschaft ernsthaft streitig machen kann. Der Korruption gilt mein Kampf, die Personen sind mir gleichgültig. Was sind mir die ganzen Berliner Kritiker — von der Unfähigkeit des Herrn Neumann-Hofer bis zu der Anmaßung des Herrn Schlenther? Und daß jener Kampf, den ich aufgenommen, ein guter ist, weiß ich für gewiß: mein eignes Bewußtsein sagt es mir, die Zustimmung aller Ehrenwerten, die sich um mich scharen, und die wütende Aufregung der Rotte, die vergeblich ihr Gift gegen mich spritzt — und seid sicher, ich werde diesen Kampf siegreich zu Ende führen, oder ich werde nicht leben!

Die Anzeichen mehren sich, daß es im Berliner Kunstleben leise, ganz leise, langsam, ganz langsam anfängt zu dämmern. Noch freilich liegt die tiefste Nacht über Bühnen, Verlegern, Publikum, Presse, doch aber zuckt manchmal ein feiner,

grauer Strahl weit in der Ferne blitzähnlich auf, und man spürt bisweilen einen fröstelnden, kurzen Windstoß, welcher das sichere Kennzeichen des heraufziehenden Morgens ist. Die Durchfälle im Lessingtheater, die höhnische Ablehnung des verlogenen Machwerks „Ilse" im Berliner Theater sind solch feine, nur dem kundigen Sozialpsychologen als Symptome merkbare Anzeichen des Beginns einer Wandlung des öffentlichen Geschmackes zum Besseren. Noch vor einem Jahre würden „Ilse" und „Zwischen zwei Herzen" jedenfalls große Erfolge erzielt haben, heut mußten sie nach den ersten Vorstellungen wegen schlechten Besuchs abgesetzt werden. Und auch über den Großmeister der Verlogenheit in der modernen Schauspielkunst, Herrn Josef Kainz, scheint sich jetzt ganz allmählich das Urteil zu klären. Selbst im „Berliner Tageblatt" schreibt der junge, übrigens nicht unbegabte Kritiker Wolff anläßlich seines freilich jammervollen Karl Moor folgendes: „Der einfache, natürliche Ton, den wir so lange auf der Bühne vermißt, hier war er uns wiedergegeben, der kothurnverleugnende Gang, die „ungriechischen" Bewegungen, nach denen wir so lange vergeblich ausgeschaut, hier wurden sie uns geboten. Und dies, als das äußerlich zunächst Bemerkbare, fand den lautesten Beifall der Menge, auch dort, wo es in Übertreibung ausartete und wo gerade diese angebliche Natur nichts als die echteste Unnatur war. Wenn der Künstler in den Momenten der höchsten Erregung plötzlich den Ton der Leidenschaft fallen ließ und durch den gleichgültigsten Konversationston ersetzte, wenn er die volltönendsten Dichterworte hinaussprach wie Theetassengeschwätz, so jauchzte ihm Alles zu, und doch war es falsch, was er that." Und in der „Nationalzeitung" hieß es jüngst über ihn: „Hier kommt es nicht mehr auf Geist und Charakteristik an, sondern einfach auf starke nachhaltige Leidenschaft, die dem Künstler nun einmal versagt ist." Wo hätte man früher öffentlich so etwas über den Abgott aller hysterischen Weiber schreiben dürfen? Ja die Wahrheit des echten Realismus, wie wir ihn verstehen, bricht sich mächtig Bahn, die Geister fangen an zu erwachen, sich den Jahrzehnte langen Schlaf aus den Augen zu reiben und die neue Welt zu bestaunen, die wir ihnen zeigen. Wir erleben ihn wohl doch noch, den Sieg der Wahrheit über die Lüge!

Kaiser Friedrichs Tagebuch.

Die Thatsachen sind in Aller Gedächtnis, ich darf mir daher die Mühe ersparen, sie noch einmal im Zusammenhange zu erzählen. Wir Alle wurden in die heftigste Bewegung versetzt, als wenige Tage vor Vierteljahrsschluß das Oktoberheft der „Deutschen Rundschau" herauskam mit den angeblichen Aufzeichnungen des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm aus dem Kriegsjahre 1870/71.

Ob die Tagebücher echt sind? oder nicht, wie der Reichskanzler glaubt? Ich meine, das ist ziemlich gleichgültig. Der knappe Stil paßt nicht zu jener phrasenhaften Schwulstigkeit, jener seltsamen Stilistik voll Inversionen und Anakoluthe, welche die Erlasse Kaiser Friedrichs, seine Reden als Kronprinz charakterisierte. Doch es mag echt sein; wir zweifeln nicht, daß jene geschwollene Stilistik das Werk der Hofbeamten war, welche mit der Abfassung der offiziellen Äußerungen betraut waren, und daß Kaiser Friedrich so klar und einfach zu schreiben wußte, wie er zu denken pflegte. Sicher ist, daß das Tagebuch als objektives geschichtliches Dokument wertlos ist. Der Reichskanzler, ein lebender Zeuge, der nicht wagen wird, Unwahrheiten zu behaupten, die man ihm sofort nachweisen könnte, hat nicht nur eine Menge Irrtümer in dem Tagebuch festgestellt, er hat auch nachgewiesen, daß der damalige Kronprinz unmöglich über die Dinge unterrichtet gewesen sein konnte, über welche er mit solcher Bestimmtheit schrieb. Man kannte diejenige seiner Eigenschaften, welche ihn uns als Menschen so unendlich lieb und teuer gemacht, welche für einen Politiker aber wenig bedeutet: das innige Verhältnis zu seiner erlauchten Gattin — und man kannte die hervorragende Eigenschaft der Letzteren, welche sie als Weib so hoch ehrt, als Kronprinzessin und Herrscherin aber stets in eine peinliche Lage bringen mußte: ihre unerschütterliche Heimatsliebe, die Liebe zu einem Lande, welches unser nationales Emporwachsen von Anfang an mit niederträchtiger Eifersucht und erbärmlichem Neid verfolgte, für seine eigne Krämermacht zitternd. Man fürchtete „Indiskretionen an den mit Frankreich befreundeten englischen Hof". Man mag Bismarck vorwerfen was man will — übertriebene Ängstlichkeit, Furchtsamkeit, Schwachmeierei wird niemand von dem Manne glauben, welcher der ganzen Welt die Worte ins Antlitz schleuderte, sein Volk fürchte Gott aber sonst Niemanden, und er, der nie ein Wort zurückgehalten, das ihm auf die Zunge kam, dessen Geheimnis seiner diplomatischen Erfolge die Ehrlichkeit ist, wird wohl gewußt haben, warum er in jenem Falle schwieg.

Doch auch Manches spricht gegen die Echtheit. Durch das ganze „Tagebuch" geht die eine Tendenz, Alles neben dem Schreiber herabzusetzen und sich alle Verdienste zuzuweisen. Alle die großen Männer, denen wir unsere Siege verdankten, unsere Erfolge, die neugeschaffene Einheit, die Bewunderung der Welt, die wir als die Helden unserer Zeit angestaunt, vor deren Verdiensten zähneknirschend unsere erbittertsten Feinde sich beugen, deren Ruhm an den entferntesten Marken der Erde lebt und grünt, sie alle wären nach dem Tagebuch in Wirklichkeit Schwächlinge, unklare Köpfe, großer Entschlüsse unfähig, mutlos im entscheidenden Augenblick!! König Wilhelm, der Held, der Schöpfer der siegreichen Organisation des Heeres?

Man habe ihm die neue Einheitskrone wider seinen Willen mit sanfter Gewalt aufs Haupt drücken müssen!! Der eiserne Kanzler? In den wichtigsten Momenten die Ratlosigkeit selbst, dem andrängenden Partikularismus gegenüber schwach, nachgiebig, zu einer selbständigen kühnen That nicht zu bewegen!! O großer Kanzler, wie unpolitisch hast du doch gehandelt, daß du gleichlaufend mit den sich angesichts der deutschen Truppen selbst zerfleischenden Franzosen nicht die Heere der Bundesgenossen im Feindeslager zum brudermörderischen Kampfe um den Einheitsstaat führtest! Welch ein königliches Schauspiel wäre das gewesen — für alle englischen Augen! Also der Ruhm unserer als groß angestaunten Männer zerschmilzt vor den Strahlen dieses Dokuments, und nur er allein, von dessen politischer Bedeutung bis dahin niemand ein Sterbenswörtchen vernommen, er allein wäre der große, der geniale, der umfassende Geist, der Alles geplant, vorher gesehen, alles entworfen, den Belagerungsplan, die Proklamationen, Gott weiß was sonst noch, der einzige, der im entscheidenden Momente eines Entschlusses fähig, sich riesengroß emporgehoben über die kleinen, halben Geister, welche ihn umgaben!! Nach den freiwilligen Auslegern unter den Bewunderern könnte dies dem Böswilligen leicht als die Tendenz derselben erscheinen. Das thatsächliche Neue darin wäre aber unzutreffend, und das subjektive erschiene als der natürliche und menschlich sehr erklärliche Ausfluß verbitterter Stimmung über vermeinte politische Zurücksetzung, die doch nichts war, als die feinste politische Klugheit des größten lebenden Menschenkenners.

Man wird sonach wissen, welche Bedeutung man diesen Blättern zuzuweisen hat, selbst im Falle sie echt sind. Sie haben als historische Dokumente etwa einen ähnlichen Wert wie die aus ähnlicher Stimmung herausgeschriebenen Erinnerungen der Markgräfin von Bayreuth. Auf dem Gebiet der Memoirenschriftstellerei wachsen nun einmal, von Friedrich dem Großen abgesehen, die eigentlichen Lorbeeren der Hohenzollern nicht.

Echt oder nicht — veröffentlicht durfte dieses Tagebuch nicht werden. Jetzt noch nicht! Wohl fehlt leider gar manches, daß der Bau des Deutschen Reiches ein unerschütterlicher sei; noch toben im Innern widerspänstige, rebellische Geister frech gegen das goldstrahlende Band, welches die einzelnen Glieder zusammenhält, zu Legionen sammeln sich draußen die neidischen, niederträchtigen Feinde, mißgünstig unserem neugewonnenen Glück und nur den geeigneten Augenblick erspähend, sich auf uns zu stürzen und es uns zu zertrümmern. Nichts hält jene wie diese zurück von ihren friedensmörderischen Absichten als die blasse Furcht vor der stolzen Kraft unserer muskelschwellenden Arme und vor dem Genie der weitausblickenden Männer am Steuerruder des Staates. Brauchten sie diese nicht mehr zu fürchten — im

selben Augenblick würden sie wie Währwölfe über uns herfallen. Und in demselben Moment, da ein junger, für die Fernstehenden noch scheinbar unerprobter Monarch das Szepter ergreift, da die fürchterliche Erschütterung über den Verlust des Mannes, der des Vaterlandes Größe heraufgeführt und sie Jahrzehntelang geschützt, noch in den Atomen jedes einzelnen Steines in diesem Gebäude nachzittert — in diesem schweren, gefahrschwangeren Augenblick setzt die angebliche, nachklingende Stimme eines todten Mannes, den man ohne die Belehrung von kundiger Seite kraft seiner Geburt, seiner hohen natürlichen und amtlichen Stellung für unterrichtet halten konnte, den sich ins Fäustchen lachenden Feinden des Vaterlandes auseinander, daß selbst alle die wenigen Toten und Lebenden, vor denen sie noch ein Gefühl grauenvoller Ehrfurcht gehabt, die sie von allen Übelthaten gegen uns zurückgehalten, daß selbst diese unklare Köpfe gewesen, und weder die Toten noch die Lebenden ihnen hätten Furcht einzuflößen brauchen. Und fügt hinzu, daß dieser Bau, an dessen Befestigung wir Alle, die wir unser Vaterland lieben, mit eisernem Eifer Tag und Nacht arbeiten, noch viel loser und wankender sei, als jene leider schon ahnen, daß die Abneigung einzelner Teile gegeneinander noch eine viel heftigere sei, als man sich im allgemeinen vorstelle! Ich rufe Jeden auf, der auch nur das geringste Gefühl hat für das Wohl seines Vaterlandes: müssen dies die inneren und äußeren Feinde nicht als Aufforderung betrachten, nur recht kräftig weiter zu wühlen, und recht keck heranzustürmen: die kaum notdürftig zusammengeleimte Baracke werde schon nachgeben?

Und da will man uns einreden, diese Veröffentlichung könne wohl gar von Kaiser Friedrich oder seiner erlauchten Gemahlin gebilligt worden sein? Nein und dreimal nein! und wenn ihr alle erdenklichen Eide schwören würdet, ihr habet es mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört — ich rufe euch ins Antlitz: ihr lügt! Der Mann, der in hundert blutigen Schlachten sein Leben eingesetzt hat für die Einigung und das Glück seines Vaterlandes, in dessen Gehirn nicht ein Körnchen war, das nicht dem Wohle Deutschlands wäre geweiht gewesen, der als Kronprinz Tag und Nacht nichts anderes sann als sein Volk dereinst frei und glücklich zu machen — die Frau, die sich so eins fühlte mit dem gesamten geistigen Leben der Nation und ihren Stolz darein setzte, die Kunst, die Gewerbe derselben auf neue, blühende Stufen zu erheben und alles wahrhaft Gute und Große, was sie aus ihrem Heimatlande kannte, zu unserem Nutzen auf deutschen Boden zu verpflanzen: sie können nimmer die Hände geboten haben zu solcher Schändlichkeit! In fünfzig Jahren, wenn der Bau unseres Reiches so fest und sicher stand, auch ohne Zwang und Militarismus, daß alle Legionen Teufel ihm nichts anhaben konnten, und jeder Stein desselben sich nur als dienen-

des Glied des Ganzen fühlte — dann konnte eine solche Veröffentlichung am Platze sein, dann konnte sie nicht mehr schaden, dann war sie das interessante subjektive Moment-Stimmungsbild einer hochgestellten Persönlichkeit aus fernen Tagen und Kämpfen. Aber nicht jetzt! Und Friedrich und Viktoria, so hoch gestellt, so unterrichtet, so tief die Mängel unserer gegenwärtigen Zustände durchschauend, konnten niemals so weit in Unvorsichtigkeit und Unkenntnis verfallen, um sich über die möglichen Folgen einer solchen Veröffentlichung in diesem kritischen Augenblick nicht klar zu sein. Das konnte einem Julius Rodenberg begegnen, dem Herausgeber jenes edlen Blattes, nicht jenen!

Denn diese ganze Veröffentlichung, welchen eigentlichen Zweck hatte sie im Grunde? Doch keinen andern, als den der gemeinsten Reklame für dieses, von allen vernünftig denkenden Menschen wegen seiner unausstehlichen Langweile gemiedene Blatt! Ein paar Dutzend Abonnenten mehr zu fangen — das war des Pudels ganzer Kern, all der Lärm nichts als eine geschäftliche Spekulation! Denn den Beelzebub hat sein Pferdefuß verraten — weshalb diese ganze sensationelle Veröffentlichung in dem einige Tage vor Monatsanfang erscheinenden Oktoberheft? Weil das neue Quartal beginnt, der journalistische Jahrgang, und mit einem gewichtigen Radau die Aufmerksamkeit des Publikums auf das schlecht rentierende Blatt lenken wollte! Und mit eiserner Stirn setzt Herr Rodenberg, der als Herausgeber zwar nicht die juridische wohl aber die sittliche Verantwortlichkeit trägt, um der Reklame, um der paar Abonnenten willen das Wohl seines Vaterlandes, den Frieden, die Zukunft Deutschlands auf das Spiel. Wenn das nicht die empörendste Frivolität ist — was wollt ihr dann mit diesem Worte bezeichnen?

O ja, wir kennen ihn, diesen edlen Herrn Rodenberg und seine „vornehme" Zeitschrift, wie er sie selbst mit Vorliebe bezeichnet. Er ist groß in solch kleinen Unvorsichtigkeiten, gleich dieser Veröffentlichung, die manchmal recht unangenehme Folgen haben können. Er schrieb, vom Wissensdrange getrieben, in England lange Artikel über Land und Leute in Wales, bis Hugo Schuchardt der Welt die betrübende Mitteilung machte, daß der findige Reiseschilderer nicht ein Wort kymrisch verstehe und sich von den biedern Wallisern in der grausamsten Weise habe anlügen lassen. Aber „vornehm" ist er, das muß man sagen; stets vornehm, strebte er nach immer höherer sozialer Entwicklung, und aus dem kleinen Julius Levy aus Rodenberg wurde zuletzt ein Julius von Rodenberg — ganz aus eigner Kraft ein selbstgemachter Mann und Edelmann. Und Loyalität hat er immer besessen — auf die ernste, im väterlich warnenden Ton am öffentlichen Orte erteilte Bitte eines schneidigen Kavallerieoffiziers aus der Reihe derer von Roden-

berg, der Wahlgenossen seines Geschlechts, auf die dringende freundliche Ermahnung des Berliner Gerichtshofes, legte er sofort seinen selbstgeschaffenen Adel nieder und verschmähte es nicht, von neuem den gemeinen bürgerlichen Rock mit uns Allen zu teilen. Ja, welche Loyalität ist in diesem Manne!

Jetzt wieder auf die erste Nachricht von der Einleitung der strafrechtlichen Verfolgung wegen der Veröffentlichung stellte er, der vor dem Ausbruch des Sturmes natürlich ganz zufällig nach Italien gereist war, sich sofort telegraphisch dem Justizminister zur Verfügung — telegraphisch und dem Justizminister! Er hatte ja natürlich keine Ahnung davon, daß ihm, der vorsichtigerweise nicht einmal als verantwortlicher Redakteur des Blattes zeichnet, obgleich er es thatsächlich leitet, und noch dazu, nachdem der Verleger inzwischen den Namen des Einsenders genannt, juridisch auch nicht das mindeste mehr begegnen konnte. Welcher Mut! Welche Loyalität! Welche Vornehmheit!

Ja, diesmal hatte die rechte Sache den rechten Mann gefunden, und der rechte Mann stand am rechten Ort!

Nur ein Julius Rodenberg war der geeignete Mann, dieses gewaltige Dokument in diesem geeignetsten aller Augenblicke zu veröffentlichen, in seinem „vornehmen" Blatte, jenem edlen Organ der berufenen Wärter des deutschen Geistes, der Professoren, deren einer sogar dieses Tagebuch selbst in die Redaktion beförderte. Fürwahr, mit dieser Veröffentlichung setzte die „Deutsche Rundschau" nur auf politischem Gebiet ihr Werk der Vergiftung des deutschen Volksgeistes systematisch fort, das sie auf ästhetisch-litterarischem schon seit Jahren mit unentwegter Konsequenz führt, durch die Züchtung eines falschen, verwahrlosten, engherzigen, kleinlichen, vom gesunden Leben streng abgeschlossenen Professorengeschmackes, durch die Heranbildung einer gewissenlosen Clique, welche jeden Hauch der Wahrheit und Gesundheit fernhält, jede echte Leistung neidisch bekrittelt und hämisch unterdrückt, und nur die kläglichen Leistungen ihres zur Ausbeutung des denkträgen Publikums geschlossenen Ringes in der unverschämtesten Weise gegenseitig anpreist.

Nur mit Ekel kann jeder anständige Mensch auf dieses zur vollständigen öffentlichen Korruption führende Treiben blicken. Wahrhaftig, es ist nicht Anmaßung, wenn wir an unsere Brust schlagen und erklären: So etwas wäre in unseren Reihen unmöglich! Niemals haben wir um gemeiner, selbstsüchtiger Ziele, um ordinären Abonnentenfanges willen zu solch verwerflichen Mitteln gegriffen und am Wohle des Vaterlandes zu rütteln versucht, uns bemüht, die großen Männer, den Stolz derselben, Helden wie Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck, in den Kot zu ziehen. Wir haben nur immer gearbeitet, ehrlich, im Schweiße unseres Angesichts von dem Ideal der na-

tionalen Fortentwicklung beseelt, haben wir vom grauenden Morgen bis zur sinkenden Nacht Hirn und Herz und Hände angestrengt, dem Vaterlande eine neue, gesunde, dem realen Leben entspringende Kunst zu schenken, und darum dürfen wir sagen, daß unsere Federn sich in die Herzen aller aufrichtigen und unverblendeten Männer im Vaterlande wie im Auslande eingeschrieben haben. Elende Sensationshascherei, verwerflicher Abonnentenfang, jämmerliche Reklamemacherei, frivoles Spiel mit den höchsten nationalen Gütern, Beschimpfung des Andenkens unserer größten Männer, unserer Nationalhelden, professoraler Dünkel, Anmaßung unrechtmäßiger Titel, verlogene Vornehmheit, hinter der sich der gemeinste Eigennutz verbirgt, Fälschungen der Wahrheit, niederträchtiges Unterdrücken jeder selbständigen, rühmlichen fremden Leistung, Zusammenschließen zu einer genau begrenzten engen Clique zur Unterdrückung alles Gesunden, zur gegenseitigen unablässigen Verhimmelung der eignen Leistungen, zur perfiden Ausbeutung der Unkenntnis und Harmlosigkeit des Publikums — in den Spalten dieses Blattes, in den Reihen unserer Genossen wird man dies Alles vergeblich suchen, denn wir haben es stets der „Deutschen Rundschau" überlassen. Wir kennen nichts als die unablässige, ernste Arbeit nach bestem Wissen und Gewissen für unser Volk und zur Hebung desselben, und ohne Pharisäertum dürfen wir unsere Hände erheben und rufen: Gott sei dank, daß wir nicht sind wie jene da, so „vornehm" — und so schamlos gemein!

Berlin, Anfang Oktober. Conrad Alberti.

Arne Garborgs erstes Drama.

Von Ernst Brausewetter.

Arne Garborg, der bekannte Verfasser der trefflichen Erzählungen: „En Fritenkjar", „Bondestudentar", „Mannfolk"*) ꝛc., hat sich nun zum ersten Male auf dem Gebiete des Dramas versucht, und sagen wir es gleich im Voraus, nicht, ohne auch auf diesem Felde seine bedeutende dichterische Begabung zu offenbaren.

Ein so rein modern-politisches Drama wie „Uforsonlige"**) (Die Un-

*) Eine deutsche Übersetzung erscheint demnächst bei G. Grimm in Budapest.

**) Skuespil i fire Akter Kjöbenhavn 1888. Philipsens Forlag.

versöhnlichen) dürfte wohl noch kaum jemals geschrieben sein, ohne in den Fehler zu verfallen, ein Tendenzdrama zu schreiben. Auch Ibsens „Volksfeind", an den man hier sofort denkt, geht von mehr allgemein menschlichen Fragen aus und gipfelt nur in einer allgemeinen, politischen Erkenntnis. Garborg dagegen hat zwei spezielle politische Fragen (Kornzoll oder nicht, und Einführung des allgemeinen Stimmrechts) als Ausgangspunkt gewählt, und an diese anknüpfend, entrollt er ein politisches Gemälde, sodaß die Darstellung des moralischen Zustandes in seiner Heimat gegenüber politischen Fragen, nicht die Lösung dieser selbst der ideelle Zweck seines Werkes ist. Daher ist der Dichter davor bewahrt geblieben ins Tendenziöse zu verfallen.

Es ist ein trauriges Bild, das der Dichter entrollt. Paulsen, dem Musterbild eines Journalisten, der keine eigene Meinung hat, sondern „stets die gegenwärtige Situation acceptirt", legt er die trostlosen Erkenntnisse, zu denen er selbst wohl durch seine politische Carrière — er war eine Zeit lang Staatsrevisor und politischer Zeitungsredakteur — gekommen ist, in den Mund: „Menschen opfern nicht Macht für Recht; es sind die Interessen, die in der Politik den Ausschlag geben, nicht die Ideen" und „ein Politiker muß sich beständig für alle Möglichkeiten bereit halten, beständig jede veränderte Situation mit Kaltblütigkeit acceptieren und ausnützen können."

Diese Erkenntnisse werden nicht nur verkündet, sondern durch die Handlung des Dramas ad oculus demonstriert.

Die Bauernpartei des Storthing, an deren Spitze der Advokat Hoffmann, Bankdirektor Kruse, Abgeordneter Naerum ꝛc. stehen, glaubt endlich dahin gelangt zu sein, die Majorität für ihre Hauptprogrammpunkte: „Allgemeines Stimmrecht", „Kein Kornzoll" erlangen zu können, da beschließt die Regierung durch einen Ministerwechsel diesem Siege zuvorzukommen. Staatsrat Blume*) als Ministerpräsident will ein gemäßigt liberales Programm acceptieren und die Führer der Bauernpartei auf dasselbe ködern. Er setzt sich also mit dem Storthingsmitglied und Führer der Rechten der Bauernpartei, Naerum, in Verbindung und weiß diesen durch Angebot eines Ministerpostens, wie dadurch, daß seinem Schwiegersohn eine Anleihe aus öffentlichen Mitteln zu günstigen Bedingungen bewilligt wird, zu bewegen, einen Kompromißantrag, eine Erweiterung des Stimmrechts, die sogenannte „Subsidiaere Naerums" einzubringen sowie für den Kornzoll einzutreten.

Die Folge hiervon ist, daß eine Zersplitterung der Bauernpartei droht, da die „Veteranen" entschlossen sind Naerum zu folgen.

*) Der natürlich niemand anders als der Ministerpräsident Sverdrup ist.

Und nun gelingt es auch, den Parteichef der Linken der Bauernpartei, „der Unversöhnlichen", Hoffmann, zu fangen. Man überzeugt ihn, daß er durch seinen Eintritt ins Ministerium und sein Zusammengehen mit Naerum der liberalen Sache nur nütze, indem er dadurch der Zersplitterung vorbeuge, da alle seine Anhänger ihm folgen würden, und er verhindere, daß ein konservatives Ministerium ans Ruder komme. Ob außerdem nach der Zersplitterung seine Partei noch stark genug sein würde, um zu siegen, sei auch mehr als zweifelhaft.

Diese Gründe, vielleicht auch die angebotene Ministerwürde ziehen, und Hoffmann verläßt die Sache, für die er sein Leben lang gerungen, am Thore des Sieges.

Schon gleich nach dem Antrage Naerums hatte die Linke der Bauernpartei ein um so energischeres Handeln beschlossen, und zu diesem Zwecke wollte Kruse noch ein Blatt, „Den Freisinnigen" erwerben und hatte auf den Rat Gills, des Redakteurs des Hauptorgans der Bauernpartei, für die Leitung desselben den radikalen Idealisten Henning — der Held des Dramas, oder richtiger der Träger der Handlung — ausersehen. Alles war bereits vereinbart, da traf der erste Schlag, Hoffmanns Schwenkung.

Aber Blumes unterirdische Minen arbeiten weiter. Auch Kruse wird ein Ministerposten angeboten, auch ihm wird gezeigt, wie viel mehr er dem Lande auf dieser Stelle nützen könne. Als Finanzminister würde es ihm leichter sein alle seine volksbeglückenden Träume zu verwirklichen als als oppositionelles Storthingsmitglied. Zudem hat er das Beispiel Hoffmanns vor sich, kurz auch er verläßt' die Seinen und bricht seine Versprechungen. Denn nun soll „Der Freisinnige" natürlich nach dem neuen Programm: „Kornzoll", „Naerums Subsidäre" redigiert werden, und wenn Henning darauf nicht eingeht, läßt man ihn eben fallen.

Hennings Glaube an die Wahrheit und Idealität der Politiker hat durch Hoffmanns Abfall einen tiefen Stoß erhalten. Hatte er zu ihm doch all' sein Lebtag wie zu seinem Ideale emporgeblickt. Und nun auch Kruse! Alles um ihn her wankt, und er selbst wieder stellenlos, der Not preisgegeben wie bisher, jetzt, wo er nicht mehr allein für sich dasteht, wo an seiner gesicherten Lebensstellung das Glück seines Lebens hängt. Er hat sich inzwischen nämlich verlobt, da der böse Leumund, schändliche Herumträger falscher Gerüchte, namentlich Naerum, sein reines, ideales Verhältnis zu seiner Geliebten angetastet haben. Kann er sie nicht heiraten, muß er ganz auf sie verzichten und das vermag er nicht. Immer mehr befestigt sich in ihm die traurige Erkenntnis: „daß doch Alles vergebens ist, bis das norwegische Volk sich sammelt und selbst freimacht. Nicht mit Redensarten,

nicht mit Besonnenheit, sondern mit dem Schwerte. Und das geschieht nicht, weil das norwegische Volk gar nicht existiert. Es giebt einige Sprachstreber, die es versucht haben ein norwegisches Nationalgefühl künstlich großzuziehen. Das norwegische Volk geht aber hinterm Pflug und bleibt Schweden unterthan." Soll er also für eine verloreue Sache deshalb, weil er von Schurken und gewissenlosen Leuten umgeben ist, auf sein Lebensglück verzichten, ein Glück, „das größer ist als jemand begreifen und fassen kann. Das thut man nur, so lange man jung und dumm ist."

Aber noch einen letzten Versuch will er wagen, vielleicht hilft ihm Gill, sein alter Freund, aus der Not und verschafft ihm eine Stelle an seinem Blatte oder sagt für ihn gut. Allein auch Gill weist ihn zurück, denn Gill ist eben selbst ein Opfer der Verhältnisse geworden. Auch ihn wollte man durch pekuniäre Bestechung zum Preisgeben seiner bisherigen politischen Ideen bewegen. Aber Gill ist ein charakterfester Mann. Was er für richtig und wahr hält, daran hält er auch fest und verliert lieber seine Stellung, da nämlich seine Zeitung von Naerums Partei gekauft ist. Angesichts der eigenen Not kann er dem Freunde nicht helfen.

Und dieser, von Allen verlassen, dem preisgegeben, auf die Geliebte zu verzichten oder seine Ideen aufzugeben, wählt — scheinbar das Letztere, das heißt: er beschließt Kruses eigenes Rezept zu gebrauchen und nur mit Schlauheit ohne alle Rücksichten zu handeln und scheinbar den an ihn gestellten Forderungen zu entsprechen, aber wohl mit der geheimen Absicht, Gleiches mit Gleichen zu vergelten und das Blatt doch nach seinen Ideen zu leiten.

Auf den ersten Blick könnte es vielleicht jemand erscheinen, als wenn Hennings Handlungsweise eigentlich ganz richtig sei, da es ja zwecklos ist, sich für eine verlorene Sache zu opfern, und so, wenn auch nicht unsern Beifall, so doch unsere Billigung haben müßte, aber man bedenke, daß Henning sich geradezu verpflichtet *gegen* alle seine bisherigen Anschauungen zu schreiben, und daß nur ein Bruch seines schriftlich gegebenen Ehrenwortes es ihm ermöglicht, seinen Ideen treu zu bleiben. So ist seine Handlungsweise in jedem Fall unmoralisch und erbärmlich, und verliert er völlig unsere Sympathie und Achtung. Und das ist im Drama unerträglich. Wir könneu einen Ideen-Helden wohl materiell unterliegen sehen, aber ideell und moralisch muß er triumphieren. Hier ist das Gegenteil der Fall. Henning siegt materiell, unterliegt aber ideell und moralisch. Übrigens ist der Schluß auch nur ein scheinbarer, da die Zwitterrolle, die Henning spielen will, auf die Dauer undurchführbar sein dürfte und er sich bald wieder der Entscheidung gegenüber sehen: Aufgabe der Stellung oder alles dessen, was er für erstrebeuswert hält. Materieller oder moralischer Untergang.

Was sich in dem Drama ferner unangenehm bemerkbar macht, ist, daß die Handlung nicht straff genug geführt ist, ein Umstand, der bei Herrn Garborg nicht allzu überraschend wirkt, da er auch in seinen Romanen den Gang der Handlung oft durch weitausgeführte, eingeschobene Episoden zerreißt. Die beiden ersten sehr umfangreichen Akte sind zur Schilderung der Situation verwandt, und eigentlich setzt erst im dritten Akt das „Drama Henning" ein, um auch nun noch durch Szenen, die der Nebenhandlung Gill angehören, unterbrochen zu werden. In dieser Beziehung wäre es wünschenswert, wenn sich Herr Garborg seinen großen Landsmann Henrik Ibsen zum Vorbilde nehmen wollte, wie ja dessen dramatische Technik überhaupt mustergiltig ist.

Andererseits zeigt sich Garborg auch hier wieder wie in seinen Erzählungen als ein Charakterzeichner ersten Ranges. Welche scharfe, individuelle Wesenheit und Mannigfaltigkeit bis auf die unbedeutendsten Nebenfiguren!

Der ideale Jüngling Henning, der in der Liebsten schließlich allein Wahrheit und Glück zu finden glaubt, der charakterfeste, getreue Gill, der würdige, biedere, aber ruhmbegierige Großhändler Kruse, der kriechende, schlaue, heimtückische Naerum, der diplomatisch feine, gewandte, aalglatte, jesuitenhafte Staatsrat Blume, der Redner Paulsen, der sich befleißigt das Musterbild eines Politikers zu sein und sich mit der Verwandlungsfähigkeit eines Alberich stets in die neue Situation zu schicken weiß, der mit einem Worte nur dem Erfolge nachläuft, ein prächtiger Journalistentypus von hervorragend komischer Wirkung, ferner die beiden sympathischen Frauencharaktere, die eine (Gills Gattin) die ernste, reife Frau voll tiefem Gefühls (ihre wunderschönen Worte über das Wesen des Weibes), empfänglich für alles Große, Schöne und Feine und doch immer das praktische, tüchtige Weib, die würdige Lebensgefährtin Gills, — die andere (Hennings Geliebte) frisch, jugendlich, voll Heiterkeit und Idealität und ganz von Liebe erfüllt — Alles sind Gestalten, die sich uns tief einprägen und als wirkliche Menschen in unserer Erinnerung haften bleiben. Ob Herr Garborg aber Recht hat, daß die politischen Verhältnisse nur in Norwegen so traurig sind, — hinter Paulsens und Hennings Aussprüchen ist die persönliche Anschauung des Dichters zu suchen — und zwar weil das norwegische Volk nicht existiert? Das deutsche Volk existiert und gilt es bei uns weniger, daß die Politik nur Kompromiß ist, und die gegebene Situation acceptiert und ausgenützt werden muß? Daß persönliche und reine Parteiinteressen zu feiger Fahnenflucht und Aufgabe aller bisher erstrebten Ziele führen?

Darum dürfte dieses Drama eben auch geeignet sein, bei uns ein

größeres Interesse zu finden, wenn es auch scheinbar nur in skandinavischen Verhältnissen wurzelt.

Jedenfalls hat diese Schöpfung gezeigt, daß Garborg auch auf dramatischem Gebiet eine Zukunft hat und rufen wir ihm von Herzen zu „vivant sequentes".

Kritik.

Romane und Novellen.

Der illustrierte Rosegger! „Der Hartlebensche Verlag in Wien giebt Roseggers ausgewählte Werke mit 600 Illustrationen von Greil und Schmidhammer heraus. Der erste, über 500 Seiten starke Band liegt uns zur Besprechung vor. Wir wollen nicht wiederholen, was alles schon für und wider illustrierte Dichterwerke vorgebracht worden ist; die Illustrations-Mode hat einen großen Erfolg selbst in den gebildetsten Kreisen für sich und somit erscheinen Lob wie Tadel, Zustimmung wie Gegnerschaft im Augenblick praktisch belanglos. Wir sind keine prinzipiellen Gegner des illustrierten Buches, und behalten uns von Fall zu Fall unsere unbeschränkte Meinung vor. Gewinnt der Schriftsteller durch Illustrierung? Unzweifelhaft, denn das bildergeschmückte Buch wird ihm neue Käufer und sicher auch neue Leser zuführen. Gewinnt die Litteratur dadurch, d. h. die Wertschätzung der schönwissenschaftlichen Geisteserzeugnisse? Unzweifelhaft, sofern es die Illustratoren verstehen, durch ihre Bilder auf bisher verborgene oder nicht genügend gewürdigte Schönheiten des Schriftstellers dringlich hinzuweisen. Es kommt also auf die Art des Illustrationsschmuckes an, ob der Künstler dem Schriftsteller und damit der Litteratur einen wirklichen Dienst leistet oder nicht. Uns sind Fälle bekannt, wo der Künstler den Dichter geradezu fälschte, indem er z. B. ein sentimentales oder ein pathetisches Bild zu einem anz anders gemeinten Text setzte u. s. w. Je gründlicher der Künstler sich in den Text hineinliest, je besser er ihn versteht, desto treuer im Geiste des Schriftstellers wird er auch seine Bilder — nachdichten. Also Gefahren liegen genug auf dem Wege des Illustrationsverfahrens, besonders wenn es schludderig und fabrikmäßig betrieben wird — billig und schlecht.

Der Hartlebensche Rosegger im Prachtgewand scheint, nach dem ersten Probeband zu schließen, nicht auf solche gefährliche Pfade geführt worden zu sein; der Dichter hat verständnisvolle und sorgsame Künstler gefunden, denen hauptsächlich daran gelegen, die hübschen Effekte der Feder mit dem Stifte zu unterstreichen, d. h. zu steigern, die von dem Schilderer oft so mächtig heraufbeschworene bald heitere, bald traurige Stimmung durch bildliche Ausmalung zu fördern und, was das Herz empfunden, auf dem Wege des Sehens dem Gedächtnis fester und bestimmter einzuprägen.

Zuweilen sind aber die Illustratoren geradewegs zu Mitarbeitern des Dichters geworden. Ein Beispiel für viele. Roseggers Erzählungsweise ist nichts weniger, als durchweg streng realistisch, d. h. sie nimmt es mit der möglichst vollen und lebendigen Wirklichkeits-Nachbildung der Figuren und Landschaften nicht immer genau; vieles ist nur benannt, bezeichnet, angedeutet, aber nicht künstlerisch ausgearbeitet, nicht dargestellt. In der Handlung überwiegt das Anekdotische das Psychologische und Charakteristische. Da ist nun ein nach- und weiterdichtender Meister des Stifts wie dazu berufen, der lässigen Feder nachzuhelfen. Wenn z. B. Rosegger anfängt zu fabulieren: „Bei'm Kreuzwirt auf der Höh' saßen sie um den großen Tisch herum: Fuhrleute von oben und unten, Gewerbsleute von Pöllau und Borau, Holzarbeiter vom Rabenwald und Masenberg, Grenzwächter von der ungarischen Markung" — und nun sofort, ohne auf das Wesen und Erscheinen all' der genannten Leute charakterisierend einzugehen, auf das Anekdotische abspringt und seine Geschichte erzählt („Als Großvater freien ging"), so ist der Leser dem Zeichner gewiß dankbar, wenn er in einem der Natur abgelauschten Bilde die Gesellschaft „bei'm Kreuzwirt" fein säuberlich auf dem Blatte mitten im Texte abschildert. Der Künstler erhebt hier die mäßig interessante Anekdote des Erzählers zu der weit fesselnderen Bedeutung eines Sittenbildes.

Wie es nun so bei'm Illustrieren geht: der Appetit kommt bei'm Essen — und manche Seite Text wird mit einem Bilde verziert, die recht wohl entraten könnte. Aber auch in diesem Falle wird von den zeichnenden Mitarbeitern am Rosegger-Buche wenigstens nichts verdorben. Summa: Der Schriftsteller kann durchweg mit dem Bilderwerke in seinen Geschichten zufrieden sein, denn es stört den poetischen Eindruck nirgends, hebt und erweitert ihn aber an hundert Stellen. Vergleichen wir den illustrierten Rosegger mit den Illustrationsausgaben anderer Dichter, so erhalten wir auch in dieser Beziehung ein vollkommen befriedigendes Resultat; ja, man darf behaupten, daß sowohl hinsichtlich der künstlerischen Auffassung als der technischen Ausführung die Rosegger-Bilder von Greil und Schmidhammer manchen vielgepriesenen anderen Prachtwerken den Rang ablaufen.

M. G. Conrad.

„Vergeblich gerungen" ist der Titel eines neuen Romanes von Prof. Dr. Joh. Flach. (Verlag von E. Kiesler in Leipzig und Wurzen.) Vor dem geistigen Auge des Lesers entrollt sich das Leben und Streben der akademischen Gesellschaft an einer kleinen Universität mit allen Intriguen und Kabalen, an denen selbst das anerkannte Talent und Verdienst scheitert. Scharf und treffend zeichnet der Autor die Schwächen und Mängel menschlicher Gesellschaft, welche der krasse Egoismus und ein widriger Eigendünkel erzeugen. Der Stoff der Erzählung, ein Bild aus der Gelehrtenwelt, ist geeignet, dem Werke einen großen Leserkreis zu erwerben. G.

Hermann Gosseck, Heißes Blut. Roman aus der französischen Provinz. 2 Teile. (Zürich, Verlagsmagazin.) — Einen großen Vorzug des Romans bildet der vortrefflich gezeichnete soziale Hintergrund, auf dem sich die Erzählung aufbaut. Wir haben es hier nicht mit einer bloßen Unterhaltungslektüre zu thun, vielmehr werden in dem Buche in ernster und eingehender Weise gesellschaftliche Fragen behandelt, welche die übrige Welt gerade so heftig bewegen, wie Frankreich; freilich, und das ist wieder etwas Bemerkenswertes, nicht in allgemein verflachter Weise, sondern herauswachsend aus der Handlung und dem lokalen Boden des Romanes selbst und

innig verbunden mit deſſen Perſonen und ſo wird Jeder darin neben einer ſpannenden Handlung etwas ihn Intereſſirendes finden. Z.

Daudets akademiſcher Sittenroman „L'Immortel", der gegenwärtig im Vordergrunde des litterariſchen Intereſſes ſteht, iſt in autoriſierter Überſetzung unter dem Titel „Der Unſterbliche" ſoeben in „Engelhorns allgemeiner Roman-Bibliothek" als dritter Band des 5. Jahrganges erſchienen. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

In dem vornehmſten kritiſchen Organ Frankreichs, „Le Livre", vom 10. September, leſen wir über die Engelhornſche Romanbibliothek wörtlich folgendes:

„Cette bibliothèque est aussi peu allemande, que possible — douze volumes seulement jusqu'à présent aux écrivains nationaux! — et en certain point de vue ce n'est pas un mal, mais franchement il n'y a pas d'équilibre. La France a la part du lion: trois douzaines de volumes pour elle, le bon tiers de ce qui a paru. Évidemment, nous n'aurions que de la gratitude à témoigner à M. Engelhorn pour son beau zèle à propager nos œuvres littéraires, si, hélas! trois fois hélas! M. Engelhorn ne semblait se soucier par trop de ses intérêts et par trop peu de la litérature. Sur ces trente-six volumes, je trouve bien un Theuriet, deux Daudet (A), deux Halévy, mais en révanche six Gréville! sept Malot!! treize Ohnet!!! (Die Ausrufungszeichen hat der Franzoſe geſetzt!) Pour abîmer si crânement dans la médiocrité, il faut que M. Engelhorn connaisse ou bien peu notre litérature — ce que nous ne croyons pas — ou trop bien son public. Il y avrait cependant un choix plus judicieux à faire, un choix plus apte sourtout à donner bonne opinion de nos lettres françaises; nous espérons que M. Engelhorn s'y décidera quelque jour."

Wohl gemerkt, es iſt ein Franzoſe, der das geſchrieben hat, und wir haben, um die vernichtende Wirkung ſeiner Worte nicht abzuſchwächen, die ganze Stelle im Urtext hergeſetzt. So muß es kommen! Ein Franzoſe muß ſich über uns Deutſche luſtig machen, daß wir unſere eigene, gute, moderne Litteratur zu gunſten des miſerabelſten Pariſer Schunds zurückſetzen! Das iſt der Geiſt eines Theiles des deutſchen Verlagshandels! So tief iſt derſelbe geſunken, daß er zum Gegenſtande des Hohnes und der Verachtung der fremden Nationen wird, weil er in hündiſcher und unwürdiger Weiſe denſelben nachläuft und ſich von den ſchmutzigen und ausgekochten Abfällen vom Tiſch derſelben nährt. Und dieſe Leute, welche, wie Herr Engelhorn, durch ihr unwürdiges Ausländern uns und ſich ſelbſt der Verachtung des Auslands preisgeben, dieſe Frevler und Sünder am Geiſte der deutſchen Nation, dieſe Wucherer und Schacherer im Tempel der deutſchen Litteratur, für welche die Peitſche eines neuen litterariſchen Heilands allein der richtige Lohn wäre, blaſen ſich hochmütig auf als die Fürſten des deutſchen Verlags, die Förderer der deutſchen Litteratur und laſſen ſich von einer Herde gewiſſenloſer und bezahlter Skribenten noch als Männer von Gott weiß was für Verdienſten feiern! Was dieſe Herren Engelhorn e tutti quanti — denn wie viele Engelhorns laufen in Deutſchland herum! — treiben, iſt nichts anderes als ausgeſprochener Hochverrat an dem Geiſtesleben der deutſchen Nation, die ſyſtematiſch betriebene Vergiftung desſelben durch ausländiſchen Schund. Ein beträchtlicher Theil des deutſchen Verlags und das Feuilleton der deutſchen Zeitungen ſind nichts als eine Verſorgungsanſtalt für einige alberne Gouvernanten und kinderloſe Beamtenfrauen, welche zur Aus-

füllung ihrer Mußestunden und um sich eine kleine Nebeneinnahme zu verschaffen, das erbärmlichste Zeug aus fremden Sprachen für ein wahres Lumpengeld übertragen. Und da solche unselbstständige Schluckerarbeit natürlich billiger sein kann, als die Originalschöpfungen eines Geistes, der selbständig zu denken liebt und monatelangen Fleiß und unendliche Mühe und Studien auf eine Arbeit verwendet, so bringt der deutsche Verleger jenen billigen Jammerschund auf den Markt und vergiftet mit der Gewissenlosigkeit des brutalen Schacherers den Geschmack und das nationale Gefühl des Volkes. Diesem Theil des deutschen Buchhandels fehlt jedes Gefühl für nationale Würde und Ehre.

Wie sagt unser unsterblicher Schiller? „Verächtlich ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“ Worin aber könnte eine große Kulturnation eine höhere Ehre finden, als in der teilnahmsvollen Pflege ihrer nationalen Litteratur, des nationalen Geistes in derselben? Verachtung ist das Einzige, was ein von aufrichtiger Liebe zu seinem Volke und dessen Litteratur erfüllter Mann, jenen Schacherern entgegen bringen kann, und wir wünschen dem Herrn Engelhorn und Genossen noch viele solch kräftiger Ohrfeigen, wie sie ihnen der wackere Franzose erteilte. Hoffen wir, daß diese doch noch den letzten schwachen Rest eines nationalen Ehrgefühls in ihnen aufwecken und zur Flamme anblasen.

Noch viel verächtlicher freilich erscheint uns derjenige Teil der deutschen Presse — und es ist ein bedeutender — welcher wie das Berliner Tageblatt oder der Börsencourier, jede Gelegenheit benutzt, seine Aufgaben zu verkennen, der mächtig aufstrebenden, jungen deutschen Litteratur, welche das gespannte Interesse des ganzen Auslandes auf sich zieht, hämisch eines am Zeuge zu flicken, sie in der niederträchtigsten Weise herabzusetzen, und dabei nicht vor den gemeinsten Mitteln zurückschreckt, der Fälschung des Schriftstellers, dem Herausreißen einzelner Stellen aus dem Zusammenhange, und dafür — man vergleiche das Feuilleton der Frankfurter Zeitung — über die jämmerlichsten französischen oder englischen Schmierereien spaltenlange Artikel bringt, die greisenhafte Pariser und Londoner Impotenz dem kräftigen, jungen deutschen Dichtergeschlecht noch als Vorbild anpreist — Alles aus den Motiven des perfidesten persönlichen Neides auf die Erfolge und die Begabung der landsmännischen Kollegen, die sich glänzend Bahn brechen trotz des Schmutzes, den jene auf sie zu werfen bemüht sind.

C. A—i.

Dichtungen.

Der abenteuerliche Pfaffe Don Juan oder die Ehebeichten. An Tag geben durch Franz Held. In Truck gefertigt bei dem Verleger Wilhelm Friedrich. Leipzig.

Ein neuer Don Juan! Mehr noch — ein Don Juan, der den Ritterdegen abgelegt und sich in einen Pfaffen verwandelt hat. Ein ebenso kühner als pikanter Vorwurf. Und kühn und pikant genug hat ihn Held durchgeführt. Schon der Anfang des in altertümlichem Style gehaltenen Epos enthält Stellen von lieblicher Anmut und glühendem Dichterkolorit, das sich im weiteren Verlauf der Erzählung öfters in die Sphäre des Dämonischen erhebt; so wenn Don Juan nach heißem' Liebesrausch mit der Frau des Bürgermeisters von Löwenberg (die Geschichte spielt in Deutschland, Ende des 30jährigen Krieges) auf dem Glockenturm der Stadt die aufgehende Sonne begrüßt oder wenn Satan die beiden Herzen Friedlands und Don Juans prüft. Und „die Moral von der Geschicht'?“ Die Verherrlichung der freien Manneskraft und

die Verdammung des Philistertums (des XVI. Jahrhunderts). Helds Phantasie ist vorwiegend malerisch angelegt — er sieht scharf und deutlich; und er taucht seine Feder gern in Makartsches Kolorit; schwellender Purpur, exotische Pflanzen, wollüstige Frauenleiber — daneben aber auch Bilder des Todes, modernde Leichen und heiße Kampfesszenen sind die Lieblingsthemen seiner Poesie. Er fabuliert gern und viel — vielleicht zu viel, und wie es dann geht, manchmal etwas verworren. Interessant natürlich immer!

Es fehlt ihm bei aller Formgewandtheit (manchmal sogar echtester Formschönheit) an ruhiger Plastik und einfacher Klarheit. Es ist noch zu viel Hast und Unruhe in seinem machtvollen künstlerischen Bilden.

Es fragt sich auch, ob der altertümliche Ton des Ganzen richtig gewählt ist — die modernen Gedanken im alten Habit nehmen sich oft sonderbar genug aus. (So die moderne Strafrechtstheorie im „Wiegenlied".) Ich glaube die Wahl dieser Form entsprang mehr dem übermütigen Drang, die modernen Minnesänger auf ihrem eigenen Gebiete schlagen zu wollen, als tieferer Deliberation. Einem so modernen Dichter wie Held steht die Sprache Brants oder Fischarts doch immer wie eine Maske und zwar eine Maske, die alle Augenblicke abgeworfen wird.

Daß Held ein kühner, entschlossener Geist, ein bedeutendes, dichterisches Talent ist, unterliegt nach seinem „Pfaffen Don Juan" und seinen „Gorgonenhäuptern" keinem Zweifel mehr; aber ebensowenig, daß er noch Bedeutenderes leisten kann und wird, wenn er alle äußerlichen Rücksichten verschmähend, strengste Selbstdisziplin übt.

Es geht ihm wie dem Lucilius bei Horaz schulmeisterlichen Angedenkens, der, auf einem Fuße stehend, hundert Verse extemporieren konnte — allein: cum flueret lutulentus, erat quod tollere velles... Dichten ist Gottesdienst; wenigstens für solche, die noch zu andern Göttern beten als zum goldenen Kalb; einen Don Juan dichten, ist noch mehr; das bedeutet: eintreten in das Allerheiligste der Poesie, wo die ernsten, ewigen Gestalten eines Prometheus, eines Ahasver, eines Faust zu uns herniederschauen. Andächtiger, wie der Künstler, der aus parischem Marmor einen Gott zu bilden unternimmt, muß sich der Dichter einer Gestalt nahen, deren Wesen weder die Naturpoesie des Volkes, noch die Kunstpoesie der Genies (Mozart-da Ponte, Byron, Lenau) ergründet hat. J. H.

(Nachschrift der Redaktion. Wir werden auf das Heldsche Werk noch mit einer zweiten Besprechung zurückkommen.)

Sommerfahrt eines Junggebliebenen von Georg Wanderer. (Berlin, Walther und Apolant.)

Ich weiß nicht, ob erlauchte Götheforscher noch zu Mephistos Hexeneinmaleins etwa wertvolle Fragmente irgendwo entdeckt haben. Gesucht haben sie doch sicher. Hier ist so etwas, es wittert ein wenig nach Walpurgisnacht. Da liegt der Spielmann, da liegt vielleicht auch der Schatz: „Sommerfahrt" ꝛc. Packen wir's und finden wir es interessant. Das Buch ist leider zu komisch um ernst zu sein und leider auch zu tragisch, um komisch zu sein. „Nur" vorübergehende Bedeutung in unserer gährenden Zeit will der Wanderer, als er, um einmal ohne „die Kraft der Selbstüberwindung das Wagnis der Hinausgabe" unternahm. Ein Denkspruch (gewiß vom Autor selber) begrüßt uns auf dem blauen Umschlag des Bändchens: aber mit mystischem Vielsinn, wenn man will. Hier schon wird ein sonst unbedenklicher Kopf leider irre: das Motto ist unverständlich... Stärke man aber vorerst am Inhalt selber sein

Unvermögen. Die Einleitung fließt klar: der Greis will im Lied seinen Lebensweg durchwandeln; wir folgen gerne; auf schaukelnden Verslauten, mit kühn springenden Bildern und Gedanken dringen wir vor. Der Dichter ringt dabei erbarmenswert mit Wort und Idee. Ja, Lyrik ist Arbeit. Werkzeug, Stoff, Form, Farbe, alles ist spröd. Und was der erste Blick aus diesen lyrisch-epischen Strophen sich erliest, das betäubt oft wie blühender Blödsinn: „Es koffert am Staden, es kramt mir im Sinn." — „Den Frühling hört er brausen im Wald zu Bobenhausen, im Thal zu Niedernau, als lockt Merlin der Weise ihn in sein Zauberreich. Die Kathrin lächelt leise, ihr Filzschuh war so weich." — „Aber nicht bist du vom Blut der Propheten, dieses, der, dankbar melodischem Zwang, kindlich und heilig, wie Gläubige beten, findet, noch eh' er ihn sucht, den Gesang." Das ist nicht das Schwierigste. Wahrlich ich habe an dieser Lektüre (15 Bogen) ernstlich gearbeitet, aber dennoch, „einem der gleich mir nur manchmal unterwegs sich pfiff sein Liedlein, ging das Pfeifen völlig aus". (S. 96.) Schwer ist es, hier keine Brennesseln in seinem Tintenfaß zu finden (S. 71) und den Dichter nicht selber aufs Gewissen zu fragen: „Warum wärmt er sich von hinten? Warum lupft er die Soutane? (S. 76.) — Was aber das Urteil hemmt und stumpft, das ist: die Redlichkeit der Absicht, die norddeutsche Ringerkraft gegen Wort und Bild, die feste nationale Gesinnung und endlich die Illusionsfreudigkeit des Alters, die hier freilich völlig unnötig zur Öffentlichkeit spricht. Der Historiker moderner Gesellschaftsströmungen wird vielleicht auch diese Erscheinung unter andern beachten: in ihrem Kreise ist sie wohl original, und doch typisch für weitere Sphären.

Angenehmer und klarer fließend ist Styl und Sinn bei H. Tonndorf: Thüringer Sagen (Grünberg, Weiß Nachf.). Manchem gewiß ein erfreuliches Heft. Die kurzen Reimpaare gehen glatt dahin, der Inhalt ist lokal-interessant. Aber nichts mehr: poetische Verklärung, Seelenleben, Ideen vor allem wird man ebensowenig empfangen wie andrerseits etwa volksmäßige, innige oder gewaltige Naturlaute.

Knospen und Blüten zeigt uns G. Giesecke. (Hildesheim, A. Lax.) Es ist unglücklich, mit dem Titel schon das Erstlingswerk zu verraten, im Vorwort gleich dem „Realen" Mißachtung zu zeigen, sodann die Beschwerlichkeit der Wege Apollos zu erwähnen — und im Inhalt dann all das so gehäufte Mißtrauen doch nicht zu enttäuschen! Es sind Lieder, Sonetten, Balladen. Die ersten enthalten viel Knospen mit Fluren, Vöglein, Zauber, Lust u. s. w. Die Sonetten meinen es wohl gut, aber die Form ist unerbittlich. Die Balladen sind nur relative „Blüten". Die Größe unsrer Zeit duldet solche Lyrik nicht. Anempfindungen und Empfindungserbschaften zwingen die moderne Seele nicht mehr. Nicht die alte „Sprache" darf hinkend denken oder dichten, sondern der nervige, sein bewußte ganze Mensch. Gelingt der Versuch, nun, „so tönen ernstere Weisen". Endlich

Gedichte Ludwigs I., Königs von Bayern 1848—1868, herausgegeben von Dr. Laubmann als Festgabe der Staatsbibliothek. Wirklich eine sehr kleine, sehr bescheidene Lese von Herbstzeitlosen; gäbe es keine gekrönten Dichter mehr, so sammelte man gewiß diese Überreste auch nicht mehr. So aber geschieht es; und in der That: Ce sont les petits cadeaux qui entretiennent l'amitié. F. K.

„Diamanten und Perlen". Liedersammlung. Ausgewählt von Aurora Schön. (Stuttgart, W. Kohlhammer.)

Otto Erich, Studententagebuch. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. (Zürich, Verlagsmagazin.)

Theater.

Eine frohe Kunde geht uns aus Bremen zu, und sie beweist, daß auch an der Peripherie des deutschen Landes die Teilnahme für die Fortentwicklung einer gesunden und kräftigen Kunst sich mächtig und energisch weiter bildet. Nachdem Arthur Fitgers neuestes Schauspiel „Die Rosen von Tyburn" jüngst vor der Öffentlichkeit erschienen, empfangen wir soeben das neueste Werk Heinrich Bulthaupts, noch Bühnenmanuskript, ein modernes Schauspiel „Der verlorene Sohn". Ein wirkliches modernes Schauspiel, voll des flutenden Geistes des 19. Jahrhunderts, nicht etwa eine Maskenkomödie in Frack und Prinzessinenrobe. Die großen Konflikte, welche unsere Zeit bewegen, sprechen aus demselben zu uns. Der Sohn des Freiherrn von Schenk-Wardein ist in früher Jugend seinem Vater entlaufen, hat sich in allen Weltteilen herumgetrieben: jetzt kommt er, gerade gegen Ausbruch des Krieges von 1870, als Kunstreiter zufällig wieder in das väterliche Schloß. Unter dem Schein einer Separatvorstellung soll nämlich der Zirkusdirektor Cavalloni, bei dem Magnus engagiert ist, benutzt werden, wichtige Dokumente nach Frankreich zu schaffen, welche der alte Freiherr, ein verstockter Partikularist und Preußenhasser in einem der 1866 annektierten Länder, dem Landesfeinde ausliefern will. Magnus entdeckt das Komplott, das nationale Bewußtsein erwacht wieder mächtig in ihm angesichts der Begeisterung des Volkes, er tritt dem Vater gegenüber und will ihn zwingen von seinem Plane abzustehen. Dieser beharrt verstockt darauf ... das Komplott wird ruchbar ... die Obrigkeit sucht nach dem Verräter, da tritt Magnus in die Bresche, und opfert sich für seinen Vater. Der letztere gelangt endlich zum Bewußtsein seiner Schmach, er erkennt, daß die Welt sich geändert, daß der nationale Gedanke überall über den partikularistischen siegt, ein Pistolenschuß macht seinem Leben ein Ende, nachdem er vorher die Sachlage aufgeklärt und den schon enterbten, „verlorenen Sohn" wieder in seine Rechte gesetzt, der sich bereitet in den Krieg zu ziehen, um für die Einigung des Vaterlandes zu kämpfen. Im Stoffe ist das Werk gewissermaßen ein Gegenstück zu Wildenbruchs „Mennoniten", an Schlichtheit, Knappheit und Wahrheit, welche alles phrasenhafte Pathos vermeidet, übertrifft er diesen weit. Da ist kein überflüssiges Wort, Alles fortstürmende Handlung. Der dritte Akt zumal ist von einer mächtigen dramatischen Wirkung, geistvoll in der Architektur. Die Charakteristik des herzensguten, wenn auch leichtsinnigen Magnus und des starrköpfigen alten Freiherrn ist vorzüglich. Fortreißend ist der glühende nationale Hauch des Stückes. In Berlin wird es am Barnayschen Theater zur Aufführung kommen, ein stürmischer Erfolg dürfte ihm sicher sein.

In Berlin haben jetzt die Leitungen einer Anzahl von „Spezialitätentheatern" und Tingeltangeln, wie die Kölnische Zeitung meldet, sich entschließen müssen, eine Reihe von Pariser Chansonetten noch vor Ablauf der mit ihnen abgeschlossenen Verträge zu entlassen, weil das Publikum seinen Widerwillen gegen die frechen und gemeinen Zoten derselben in der unzweifelhaftesten Weise kund gab. Aber im „Residenztheater" machen die plumpsten Schweinereien, welche der Kunstverderber Lautenburg mit eiserner Stirn zu importieren fortfährt, alle Abende volle Häuser. Und es ist das „gewählteste" Publikum der Residenz, welches sich hier zur Kasse drängt, die Gattinnen und jungfräulichen Töchter unserer Geldaristokratie, die sich halb tot kichern und lachen über die plumpsten Späße aus dem Gebiet des Eindeutig-Sexuellen, der

heimlichen Prostitution u. s. w. Wahrhaftig, es soll uns nicht wundern, wenn die Regeneration des öffentlichen Geschmacks in Berlin vom Tingeltangel ausgeht! Es wäre nicht das erste Mal, daß von unten her die Wahrheit und die Sittlichkeit kämen. Jedenfalls hat das Berliner Volk, welches diese Lokale besucht, bewiesen, was ich in meinem „Plebs" schon längst ausgeführt, daß in den unteren Schichten der Bevölkerung ein zehnmal gesunderer sittlicher Kern wohnt, als in den durch und durch verlobberten und verseuchten Kreisen des Berliner Kapitalismus, in deren Frauen selbst längst auch die leiseste Spur von einem Gefühl für Scham, Anstand, Sittlichkeit und Kunst untergegangen ist.

C. A—i.

„Der Menschenkenner". Lustspiel in vier Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. (Dresden, L. Ehlermann.)

„Lücken in Garibaldis Denkwürdigkeiten" von Karl Blind. (Dresden, L. Ehlermann.)

„Heinrich von Kleist". Trauerspiel in fünf Akten von Carl Liebreich. (Reudnitz-Leipzig, Max Hoffmann.)

Musikalische Litteratur.

Johann Georg Kastner, ein elsässischer Tondichter, Theoretiker und Musikforscher. Sein Werden und sein Wirken von Hermann Ludwig. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.

In drei starken, prachtvoll ausgestatteten und mit Bildnissen und Handschriften vornehm geschmückten Bänden liegt hier ein Werk vor uns, das der deutschen Musikschriftstellerei wie dem Leipziger Musikverlag gleichermaßen zu hoher Ehre gereicht. Die ganze Anlage dieses Werkes ist allerdings in erster Linie nur für ernsthafte, durchgebildete Musikbeflissene berechnet, was aber nicht ausschließt, daß der überreiche, vortrefflich gesichtete und fesselnd dargebotene Inhalt auch für den höheren Dilettanten wie insonderheit für den Freund unserer elsässischen Kunst- und Kulturgeschichte zu einer Fundgrube wertvollsten Spezialwissens sich eignet. Das Leben und Wirken Kastners, eines Vollblut-Straßburgers, an sich schon reich an belehrenden Thatsachen, gewinnt seine erhöhte Bedeutung dadurch, daß es das ganze Netz von Beziehungen und Interessen plastisch widerspiegelt, welche in der ersten Hälfte unseres in politischen und sozialen Umwälzungen so charakteristischen Jahrhunderts die Geisteswelt des Elsaß mit jener von Frankreich und Paris so merkwürdig verknüpfte. Gerade in diesem Punkte ist unser vielgebildetes Alt-Deutschland noch ganz unzulänglich unterrichtet. Die vielen Fehler, die seit Siebzig in der Verdeutschung der zurückeroberten Reichslande gemacht wurden, sind nicht zum wenigsten auf eine traurig-mangelhafte Kenntnis des intimeren elsässischen Geisteslebens zurückzuführen. Säbel und politische und büreaukratische Schablonen thun's eben nicht allein! Nach dieser Seite tiefgründiger Belehrung über die Lebensthatsachen eines reich veranlagten Volksstammlebens dürfte das vorliegende Werk in seiner anheimelnden Darstellungsweise großen Segen stiften. Wir fürchten nicht, in Übertreibung zu verfallen, wenn wir Ludwigs Lebensgeschichte des Musikers Kastner überhaupt als das schönste, anmutigste Ehrenmal bezeichnen, das seit Siebzig in der deutschen Litteratur dem Elsässer Kunstvolke errichtet worden ist. Wir können den Verfasser nur herzlichst dazu ermutigen, seine elsässische Geistesschatzgräberei in der begonnenen glücklichen Weise fortzusetzen und unsern einseitigen, politisch verdrehten Altdeutschen die Augen darüber zu öffnen, daß die Elsässer doch etwas mehr wert sind, denn als politische Versuchstiere und Festungs-

Sturmböcke gegen die Franzmänner abgeschätzt zu werden. Einer so brutalisierten und verpöbelten Zeit wie der unsrigen, wo das A und O aller Dinge nur in dem greifbaren Augenblicks-Nutzen gesucht und jeder höhere Standpunkt, der noch Ideen-Ausschau und Ideen-Leitung zu erstreben wagt, einfach als absurd verhöhnt wird, ist es eine doppelt tröstliche Erscheinung, über den politischen Materialismus hinweg wieder einmal den künstlerischen Menschen im Bürger in seiner ganzen Schönheit und Reinheit aufgerichtet zu sehen. So möge es denn dem herrlichen Kastner-Buche, in welchem wir die Bekanntschaft so vieler kräftiger, freiheitsliebender Bürger, edler, wackrer Männer und Künstler gemacht, beschieden sein, bei Musikern und Nichtmusikern neuen Stolz und neue Hoffnung auf unser gutes altes, reich begabtes Elsaß zu wecken und zu nähren. Daß Kastner-Buch ist mehr als eine musterhafte schriftstellerische Leistung, es ist eine musterhafte vaterländische That im großen Volksparlament der freien, kunstbegnadeten Geister. M. G. Conrad.

Vermischtes.

Haben wir überhaupt noch eine Litteratur? Von Leo Berg. (Großenhain, Baumert & Ronge.) Diese geistvolle Brochüre richtet sich vornehmlich gegen unsre Schandkritik, welcher gegenüber die wahre ernste Kritik ebenso hilflos übervorteilt dasteht, wie die unglückliche Produktion. „Es widert einem an, wenn man sieht, welch' Krämergeist sich anmaßt, über die höchsten Hervorbringungen des Menschengeistes zu Gericht zu sitzen." „Der Künstler darf sich eine schulmäßige und völlig eine anmaßende Kritik mit Recht verbitten." Kant und Lessing würden heut unterliegen, wenn sie mit einem erbärmlichen Strohkopf, der aber Redakteur eines „notariell" beglaubigten 70000-Abonnenten-Blattes wäre, zusammengerieten. Daß überall systematisch auf den Ruin der Litteratur hingearbeitet werde, wird dem Verfasser wohl kein Wissender bestreiten. Sehr richtig bemerkt Berg: „Die Genies sind die natürlichen Feinde der Massen." „Unser nationales Unglück besteht in der vollständigen Entwertung aller idealen Güter." Die deutsche Schule nennt er einen „geistigen Kindermord" und ruft aus, nicht das Alter, sondern die Jugend gelte es zu schützen. Wenn er aber klagt, ein echter Dichter sei heut zu geistiger Unthätigkeit verurteilt und besiegt, noch eh er zu kämpfen begonnen, so wollen wir doch abwarten, ob nicht übermächtig starke Kämpfer solche Prophezeiung noch zu Schanden machen werden.

K. B.

Heutige Kunst. Ein Rundgang durch die Münchener Kunstausstellung von P. Ramberg. München, G. Franz.

Unter dem Titel „Heutige Kunst" hat der als geistvoller Kunstschriftsteller bekannte Redakteur von Lausers „Allg. Kunstchronik" in Wien, P. Ramberg, seine ausführlichen Berichte über die diesjährige Münchener Kunstausstellung gesammelt veröffentlicht. Diese aber geben ein klares und übersichtliches Bild von den daselbst vorhandenen künstlerischen Schätzen, und sehr geschickt entwickelt Ramberg an denselben allgemeine Perspektiven über den Stand der Künste in den modernen Kulturländern. Er weiß scharf die durch Nationalität und Tradition mannigfaltigen Physiognomieen der verschiedenen Kunstleistungen auseinanderzuhalten und mit kurzen treffenden Worten zu charakterisieren. Der Verfasser macht kein Hehl aus seiner Neigung für einen gesunden Realismus in unserem Sinne, welcher überall auf die Darstellung des Gesetzmäßig-Charakteristischen geht und von dem rohen und blinden Naturalismus so weit entfernt

ist, wie etwa der Sozialismus vom Anarchismus: endlos. Ein Geist des fördernden Wohlwollens geht durch dieses Buch: man sieht, welche Freude es dem Verfasser macht, wenn er sich einmal so von Herzen ausloben kann, wenn er an der Hand vorhandener Werke die Prinzipien einer neuen und gesunden Kunst auseinandersetzen kann. Allen, welche die Münchener Ausstellung besuchten, wird dieses Buch eine angenehme Erinnerung sein. C. A—i.

Licht! Ein Buch für alle Germanen von H. H. G. F. Schliep. München, Karl Uebelen. I. Teil.

„Das sind die Weisen, die durch Irrtum zur Wahrheit reisen, das sind die Narren, die im Irrtum beharren." Der Verfasser vorliegender Schrift, der über zwanzig Jahre in Indien lebte und in seiner amtlichen Stellung als Lehrer am holländischen Gymnasium in Batavia und als Landestopograph jede Gelegenheit ergriff, sich mit dem Volks- und Schrifttum des Landes vertraut zu machen, bietet sich hier als Führer den germanischen Landsleuten an, die in seinem Sinne die Reise aus dem Irrtum zur Wahrheit unternehmen wollen. Ohne Frage wird er mit seinem Angebot zunächst auf Zweifeler und Spötter stoßen und gering wird die Zahl derjenigen sein, die sich seinem „Lichte" anvertrauen wollen. Ein philologischer Rätsellöser, ein germanischer Urzeichendeuter — in dieser Maske haben so viele Dilettanten, Mystagogen und andere Schwindelköpfe sich dem wißbegierigen Volke schon vorgestellt! Für viele Deutsche ist es ohnehin der Gipfel aller Bildung und Weltweisheit, aus der angeborenen Haut zu fahren und in irgend ein Phantasiekostüm zu schlüpfen, als über alle Zeit- und Landestrachten erhaben! Ihnen komme man nicht mit dem Wunderbau arisch-germanischen Originalgeisteslebens! Und nun erst unsere klassischen Katheberdeutschen, die in der Retorte griechisch-lateinischer Gelahrtheit von Schulmeisters Gnaden zu den denkbar höchsten und berauschendsten Blüten moderner Bildung sich entfaltet haben; die in dem angestammten Urvätertum, das sie wähnen abgestreift zu haben wie eine häßliche Schlangenhaut, nichts zu sehen vermögen als Barbarei, Rohheit und Nichtswürdigkeit und bei den Fremden Umfrage halten, was sie über ihre deutsche Heimat denken sollen! Auch jene, die den klobigsten Antisemitismus nötig haben, um ihr vaterländisches Selbstbewußtsein verdauen zu können, sind unfähig, sich reinen Herzens und freien Geistes in die Geheimnisse des Urväterlebens zu versenken. Verbleiben also für Studienausflüge, wie sie Professor Schliep leiten will —? Und die Wissensübersättigten, die nach den ersten Schritten gleich fragen werden: Das ist alles? Sonst giebts nichts zu sehen und zu hören in der alten Landschaft als Wegweiser, Namen, Zeichen und Namensdeutungen? Und die ganz Mißtrauischen, die sich alle Wege zur Aufklärung mit Fragezeichen pflastern und vom Baume der Erkenntnis nichts pflücken als hohle Nüsse? Wahrlich, der Verfasser des merkwürdigen Buches wird einen harten Stand haben mit unseren modernen Bildungsleuten, und wir wissen nicht, was wir mehr bewundern sollen, seine Gelehrsamkeit oder die Zuversicht, sie an den rechten Mann zu bringen. Er sehe sich vor! Das kleine Häuflein ganz unverzagter und unverdorbener forschungslustiger Germanen, soweit es nicht schon in anderwärtigen Kolonialunternehmungen verstrickt ist, wird ihm unterwegs manche Schwierigkeit bereiten, wenn er im zweiten Teile nicht für etwas mehr Kurzweil, Bier und Musik sorgt ... Die Deutschen sind ein schreckliches Volk. Herr Schliep versäumt allerdings auch in diesem ersten Teile nicht, ab und zu ein Körnchen pikante Würze auf seine gelehrte

Schüssel zu streuen, so z. B. wenn er bei Behandlung des Wortes „Salamander" die gute Bemerkung macht: „Vergessen haben ihn die Germanen alle (den Ursprung des Salamanders nämlich); das Salamanderreiben aber hat sich erhalten — weil dabei getrunken wird." Auf den Inhalt des Werkes hier im Einzelnen einzugehen, müssen wir uns um so mehr versagen, als der Reichtum des auf 184 eng gedruckten Seiten Gebotenen durch die Art der Darbietung noch schwerer zu bewältigen wird; wir müßten dem Verfasser Zeile für Zeile folgen — und hiezu eignet sich ein Spezialblatt für germanische Philologie besser, als eine Monatsschrift für Litteratur und Kunst. Aber das sei zum Schluß gesagt: so viel Befremdliches der Leser mit klassisch verdorbenen Augen und Ohren auch in dem Buche finden möge, er hüte sich vor vorschneller Absprecherei; Schliep ist seines Stoffes Herr, und reißt ihn zuweilen auch die Begeisterung für seine Sache fort, er bleibt nichtsdestoweniger einer unserer gewissenhaftesten germanischen Forscher und Deuter.

M. G. Conrad.

Ein Spaziergang um die Welt (Amerika, Japan, China) von Freiherrn Alexander von Hübner (ehem. K. K. österreich. Botschafter in Paris und am päpstlichen Hofe). Mit 317 prachtvollen Illustrationen. 2. unveränderte Auflage, 9.—12. Lieferung. 50 Pfennige. Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig. — Die Schilderung von San Francisco wird in der neunten Lieferung zu Ende geführt, und dann begleiten wir den Verfasser auf seiner Reise in das herrliche Yosemitithal, einem der Glanzpunkte der nordamerikanischen Republik. Die Illustrationen sind meisterhaft ausgeführt, größtenteils nach eigenen Zeichnungen des Autors, und werden wir beim Anschauen derselben ganz in die herrliche Gegend versetzt. Anbei erwähnen wir einige der Textbilder als: Chinesinnen in San Francisco, Chinesische Bankiers in San Francisco, Chinesische Arbeiter, Jesuiten-College in Santa-Klara, die Seelöwenfelsen, der Pik der Begeisterung, der Brautfall, Dom des Südens, die Kathedrale, ein Indianer, die Schildwacht, Nervalsfall, die Dünen u. s. w. An Vollbildern enthalten diese Hefte unter anderem: Der stille Ocean bei Santa-Klara, der Seelöwenfelsen, die Bai von San Francisco, das chinesische Viertel in San Francisco, der Präriebrand, Indianer in der Wüste eine Diligence überfallend, die Big Trees von Mariposa, das Yosemitithal, der Yosemitifall u. s. w.

Aus meinem Leben. Ein Beitrag zur Reform des deutschen Schulwesens. Von Dr. August Zapp. (Zürich, Verlagsmagazin.)

Offener Brief an den Kgl. Geh. Regierungsrat Dr. Heinr. von Treitschke. Von einem deutschen Israeliten. — „Der Skat verdirbt den Charakter". Von Frau Anna und Dr. Heinrich Fränkel. (Berlin, Walther & Apolant.)

Isländische Volkssagen. Aus der Sammlung von Jón Árnason ausgewählt und aus dem Isländischen übersetzt von M. Lehmann-Filés. (Berlin, Mayer und Müller.) Das Buch bringt eine Auswahl von Stücken aus dem vom Pfarrer Magnus Grimssohn und Jón Árnason herausgegebenem Hauptwerk „Isländische Sagen und Märchen" in einer Übersetzung, die bemüht ist, dem Originale treu zu folgen. Die Sagen stammen aus allen Teilen Islands und sind nach mündlichen Berichten gesammelt und aufgezeichnet worden.

Grundlegung der philosophischen Wissenschaft und Elemente der Logik von Dr. Arthur Richter. (Halle a/S., Richard Rühlmanns Ver-

lagsbuchhandlung.) Das vorliegende Werk ist der erste Teil eines „Grundrisses der philosophischen Wissenschaft", der als Studienwerk zur Einführung in die Beschäftigung mit der Philosophie für Studierende, Lehrer und den weiteren Kreis der Gebildeten dienen soll. Weitere Teile sollen in rascher Folge erscheinen.

„Die Bibel, das ist die ganze Heilige Schrift des alten und neuen Testaments nach Doktor Martin Luthers Übersetzung". Mit Bildern der Meister christlicher Kunst. Herausgegeben von Dr. Rud. Pfleiderer. (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut.)

Wir können unsern Lesern heut eine freudige Mitteilung machen: wie wir aus gut unterrichteter Quelle erfahren, wird das berüchtigte „Deutsche Montagsblatt" des Herrn Levysohn in Berlin wegen Abonnentenmangels demnächst aufhören zu erscheinen. Damit verschwindet eines der berüchtigsten und hundsföttischesten Organe, welches von Anfang an nur die Interessen einer eng begrenzten Clique vertreten hat, die auf die Korruption des öffentlichen Geschmacks und aller gesunden sozialen Anschauungen im Volke ausging, und in der gemeinsten Weise Alles in den Kot zu ziehen bemüht war, was sich gesundes und ehrliches außerhalb derselben regte. Der Tod eines Schurken an seiner eignen Bosheit ist eine Freude und ein Sieg der Gerechten. Betrauern wir den Sterbenden in seinem Geiste, indem wir uns zu zwingen suchen, eine Krokodilsthräne herauszupressen. M.

Im Verlag von Karl Uebelen in München ist erschienen: Thesaurus librorum Philippi Pfister, Monacensis. Catalogus bibliothecae selectae. Verzeichnis einer auserlesenen Sammlung Bavarica, Monacensia, Judaica, sowie von Werken aus allen Wissenschaften, wobei Rara und Curiosa, im Besitze des Kgl. bayer. Regierungsrates Philipp Pfister zu München, Schloßgutsbesitzer auf Eurasburg, weiland Sr. Majestät des höchstseligen Königs Ludwig II. von Bayern Hof-Sekretär. Mit Anmerkungen und Registern herausgegeben von Hugo Hayn.

Dr. Hans Meyer (Leipzig) hat seine vorjährige Reise durch Deutsch-Ostafrika und seine Besteigung des Kilimandscharo jetzt durch Wort und Bild in einem Buche veröffentlicht, das den Titel führt: Zum Schneedom des Kilimandscharo, 40 Photographieen eigener Aufnahme aus Deutsch-Ostafrika mit 23 Seiten Text, Groß Quart-Format, Preis: Gebunden 30 Mark. Das Werk wird demnächst bei Herm. J. Meidinger, Hofbuchhandlung in Berlin, erscheinen.

Französische Litteratur.

Lettres de Benjamin Constant à sa famille 1775—1830, d'après des lettres et des documents inédits par Ileau-Il-Menos. Verleger Albert Savine.

Die in diesem Werk mit äußerster Sorgfalt geordneten Briefe des Staatsmanns Benjamin Constant, der während einer langen Reihe von Jahren und trotz häufigen Regierungswechsels hervorragende politische Posten eingenommen, 1800 zum Tribun und 1830 zum Präsidenten des Staatsrats ernannt worden war, — betreffen ihn weniger als solchen wie als Privatmann. Durch Charles Constant von Rebeque, Vetter Constants, der Bibliothek von Genf mit der Weisung hinterlassen, von den Briefen erst 30 Jahre nach seinem Tode Gebrauch zu machen, bilden dieselben nur einen Teil der umfangreichen Schriften Benjamin Constants. Ein anderer Teil ist bereits unter dem Titel „Journal intime" mit großem Aufsehen in einer Mailänder Revue veröffentlicht worden, und wie sich hier der Staatsmann als schwacher, schwankender

Charakter enthüllt, so beweist er dort, daß er als Privatmann ebenso haltlos gewesen, besonders in seinem fünfzehnjährigen Verhältnis zu Mad. de Staël. Diese, so intimen Beziehungen, die mit einem Sturm von Leidenschaft begonnen, endigten mit entsetzlichen Auftritten. Leider sind die Aufzeichnungen darüber nur indirekt und hauptsächlich in Briefen an Constants Tante, Gräfin von Nassau oder seine Cousine, Rosalie von Constant zu finden. Diesen beiden Frauen gegenüber klagte er sich der Machtlosigkeit an, die ihn drückenden Bande zu sprengen und von ihnen hören wir Äußerungen, Urteile und Erklärungen, die ein ebenso helles Streiflicht auf Charakter und Leben der geistreichen, exzentrischen Frau werfen, als auch ihren Geliebten in wenig vorteilhafter Männlichkeit erscheinen lassen. Man gewinnt die Überzeugung, daß diese beiden, so reich beanlagten Wesen geschaffen waren, nicht um einander zu fördern, sondern um sich gegenseitig unglücklich zu machen. Die Dichterin von Corinne, Delphine, die Autorin des „Traité de la litterature“ und anderer hervorragender Werke, war nach dem Ausspruche Rosalies ein Gemisch von Geist, Herz und Verrücktheit. „Sie stürbe,“ fügt sie hinzu, „wenn sie nicht einen beständigen Hof um sich hätte.“ Dieser „Hof“ vergrößerte sich noch nach dem tragischen Tode ihres Gemahls, des schwedischen Gesandten. Um alle ihre Verehrer um sich zu sammeln und ihrem unruhigen, stets nach Neuem verlangenden Geist Nahrung zu schaffen, arrangierte die Herrin von Coppet (ihrer Besitzung in der Schweiz) die mit Recht so berühmt gewordenen Theateraufführungen. Doch jetzt erschien in Gestalt der Gräfin Charlotte von Hardenberg, geschiedenen Gräfin Duterre, geschiedenen Baronin von Mahrenholz, eine finstere Wolke an ihrem Liebeshimmel. Des bereits so lange dauernden Verhältnisses und seines unstäten Lebens müde, sann Constant darüber nach, eine abermalige Ehe zu schließen. Von seiner ersten Frau, Baronin von Orani, die er als Kammerherr beim Fürsten von Brunswick-Lauenburg kennen gelernt, nach vierjähriger Ehe getrennt, hoffte er trotzdem in einer neuen Häuslichkeit den Frieden zu finden, den Mad. de Staël ihm nicht zu bieten vermochte. Die Lösung von dieser sollte jedoch eine ungemein schwierige sein. 1807 schreibt Rosalie darüber: „Mad. de Staël glaubt kraft ihres Geistes das Recht zu haben, die ganze Welt zu beherrschen. Sie will Sklaven haben und unter ihnen Benjamin, dessen Geist ihr mehr zusagt als der irgend eines Anderen. Sie erklärt, daß sie für keinen Preis von ihm verlassen sein wolle, ihn bis ans Ende der Welt verfolgen und sich töten werde, falls er ihr entflieht. Als er für sein Augenlicht fürchtete, schrieb sie ihm, anstatt zu trösten, Briefe voller Beleidigungen und als er zu seinem Vater kam, um sich zu erholen, ließ sie ihn durch ihren Diener Eugen und ihren „Pedanten“ Schlegel einfach „abfassen“. Du begreifst den Kummer und den Zorn meines Onkels. Als Benjamin in Coppet war, machte sie ihm entsetzliche Szenen. Endlich ist es ihm gelungen zu Mad. de Nassau zu flüchten, wo er einige Tage lang aufgeatmet und den Beschluß gefaßt hat, sich dieser elenden Sklavenfesseln zu entledigen. Bald ist sie jedoch wieder erschienen, hat das große Haus Montagni gemietet und Mad. de Récamier und Herrn von Sabran mitgenommen, um mehr Glanz und Lärm zu verbreiten.“ ... Und das Verhältnis dauerte nach wie vor fort. Einige Wochen später schreibt Rosalie ihrem Bruder Charles abermals darüber und jetzt hat sich der Riß vergrößert, ohne daß der Bruch ein entscheidender wird. „Eines Tages sehen wir Benjamin früh morgens zu uns eintreten: „Ich fahre nach Coppet,“ sagt

er und bricht in eine Verzweiflung aus, die Dich gerührt hätte. Meine Tante und Mad. de Nassau verbinden sich und er nimmt den Rat an, seiner Lage mit dem Anerbieten einer raschen Heirat oder einer freundschaftlichen Lösung, ein Ende zu machen. Er fährt im Glauben, einen festen Entschluß gefaßt zu haben, wir aber begleiten ihn mit unseren Wünschen und unserer Unruhe. Am anderen Morgen sehen wir ihn, vor Müdigkeit fast vom Pferde fallend, zurückkommen. In zwei Stunden hatte er den Weg von Coppet hierher zurückgelegt. Er erzählt uns, daß er, um den Vorwürfen, mit denen sie ihn bei seiner Ankunft empfing, zu begegnen, den in Rede stehenden Vorschlag gemacht habe. Sie hatte darauf ihre Kinder und deren Lehrer Schlegel gerufen und erwidert: „Das ist der Mann, der mich der Verzweiflung und der Notwendigkeit gegenüber stellt, Eure Existenz und Euer Vermögen zu kompromittieren!" Benjamin entgegnete auf diese unwürdigen Beschuldigungen mit förmlichen Beteuerungen, sie nie heiraten zu wollen. Sie aber erhebt sich und, sich auf die Diele werfend, stößt sie ein schreckliches Geschrei aus, bindet sich ein Tuch um, um sich zu ersticken und macht eine jener ihr zu Gebote stehenden entsetzlichen Szenen, denen der arme Benjamin nicht widerstehen kann. Er hatte die Schwachheit, mit Worten der Zärtlichkeit zu schließen! Doch am folgenden Morgen erwachte er früh und mit vollem Bewußtsein seiner entsetzlichen Lage. Er ging in den Hof, fand sein Pferd gesattelt, bestieg es und legte ohne Halt den Weg hierher zurück ... Wir erwiesen ihm alle mögliche Freundlichkeit und Mad. de Nassau, die ihn sehr liebt, vereinigte sich mit uns, um ihn zu trösten und zu stärken. Benjamin fing an sich zu beruhigen, als wir im unteren Stockwerk Geschrei hörten. Er erkennt ihre Stimme. Meine erste Bewegung ist, das Zimmer zu verlassen und es hinter mir abzuschließen. Ich trete hinaus und finde sie mit aufgelöstem Haar und entblößter Brust rücklings auf den Treppenstufen liegen. „Wo ist er? ich muß ihn finden!" Ich will sagen, daß er nicht hier sei, doch schon klopfte Benjamin an die Thür des Salons. Ich muß ihm öffnen, sie hört es, läuft herbei, wirft sich in seine Arme und fällt dann, ihm blutige Vorwürfe machend, zur Erde. Ich sage ihr: Welches Recht haben Sie, ihn unglücklich zu machen und ihn dermaßen zu quälen? Nun überhäuft sie mich mit den boshaftesten Beschuldigungen, die sie auszudenken vermag. In der Entrüstung über diese entsetzliche Szene, die Milde meiner Tante, die sie zu umschmeicheln verstanden, und Benjamins Schwäche, der mich nicht verteidigte wie er gesollt, — verlasse ich das Zimmer und 'gehe zu meiner Tante Nassau, um ihr Alles zu erzählen .... Das Resultat dieses Auftritts war, daß Benjamin Constant Mad. de Staël nach Coppet folgte und 6 Wochen bei ihr blieb, ein Erfolg, den sie oft genug zu erzielen verstanden und der um so wunderbarer war, als Constant bereits 41 Jahre zählte (nicht grade das Alter der Thorheiten), und den Plan, Frau von Hardenberg zu heiraten, durchaus nicht aufgegeben. Dieser Vorsatz war, wie man in Besançon aus einer Zusammenkunft mit letzterer ersehen konnte, nur noch fester geworden. Trotzdem sieht man ihn 1808 noch in Coppet und erst im Dezember desselben Jahres machte eine Heirat dem unwürdigen Doppelverhältnis ein Ende. Nichtsdestoweniger blieb der ganz still geschlossene Bund noch während eines ganzen Jahres ein Geheimnis. Dieses Zugeständnis, eine abermalige Schwäche Constants, hatte Mad. de Staël durch stark melodramatisch gefärbte Selbstmord-Drohungen erlangt und pekuniäre Verpflichtungen gegen Corinne ließen Benjamin die ihm von

dieſer aufgezwungenen Beziehungen zu ihr nicht völlig löſen. Bis zu ihrem ganz unerwarteten plötzlichen Tode (am 14. Juli 1817) in mehr oder weniger gelockertem aber ſtetem Verkehr mit ihr ſtehend, ſchien der magnetiſche Einfluß, dem Conſtant während ſo langer Zeit unterlegen, nur mit ihrem Hinſcheiden vollkommen aufzuhören.

Über den Tod der berühmten Frau ſchreibt Roſalie: „Leben und Tod Mad. de Staëls ſind ein unerſchöpfliches Thema der Betrachtung und des Erſtaunens. Alles iſt vergeſſen und ich gedenke ihrer von der erſten Zeit an, da ich ſie kennen gelernt. Welch ein Nachteil für die Ehre der Menſchheit, daß ſie nicht ebenſo viel Größe des Herzens als Weite des Genies gehabt! Das Gefühl, das alle andern ihr entgegen getragenen Empfindungen beherrſcht, iſt das tiefen Mitleids, denn ſicher hat ſie mehr gelitten als irgend Jemand. Ihr vorſchnelles Ende beweiſt es. Derjenige, der mit einem ſo richtigen, ſo erhabenen Gefühl der Tugend ſeinen Pflichten nicht nachzukommen verſteht, kann nur ſehr kurze Augenblicke des Glücks genießen. Sie wirft ſich einer Leidenſchaft entgegen, um ſich dem Bedauern und der Reue einer andern zu entziehen. Sie erweckt in mir den Gedanken einer, durch einen mehr oder minder reißenden Strom, in Bewegung geſetzten Maſchine, deren Räderwerk demſelben zu nah ſteht; ſie zerſtört und ſchadet, ohne zu wollen. ‚Corinne‘ und ‚L'Allemagne‘ werden alle anderen bereits vergeſſenen Werke überleben, ſie alle aber enthalten bleibende Gedanken, die den Ideen und der Litteratur einen Anſtoß gegeben. Intereſſant wäre es, die letzte Zeit ihres Lebens zu kennen.“ ... Dieſe wenigen Auszüge aus der intereſſanten Sammlung von I-Il-Menos werden über Charakter und Tragweite derſelben bereits einigen Aufſchluß geben, wie ſonderbar bewegt aber Leben, Denken und Fühlen Conſtants geweſen, in welchen Beziehungen er zu ſeiner überaus zahlreichen Familie und zur Außenwelt geſtanden, welchen Wert er als Schriftſteller gehabt u. ſ. w. u. ſ. w. — das Alles kann man erſt aus den hier geſammelten Briefen ſelber (ungefähr 400) erſehen ...

Ein Buch ganz anderer Färbung iſt Marie Colombiers „Courte et bonne,“ bei Marpon et Flammarion erſchienen. Die Autorin von „Le Carnet d'une parisienne, Le pistolet de la petite baronne, Sarah Barnum, La plus jolie femme de Paris, Mères et filles, On en meurt, Les voyages de Sarah Bernhardt en Amérique,“ ſchreibt ebenſo gut, d. h. ebenſo gewandt, wie ſie einſt geſpielt. Alberto Caraccio, der Held ihres neueſten Romans, iſt in Charakter- und Lebenszeichnung, wenn auch nicht neu, durchaus wahr. Und das iſt viel. Leichtſinnig, feurig, von jener weltmänniſchen Hohlheit und Veränderlichkeit, die nichts tief zu faſſen verſteht, will ohne zu wollen, verſpricht ohne zu halten, entflammt er für Sacha Lanſoff, eine Tänzerin, die eine für ſie verhängnisvolle Kunſttournée nach Italien unternimmt. Unter den ſie umringenden Verehrern der zurückhaltendſte, wagt er mit einem Sprung in den ſchon fort rollenden Eiſenbahnzug, der ihm die Tänzerin für immer entführen ſoll, auch eine leidenſchaftliche Liebeserklärung. Von nun an wird das Leben der gefeierten Ruſſin eine Kette von Enttäuſchungen. In Paris, in Amerika, wieder in Paris — überall wird ſie von ihrem Geliebten, der ſich ſeiner unbändigen Spielleidenſchaft hingegeben, mehr oder minder betrogen. Caraccio verſpielt ihr Vermögen, ihr Geſchmeide, ihr ganzes Hab und Gut und läßt ſeiner wilden Glut die kühlſte Gleichgültigkeit folgen. In ihrem eigenen Hotel betrogen, verläßt die Tänzerin den Elenden endlich, doch Verhängnis und Leidenſchaft führen ſie ihm wieder zu.

Und abermals beginnt der Sinnenrausch und abermals folgt ein Bruch und eine Aussöhnung. Doch Sacha ist nicht mehr reich, nicht mehr berühmt; sie kann die Bühne nicht mehr betreten, nicht tanzen, kein Geld verdienen, — sie und ihr Geliebter gehen vollem Untergang entgegen. Beppo, der findige Diener Albertos, vermag die Gläubiger seines Herrn nicht zu befriedigen, niemand giebt Kredit, alles ist verkauft, verschleudert und verloren. Von seinem Spielglück gänzlich verlassen, macht, nachdem Sacha durch Protektion eine Stelle als Lehrerin beim Petersburger Konservatorium erhalten, ein Pistolenschuß dem Leben Caraccios ein Ende.

So der Roman, der weder in ethischer noch psychologischer Hinsicht etwas neues bietet, doch reich ist an hübschen Beschreibungen, „Pariser" Skizzen und Szenen, die eine kundige Hand verraten. Mir scheint, daß Marie Colombiers Talent, — denn Talent ist unbestreitbar da, — hierin gipfelt. Ihre Beschreibungen von Italien, Amerika, von Paris mit seinen „Cercles", in denen Vermögen verloren und gewonnen werden, seinen intimen kleinen Diners und Boudoirs, in denen Opium serviert wird und Frauen der Gesellschaft ganz „geheim" Studien machen und sich daran und manchen anderen Dingen berauschen, — sind durchaus wohlgetroffene Zeichnungen, ebenso wie die silhouettenhaften Persönlichkeiten, mit denen sie dieselben zu beleben versteht. Auch Caraccio ist eine „gelebte" Persönlichkeit, wie aber steht es mit Sacha Lausoff, der, anfangs in den Vorder-, dann in den Hintergrund gerückten Heldin? möchte man die anmutige Schreiberin fragen. Sie hat wirklich nichts Slavisches, sondern etwas ganz Internationales im Charakter, ja, dieser Charakter ist überhaupt ein farbloser, verwischter. Eine Russin liebt anders, entweder mit mehr Würde oder größerem Fatalitäts-Bewußtsein, oder auch mit allmälig ob ihrer unwürdigen Leidenschaft entbrennenden Haß. Ihre Liebe hat mehr Charakter, mehr Reue. Siehe Dostojewsky, Tourgenieff und Andere.

Bei Paul Ollendorff ist erschienen: „Volonté" von Georges Ohnet. Auch dieses Buch ist wie alle seine Werke ein Meisterstück an Fleiß und Korrektheit. Man meint, der Autor hätte die Devise seiner Heldin „Wollen, immer wollen", zur Triebkraft seines Romans gewählt. Ist's nun, weil man diesen festen, leitenden Willen, den einmal entworfenen Plan nach ganz genau festgestellten Grenzen auszuführen, durchmerkt, sieht, wie „ausgearbeitet" alle Szenen sind, wie kunstvoll aneinander gefügt, wie mühsam seine Charakterzeichnungen sind und wie unerreichbar edel und willenskräftig seine Heldin Helene Granville ist, — kurz, das Buch ist — langweilig. Man wünschte fast, es hätte mehr Schwächen und weniger Vorzüge, um es ein klein wenig individueller, origineller zu finden, — doch es ist eben nur korrekt, zu korrekt, viel zu korrekt. „Man merkt die Absicht und ist verstimmt", könnte man mit Göthe sagen. Louis Hérault, der glückliche Gatte Helenes, ist in seiner albernen, tollen Leidenschaft zu Diana Olifaunt, der sehr modernen, englischen und dagewesenen Horizontale, leider ein Mann wie es viele giebt und den Ohnet auch durch ein einziges, pathetisch ausgestoßenes „non!" in den Augen des denkenden Lesers schwerlich zu heben vermag. Doch dieses „non" ist noch in anderer Hinsicht charakteristisch. Louis spricht es aus, als er seine untadelhafte Frau im Gemach seines Freundes findet. „Vor Allem glaubst Du mich schuldig?" ruft die junge Frau dem Gatten entgegen, der sie betrogen, ihr Vermögen verloren und alle erdenklichen Streiche verübt, ihm ohne weiteres das Recht zustehend, über sie zu Gericht zu sitzen.

Und er antwortet sein „Nein", ein Nein, das ihn in den Augen einer französischen Gesellschafts-Konvention und Tradition, zu rehabilitieren die Kraft haben muß und — hat. Weder Ohnet noch die Gesellschaft denken darüber nach, daß Louis mit einem „Oui" nicht allein ein Schwächling geblieben, sondern ein Lump geworden wäre. Ohnet scheint also nicht allein ein Meister korrekter Psychologie und korrekter gesellschaftlicher Moral zu sein, sondern auch der Gesellschaft alle nur gewollten Rechte einzuräumen. Dieser „echt Pariser Horizont" stört denjenigen, der etwas Fernsicht liebt. A. R. L.

Aus der neueren französischen Lyrik, die sich dem schleppenden Pomp der früheren Rhetorik allgemach entwindet, nennen wir hier „Les Extases" von Jean Berge, Poesien voll Glut und Natürlichkeit. Möge der Autor diesem Erstling noch Reiferes folgen lassen!

K. B.

Félix Alcan in Paris gehört zu den Verlegern, die die größte Rührigkeit entfalten und deren Publikationen die höchste Ziffer erreichen. Unter den jüngst bei ihm erschienenen Novitäten registrieren wir:

„Le Socialisme contemporain" (4e édition) von dem Sozialpolitiker Emile de Laveleye. Die neue Auflage ist um eine Vorrede, die die Fortschritte des Sozialismus einer Untersuchung unterzieht, sowie um zwei Kapitel über den Sozialismus in England und den Antagonismus zwischen Staat und Individuum vermehrt. Von dem gleichen Verfasser liegt ferner vor: „La peninsule des Balkans (2e édition). Ich glaube, es ist unnötig, den Wert der beiden Laveleye'schen Werke noch besonders zu betonen: das erstere ist schon längst ins Deutsche übersetzt und eine Übersetzung des zweiten erscheint gegenwärtig bei C. Reißner in Leipzig. Die Lektüre des Originals empfiehlt sich also allen jenen, welchen die französische Sprache geläufig ist, von selbst.

„Les régions invisibles du globe et des espaces célestes" par A. Daubrée (62. Band der „Bibliothèque scientifique internationale"). Ein populär gehaltenes Werk aus der Feder eines wahren Gelehrten. Das Wesen der unterirdischen Quellen, die Formation des segmentären Gesteins, die großen Erschütterungen, die in jedem Augenblick eine Veränderung der Struktur des Erdballs hervorbringen, sind die Fragen, mit denen sich das Buch beschäftigt, und der Autor ist bemüht gewesen, diese Dinge dem Verständnis des großen Publikums näher zu bringen.

„L'homme préhistorique" (3e édition, Band 63 u. 64 der „Bibliothèque scientifique internationale") ist der notwendig gewordene Neudruck des berühmten Werkes von Sir John Lubbok, eines von jenen Büchern, die das meiste dazu beigetragen haben, daß die so vielfach ventilierte interessante Frage über Alter und Ursprung der Menschheit in immer weitere Kreise drang. Diese neue Ausgabe ist auf den Stand der heutigen wissenschaftlichen Forschung gebracht worden. Ich behalte mir übrigens vor, eingehend auf dieses Werk sowohl, wie auch auf die übrigen nicht minder bedeutenden Bücher desselben Verfassers zurückzukommen, die im gleichen Verlage erschienen sind und deren Titel ich hier folgen lasse: „Les Abeilles", „les Guêpes et les Fournis" und „les Origines de la Civilisation".

„L'Idéalisme en Angleterre au XVIIIe siècle par Georges Lyon, eine Untersuchung über den Einfluß, den Malesbranches und Descartes auf den englischen Gedanken ausgeübt haben, an der Hand von Dokumenten, die bis heute wenig bekannt geworden sind.

„L'Histoire et les Historiens“ ist ein kritischer Essay über die Geschichte als positive Wissenschaft von Louis Bourdeau. Der Autor, der wie manch Anderer auch über die Widersprüche und Schwankungen, denen man in unsrer Geschichtsforschung begegnet, stutzig geworden ist, unterwirft die Geschichtswissenschaft, so wie sie die Historiker verstehen, einer kritischen Untersuchung und entwickelt seine Ansichten über die notwendige Umgestaltung, der sie seiner Meinung nach unterworfen werden müßte, um überhaupt unter die exakten Wissenschaften rangieren zu können. Es ist ein hochinteressantes Buch, das durch eine recht klar geschriebene Vorrede eingeleitet wird; den ersten Absatz derselben will ich hierhersetzen: „Die Geschichtswissenschaft ist völlig umzugestalten, oder vielmehr sie ist überhaupt erst zu schaffen. Die Fundamente der Wissenschaft sind sogar erst zu legen. Der Bau erwartet seinen Architekten, kaum daß man sagen kann, die Vergangenheit habe uns die Materialien dazu hinterlassen.“ Wie ich schon oben sagte, es ist ein sehr anregendes Werk.

„Les lois du progrès“ ist die Übersetzung eines italienischen Werkes, das R. Federici zum Verfasser hat und den Zweck verfolgt, den Beweis dafür zu erbringen, daß die großen historischen Reiche keinen langen Bestand haben und daß der Nationalitätsgeist über den Eroberungsgeist resp. das Recht über die rohe Gewalt den Sieg davonträgt.

„L'Art et la poésie chez l'enfant“ par Bernard Perez ergänzt in entsprechender Weise die drei vorerschienenen Werke desselben Autors: „L'Education morale des le berceau“, „Les trois premières années de l'enfant“, „L'Enfant de trois à sept ans“. Der Band enthält eine Reihe von kurzen psychologischen Skizzen, die der Verfasser sammelte und erläuterte, nicht ohne sich jedoch gegen den Einwand zu verwahren, er wolle darin ein neues ästhetisches System „und wenn auch in noch so bescheidenen Dimensionen“ aufbauen. Wir haben also hier einen Band von charmanten Kleinigkeiten vor uns, die jedoch ganz danach angethan sind, um auf jedes Gemüt einzuwirken, das den Kindern etwas Liebe und der Kunst und der Poesie nur etwas Neigung entgegenbringt. Die philosophische Tendenz, die in dem Werke ausgesprochen ist, faßt der Verfasser am Schlusse des Vorwortes in die Worte zusammen: „Wenn mein Buch etwas beweist, so ist es, wie ich wenigstens annehme, die Notwendigkeit, die ästhetische Erziehung des Kindes mit der Ausbildung der Vernunft gleichen Schritt halten zu lassen; ohne dieses Gleichgewicht ist weder auf Glück noch auf Erfolg in dieser Welt zu rechnen.“

„Critique de la raison pratique“ de Kant. Wir verdanken diese neue Übersetzung Herrn Picaret, Dozent an der Universität und Bibliothekar der philosophischen Gesellschaft an der Sorbonne. Die Arbeit umgiebt sich mit einem so schwerwissenschaftlichen Apparat, daß man eigentlich auf eine abgeschlossene, ausschlaggebende Übertragung gefaßt sein darf; leider ist dem nicht so. Obwohl Herr Picaret, wie er wenigstens versichert, die verschiedenen Kant-Ausgaben nnd Kant-Kommentare, sowie die französischen, lateinischen und englischen Übersetzungen, die der seinigen vorangegangen, genau studierte, hat er doch keine halbwegs maßgebende Arbeit zustande gebracht, ja an manchen Stellen hat sie mich sogar ganz unbefriedigt gelassen. Ich will noch hinzufügen, daß die Lektüre manchmal recht umständlich wird, weil der Verfasser in zweifelhaften und schwierigen Fällen oft citiert, und zwar in der Sprache des Originals, eine Art

des Citierens, die meiner Meinung ganz wertlos ist. Entweder ist der Leser imstande, sich selbst über den beregten Fall Rechenschaft zu geben, dann braucht er überhaupt zu keiner Übersetzung zu greifen, oder aber er kennt die deutsche Sprache nicht, dann hat er wiederum das Recht, von dem Übersetzer zu verlangen, daß er ihm die Schwierigkeiten auch erklärt und sich nicht mit der bloßen Niederschrift des Textes begnügt.

L. d. H.

Italienische Litteratur.

Ein für Italien ganz neues Unternehmen ist von dem Verleger Loreto Pasqualucci in Rom dies Jahr ins Leben gerufen worden; es handelt sich um die Veröffentlichung eines „Archivio storico dell'arte" („Historisches Kunstarchiv"), das von dem bekannten Schriftsteller Domenico Gnoli, dem Direktor der Nationalbibliothek Vittorio Emanuele in Rom herausgegeben wird. Aus dem Inhalt des uns vorliegenden sechsten Heftes nennen wir einen Artikel des renommierten Kunstschriftstellers Adolfo Venturi über die großen Malerschulen, einen über den Palast Altoviti aus der Feder des Herausgebers, einen Aufsatz über die Darstellungen der Genesis in S. Marco in Venedig von J. J. Ekkanon und anderes mehr. Den in dem „Archiv" beigebrachten Dokumenten ist das Verdienst beizumessen, den Ort von Raffaels Geburtshaus definitiv festgestellt zu haben, über diesen Gegenstand findet sich auch in dem vorliegenden Heft ein wertvolles Dokument. Erwähnen wollen wir noch einer Arbeit von De Fabriczy in Berlin, der Delabordes Buch „Marc-Antoine Raimondi" einer Kritik unterwirft. Der Illustrationsschmuck ist schön und exakt ausgeführt und erhöht den Wert dieser glänzenden Publikation, deren Vertrieb für Deutschland F. A. Brockhaus in Leipzig übernommen hat.

Ein nicht minder glänzendes Werk nähert sich soeben seiner Vollendung: es ist wohl das glänzendste, was bisher in Italien erschien und es wird wenig Werke in Europa geben, die in der Pracht der äußeren Ausstattung mit ihm wetteifern können. Wir meinen „La Basilica di San Marco", deren Herausgeber Ongania in Venedig alle seine Aufmerksamkeit, seinen Fleiß und sein ganzes Talent darauf verwandt hat, die Reproduktion und Illustration dieses herrlichen Kunstmonuments zu leiten und zu überwachen. Die Bildtafeln sind schon vollzählig veröffentlicht, man beginnt nunmehr mit dem Druck des Textes, der von Venezianischen Schriftstellern unter Leitung Camillo Boito's geschrieben ist.

Der „Dictionnaire international des écrivains du jour" von A. de Gubernatis ist bis zum dritten Heft vorgeschritten. (Florenz, Luigi Niccolai.) Das Ganze wird etwa 6000 Biographien von italienischen und ausländischen Schriftstellern enthalten und will damit das Wertvollste in der zeitgenössischen litterarischen und wissenschaftlichen Publizistik vor Augen führen. Das letzterschienene Heft enthält 494 Lebensbeschreibungen, davon entfallen 121 auf deutsche Schriftsteller.

Der Verlag von Fratelli Treves in Mailand veröffentlicht lieferungsweise die „Storia del Risorgimento italiano" von Francesco Bertolini. Das Werk ist von Edoardo Matania reich illustriert.

Voll reizvollster Einfachheit ist das Buch, in dem Kapitän Enrico Alberto d'Albertis die „Crociera del ‚Corsaro' alle Azzorre" erzählt. (Mailand, Fratelli Treves.) „Corsaro" ist der Name der Yacht, deren glücklicher Besitzer d'Albertis ist und deren er sich ehemals zu einer Exkursion nach Madera und den

Canarischen Inseln bediente, eine Reise, die von ihm in einem Buche beschrieben wurde, das seinerzeit günstige Aufnahme fand und neuerdings neu aufgelegt wurde. Sein hier vorliegendes jüngstes Werk zeigt die gleichen Vorzüge, die das frühere auszeichneten, er kennt die Orte, die er beschreibt und gefällt sich darin, die Erinnerung an die ruhmreichen Traditionen der Genueser Seemacht wieder aufzufrischen.

Der Kardinal Massaja berichtet von seinen „Trentacinque anni di misione nell'Alta Etiopia". Soeben gelangte der fünfte Band des Werkes zur Ausgabe, das von der Missionsdruckerei sowohl in textlicher wie illustrativer Hinsicht reich und vornehm ausgestattet ist.

Besonderer Beliebtheit erfreuen sich augenblicklich in Italien Memoiren, die unsere politische Wiedergeburt zum Gegenstand haben. Unter all diesen Darstellungen verdienen besondere Hervorhebung die „Lettere e documenti del barone Bettino Ricasoli", deren Herausgabe Marco Tabarrini und Aurelio Gotti besorgen. Der jüngsterschienene dritte Band führt uns mitten in das Leben dieses hervorragenden Staatsmannes, dessen Persönlichkeit durch diese Veröffentlichungen alles gewinnen und nichts verlieren kann.

A. Ademollo, der mit unermüdlichem Eifer das Quellenmaterial über unsere Theater und unsere Künstler durchforscht, veröffentlichte „I teatri in Roma nel secolo decimosettimo". (Rom, Loreto Pasqualucci.) Es sind interessante Berichte über Ereignisse, Künstler, Schauspieler und Musiker.

„Filippo Bussini juniore" ist die neueste Erzählung des liebenswürdigen venezianischen Novellisten Enrico Castelnuovo. (Mailand, Fratelli Treves.) Diesmal hat der Autor das kaufmännische Leben zur Darstellung gewählt und erzählt uns die Geschichte eines großen Bankhauses von seiner Gründung bis zum Krach.

„Napoleone all'isola d'Elba" ist der Titel einer wertvollen und anziehend geschriebenen historischen Monographie von Giovanni Lini. (Mailand, Treves.) Der Autor hat für seinen Zweck die Geheimarchive der toskanischen Polizei durchforscht und dort viele Dokumente aufgestöbert, die auf das Leben des Kaisers ein neues Licht werfen.

Die liebenswürdige Schriftstellerin, die sich hinter dem Pseudonym Bruno Sperani verbirgt, veröffentlichte soeben einen neuen Roman „L'avvocato Malpieri". (Mailand, Treves.) Sie zeigt sich hier vor allem in der Darstellung der Fabel als feinfühlige Künstlerin.

Ein Erstlingswerk, aber ein Erstling, der uns für die Zukunft viel verspricht, ist die Erzählung „La Marchesa Attoriti" von Mathilde Gioli, der Gattin des Florenzer Malers, die von Ferdinand Martini beim Publikum eingeführt wird. (Florenz, Sansoni.)

Eine Novellensammlung „Miserie" gab die tüchtige Schriftstellerin Emma Perodi heraus. Es ist ein Buch, das gleichanziehend durch die Erfindung wie durch den Stil wirkt.

Bei Gustavo Bianchi & Comp. in Rom erschien unter dem Titel „Album della Mostra Vaticana illustrata", ein kurzer Führer durch die Sammlung der Geschenke, die Leo XIII. gelegentlich seines Priesterjubiläums erhielt. Das Werkchen enthält eine Reihe von sorgfältig ausgeführten Zeichnungen.

In kurzem verläßt die Presse „Vita di Gesù" von Ruggero Bonghi. (Rom, Perino.) Das Buch wird nur eine Dar-

ſtellung des in den Evangelien Niedergelegten enthalten und ſoll nur dazu dienen, das dort Geſagte in ein helleres Licht zu ſetzen: kurz, nur eine Art Diateſſaron ſein.

„I nostri nonni“ von Giuſeppe Caprin (Trieſt, Caprin) iſt ein Memoirenwerk aus dem Trieſter Leben im Anfang dieſes Jahrhunderts, jener Epoche, in der Trieſt in neue Bahnen einzulenken begann. Das ſorgfältig gedruckte und reich illuſtrierte Werk iſt intereſſant wegen der Fülle der darin mitgeteilten Anekdoten, und wird auch von Nicht-Trieſtinern gern geleſen werden.

Die glänzende Rede, die der berühmte Dichter Gioſuè Carducci über die Univerſität Bologna bei Gelegenheit der Jubelfeier dieſer Hochſchule hielt, iſt bei Zanichelli in Bologna jetzt im Druck erſchienen.

Gelegentlich desſelben Jubiläums edierten Fratelli Treves in Mailand eine ſchön ausgeſtattete Feſtnummer „Bononia docet“, die Panzacchi, Ricci und Ximenes zu Verfaſſern hat. Im gleichen Verlage veröffentlichte Panzacchi „Nuove liriche“, in denen die vollendete Form zwar warmes Lob verdient, die jedoch in der gequälten Beweisführung die Anſtrengung des Autors allzuſehr ſichtbar werden laſſen. Mehrere der hier vorliegenden Gedichte ſind bereits in Deutſchland bekannt, da eins oder das andere daraus ſchon überſetzt und in deutſchen Monatsſchriften erſchienen iſt.

Vittorio Cian hat eine Reihe von 312 elfſilbigen paarweiſe gereimten Gedichten entdeckt, die Sentenzen, Sprichwörter und einen Anhang von sotto apparenza oscena unſchuldigen Rätſelſprüchen enthalten und den Kardinal Bembo zum Verfaſſer haben. Er giebt die Sammlung unter dem Titel „Motti inediti e sconosciuti di M. Pietro Bembo“ heraus. (Venedig, Druckerei der „Ancora“.)

Bei Zanichelli in Bologna erſchien „Dante ne'tempi di Dante. Ritratti e Studi“ von Iſidoro del Lungo, der beſſer wie jeder andere den Einfluß erkannte, den das politiſche und bürgerliche Leben des XII. und XIII. Jahrhunderts für die Beurteilung der „Commedia“ beſitzt. Studien über das florentiniſche Volksleben, Erinnerungen an edle ſehr ausgeprägte Frauencharaktere und Mitteilungen über eine Piſaner Welfenfamilie (Ugolino de' Visconti) ſowie über Dante und ſeine Stellung zum Hauſe Eſte bilden den Inhalt des Buches.

Unſere ſchon ſo überreiche zeitgenöſſiſche Memoirenlitteratur iſt abermals um ein neues Werk vermehrt worden: Luigi Chiala, der Herausgeber von Cavours Briefwechſel, veröffentlicht Ricordi di Michelangelo Castelli (1847—75) (Torino, Roux), der als Freund und Bekannter der bedeutendſten Staatsmänner mit der politiſchen Geſchichte des jungen Italiens aufs beſte vertraut war. Er hatte das Glück, einen Herausgeber zu finden, der ſeiner Aufgabe völlig gewachſen und zudem ſelbſt ein genauer Kenner der Geſchichte der italieniſchen Einigung iſt; das befähigte ihn, manchen Irrtum, den ein andrer überſehen hätte, zu berichtigen.

Dr. Guſtavo Boralevi ſucht in einer Studie über die „Primi mesi del Ponteficato di Paolo II“ (Livorno, R. Giuſto) nachzuweiſen, daß ſchon jener Papſt eine unklare Vorſtellung davon gehabt hat, daß die Fremden aus Italien entfernt und ganz Italien zu einem feſten Staatskörper vereint werden müſſe.

Unter den poetiſchen Neuerſcheinungen verdienen beſondere Hervorhebung: „Rime“ von Avancinio Avancini

(Mailand, Bortolotti) und „Momenti“ von Giuseppe Martinezzi (Livorno, Giusti). Für junge Mädchen ist ein hübsches Buch unter dem Titel „Storia di una donna“ erschienen, das die bekannte Schriftstellerin Ida Baccini zur Verfasserin hat. (Florenz, Paggi.)

Eine interessante litterarische Novität ist „Giason del Maino e gli scandali Universitari nel quadrocento“ von Ferdinando Gabotto (Turin, La Litteratura). Giason del Maino besticht durch seine hervorragenden Eigenschaften und die Ereignisse, an denen er Teil nimmt. Rechtsgelehrter von nicht geringem Verdienst, führte er in dieser Disziplin eine neue Lehrmethode ein, als Politiker stand er mit dem Klerus und den Klöstern in inniger Verbindung. Interessant ist auch die Darstellung des Universitätslebens im XV. Jahrhundert, an dem er regen Anteil nahm.

Der Verleger Luigi Pierro in Neapel kündigt eine neue Catull-Übersetzung an, die der aus Catania stammende Dichter Mario Rapisardi besorgt hat. Nach den Paar Oden, die wir gelesen haben, scheint hier eine vortreffliche Übertragung vorzuliegen, die geeignet ist, Rapisardis Dichterruhm neuen Glanz zuzufügen.

Der tüchtige Pigà Zanazzo ließ einen stattlichen Band Aristornelli romaneschi erscheinen. Diese Stornelli sind prächtig gelungen und zart empfunden, sie sind die Arbeit eines echten und rechten Dichters. Die Dialektdichtung ist in Italien im Aufblühen begriffen. Wir nennen hier nur in Neapel den wahrhaft originellen Di Giacomo, in Verona Gottardi, in Venedig Canella in Triest Padovan und Piazza u. a. m.

Die drei „Novelle cavalleresche“ von Paulo Fambri, behandeln ein gegenwärtig recht aktuelles Thema. Der neue Strafgesetzbuch-Entwurf, der augenblicklich dem Parlament vorliegt, enthält strenge Strafbestimmungen gegen das Duell, zu dessen Verteidiger sich Fambri aufwirft, der schon seit einer ganzen Reihe von Jahren für die Berechtigung der Ehrengerichte eintritt. Auch in den vorliegenden Novellen will er den Beweis für seine Behauptung erbringen, daß, solange die Gesellschaft nicht eine gründliche Umwälzung erfährt, auch von einer Abschaffung des Duells keine Rede sein kann.

Rom. Dante Vaglieri.

Sultan Jahja dell' imperial casa ottomana od altrimenti Alessandro conte di Montenegro ed e suoi descendenti in Italia. Nuori contributi alla storia della questione orientale e della relazioni politiche fra la Turchia e le potenze cristiane nel secolo XVII, publicati da Vittorio Catualdi, con la scorta di documenti diplomatici finora inediti, tratti da parecchi archivi di stato e privati. Il testo è illustrato da ritratti, stemmi e facsimili. Trieste, G. Chispris, editore, 1888.

Wir verdanken es einem Italiener, nämlich dem Professor Vittorio Catualdi aus Udine, wenn wir jetzt eine ausführliche auf Grundlage neuentdeckter Quellen wissenschaftlich ausgearbeitete Geschichte des türkischen Prätendenten Jahja besitzen. Das betreffende Werk, das aus einem 660 gr. 8. Seiten starkem Bande besteht, enthält im ersten Teile die vom Verfasser geschriebene Biographie Jahjas; im zweiten eine große Anzahl passender Citate aus den hervorragendsten italienischen, deutschen, französischen, englischen und spanischen Werken der einschlägigen Litteratur; im dritten endlich die zu dieser Arbeit benutzten, und aus italienischen, spanischen und englischen Archiven entnommenen Dokumente.

Für die Geschichte der orientalischen Frage und der politischen Beziehungen

der Türkei zu den europäischen Staaten im XVII. Jahrhundert, ist dieses Werk insoferne sehr wichtig, als der Verfasser sich nicht auf die eigentliche, allerdings sehr interessante Biographie Jahjas beschränkt, sondern gleichzeitig die bedeutendsten diplomatischen und kriegerischen Ereignisse ins Auge faßt, die mit der damaligen türkisch-orientalischen Lage in engem Zusammenhange stehen. In dieser Hinsicht bietet das Buch Catualdis recht viel neues auch über Wallensteins Ideen bezüglich des türkischen Reiches, über die orientalische Politik Österreichs und über die Spaltung der italienischen Mächte, speziell Venedigs und des Hauses Savoyen, in derselben Frage.

Das Werk, welches drei Portraite, Wappenabbildungen und Faksimiles enthält, bietet eine recht anziehende Lektüre auch außerhalb dem Kreise der Fachmänner, zumal Professor Catualdi sich durch eine klare, nüchterne und stilistisch elegante Darstellungsweise auszeichnet.

Triest. Prof. Frank.

Englische Litteratur.

„The Mapleson Memoirs", die soeben bei Remington & Co. erschienen sind, bilden einen interessanten Beitrag zu der bei den englischen Leserkreisen in ungeschwächter Gunst sich erhaltenden, bereits überreichen Memoiren-Litteratur. Mr. Mapleson ist ein impresario von internationalem Rufe, der mit dem Opern- und Konzertwesen zweier Welten aufs Innigste vertraut ist und der die hervorragendsten tenore und prima donna, welche in den letzten vier Jahrzehnten auf dem musikalischen Himmel glänzten, künstlerisch und finanziell exploitierte. Daß demnach seine Reminiszenzen von so manchen hübschen und ergötzlichen Anekdoten und interessanten Geschichtchen und pikanten Skandälchen voll sind, wird Niemandem Wunder nehmen. Höchst amüsant sind die vielen lächerlichen und kindischen Züge der Eitelkeit, der überschwenglichsten Selbstvergötterung und des ausgebildetsten Egoismus, welche Mr. Mapleson der großen Mehrzahl seiner ehemaligen Pflegebefohlenen, die er ja hinter den Coulissen des Theaters sowohl, wie im öffentlichen und Privatleben häufig zu beobachten Gelegenheit hatte, abgelauscht hat. Nur ein bezeichnendes Histörchen über Adelina Patti, die sich als prima donna noch immer als Stern erster Größe in der musikalischen Welt behauptet, sei hier reproduziert, aus keinem anderen Grunde, als weil dasselbe die voix publique über den Geldgeiz dieser berühmten Künstlerin in charmanter Weise bestätigt. Adelina Patti befand sich auf einer amerikanischen Tour unter Mr. Maplesons Leitung. Sie erhielt tausend Pfund Sterling per Abend und diese enorme Summe mußte, wie dies kontraktmäßig stipuliert war, stets in ihren Händen sein, ehe ihr öffentliches Erscheinen auf der Bühne stattfand. In Boston wollte es der Zufall, daß der impresario seiner prima donna am Abend vor deren Auftreten nur achthundert Pfund Sterling zu übersenden in der Lage war, worauf sich folgendes interessantes Intermezzo zwischen dem Sekretär Adelinas, dieser selbst und Mr. Mapleson abspielte:

„Signor Franchi, ihr Finanzsekretär, verweigerte die Annahme dieser Summe und erklärte mir, daß Madame Patti sich ihres Kontraktes entbunden halte. Ich fügte mich, da mir nichts anderes zu thun übrig blieb, ins Unvermeidliche und tröstete mich damit, daß ich nun nebst einer guten Anzahl anderer Künstler in meiner Gesellschaft, auch noch achthundert Pfund Sterling in der Tasche habe, um in meinen Vorstellungen keine Unterbrechung eintreten lassen zu müssen.

Nach Verlauf von kaum zwei Stunden erschien Signor Franchi abermals bei mir.

„Ich weiß nicht," sagte er, „wie Sie es anstellen, daß es Ihnen so gut gelingt, mit prime donne im allgemeinen und mit Madame Patti im besonderen so gut auszukommen. Madame Patti beauftragt mich, Ihnen mitzuteilen, daß es nicht in ihrer Absicht gelegen ist, ihr Engagement mit Ihnen so plötzlich abzubrechen, obgleich sie dies unter den bestehenden Umständen mit jedem anderen impresario gewiß gethan hätte. Geben Sie mir die achthundert Pfund und sie wird sofort ihre Vorbereitungen treffen, um heute Abend auf der Bühne aufzutreten. Sie beauftragt mich Ihnen weiter zu sagen, daß sie pünktlich, vor Beginn der Vorstellung im Theater sein und daselbst ihr Kostüm der Violetta anlegen wird, mit einziger Ausnahme der Schuhe. Sie können ihr also den Rest ihres Honorars überschicken, sobald die Abendkasse geöffnet und Geld für neue Billete eingeht; sofort nach Erhalt dieses Restes wird sie ihre Schuhe anlegen und zur rechten Zeit auf der Bühne erscheinen."

Ich händigte ihm hierauf die achthundert Pfund Sterling ein, die mir im Vor-Abonnement für Logen und Sitze zugeflossen waren.

Nach Öffnung der Theaterkassen stellte sich Signor Franchi abermals bei mir ein. Um diese Zeit waren bereits weitere 160 Pfund eingegangen, die ich sofort meinem Besuche übergab, damit er sie rasch seiner gestrengen Herrin überbringe, die, wie ich vorauszusetzen wagte, sich nun, nachdem sie 960 Pfund Sterling erhalten hatte, geneigt finden dürfte, ihre Toilette zu beendigen, noch ehe der ausstehende kleine Rest von 40 Pfund zur Stelle ist.

In dieser hoffnungsvollen Voraussetzung sollte ich mich nicht allzu sehr geirrt haben. Strahlenden Antlitzes kehrte Signor Franchi zu mir mit der freudigen Nachricht zurück, daß Madame Patti einen Schuh angelegt hat. „Schicken Sie ihr sofort die restierenden 40 Pfunde," setzte er hinzu, „und sie wird auch den anderen anlegen".

Zu guterletzt wurde auch der zweite Schuh angelegt, nicht früher jedoch, als bis die berühmte prima donna im Besitze der in Rede stehenden 40 Pfunde war. Hierauf erschien Madame Patti, vom Glücke strahlend, auf der Bühne.

Der englische dreibändige Familien-Roman ist bekanntlich seit jeher eine Spezialität der Frauen-Autoren, von denen „old England" eine größere Anzahl besitzt, als alle kontinentalen Staaten zusammen genommen. Selbst zu dieser Zeit des Jahres, wo die stärkere Hälfte der englischen Novellisten und Romanciers ihre Zeit in irgend einem versteckten Winkel des vereinigten Inselreiches in gänzlicher Zurückgezogenhat verbringt, um neue Kräfte und neue Ideen für die nun bevorstehende „Publishing Season" zu sammeln, ist die schwächere Hälfte fast vollständig an Ort und Stelle und ihrer litterarischen Machwerke giebt es auf dem englischen Novitätenmarkte gar kein Ende. Zu ganzen Dutzenden erscheinen sie Tag für Tag auf demselben, woselbst Mr. Mudie, der bekannte Leviathan der englischen Leihbibliotheken sich ihrer erbarmt, sie in ganzen Auflagen auf dem Markte zieht, um sie seinen Kunden als geistige Nahrung vorzusetzen. Unter diesen Dutzendwaren befindet sich auch ein Werk einer hochgestellten Dame, Lady Duffus Hardy mit Namen, welches den affektierten und scheinheiligen Moralitätsgefühlen der englischen Blaustrümpfe als überaus „shocking" vorkommen wird. In „A Dangerous Experiment" — ein Titel, der allein schon auf etwas Sensationelles vorzubereiten beabsichtigt, — wird unverschämt stark mit gemeinen realistischen Farben bei der Schürzung des dramatischen Knotens gearbeitet, die gewagtesten Motive und Situationen an den Haaren herbeigezogen und des Langen und Breiten auseinandergesetzt, und dies aus

keinem anderen Grunde, als die alte, hausbackene aber bereits lange ausgespielte Geschichte von dem Siege der Unschuld und Tugend, wenngleich diese von den allergrößten Gefahren und Versuchungen umstellt sind, aufs Neue zu beweisen. Die Heldin dieser dreibändigen Aristokraten-Novelle ist ein armes Landmädchen, welches der Hefe des Volkes angehört, überaus sittsam und tugendhaft, aber auch hoffnungslos einfältig ist. Dieselbe wird des Mordes angeklagt und von einem jungen Barrister, der sich bei diesem Anlasse seine goldenen Sporen verdienen will, glänzend verteidigt und natürlich freigesprochen. Da sie zu Hause nicht länger bleiben kann, weil sie ihr Vater brutal behandelt, begiebt sie sich nach dem modernen Babylon, nach London, wo sie freund- und hilflos umherirrt, bis sie sich eines Tages, müde und hungrig, auf der Westminster-Brücke befindet, von der sie, durch einen Sprung, sich einen ewigen Ruheplatz im Bette der Themse verschaffen will. Ihr Rettungsengel nähert sich jedoch noch rechtzeitig in Gestalt eines jungen Künstlers (Maler), der sie dem nassen Grabe entreißt, in seine eigene Wohnung schafft, wo sie von seiner Quartierfrau als Stubenmädchen engagiert wird, welche Stelle sie aber bald aufgiebt, um zuerst als Modell, dann als Schülerin dem Künstler solange anzugehören, bis er sie heiratet, ohne etwas von ihrem Vorleben zu kennen. Jeder Unbefangene wird aus diesem eigenartigen Evolutionsprozeß, den unsere Heldin durchgemacht hat, nur zu dem einen Entschluß kommen, daß sie den Künstler etwas mehr als ein bloßes Modell, daß sie, mit einem Worte, seine Maitresse gewesen ist und Lady Dufius Hardy giebt dieses Verhältnis unverhohlen zu, erklärt es aber damit, daß unsere Heldin so unschuldsvoll gewesen, daß sie sich ihrer Verführung vollkommen unbewußt, also eine schuldlose Sünderin war. Wenn dies die Moraltheorieen in den höheren englischen Gesellschaftsklassen sind, so machen sich ihre litterarischen Vertreter, wie die Verfasserin unseres Dramas, nur lächerlich, wenn sie das Zolasche Genre pflegen und dabei die Befriedigung sexueller Bedürfnisse auf Herzensunschuld und Seelenreinheit zurückführen. Nach der Hochzeit kommt der junge Künstler in den Besitz des Titels und Reichtums seines plötzlich vom Tode ereilten Vaters und gerade als er seine junge Frau bei Hofe einführen will, tritt die altbekannte Deus ex machina in Gestalt eines Denunzianten auf, der das Vorleben der jungen Frau der Öffentlichkeit enthüllt, infolge dessen das junge Ehepaar sich in freiwillige Verbannung begeben und später in Irrsinn verfallen.

In der berühmten „Statesmen Serie“ ist soeben ein neuer Band „The Life of Prince Metternich“ erschienen, welcher den in den Litteraturkreisen Englands bestens bekannten englischen Oberst S. B. Malleson zum Verfasser hat.

London. H. Pollock.

Spanische Litteratur.

Obgleich sich die Spanier so gern in behaglicher Breite ergehen, in südländischer Überschwänglichkeit den Ossa auf den Pelion setzen und Bild auf Bild zu häufen lieben, besitzen sie doch auch die Kunst in Novelletten kurz und knapp zu sein. Dies hat oft der stets originelle, phantasie- und gemütvolle Fernanflor und jetzt auch der poetisch begabte Mitredakteur der Madrider Epoca, der Verfasser der Historias de amor und der Novelle La seductora, José de Siles in seiner buntfarbigen Sammlung kleiner Novellen und Skizzen gezeigt, die er soeben in Madrid unter dem Titel Un joven sensible herausgegeben. Dieselben sind dem Leben abgelauscht und haben einen poetischen Duft und einen spanisch blühenden Stil. Dies läßt sich

auch seiner in der Revista de España vom 30. September veröffentlichten kleinen Novelle La corona de abalorio (der Glasperlenkranz) nachrühmen, in der ein Glasperlenkranz, in kindlicher Liebe auf das Grab der Mutter gelegt, der trauernden Waise zum Brautkranz wird. — Meister in reizenden Noveletten, aber auch in prickelnden Hofgeschichten, ist ein anderer ehemaliger Redakteur der Epoca, der jetzige Chefredakteur der Dinastía in Barcelona und vorzügliche Kenner der Madrider Gesellschaft, Luis Alfonso. Er ist der Verfasser der ungemein spannenden Dos cartas (Madrid, 1887). Seine Artikel über Kunst zeugen von reifem Urteil und empfehlen sich durch kernige Kürze: sie sind aus unmittelbarem Anschauen der Kunstwerke hervorgegangen, denn gleich Valera, Manuel del Palacio und Perez Galdós erfreut sich Luis Alfonso des in Spanien heutzutage seltenen Vorzugs, ein weitgereifter Schriftsteller zu sein. Obgleich ein Sohn Valencia's, hat er in seinem Stil doch etwas von den Franzosen an sich. Er ist die Anmut, die Grazie, die von ihm oft bekämpfte Galizierin Emilia Pardo Bazán dagegen die Derbheit und herbe Frische. — Der spanische Humor, dem die Madrider Witzblätter La risa und El Quijote dienen und der in den kurzen, spruchartigen Humoradas des Campoamor eine poetische Form annimmt, kommt auch am Schlusse jeder Wochenchronik des geistsprühenden Feuilletonisten José Fernández Bremón in der Ilustración española y americana, sowie in der humoristischen Ecke der spanischen Zeitungen, in der sogenannten Abteilung De sobremesa oft treffend zur Geltung. Aber auch deutscher Witz in Wort und Bild wird von den Spaniern geschätzt: das Centro artístico von Granada hält mit Vorliebe die „Fliegenden Blätter". — Der Catalane Melchor de Palau hat seinen vielen Cantares neue hinzugefügt, die ihn nächst dem verstorbenen Ventura Ruiz Aguilera zum bedeutendsten Spruchdichter von Spanien machen. In den Cantares hat sich auch der Malagueñer Narciso Diaz de Escovar, der nebst Antonio Alcalde y Valladares zumeist als Sieger gekrönte andalusische Dichter, mit vielem Glück versucht. Er nennt seine neuesten Cantares Notas perdidas. —

In ihrer Einfachheit ergreifend sind die Lieder des andalusischen Romandichters Pedro Antonio de Alarcon. Hier zur Probe das in der schönen Form der seguidillas geschriebene Gedicht

Das Geheimnis.

„O nein, nicht sterben möcht' ich."
Rufet das Mädchen
Und streckt nach seiner Mutter
Die beiden Händchen,
Die glüh'n vom Fieber,
Zwei weißen Lilien gleichend,
Verdorrt vom Winde.

Die Mutter, sie verharret
In Todesschweigen . . .
Ach, wenn sie spräche, würde
Sie Meere weinen!
Sie küßt ihr Liebstes
Und noch ein Lächeln heucheln
Ihm ihre Lippen.

Es hängt an ihrer Mutter
Hals sich die Tochter
Und in ihr Ohr dann raunt sie
In dumpfem Tone,
Vor Schreck erbleichend
Und bebend: „Mutter, Mutter,
Hör' ein Geheimnis!"

„Weißt Du, weshalb vor'm Sterben
Ich so erzittre?
Weil sie dann gleich mich tragen
Hinaus zum Friedhof
In weißem Kleidchen . . .
Mir graut, mich dort zu schauen
So ganz alleine!" —

„O Du mein Herzenskindchen,"
Schreit laut die Mutter,
„Gott will, daß Du mir lebest,
Und gingst zur Gruft Du,
Hab' Angst nicht, Kleine:
Du bleibst dann auf dem Friedhof
Doch nicht alleine!"

Der Dichter dieses Liedes, Pedro Antonio de Alarcon, ist echt menschlich und katholisch zugleich. Mit ihm, dessen vielbewunderter Roman El escándalo in Frau Auguste Rolfs in Wiesbaden eine gewandte Übersetzerin, aber seltsamerweise noch keinen Verleger in Deutschland gefunden, hat der Nestor der catalanischen Poesie, Joaquim Rubió y Ors, das katholische Gefühl, aber nicht den Sinn für die Kürze gemein. Seine Gedichte sind voll spanischer Beredtsamkeit, ritterlicher Romantik und patriotischer Wärme. Er ist der verdienstvolle Bahnbrecher der catalanischen Litteratur und in dem Lande, das einst glänzende corts de amor (Liebeshöfe) besaß und seine jochs florals (Wettspiele der Poesie) wieder errungen, wird demnächst seine 50jährige Vermählung mit der catalanischen Muse, die er aus tiefem Schlummer zu neuem Leben erweckt, durch eine Jubiläumsausgabe seiner Gesänge gefeiert werden. „Langer Atem — schöne Seele" schrieb einmal Richard Wagner einer Sängerin ins Album. Dies gilt auch von den Liedern des Barceloneser Sängers. Wenn auf einen seiner Dichter, ist Aragon stolz auf ihn, den Sänger seines Ruhmes, der im Liede den Wappenschild des Grafen Vifredo el Velloso feiert, auf den Karl der Kahle mit des Grafen eigenem Blute die Balken Aragons gemalt. Während Gaspar Nuñez de Arce dem Mönch von Wittenberg ein ernstes, gedankentiefes Epos gewidmet, das den Protestanten fast noch mächtiger als den Katholiken ergreift, hat Rubió y Ors ihn zum Gegenstand, aber nicht zum Helden eines das Leben des Reformators von 1518 bis zu seinem Tode umfassenden catalanischen Dramas gemacht (Luter. Quadros histórich-dramátichs, en prosa y vers, Barcelona 1888), und zwar so, daß die katholischen Kreise an diesem mit Bewilligung der geistlichen Behörde dem frommen catalanischen Volk ausgestellte Lutherbild ihre Freude haben müssen. Ein Porträt Martin Luthers à la Herrig oder Otto Devrient wird übrigens auch niemand von einem echten Catalanen erwarten. Seinem 1aktigen dramatischen Gemälde Gutenberg, welches 1887 in Barcelona zugleich catalanisch und castilianisch erschien (das Castilianische von Frederich Baraibar) wird aber jeder Gebildete gern Anerkennung zollen. —

In Barcelona ist vor Kurzem das herrliche Denkmal des Entdeckers von Amerika enthüllt worden. Uns aber lockt aus dem sang- und industriereichen Catalonien nach dem spanischen Südamerika, zu den Dichtern, die in ewig grüner Zone unter Palmen singen, ein schönes Buch: die Recuardos de Venezuela des colombianischen Schriftstellers Doktor Diógenes A. Arrieta (Caráras, 1888). Es ist eine dankenswerte Gabe der beschreibenden Muse: Reiseschilderungen, Geschichte und Poesie vereinen sich hier zu einem duftigen, farbenprächtigen Strauß. Das Schönste darin ist eine Seerose: das Kapitel, dem Sänger von Coquibacoa, José Ramón Yépes, gewidmet, der an den Ufern des Sees von Coquibacoa geboren, die Schönheiten desselben besang und in seinen Wellen unterging.

Johannes Fastenrath.

Zur hellenischen Litteratur.

Ἡ Συνωμοσία τοῦ Φιέσκου ἐν Γενούῃ, δημοκρατικὴ τραγῳδία ὑπὸ Φρειδερίκου Σχιλλέρου. Μεταφρασθεῖσα ἐκ τῆς Γερμανικῆς εἰς τὴν Ἑλληνικὴν γλῶσσαν ὑπὸ Βερνάρδου, Πρίγκηπος διαδόχου τῆς Σαξωνίας-Μάϊνιγγεν. Berlin, gedruckt bei Unger 1888, Verlag von Karl Beck in Athen. 8°. 176.

Eine hellenische Übersetzung des Schillerschen Dramas „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua" von einem deutschen

Fürsten! Wahrlich, eine nie dagewesene Erscheinung in der Litteratur. Und welche Übersetzung eines Werkes, das mehr als viele andere reich ist an Schwierigkeiten für eine Übertragung ins Hellenische, selbst für Eingeborene, die des Deutschen noch so kundig sind! Der flüchtigste Blick über jede Seite dieses „republikanischen Trauerspieles" zeigt die Klippen und Untiefen, die hier dem Übersetzer entgegenliegen. Sie zu überwinden, so zu überwinden, wie Se. Hoheit der Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen es vermocht hat, erfordert die umfassendste Kenntnis des fremden Idiomes bis in die verborgenen Winkel der Dialekte hinein und zugleich eine geistige Spannkraft in der Verwertung des Sprachmateriales, wie sie nur wenigen zu eigen ist.

Die hellenische Sprache ist durch diese litterarische That wie mit einem Ritterschlage zu der Anerkennung gelangt, welche dies edle Idiom schon längst verdient hat, denn sie ist die echte, unverfälschte und unvermischte Sprache der Griechen, in einer Form, zu der sie in ihrer Entwicklung, in der Anpassung an die moderne Denkweise und an das heutige riesige Gedankenmaterial mit Notwendigkeit gelangen mußte, und von einem Reichtume und einer Schönheit, von welchen nur derjenige eine Idee haben kann, der sich liebevoll und eingehend mit ihr beschäftigt hat; denn nicht nur gehört das gesamte Material der gegenwärtigen Sprache dem alten Sprachschatze an, wenn auch natürlich oft in weiter entwickelter Bedeutung der alten Wörter, sondern der ganze antike Wortvorrat steht der neueren Sprache in ungleich höherem, unmittelbarem Maße zur Verfügung, wie den fremden Völkern, die unablässig aus diesem unversiegenden Borne schöpfen, — neben diesen aber noch der schier unermeßliche Reichtum der Dialekte, die zum Teil bis in die ältesten historischen Epochen zurückreichen, ja sich jeglicher Zeitbestimmung entziehen.

So wird nunmehr auch wohl die Zeit nicht fern sein, in welcher man an diesem Juwel von Sprache nicht mehr nasenrümpfend vorübergehen, sondern es für würdig befinden wird, an Universitäten neben Altfranzösisch, Altenglisch, Altbulgarisch u. s. w., wie neben Kaffern- und Hottentotensprachen zum Gegenstande gelehrter Studien zu werden.

Einem deutschen Fürsten war es vorbehalten, hierin die Führung zu übernehmen und zwar in einer Weise, welche die Bewunderung aller Kenner in hohem Maße in Anspruch nimmt. Die hellenische Presse hat daher auch in ihren ausgezeichnetsten Organen die freudigste Überraschung und die ehrendste Anerkennung zum Teil in sehr ausführlichen Besprechungen dieser Musterleistung seitens der berufensten Sprachforscher und Litteraturkenner ausgedrückt und auch nicht unterlassen die wenigen Unebenheiten anzuführen, die zur gänzlichen Vollendung der herrlichen Arbeit zu beseitigen sind. Wir nennen hier beispielsweise die sehr ernste Wochenschrift Νέα Ἡμέρα, die in vier Nummern lange Artikel bringt, welche in nahezu erschöpfender Weise über diese seltene Leistung sich verbreiten und sie den Hellenen zur Nachahmung anempfehlen. Auf diese vier Nummern (708 bis 11 vom 7., 14., 21., 28. Juli 1888) sei hiermit auch für diejenigen hingewiesen, die etwa geneigt wären, behufs Übung im Hellenischen oder aus sonstigen Gründen, mit einer Vergleichung der beiden Texte sich zu beschäftigen.

Diese vier großen Artikel überheben uns jeder weiteren Kritik, da sie das Werk eingehend beleuchten. Über die Wiedergabe einzelner Wörter oder Stellen wird man dabei immer noch anderer Meinung sein dürfen, wie denn nach unserer Ansicht

pag. 6. *περὶ καταράτων πριγκηπισσῶν* nicht „verwünschte" (pop. verwunschene), d. i. „ver- oder bezauberte Prinzessinnen" bezeichnet, sondern „verfluchte";

pag. 9 *ἡ καλλιτέρα μεσίτρια* die „abgefeimteste Vermittlerin" nur schwach andeutet;

pag. 11 *τὸ φόρεμα μου* für die Situation wohl sehr stark erscheint, zumal die gemeinte „Garnierung" zutreffend durch *παρυφή, παρύφασμα* bezeichnet wird;

pag. 42 *ἐργολάβοι* für „Stutzer" weit von einander abliegen;

pag. 59 eine vornehme Flotte uns mehr als eine „imponierende" erscheint, welche Nuance in dem gebrauchten *δύνατος* nicht zum Ausdruck gelangt, was auch bei wurmte ihn (71) als *ἔκαμεν ἐντύπωσιν εἰς* ... der Fall ist, wo der Begriff „ärgerte" völlig verdeckt bleibt, u. a. m.

Nicht angenehm berührt der sehr häufige Gebrauch von italienischen Fremdwörtern. Beim Mohren, der sich in den untersten Schichten der Bevölkerung bewegt, mag das als berechtigt erscheinen; aber Fiesco brauchte nicht *ὁ μπέστιας* für „die Bestie" (25) zu sagen, noch Andreas *ἐκοστισε* für „kostete" (68). Störend wirkt auch die ganz außerordentliche Anzahl von Druckfehlern, großen und kleinen, die wie Sommersprossen über das schöne Antlitz dieser sauberen Schöpfung verbreitet sind und bei einer neuen Auflage wohl in Wegfall kommen werden.

Zeitschrift der „Philhelleensche Vereeniging" zu Amsterdam. Heft 1 erscheint im Januar 1889.

Das Beispiel Sr. Hoheit des Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen hat schneller zu praktischen Folgen geführt, als selbst der eifrigste Philhellene hatte erwarten können. Es hat sich in Amsterdam eine Anzahl hervorragender Männer zusammengethan, die unter obigem Namen einen Verein stiftete, dessen Zweck ist, dem Studium des Griechischen mehr Umfang, Tiefe und Einheitlichkeit zu geben und es fürs Leben fruchtbringender zu machen dadurch, daß ihm die gesprochene Nationalsprache zugrunde gelegt wird, nicht bloß in Holland, sondern in allen Ländern, in welchen das Griechische Lehrgegenstand des höheren Unterrichtes ist. Wir entnehmen dem Juniheft 1888 der Zeitung „Conjunctis viribus" einige Angaben über die Vorgeschichte des Vereins, um sodann seinen selbstgestellten Aufgaben etwas näher zu treten.

Nachdem am 17. März d. J. eine erste Besprechung über die Stiftung eines solchen Vereines stattgefunden, konnte schon am 14. April die zu diesem Behufe ernannte Kommission, bestehend aus den Herren Dr. Abresch, Dr. H. C. Muller, beide in Amsterdam, und A. J. Flament in Maastricht, der unter dem Vorsitze des Herrn Prof. Dr. A. H. G. P. van den Es zusammengetretenen Vereinigung berichten, daß der Bestand der Gesellschaft gesichert sei, zahlreiche holländische und fremde Gelehrte und Philhellenen ihren Beitritt zugesagt hätten. Von den in Holland lebenden Gelehrten wurden zunächst genannt die Herren Prof. Valeton, Dr. H. C. Rogge, Amsterdam; Dr. Hoogvliet, C. Bosmaer, Haag; Dr. Burgersdijk, Deventer; Prof. Dr. Kern, Leiden; Dr. E. Mehler, Zwolle; Archivar J. Habets, Maastricht, und die Frau Hauptmann Zwaanswijk, Nymegen, über die wir im nächstfolgenden Artikel berichten.

Aus dem Auslande erklärten ihren Beitritt sofort: Herr A. R. Rangabé, früherer hell. Gesandter in Berlin, jetzt in Athen, der zum Ehrenpräsidenten erwählt wurde; sein Sohn Kleon Ran-

gabé, hell. Gesandtschaftsrat in Sófia; Herr Angelos Wlachos, hell. Gesandter in Berlin; Dr. Joh. Pervánoglos, Athen; B. N. Bulgaris, Athen; der Dichter Georgios Drossínis, Athen; Prof. Vergotis, Argostoli; Dr. Pharmakópulos, der Übersetzer von Büchners berühmtem Buche „Kraft und Stoff"; Prof. Dr. Aug. Boltz, Darmstadt; Const. Reyer, Triest u. a. Die Gesamtzahl der Mitglieder belief sich bis zum 15. September, an welchem Tage ein allgemeiner Kongreß zu Amsterdam abgehalten werden sollte, auf einhundertundzwanzig.

Inzwischen waren Se. Hoheit der Kronprinz Konstantin von Griechenland und Se. Hoheit der Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen zu Ehren-Protektoren ernannt worden und hatten auch die ihnen dadurch zugedachte Huldigung angenommen. Der Verein legte sofort energisch Hand ans Werk und war somit in der Lage, bei dem nunmehr am 15. September stattfindenden Kongresse die folgenden Hauptpunkte zur Diskussion zu stellen und deren Annahme herbeizuführen:

1. Ernennung von Korrespondenten des Vereines in den Residenzen aller unabhängigen Staaten mit der Aufgabe, den Zweck der Gesellschaft durch die Presse kund zu geben, desgleichen durch geeignete Mittel zur Förderung ihres Zieles beizutragen, sei es durch Einwirkung auf die öffentliche Meinung und die Behörden oder auf die Leiter aller derjenigen Anstalten, an welchen das Griechische gelehrt wird.
2. Herstellung einer griechischen Normal-Grammatik und eines solchen Wörterbuches für die alte und die neue Sprache, zugleich für die verschiedenen Länder in deren Sprachen unter Beihilfe aller Mitglieder.
3. Besprechung über die besten Wege, die Kenntnis und Verbreitung der gegenwärtigen nationalen Aussprache, als der allein richtigen, für alle Nationen gleich einheitlichen und nutzbringenden, zu fördern, resp. die Einführung derselben an allen Lehranstalten der Welt herbeizuführen.
4. Herausgabe einer besonderen Zeitschrift zu diesem Zwecke, in welcher Arbeiten in französischer, englischer, deutscher, lateinischer oder griechischer Sprache aufgenommen werden, in jedem Hefte aber bestimmt eine griechische. Artikel in anderen Sprachen können Aufnahme finden.
5. Die Herren Prof. Dr. Aug. Boltz zu Darmstadt, Const. Reyer zu Triest und G. Valieri zu London, auf Grund ihrer ganz außerordentlichen Leistungen für die hellenische Sache werden zu Ehrenmitgliedern ernannt. — Alle diese Punkte fanden einstimmige Annahme.

Das demnächst erscheinende Heft 1 der Zeitschrift wird folgende Nummern enthalten:

Streng Wissenschaftliches: Prof. Dr. Aug. Boltz: Das hellenische Zeitwort. Etymologie des Wortes *álogon*, Gaul. — Prof. Dr. Kern: Zur Aussprache des Hellenischen. — Prof. Dr. C. Salvadori in Lodi: D'una lingua internazionale. — Prof. Dr. A. P. Pharmakópulos in Neapel: L'Italia e la Grecia. — Prof. Dr. N. Dóssios in Galacz: *Περὶ ἑλληνικῶν ἀποικιῶν*. Weitere Artikel von Frau Zwaanswijk, den Herren Flament, Muller u. a.

Belletristisches: Gedichte von Georgios Drossínis mit deutscher Übersetzung von Aug. Boltz; *Μυθάριον* von Frau Zwaanswijk; — Demotische Dichtungen (Insel Spetsa) u. a. von den Herren Flament, Muller u. a.

Buchbesprechungen, Kataloge, Allerlei. — Interessantes Material für die folgenden Hefte ist reichlich vorhanden.

Herr Dr. H. C. Muller hat sich inzwischen an der Amsterdamer Universität als Privatdocent für Hellenisch habilitiert und in seiner Antrittsrede das Thema „Hellenisch als internationale Sprache" behandelt. Er wird im Wintersemester 88/89 lesen:

a) holländisch: über die belletristische hell. Litteratur in Vergleichung mit anderen Litteraturen;

b) hellenisch: über hell. Sprache und Grammatik.

Indem wir diese Thatsachen zur allgemeinen Kenntnis bringen, bitten wir alle Freunde nützlicher Studien um rege Anteilnahme und um gefällige Weiterverbreitung des Mitgeteilten und gehen nunmehr zur Besprechung weiterer Einzelwerke über.

Korte Leidraad voor het leeren der hedendaagsche Helleensche Taal, door Mevr. M. Zwaanswijk, Nymegen 1885. gr. 8°. 95. (Kurzer Leitfaden für das Erlernen der gegenwärtigen hellenischen Sprache von Frau Hauptmann M. Z.) Herrn Dr. phil. J. Pervánoglos in Athen gewidmet.

Frau Hauptmann M. Z. ist Wittwe und beschäftigt sich seit Jahren in umfassender Weise mit dem Studium alter und neuer Sprachen, deren mehrere sie wunderbar schön schreibt. Auch das gegenwärtige, der antiken Sprache so nahe stehende Hellenisch nimmt einen hervorragenden Platz in ihren Studien ein. Die Dame hat Hellas bereist und ist im Besitze einer ausgiebigen Kenntnis des Landes, der Sprache und der hellenischen Litteratur. Der Wunsch, auch Anderen die Kenntnis dieser wunderherrlichen Sprache zuzuführen, hat sie veranlaßt, für ihre Landsleute dies schmucke Buch herzustellen. Sie hat zu diesem Zwecke die besten ihr bekannten Materialien benutzt und bespricht in drei Abschnitten 1) den historischen Wert der heutigen hellenischen Sprache, wobei sie die durchaus wohllautende Aussprache einer sorgfältigen Untersuchung und Vergleichung unterzieht und auch eine kurze grammatische Übersicht giebt; 2) Die hellenische Hochsprache und deren Verhältnis zu den Volksmundarten, mit Musterstücken aus den vier verschiedlichen Stylarten aus Zeitschriften und Büchern in Poesie und Prosa, im ganzen nach dem Buche „Die hellenische Sprache der Gegenwart" von Dr. Aug. Boltz, Darmstadt 1882, welchem auch eine Anzahl der Probestücke entlehnt ist, die sie mit einer wackeren holländischen Übersetzung versehen hat; 3) Die hellenische Sprache als Weltsprache. Wenn die geehrte Verfasserin hierbei auf das verschrobene Volapük kommt und desselben rühmend erwähnen konnte, so ist es mir leider versagt, ihr auf dieses Gebiet zu folgen, da mir für die Wertschätzung dieses Machwerkes jegliches Verständnis abgeht. Die Zeit ist nicht mehr fern, ja sie ist allem Anschein nach bereits im Erscheinen, in welcher dies klägliche Sammelsurium von dem Schicksal des ihm zukommenden gänzlichen Vergessenseins betroffen werden wird. — Die Darstellung des Hellenischen aber verdient alle Anerkennung. Es wäre wohl zu wünschen, daß recht viele Damen, auch deutsche, denen Muße und Genie wahrlich genug zu Gebote steht, so ehrenwerten und lohnenden Studien sich widmen möchten. Das Beispiel der Dame Zwaanswijk darf allen durchaus als Muster empfohlen werden.

Grieckenlands dichterlijke lente (Griechenlands Dichterfrühling) door Dr. H. C. Muller, Privatdozent des Hellenischen an der Universität Amsterdam, 1888, gr. 8°, 31.

Die Absicht des Verfassers dieser flott geschriebenen Übersicht der neueren dich-

terischen Erzeugnisse der hellenischen Litteratur ist, seine Landsleute mit einigen hervorragenden litterarischen Erscheinungen aus Hellas bekannt zu machen. Er weist auf das Aufblühen der dichterischen Begabung eines Volkes hin, das vier lange Jahrhunderte unter dem unerhört harten und grausamen Türkenjoche geseufzt und dennoch weder den Glauben gewechselt noch seine Sprache — das unverfälschte Hellenisch seiner Vorväter — verloren hat. Er zeigt bei dieser Gelegenheit auf den Anteil hin, welchen auch Nichtgriechen daran haben, daß diese Frühlingsblüten der Poesie in Europa mehr und mehr bekannt wurden und geschätzt werden. Zu diesen dürfen wir ihn gleich selber rechnen, da er seiner anmutigen Darstellung eine stattliche Anzahl höchst gelungener metrischer Übersetzungen beifügt, die den feinsinnigen Dichter wie den Meister der Sprache — der seinigen sowohl wie der der Hellenen — zugleich verraten.

Herr Muller holt freilich etwas weit aus. Er beginnt nämlich das Wiedererwachen der neueren hellenischen Dichtung mit Rhigas (1754—98), dessen patriotisches Lied „De Nieuw-Grieksche Marsellaise *(Δεῦτε παίδες τῶν Ἑλλήνων)*" er in mustergültiger Weise wiedergiebt, geht dann auf den Sänger der Liebe und des Weines Athanasios Christópulos (1772—1847) über, aus dessen Sammlung Aug. Boltz eine Anzahl der schönsten Liebes- und Trinklieder auch ins Deutsche übersetzt hat (Leipz., W. Friedrich, 1884), giebt sodann das tiefgefühlte Mailied von Elias Tantalídis (1818—1876; deutsch von Aug. Boltz, ibid. p. 152) und geht des näheren auf Alex. Sutsos (1803—63) ein, dessen größere Dichtungen „Aan Koning Otto van Griekenland" (Jan. 1833) und „Griekenland" er ganz und schön übersetzt hat.

Von A. R. Rangawis (Rangabé) bringt er den „Soldatenkoor" und eine Parabase aus der Komödie „De Bruiloft van Kutrúlis", zwei Stücke, die keine geringen Anforderungen an den Übersetzer machen.

Diesen Musterstücken folgen bibliographische und litterarische Anmerkungen zu den obigen Dichtern und deren Werken, samt Angaben über etwaige Übersetzungen derselben, welche die große und sichere Belesenheit des Herrn Verfassers bekunden.

Derselbe Herr Dr. H. C. Muller bringt in der eleganten Wochenzeitschrift „De Amsterdamer", Nr. 582 von 1888 bei Besprechung der verdienstvollen, billigen und guten „Bibliothek der Gesamt-Litteratur des In- und Auslandes" von Otto Hendel zu Halle, eine Anzahl ausgezeichneter metrischer Übertragungen nach dem von Dr. Haak herausgegebenen Hefte „Ungarische Lyrik" von Alex. Kisfaludy bis zur gegenwärtigen Zeit, und zwar von Kisfaludy „Der Hirt", von Franz Mentovich das allerliebste Lied „Das Leben"; von dem bekannten Romanschriftsteller Moritz Jokai das satyrische Gedicht „Ungarische Magnaten", das unter Veränderung der Überschrift auch noch auf andere Länder passen dürfte; von Paul Guylai das rührende „Nur noch einmal"; das reizende Frühlingslied „Der Frühling" von Koloman Lißnay, und ein echtungarisches „Volkslied", und weist so seinen Landsleuten den Weg zu einem vollsprudelnden Born wahrer Poesie. Über mehrere andere seiner Schriften wird ein anderes Mal Bericht erstattet werden.

Prof. Carlo Salvadori in Lodi: D'una Lingua internazionale. (Lodi 88.)

Der Verfasser dieses Flugblattes geht von der Notwendigkeit einer allgemeinen höheren Weltsprache aus, die zunächst als Verständigungsmittel unter Gebildeten oder Gelehrten dienen soll. Die hierzu erwählte darf aber nicht ein aus Laune oder individuellem Gutdünken zu-

sammengewürfeltes Volapük sein, sondern muß vielmehr eine feine, möglichst vollendete historische Sprache sein, die in ihrem Bestande die geistigen Errungenschaften großer Kulturepochen früherer Generationen eingeschlossen trägt. Indem er somit das gänzlich unbrauchbare Volapük mit triftigen Gründen ablehnt, kommt er auf die ihm zunächst bekannt gewordenen Bemühungen Const. Reyers in Triest, der das Hellenische zu gleichem Zwecke empfiehlt (Schriften von 1886). Da nun schon vor diesem die Arbeiten von Aug. Boltz („Die hellenische Sprache der Gegenwart", II. Auflage, 1882, und „Hellenisch, die Weltsprache der Gelehrten", 1888) in Deutschland und die oben besprochene schöne Leistung der Frau Zwaanswijk in Holland erschienen waren, so nimmt er auch für Italien die Frage auf und will, statt der alten, die gegenwärtige Sprache der Hellenen in die Schulen eingeführt sehen, weil die alte, bei großer Schwierigkeit der Erlernung gar viel Überlebtes, praktisch Unverwendbares enthält, den geistigen Bedürfnissen der Gegenwart hingegen in keiner Weise mehr genügt und weil ferner ihr litterarischer Inhalt den Gebildeten aller Völker in meist vorzüglichen Übersetzungen zugänglich gemacht ist, während die lebende hellenische Sprache den ganzen Sprach- und Ideenschatz des Altertums in sich trägt, plus alles dessen, was die Entwicklung der Neuzeit mit sich brachte, dabei leichter und sicherer zu erlernen ist als die antike, schon aus dem Umstande, daß sie noch von 5 Millionen Menschen als Muttersprache geredet wird, und die Kenntnis derselben auch das Studium der alten Sprache ganz wesentlich erleichtert und lebensvoll gestaltet.

Salvadori geht nunmehr des Näheren auf Reyers System einer „Lingua e Grammatica Una" ein, dessen Einzelheiten wir der Muße der sich dafür Interessierenden empfehlen.

Fremdländische Blumen. Eine Sammlung mustergültiger metrischer Übersetzungen von modernen Autoren. Gesammelt und geordnet von Georg von Schulpe. Leipzig, W. Friedrich, 1888.

Der sprachenkundige Herausgeber will — gewissermaßen in Nachahmung der A. W. v. Schlegelschen „Blütensträuße der italienischen, spanischen, portugiesischen Poesie" (Vorrede IX) in dieser Sammlung das Beste vereinigen, was die neueste deutsche Übersetzungskunst aus der alt- und neuhellenischen Litteratur, sowie aus der französischen, englischen, spanischen und orientalischen geliefert hat.

Er schickt jeder dieser Abteilungen eine Besprechung hervorragender litterarischer Erscheinungen sowie deren Übersetzer voran, indem er die Leistungen der letzteren charakterisiert; fürs Hellenische speziell die der Herren Aug. Boltz, O. A. Elissen, Emanuel Geibel und Georg von Schulpe, und aus deren Veröffentlichungen einige, sehr eigenartig gewählte Stücke beibringt, die allerdings immerhin sein Urteil bestätigen, daß „es unläugbar ist, daß die hellenische Litteratur, was die Volkslieder angeht, zu den reichsten und schönsten gehört... Das Volkslied ist der Jungbrunnen der neuhellenischen Poesie; in unerschöpflichem Reichtum quillen seine Silberfluten uns entgegen und erquicken nun auch die Flur der deutschen Dichtung. Und diese junge, blühend frische Litteratur wird immer üppiger und voller sich entfalten..." Je mehr, fügen wir hinzu, sie allgemein bekannt und dem deutschen Leser zugänglich gemacht wird.

Da ist von Boltz: das (tief sympathische) Weib des Schiffers, die Freundschaft, (was ist) die Liebe, zwei kleine Liedchen und das üppige Lied der Nixe (Neráïda); aber wie viele andere schöne Lieder von Christópulos, Drossínis u. a. hätten ihm noch zu Gebot gestanden! Von

seinen eigenen Übersetzungen giebt er eine Anzahl kleinerer Lieder, von welchen gar manche schon anderweitig übersetzt, aber von großer Anmut sind. Von Geibel bringt er nur ein (unvergleichlich schönes) Mädchenlied, aber mit einer vom Original (Ausg. v. 1883, IV., pag. 122) seltsam abweichenden Interpunktion, wie sie auch an anderen Stücken verübt ist. — In ähnlicher Weise und in ebenso eigenartiger Auswahl folgen dann die anderen Litteraturen, die wir hier übergehen dürfen. Erwähnt sei nur noch, daß der Herausgeber das Buch des Berichterstatters: „Beiträge zur Völkerkunde aus Wort und Lied", 1868, enthaltend über 100 poetische Übersetzungen aus zwanzig Sprachen und Dialekten, samt deren Originaltexten, sämtlich zum erstenmale übersetzt, nicht zu kennen scheint. Er hätte hier manche kostbare Perle für seine Sammlung finden können.

Dr. Julius Centerwall: Från Hellas och Levanten, Strödtog till lands och vatten i Grekland och mindre Asien. Stockholm.

Von diesem vorzüglichen Reisewerke, dessen erste Lieferung gleich nach ihrem Erscheinen im Juliheste d. J., Seite 295, besprochen wurde, liegen nunmehr auch die Hefte 2—6 vor, die ebenso sauber gedruckt wie schön und neu illustriert, ebenso anmutig und frisch geschrieben wie lehrreichen und interessanten Inhaltes sind, wie Heft I. Sie werden jeden Leser gewiß befriedigen. — Erwähnt seien noch die gehaltvollen, umfassenden und gar schön geschriebenen drei Aufsätze in der Wochenschrift

Νέα Ἡμέρα, ἀρ. 707—709: *Ἡ ὀκτακοσιετηρὶς τοῦ ἐν Βονωνίᾳ πανεπιστημίου καὶ τὰ νῦν ἐν Εὐρώπῃ πανεπιστήμια* (die 800jährige Feier der Universität Bologna und die gegenwärtigen Universitäten Europas) von dem Gelehrten Dr. *Εὐγένιος Ζωμαρίδης*, gegenwärtig in München, sowie das Erscheinen einer neuen verbesserten Auflage von

Ἐρεύναι καὶ εἰκασίαι περὶ Βλοσσίου καὶ Διαφάνους ὑπὸ Μάρκου Ῥενιέρη (Forschungen und Ansichten über [den Philosophen] Blossios und den [Rhetor] Diophanis). Athen, 1887, 8°, 225, von Markus Rhenieris, früher hellenischer Gesandter in Konstantinopel, gegenwärtig oberster Chef der Nationalbank zu Athen, über welches tief angelegte Werk noch später zu berichten sein wird, ebenso wie über das reichhaltige Werk

Gustave d'Eichthal: la langue Grecque. Mémoires et notices. Précedé d'une notice sur les services rendus par Mr. G. d'Eichthal à la Grèce et aux études grecques par le Marquis de Queux de Saint-Hilaire, herausgegeben von seinem Sohne, Herrn Eugène d'Eichthal. Paris, Hachette & Co., 1887, 8°, 426. Ferner die neue, sehr veredelte Auflage von

Σαικσπείρου Ἀμλέτος, τραγῳδία μεταφρασθεῖσα ἐμμέτρως ἐκ τοῦ Ἀγγλικοῦ, ὑπὸ Δημητρίου Βικέλα, ἐν Ἀθήναις 1888, welcher vor kurzem neue Auflagen auch von *Ῥωμαῖος καὶ Ἰουλιέτα* und *Ὀθέλλος* vorangegangen sind, und die ganz vorzügliche Schrift von Herrn

P. Egenolff: Die orthographischen Stücke der byzantinischen Litteratur. Wissenschaftliche Beilage zu dem Programm des großherzoglichen Gymnasiums zu Heidelberg für das Schuljahr 1887/88. Leipzig, Teubner, 1888, 4°, 32.

Darmstadt, 15. Oktober 1888.

Aug. Boltz.

Portugiesische Litteratur.

Bibliotheca das sciencias sociaes. Historia da Civilisação iberica von J. P. Oliveira Martins. Erster Band der Civilisação Peninsular. (Lisbôa-Livraria Bertrand.)

Wissen, Studien und Fleiß sind die

Hauptfaktoren, die dem Verfasser bei seinem großen Unternehmen, „Sciencias Sociaes“ zur Seite stehen. In der Einführung des Buches, das aus fünf Sonderteilen besteht, schildert er uns zunächst Land, Stamm, Charakter und Geschichte des iberischen Volkes unter afrikanischen — kabylischen — Einwirkungen mit jener Prägnanz der Darstellung, welche nur den besten Geistern eigen ist. Der erste Teil macht uns mit dem Entstehen der Gesellschaft bekannt und beginnt mit dem Eindringen und den Einflüssen der Karthager und Römer auf die iberischen Völker. Nach der Befreiung von römischer Machtherrschaft löste sich Alt-Spanien auf, und diese Umwandlung wird uns im II. Teil veranschaulicht unter der westgotischen Monarchie. (S. 39.) „Es ist viel geschrieben worden über den Einfluß, den die germanischen Rassen über die Völkerschaften lateinischer Civilisation seit den Einfällen ausübten. Es ist über den Charakter dieser Rassen, die auf Tacitus so lebhaften Eindruck machten, gestritten, die Gesetzentwürfe, Sitten, Litteratur und alle Denkmäler sind verglichen worden, um sich zu vergewissern, ob das Primat des Einflusses der neulateinischen Nationen hinanreicht an die Ideen der Römer oder an die Natur der germanischen Völker.“ . . . Am Schlusse einer Abhandlung über die Monarchie heißt es (S. 43): „Spanien wurde erobert, aber nicht germanisiert.“ — Die Verbreitung des Christentums giebt Spanien den sittlichen Halt. Den nachhaltigsten Einfluß gewannen die Araber mit ihrer Toleranz, ihren künstlerischen und litterarischen Begabungen; sie trugen im hohen Grade mit dazu bei, daß weder in den Ideen, noch in den Einrichtungen der Bevölkerung der Halbinsel eine bemerkenswerte Spur von den Sarazenen übrig blieb. — Die Begründung der Nationalität, das jähe Wachsen und Sichentwickeln des iberischen Volkes mit seinen natürlichen, traditionellen Elementen bis zum „spanischen Reich“ erläutert der III. Teil in kraftvollen, gemessenen Termen. — Die ersten Teile beanspruchen unser ganzes Denken, unsere Verstandesschärfe, der vierte Abschnitt enthält die reizvollsten, Seele und Gemüt erregenden Kapitel. Diesen Reiz zu begründen, möchte ich einige Sentenzen aus „O mysticismo“ anführen.

„. . . Das frommgläubige Spanien hat Widerstand gegen die Philosophie; daher erleuchten weder die Forschungen der Wissenschaft, noch die Diktionen der Metaphysik die Seiten seiner Geschichte . . . Der plötzliche, nicht vorbereitete Ursprung, und der sittliche und nicht metaphysische Charakter des spanischen Mystizismus sind der Grund für die neue und ausgezeichnete Gestaltung, welche diese geistreiche Erscheinung in Europa annimmt und die unbestreitbare Quelle der außerordentlichen nationalen Kraft des sechzehnten Jahrhunderts . . . Der Spanier fand in dem Mystizismus eine Grundlage für seinen Heldenmut und machte aus der göttlichen Liebe eine Waffe für seinen Arm. Statt sich dem Himmel hinzugeben mit ganzer Person, trug er in sich die Göttlichkeit, und so gewann er mehr als menschliche Kraft, denn die Kraft seines Willens verwandelte sich in den im Menschen fleischlich gewordenen Willen Gottes.

„Der spanische Mystizismus hat diesen eigenen, einzigen und wahrhaft neuen Charakter; es ist die Bestätigung des menschlichen Willens, es ist der Naturglaube . . . Wie verhält sich der Wille zur Gnade, wie kommt es, daß die Liebe Gottes, unumschränkt und herrschend, dem menschlichen Willen Opfer bringt? Wie kommt es, daß sie zuläßt ein Nichts und daher die Seelenthätigkeit der Menschen zu werden? ‚Die Liebe Gottes,‘ sagt Santa Theresa, ‚leitet und bewegt ge-

wiß den Willen — aber sie ist frei. Der Wert der Seelen beurteilt sich nach der Wahl des Gegenstandes ihrer Liebe und eben deshalb können sie nicht anders als die Freiheit dieser Wahl zu erhalten.' ...

... „Der Mystizismus ist der Herd, wo das Licht sich konzentriert, ist die Quelle, aus welcher die Fähigkeit, die Kraft, der außerordentliche Glaube an den unbesiegbaren menschlichen Willen fließen. Jahrhunderte lang ward die Flamme geschürt, die jetzt sich wie ein Feuer aus der Dunkelheit verbreitet, bis es plötzlich in blitzenden Funken auflodert. Wodurch der mystische Brand im spanischen Mittelalter Nahrung erhielt, war der Krieg gegen die Mozaraber und die ritterliche und biblische Litteratur. El caballero celeste, Cristiano de la estrella brillante etc., sind Titel von Werken, die ohne weiteren Kommentar diese allgemein anerkannte Thatsache beweisen ... Den Unterdrückten verteidigen, den Unglücklichen rächen, ist der heldenmütige Wunsch jedes Menschen. Und Jesus ist der göttliche Unterdrückte, ein Opfer der Juden, die ihn kreuzigten! Der Judenhaß schlug so fest um den Stamm des Mystizismus, wie der Epheu um einen alten Ölbaum.

„... Die Mystiker sind tragisch oder naiv nach der Wahl der spanischen Seelen, die sich aus einer natürlichen Reinheit und aus heftigen Ausbrüchen zusammensetzt. Die Malerei giebt die Violenz in Zurburans, Herreras und Riberas Gemälden wieder, aus düsterm Grunde jach hervorleuchtend, roh, toll, gewöhnlich. Die Reinheit spiegeln Murillos Bilder ab, sie singen in Farben die Lieder der Santa Theresa an ihren „dulcissimo amador;" so wie Riberas Bilder die Visionen und Schreckniße des Heiligen Ignaz von Loyola vor seiner italienischen Reise zeigen.

„Aber in den Malern und den Heiligen hat der Mystizismus noch etwas eigenes, ins Auge fallendes: es ist der Realismus. Die Kritiker haben vielfach den Unterschied zwischen Murillos „Virgens" und Rafaels „Madonas" hervorgehoben. Dem Spanier fehlt das unsagbare Gefühl einer bewegten Idealisierung, welche die Schöpfungen des Italieners belebt. Murillos Jungfrauen sind von dieser Welt — wunderschöne andalusische Mädchen! Die Liebe der Santa Theresa ist auch eine wahre Liebe, nicht eine idealistische Absorption. Die Mystiker fühlen, sehen den geliebten Gegenstand. Die Gefühle sind wirklich, sie übertragen die Bewegungen der Sinne und nicht Zustände der spekulativen Vernunft. Hieraus entsteht ein in scheinbarem Widerstand stehender Charakter, der bei den spanischen Mystikern und vorzugsweise bei den Jesuiten beobachtet wird ... Santa Theresa hat ihre Liebe schon so gefolgert: ‚Pasa esta secreta union en el centro interior del alma, que debe ser adonde está el mismo Deos!'

„... man kann sagen, daß die Spanier eine Religion des Individualismus machten, sie erhöhten dieses Gefühl der Unabhängigkeit, das in der Seele ruht, bis zur Vergöttlichung. Die Gefahren und die verhängnisvollen Folgen dieser Vergöttlichung des Menschen, dieses Umstoßes der hergebrachten Ordnung, lassen nicht auf sich warten; aber es steht hoch über jedem Zweifel, daß ein Volk ohne diese wahnsinnige Extase nie das vollbracht hätte, was Spanien während des sechzehnten Jahrhunderts that. Man kann sagen, daß wir einen Augenblick wie Götter waren, denn wir hatten die Allmacht!"

Hochwichtige historische Monumente bieten die Ursachen des Verfalls und die Entdeckung Indiens. Ergreifend ist die Schilderung der Judenausweisung. Im Jahre 1492 ziehen achthunderttausend Juden weinend aus Spanien fort, sie

ziehen es vor, sich zu verbannen als ihren Glauben abzuschwören:

„Ah! mi amada España
. . . . . .
Pierdimos la madre Sion
Pierdimos tambien España
El nino de consolacion."

Mit Stahlesschärfe zeichnet der Verfasser den untüchtigen, fanatischen, glaubenseifrigen Dr. João III. Eine gewisse Wehmut beschleicht uns beim Lesen des fünften Teiles „As Ruinas" . . . welche die Halbinsel im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert — den Absolutismus und das zeitgenössische Spanien umfaßt, und wo es am Schlusse ungefähr folgendermaßen lautet: „Die Unabhängigkeit der individuellen Charaktere und der Edelmut des Gesamtcharakters gaben und geben Spanien, wenn seine goldenen Zeiten wiederkehren, diesen monumentalen und herrschenden Anblick, der es in der Welt auszeichnet . . . Spanien hat Begeisterung und Bitterkeit hervorgerufen, aber es ward nie mit Verachtung oder Spott angesehen." . . .

Ein vorzügliches Werk, das in seiner knappen, energischen Darstellung uns unendlich viel sagt. Es verdient in alle lebenden Sprachen übersetzt zu werden als unschätzbarer Beitrag zur europäischen Kulturgeschichte. H. Wigger.

An Herrn Wolfgang Kirchbach, Herausgeber des Magazins in Dresden.

Sie bringen an der Spitze von Nr. 43 Ihrer Wochenschrift eine mich betreffende sogenannte „Verwahrung". Dieser kuriose Leitartikel in Ihrem Weltlitteratur-Organ enthält Fälschungen von Thatsachen und irrtümliche Auffassungen. Dieses Alles, wie es sich von einem Redakteur Ihres idealistischen Schlages von selbst versteht, lediglich zur Förderung der Litteratur des In- und Auslandes!

Erlauben Sie, Herr Kirchbach, daß ich Ihrer sothanen Litteratur-Förderung ein wenig in die Parade fahre und Ihre Fälschungen der Thatsachen u. s. w. zur Steuer der Wahrheit aufdecke.

Sie behaupten, ich hätte in der Druckschrift des Berliner (sic) Schriftstellers Karl Bleibtreu „Der Kampf ums Dasein der Litteratur" ein „Inserat" erlassen, in welchem u. s. w.

Erlogen! Diese Druckschrift enthält kein Inserat. Auf der letzten Seite des Umschlages befindet sich eine Liste der in meinem Verläge erschienenen Werke des nämlichen Verfassers, beigeheftet ist ein altes, im Jahre 1887 gedrucktes, in sich selbständiges, 16 Oktav-Seiten umfassendes, Verzeichnis ausgewählter Werke aus meinem Verlag mit sieben ganzseitigen Schriftstellerporträts — also ein Katalog. Diese Liste und dieser Katalog, angebracht an einer Brochüre meines Verlags sind kein Inserat. Sie wissen doch wohl auch, Herr Kirchbach, was ein Inserat ist? Oder falls Sie es nicht wüßten, hätte es Ihnen Ihr Mäcenas und Verleger sagen können. Aber ein so vielwissender Mann, wie Sie, weiß auch was ein Inserat ist. Darum sagte ich: erlogen! Das Wahrheitswidrige Ihrer Behauptung war Ihnen bekannt.

Und nun ziehen Sie aus dem nicht vorhandenen „Inserat", d. h. aus meinem beigelegten alten 1887er Katalog weitere Behauptungen, die einfach grotesk und keines Mannes mit gesunden Sinnen würdig sind. Zunächst die: ich wolle mich ein halbes Jahr nach dem Verkauf des „Magazins" noch als dessen Verleger „fälschlicherweise ausgeben" und Karl Bleibtreu als dessen Redakteur „namhaft machen". Sie betonen noch extra, daß die Druckschrift, welche das „Inserat" mit diesen merkwürdigen Dingen enthalte, „vom Jahre 1889 gezeichnet" sei! Durch diesen vorgespiegelten zeitlichen Zusammenhang wollen Sie mich Ihrem Publikum denunzieren, als hätte ich mir das Besitzrecht eines Blattes angemaßt, an dem Sie Redakteur sind.

Woraus leiten Sie diese unglaublichen Behauptungen ab? Aus dem „Inserat", das nicht vorhanden ist? Natürlich! Das heißt aus dem alten Katalog, der auf seiner 16. Seite unter den in meinem Verlage erscheinenden Zeitschriften auch noch das „Magazin" — und zwar ausdrücklich **56.** Jahrgang, der bekanntlich mit dem Jahre 1887 identisch ist — aufführt — herausgegeben von Karl Bleibtreu! Und wie da noch das „Magazin", so werden an einer andern Stelle dieses selben Kataloges sogar Ihre eigenen Werke, Herr Kirchbach, als meine Verlagsartikel angeführt, obwohl ich Ihre berühmten „Kinder des Reichs" alias „Nord" und „Süd" wegen ihrer gänzlichen Unabsatzfähigkeit zum ungefähren Makulaturwert Anfang dieses Jahres an Ihren Mäcenas und Magazin-Verleger ver-

kauft habe! Doch davon sagen Sie kein Wort, denn Sie würden damit das Antiquierte des Katalogs, in Ihrer Sprache „Inserats", dokumentieren und damit die ausgeschrieene Neuigkeit von „1889" selbst als eine wirklich alte Einfalt Ihrerseits zugeben müssen.

Aber warum ich diesen alten Katalog einer neuen Schrift beigelegt habe? Aus dem einfachen Grund, weil die ca. 200 dort aufgeführten Werke meines Verlags immer noch das Publikum interessieren, auch wenn das „Magazin", wie durch meine anderweitigen eigenen Anzeigen hinlänglich bekannt, von mir abgegeben worden ist.

Aber was bezweckten Sie mit Ihrer total überflüssigen „Verwahrung" und der schließlichen emphatischen Versicherung, daß Sie mein „Verfahren dem Urteile des deutschen Buchhandels u. s. w." anheimgeben wollten?

Geschrei, Wichtigthuerei, Wind, Krakehlerei. —

Es fällt mir und sicher keinem Menschen in der ganzen Weltlitteratur nicht einmal im Traume ein, Ihrem Mäcenas den Besitz seines „Magazins" und seines Herausgeber-Schützlings streitig zu machen.

Zum Schlusse die Bemerkung, daß Ihr Parenthese-Satz, ich hätte für das „Magazin" bestimmte Manuskripte kurzweg für die „Gesellschaft" verwenden lassen, als eine lügnerische Verleumdung bezeichnet werden muß, so lange Sie uns nicht mit Namen und Thatsachen als Beweisen aufzuwarten belieben.

Das ist die Wahrheit Ihrer „Verwahrung", Herr Kirchbach.

Mit der gebührenden Achtung

Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler,
Verleger des „Magazins" vom 1. Januar 1879 bis 31. März 1888.

Nachschrift.

Unsrer sachlichen Berichtigung, die wir unterm 21. Oktober an Sie gesandt, haben Sie die Aufnahme verweigert, und Ihre Gefügigkeit erst vom „Urteile des Richters" abhängig gemacht. Obwohl uns der § 11 des Preßgesetzes zur Seite steht, wollen wir Ihnen und Ihrem Gebahren doch nicht die Ehre einer gerichtlichen Klage anthun. Sie haben sich selbst verurteilt. Das genügt uns!

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad München und Karl Bleibtreu in Charlottenburg.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Conrad Aiken.

Kaiser und Papst.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die kleinen Moraliſten können es den großen Politikern nicht verzeihen, daß dieſen die Menſchen und Völker in allererſter Linie nur Machtmittel ſind — Kriegsmaterial.

Alles was die ſchönen, empfindſamen Seelen der Nichtpolitiker von Humanität, Ethik, Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt u. ſ. w. zeit ihres Lebens zuſammenſchwärmen, rührt den Steuermann nicht, der das Staatsſchiff auf der hohen See der politiſchen Leidenſchaften zu dirigieren hat. Denn auch Humanität, Ethik, Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt u. ſ. w. gelten ihm nur inſoweit als wirkliche Werte, als er ſie für ſeine Kriegszwecke ausbeuten kann. Alle dieſe idealen Dinge ſind ihm gleichfalls nur Machtmittel — Kriegsmaterial. Für den Staatsmann giebt es nur ein Entſcheidendes in ſeinen Schätzungen: die politiſche Brauchbarkeit.

Die modernen Menſchen und Völker ſind die Nachwüchſe und Erben der vergangenen Menſchen und Völker. Die klaſſiſche Geſchichte beweiſt nur dies Eine mit voller Zuverläſſigkeit, daß die ganze Vergangenheit der alten Kulturſtaaten auf Gewalt, Sklaverei, Betrug, Liſt, Irrtum aller Art aufgebaut war.

So lange die Natur den gewalt- und herrſchſüchtigen Inſtinkt in der Menſchheit vererbt und weiterentwickelt zu dem feineren, aber deswegen nicht weniger rückſichtsloſen und grauſamen Willen zur Macht, ſolange die Gegenwart das Ergebnis aller Triebkräfte und Zuſtände der Vergangenheit iſt: ebenſolange wird den beſten unter den herrſchenden Menſchheitsteilen, welche

mit den Konsequenzen der ererbten ungeheuren Summe von Gewaltsamkeiten und Ungerechtigkeiten zu rechnen haben, nichts Höhermenschliches erreichbar bleiben, als die allmähliche Umformung der brutalen Instinkte in feinere, raffiniertere. Sie können das historische Fundament, das den modernen Staatsbau trägt, nicht zerstören, sie können — um bei dem Bilde zu bleiben — nur einzelne Steine mit höchster Vorsicht und Geschicklichkeit herausziehen und durch andere ersetzen, welche eine größere politische Brauchbarkeit und Dauer versprechen.

Seit es eine höchste geistliche Macht und eine höchste weltliche Macht, organisiert im Papsttum und Kaisertum, in Europa giebt, stehen beide notwendiger Weise auf dem Kriegsfuße. Ob der Papst zugleich weltlicher Kleinfürst ist oder nicht, ändert daran nichts. Die Gläubigen und Bekenner der Autorität des Papstes werden immer zugleich eine politische Macht bilden, die sich in den verschiedenen Zeitläuften nur durch größere oder geringere Leidenschaftlichkeit unterscheidet. In keinem Lande werden die Gläubigen der Papstmacht jemals ruhen und rasten, ihren Staat zu einem Herd und Hort der katholischen Machtinteressen zu machen. Sinken ihre Aussichten auf Erfolg in dem einen Lande, so steigen sie in dem andern; werden sie in ihrer blinden Leidenschaftlichkeit in dem einen Lande aufs Haupt geschlagen, so hat in dem andern ihre kühlere Beharrlichkeit Erfolge zu verzeichnen. Der Kriegszustand aber ist dauernd, so lange Millionen und aber Millionen von Menschen zum Papste als gläubige Bekenner aufblicken und auch für den Papst das Sprüchlein Recht behält: Rast' ich, so rost' ich. Glaube und Bekennertum lassen sich nicht unterdrücken und nicht wegdekretieren, sie lassen sich nur im Laufe der Jahrtausende wegbilden.

Dieser Wegbildungsprozeß ist ersichtlich noch nicht weit gediehen. Er wird in jedem Augenblicke unterbrochen, wo die politische Staatsweisheit für ihre Machtzwecke in der Verdunkelung der Köpfe einen größeren Vorteil sieht, als in deren Aufhellung. Denn der Staat kennt nur ein oberstes Gesetz und Ideal: seine Machtfülle zu behaupten und zu erweitern. Der Papst desgleichen. Je nach dem Stande des Kriegsspieles kann deswegen auch der Papst das Banner des Freisinnes entrollen und ein erleuchteter Kaiser den Heerbann der Reaktion aufrufen. Im Kriege gilt jedes Mittel, das Sieg verspricht. Und Krieg ist das Beständige.

In den politischen Gefahren, die das Deutsche Reich umdrohen, gilt der Papst für den Staatsmann genau soviel als er Macht hat, diese Gefahren zu vergrößern oder zu vermindern. Er wird einfach als Kriegsmaterial taxiert. Er ist wertvoll in dem Maße, als die das Reich bedrohenden Nationen durch seinen geistlichen und politischen Einfluß dümmer, blinder,

zerrissener, ärmer und aktionsunfähiger werden. Ein vollkommen katholisiertes, verpäpstetes, von Römlingen geleitetes Frankreich wäre beispielsweise für die Ruhe des Deutschen Reiches heute günstiger, weil ein solches Frankreich nicht leicht den Russen, als den natürlichen Widersacher des Papsttums, zum Bundesgenossen haben kann.

Der aufgeklärteste deutsche Reichsbürger, der daheim nicht Freisinnigkeit genug haben kann, aber doch zugleich in seinem Erwerb, Besitz und Lebensgenuß vor den revanchesüchtigen Franzmännern Ruhe haben möchte, kann also, sobald er sich einmal in die Fuchs- und Wolfsgänge der hohen Politik begeben, nichts sehnlicher wünschen, als daß es dem unfehlbaren Papste gelingen möge, Frankreich so mit Blindheit zu schlagen, daß es ihm alle die Herrlichkeiten offeriert, die ihm das undankbare Italien entzogen hat. Die deutsche Zentrumspartei würde darob vor Neid bersten — und so hätten wir vorerst wieder einmal den schönsten Komödienausgang aus den tragischen Wirrnissen der modernen großen Politik.

Weniger angenehm für die Friedsamen und geduldig Verdauenden würde sich die europäische, d. h. heute die deutsche Lage gestalten, wenn nicht nur Frankreich, sondern auch das schismatische Rußland in das Netzwerk des päpstlichen Obskurantismus sich einfangen ließe. Darauf scheint allerdings der neueste Kriegsplan abzuzielen, den der Stellvertreter Christi auf Erden mit seinen getreuen Jesuiten im Vatikan ausgeheckt. Um Gewalt über das verhaßte deutsche Kaiserreich zu gewinnen, ist Seine Heiligkeit der unfehlbare Papst entschlossen, sogar mit seinem natürlichen Widersacher, dem ketzerischen Papst-Kaiser von Rußland, gemeinsamen Handel zu machen. Um den deutschen Kaiser zu bedrängen und die so jämmerlich verlorene weltliche Herrschaft wieder zu gewinnen, ist der Kriegspartei im Vatikan kein Opfer zu groß — und den schwarzen Dienstmannen der deutschen Zentrumspartei sicherlich auch nicht.

Wie äußerte sich am 11. Dezember 1880 der Schlachtendenker Moltke in seinem Antwortschreiben an Professor Bluntschli über den ewigen Frieden?

„Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Ordnung; die edelsten Tugenden entfalten sich daselbst: der Mut und die Entsagung, die treue Pflichterfüllung und der Geist der Aufopferung; der Soldat giebt sein Leben hin. Ohne den Krieg würde die Welt in Fäulnis geraten und sich im Materialismus verlieren."

Das ist offenbar auch die Meinung des Statthalters Gottes auf Erden im Vatikan. Also Krieg!

Und dazu der Franzos, der Russ', der Türk' und der Papst mit den deutschen Zentrumsmannen im Bunde — gegen Kaiser und Reich!

Karl Frenzel und der Realismus.

Von Conrad Alberti.
(Berlin.)

Jede große geistige Bewegung, wie die unsere eine ist, erringt sich natürlich nicht sofort die Herrschaft, sondern ist der heftigsten Bekämpfung seitens der Gegner ausgesetzt, welche sie aus ihrem Besitztum zu verdrängen droht. Diese Bekämpfung hat zumeist drei Stadien. Im Anfang sucht man die Bewegung lächerlich zu machen, sie durch faule Witze zu töten. Wächst sie trotzdem an, so sucht man sie durch vollkommenes und grundsätzliches Todschweigen zu unterdrücken, man stellt sich, als existiere sie gar nicht. Hilft auch das nicht, so geht man daran sich endlich ernstlich mit ihr zu beschäftigen, indem man ihre Grundsätze ausführlich diskutiert, sie unter Herbeizitierung von Himmel und Hölle zu widerlegen sucht und sich dabei bemüht, ihr Wesen mit oder ohne Absicht so viel als möglich zu entstellen. Schlägt auch dies fehl, so folgt in einzelnen Fällen als letztes Gegenmittel die rohe Gewalt. Der deutsche Realismus ist augenblicklich in das dritte Stadium eingetreten, etwa seit Beginn dieses Jahres. In Broschüren, Zeitungsartikeln, Notizen beschäftigt man sich mit ihm die Männer des Feuilletons und der Wissenschaft suchen ihn immer von neuen Seiten zu betrachten, man kann heute kein Blatt zur Hand nehmen, ohne fast täglich auf die Worte Realismus, Conrad, Kretzer, Bleibtreu, Alberti u. s. w. zu stoßen. Kürzlich hat auch Karl Frenzel wieder einmal Gelegenheit genommen, seine Stellung zu unserer Bewegung in einem neunspaltigen Riesenfeuilleton der „Nationalzeitung" festzulegen. Wir haben die unsere ihm gegenüber bereits in Heft 10 dargelegt, und wir wiederholen: Karl Frenzel ist von der gesamten Bourgeoispresse der Einzige, für den wir Hochachtung empfinden können und müssen, der einzige ehrenwerte Charakter unter all jenem perfiden Gesindel. Dieses besteht fast nur aus bewußten Fälschern und Lügnern, welche unsere Grundsätze wider besseres Wissen zumeist ins Gegenteil verkehren, um sie dann als verwerflich hinzustellen — die alte Taktik aller Buben und Schurken. Uns, die Vorkämpfer des Rechts der Nationalität in der Poesie, nennen sie vom Auslande abhängig! Wir treten in jedem Werke, auf jeder Seite für Sittlichkeit, Keuschheit, Ordnung, soziale Gerechtigkeit ein, für die höchsten Güter der Menschheit, und diese Elenden werfen uns Behagen am Wühlen im Schmutz vor — weil wir zum ersten Male den Mut haben, die heimlichen Verirrungen das zu nennen, was sie sind, Verirrungen! Und sie, diese geilen Lügner, deren ganzes Dichten und Schrei-

ben sich nur um die Befriedigung des gemeinsten Geschlechtsgenusses dreht, die Paul Heyse und Genossen und all' die Affen, die nur die Beschönigung und Verhimmlung des brutalen tierischen Geschlechtsgenusses in ihren Werken bezwecken — denn was bieten die Novellen Heyses, die Dramen Grillparzers anderes? — wagen sich für die echten Vertreter des Schönen auszugeben und ihre brutale Lüsternheit Realismus zu nennen! Zu träg, um die Wirklichkeit zu studieren, die erste Pflicht eines jeden echten Künstlers, da die reale Natur das einzig Wahre ist, geben sie ihre ausgeheckten, verlogenen Fratzen, die kranken Gebilde ihrer mühsam erhitzten Phantasterei, für die echte Kunst aus, und schimpfen über unsern Fleiß, unser ernstes Studium der Wirklichkeit, und erfrechen sich uns Entweihung der Kunst vorzuwerfen, indem wir uns bestreben, in jeder realen Erscheinung den göttlichen Hauch zu erforschen, der in ihr lebt, nämlich das natürliche Gesetz ihres Daseins, und denselben darzustellen. Von solch perfider Kampfesweise, wie sie in den Blättern der Gegner wider uns — gottlob erfolglos — geführt wird, hat Karl Frenzels wahrhaft vornehme Natur sich stets fern gehalten. Im Gegenteil, stets ist er dafür eingetreten, daß eine Bewegung von solchem Umfange, solcher Bedeutung, wie die unsere, durch Todschweigen oder Verhöhnung nicht aus der Welt geschafft werden kann, so wenig, wie die sozialistische durch das Sozialistengesetz, durch die Verbote der Versammlungen, daß ihr vielmehr Gelegenheit gegeben werden muß, ihre Prinzipien öffentlich darzulegen, damit die Allgemeinheit sie diskutiere und sich über dieselben verständige. Und zu diesem Zwecke hat er oft genug uns selbst sein Blatt geöffnet, indes jene gesinnungslose Sippe, welche sich selbst „freisinnig" zu nennen erfrecht, unter Führung ihrer würdigen Häuptlinge, Ehren-Arthur Levysohn und Konsorten, stets versucht hat, zum Glück vergeblich, uns mundtot zu machen, und so die alte Erfahrung bestätigte, daß die sogenannten „Freisinnigen" selbst die ärgsten Unterdrücker und Tyrannen sind, wo sie sich in der Macht fühlen.

Um so tiefer empfinden wir unsere Pflicht, einen so hochverehrten Mann, wie Frenzel, an dieser Stelle auf einige Irrtümer aufmerksam zu machen, die sich in seinen Artikel eingeschlichen haben. Denn wir sind überzeugt, daß es Frenzel auch hier nur um die Wahrheit zu thun ist, und daß er, sobald wir ihm die rechte Aufklärung gegeben, der Erste sein wird, mit Freuden seinen Irrtum einzugestehen und uns volle Gerechtigkeit zu erweisen. Eine öffentliche Kundgebung von solcher Bedeutung, wie es eine Studie des ersten Kritikers der Gegenwart ist — und als solchen erkennen wir Frenzel rückhaltslos an — kann überdies von dem, den sie behandelt, nicht einfach mit Stillschweigen übergangen werden.

Karl Frenzel meint, wir behaupteten, unsere Bewegung sei etwas in der deutschen Litteratur absolut Neues, dergleichen noch nie dagewesen, während sie nach seiner Ansicht ein Gegenstück ist zu der Sturm- und Drangperiode und zu der des „Jungen Deutschland", eine Bewegung der Jungen gegen die Alten, wie sie sich in regelmäßigen Zeiträumen wiederhole. Aber wo hat Dr. Frenzel jemals jene erste Anschauung von uns vertreten gefunden? Er schiebt uns da eine Behauptung unter, die wir nie gethan. Er zeige uns eine Stelle in einer unserer Programmschriften, welche derartiges behauptet! Er wird vergeblich suchen! Es ist schon darum unmöglich, daß wir eine solche Behauptung gethan, weil wir an Herder anknüpfend, ewige Drehungsgesetze in der Geschichte der Menschheit, also auch in der Litteraturgeschichte annehmen, so daß ähnliche Bewegungen sich von Zeit zu Zeit wiederholen müssen. Dr. Frenzel vergleiche in dieser Hinsicht Bleibtreus „Paradoxe der konventionellen Lügen" und meinen Artikel „Unser Geschichtsunterricht" im „Magazin" von 1887. Im Gegenteil, woher nimmt Karl Frenzel denn den Beweis für seine Behauptung? Er kann ihn lediglich in unseren Schriften finden und nirgend anders, denn Bleibtreu (in der „Englischen Litteraturgeschichte") und ich (in der Vorrede zu „Plebs" und in dem Artikel „Darwinismus und Litteraturgeschichte" im Magazin von 1887) haben zuerst das Gesetz der organischen Fortentwicklung in der Litteratur entdeckt und aufgestellt, welches formuliert so lautet: „Jede Nationallitteratur ist ein einheitliches Ganzes, welches sich nach den allgemeinen Gesetzen des litterarischen Schaffens aus dem Volksgeiste heraus beständig streng organisch fortentwickelt". Vor Bleibtreu und mir hatte von diesem Gesetze niemand eine Ahnung. Bei dem großen Scherer findet sich kein Wort davon, ihm ist die ganze deutsche Litteratur nichts als ein Haufen guter, schlechter und mittelmäßiger Bücher, die zu verschiedenen Zeiten geschrieben sind, ohne die geringste Beziehung zu einander und ohne den festen und ständigen Einfluß des Geistes der Nation in den verschiedenen Phasen seiner zeitlichen Entwicklung. Die Weisheit Karl Frenzels stammt in diesem Falle also allein von uns, und es ist wohl nicht recht, sie gegen uns zu kehren, und uns zu diesem Zwecke Behauptungen unterzuschieben, die wir nie gethan, und die unserem gesamten Denken widersprechen würden. Wir zweifeln nicht, daß Dr. Frenzel wie gewiß Viele schon vor uns, eine unbestimmte, teilweise Ahnung, ein unbewußtes Gefühl von diesem Gesetz hatte. Aber es geht in der Ästhetik und Kritik wie in der Naturwissenschaft: derjenige ist der Entdecker eines Gesetzes, welcher es zuerst beweist und formuliert. Wenn die Ästhetik der Zukunft sich nicht in die hohlsten transcendentalen Spekulationen verlieren, das

heißt sich selbst aufgeben will, so muß sie streng die mathematisch-induktive Methode der Naturforschung einhalten. Sie muß von der Beobachtung und dem Versuch ausgehen, sie muß die scheinbar elementarsten Vorgänge aufs Genaueste prüfen, sie darf auch die scheinbar unumstößlichste und anerkannteste Thatsache nicht als wahr annehmen, wenn sie dieselbe nicht genauer wissenschaftlicher Prüfung unterworfen, sie muß sich bestreben, alle Erscheinungen auf immer einfachere Gesetze zurückzuführen, sie darf nichts unerklärt lassen. Hier wie in der Naturwissenschaft zeigt es sich, daß man zu der Erkenntnis der einfachsten Prinzipien, die scheinbar auf der Hand liegen, nur auf den weitesten Umwegen durch die exaktesten Untersuchungen kommt. Diese Methode, welche wir in die Ästhetik einzuführen bestrebt sind, ist die einzige, welche derselben wirklichen Nutzen bringen, zu thatsächlicher Erkenntnis führen kann, zu unabänderlichen Gesetzen: die metaphysisch-deduktive hat von Baumgarten an stets nur zu wertlosem Phrasengeschwätz geführt. Karl Frenzel sagt sehr richtig, daß eine Bewegung, wie die unsere, sich in der Litteratur alle 30 bis 40 Jahre wiederholt. Warum dies so sein muß, werden wir sogleich sehen.

In Folgerichtigkeit seines Irrtums ist nämlich Karl Frenzel wie so Viele der irrigen Meinung, der Realismus sei eine litterarische Mode. Das ist etwa so wahr, als wenn man sagen wollte, das kopernikanische System sei eine mathematisch-geographische Mode, oder die induktive Methode sei eine philosophische Mode, oder die Perspektive sei eine malerische Mode, oder die Anatomie sei eine medizinische Mode, oder die Statistik sei eine nationalökonomische Mode. Die heutige realistische Schule ist nämlich gar keine litterarische Richtung, gar kein Programm, hochverehrter Herr Doktor Frenzel, sondern sie ist einfach eine Reaktion, und nur darum ist es möglich, daß sich in derselben so viele von Seelensgrund aus diametral entgegengesetzte Naturen zusammenfinden, wie z. B. Bleibtreu und Kretzer. Unser Realismus ist einfach eine Reaktion des gesunden Menschenverstandes, der unbefangenen Augen, gegen die Lüge, die Heuchelei, die bunte Brille, die man uns auf die Nase geschoben hat. Was die realistische Schule zusammenhält, ist einfach der Widerspruch gegen die absichtliche Verfälschung der Wahrheit in der Kunst, gegen das einseitige Hervorkehren der Liebe, das heißt des Geschlechtsgenusses, als dichterisches Motiv, während derselbe in Wahrheit nicht das allein treibende Rad der Welt ist, gegen die gleißende Verhüllung der urschönen Wirklichkeit, wie sie die herrschende Heysesche Schule übt, gegen die verlogene, häßliche Darstellung des Lebens, die Prüderie, die Zimperlichkeit, die konventionelle Schablone, welche alle Menschen nur unter einem Gesichtspunkte betrachtet und alle dieselbe geleckte, charakterlose Sprech-

weise reden läßt, gegen die Idealisierung der Wirklichkeit, gegen das denkträge, aus künstlerischer Impotenz hervorgegangene Vorbeischlüpfen an den wirklichen Tiefen des Lebens, den wirklichen, das Dasein regelnden Motiven. Der Realismus ist keine Mode, sondern ist die Reaktion gegen die Mode, das heißt gegen den Konventionalismus, und das Eintreten für die volle und unbeschränkte Wahrheit, von der Ansicht ausgehend — nenne man sie pantheistisch, nenne man sie deistisch-materialistisch, wie man will —, daß die göttliche Schöpferkraft der Natur, das ist das Naturgesetz, sich in jedem Wesen, auch dem scheinbar abstoßendsten, offenbart und daß diese Offenbarung allein genügt, jedes Einzelwesen zu adeln und ihm einen Platz in jedem Kunstwerk zu verbürgen, da der menschliche Geist, als bloßer Teil des allwaltenden Schöpfungsgeistes, unmöglich Höheres schaffen kann, als dieser in seiner ungebrochenen Gesamtkraft. *Der Realismus ist nichts anderes, als der ästhetische Ausdruck des mathematischen Gesetzes, daß das Ganze größer ist, als jeder seiner Teile.* Sein erstes Gesetz lautet also, die Welt nicht schöner, nicht edler zu machen, als sie ist, das heißt sie durch kindische Fratzen, Gespenster, Tugendprinzessinnen nach Art eines Böcklin, Schiller u. s. w. nicht zu schimpfieren, sondern sie so darzustellen, wie sie ist oder — wie wir vom menschlichen Standpunkte sagen müssen, da wir die Dinge an sich nicht erkennen — wie sie jede Zeit mit unbefangenen Augen anschaut, in ihrer herrlichen, wunderbaren, unnachahmlichen Realität: nichts besser, nichts anders zu machen, sondern einfach uns zu bestreben, die Dinge und Menschen zu erkennen, wie sie den ihnen immanenten Naturgesetzen nach sind und sie als die Wirkungen dieser Naturgesetze darzustellen. Mit einem Wort, der Realismus ist eine Methode, aber keine Mode. In diesem Sinne hat Kant Recht, die Antinomie aufzustellen, der Geschmack sei verschieden und doch könne es nur einen Geschmack geben. Die Moden des Geschmacks sind verschieden und wechseln mit den Zeiten, das heißt, die Entstellungen, Lügen, Übermalungen, Idealisierungen, der Konventionalismus, der sich heut Byzantinismus, morgen Romantik, übermorgen Klassizismus nennt, — das Prinzip der wahren Kunst aber bleibt ewig eines: es ist die Erkenntnis des Wesens, des gesetzmäßigen Baues und Waltens der Natur und die Nachschöpfung desselben. *Wir haben den Realismus nicht entdeckt, wir haben ihn nur wieder aufgefunden* und unter dem Wust des Idealismus hervorgegraben. Aeschylos, Shakespeare, Grimmelshausen, Dante, der Dichter der Nibelungen, Goethe, sie alle haben das wahre Kunstprinzip vor uns gekannt, wir haben es nur, da es scheinbar verloren war, wieder entdeckt, wie etwa Salviati das Geheimnis der alten venetianischen Mosaiktechnik wieder entdeckt hat, und haben es — das

ist unser Verdienst — wissenschaftlich untersucht und begründet. Von unserem Standpunkt aus ist auch der Idealismus, das heißt der Konventionalismus, eine ganz natürliche, naturgesetzmäßige Erscheinung, die Anwendung des Trägheitsgesetzes in der Kunstgeschichte. Jede Kunst sucht in der einmal eingeschlagenen Richtung so lange als möglich zu verharren, weil es eben bequemer ist, nach der Schablone zu arbeiten, als selbst die Natur zu beobachten und sich nach derselben das Muster selbst zu schaffen — und sie gerät auf diese Weise naturgemäß mit der Welterkenntnis späterer Zeiten, welche voraus eilt, in Widerspruch, bis zum Eintritt einer stärkeren Reaktion, einer gewaltsamen Reformbewegung, welche jene in die neue, der Naturerkenntnis ihrer Zeit parallele Bahn einzulaufen zwingt. Die Kenntnis dieser Thatsachen war allerdings vor unserem Auftreten unmöglich. Erst Bleibtreu und ich haben die Entdeckung gemacht, welche allerdings für die ganze spekulative Ästhetik der Todesstoß ist, daß dieselben Naturgesetze, welche die Vorgänge in der mechanischen Welt regeln, auch die geistige regieren und speziell das künstlerische Schaffen, die Entstehung des Kunstwerks und die Wandlungen des allgemeinen Geschmacks und den Entwicklungsgang aller Künste bestimmen. Diese newtoneske Entdeckung ist allerdings das Verdienst des modernen Realismus, und Karl Frenzel wird sie und ihre Bedeutung uns nicht abstreiten können. Aus diesem Grunde nimmt auch in unserer Bewegung die Kritik, die Negation, eine so hervorragende Stellung ein, weil wir eben die Wahrheit befreien müssen von den Übermalungen der Lüge, um sie in ihrer ursprünglichen, natürlichen Herrlichkeit darzustellen. Die moderne Kunst ist wie ein wunderbarer, alter Marmorpalast der Renaissance, durch eine Anzahl scheußlicher, angeklebter, barocker Neubauten entstellt, die in rohem Stuck, stillos, das alte herrliche Werk schänden. Um dasselbe in seiner Schönheit wiederherzustellen und durch neue Anlagen zu erweitern, muß man eben erst die alten, scheußlichen Anbauten niederreißen, damit Platz und Raum für die im Geiste des Schöpfers des herrlichen Originalbaues zu machenden Erneuerungs- und Fortführungsbauten wird. Wie kann man uns also unseren Sturmlauf gegen die Vertreter des verlogenen Konventionalismus, die Heyse, Lindau, Ebers und Genossen, zum Vorwurf machen? Unsere Bewegung ist eben eine Reaktion der Natur gegen die Unnatur! Das wäre gerade so, als wenn man den Umbau der Fassade des Mailänder Doms verlangte, aber mit Entsetzen die Bedingung stellte, daß von den heutigen unglücklichen Renaissancefenstern ja kein Stein weggenommen würde!

Ein dritter Punkt, in dem wir Karl Frenzel nicht ganz beistimmen können, ist seine Behauptung, der jungen realistischen Schule gehe es lange nicht so schlimm als den Schriftstellern der älteren Generation, da diese jung

waren. Wir hätten nur mit der Stumpfheit des Publikums zu kämpfen, jene aber hätten die brutale Zensur als Feind gehabt, die ihre Werke verboten, und das sei schlimmer gewesen. Das ist indessen nicht richtig. Zugegeben, die Kämpfe Heines, Börnes und Freiligraths mit der Zensur waren nicht angenehm. Aber damals stand die Öffentlichkeit in Opposition zur Regierung. Jedes Unrecht, das die letztere den Schriftstellern zufügte, erregte zehnfach die Teilnahme, die Sympathie der Leserwelt. Öffentlich wurden die Bücher verboten — heimlich wurden sie gekauft und verschlungen. Es ist süß für seine Überzeugung zu leiden, jedes Martyrium hat etwas berauschendes, wenn man die vermeintlichen Besten seines Volkes hinter sich weiß. Kein Mitglied der heutigen Realisten würde sich nur eine Minute besinnen, mit einem Kinkel, einem Freiligrath zu tauschen und für seine Überzeugung zu dulden, gefangen zu sitzen, zu bluten. Jeder Schriftsteller wird für seine Überzeugung dulden, wenn er nur überhaupt litterarisches Interesse im Volke weiß, wie es damals gewesen. Der Kampf gegen die Leidenschaft hat etwas Erhebendes; man kann den Gegner hassen, aber der Kampf mit ihm macht Freude, der Blick auf die mitfühlenden Anhänger im Geiste erquickt. Der Kampf mit der blöden, stumpfsinnigen Masse, der modernen Plutokratie und der Gesellschaft, die in ihrem Banden liegt, macht aber keine Freude, er ist lähmend, fürchterlich, entsetzlich, denn dieses Gesindel kennt keine Ideale, wie sie der Absolutismus von einst bei aller Brutalität hatte, er kennt nur das Eine als Höchstes: sich satt zu fressen und im eignen Fett zu ersticken. Wie dieses Pack über die Kunst denkt, die ihm nur ein leerer Sinneskitzel, ein Gegenstand der Unterhaltung ist, habe ich in meinem Aufsatz „Die Kunst und die Bourgeoisie" genügend nachgewiesen, denke ich. Jeder echte Seemann wird lieber bei Sturm mit Wind und Wellen kämpfen und die Brust dem wütenden Elemente darbieten, als bei fauler Stille müssig im Hafen liegen und vergeblich versuchen auszulaufen und Kours zu gewinnen. Die Preßmameluken Hinkeldeys, von denen Frenzel so viel Wesens macht, waren ja, bei aller Brutalität, die bewunderungswürdigsten Ehrenmänner im Vergleich mit den Berliner Geldprotzen von der Tiergartenstraße. Sie verfolgten die Gegner, weil sie in ihnen die Zerstörer ihrer eigenen Macht ahnten und dienten damit doch nur indirekt der guten Sache jener. Aber betrachtet euch unsere Goldberger, Bleichröder und Konsorten mit ihren edlen Gattinen und Töchtern, dieses geist- und herzverlassene Volk, für welches die Stammaktie und die Tausendmarknote der höchste Fetisch ist, für welche die Poesie gerade gut genug ist, sie in Schlaf zu lullen, wenn sie sich mit Austern und Hummern den Magen voll geschlagen, und die Jeden einen „Schauten" nennen, der

andere Ideale hat als den Arnheim und die Chaiselongue, und der von einer Kunst träumt, welche die Herzen erschüttern soll und die Geister aufrichten. „Erschüttern? Waih geschrieen!“ krächzen sie auf, „heißt 'ne Idee von Kunst? Fressen, Geschlechtsgenuß und schlafen, das ist das einzig Wahre!“ Und der Kampf mit dieser stumpfsinnigen, kalten, durch und durch korrumpierten Klassé, die für alles Gewaltige und Mächtige nur ein höhnisches Naserümpfen hat, ist zehntausendmal schwerer, langwieriger und mühevoller, als der gegen Bundesrat und Preßmameluken. Diese hatten keine andern Waffen als die brutale Gewalt — jene haben das Geld und den Reiz der Behaglichkeit, der Fettlebe, welche tausend feige und schwankende Streber locken und verführen. Nur wenn diese Klasse vom Herrscherthron gestürzt ist, nur wenn sie in ihren Fundamenten bedroht, Zittern und Angst überfällt, ist der Sieg einer neuen, wieder auf dem Fundament aller Kunst — der von der modernen Gesellschaft verworfenen und verhöhnten Leidenschaft — ererbauten Kunst möglich. Wir haben nur einen Verbündeten, an dessen Seite uns der Sieg gewiß ist. Unser Sieg wird an dem Tage entschieden sein, an welchem der erste Kommerzienrat an dem Pfahlhaken einer Bogenlampe Unter den Linden, zum Spott der ehrlich mit Hirn und Händen arbeitenden Mitwelt angebunden, heiße Schweißtropfen der Angst vergießt. Und ich hoffe zum Himmel, daß ich ihn noch erleben werde, diesen ersehnten Tag!

Die Waffe dieser elenden Gegner ist die perfideste, welche es überhaupt in der Welt giebt, tausendmal niederträchtiger, als der vergiftete Ring der Borgia: das Todschweigen, das Ansehen aller unserer Bestrebungen als nicht vorhanden, wie es von der heutigen erbärmlichen und käuflichen deutschen Presse geübt wird, die fast ohne Ausnahme in den Händen des Kapitalismus steckt. Dr. Frenzel bestreitet zwar, daß diese Taktik gegen uns geübt wird, aber das ist der vierte Punkt, in dem wir ihm ungenügende Information vorwerfen müssen. Nein, es giebt eben nur einen Karl Frenzel in der deutschen Journalistik, der obwohl unser Gegner, doch jederzeit uns sein Blatt geöffnet hat zur Vertretung unserer Meinungen, und unseren Schöpfungen stets selbst die eingehendste Beurteilung und Anzeige gewidmet hat. Er ist aber eben auch im Verhältnis zu uns der einzige echte Gentleman unter den Preßmenschen der Gegenwart. Nur ganz wenige deutsche Blätter haben die einfache Anstandspflicht erfüllt, sich regelmäßig, wenn auch manchmal bekämpfend, mit dem Fortschreiten unserer Richtung in anständiger Form zu beschäftigen, z. B. die Schlesische Zeitung, die Hamburger Nachrichten, der Hamburgische Korrespondent, die Kölnische Zeitung u. s. w. In diesen Blättern lebt doch wenigstens noch litterarisches Ehr- und Pflichtgefühl. Gegen welches Lumpengesindel haben wir im übrigen anzukämpfen! Werfe doch Dr. Frenzel einmal

einen Blick in die Spalten der übrigen deutschen Zeitungen! Entweder gemeines, brutales Todschweigen, jahraus, jahrein nicht eine Zeile über alle unsere positiven Leistungen, unsere bahnbrechenden wissenschaftlichen Entdeckungen — oder heimtückische, hämische Angriffe, niederträchtige, absichtliche Entstellungen und Karrikaturen der Wahrheit. Hat Herr Dr. Frenzel im „Berliner Tageblatt" vielleicht schon eine Zeile über unsere Bewegung gefunden? In diesem edlen Organ zeigt, wie ich schon oben bemerkte, der berühmte Levysohn wieder einmal, daß diejenigen, welche immer für sich nach „Freiheit und Duldung" schreien, sobald sie an einem Punkte die Herrschaft haben, selbst die perfidesten, intolerantesten Tyrannen werden. Glaubt dieser Bonze denn, durch seine niederträchtige Taktik positive Leistungen, Bücher, Schriften, Werke, einfach aus der Welt leugnen zu können? Ist er wahrhaft der Mann zu glauben, daß das deutsche Volk immer so unmündig bleiben wird, die elenden, hohlen Götzen seiner Mache, die Lindau und Blumenthal, für Genies anzusehen? Einmal regt sich der deutsche Michel doch und schüttelt die Schlafmütze ab, die man ihm mit Gewalt über Augen und Ohren ziehen will, und wie er sich politisch von den Lügen, der Cliquenwirtschaft, der Ausbeutung und Tyrannei dieser „Freisinnigen" frei gemacht hat, so wird er es auch in litterarischen Dingen thun, denn die Herrschaft derselben wankt von Tag zu Tag mehr. Herr Frenzel ist ja Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau", welche angeblich in den litterarischen Kreisen unseres Landes ein Publikum besitzt. Wann hat denn je dieses in seiner „Vornehmheit" von uns im Novemberheft festgenagelte Cliquenblatt gemeinster Sorte sich mit unserer Bewegung schon in der gebührenden Form beschäftigt? Oder hat Herr Dr. Frenzel vielleicht jemals die erbärmlichen, von Gemeinheiten strotzenden Artikel in der „Frankfurter Zeitung" oder dem „Börsenkourier" über meine Schriften gelesen, in denen man vor den niedrigsten wissentlichen Fälschungen nicht zurückschreckte? Einen dieser — Ehrenmänner, den Rezensenten der „F. Ztg.", habe ich in der „Deutschen Presse" ja hinreichend festgenagelt. Die „Danziger Zeitung", auch solch ein charmantes „freisinniges" Blatt, brachte am 4. November einen „Berliner Brief" voll der pöbelhaftesten und von Lügen stinkenden Angriffe gegen unsere Sache, besonders gegen Bleibtreu. Zum Glück kennen wir die Provenienz der meisten der „Berliner Briefe" dieses edlen Blattes. Sie, die mit so viel Selbstbewußtsein über die neuesten Berliner Vorgänge unterrichten, werden nämlich zumeist sehr fern von der Reichshauptstadt geschrieben, in — Elbing, aus der Feder eines litterarisch dilettierenden Hutmachers Namens Wernick.

Und das sind unsere Gegner! Mit solchem Volk müssen wir uns herumschlagen, solchen Bübereien ist unsere nur den reinsten Zielen, nur der Wahr-

heit geweihte Bewegung ausgesetzt! Hat man nicht, um uns verächtlich zu machen, von hundert Seiten verbreitet, wir seien Nachahmer des Franzosentums, Kopisten Zolas, wir, deren Ziele, Zwecke, Absichten und Kunstmittel mit Zola und den Franzosen so viel gemein haben, wie ein Elephant mit einem Tiger, die wir eine völlig selbständige und eigenartige Bewegung vertreten, deren erstes und höchstes Prinzip die Nationalität ist!! Wo giebt es einen Schutz gegen solche Niederträchtigkeit, solch wissentliche, fast durchgängig anonyme Verleumdung? Ich frage Herrn Dr. Frenzel: ist es die Pflicht einer anständigen Zeitung, über alle wichtigen Vorgänge im geistigen Leben der Zeit, eingehend, streng sachlich und nach bestem Wissen und Gewissen, nach genauer Prüfung der Schriften dieser neuen Bestrebungen wahrheitsgemäß zu berichten? Ja oder nein? Herr Dr. Frenzel hat diese Frage für seine Person und sein Blatt stets durch die That bejaht — aber haben wir nicht das Recht, zu verlangen, daß die gesamte deutsche Presse, soweit sie auf die Bezeichnung „anständig" Anspruch macht, denselben Weg einschlage? Wir verlangen nichts anderes, wir blasen auf das Lob und den Beifall der Herren Levysohn, Davidsohn oder Jakobsohn — wir verlangen nur unser Recht, das der eingehenden, streng objektiven Berichterstattung über unsere Bewegung, ohne Lob, ohne Anpreisung und ohne Verhimmlung, die wir den Lindau und Blumenthal überlassen, welche ohne dieselbe nicht leben können. Die Zeitung ist der Vermittler zwischen Buch, Leben und Publikum, sie hat einfach die Pflicht der Berichterstattung über alle wichtigen öffentlichen Vorfälle. Dieses unser Recht begehren wir, begehren es mit aller Entschiedenheit, und wenn man es uns verweigert, wenn man versucht uns totzuschweigen oder gar verleumderisch zu fälschen, so werden wir nicht die gutmütigen Narren sein, uns solche empörende Behandlung gefallen zu lassen, sondern wir werden uns unser Recht erzwingen und jene Unterdrücker, Fälscher, Verleumder öffentlich an den Pranger stellen, an den sie gehören und werden wie bisher, und mit demselben siegreichen Erfolge bei allen anständigen Leuten wie bisher unsere Sache führen, in Büchern, Flugschriften, Tagesblättern. Und wir werden uns dieses unser natürliches Recht auch nicht verkümmern lassen durch den Einspruch eines so hochverehrten Mannes, wie Karl Frenzel.

Denn hoffentlich wird uns niemand mit dem Einwurf kommen, daß wir im Gefühl unseres Rechts stolz und vornehm auf die Anerkennung verzichten und uns in den Mantel des Selbstbewußtseins schlagen könnten. Auf solchen Bettelstolz verzichten wir! Nein, eben weil wir wissen, daß wir die Wahrheit bringen, das Licht und die Kunst, weil wir die Not der Zeit und den Jammer der Menschheit kennen, wollen wir auch die Wahrheit

Allen zugänglich machen, Not und Elend beseitigen und die Kultur der Welt fördern, denn jeder Sieg und jedes Wirken der Wahrheit ist ein Fortschritt der Kultur, und jede echte Kraft strebt nach Bethätigung. Nicht für uns schreiben wir, zermartern wir unser Hirn, nicht unserem „Ruhm" opfern wir unsere Nächte, nicht äußeren Erfolgen jagen wir nach, nicht materiellem Lohn. Das Alles könnten wir billiger haben, wenn wir uns einfach den Gegnern anschlössen und mit ihnen auf die Dummheit der Masse spekulierten. Wenn wir verlogene Novellen, elende Romane und Stücke schrieben, wie Heyse und Lindau: jede Familienzeitung, jedes Theater würde sich darum reißen. Wie viele Aufforderungen seitens der „Gartenlaube" und anderer Familienblätter habe nicht ich allein bekommen, und meine Kampfgenossen ohne Zweifel deren noch viel mehr — und jede Zeile, die wir vielleicht einmal dem bittersten Drange materieller Not gehorchend, für solche Blätter geschrieben, wurde mir und uns Allen auf der Stelle mit Gold bezahlt. Uns aber ist eben nicht, wie den Lindau und Blumenthal, die Litteratur nur die melkende Kuh, die uns mit Butter versorgt. Uns ist die Wahrheit, die Kunst, ein heiliges, denn sie bedeutet für uns den Fortschritt der Kultur, und unser Wirken, unser Streben gilt allein unserem Volke, der ganzen Menschheit, und ihrer Befreiung aus den Banden der Lüge; welche unsere Gegner um dieselbe geschlungen. Und um dieser Ziele willen werden wir wie bisher unentmutigt weiter kämpfen, schaffen, wachen, und wenn es sein muß, dulden und sterben.

Der treue Bruder.

Novellistische Skizze von Otto Erich.

(Berlin.)

I.

„Komm, mein lieber Martin, leg dich jetzt zu Bett — ja?" Sie hob ihre thränenroten Augen zu ihrem Bruder auf. Der saß da bei seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Papierfalten, hatte die Gaslampe ganz zu sich heruntergezogen, die Haare fielen ihm über die Stirn. Es war ein ausgewachsener zwanzigjähriger Bursche mit riesigen Gliedern und wunderschönen blauen Augen. Diese richtete er jetzt blinzelnd in die dunkle Zimmerecke,

aus der die Worte gekommen waren, und langsam sagte er mit einer außerordentlich wohlklingenden Stimme: „Darf ich noch diesen Vogel fertig machen, Lieschen? Bitte, bitte! Ich will auch ganz artig sein.“ „Nun, dann mach nur . . .“ So müde klang das, so apathisch . . . Mit einem Rucke schob Martin die Lampe in die Höhe und ging auf Lieschen zu. Er kniete vor ihr nieder, umarmte sie und brach in ein bitteres Weinen aus. Lieschen war höchst erstaunt und erschreckt: sie wußte nicht, was sie sagen sollte, als er wieder und immer wieder wimmerte: „Mein gutes Lieschen, mein gutes Lieschen . . .“ — „Aber sei doch artig, Martin, tröste dich doch, sei still!“ Sie fragte ihn nicht, was er denn eigentlich habe, sie wußte, daß er darüber so wenig Rechenschaft zu geben vermöge, wie sie. Als sie aber in strengem Tone sagte: „Willst du nun artig sein?“ — da wurde er still, zuckte noch einige Male von verhaltenem Weinen zusammen und ließ sich dann ruhig von Lieschen in sein Schlafzimmer nebenan führen. Dort zündete sie ihm Licht an, deckte sein Bett auf und sagte ihm dann, nachdem sie sich noch einmal im Zimmer umgesehen hatte, Gute Nacht. Er fiel ihr um den Hals und küßte sie lang und heftig. Er wäre wieder in Schluchzen ausgebrochen, wenn sie ihn nicht durch ein rechtzeitiges, strenges: „Aber Martin!“ zur Ruhe verwiesen hätte. „Schlaf wohl!“ Sie ging hinaus und wollte die Thür schließen. „O bitte, liebes Lieschen, laß die Thür noch ein bischen auf. Bitte!“ Sie ließ sie angelehnt.

Lieschen nahm ein Buch aus dem Schrank und setzte sich damit an den Tisch in der Mitte des Zimmers auf den Stuhl, auf welchem Martin vorhin gesessen hatte. Sie zog die Lampe wieder herunter und wollte lesen. Aber ihre Blicke glitten über das Buch hinweg und blieben an den gefalteten Papierfiguren Martins, die den Tisch bedeckten, haften. Da waren eine Reihe „Schiffe“ mit hohen Borden und pyramidenförmiger massiver Takelage, da waren „Vögel“ mit rätselhaften dreieckigen Köpfen, Dosen, welche ein gewisses Stadium der Faltenentwicklung dieser Vögel repräsentierten, und viele andere Wunder des gefalteten Papieres.

Lieschen betrachtete dieselben lange und wie es schien nachdenklich. Aber sie hatte keine Freude daran, denn allmählich füllten sich ihre Augen mit Thränen und die verzweifelten Anstrengungen mit den Mundwinkeln konnten doch das Schluchzen nicht zurückhalten. Schließlich warf sie sich wie eine, die sich dem Schmerze willig hingiebt, mit beiden Armen auf den Tisch und weinte in die Hände, die sie gegen das Gesicht preßte.

Langsam, als wollte sie sich selbst einen Schmerz nur zögernd beibringen, holte sie aus ihrer Tasche einen zerknitterten Brief hervor. Sie zog die Augenbrauen herunter und zusammen und las:

„Sehr geehrtes Fräulein!

Im Auftrage der Frau Pochernfeld habe ich Ihnen folgendes mitzuteilen:

Mein Sohn Richard, welcher im Laufe der nächsten Woche von England zurückkehrt, um hier zu promovieren, teilt mir in seinem letzten Briefe mit, daß er seit zwei Jahren mit Fräulein Elisabeth Robert heimlich verlobt sei, daß er, wenn er jetzt zurückkehre, die Absicht habe, diese Verlobung zu veröffentlichen und daß er zu diesem Schritt um meine Zustimmung bäte. — Aus mehreren Gründen gebe ich aber diese Zustimmung nicht und werde sie auch niemals geben. Die Gründe sind folgende. Zunächst halte ich Fräulein Robert ihrem Charakter und Wesen nach für durchaus ungeeignet, meinem Sohne eine wirkliche Lebensgefährtin zu sein. Sodann sind die pekuniären Verhältnisse meines Sohnes derart, daß er nicht in der Lage ist, sich mit einem Mädchen ohne Vermögen — selbst wenn man über den Unterschied des Standes hinwegsehen wollte — zu verbinden. Schließlich verbieten mir auch die, wie ich erfahren habe, erblichen Anlagen zum Wahnsinn, welche in der Familie Robert vorhanden sind, meine Zustimmung zu einer Ehe meines einzigen Sohnes mit Fräulein Robert zu geben. — Ich gebe alle diese Gründe mit schroffer Offenheit an, um auf diese Weise Fräulein Robert ein für allemal von dem Gedanken abzubringen, als ob ich in meinem Entschluß jemals auch nur im geringsten könnte wankend gemacht werden. —

Ich habe mir erlaubt, Ihnen die eigenen Worte der Frau Pochernfeld wiederzugeben.

Hochachtungsvoll, ergebenst

Dr. Joseph Friedling,
Rechtsanwalt."

In der Stube war es ganz still. Jener eigentümliche, kleinliche Friede der engen bürgerlichen Wohnstube hatte sich behaglich breit gemacht. Nur die Gasflamme summte, aber das war nicht wie das behäbige Singen eines Theekessels ein Ton, der in die Stimmung paßte, das war vielmehr etwas Fremdes in diesem Raum und brachte in diese altmodische Bürgerstube etwas frech Modernes, Brütendes und Lauerndes, was auf den Menschen, der den Atem anhält und lauscht, unbestimmt ergreifend und unheimlich wirkt.

Und Lieschen hielt den Atem an: sie lauschte. Was war? War jemand im Zimmer? Stand nicht jemand hinter ihr? —

Es überlief sie: sollte sie sich umdrehen? Eine rätselhafte Angst — sie wagte es nicht.

Da legte sich eine große Hand auf ihre Schulter und als sie erschrocken zusammenfuhr, nahm ihr eine andere, bevor sie es hindern konnte, den Brief aus den Händen.

Es war Martin.

„O Gott, wie hast du mich erschreckt, Martin! Weshalb bist du nicht zu Bett gegangen? Aber komm, gieb das Papier her: das kannst du nicht gebrauchen: es ist schon ganz zerknittert."

„Will lesen!" sagte Martin mit dem Trotz des Kindes und setzte sich ihr gegenüber an den Tisch.

Sie war starr. Dieses zwanzigjährige Kind, das sich plötzlich mit solcher unnatürlichen Willensfähigkeit ihres Kummers annehmen, ihre Sache führen zu wollen schien, machte auf sie einen unheimlichen Eindruck. War der Martin plötzlich ihrer Obhut, ihrer Leitung entwachsen, wollte er nun für sie sorgen und sollte der Bruder nun für die Schwester denken?

„Wie heißt das, was hier steht?" fragte Martin, nachdem er eine Weile mit ernster Miene in den Brief gesehen hatte.

Lieschen mußte lächeln: er konnte ja nicht lesen, dieser Bruder, der ihren Schutz übernehmen, ihr helfen wollte. Ein bitteres Gefühl ihrer verlassenen, vereinsamten Lebensstellung überkam sie. Zwischen den beiden, der schwerkranken Mutter und dem schwachsinnigen Bruder lebte sie, indem sie pflegte und sorgte. Allen Kummer und allen Schmerz hatte sie allein zu überwinden, mit jeder Sorge mußte sie sich selber abfinden, und wenn es ihr manchmal schien, als ob das Glück auch für sie Gaben hätte, dann hatte sie immer wieder verzichten gelernt und war wieder allein geblieben. Auf dieses Glück aber, auf ihre Liebe zu dem Nachbarssohne, zu Richard Pochernfeld, glaubte sie ein Recht zu haben. Mit frühester Jugend hatten sie zusammen verkehrt, gespielt, gelernt, geschwärmt — daß sie zusammen gehörten: an diesen Gedanken hatte sie sich gewöhnt, wie an die Luft. Und nun sollte auch das nicht sein?

Da saß der Bruder, dieser große, schöne, starke Mensch mit den blauen Kinderaugen und den breiten Fäusten. Die Fäuste hielten den Brief und die Augen hingen fragend an den ihren . . .

„Wie heißt das, was hier steht?"

Eine tolle Laune faßte sie. Die Ironie dieser Situation regte einen wilden Humor der Bitterkeit in ihr auf.

„Du mußt mir helfen, Martin! Du mußt mir helfen! Ich weiß — nicht wahr? Du hast mich sehr lieb: ich bin doch immer gut gegen dich gewesen, nicht wahr? Nun mußt du auch wieder gegen mich gut sein und mußt mich schützen. Willst du das, ja?"

Ihre Augen blitzten wenig mädchenhaft. Sie hielt ihm die Hand über den Tisch, ihre Lippen zuckten.

„Schlag ein!"

Aufmerksam betrachtete Martin seine Schwester. Es schien, als ob er seine schwachen Geisteskräfte bis zum Übermaße anstrenge, um die Worte Lieschens zu verstehen. Er verstand offenbar, ohne natürlich im geringsten den grausamen Hohn zu fühlen, und langsam und ernst legte er seine Hand in die seiner Schwester.

„Ja, ich will es," sagte er.

„Kennst Du den Onkel Richard noch, Martin?"

„Der ‚liebe Richard' heißt er ja. Drüben, über der Hecke wohnt er."

„Ja der, der liebe Richard — ich habe ihn sehr, sehr lieb. Und wenn ich nicht einmal so leben soll, daß er mich umarmt und küßt, wenn ich es will — dann mag ich gar nicht leben, dann will ich lieber tot sein."

„Du mußt ihn heiraten, Lieschen."

„Nicht wahr, Martin? Ja, das hab ich auch schon gedacht. Und daß ich das kann, dazu sollst Du mir helfen. Hörst Du?"

„Ja. Will ich!"

Martin schlug mit der Faust auf den Tisch, mitten zwischen die Papierfiguren, die erschrocken zusammenfuhren. Seine Züge zeigten eine ungewöhnliche Intelligenz, die Augen hatte er starr auf Lieschens Stirn gerichtet, als wollte er alle ihre Gedanken unmittelbar in sich aufnehmen.

„O seine Mutter!" rief Lieschen plötzlich laut aus. Auch ihre Fäuste ballten sich, ihr Blick leuchtete wild auf.

Martin beugte sich über den Tisch. Wie ein Schwerhöriger lauschte er. Jeden Atemzug seiner Schwester nahm er gierig in sich auf. Diese hatte vergessen, daß sie zu ihm sprach, blinde, wilde Leidenschaft hatte sie erfaßt. —

„O seine Mutter! Wäre sie nicht, wie glücklich könnten zwei Menschen sein! Sie ist unser Feind, diese kalte, egoistische Frau, dieses herzlose Weib! Das war ihr wohl recht, daß wir als Kinder zusammen spielten, daß wir auch später zusammen hielten, daß Richard noch zuletzt, eh er abreiste, täglich zu mir herüberkam . . . es wäre ihr wohl auch recht gewesen, wenn mich ihr Sohn zu seiner Geliebten gemacht hätte. Dazu wäre ich ihr wohl gut genug gewesen . . . aber daß er mich heiraten will . . ."

Lieschen sprang wie rasend auf. Wenn ihr heißes Temperament von Zeit zu Zeit einmal die Oberhand gewann über das angelernte sanfte Gleichmaß ihrer Empfindungen, dann war sie ihm auch haltlos unterworfen.

„O diese Frau! Wäre sie tot, wäre sie tot, wäre sie tausendmal tot

— will sie doch andere töten mit ihrem kalten Verstande. Sie hat kein Herz — weshalb lebt sie also!"

Auch Martin, den sie ganz vergessen hatte, war aufgestanden und jetzt umschlang er plötzlich die Schwester, riß sie an sich und küßte sie wieder und wieder mit wahnsinniger sinnlicher Glut und Gier. Und er lachte . . .

Lieschen kam wieder zu sich. Sie wollte sich aus seinen Armen losmachen, ihn zurückstoßen — es war unmöglich. Wieder und immer wieder küßte sie der starke Mann, dem nun die dicken Thränen über die Backen liefen. Er hielt sie wie in einem Schraubstock fest.

Plötzlich ließ er los, und fragte demütig und kleinlaut:

„Unartig? — Nein!?"

„Geh zu Bett, Martin," sagte Lieschen trocken. Sie schob ihre Haare und ihre Kleider zurecht. Sie war wieder zu nüchterner Besinnung gekommen und sehr ärgerlich auf Martin, „das dumme Kind", und auf sich, weil sie sich in seiner Gegenwart so gehen lassen und ihn dadurch so aufgeregt hatte.

„Geh zu Bett!"

Martin ging geschwind in seine Kammer.

Auch Lieschen legte sich zur Ruh und schlief bald erschöpft von den Aufregungen des Tages ein.

II.

Als Martin die letzte Thür hatte gehen hören und sich allmählich die tiefste Stille der Nacht ausbreitete, erhellte sich sein Gesicht mehr und mehr. Er legte sich nicht ins Bett, sondern ging zwischen diesem und dem Fenster auf und ab. Anfänglich langsam auf den Zehen schleichend, bald schneller und schließlich hüpfte er in kleinen Sprüngen auf und nieder. Jedesmal, wenn er irgendwie anstieß oder Geräusch verursachte, erhob er die Hand und drohte sich selbst ernsthaft mit dem Zeigefinger:

„Du! Du!" —

Seine gesamten Geisteskräfte befanden sich in einem ungewöhnlichen Aufruhr, er hatte etwas ganz seltsames wirklich *verstanden* und das flößte ihm große Freude und Genugthuung ein:

„Ja, ja: ich weiß es, ich *weiß* es!"

Der Mond schien jetzt durch die Stäbe der Jalousie ins Zimmer. Hinter derselben standen die Fenster offen. Es war eine heiße, drückende Julinacht.

Martin zog die Jalousie in die Höhe, wobei er ihr ebenfalls mit dem Zeigefinger der linken Hand drohte, wenn es knarrte.

Nun lehnte er sich hinaus. Es war alles still in dem verwilderten Gärtchen, das hinter dem Hause lag. Links und rechts grenzten andere Gärten mit einer Mauer an und im Hintergrunde zog sich eine halbverfallene Hecke einem größeren Grundstück entlang, in dessen Mitte ein altes, aber recht stattliches Haus stand, ein Herrenhaus aus dem vorigen Jahrhundert, halb Palais, halb Villa.

Dorthin richteten sich die Blicke Martins. Er musterte die Fenster des Stockwerkes zu ebener Erde. Seine scharfen Augen bemerkten, daß verschiedene offen standen und daß hinter zweien noch Licht brannte.

Mit einem Satze war er im Garten. Lautlos schlich er im Schatten der Mauer auf die Hecke zu.

„Lieschen hat gesagt: ich soll nicht über die Hecke . . ."

Er machte ein bedenkliches Gesicht und überlegte.

„Muß ich doch — kann ja nicht anders."

An einer Stelle, wo sie ziemlich eingerissen war, überstieg er die Hecke.

Nun verbarg er sich in den Bosquets des Parks . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Frau Pochernfeld saß in dem eleganten Speisezimmer seitwärts an dem großen runden Tisch in einem Schaukelstuhl und las. Sie hatte die Lampe nah an sich herangezogen und hielt das Buch dicht vor das Gesicht.

Endlich ließ sie dasselbe in den Schoß fallen. Sie gähnte und sah gedankenvoll durch das weit offene Fenster in die mondhelle Nacht hinaus.

Ein Nachtfalter hatte sich in der Kuppel der Lampe gefangen und raste im Todeskampfe summend um den heißen Cylinder. Verbrannt fiel er auf die weiße Leinwand, die noch vom Abendessen her den Tisch bedeckte. Frau Pochernfeld schnellte das Tier mit dem Mittelfinger vom Tisch.

Es war eine große, wohlerhaltene Frau in der Mitte der Vierziger. Ihr Kopf mit dem enganliegenden schwarzen Haar zeigte eine auffallend regelmäßige Form. Ihre Züge waren streng und ernst und die dunklen, ruhigen Augen blickten verständig und selbstbewußt gradeaus.

Jetzt griff sie nach einem Briefe, der auf dem Tische lag und blickte hinein.

Es war ein Brief ihres Sohnes. Sie hatte ihn schon öfters gelesen. Er lautete:

„Liebe Mutter!

Du hast mir auf den vorigen Brief, in dem ich Dir die bewußte Generalbeichte ablegte, nicht geantwortet. Ich weiß zwar vorerst durchaus

nicht, wie ich mir dieſes Schweigen zu deuten habe — bei dem aufgeregt-erwartungsvollen Zuſtande aber, in dem ich mich zur Zeit natürlich befinde, wirkt dasſelbe begreiflicher Weiſe beunruhigend auf mich.

Dieſer Umſtand iſt es aber nicht allein, welcher mich veranlaßt, früher, als ich es eigentlich vor hatte, wenigſtens acht Tage früher nach Haus zu reiſen. Ich habe auch ſonſt keine Ruhe. Ich weiß nicht recht weshalb.

Das liebe Bild meines Lieschens habe ich nun ſchon ſo lang entbehrt, daß ich eigentlich keine beſondere Veranlaſſung hätte, gerade jetzt . . .

Und doch: ich muß nach Hauſe.

Ich ſetze den Cylinder ab und bedecke mich wieder mit dem runden Hute der Heimat.

In der Nacht vom 13. auf 14. komme ich in Hamburg an, am 14. vormittags werde ich an Deine Thür klopfen . . ."

Frau Pochernfeld legte das Blatt wieder auf den Tiſch.

„Das iſt morgen," ſagte ſie laut vor ſich hin.

Sie dachte nach. Ihre Stirn wurde trüber. Wird er von ihr laſſen? Er muß, er ſoll. Was? Dieſe Familie, in der Wahnſinn und Schwachſinn offenbar erblich ſind, dieſe Familie . . . und mein einziger Sohn? Ich müßte ſelbſt ſchwachſinnig ſein — niemals! Niemals!

Straff und ſchnell erhob ſie ſich. Sie ging an das Fenſter, um es zu ſchließen. Aber da ſchmeichelte die Mondnacht ſo lange dem ſchwülen Sinne der Frau, bis ſie, die aufatmend eine Weile daſtand, beſchloß, das Fenſter offen ſtehen zu laſſen.

Dann ging ſie mit der Lampe in das Schlafzimmer nebenan.

— — — — — — — — — — — — — — —

Iſt es wirklich die Mondnacht geweſen, welche die Frau veranlaßt hat, das Fenſter nicht zu ſchließen? Oder war es der Wille eines anderen, eines Mannes, der da draußen unten im Bosquet vor dem Fenſter kauerte, der geſpannt zu ihm aufſah, der nicht wollte, daß es geſchloſſen würde? Zwang dieſer Wille, der des verachteten Idioten, den der ſelbſtbewußten, klugen Frau? —

Geräuſchlos ſtieg er durchs Fenſter ins Zimmer.

Die Stiefel hatte er ausgezogen. Auf Strümpfen ſchlich er zu der Kammerthür. Er horchte hinein. Er ſah durchs Schlüſſelloch.

Drinnen brannte noch die Lampe. Die Frau hatte ſich entkleidet. Sie wuſch ſich jetzt.

In großen, mutwillig geſpreizten Schritten, nur auf die Zehen tretend, ging er zurück zum Fenſter. Er ſetzte ſich auf die Fenſterbank, legte die

Hände mit der Fläche nach unten unter seine Schenkel und schaukelte mit den Beinen in der Luft herum.

Der Mond, der seine Gestalt auf dem Teppich des Zimmers als Schatten abzeichnete, der Mond amüsierte ihn. Denn immer, wenn er ein Bein besonders hochschnellte, dann kam der Schatten des Fußes einen Augenblick an der Seite seines Körpers da unten auf dem Teppich zum Vorschein, das sah zu drollig aus.

Da saß er und „lachte sich eins": Martin hat warten gelernt. Wenn die böse Frau erst schläft, wird sie Martin mit seinen großen Händen tot drücken.

Die Rosstrappe von Neudorf.

Humoreske von Timm Kröger.

(Elmshorn, Hofstein.)

I.

Das Gehöft Neudorf ist zwar an sich weder berühmt noch merkwürdig, aber es besitzt ein Plätzchen, das sich zur Berühmtheit und zur Merkwürdigkeit entwickelt.

Da liegt es, das kleine Gut, zwischen Acker und Wiese, Wald und Heide. Ein Fluß windet sich in träger Verdrossenheit durch die Ebene. Das Gleichmaß seiner an schilf-, weiden- und erlenumflorten Ufern vorübergrollenden Wellen wird nur einmal durch eine Terrainerhebung gestört. Unweit des Hofes durchschneidet er den Chimborasso von Neudorf. Dessen abgedachte Kuppe überragt als ein steil abfallendes Plateau den Wasserspiegel um nahezu sechs Fuß; von ihrer Ebene überbrückt der Blick den in gedoppelter Breite lebhafter vorüberplätschernden Strom.

An sich ist die Szenerie weder großartig noch schrecklich. Aber ganz Neudorf nennt im Hinblick auf die Ereignisse, deren Schauplatz dieser Hügel war, die Tiefe des Stromes eine graufige, die Breite eine ungeheure. Denn hier ist die Roßtrappe von Neudorf. Hier gelang der unvergleichliche Sprung, von dem Jung und Alt sagt und singt. Hier sitzt

die altersgraue Muse von Neudorf, verwitterte Runenschrift im Antlitz, die Spindel in der Hand und spinnt und spinnt um die Höhe das Gespinnst goldener Sage.

Ihre Kreise will ich nicht stören. Sie redet eine einschmeichelndere Sprache als die Geschichte. Ich unternehme es mit dem elektrischen Licht geschichtlicher Forschung, die außerordentlichen Begebenheiten aufzuhellen, aber mich verläßt nicht das Bewußtsein, daß die Geschichte auch hier der Sage erliegen wird. Und doch schöpfte noch niemals ein Historiker aus besseren Quellen. Spiele ich doch selbst in dieser Geschichte eine Rolle, zwar nicht die erste, auch nicht die zweite, aber doch eine Rolle, die den Bewegungsnerv der unerbittlich fortschreitenden Handlung darstellt.

II.

Klaus hieß er und Nachtwächter war er. Dieses Amt legte ihm die Verpflichtung auf, allnächtlich einen Rundgang durch das Anwesen zu machen. Ein Wächter hat etwas Heldenhaftes; wir verbinden mit diesem Wort die Vorstellung reckenhaften Mutes. Allein unser Held war kein Held. Denn als er Gelegenheit hatte, seinen Mut zu zeigen, bewies er wohl Gewandtheit, aber keinen Mut; als er verpflichtet war, seine Lanze zum Angriff zu schwingen, machte er von derselben einen ungewöhnlichen Gebrauch.

Sein beständiger Begleiter war Nero — ein Wesen mit hündischen Eigenschaften und Neigungen. Eine gelbweiße Färbung bedeckte das halblange, seidenweiche Haar des ansehnlichen Tieres. Nero war bescheiden; und ergeben dem Gebieter. In der Hundewelt erregte er gemischte Gefühle. Dem schönen Geschlecht war er Löwe. Ihm gegenüber wendete er mehr Galanterie auf, als zur Schonung seines Rufes ratsam war. Der Herrenhundewelt dagegen war er Stutzer, „die widerwärtige Erscheinung eines sogenannten schönen Mannes".

III.

Klaus und Nero befanden sich auf dem Pfade der Pflicht. Sie versahen ihr Wächteramt auf dem von niedrigen Wällen umgürteten Hofplatz. Eine schöne Nacht, in gleicher Weise einladend zum Schwärmen und Philosophieren, wie zu galanten Abenteuern. Klaus hatte keine Neigung zur Philosophie und keine Auffassung für die Liebe. Dadurch unterschied er sich wesentlich von seinem Begleiter — Klaus hatte nicht einmal Gehör für die

Liebe. Musik rechnete er zu den Geräuschen, und, wenn er dafür bezahlen sollte, zu den unangenehmen. Nachtigallenschlag und Schweinegrunzen klangen ihm ungefähr gleich. Als der Gatte des Nachtigallenpaares ein Flitterwochenlied anstimmte, glaubte Klaus, ein Ferkel in Erstickungsnöten zu hören. Er horchte! Er ärgerte sich, als er wahrgenommen, daß er einem Vogelgesang seine Aufmerksamkeit geschenkt. Sein Gefühl für Würde war fein und empfindlich.

Das Himmelsgewölbe erstrahlte in der Pracht funkelnder Fixsterne. Die Welten der Milchstraße durchzogen die Hemisphäre in den bekannten Linien. Dem Auge winkten aus abgrundtiefen Weiten fern und ferner ewige Sterne!

Der Sirius blinzelte unserm Klaus direkt in die Augen: „Du baumlanger Klaus, wie winzig bist Du und wie klein ist Deine Erde!" Der Wächter verstand ihn nicht. Es flog durch seine Erinnerung eine verschollene Sage, jeder Stern trage den verklärten Leib eines Verstorbenen durch den Äther. Er maß das Lichtpünktchen geringschätzend mit seinem Auge. Der Gedanke, daß er, der baumlange Klaus auf diesem Strahl, diesem Nichts, dessen aufgeblasenes Dasein er auszublasen sich getraue, wenn er nur herankönne, durch die Lüfte reite, erregte seine Heiterkeit. Die Vorstellung war zu albern. Er lachte!

Sein Lachen war ein Gemisch von Poltern und Wiehern. Seine Lachsalve war weit und breit bekannt. Darin that es ihm Keiner gleich. So lachen fünfmalhunderttausend Teufel, wenn der Edle in die unreinen Begierden schattenhafter Jahrtausende zurückfällt. O dieses Lachen! Wenn es sich den Schwingungen der Brust entrang, echoeten die benachbarten Partieen seines ansehnlichen Leibes. Das Lachen hatte viele Eigentümlichkeiten, aber die wiehernde Klangfarbe war die hervorstechendste von allen. Der Hofschmied Karsten Wrich nannte ihn deshalb das „Roß" und die Bevölkerung von Neudorf erhob diese Bezeichnung zu einem allgemein bekannten Necknamen unseres Klaus.

Auch der Sirius lächelte; aber es war ein überlegenes, ironisches Lächeln, wie es einem Stern erster Größe zukommt.

Von dem Lachen unseres Klaus echoeten Winkel und Erker. Die thönerne Flora des Herrenhauses lachte hell und silbern, die Giebel der Wirtschaftshäuser grob und dumpf und derb, ein wenig roh mit rückhaltslosem, bäurischem Behagen. Der Heuschober hielt sich den umfangreichen Leib, der Ziehbrunnen stemmte in schüttelnder Lache die Hand in die Hüfte.

Es war unvorsichtig von dem Wächter, so zu lachen. Denn wenn sich

jetzt Jemand auf unerlaubten Wegen befand, so wußte dieser, daß der schreckliche Wächter nahe. Dann war es Zeit auf die Rettung bedacht zu sein.

Und sieh!

IV.

Und sieh!

Warf sich nicht eine dunkle Gestalt mit kräftigem Schwung aus dem Fenster des Erdgeschosses? Das ist kein fadenscheiniger Schatten der Phantasie! Die Pflicht ruft, edler Klaus! „Im Zentrum der Gefahr, da wehen Deine Banner!"

Hei, wie blitzte das Auge unseres Helden! Nicht wahr, wir sehen ihn mit eingelegter Lanze den frechen Dieb zu Boden rennen, wir hören den Überwundenen um Schonung flehen?

So hätte es sollen sein, so war es leider nicht. Wohl raste der Wächter, aber er raste in wilder Flucht. Über den Hofplatz donnerten seine Fußtritte, den das Gehöft umgürtenden Wall überflog er in wilder Hast. Gelang es ihm das Flüßchen zu passieren, so schien die Gefahr vorüber. Wie sprengte der Ritter vom Roß durch die Gefilde, näher und näher dem rettenden Strom! Jählings erstürmt er die Wände des Hügels; der Spiegel des Stromes blitzt vor ihm auf. Wohl grauste ihm ob der schwindelnden Tiefe — sah er nicht im Fluge ein Totenantlitz im rauschenden Strom? — aber er schöpfte zum grausigen Sprung aus der Bläße der Furcht den blühenden Mut!

Nun zeigte es sich, wozu der Wächter eine Lanze trägt. Sie fand in dem zähen Boden des Flußbettes das Zentrum desjenigen Kreises, in dessen Tangente der kühne Wächter dem jenseitigen Ufer zuflog, und es glücklich erreichte.

Er war gerettet!

V.

Nero beteiligte sich nicht an dieser Flucht. An die Wandung seiner Brust klopfte ein von Liebe erfülltes Herz und erleichterte ihm das Verständnis der Situation. Er erkannte in dem verfolgten Verfolger einen alten Bekannten, eine unmittelbare Inspiration zeigte ihm im Herzen des dem Fenster entsprungenen Jünglings die ihm wohlbekannten Pfeile des Flurschützen Amor. Er war ein teilnehmender Freund, eine verständnisvolle, schöne Seele. Das versicherten das kluge, treue Auge, die schalkhaft zurückgelegten Behänge, der wedelnde, lange, buschige Schweif.

Und nicht allein von Nero war die Flucht bemerkt worden. Zwei Augen hatten der wilden Jagd im Anfang sorgenvoll, dann erheitert nachgeblickt. Der große Fixstern lächelte diesem Doppelgestirn freundlich zu, ohne Überlegenheit, ohne Spott und ohne Ironie. Leuchtete doch aus diesem Augenpaar eine Liebe unvergänglich, wie der Glanz des großen Sirius.

VI.

Ob Nero geplaudert? Ob die Mitspielenden das Bühnengeheimnis verletzt? Es ist unaufgeklärt, wie und wo. Genug, das kleine Abenteuer wurde bekannt und machte die Runde. Gehen wir den verschlungenen Pfaden der dichtenden Volksseele nach. Leider wandelte sie auch hier, wie so oft, den Lästergang der Verleumdung. Unserm Helden wurde etwas nachgesagt, wovor ihn Alter und eheliches Joch hätten schützen sollen. Karsten Wrich, Satiriker von Neudorf, welcher als Geselle den Harz durchwandert hatte, bevor er hier Hofschmied wurde, ließ seiner Spottlust freie Bahn. Von ihm wurde die denkwürdige Stätte, wo Klaus den Fluß übersprang, mit anzüglicher Beziehung auf den Necknamen unsers Helden zuerst als Roßtrappe bezeichnet. Und so heißt sie bis auf den heutigen Tag. Karsten Wrich zeigt Fremden und Einheimischen Spuren von Riesenfüßen, die Klaus dem Boden unvergänglich aufgedrückt haben sollte, daneben die Spuren eines Pferdehufs, zurückgelassen von dem Bösen, als er unsern Helden gejagt. Dunkle Gerüchte, daß Klaus sich auf Wegen befunden, welche in gleicher Weise von Recht und Sitte verboten sind, wurden von ihm genährt.

Das Alles ist schon lange her und Freund Hein hat dem Karsten Wrich den losen Mund geschlossen. Mir hat das Alter das Haupt beschneit, und unser Held ist schon längst dem Schmerze gekränkter Ehre entrückt. „Was im Lied soll ewig leben, muß im Leben untergehn". Auch von Klaus mußte die letzte Spur seines Erdendaseins getilgt sein, bevor die Muse von Neudorf auf dem Hügel am Flusse die Maschen ihres Gewebes einschlug. Erst die Zeit verleiht einer Sage Zauber und Anmut und befreit sie von allem niedrigen Beiwerk. Und die Muse von Neudorf arbeitet langsam und bedächtig „nach berühmten Mustern". Noch ist ihr Werk nur halb vollendet. Erst den künftigen Geschlechtern wird Klaus ein reckenhafter Jüngling sein, der durch Todesverachtung die Geliebte des Herzens von dem hartherzigen Hofbauern erringt. Er bricht — so wird die Sage weiter berichten — am rettenden Ufer sterbend zusammen, und sie sucht vor den Augen des in wildem Schmerz aufschreienden Vaters den Tod in den Wellen! Das ist dann

die vollendete Roßtrappensage von Neudorf, bekannt im ganzen Land. Aber Niemand wird singen und sagen von unserer mit dem nüchternen Griffel des Historikers aufgezeichneten Geschichte. Niemand wird fragen nach der geschichtlichen Grundlage der Roßtrappensage.

Der Wittwer.

Novellette von Georg Fuchs.

(Darmstadt.)

Es war Ende November, in der Dunkelheit eines Montagsmorgens. Die Straßenbahn brachte Arbeiter und Arbeiterinnen aus den Vororten in die Fabrikstadt. Der Wagen dritter Klasse war ganz besetzt; trotzdem sprach niemand ein Wörtchen, bei dem Gerassel der Räder und Fensterscheiben hätte man sich doch nur sehr schwer verständigt, auch befand sich Jedermann in einer verschlafen-ärgerlichen Stimmung, die durch die feuchtkalte Frühluft noch ungemütlicher wurde.

Einigen jungen Burschen hatte die Rückerinnerung an das Sontagsvergnügen die Köpfe wider die Sitzlehnen gezogen und indem sie schliefen, stieg ein röchelndes Schnarchen aus ihren Kehlen. Von den älteren hatte sich's jeder so bequem gemacht wie er konnte und dämmerte so vor sich hin.

Nur zwei Insassen erschienen ganz im wachenden Zustande. Dort ein Mann und in der Ecke ein dürres, ganz junges Mädchen, das sein bleiches Gesichtchen in ein dickes Tuch gehüllt hatte. Sie sah unverwandt auf jenen Mann, der ihr schräg gegenüber saß. Sie empfand eine anziehende Furcht vor dem düsteren Äußeren des Arbeiters, vor den unheimlich glimmenden, kleinen schwarzen Augen unter dem über die Stirne gefallenen Wuste schwarzer Haare und der graubleichen Farbe über dem hartknochigen Antlitz. Und doch fühlte sie auch Mitleid mit dem frierenden, vornübergebeugten Manne, dessen riesengroßer Körper nie aufhörte zu zittern und zu zucken. Es durchrieselte sie, wenn sie nach den groben, frostblauen Händen blicken mußte und die bleichen Lippen sich in stummer Erregung bewegen sah.

Man war jetzt in der Vorstadt. Gaslaternen leuchteten da und dort auf. Von der Lokomotive klang zeitweise ein Warnungssignal und mit dumpfem Rollen flog der Zug über das Pflaster. Nun hielt er. Der Schaffner riß die Thüre auf. Mit seinem Ruf drang ein feuchter Schauer in den Wagen. Die Schläfer fuhren auf und alles tappte nach dem Ausgange.

Da und dorthin verteilte man sich in die Straßen. Der bleiche Arbeiter schritt zwischen halbfertigen Neubauten nach einem grasigen Gebiete, das noch keine Häuser trug, denn mitten hindurch schnitt ein unbedeckter, schmaler Kanal, der nach dem nahen Flusse hinleitete. Der Kanal sollte in nächster Zeit überwölbt werden und deshalb hatte das Tiefbauamt den Mann hingewiesen, damit er den Rasen am Rande wegschaffe.

Als er heute seinen ersten Hieb mit der Hacke that, war bereits die Dämmerung hereingebrochen und ein rieselnder Nebel vereinigte sich wirbelnd mit den Dünsten der Kloake. Den Arbeiter schauerte und er arbeitete doppelt rüstig. Aber es half nichts gegen den Frost. — Nun hatte er einen tüchtigen Haufen Rasen und Erde ausgehoben. Er legte die Hacke bei Seite und zog neben aus dem blätterlosen, im Wind spielenden Gebüsche einen Schubkarren herbei. Sodann nahm er die Schaufel zur Hand, stach ein, und prasselnd kollerten die Erdschollen auf den Boden des Karren. Aber — was war das? Warum starrt der Mann so entsetzt aus seinen zuckenden Augen? Er bebt, wankt — da fällt die Schaufel hin! Nun stürzt er stöhnend über den Karren. — Eine Weile war es ganz ruhig, lautlos wälzten sich die schlammigen Wellen der Kloake, lautlos bog sich das dürre Gras, lautlos wallten die Wolkenballen am grauen Firmament.

Da hob er ächzend sein Antlitz: es war fahl und totesruhig, nur unstät glitten die Augen. Er sprach mit sich selber: „Marie, ja, es rumpelt auf dem Sarge! Hörst Du! Der Totengräber wirft die Erde drauf! — — Marie! Warum bist Du tot? Warum, warum liegst Du da unten? Was soll's mit den Kindern — hu, wie es rumpelt auf dem Sarge! —

Jetzt sprang er in die Höhe. Verwundert starrte er auf den Karren und schüttelte den Kopf. — „Ja, wo bin ich denn? Wo? Das ist ja gar nicht — ihr — Grab — das war — ja gestern, gestern! Gestern haben wir sie hinausgetra — Ah, wie heiß ist's doch! Ah! mein Kopf, mein Kopf! Wie das brennt und klopft! So heiß — ach!" Er beugte sich nieder, ergriff hastig einen Stein und preßte ihn an die Schläfe. — „Das thut gut! — kühl . . . — Oh! ich bin so müde — muß — mich — setzen — — zu Dir — Marie! Auf den Sarg, oh, oh! — da, so! — Gelt, Mariechen, Du bist fortgegangen. Hab Dich nicht lieb genug gehabt,

hab Dir nicht genug zu essen gegeben und den Kindern. Ja, hast recht gehabt! fortgehen, heimgehen, schlafenlegen — ruhig — ruhig. Kein Hunger, kein Durst, keine Krankheit, kein Gerichtsvollzieher. Ja, hast recht gehabt, Frau — ach Marie — ich bin so krank, so gar nicht recht in den Knochen — ich thät' so gerne schlafen . . ." Jetzt verstummte er in wahnsinnigem Hinbrüten. Dann summte er weiter: „Ja so! die Kinder wollen Brot haben! Huh! wie sie frieren! Marie, sieh doch! Wie sie zittern in den dünnen Lumpen — Marie, mußt flicken, mußt wiederkommen — die armen Kinder! Ach — Herrgott! Warum hast Du mich so arm, so, so bettelarm, so, huh, Herrgott! Herrgott! Ich — ich — hahaha — den reichen Leuten, denen giebst Du alles, die dürfen faullenzen gehen und können doch die Kinder fettfüttern und — und — Herrgott! Warum hast Du mich nicht reich gemacht, warum gerade mich nicht, warum nicht! Herrgott! warum — nicht! Hörst Du! — Sie war doch so fromm, die Marie, und hat oft zu Dir gebetet und ich hab' weinen müssen, wenn sie gebetet hat, nämlich darum, daß ich so ein verfluchter, schlechter, dummer Kerl — bin. Herrgott! Weißt Du, was Du geschafft hast — geholt hast Du sie und hast mich da gelassen, in dem Elend — in dem kalten Wetter — gar! — Aber warte — ich will Dich, ha ha ha! — Die Kinder — die werden ausgeschellt — kling, ling, ling! Die werden ausgeboten von Staatswegen. Kriegen's besser, wie bei mir, wartet ihr Kleinen — wartet — will euch gute Tage machen. Ja, ja, bin doch nicht so dumm —; und Du Herrgottchen da oben! bin nicht dumm, gar nicht so einfältig, will Dir's schon zeigen! Rufst Du mich nicht, — so komm ich doch zu Dir — ob Du mich willst oder nicht — komm' ich doch, doch! Komm' gleich! Marie! — mach — die Thür — auf — Engel! Ich komm'! Hurra! Ich komm', Du Herrgott — Du Du. — Tralala — Marie, ich komm'! — ich — komm' tralala!" — Und wie ein ausgelassenes Kind jubelnd, schreiend, lachend lief er übers Feld an den Fluß. Am Ufer hielt er nicht an — geraden Wegs rannte er in das trägflutende Wasser. „Ich — komm', — Marie!"

Unser Dichteralbum.

Die Sonnenjungfrau.*)

Von der alten Inka-Veste
Flattert stolz Castiliens Banner,
Und durch Cuzcos weite Straßen
Tönt der Spanier Siegesjubel,
Die bei taumelnden Gelagen
Ihre blut'ge Beute teilen.

Uralt heilige Gefäße,
Schwer von Gold und Edelsteinen,
Uralt heilige Symbole,
Tiergestalten, Götterbilder,
Schlägt die Hand gemeiner Söldner
Rasch in Trümmer, daß ihr Gold
Will'ger ihren Lüsten diene.
Wüster, roher Lärm der Sieger, —
Banges Schweigen der Besiegten!

Fern der Menge weilt Pizarro,
Pläne schmiedend, stolze Pläne,
Wie er seiner Herrschaft Grenzen
Weiter dehne und ins Joch
Fester die Indianer schlage. —
Durch verwaiste Kaiserburgen
Schreitet er, durch öde Hallen,
Durch den Schutt gestürzter Tempel
Und durch Götterhaine, Gärten,
Die verwildert, blumenleer.

In den Hain der Sonnenjungfrau'n
Ist er sinnend so getreten —
Um ihn feierliche Stille,
Nur der Bäume Wipfel rauschen —
Als er plötzlich vor sich stehen
Eine hohe Jungfrau sieht.
Weiß sind Schleier und Gewande,
Und um ihre Stirne schlingen
Goldne Lotoszweige sich.
Schön, doch streng sind ihre Züge,
Stolz und traurig ist ihr Blick.
Und von rascher Glut entzündet,
Will Pizarro sie umschlingen.

Doch den Dolch aus ihrem Gürtel
Reißt sie drohend: „Weiche von mir,
Comasuya, Sonnenjungfrau,
Bin ich, Atahualpas Tochter,
Höre, was mein Mund Dir kündet!"

War's ein Rest von kargem Mitleid,
War's der Schönheit stumme Sprache,
Die den starren Sinn ihm beugten?
Er, der nur gewohnt zu herrschen,
Schweigt und lauscht der Jungfrau Rede:

„Leichenstaub düngt rings den Boden,
Unsre Tempel sind zertrümmert,
Und in Ketten seufzt mein Volk;
Wehe, daß wir Euch vertrauten,
Honig tragt ihr auf den Lippen,
Doch im Herzen tötlich Gift!

Arglos kamen Euch entgegen
Meines Landes schlichte Söhne,
Und Ihr nanntet Freunde sie;
Kann ein Freund den Freund verraten?
In dem Land der weißen Männer
Ist's wohl Sitte, nicht bei uns!

Darum Fluch Euch, weiße Männer,
Nichts kann Euren Blutdurst stillen,
Nichts kann Eure Herrschsucht zügeln,
Mut, jedoch nicht Großmut kennt Ihr,
Nicht Erobrer, nein Zerstörer,
Henker seid Ihr, Helden nicht!

*) Sonnenjungfrauen waren dem Sonnengott geweihte, priesterliche Jungfrauen, die, ähnlich den Vestalinnen Roms, das Keuschheitsgelübde ablegten, auf dessen Übertretung Tod stand. (Die „Gesellschaft" veröffentlichte im 9. Hefte des vorigen Jahrgangs Bruchstücke aus dem Epos „Aus dem Reiche der Sonne", welches den Untergang Perus durch die Spanier behandelt. „Die Sonnenjungfrau" bildet den Schlußgesang dieser Dichtung. D. R.)

Wie aufs Lamm die Tigerkatze,
Wie der Geyer auf die Taube,
Stürztet Ihr auf meine Brüder,
Trankt Ihr Blut und stahlt Ihr Gold,
Wälzt euch denn in Gold und mordet;
Und der Fluch, den ich Euch lasse,
Ist das Gold, es wird uns rächen!

Gold, das sind der Sonne Thränen,*)
Welche Fluch und Segen bringen,
Fluch dem Bösen, Heil dem Guten.
Rachethränen sind es heute,
Die das Flammenauge Intis**)
Um sein Volk vergießt, drum weh Euch,
Die Ihr lüstern späht nach Gold!
Haß und Zwietracht wird es säen,
Bis sich Eure Hand, noch rauchend
Von dem Blut der Unsern, kehret
Wider Euch und Euch vernichtet!

Fluch Euch allen, doch auf Dich,
Der den Vater ließ erschlagen,
Fall der Flüche schwerster nieder,
Gleiches Schicksal wird Dich treffen,
Wie Du treulos ihm bereitet,
Mord wird Deine Tage enden!

Ungeahnt beim Freudenmahle
Wird des Rächers Stahl Dich finden,
Wird des Mörders Schwert Dich fällen,
Den Dein eignes Volk gebar.
Höre meinen Schwur, so wahr ich
In die Brust den Dolch mir bohre,
Wird geschehn, was ich verkündet!" —

Schaudernd wandte sich Pizarro
Von der Sonnenjungfrau Leiche;
Was sein finstres Herz bewegte,
War es Scham, war's flücht'ge Reue?
Wer kann in der Seele Tiefen,
In der Brust der Menschen lesen?
Schaudernd wandte sich Pizarro —
Unaufhaltsam schritt er weiter
Dann auf seinem blut'gen Wege,
Bis der Tag kam, wo der Jungfrau
Rachefluche sich erfüllt. — — — —

Dresden. Günther Walling.

Weckholderlin.

Weckholderlin, verschwiegner Strauch,
Dich halt ich hoch in Ehren,
Du hast ein grünes Röcklein an
Und trägst blauschwarze Beeren.

Weckholderlin, mein Schatz, der trug
Wie Du ein grün Gewande,
Als an den Augen beerenschwarz
Der Liebe Glut entbrannte.

Weckholderlin, Du stehst im Wald,
Allwo die Vögel singen,
Mein Schatz wohnt jetzt in einem Haus,
Wo freudlos Psalter klingen.

Er sitzt am Gitterfensterlein,
Bewacht von grauen Nonnen,
Und denkt an Dich, Weckholderlin,
Wie bald das Glück zerronnen.

Auf der Haide.

Sommerschwüle liegt erdrückend
Auf der endlos flachen Haide,
Hie und da noch prangt ein Röslein
Auf dem sonnverbrannten Kleide.

Hoch in Lüften streicht ein Kibitz
Über die verlassne Öde,
Während an dem dunst'gen Saume
Schon verglüht die Abendröte.

Ob ich auf die Blume blicke
Oder lausch' des Vogels Schreien,
Kann sich doch von tiefer Schwermut
Nimmermehr das Herz befreien.

*) Nach dem peruanischen Mythos war Gold von der Sonne geweihte Thränen.
**) Inti — Sonnengott.

Verlassen.

Du müde Maid, wo willst Du hin?
Es stiebt der Schnee und stürmt der Wind,
Vor Kälte weint Dein armes Kind.

Was fragst Du mich, wohin ich geh'?
Ich weiß es nicht. Auf öder Flur
Verweht der Wind im Schnee die Spur.

Mir blieb nur über von der Lieb
Ein hilflos Würmlein auf dem Arm
Und Herzeleid, daß Gott erbarm.

Der Holzer sprach: So komm mit mir,
Mein kleines Heim am Waldessaum,
Das hat für uns zu dreien Raum!

München. Heinrich v. Reder.

„Das lebendige Chorpult".*)

(Le lutrin vivant.)

In freier Umdichtung nach dem Französischen des J. B. Greffet

von

Richard von Meerheimb.

(Dresden.)

Heut Muse, laß in heiterer Beseelung
Das frohe Fest uns feiern der Vermählung
Von Scherz und Poesie; in flottem Reim
Des Lebens Ernst versüßt mit Honigseim!
„Honny qui mal y pense!" sei mir Devise —
Ohn' Umschweif, ruft mir Prosit, wenn ich niese.

Nun denn, in einer Gegend „Irgendwo"
Ein Örtchen liegt mit Namen „So und so".
Ein morsch alt Kloster drin, mit Fensterbögen,
Durch deren Lücken frei die Winde fegen,
Bewohnt von gar seltsamer Klerisei
Im Dienstbann von des Tages Einerlei.
Die Brüder schleichen wank und hungerblaß,
Nicht rot benäselt vom Burgunder-Naß,
Auch nicht geschmückt mit feistem Doppelkinn:
In Buß' und Beten zieht ihr Dasein hin:

Dienstleistend fanden auch ein Obdach hier
Noch ein Kaplan und der Chorjungen vier.
Der Wirtschaft aber dieser kleinen Welt
Frau Barbara war sorgend vorgestellt,
Die, ehmals frühlingsfrisch, jetzt achtzigjährig,
Mit sechzehn Lenzen merkte, wie gefährlich

*) Aus der biographischen Skizze zu des französischen Dichters J. B. Greffet komischen Papageien-Epos, „Vert-Vert", das nächstens im Verlag von P. Reclam jun. erscheinen wird.

Die schnöde Welt, entsagend rettete
Den Tugendpreis, sich munter bettete
Im Klosterheim, wohl anfangs nur als Magd
Bei einem jener Chorherrn, wohlbehagt,
Sodann jedoch in ehrsuchtsvollem Drang
Die Gouvernanten-Würde sich errang.
So kam's, daß trotz dem Wechsel der Gestalten
Sich stramm erhielt ihr Wirken und ihr Walten.

Nun denn, zum Kerne komm' ich der Geschichte
Die, jüngst passiert, ich wahrheitstreu berichte:
Im Frühjahr war's, da — mög' er Lukas heißen,
Der jüngste Chorbub' arg bekam das Reißen,
Das heißt, das Reißen an den Unterthanen.
Die Höschen wurden morsch wie Schlachtenfahnen;
Von Tag zu Tage ward die Bresche schlimmer,
Und aus dem Dunkel tauchte Rosenschimmer.

Frau Barbara mit Ängsten und mit Sorgen
Bemerkte, wie sich kund that, was verborgen;
Doch, splitterarm, mit was die Blöße decken,
Wenn nirgendwo von Tuch und Stoff ein Flecken?
Zudem war ja der ärmste aller Jungen
Von unbekanntem Elternpaar entsprungen.
Niemanden gab's, der seine Glieder kleide,
Und niemand wohl, der ihm die Armut neide.

So fror und zappelte das arme Kerlchen,
Wie an beeistem Bach einsam das Erlchen,
Als Adamit verdammt zum Stubenhocken,
Vergeblich war der Sonne wärmend Locken,
Nur kauernd sitzen, bloß sah man den Armen:
Da, höchster Not kam rettendes Erbarmen!

Frau Barbara, als Helferin und Mutter,
Beschaffte Rat zu gutem Unterfutter,
Ihr Mittel zwar war seltsam und vertrackt,
Doch Not half kleiden was da blank und nackt.
Ein altes Meßbuch kam ihr vor die Augen,
Das just zur Aushilf schien ihr wohl zu taugen,
Zwar alt und schäbig gleich 'nem morschen Rettig
Zerlappten Pergamentes, fingerfettig —

Doch manch derbfestes Blatt der Alten schien
Brauchbar für's Leck der offnen Jalousien.
Sich kurz entschließend, rasch am Pergamente
Der Blätter vier sie vom Folianten trennte.
Doch, lesensfremd, war ihr der Inhalt Kohl;
Sie blätterte und schnitt aufs Gradewohl.

So kam's, daß ſie, nicht mäkelnd beim Geſchäfte
Die „große Meſſe" juſt ans Höslein hefte.
Sie ſtickt und ſtochert, bis ob wohl, ob übel,
Nothelfer ward die Notenſchrift der Fibel.
Der arme Junge fühlt ſich überglücklich
Und fragt nicht lang, was zierlich und was ſchicklich.

Jedoch zum Unheil naht' ein Feiertag,
Den man mit Singſang hoch zu preiſen pflag.
Der Intendant, zugleich auch Vortragsmeiſter,
Sucht nach dem Meßbuch — alle guten Geiſter
Beſchwört er, daß ſein Heiligtum ſich finde:
Vergeblich nur, wie er ſich krümm' und winde.
Schon glaubt er, daß gar Mäuſe oder Ratten
Zur Speiſ' erwählt ſich das Geſuchte hatten —
Als ihm der Zufall heiter ungeniert
Den Jungen Lukas vor die Augen führt,
Der unbewußt an ſeines Rückens Ende
In großen Lettern trug die Notenſpende.

Er ſtutzt perplex, ſetzt ſtracks die Brille auf,
Verfolgt der Linien ſchwarzpunktierten Lauf
Und meldet dem Kapitel, wie gebucht
So ſonderbar, was bangend man geſucht.

Entſetzen rings vom Prior bis zum Küſter,
Ratloſes Sinnen, ſeitliches Geflüſter,
Bis endlich laut ſich bildet der Entſchluß,
Der Jung' als Chorbuch nutzbar werden muß,
Auf deſſen Hinterblättern, rund gebückt,
Die Notenvorſchrift klar und deutlich blickt.

Nun friſch drauf los zum Exerzitium!
Als Meßpult Lukas macht den Rücken krumm,
Bis endlich, nach viermaligem Verſuch,
Man ſich zufrieden giebt mit Pult und Buch.
Gebogen und gebückt hält Lukas ſtille;
Der Singechor mit aufgeſetzter Brille
Folgt Not' um Note am lebendgen Pulte;
Die Leiſtung zwar iſt keine kunſtgeſchulte —
Doch wirklich ſchade, daß kein Malergriffel
Fixiert den Chor rings um den krummen Schniffel.

Fürwahr, der Junge hält ſich ſtandhaft krumm.
Schon naht das Ende — horch, da „Sum brum ſum" —
Ach, eine Weſpe, niederträchtig keck
Gefunden hatte Chor und Zugangsleck;
Die pergamentne Schranke wird durchbrochen —
Und hinterrücks iſt ſie bergabgekrochen.

Der arme Junge leidet fürchterlich,
Bläst in die Backen, beißt die Lippen sich,
Versucht's, wenn auch an Jugend ein Quartaner,
Festmutig auszuharren als Spartaner —
Doch unverschämt folgt seinen Weg das Beest.
Kein Kratzen ihn des Stachels Qual entlöst —
Der Feind durchdringt die Nacht geheimster Falten,
Jetzt — nein, bei Gott, s' ist nicht mehr auszuhalten —
Er macht sich Luft im kreischend lauten „Au!"
Gleich schwanzgeklemmter Katze im „Miau"
Flieht er, die Hände krampfhaft hinterm Rücken,
Trepp ab und auf — und läßt sich nimmer blicken!

Der Sang verstummt — wer trägt daran die Schuld?
Die böse Naht am flieh'nden Notenpult!

Im Hochwald.

Sturmgebrochne Urwaldtannen,
Riesenblöcke von Granit
Riß des Wildbachs dunkle Woge
In die grüne Tiefe mit.

Und hier wuchern aus dem Moose
Breiter Lattich, Eisenhut,
Goldverbrämte Wasserlilien
Und des Giftschwamms rote Brut.

Gaukelnd schwebt ein Eintagsfalter
Durch den tausendjähr'gen Wald,
Wie durch eine Dichterseele
Eine lichte Traumgestalt.

München. Heinz Osser.

Liebe.

Im Halbtraum lausch' ich den Tönen . . .
Die wiegen mich ein . . .
Da wachsen mir mächtige Flügel —
Hinauf! . . . über Thal und Hügel
Zum Himmel hinein! . . .

Im Halbtraum lausch' ich den Tönen . . .
Was willst Du, mein Herz? . . .
Willst Du zersprengen die Bande,
Mein Geist, wie der Lenz in die Lande
Hinstürmt im März? . . .

Im Halbtraum lausch' ich den Tönen . . .
Welch' wonniger Klang! . . .
Mich faßt ein unendliches Sehnen —
Es glühen gefesselt die Thränen,
So weh und bang . . .

Im Halbtraum lauſch' ich den Tönen . . .
Wie wird mir weh!
Mein Glück, mein Glück liegt in Scherben! —
So laß in den Tönen mich ſterben
In Deiner Näh'! . . .

* * *

Daß ſüßer Duft ſo qualvoll morden kann!
Weh, daß es einen holden Wahnſinn giebt,
Der ſchmeichleriſch die Seele Dir umkoſt . . .
Dich ſchmeichelnd mordet, weil Du ihn geliebt!

Weh, daß des Lenzes Antlitz trägt den Tod,
Der tückiſch ſeinen hohlen Blick Dir birgt!
Er ſtreut Dir duft'ge Blüten in den Schoß . . .
Und aus den Blüten ſteigt, der Dich erwürgt!

In holden Blüten ſchläft verderblich Gift . . .
O achte wohl, daß Du ſie nimmer pflückſt!
Du glaubſt, daß Du mit heit'rem Flor Dich zierſt? . . .
Es iſt Dein Leichenkleid, das Du Dir ſchmückſt . . .

* * *

Es iſt Dir doch nicht Ernſt, wenn Du
So ſtumm an mir vorübergehſt . . .
Du ſelber auch haſt keine Ruh,
Ob Du Dir auch es nicht geſtehſt! . . .

Was Dir die wunde Seele quält,
Den Frieden Dir in Feſſeln ſchlug — —
Dein Aug', Dein trübes Aug' erzählt
Davon genug . . .

* * *

Herz, o ſprich ſo ungeſtüm
Mir nicht ſtets das Wort: vergeſſen!
Kannſt ja doch entbehren nicht,
Was dereinſtens Du beſeſſen!

Ach, Du willſt verpaſſen, was
Dir vor Zeiten war zu eigen? . . .
Herz, Du thöricht Herz, weshalb
Magſt Du denn nicht gänzlich ſchweigen?! . . .

Willſt verpaſſen, was Du doch
Sehnend hegſt zu jeder Stunde? . . .
Elend Herz, Dein Wunſch verhüllt
Schlecht nur Deine blut'ge Wunde! . . .

Köln a/Rh. Simon Schwarz.

Wechsel der Zeit.

Du warst als kleines Mädchen
Schon so hübsch und klug,
Als ich Dich auf den Armen
Noch durch das Zimmer trug.

Wie hat sich die Zeit doch verändert,
Wie möcht ich selber nun
So gern als alter Knabe
In Deinen Armen ruhn!

Bamberg. Hans Probst.

Von der Straße.

Daß ich sie einstens gefunden,
Es ist mir wie ein Traum,
Daß ich sie wieder verloren,
Ich weiß es und faß' es doch kaum.

Sie wandelte nachts durch die Gassen
Und flehte um Hilfe, um Brot.
Geschrieben auf ihren Wangen
Stand Scham, Verzweiflung und Not.

Und hätte Einer gesprochen:
„Sei mein, Du bleiches Weib!
Da hast Du Brot; nun bezahle
Mit Deinem jungen Leib:" —

Sie hätte das Brot gegessen,
Das elende Brot der Schmach;
Sie wäre im Schlamm versunken
Und niemand weinte ihr nach.

Ich fand sie zusammengekauert,
Von eklen Lumpen umhüllt.
„Steh auf, unseliges Mädchen!"
So rief ich, von Abscheu erfüllt.

Sie kroch hervor aus dem Winkel
Und wankte die Straße entlang.
Ein Laut nur — er klang wie Hunger —
Anklagend ans Ohr mir drang.

Und richtig! Sie stürzte aufs Pflaster
Und schlug sich die Stirne wund.
Da war es um mich geschehen, —
Mein war sie von dieser Stund.

Ich brachte sie meiner Mutter.
„Da, Mutter, pflege sie gut;
Ich las sie auf von der Straße,
Wär schad' um das junge Blut."

Und wie die Hüllen gefallen,
Und wie sie im Bette lag,
Da war mir's, als blühte im Winter
Urplötzlich ein Maientag.

Ich sank vor ihr auf die Kniee,
Ich küßte sie stumm aufs Haupt.
Wer hätte im Schmutz der Straßen
Solch Unschuld zu finden geglaubt!

Und als im Garten die Rosen
Erblühten voll Duft und Pracht,
Da ist auch auf ihren Wangen
Des Lebens Farbe erwacht.

Da warb für den Sohn die Mutter,
Die Bettlerin warb sie dem Sohn,
Die arme Waise, die einstens
Geschaffen um kärglichen Lohn.

Und endlich barg sie ihr Antlitz
An meiner pochenden Brust
Und stammelte Liebesworte
In überquellender Lust.

Mein Weib! — doch der Winter färbte
Gar bleich ihr lieblich Gesicht
Und von den ersten Rosen
Der Toten Kränze man flicht.

Nun stehe ich oft mit Thränen
Vor ihrem Leichenstein: —
Sie konnte, zum Elend geboren,
Nicht leben — und glücklich sein.

München. H. Schillinger.

Erſter Schnee.

Erſt wenn öde liegen alle Fluren
Und entſchwunden alle frohen Spuren,
Bricht herein das winterliche Weh,
Nicht Knoſpe, Blüt' noch Frucht
Werden heimgeſucht,
Auf die Stoppeln fällt der erſte Schnee.

Doch im Herzen wohnt noch frohes Leben
Und noch ſpinnt ſo zartes Hoffnungsweben,
Wenn ſchon mahnt der Entſagung Weh,
Keine Frucht noch ſchwillt,
Keine Blüte quillt,
Auf die Knoſpen fällt der erſte Schnee.

Wien. Joſef Kitir.

Aus dem Italieniſchen.

1. Ich haſſe Dich!

(Il canto dell' odio.)

Wenn Du vergeſſen einſt im Grabe ſchlummerſt,
Bedeckt mit Erde,
Und Gottes Kreuz wird aufgerichtet ſtehen
Auf Deinem Sarge;

Wenn Eitertropfen durch die halbgeſchloſſ'nen
Zähne Dir ſickern,
Durch Deine grauſen, leeren Augenhöhlen
Die Würmer kriechen:

Dann wird der Ton, der Andern friedverheißend,
Dir Qual bereiten
Und Dein Gewiſſen kalt und unerbittlich
Dein Hirn zerfleiſchen.

Dem Gott ſowohl, wie ſeinem Kreuze trotzend,
Ins Grab hinunter
Dringt der Gewiſſenswurm, um Dir zu nagen
An Kopf und Herzen.

Der Wurm bin ich! Geſpenſtiſch werd' ich kommen,
Unhold dem Tage,
In dunkler Nacht, Dich ſuchend mit Gebelle
Wie eine Wölfin.

Mit dieſen Nägeln grab' ich auf die Erde,
Durch Dich beſudelt,
Die Bretter ſpreng' ich am vermorſchten Sarge,
Dein Aas umſchließend.

Mit Deinem Herzblut will ich ſättigen
Den Haß, den alten,
Mit Inbrunſt in den Leib, den ſchamentblößten,
Die Krallen ſchlagen.

Als Rachgeſpenſt, als Geiſel des Verbrechens,
Ein Höllenſchrecken,
So hänge ewig ich an Deinem Buſen,
In mich gekauert.

Ins Ohr, ſo ſchön einſt, ruf ich unverſöhnlich
Dir bitt're Worte,
Die, gleich dem glühend heiß gemachten Eiſen,
Dein Hirn verbrennen.

Und fragſt Du, warum ich mit Gift Dich tränke
Und Dich zerfleiſche?
So antwort' ich: „Kannſt Deiner blonden Haare
Dich noch erinnern?

Denkſt Du der ſchönen, goldig blonden Haare,
Zum Nacken fließend,
Und Deines ſchwarzen, tiefen Augenpaares
Voll gelber Flammen?

Der Büſte Üppigkeit, der Hüften Fülle
Haſt Du vergeſſen
Und weißt nicht mehr, wie ſchön Du warſt, bethörend
Und heiß verlangend?

Daß Du zur Schau den nackten Buſen trugeſt
Für jedes Auge,
Aus Deinem Bette einen Durchgang machteſt,
Haſt Du's vergeſſen? —

Warſt Du's nicht, die den Trunk'nen, den Soldaten
Umarmung boteſt,
Hinunter ſtiegſt zu unnennbaren Küſſen
Und mich verlachteſt? —

Ich aber liebte Dich, bin bittend nieder
Vor Dir gefallen,
Bei einem Blick von Dir wär' gern geſtorben
Ich Dir zu Füßen.

Warum nur mir den ſüßen Blick verſagen,
Mir, der Dich liebte,
Der ich für Dich mich gern erniedrigt hätte
Zu Deinem Sklaven?

Warum mir „Nein“, als ich zu Deinen Füßen
Um Gnade flehte,
Indes die Kuppler in der Straße harrten
Auf Deine Käufer?

Du lachteſt! Siehe, aus dem Grabe reiß' ich
Dein Schandgebeine
Und ſtelle den mir einſt ſo lieben Körper
Nackt an den Pranger.

Mein Sang iſt dieſer Pranger, Dich verdammend
Zu ew'ger Schande,
Zu Strafen, die noch übertreffen ſollen
Der Hölle Qualen.

Stirb' noch einmal, Verruchte, und zwar langſam
Durch Nadelſtiche,
Trag' an der Stirn die Schand' und meine Rache
Als Kainszeichen! —

* * *

2. Die Schwarze.

(Diavolina.)

Komm' her, Du Schwarze, ſetze Dich
Auf meine Kniee nieder,
Der Wolluſt Flamme ſtrahle hell
Aus Deinen Augen wieder.

Umſchlinge mich mit ſüßem Arm,
In wildeſtem Erregen
Laß' mich mein glühend Angeſicht
An Deinen Buſen legen.

Mag aus der Erde Tiefen auch
Ein donnernd Dröhnen ſchallen,
Der Himmel beben und die Welt
In Nichts zuſammen fallen:

Mir liegt nichts d'ran! Bleibt nur Dein Mund
Mein eigen ſonder Zweifel,
Dann, Schwarze, iſt mir Alles gleich,
Ich trotze Tod und Teufel! —

* * *

3. Alte Zeiten.

(Tempi passati.)

Es herrſchte dichte Finſternis,
Natur und Schloß in tiefem Schweigen lagen,
Der Page nur, allein mit ſeinem Schmerz,
Begann aus tiefem Burgverlies zu klagen:

„O weh' mir Armen! Allzuhoch
„Ließ meine Hoffnung, meine Lieb' ich ſteigen
„Zur Königstochter! Wehe mir, dies Grab
„Wird bei lebend'gem Leib dafür mein eigen.

„O wenn ein ſtill' Gedenken ſie
„Mir weihte, würd' ein Thränlein mir zum Lohne,
„So würde ich dies feuchte, düſt're Grab
„Vertauſchen nicht mit einem Kaiſerthrone" . . .

Da zeigt ſich ihm in ſeiner Thür
Ein weißes Bild, umglänzt vom Abendrote,
Und zitternd frägt der blonde Page leis:
„Wer biſt Du arme, blaſſe, ſchöne Tote?"

„„Ich bin nicht tot, rühr' mich nur an,
„„Des Königs Tochter bin ich, mußt Du wiſſen,
„„Ich bin kein Geiſt — die Wachen ſchlafen feſt —
„„Da iſt mein Mund, komm her, Du darfſt ihn küſſen!""

* * *

4. Stumme Liebe.

(Nell' aria della sera.)

Die feuchte, milde, weiche Abendluft
Durchzog gepflügter Felder ſcharfer Duft;
Wir ſaßen dort an jenem Hügel ſtille
Und in den Wieſen zirpte hell die Grille.

Dein Taubenauge blickt' in weite Fernen,
In ſtummer Bitt' zum Himmel auf voll Sternen.

Und ich verſtand, was ungeſagt geblieben,
Des Schweigens wegen mußte ich Dich lieben.

* * *

5. Friedhofblumen.

(Quando cadran le foglie.)

Wenn ich im Friedhof Ruh' gefunden habe,
Dann kommſt gewiß Du hin zu meinem Grabe
Und wirſt das Kreuz dort in der Ecke ſehen,
Wo viele kleine Blumen bei ihm ſtehen.

Die meinem Herz Entſproſſ'nen ſollſt Du pflücken
Und Dir damit Dein blondes Goldhaar ſchmücken:

Geſänge ſind's, gedacht und nicht geſchrieben,
Worte der Liebe, ungeſagt geblieben . . .

Bologna. Aus dem Canzoniere di Lorenzo Stecchetti.
Karlsruhe. Übertragen von Robert Weiß.

In der Paſſionswoche.

Es wär' ja ſchön, 's wär' ewig ſchön —
Wie Sonnentod will's mich gemuten,
Auf Golgatha die Marterweh'n,
Die tiefen Götterwunden ſeh'n,
Die mir zuliebe bluten.

Und ſchön wär' auch ein Wiederſeh'n
Nach Grabes Nacht und Moder —
Ein Joſephat! ein Auferſteh'n!
Weiß Gott! 's wär ſchön, 's wär ewig ſchön
Und gern wär' ich ein Toter.

Doch ſchöner iſt — wer's mag verſteh'n —
An Gott-Natur ſich ſchmiegen
In ihrer Luſt, in ihrem Weh'n,
Und darwinſtill zu Grabe geh'n
Und ſich nicht ſelbſt belügen.

München. Ludwig Scharf.

Geiſteswürde.

Wer in den wonnevollen Stunden,
Da ſein Genie zum Gipfel ſtieg,
Sich mit dem Weltgeiſt eins empfunden,
Steht über aller Kirchen Krieg;
Zu ſeiner ſtolzen Höhe brandet
Die Flut des Kampfes nicht empor,
Er iſt gerettet, iſt gelandet
Beim auserwählten Geiſteschor.

Ein edler Teil von Gottes Weſen,
Den er im Geiſte ganz geſehn,
Kann er das Buch der Erde leſen
Und alle Werke recht verſtehn.
Er ſieht, vertraut mit jedem Dinge,
Der Schöpfung Herrlichkeit iſt Luſt
Und nicht mehr kreaturgeringe
Auch ſeinen Anteil ſelbſtbewußt.

Kein König kann ihn überragen
An ſtolzem Majeſtätsgefühl,
Kein Prieſter ihm Befehle ſagen,
Den Hochmut überblickt er kühl.
Es macht ihm keine Zukunft Sorgen,
Kein Bibelweltgericht ihm bang.
Er ſieht, was allem Volk verborgen,
Der Dinge ew'gen Wechſelgang.

Hannover. Georg Ritz.

An Paul Fritſche.

(Geb. 15. Dez. 1863. Geſt. 25. Septbr. 1888.)

Ein hinterliſtig feiger Heuchler, höhniſch
Des Lebens bunte Träume Dir vorgaukelnd,
Indes ſein Knochenarm Dich gierig ſchon
Umfing, ſo nahte Dir der bleiche Tod . . .
Du wollteſt ſchaffen, fühlteſt Dich ſo frei
Von all' der Qual und dumpfen Grabesſchwüle,
Die oft Dich nachts auftrieb vom heißen Pfühle
Ins Sturmgebraus, zur weinenden Natur;
Noch einmal ſchien es Dir in holdem Traum:
Als nahte Dir des Glückes Blütenlenz,
In dem die Sterne Deines Genius ſtrahlen,
Leuchtende Flammen einer andern Welt;
Und all' die Wonnen, all' die glühnden Schmerzen
Die Deine Seele barg, ſie ſtrömten aus
Zum hohen Lied der Schönheit und der Liebe! . . .
So ſchön, ſo rührend ſchien Dir nie die Heimat,
Dies Meer von Sand, die kieferndüſtre Mark,
Und dieſe Sonne, welche Tag für Tag
So wehmutſchön die dunklen Wälder küßte —
So purpurn ging Dir nie ihr Goldglanz unter!
Wohl Dir, das herbe Scheiden milderte
Die Hoffnung, die uns all' zu Sklaven macht:
Du ſahſt, wie tauſend neue, junge Triebe
Die Erde ſchmückten, ſahſt Dich ſelber auch,
Das Auge in des Himmels blaue Tiefen
Gerichtet, in des Ruhmes gold'nen Hallen.
Der Wahrheit Ströme rauſchten Dir im Liede
Und jedes Bittre ſchmolz in heiligem Frieden —
Nun ruhſt Du, Freund, wir kämpfen noch hienieden
In dieſer Welt tiefhäßlich und gemein —
Doch Du, Du gingſt zur ewigen Heimat ein.

Berlin. Wilhelm Arent.

Der naupengeheuerliche Pfaffe Viktor
oder:
Die Keitpeitsche.*)

Von

Franz Held.

(München.)

An des Mädchenpensionates
Garten flimmert froh die Sonne —
In der Klasse dumpfe Stickluft.
Dort doziert ja Ehren-Viktor
Über den Begriff des Schönen
Und ein offnes Fenster würd' ihn
Stören, weil er lungenschwach.

Viktor war Vikar seit Kurzem.
Einst von ziemlicher Gesundheit,
Hatten ihn des Stifts geheime
Idealistische Genüsse
Zwar erfüllt mit Selbstbefried'gung,
Doch sein körperliches Teil
Ward dabei so gelblich mager,
Daß er unter'm Kleid des Pred'gers
Wenig Fleisch zu bergen schien.

„Also auch doch wohl kein sinnlich
Unharmonisches Begehren!"
Dachte die Pensionsvorsteh'rin,
Übergab drum dem Eunuchen
Furchtlos ihren Jungfern-Harem
Zur gelahrten Unterweisung
In der Litteraturgeschicht'.

Viktor las Sonette Platen's.
Rings zu Füßen des Katheders
Saßen um die Arbeitstische
Seine netten Schülerinnen.
Hatten kichernd sich verschworen,
Ihn wie toll verliebt zu machen,
Um sich dann zu amüsieren
Mit des Gliedermanns Verwirrung.
Warfen ihm die übermüt'gen
Schmachteblickchen klettengleich
In des Runzelmaules Falten,
Während es des Dichtergrafen
Hölzernste Sonette schnurrte.

Des Komplottes Haupt, ein Krauskopf,
Adlig, schlank, doch voll von Formen,
Tochter eines Gutsbesitzers
Nah der Stadt. Die Anstaltsleit'rin
Gab sich fruchtlos Müh', 'ne Dame
Aus dem Kobold herzurichten.
Erda Baroneß von Ursprung
Wollte keine mod'sche Haartracht,
Sondern ihre Locken wehend
Um die bräunlich vollen Wangen
Flattern lassen, wie sie's pflegte,
Wenn sie auf dem Gut des Vaters
Trillernd durch den Roggen strich.
Ihre Mutter starb schon früh —
Drum erwuchs sie wohl so zuchtlos!

„Schrecklich!" klagte Fräulein Brille,
Dieser Anstalt hag're Leitrin,
Ihrem Liebling Pfaffen Viktor:
„Hat sie kürzlich doch beim Kränzchen,
Als wir die Studenten luden,
(Unsrer Schülerinnen Vettern)
Laut bei Tisch gesagt dem Nachbar:
„„So! Jetzt ist's das dritte Mal,
Daß Sie auf den Fuß mir traten!""
Und den Korpsbursch bat sie dringlich,
Daß er zum Kommers sie lüde!
Hab's dem Herrn Papa geschrieben,
Daß ich wenig Hoffnung hege
Auf des Fräulein Tochter Fortschritt —"

Dumpfig war der Klasse Stickluft.
Wie nun Viktor Platen vortrug,
Nahm er wahr mit größtem Ärger,
Daß enfant terrible Erda
Unter'm Tisch ein andres Buch las:
Er entrang der Widerspänst'gen —
Heinrich Heines Nordseebilder!
Der Besuch beim Fischermädchen
Gar mit Bleistift angemerkt!!

*) Als Antwort auf J. V. Widmanns Sudelköcherei über mein Epos „Der abenteuerliche Pfaffe Don Juan oder die Ehebeichten" (Berner Bund, 21. Oktober a. c.).

Zwar verfing der Mumienprieſter
Sich im trotzig dunkeln Auge,
Als ſie ihm das Buch verweigert' . . .
Ah, und all' die Andern lachten!
Seiner Lehrerwürde wegen
Mußt' er's Fräulein Brille melden —
Und ſie ſchickte die Verlor'ne,
Daß nicht noch Skandal entſtände,
In des Vaters Haus zurück.

Ein'ge Wochen drauf bekam der
Lektor von dem Herrn von Urſprung
Einen Brief, das Fräulein bät' ihn,
In den Ferien zu Beſuch
Auf das Gut hinaus zu kommen,
Weil ſie gerne noch genöſſe
Seinen intreſſanten Vortrag.
Viktor dachte an das trotzig
Dunkle Auge — reiſte hin,
(Konnt' ja außerdem auf freie
Station das Pfäfflein rechnen!).

Doch das Fräulein wollte wen'ger
Litterar'ſche Namen lernen,
Als ſich ihres ſteifen Peinigers
Zur Revanche recht moquieren!
Auch der Leutnant Hans, ihr Bruder,
War grad draußen. Pfaffe Viktor
Mußte mit Lawn Tennis ſpielen
Und Croquet — war das 'ne Gaudi,
Dieſe eckig lahmen Sprünge
Des „Begriffs des Schönen" (wie den
Ekel Erda längſt beſpitznamt).
Um die Farce voll zu machen,
Mußte Viktor reiten lernen.

Einen Veteran des Stalles
Wählte zu dem Zweck der Leutnant
Viktor ritt mit Selbſtverleugnung,
Um dem Fräulein zu gefallen —
Sah er ſich doch ſchon im Geiſte
Als des Rittergutes Herrn!

In des Juli Mittagsſchwüle
Sprengt er mit dem Baroneßchen
Einſam durch die Buchenwaldung.
(Weit voraus ſchon ritt der Leutnant.)
Heute hatte ſie das Pfäfflein
Auf kein frommes Roß geſetzt.
Mühſam hielt er ſich im Sattel,
Und der ſchadenfrohe Backfiſch
Schüttete ſich aus vor Lachen,
Wenn er, krampfhaft pirouettierend,
Ihr erhitzte Blicke zuwarf.

Unter ihrem falt'gen Reitkleid
Löſte ſich der Gummi-Riemen,
Der vom Schuh zum Gürtel hinläuft.
(Die Elaſtik ſoll das Reitkleid
Durch Befeſtigung behüten
Vor zu ſegelmäß'ger Blähung.)
Ritterlich erbot ſich Viktor,
Ihn aufs Neu' am reizend kleinen
Reiterſtiefel anzuknöpfen.
Vor der Holden Sattel ſtand er,
Knöpft' und knöpfte — ward nicht fertig —
Die begonnene Lektion
Von der Minneſänger reinem
Frauendienſte kam ins Stocken —
Plötzlich ſtieg dem frechen Pfaffen
Juliheiß das Blut zu Kopfe,
Siedend in den Fingerſpitzen,
Und die langen Schwindſuchtsfinger
Nach dem Gummi weiter fiſchend,
Wagten eine Exkurſion
Bis zum jugendrunden Knie
Des vom Ritt erhitzten Wildfangs —
Doch da war der Spaß zu Ende!
Das war mehr, als ſie erwartet!
In demſelben Augenblick noch
Machte ihre wucht'ge Reitpeitſch'
Eine Exkurſion durchs geile
Frömmler-Antlitz des Tartuffe,
Daß er naſenblutend neben
Seinem Schläger in den Dreck fiel.
Da verlor ſein Gaul den letzten
Funken von Reſpekt, verſetzt' ihm
Einen Huftritt auf die Stelle,
Die zum Sattelſitz geſchaffen,
Folgte dann der Reiterin.

Dummen Blicks aus Waldesweide
Wandelt' eine feiſte Bergkuh.
(Dies iſt eine ſchweizer Sage,
Iſt paſſiert im Land der reinſten
Sitten und des beſten Käſes.)
Und die Bergkuh leckte Viktors
Blut'ge Nas voll Mitleid ab.

Er umschlang den Hals des Haustiers:
„O Du aller Tugend Sinnbild!
Bergkuh! Deiner Glocke Bimmeln
Ist poetisch, weil es nahrhaft
Liebliche Gedanken wachruft:
Sanfte Buttermilch und Schmierkäs!
Dich nur will fortan ich reiten!
Doch erhebt sich über meinen
Horizont ein Pegasus —
Wart'! den werd' ich tüchtig zupfen
An der genialen Mähne!
Kurz und gut, ich werd' Redaktor —
Hohn und Geifer auf den Dichtsport,
Auf ursprünglich Jugendschönes!

Vorsicht, Vorsicht, Pfaffe Viktor!
Sitzt Du auch mit viel Aplomb
Auf der Kuh, die Rahm und Käs giebt,
Auf dem feisten Redaktionsstuhl,
Leg' Dich doch zu scharf ins Zeug nicht!
Denn wir wissen's ja: Du selber
Wolltest auf dem Dichtroß reiten,
Hast Romane, Operntexte,
Buddha-Epen scheiterhäufig,
Und weiß Gott was all gekleistert —
Wurdest kläglich abgeworfen,
Weil die Schenkel Deiner Rahmseel'
Allzu dürr und marklos sind.
Heut erhielst Du in der Dichtung
Mit der Peitsche eine Prime
Über die Satyr-Visage —
Aber Eisenschienen führen
In das Land von Deiner Milchkuh!
Könnt' sich doch einmal ein Dichter,
Dem Dein greulich Thun zu bunt wird,
Wirklich eine Reitpeitsch' leisten —
Deshalb Vorsicht, lieber Viktor!

Litterarische Plaudereien.

Von Otto Julius Bierbaum.

(Berlin.)

I.

Ein lyrischer Hauptmann.

Unsere Zeit steht im Zeichen des Lieutenants. Das ist das herrschende Gestirn am Himmel unserer jungen Damen und unserer jungen Männer. Ihm schwärmen jene zu, ihm streben diese nach.

War ehedem Apollo das Sinnbild männlicher Schönheit und Begehrungswürdigkeit, so ist es heute Mars in seinen tausend schneidigen Jüngern —, das Steinbild von Belvedere dünkt unserer Weiblichkeit heute ein dörperlicher Naturbursche gegenüber den lebendigen Marssöhnen mit Monocle und Nackenscheitel. Eine Hose (man verzeihe dies aus mysteriösen Gründen ver-

worfene Wort) wird erst dann zu einem beachtenswerten Garderobestück, wenn eine bunte Biese daran, und ein Professor gilt erst dann für wirklich voll, wenn er zugleich Reservelieutenant ist.

Ja selbst ein Dichter, selbst ein Damendichter, der beliebt und bekannt wäre in allen Familienblättern und heimisch in sämtlichen Backfischherzen, selbst ein solcher ist nur mit Vorbehalt zu preisen, wenn nicht hinter seinem Namen auf der Visitenkarte jener in Halbgöttlichkeit getauchte bombastische Titel steht „Sekondelieutenant der Reserve", und wäre es auch nur beim Provinzialtrain.

Was aber muß der sein, welcher nicht allein Dichter, nicht allein Halboffizier, sondern wirklicher und wahrhaftiger Berufssoldat ist, Hauptmann sogar — Hauptmann! Es ist ein Gedanke, der Herz und Hirn überwältigt, ein so überschwänglich großartiger Gedanke, daß man ihn kaum glauben kann, daß man ihn für eine üppige Phantasie halten wird. Ist es möglich, ein wirklicher Hauptmann zu sein und zugleich ein Lyriker, ist es möglich, Rekruten gedrillt zu haben und dann, statt beim Sekte zu sitzen, von Lenz und Liebe zu singen? Ja, es ist möglich — und nicht nur das, man kann Hauptmann der Infanterie sein und das eiserne Kreuz an der Brust tragen und zugleich ein Hauptmann der Lyrik, welchem die herrlichsten Gedichte aus dieser eisenordenbedeckten Brust quellen.

Er lebt unter uns, der diese Eigenschaften in sich vereinigt — freilich ist er nun Hauptmann a. D. geworden und kommandiert jetzt ausschließlich die Poesie statt seiner blauen Jungen, aber er ist doch noch im Grund seiner Seele Soldat: der Freiherr Detlev von Liliencron. Ein Wonnesäusler kann er demnach nicht sein, seine Lyrik muß in kräftigeren Rhythmen einherschreiten als die bleichsüchtige, wehleidige Muse Derjenigen, welche den Mond anseufzen und in zierlichen Reimen zierliche Schmerzchen und niedliche Miniaturgefühle aushauchen, — er ist ein Lyriker der Männlichkeit.

Aufrechten Ganges und geradeausblickend wie ein Grenadier, wurzelständig und fest ist seine Lyrik, kräftig gesund und zuweilen derb, aber doch erfüllt mit echtester Poesie, geschwellt von mächtigster, glühendster Leidenschaft. Das sind Gedichte, die ins Herz brausen, wie frische Winde am klaren Morgen, — Natur, Natur, wie sie ein gesunder Mann schaut und genießt in Freud und Leid, schwillt uns aus ihnen entgegen, denn sie sind voll der Wahrheit und des Mutes einer freien, frischen und edelschönen Seele. „Adjutantenritte und andere Gedichte" betitelt sich dieser nicht umfangreiche lyrische Band, und wenn auch die Adjutantenritte nur einen ganz geringen Teil des Buches ausmachen und gerade denjenigen, der sich als Poesie in Prosa präsentiert, so ist doch der Titel bezeichnend auch für die Verse in demselben, seien sie nun Verse der Liebe oder des Hasses, der

Freude oder des Schmerzes, oder Lieder, gesungen im schwermütig-düsteren Balladenton.

Es sind nicht Gedichte eines Jünglings mit schwach beflaumten Lippen, nicht Herzensergüsse einer jugendlichen Seele, welche gährend schwärmt: „Erst in der Mitte meiner dreißiger Jahre schrieb ich, durch einen Zufall, mein erstes Gedicht", erzählt er in einer kurzen Selbstbiographie, aus welcher wir auch erfahren, wie mit ganzem Herzen unser Lyriker Soldat gewesen, wie er als solcher durch 7 Provinzen und 11 Garnisonen geworfen, in zwei Kriegen des Soldatenernstes gewahr und verwundet worden, und wie er dann, nachdem er in die Verwaltung seiner holsteinischen Heimat eingetreten gewesen, nun schließlich als einer von den, ich weiß nicht wieviel Tausenden Schriftstellern Deutschlands lebt. Aber wahrlich, unter dieser Legion der deutschen Poeten ist er einer von den Wenigen, welche dieses Namens wert sind, ja er bezeichnet eine ganz besondere Art dieser Gattung auch unter seinen lyrischen Mitsängern, denn er ist einzig in seiner Art.

Wenn man es im Allgemeinen dem deutschen Publikum nicht eben als Unrecht anrechnen darf, daß es die landläufige Lavendelwasserlyrik verschmäht, welche matt ist, wie Louisens Limonade in Kabale und Liebe, und fast ebenso giftig, nämlich durch Langweiligkeit beinahe tötend, indem sie zum allergrößten Teile nichts bietet als billige Bummeleien auf Pfaden, die von Großen und Kleinen, Guten und Schlechten längst ausgetreten sind, wie vernachlässigte Dorfstraßen; wenn also in diesem Punkte die bekannte Gleichgiltigkeit des deutschen lesenden Publikums (canis a non canendo) entschuldbar ist gegenüber der allzu abgegriffenen und minderwertigen lyrischen Umlaufsmünze, so muß doch ganz entschieden darauf hingewiesen werden, daß diese Lauhheit Sünde ist gegenüber den Hervorbringungen eines Dichters, dessen eigenartiges Talent turmhoch über den ephemeren Virtuosenstückchen der berührten Sorte steht, ja der, um es kurz und klar zu sagen, nicht bloß bei uns, sondern auch in den übrigen Litteraturen nur ganz Wenige seines Gleichen findet.

Nur ein kurzer Blick durch diese lyrischen Blätter sollte für Jeden genügen, hier die Offenbarungen eines streng besonderen Geistes zu erkennen, dessen Sonderstellung aber gerade darin ihren Grund hat, daß dieser Dichter in origineller aber durchaus natürlicher Sprache Gefühle und Bilder aus dem Schatze seines Gemütes hebt, welche uns in ihrer frischen Anschaulichkeit anmuten wie liebe Freunde, traute, herzliche, tapfer-treue Genossen, — denn es sind eben Empfindungen, die ein Jeder sein eigen nennt, dessen Herz und Geist gesund sind, dessen Augen frisch und klar in diese wechselbunte Welt blicken. Aber freilich, diese Eigenschaften sind nicht mehr sehr

häufig und es ist wohl möglich, daß auch nicht ein Jeder und vorzüglich noch nicht eine Jede fähig sein wird, diesen Krafttrunk männlicher Lyrik zu vertragen, nachdem Jahre hindurch der Magen verdorben wurde durch den Genuß der schauderhaft dünnen Wasserſuppenlyrik, auf welcher nur ganz selten ein paar glänzende Fettaugen echten Gefühls und frischer Kraft schwammen. Aber wer gesund genug war, diese lyrische Hungerdiät ohne ernstlichen Schaden zu überstehen, oder klug genug, um einen weiten Bogen um die Küche dieser Bettelsuppenzubereiter zu machen, der muß meines Erachtens widerstandslos hingerissen werden von diesen Versen drängender, jubelnder Kraft, von diesen Herzenstönen der Wahrheit und der Leidenschaft.

Doch man glaube nicht, daß unter dieser elementar kräftigen Natur die Kunst gelitten. „Kunst und Natur sind Eines nur!" Bei diesem Dichter sind sie fast ausnahmslos in entzückendster Harmonie mit einander verschmolzen. Die nur mit den innerlichsten Taktgefühlen des echten Künstlers zu findenden, scheinbar saloppen, aber doch so mund- und ohrgerechten Weisen des Volkstones, die kunstreichen Reimspiele schwierigster italienischer Form, der Rhythmenausdruck der Ballade, in welcher Wort- und Silbenfolge klangmalerisch den Inhalt zu kennzeichnen hat, die aufschnellenden, hüpfenden Versfüße im launigen Gedicht, die wuchtigen, schwerhindröhnenden Wortklänge im ernsten, tragischen — Alles das an seinem Platze, im richtigen Verhältnisse, ungezwungen, wie ohne Kunst gemacht. Das ist nicht bloß die ewig betonte „schöne Form", welche von den Fanatikern der Äußerlichkeit gepredigt wird, diese spielende, virtuosenhaft geschickt eingehaltene Regelrichtigkeit, in welche sich inhaltliche Banalität so häufig kleidet, — das ist festes, organisches Verwachsensein des Ganzen, die höchste Leistung des Dichters, der ja ein Schöpfer sein soll. Diese, wie aus sich heraus von selbst gewordene Harmonie zwischen Inhalt und Form ist aber nur dadurch möglich, daß der Dichter ausschließlich Selbsteigenes, Herzempfundenes, ganz ihm selbst Gehöriges giebt, nichts leicht Angeflogenes, nichts ihm Ungemäßes, aber vielleicht gerade im Zeitgeschmack Beliebtes und daher von ihm aus unkünstlerischen Rücksichten Aufgegriffenes. Es ist in den Gedichten Liliencrons von Wort zu Wort ersichtlich, wie alles äußerlich oder innerlich erlebt, Alles selbstgesehen oder ganz mit eigenen Seelenkräften voll empfunden ist. Dadurch aber sind dann auch Gedichte von bestrickendem Reiz geschaffen worden, Gedichte, bei denen einem das Herz aufgeht, wie selten in diesem Leben, Gedichte welche die Wirkung eines Blickes in ein paar schöne, seelenvolle Mädchenaugen haben, aus denen Liebe und Geist wie Sonnenschein strahlt. Trotz Form und Inhalt könnte dies aber doch noch nicht so sein,

wenn nicht noch eins hinzukäme, nämlich eine geradezu verblüffende, kühne Anschaulichkeit der Sprache, welche natürlich das Handwerkszeug handwerksmäßiger Lyrik verschmäht, nichts mehr wissen will von den allmählich gänzlich plattgetretenen „dichterischen" Gemeinplätzen, wie Mondscheinsilber, Sonnengold, Nachtigallensang, Rosenlippen und dergleichen holde Verschwommenheiten, sondern welche mit sicherem Blick und frischem Mut diejenigen Äußerlichkeiten erfaßt, welche die Situation eines Gedichtes am klarsten veranschaulichen, und unbeirrt um das ganze Schablonensystem lyrischer Redensarten dafür eben das Wort gebraucht, welches am deutlichsten und treffendsten das betreffende Objekt vor unser inneres Auge legt. Man lese z. B. folgende Siziliane „Little remembrance", zugleich als Beweis der formellen Meisterschaft, der Stimmungsklarheit und eben jener Zug um Zug mit klaren, guten Worten eine erfreuliche, packende Anschaulichkeit gebenden Sprache:

Im Schneegestöber mag die Stadt ertrinken,
Was kümmert's mich, ich sitze warm und trocken.
Bemerklich kaum hör' ich die Thüre klinken,
Und hinter mir schleicht irgend wer auf Socken,
Um raschen Sprungs an meine Brust zu sinken!
Ich thue wild und grenzenlos erschrocken.
Sie lacht wie toll, die weißen Zähne blinken,
Auf ihren Backen schmelzen noch die Flocken.

In diesem kleinen lyrischen Stimmungsbild ist Alles vereinigt, was uns in freundlicher Weise anzuziehen vermag; seine Stimmung ist so klar, seine Anschaulichkeit so augenfällig anheimelnd, daß wir schließlich nicht mehr bloß betrachtend genießen, sondern vielmehr selbst den beneidenswerten Mittelpunkt der kleinen Handlung zu bilden vermeinen, indem wir an die Stelle des dichtenden „Ich" unser eigenes setzen. Dies zu erreichen muß doch schließlich das Ziel der subjektiven Lyrik sein, ebensogut bei heiterem als bei ernstem Grundton, — aber wer möchte sein Ich dazu hergeben, im Schwall der landläufigen lyrischen Ich-Klagen und Ich-Freuden mitzuthun? Eine andere Art der Lyrik ist diejenige, bei welcher der Dichter seine Person fern dem Stoffe hält, bei welcher er uns ein Bild vor die Seele bringen will, ohne den Zweck, seinen Leser geradezu in die Stimmung mithineinzusetzen. Hier bleibt dieser in der Hauptsache beschauend und daher liegt hier für den Dichter die Hauptaufgabe in der plastisch-festen Darstellung der Figuren, in der prägnanten, wie mit einem scharfen Schlaglicht beleuchteten Stimmung. Und hierin zeigt sich Liliencron als ein realistischer Meister im edelsten Sinne, wie man aus folgendem einfachen und doch so erschütternden Gedicht ersehen möge:

Tod in Ähren.

Im Weizenfeld, im Korn und Mohn
Liegt ein Soldat, unaufgefunden,
Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden unverbunden.

Durstüberquält und fieberwild,
Im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
Sein brechend Auge schlägt nach oben:

Die Sense rauscht im Ährenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden.
Ade, ade, du Heimatwelt —
Und beugt das Haupt und ist verschieden.

Ist das nicht mehr, als die ewigen süßen Sehnsüchtigkeiten all' jener Lyrikerchen, die eine reelle oder erphantasierte Laura besingen im alten Ton von Sonne und Wonne und Herz und Schmerz? Aber deshalb ist die Liebe in ihren Höhen und Tiefen, die rechte, echte, gesunde, begehrende Liebe des Mannes zum Weibe nicht weniger ein Thema der Liliencronschen Lyrik. Schwebeln und Nebeln ist freilich nicht zu finden, sondern auch hier Kraft und Mut der wahren, unverhüllten Leidenschaft, des gesunden Liebestriebes nach dem Rezept der „Generalbeichte" Goethes, der es auch immer also gehalten:

„Nicht zu liebeln leis mit Augen,
Sondern fest uns anzusaugen
An geliebte Lippen."

Es ist schwer, aus dieser herrlichen Erotik ein Muster herauszusuchen, möge hier je eins stehen für die Liebe im Glück und für die Liebe im Leid. Rücksichten auf den Raum verbieten es leider, gerade die bezeichnendsten zu wählen:

Glückes genug.

Wenn sanft Du mir im Arme schliefst,
Ich Deinen Atem hören konnte,
Im Traum Du meinen Namen riefst,
Um Deinen Mund ein Lächeln sonnte —
Glückes genug!

Und wenn nach heißem ernsten Tag
Du mir verscheuchtest schwere Sorgen,
Wenn ich an Deinem Herzen lag
Und nicht mehr dachte an ein Morgen —
Glückes genug.

Verbotene Liebe.

Die Nacht ist rauh und einsam,
Die Bäume stehn entlaubt.
Es ruht an meiner Schulter
Dein kummerschweres Haupt.

Der Fuchs trollt durch die Felder,
Wie ferne ist der Feind.
Gleichgiltig glänzen die Sterne,
Dein schönes Auge weint.

Du brichst ein dürres Ästlein,
Das ist so knospenleer,
Und reichst mir dann die Hände —
Wir sehen uns nimmermehr.

Doch damit ist der Umfang der Liliencronschen Liebeslyrik durchaus nicht angedeutet —, gerade das Anmutigste derselben ist dabei noch nicht in Betracht gezogen, nämlich die lyrisch erzählten Liebesabenteuer von jener urgesunden, prächtigen Sinnlichkeit, welche diese ganze dichterische Persönlichkeit auszeichnet. Das sind wahrhafte kleine Meisterwerke, deren Lektüre ein Gefühl frischer, froher Behaglichkeit zurückläßt, wie selten etwas, das uns auf Druckpapier erzählt wird. So: „Kurz ist der Frühling", „Früh am Tage", „An der Table d'hôte" und vorzüglich die wunderliebliche „Kleine Geschichte". Auch die „gelbe Blume Eifersucht" blüht in dieses lyrische Blütenbeet hinein, aber es ist eine kräftige Pflanze, weit entfernt von jeder Ähnlichkeit mit den gewöhnlichen Tiraden selbstquälerischer Liebesunbehaglichkeit — ich fürchte, die Miniaturlyriker fallen allein bei dem Refrain des einen Eifersuchtsliedes in Ohnmacht. — Es ist nicht zu verwundern, daß diesem männlichen und zwar echt germanisch-männlichen Geiste voll Kraft und Saft auch die Gabe des Humors verliehen ist. Diese prächtige Gabe weiß Liliencron häufig zu nützen in Gedichten, welche im Tone des Byronschen Don Juan gehalten sind, und welche neben der Erzählung irgend eines Herzensbegebnisses allerlei Seitenhiebe auf allerlei Dinge der Welt enthalten, wie die Idylle mit Moiken, dem Fischermädel: „Verbannt". Auch rein humoristische Gedichte finden sich, wie „Hans, der Schwärmer", welcher oben Gedichte vorliest, während

„Schön Doris steht unten in Rosendüften
Und hätte so gern seinen Arm um die Hüften" —

aber: „Hans Töffel liest oben Gedichte". — Den Gegensatz zu diesem Humor bietet des Dichters Neigung zur Ballade. Das ist bei ihm, wie man

bei seinem sonst durchweg modernen Charakter annehmen könnte, durchaus nichts Angezwungenes oder eine bloße dichterische Marotte, sondern eine Erbgabe seiner nordischen Heimat mit ihrer düsteren, sagenbelebten Landschaft. Ihm liegt die Ballade ebenso nahe wie den altenglischen Sängern des tragischen Liedes, und er behandelt sie wahrlich mit nicht geringerer Kraft und Ursprünglichkeit der Empfindung und künstlerischen Belebung. Wenn es auch eine Ketzerei sein mag, einen noch lebenden Dichter verstorbenen, litterarhistorisch heiliggesprochenen gleichzustellen, so will ich für die vielen herrlichen Genüsse, welche mir dieser Lyriker von Gnaden der göttlichen Natur bereitet hat, gerne den Geruch der Ketzerei auf mich laden und gestehen, daß mir Balladen, wie „Vier Augen sind im Wege", sowohl den Balladen Uhlands, Schwabs, als auch Bürgers gleichwertig dünken. Auch außerhalb des engeren Rahmens der Ballade gelingt L. der tragische Ton zuweilen aufs ergreifendste, wie in dem geradezu unübertrefflichen „Hochsommer im Walde", dessen Thema an sich schon schwachnervige Vestalinnen der exklusiven Erhabenheitslyrik in Krämpfe des Abscheus versetzen dürfte — es handelt sich nömlich um nichts Anderes, als um einen Handwerksburschen, der sich an den Ästen einer Erle aufhängt, und zwar nicht etwa, wie es noch „rührend" wäre, aus unglücklicher Liebe, sondern aus ganz gewöhnlichem Hunger. Es ist erstaunlich, daß auf dem deutschen Parnaß kein Bergrutsch stattfindet angesichts dieser Tempelschändung. Wer aber dieses Gedicht mit einem Herzen liest, das noch nicht angesteckt ist von den Bacillen der Wahrheitsschwindsucht, der wird sich in unserer Zeit des sozialen Ringens mit tiefbewegtem Gefühle einerseits und andrerseits mit Bewunderung dieser Bewältigung eines an sich so rohen „unpoetischen" Stoffes die Frage vorlegen: wo ist nun mehr Poesie, — in den rosigen Nebeln einer alles umflorenden, kalten bloßen „Schönheitsanschauung" oder im Sonnenlichte einer vorzüglich nach Wahrheit strebenden Dichtung. Die Antwort wird nicht schwer sein für jeden Unbefangenen.

Es ist wahrhaftig ein Glück, daß dieser realistische Lyriker den Beweis erbracht hat, man könne auf dem Boden irdischer, schleierloser Wahrheit stehen und dennoch von Dingen singen, die das Herz frisch und freudig erheben, aber es gäbe auch hinwiederum keinen Fleck in unserem vielgestaltigen, nicht immer ambraduftigen und goldigen Leben, den ein wahrer Dichter nicht aufnehmen und trotz aller Wahrheit in reines, poetisches Licht setzen könne. Heil uns, daß wir diesen lyrischen Hauptmann haben — möchten sich recht viele Rekruten finden, die von ihm lernen, zu singen, wie ihnen der Schnabel gewachsen, wenn aber der Schnabel zum Singen nicht recht gefügig, lieber stille zu schweigen und bei ihrem Leisten zu bleiben. —

II.

Max Kretzer auf dem Theater.

Von Berlin W. aus, wo die Geheimräte residieren, bis zum Ende der großen Frankfurter Straße im äußersten Osten, wo sich das „Volkstheater" befindet, ist es eine Reise. Ich glaube, das ist eine Gegend, welche die westliche Gesellschaft überhaupt nicht kennt. Sie ist auch durchaus nicht anheimelnd für Leute, welche die vornehme Stille des Tiergarten-Viertels, glänzende, helle Häuserfaçaden mit künstlerischem Schmuck und heitergrüner Einfassung gewöhnt sind und denen sich nur sauber gewaschene, rosige Menschengesichter präsentieren.

Da draußen im Osten sieht's ganz anders aus: — ewiger Straßenlärm braust um langweilig-schmucklose Mietskasernen und bunt angefüllte Geschäfts- oder Fabrikgebäude, mühseliges Volk in zerschlissenem, bestaubtem Arbeitsgewande und mit verdrossen-trotzigem oder stumpfem Gesichtsausdruck ist hier zu Hause, d. h. an der Arbeit. Man sieht diesen nicht rosigen Gesichtern die sauren Wochen erschreckend deutlich an, von frohen Festen merkt man an ihnen nichts. Es ist eine trübselige Gegend, — just die Gegend der Kretzerschen Arbeitergeschichten. Von hierher stammen jene Figuren, welche wir aus seinen Büchern kennen und welche er selbst hier aus nächster Anschauung kennen gelernt hat: und diesen Leuten in diesem Viertel wollte er auch sein erstes Bühnenwerk vorführen. Auf die Leute aus dem Westen hat er dabei wohl gar nicht gerechnet, und dennoch ist sein Stück ein Stück aus dem Leben jener, welche in Berlin eben im Westen wohnen.

Wie seine „Drei Weiber" spielt der „Bürgerliche Tod" in den sogenannten höheren Ständen, aber es spielt auch eine Gemeinschaft mit hinein, in der es keine Standesunterschiede giebt, in der sich alle gleich sind, uniform gleich, selbst inbetreff des Kleider-, Haar- und Bartschnittes: die Strafanstalt. Kritischen Registratoren, welche hauptsächlich über die gute Ordnung litterarischer Schubfächer zu wachen und auf jegliches Werk mit schnell überlegter Fertigkeit die richtige Etikette zu kleben haben, wird die Arbeit bei diesem Werke nicht schwer werden. Sie werden es ein realistisch-soziales Tendenzdrama nennen und natürlich glauben, damit auch schon eine Verurteilung ausgesprochen zu haben. Jawohl, es ist ein Tendenzdrama, aber seine Tendenz ist: Liebe und Wahrheit. Traurig genug, daß man Werke dieser Tendenz noch besonders bezeichnen muß, denn es sollte überhaupt keine anderen geben, noch trauriger, daß man sich mit schlauer Entrüstung von ihnen ab und zu den Tendenzwerken der Lüge und Liebloſigkeit wendet. — Realistisch werden die kritischen Schablonierer das Werk hauptsächlich

deshalb nennen, weil es von Kretzer ist, und das wird dann natürlich ein zweiter Grund sein, es zu verdammen oder zu verschweigen. Aber in diesem Punkte hat sie Kretzer boshaft mit seinem Namen hinters Licht geführt. Der „Bürgerliche Tod" ist kein realistisches Drama nach den Anforderungen des formellen Realismus. Er ist auf Zufälligkeiten und mit konventionellen Mitteln aufgebaut, er ist oft mehr theatralisch als natürlich. Die Personen sprechen da noch zur Seite, als ob ihre Partner keine Ohren hätten, halten lange Selbstreden und bewegen sich nicht durchaus in der Sprache des Lebens. Aber freilich, innerlich realistisch, d. h. von Wahrheitstrieb und Wahrheitsmut erfüllt ist das Kretzersche Bühnenwerk durchaus. Es behandelt moderne Probleme mit rücksichtslosem Freimut und ohne Verschleierung, es bringt Menschen auf die Bühne aus dem Leben und nicht aus dem Nebelheim eines nach Homunkulusschöpfungen lüsternen Phantastengehirnes, es nimmt die Unerbittlichkeiten menschlichen Schicksals ohne Schonung schwachherziger und schwachnerviger Wahrheitsfurcht künstlerisch auf. Umso bedauerlicher sind freilich die künstlerischen Fehler, welche in der Vorstellung einer Vorstadtbühne umso greller auffallen mußten.

Die einzige Figur, welche von ihnen frei ist, die einzige wirklich realistische Figur in jeder Hinsicht, der zum Glück auch eine vorzügliche Darstellung zuteil wurde, ist der Doktor Hippe. Das ist eine großartige Schöpfung, welche Bewunderung verdient in demselben Maße wie gewisse Charakterfiguren Ibsens. Kretzer hat in ihr dasjenige verkörpert, was unter dem Namen Kleptomanie, in diesem Falle genauer Biblokleptomanie, Juristen und Psychiater gleichmäßig beschäftigt. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn in dieser Frage wissenschaftliche Klarheit, d. h. unter kompetenten Kennern dieselbe Überzeugung herrschte, welche Kretzer in sich trägt. Die heutige juristische Praxis und vorzüglich die forensische Psychiatrie, der man im Großen und Ganzen den Ruhm fortschrittsfreudigen wissenschaftlichen Gewissens durchaus nicht vorenthalten kann, steht nun aber in ihrer maßgebenden Majorität durchaus nicht auf Seiten dieser Überzeugung.

Ein so unentwegt freisinniger Forscher z. B. wie Prof. Mendel in Berlin, welcher im übrigen gewiß dem Kretzerschen Satze: „Man sollte weniger Gefängnisse und mehr Irrenhäuser bauen" aus Gründen seiner Wissenschaft und seiner Erfahrung als medizinischer Sachverständiger beistimmt, leugnet es durchaus, daß eine Kleptomanie, ein unwiderstehlicher Drang zum Stehlen, d. h. bloß zum Stehlen, bei übrigens intakter geistiger Gesundheit, statuierbar und mithin sogenannten Kleptomanen, welche sonst im völligen Gebrauch ihrer intellektuellen und moralischen Kräfte sind und nur gewissermaßen einem Diebstahlsrausche unterworfen zu sein vorgeben,

der § 51*) des Reichsstrafgesetzbuches offen zu halten sei. In Anbetracht dieser Thatsache der noch nicht genügenden wissenschaftlich fest begründeten Urteilsbildung über diese Frage scheint es mir verfehlt oder wenigstens verfrüht, dieselbe künstlerisch zu verkörpern. Kretzer kann hier nicht auf Ibsen und dessen Verwertung der Vererbungslehre hinweisen. Das ist eine Anschauung, welche wissenschaftlich ernst zu nehmende Gegner kaum mehr hat, und vor Allem: sie leuchtet auch den Laien augenblicklich ein. Die Kleptomanie dagegen, ganz abgesehen von ihrer Leugnung durch die Wissenschaft, — das ist ein Schlagwort, an welches das unbefangene Urteil nicht glauben mag. Darf sich aber der Dichter mit seiner Privatmeinung, und sei sie noch so fest, entgegenstemmen gegen alle Faktoren des öffentlichen Urteils in fraglichen Dingen der Wissenschaft, gegen das Urteil der Forscher, welches entstanden ist aus dem Zusammenfluß von tausend Lehren der Beobachtung und des Denkens, gegen das Urteil des Volkes, welches in seiner Unbefangenheit zumeist das richtige trifft?

Die Verkörperung der Kleptomanie war also jedenfalls ein gefährliches Experiment — die Art aber, wie Kretzer diesen experimentellen, umstrittenen, durchaus noch unfertigen Stoff benutzt hat zur Schaffung einer so glaubhaften, ja überzeugenden Figur, wie es dieser Dr. phil. Hippe ist, muß unsere Bewunderung für das Können des Dichters auf diesem Gebiete noch steigern, umsomehr, als es galt, in derselben außer dem Kleptomanen auch noch den entlassenen Sträfling aus guter Familie, den durch mehrfache Gefängnisstrafen tief gedemütigten ehemaligen Gelehrten, den beleidigten und betrogenen Gatten und Vater zu schildern und bei alledem es uns glaublich erscheinen lassen, daß in diesem furchtbar zerrissenen Herzen die Blüte eines geläuterten, durch Buße geläuterten Idealismus der That erwachsen und zur Frucht werden konnte. Wußten gerecht Denkende nicht schon längst, daß Kretzer ein hochbedeutsames dichterisches Ingenium ist, einer von den mit dem geheimnisvollen Seelenblicke Begabten, die ihren Mitmenschen ins Innere zu schauen vermögen und alle Irrgänge dieses Herzenslabyrinthes erfassen und selbst in sich eigenst begreifen und dann wiedergeben mit der Kunst des klaren, wahren Wortes — an dieser glorioſen Leistung müßten sie es erkennen. Und die Gerechten werden's auch.

Ob die große Menge der Preßmächtigen, so da sitzen auf dem Richterstuhle der Kritik und Witze reißen wie die schnodderige Zucht der Berliner Gassenrüpel? Ich glaube es nicht. Es ist Schade, daß das Kretzersche

*) Strafloſigkeit bei einem Zustande, welcher die freie Willensbestimmung des Thäters ausschloß. (Bewußtloſigkeit oder krankhafte Störung der Geistesthätigkeit.)

Stück, welches diese eminente Leistung birgt, jenem Geschlechte soviele Blößen zeigt, auf welche loszustürzen mit dem üblichen Gejohle sie nicht ermangeln werden.

Es ist schon erwähnt worden, worin diese Blößen bestehen bezüglich der dramatischen Mittel, aber es sind auch schwerwiegende Mängel in der Charakterzeichnung einzelner Personen vorhanden. So erheben sich die Frauen des Dramas nicht über die Schablone, so enthält das Wesen des eigentlichen Helden Unbegreiflichkeiten, so entbehrt der mehr versprechende Charakter des Großkaufmannes Wölm der strikten Folgerichtigkeit. Näher auf Einzelheiten einzugehen, versagt sich diese Besprechung, welche auf Grund der Vorstellung, nicht des Buches geschrieben wurde. Wohl möglich, daß die angedeuteten Fehler der Charakterschilderung so scharf hervortraten durch die ungenügende Darstellung einer Vorstadtbühne, welche sich zwar die rühmlichste Mühe gab, aber doch nicht mehr zu leisten vermochte, als eben in ihren Kräften lag. In dieser Hinsicht war es sicher ein Fehler, das Stück im Osten aufzuführen. Sein Gedankeninhalt, die Größe seiner Idee, der tapfere Idealismus seiner Tendenz und der tapfere Realismus seiner Stoffwahl würden ihm auf einer großen Bühne einen großen Erfolg sichern. Waren diese großen Bühnen für den „Bürgerlichen Tod" nicht zu haben, oder hat sie Kretzer nicht gewollt, der Dichter des Ostens? Mir erscheint letzteres beinahe wahrscheinlicher als das erstere.

Direktor Blumenthal hat in so schönen Versen erklärt, daß sein Lessingtheater offen stehe den Neuen, welche das Leben erfassen wie es ist in seinen guten und schlechten Seiten, als daß er nicht ein Stück mit Vergnügen hätte annehmen sollen, welches diesem Programm so sehr gemäß ist, und Direktor Barnay hätte gewiß erkannt, was eine gute Regie mit guten Kräften, so wie das in seinem Hause vereinigt ist, aus dem Kretzerschen Stück zu machen imstande wäre. Alle Aussetzungen, welche man vom realistischen Standpunkte aus zu machen gezwungen ist, würden ja bei Beurteilung von dieser Seite aus wegfallen, und das, was hier anerkannt wurde, darf auch dort mit gutem Gewissen anerkannt werden.

Und müßte es den Theaterdirektoren nicht auch recht lieb sein, einmal Gedanken von aktueller, ergreifender Bedeutung auf ihren Bühnen verkörpern zu lassen, welche das Publikum nicht bloß unterhalten, sondern anregen und somit tiefer für das Theater überhaupt interessieren? Das bessere Publikum, ich meine natürlich das geistig bessere, will durchaus nicht bloß amüsiert werden, wenn es ins Theater geht. Es ist für jeden tiefer angelegten Menschen ja geradezu eine Pein, in sündhafter Zeitverschwendung zwei bis drei Stunden lang still sitzend Sünden gegen den heiligen Geist begehen

ſeh'n zu müſſen. Daher die vielen gelangweilten, verdroſſenen Geſichter in den Wandelgängen während der Zwiſchenpauſen. Wie ganz anders bei Werken mit kräftigem Gedankeninhalt, ſelbſt wenn derſelbe vielſeitige Polemik herausfordert. Da bleiben die Zuſchauer auch während der Pauſen beim Stücke in belebter Unterhaltung, im Für und Wider des Gedankenaustauſches, der Geiſt des Stückes flutet auch durch die Foyers und ſchließlich zum Theater mit hinaus, den angeregten Hörer begleitend und innerlich weiterbeſchäftigend. Das iſt ein wirklicher Erfolg, da hat die Bühne ihren Beruf als moraliſche Bildungsanſtalt erfüllt.

Einen ſolchen Erfolg, neben dem äußeren eines vollen und häufigen Applauſes, welcher Max Kretzer mehrfach auf die Bühne rief, hat der „Bürgerliche Tod" vollauf errungen. Nur noch bei Ibſenſchen Stücken habe ich ſo lebhafte Nachwirkung des Geſchauten außerhalb des Zuſchauerraumes, ſo angeregt-lebhaften Meinungsaustauſch beobachtet, wie hier während der Pauſen des Kretzerſchen Stückes in dem primitiven „Tunnel" des „Volkstheaters", einem niedrigen Kellerraume, der den größten Gegenſatz zu den geſchmackvollen Räumlichkeiten des „Leſſingtheaters" darſtellt. Aber die vornehm-ſchönen Wandelgänge des Blumenthalſchen Hauſes vermochten aus den elegant gekleideten Herren und Damen, welche in den Zwiſchenpauſen von „Anton Antony" darin ſich erholten von der „Unterhaltung", welche ſie eben gehabt, nicht im entfernteſten jene lebhafte Diskuſſion zu locken, welche durch dieſen niedrigen, unſchönen Tunnel ſchwirrte, getrieben und erfüllt von dem, was der Dichter des „Bürgerlichen Todes" ſeinen durchſchnittlich weniger comme il faut gekleideten Zuſchauern über Gerechtigkeit, Sühne, herzliches Chriſtentum und Parade-Chriſtentum ans Herz gelegt hatte. Nur relativ wenig kritiſche Schnodderigkeit miſchte ſich in dieſe Unterhaltungen.

Selbſt der hakennaſige Jüngling mit den blonden Strähnen, den ich des öfteren im Café Bauer beobachtet habe, wie er, die „Geſellſchaft" wild und zornig in der Hand ſchwingend, das ſemmelfarbene Haupt hebend gleich einem Pferde, das nieſen möchte, und mit einer Stimme voll dumpfen Donnerlautes ſeinen Zuhörern erklärte, daß der Realismus im Allgemeinen und der deutſche Realismus im Beſonderen ein Unflat ſei, daß dieſes „jüngſte Deutſchland", welches (man falle nicht um!) aus den Gebrüdern Hart, Karl Bleibtreu, Kretzer, Conrad und einer Menge Unbekannter beſtehe, zwar, wie es manchmal ſcheine, Löbliches wolle, aber leider! leider!! leider!!! garnichts zuſtande brächte; — ſelbſt dieſer grollende Lockenſchwinger, wieder umtobt von einigen Satelliten, erklärte, indem er tiefſinnig mit der geſpreizten knochigen Hand durch den lohenden Haarbuſch ſtrich, es ſei einiges

ganz nett und über den Doktor Hippe ließe sich nachdenken. Eine andere Figur dagegen, auch im Café Bauer zuweilen zu beobachten, wo sie sich genialisch auf einem Sopha zu wälzen pflegt, öffnete alle Schleusen ihres Idealistenherzens, zeigte die braunen Zähne und sprach: „Na sehen Sie: Das ist wieder 'mal die bodenlose Verlogenheit der sogenannten wahren Schule. Dieser Held, dieser Strafanstaltsbruder, der hier glorifiziert wird von Einem, der Plötzensee aus eigener Anschauung kennt, was ist er denn weiter, als ein ganz gemeiner Verbrecher, dem jeder anständige Mensch den Rücken wenden muß? Weshalb hat er denn die Urkundenfälschung begangen? Aus nichts weiter, als eitler Scham über eine Lüge . . ." Jawohl, das ist's, das ist's, was Leute nicht begreifen können, welche die Lüge als Gewerbe betreiben. Scham, Wahrheitsliebe, welche es als das Schmerzlichste empfindet, sich vor sich selbst tötlich gedemütigt zu haben durch den Makel einer feigen Lüge, wenn auch ausgesprochen in fieberhafter Beeinflussung, dieses Gefühl, daß die Lüge, weil sie eine Feigheit ist, das unwürdigste, unerträglichste ist, daß sie in seelischer Verwirrung, in dem Triebe, um alles in der Welt ausgelöscht zu werden, zum Verbrechen treiben könne — das sind freilich Herzensdinge, welche solche Seelen nicht zu verstehen vermögen. Lügen wird ja nicht mit Gefängnis bestraft. Dieser Kritiker verstand es natürlich auch nicht, warum Kretzer den Meineid als ein viel gemeineres Verbrechen hinstellt, als Urkundenfälschung und Bücherdiebstahl. Mir aber wurde klar, für welches Publikum ein anständiger Schriftsteller schreibt und für welches nicht. —

* * *

Nach Fertigstellung dieses Aufsatzes kommen mir einige Berliner Kritiken über den „Bürgerlichen Tod" zu Gesicht. Wunderbare Elaborate der zweiten Kritikergarnitur, welche sich die Blätter aus strebsamen Reportern für den Aushilfsfall bilden. Es wäre ungerecht, von diesen Professionisten mehr zu verlangen, als sich für den Fünfpfennig-Satz pro Zeile eben liefern läßt. Aber mehr Gedächtnis und rein äußerliche Auffassungsgabe hätte ich doch von den Leuten erwartet, welche diese Fähigkeiten täglich an umgefallenen Droschkenpferden, Groß- und Kleinfeuern ꝛc. üben. Sie haben mich jedoch getäuscht. Der Weg von der Großen Frankfurterstraße bis zu ihren Redaktionen war zu weit, als daß sie den Inhalt des Kretzerschen Dramas hätten behalten und richtig wiedergeben können. Ihr kritisches Urteil aber haben sie, so glaub' ich, von dem geschilderten Idealisten, der die Scham nicht begreifen konnte, aufgeschnappt. Warum redet er auch so laut . . .

Friedrich Pecht und die griechisch-ägyptischen Bildnisse.

Offener Brief von Emil Maier.

(München.)

Sehr geehrter Herr Pecht! Sie werden wohl erstaunt sein, daß ein Ihnen Unbekannter sich die Freiheit nimmt, diesen Brief an Sie zu richten. Verzeihen Sie ein Unterfangen, zu dem mich nur schwerwiegende Gründe veranlassen konnten. Sie haben nämlich in Nr. 228 der „Täglichen Rundschau" einige Bemerkungen über die damals in München ausgestellten griechisch-ägyptischen Porträts veröffentlicht — Bemerkungen, die mich, als das betreffende Blatt erst kürzlich durch Zufall in meine Hände geriet, in die äußerste Bestürzung versetzten. Sie zeigen darin, daß der künstlerische Wert dieser neu aufgefundenen Gemälde gleich Null ist, daß diejenigen, welche Ihnen so ausnehmende Lobsprüche erteilt, „große Gelehrte und schlechte Kenner" genannt werden müssen, daß das Ganze nur von einem „findigen Kunsthändler" mit großem Aufsehen in Szene gesetzt wurde zu einem unschwer abzusehenden Zwecke.

Das heißt forsch ins Zeug gehen. Ich kann gar nicht beschreiben, wie tief mich diese Ihre Auseinandersetzungen niedergedrückt haben. Ich habe mich doch immer für einen Menschen gehalten, der, obschon weder Maler noch Kunsthistoriker, der Kunst nicht so ganz ferne steht, sondern, soviel in seinen bescheidenen Kräften liegt, sich emsig bemüht, in ästhetischen Dingen zu einem unparteiischen und sichern Urteil zu gelangen. Und ich habe die antiken Porträts ebenfalls gesehen, ich habe sie wieder und wieder gesehen, mich in ihre Einzelheiten vertieft, sie geprüft mit zweifelndem Geist und skeptischem Auge — und ich bewundere sie immer noch; noch mehr, ich habe mich veranlaßt gefühlt, meiner Bewunderung auch öffentlich Ausdruck zu verleihen. Nun werden Sie wohl meine Bestürzung begreifen. Sie gelten doch seit Jahren in unserem deutschen Vaterland als ein Mann, der in erster Linie befugt ist, Kunstwerke zu beurteilen, dem sich die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens völlig entschleiert haben, der mit seltenem Scharfblick und ausgezeichneter kritischer Veranlagung eine eminente Erfahrung und eine umfassende Kenntnis verbindet — Sie sind der Kritikpapst, unter dessen väterlicher Anleitung die Nation von Denkern Kunst studiert und genießt. Und von einem solch' erlauchten Geiste hören zu müssen, daß die eigene Ansicht eine durchaus falsche, daß man von Natur aus so unglücklich organisiert ist, trotz aller Bemühungen nicht hinter die Fehler und Feinheiten eines Kunstwerks kommen zu können, ja daß man eine moralische Beschaffenheit besitzt,

die einen nicht hindert als öffentlicher „Ausschreier" eines „Schwindels" aufzutreten, das, mein Herr, ist hart, mehr als hart, es ist vernichtend. Und doch — so schwach ist die menschliche Natur — begann ich allmählich wieder Mut zu schöpfen, schmeichelnd raunte mir die stets bereite Eigenliebe ins Ohr: „Vielleicht hast du Recht und der Unfehlbare Unrecht!" — so ist dieser Brief entstanden.

Daß ich selbst mich irre, wäre mir vielleicht eher in den Kopf gegangen, als daß so viele berühmte und verdiente Männer sich mit mir geirrt haben sollten. „Große Gelehrte und kleine Kenner" nennen Sie dieselben ebenso geistreich wie treffend und charakterisieren sie weiter als „mehr poetisch denn kritisch angelegte Enthusiasten". Ich stimme Ihnen bei: Gelehrte sind in künstlerischen Dingen oft erstaunlich unsicher und urteilslos. Ich denke auch gar nicht daran, Georg Ebers, dessen überschwängliche Ergüsse Sie vorzugsweise im Auge haben, auszunehmen, und für das zarte Kompliment, welches Sie dem Dichter Ebers machen, mag derselbe Ihrer diplomatischen Feinheit den gebührenden Dank in eigner Person aussprechen; er kann das um so eher thun, als es ihn unstreitig freuen wird, seine poetische Beanlagung einmal so unumwunden anerkannt zu sehen. Aber daß nur „schlechte Kenner" sich lobend über die Gemälde äußern, will mir doch nicht recht einleuchten. Ganz zufällig hatte ich nämlich Gelegenheit, das Urteil einiger Künstler zu vernehmen, die sonst nicht unter die schlechtesten ihrer Zunft gerechnet werden. So sagte Adolf Menzel von dem Kopf eines alten Mannes: „Diesen könnte ich mit allen Mitteln einer neuzeitlich verbesserten Technik nicht besser malen". Gabriel Max behauptete von dem letzten der Porträts dasselbe und ähnlich Lenbach und Defregger. Allerdings gilt Ihnen Menzel nicht für voll — denn das ist ja der Mann, welcher die häßlichen Menschen malt; aber gegen die Übrigen werden Sie kaum etwas einzuwenden haben. Der Bildhauer Eberlein, nachdem er die Ausstellung mit dem verächtlichen Rufe betreten: „Natürlich sind das alles Falsifikate", verließ sie ganz begeistert: „Fünfzehn Stücke sind wirkliche Kunstwerke!"

Wenn ich solche Äußerungen mit den Ihrigen zusammenhalte, befinde ich mich in der größten Verlegenheit. Nicht als ob ich diesen Männern größeres Vertrauen zu schenken gewillt wäre, weil es ausübende Künstler sind; Sie sind ja auch ein Maler, geehrter Herr, und ich habe sogar selbst Gelegenheit gehabt, eines Ihrer Werke zu bewundern. Denn ich müßte mich sehr irren, wenn nicht die Gemälde des Konstanzer Konsiliumsaals unter Ihrer kunstfertigen Hand entstanden sind; Ihre weitern Leistungen kenne ich allerdings noch nicht. Seien Sie aber versichert, daß ich Ihr Urteil gerade

so hoch stelle, wie das eines Lenbach oder Max, und wenn ich mich hier zufällig der Meinung einer ganzen Anzahl großer Künstler eher anschließe, als derjenigen eines einzigen, so wird ein Mann wie Sie das nur begreiflich finden, denn wer mit der Mehrheit geht, der . . . kurz, Sie begreifen mich. Und auch das werden Sie vielleicht zugeben: wenn zwischen zwei Extremen, wie sie Künstler und Kunstgelehrte in der That bilden, eine derartige Übereinstimmung in der Anerkennung alter Denkmäler herrscht, so giebt das zu denken und legt die Vermutung nahe, daß dieselben nicht bloß historischen Wert besitzen können. Doch daß ich Ihnen nicht zu nahe trete: Sie werden natürlich überhaupt nichts zugeben.

Wenn Sie nun die Bildnisse mit der „Tuifelemalerei" tyroler Anstreicher vergleichen, so bringen Sie mich noch auf einen ganz bestimmten Verdacht. Entweder haben Sie noch keine solche Gedenktafel gesehen, oder Sie haben die antiken Porträts nicht gesehen. Das erste ist unmöglich, also wird es wohl mit dem andern seine Richtigkeit haben. Obwohl es in der That als ein kritischer Standpunkt von nicht zu leugnender Hoheit gelten kann, etwas zu beurteilen, das man gar nicht gesehen hat, weil dadurch natürlich eine viel unparteiischere Meinungsabgabe ermöglicht wird, müssen Sie mir doch gestatten, in dieser speziellen Frage Ihren Standpunkt für ein wenig verfehlt zu halten. Ohne Anschauung zu loben, ja das geht an und ließe sich schlimmsten Falls durch die gebrechliche Einrichtung dieser Welt und Ihre allgemeine Menschenliebe entschuldigen. Aber ohne Anschauung tadeln! Da muß Sie Ihr sonst so unfehlbarer Takt verlassen haben, sonst hätten Sie sich doch nicht in Widerspruch gesetzt zu allen, die das Ding gesehen haben.

Und Sie haben die Bildnisse nicht gesehen. Sie können sie nicht gesehen haben, weil Sie sonst nicht zu schreiben vermöchten, wie in der „Täglichen Rundschau" zu lesen. Die Köpfe hätten alle „dieselben Augen, denselben Mund" und seien dadurch individualisiert, daß „der eine der Herrn einen weißen, der andere einen schwarzen Bart trage und man ein zwölfjähriges Mädchen von einem siebzigjährigen Mann ziemlich genau unterscheiden könne". Verzeihen Sie, Herr Pecht, ich muß wirklich lachen, wenn ich an gewisse Gemälde moderner „Meister" denke, auf denen allerdings so individualisiert wird, und mich zugleich erinnere, daß gerade Sie es waren, der solchen Bildern ganz ansehnliches Lob spendete. Natürlich liegt mir nichts ferner als die Vermutung, dies geschehe, weil die betreffenden Herrn lebendige Professoren sind, während die Maler der alten Porträts schon längst tot sind und sich nicht mehr wehren können.

Und Sie haben dieselben ganz gewiß nicht gesehen. Wie könnte sonst

ein Mann von Ihrer künstlerischen Einsicht sie weit unter die pompejanischen Wandgemälde stellen oder gar zu der Behauptung kommen, die alten Maler hätten die Dargestellten niemals erblickt, sondern nur nach der Beschreibung der Hinterbliebenen wiedergegeben! Bloß wer selbst bisweilen über Dinge schreibt, von denen er keine Ahnung hat, kann solch hervorragenden Künstlern zutrauen, sie porträtierten Menschen, welche sie niemals gesehen. Denn bedeutende Künstler waren allerdings so und so viele der alten Maler, Sie mögen nun von ihrer „roh-handwerksmäßigen Art" reden, so viel Sie wollen. Nach der Beschreibung der Hinterbliebenen! Glauben Sie denn wirklich, Sie strahlende Kritikerleuchte, Bilder von solcher Feinheit, Lebenswahrheit und Kraft der Individualisierung seien von Handwerkern nach einer Beschreibung angefertigt? Einige derselben tragen unter der Asphaltschicht, durch welche sie an der Mumie befestigt waren, noch Mörtelspuren; sie hatten also vordem als Wandschmuck gedient. An anderen sieht man deutlich, daß Totensymbole erst nachträglich aufgemalt wurden, auch sie existierten schon bei Lebzeiten der Besitzer. Aber was verfangen solche Beweise bei Ihnen! Ihr „mehr kritisch als poetisch angelegter" Geist ist über solche Kleinigkeiten erhaben: Ich bin Ich; was ich sage, ist aus Meiner Unfehlbarkeit geschöpft; ein Thor oder ein Frevler, wer Mir widerspricht!

Ich bin etwas bitter geworden. Ich bekenne mich dieses Fehlers um so eher schuldig und bereue ihn um so mehr, als eine eingehende Betrachtung Ihrer werten Persönlichkeit mich völlig überzeugt hat, wie wenig Sie im Grunde dafür verantwortlich gemacht werden können, daß Sie gerade so geworden sind, wie wir Sie heute sehen.

Den ästhetischen Grundsatz, der Ihnen während Ihres ganzen Lebens vorgeschwebt ist, haben Sie vor kurzem selbst ausgesprochen: „Kunst ist die Fähigkeit, den Dingen eine schöne Form zu geben". Gestatten Sie mir, Ihnen zu dieser Tiefsinnigkeit herzlichst zu gratulieren. Überraschen wird mich an Ihnen gar nichts mehr. Sie waren allerdings von jeher ein öder Schönheitsschwärmer und befangen in einem Ideal, das Sie sich aus Ihrer unzulänglichen Kenntnis antiker Kunst gebildet hatten und das zu modifizieren die natürlichen Grenzen Ihres Geistes nie erlaubt haben. So können die Porträts Ihren Beifall nie erregen, weil dieselben Ihren mitgebrachten und mit Ihnen altgewordenen Ansichten zu sehr widerstreben, weil sie zu frei, zu realistisch, zu — genial sind. Und man weiß, welchen Horror das Wort Genialität manchen Menschen einflößt. Allerdings besaßen Sie früher vom speziell Malerischen einige ganz richtige, wenn auch nicht eigene Gedanken; aber das ist schon lange her, jetzt beherrscht Sie nu noch die fixe Idee des „Helldunkels". Was Sie eigentlich darunter ver-

stehen und warum hierin allein das Heil der Malerei beruhen soll, lassen Sie freilich unaufgeklärt. Wozu auch Begriffe? stellt doch bekanntlich ein Wort zu rechter Zeit sich immer ein. Und was für ein Wort, wie reizend, wie einschmeichelnd, wie beruhigend! Es klingt so gesetzt, so vermittelnd, so solide und vernünftig; gar nichts vom Extremen, Maßlosen, Genialen liegt darin; an diesem Wörtchen mag der echteste Philister seine Freude haben. Und das ist es: Sie waren stets der Kritiker für den Philister; was ihm gefiel, däuchte auch Ihnen gut, und was Sie tadelten, konnte seiner ganzen Naturanlage nach der Philister niemals loben.

Dann aber trat ein wichtiges Ereignis ein. Man sollte es kaum für möglich halten, welch' unheilvolle Verwirrung der ruhmreiche französische Feldzug und Deutschlands Einigung in einigen Köpfen erregt hat. In dem Ihrigen bildete er die Überzeugung aus, daß es sich von nun an in der deutschen Kunst hauptsächlich darum handle, möglichst forsch das Nationale herauszukehren und alles unter die allein selig machende Pechtsche Germanenkunstkappe zu zwingen. Was das Ausland malt, ist dagegen garnichts, und der oberste aller Teufel steckt in einer französischen Leinwand. Damit zusammen hängt Ihre allerneueste Überzeugung, Ferdinand Keller sei der größte Künstler der Gegenwart und mit seiner „Apotheose des Kaisers Wilhelm" beginne eine neue glänzende Periode deutscher Kunst. Dazwischen schimpfen Sie wieder einmal zur Abwechslung über diese selbst.

Es ist schon öfters vorgekommen, daß unerfahrene, naive oder pietätslose Menschen fragen: „Was für einen Unsinn schreibt denn der Mann wieder zusammen? Dem gehört endlich einmal das Handwerk gelegt" — und andere Blasphemien, die ich damals mit gesträubtem Haare anhörte und auch jetzt nicht ohne Schauder niederschreibe. Diese Menschen fanden — man denke sich — Ihre Artikel unklar, verworren und banal, bemerkten darin einen bedenklichen Mangel an Logik und eine Neigung zu Widersprüchen und behaupteten sogar, Sie hätten seit so und so vielen Jahren keinen Satz mehr geschrieben, den man nicht früher schon ein paar Mal und zwar weit besser von Ihnen gelesen. Herr Pecht, ich erkläre laut und feierlich, daß meine eigene Meinung hiermit nicht übereinstimmt. Ich habe Sie immer für einen Mann von ganz netten alten Verdiensten gehalten; Ihre „Kunst für Alle" ist mir stets als ein anerkennenswertes und vor allem zeitgemäßes und einträgliches Unternehmen erschienen, die Illustrationen sind freilich bisweilen herzlich schlecht und Ihre Aufsätze wenigstens etwas — eigentümlich. Sogar sehr eigentümlich. Sie sind nämlich jetzt nicht mehr gemeinverständlich, sondern machen in Tiefsinn; Ihre Widersprüche, die eigentümliche Art Ihrer Folgerungen, die kräftigen Wieder-

holungen — alles Tiefsinn, die höhere Weisheit eines schönen Greisenalters: das Ende schließt wieder an den Anfang an!

Verzeihen Sie, sehr geehrter Herr, daß ich mir erlaubt habe, so kurzer Hand „die Summe Ihres Daseins zu ziehen". Aber Sie waren mir ein zu anziehendes Objekt, als daß ich mich nicht, einmal in Ihren Bannkreis getreten, aufs Intimste mit Ihnen hätte beschäftigen sollen. Sie erinnern sich vielleicht der Antwort, welche ein berühmter Maler einem Kritiker erteilte auf dessen Frage, weshalb er sich denn ausschließlich der Porträtierkunst gewidmet habe. „Weil es mich am meisten ergötzt, so ein Ding, das nie dagewesen ist und nie wieder kommen wird, zu studieren und festzuhalten". So erging es mir mit Ihnen. Sie waren mir so ein einziges, schnurriges Ding, das ich unbedingt festhalten mußte, und da meine Ansicht über Sie hier in München von sehr vielen geteilt wird, dies aber anderwärts nicht der Fall ist und von den zwölftausend Abonnenten Ihrer „Kunst für Alle" vielleicht zehntausend auf das schwören, was Sie über künstlerische Angelegenheiten ihnen zu versichern sich bemüßigt fühlen, so glaubte ich, daß diese Fixierung im allgemeinen Interesse auch eine öffentliche sein müsse . . .

Fast bemitleide ich Sie! Während andere Greise in stiller Zurückgezogenheit einen heitern und ruhigen Lebensabend genießen dürfen, ist Ihnen von den Göttern das grauenhafte Geschick auferlegt zu schreiben und immer wieder zu schreiben und was Sie schon manchmal geschrieben, zum zehnten Mal etwas ausführlicher zu schreiben. So werden Sie es auch in diesem Falle machen. Anfänglich werden Sie auf meinen pietätslosen Angriff wegwerfend herabsehen und nur mit Verachtung von ihm reden; dann aber werden Sie sich hinsetzen und mich widerlegen, auf Ihre Erfahrung und Ihr gereiftes Urteil hinweisen, alle die großen Künstler aufzählen, die mit Ihnen schon verkehrt und auf Ihr Urteil geachtet haben, alle die Kunstwerke, deren Anblick Ihnen schon vergönnt war; und als Refrain werden Sie Ihre Verdammung der antiken Porträts nur um so energischer wiederholen. Vielleicht werde ich antworten. Und dann werden Sie neue Bogen vollschreiben und mit den alten Gründen mich aufs Neue niederschmettern, so daß ich mich ganz gewiß nicht mehr erheben kann. Mit den dickleibigen Manuskripten aber, welche Ihr Recht als Gesetzgeber so überzeugend darthun, werden Sie bei allen allgemeinen Zeitungen herumhausieren bis weiß Gott wohin.

In mein Mitgefühl mischt sich absolut keine andere Regung, obschon ich wohl Grund zu einer solchen hätte. Ihr altes Kunstideal haben Sie sich zwar sorgfältig gewahrt, aber dafür Ihre Lebensideale verloren. Sie

können nicht mehr daran glauben, daß andere Menschen sich auch für Kunst zu begeistern vermögen, daß andere Menschen auch aus Überzeugung und Bedürfnis sagen und schreiben. Ihnen ist alles „Schwindel“: Schwindel, was die Männer der Wissenschaft herausgefunden; Schwindel, wofür sich die größten Künstler Deutschlands begeistert — alles Schwindel und „orientalische Pfiffigkeit“ zu Gunsten eines „findigen Kunsthändlers“, damit der seine Porträts zu einem höhern Preise verkaufe! Es wird Sie hiefür wohl niemand zur Rechenschaft ziehen, weil alle annehmen müssen: er weiß nicht, was er thut. Ich werde auch nicht den Stiel umkehren und auf Sie Ihre eigene Kritik anwenden, indem ich Ihnen unterschiebe, Sie setzten die Gemälde im Interesse eines Käufers herab; solche Mittel seien Ihnen überlassen, und Sie werden um Ihre Fähigkeit, sich derselben zu bedienen, wohl kaum beneidet werden.

Mit geziemender Hochachtung!

Dr. Emil Maier.

Die internationale Kunstschau in München.

III.

Vergleichende Betrachtungen.

Von M. G. Conrad.

Wie gesagt, wirkliche Vernageltheit oder geheucheltes Nichtverstehenkönnen, worin einst die Franzosen dem eigenartigen künstlerischen Schaffen anderer Völker gegenüber so stark — und so frech waren, gilt in der gebildeten Welt nicht mehr als aristokratischer Vorzug.

So kommen uns auch die Spanier keineswegs mehr — spanisch vor, mögen sie auch noch so schneidig spanisch malen. Und sie malen schneidig und spanisch, daß es nur so sauft und stehen mit beiden Füßen auf dem Boden unverfälscht echter nationaler Kunst. Ihre Männlein und Weiblein, ihre Pfaffen und Nonnen und Fürsten und was dieselben treiben, das ist alles so echt, wie Kniehose und Wadenstrumpf unserer bajuwarischen Gebirgler-Maler oder A. v. Werners von Salben und Fett und Biederkeit triefender Berliner Kommerzienrat, der in einem Kreise bis zum Platzen vollgestopfter, hochmütiger, ekelhaft satter und als Modepuppen heraus-

staffierter Lebemänner und Lebeweiber nebst deren Jüngelchen und Rotznasen, seinen siebzigsten Geburtstag feiert — ein scheußlich nüchternes und scheußlich wahres Bild! Nicht für einen roten Heller Poesie in diesen überquellenden Wohlhabenheit des modernen Bourgeois-Millionärs — nicht im Schlot möchte ich das Konterfei dieser wohlgebornen Sippe hängen haben aus Furcht, ich könnte den Geschmack an Wurst und Schinken und Schweinsrippen, diesen edlen Gottesgaben, verlieren. Und das möchte ich mir von A. v. Werner und seinen Kommerzienräten um keinen Preis anthun lassen.

Übrigens ist dies in der Kunst kein Gesichtspunkt, sondern nur ein kulinarischer Privatgeschmack. Der Appetit könnte einem auch bei gewissen spanischen Meisterbildern vergehen, so ekelhaft sind die frommen Stoffe — und so großartig gemalt, daß man sich unwillkürlich die Nase zuhält. Aber es ist erstaunlich, was die Spanier für Hexenmeister sind und in allen Formaten und in allen Sätteln gerecht. Und dabei klar und einfach im Verwickeltsten, z. B. dieses Riesenbild „Eine Vision im Kolosseum" von José Benlliure — eine Welt des ekstatischen Fanatismus und der gläubigen Verhimmelungswut. Das noch riesigere Riesenbild des berühmten Polaken Jan Matejko „Die Jungfrau von Orleans führt den königlichen Hof von Rheims zur Krönung in die Kathedrale", ist ein dummes, böhmisches Dorf daneben, trotz aller Farbenpracht. Überhaupt hat das gesamte malende Slaventum auf dieser Ausstellung nichts, was sich mit den Leistungen des kleinen Spaniens messen könnte. Und Spanien ist diesmal mit seinen allerersten Namen gar nicht vertreten; es fehlen, um nur einige zu nennen, Pradilla, Villegas, Madrazo. Letzterer ist im Augenblick nicht aus Paris fortzubringen, wo er plötzlich als Bildnismaler in Mode gekommen ist und bis an die vierzigtausend Franken für ein Porträt bezahlt erhält. Aber die im Glaspalast zu München aufmarschiert sind: Benlliure, Villodas, Moreno-Carbonero, Viningra, Domingo, sind lauter geniale Kerls. Dieser Benlliure z. B. rückt mit drei Bildern ins Vordertreffen: dem schon erwähnten Riesen-Phantasiestück „Eine Vision im Kolosseum", dann den beiden prächtigen Genrebildern „Der Marienmonat in Valencia" und „Die Preisverteilung in Valencia". Während die nächtliche Vision in der Arena-Ruine an Grausigkeit und Leidenschaftlichkeit, sowohl in der Empfindung als im Vortrage, alles übersteigt, was die alten spanischen Meister an Heiligenverzückungen gemalt haben, sind die beiden andern kleinen Bilder so süßen, heiteren Kinderszenen in Kirche und Schule gewidmet, wie man sie vom harmlosesten deutschen Sentimentalisten, vorausgesetzt, daß er ein Genie und kein Troddel, nicht lieblicher erwarten könnte. Die Feinheit der Charakteristik in den Köpfen, sowie die lebhaft bunten und doch zu einem poetisch

anmutenden Gesamtton harmonisierten Farben der beiden letztgenannten Bilder, erinnern ein wenig an unsern deutschen Adolf Menzel. Aber wen könnten wir zur Vergleichung mit der grandiosen „Vision" heranziehen? Die Herren Makart und Kaulbach selig haben ja auch in riesigen Formaten geschwelgt, aber alles zusammen, was sie in ihrem ganzen Leben gemalt, reicht weder in der Technik und noch weniger in der Dämonie der Empfindung auch nur entfernt an diesen spanischen Mitternachtsspuk heran. Und hält man Ferdinand Kellners deutsch-preußisches Apotheosenbild als rein künstlerische Kraft-Leistung daneben, so erschrickt man förmlich vor der zuckerwässerigen Leckerei und banalen Philisterei des Karlsruher Malermeisters. Und das soll den Furor teutonicus verkörpern, der den Erbfeind in kolossalen Schlachten geschlagen und das mächtigste Militärreich der modernen Welt auf die Beine gebracht hat? Das sollen die Helden und ihre Heldenattitüde sein, die allein Gott und sonst nichts in der Welt fürchten? Ach was, kaum eine heroische Balletszene in einem Rokoko-Schäferspiel möchte so wenig Teufel im Leibe haben, wie dieses Kellnersche Heldenbild!

Überhaupt macht unsere ganze landesübliche, großformatige Geschichtsmalerei den Eindruck, als würde sie von biederen Invaliden beim Abendtrunk ausgeübt, in Schlafrock und Pantoffeln, so wenig Heldenhaftes und Monumentales hat sie in der Empfindung und in der Farbe. Da ist z. B. ein „Alarich in Rom" von unserm Professor Wilhelm Lindenschmit in München und eine „Tullia, Tochter des Servius Tullius, ihr Gespann über den Leichnam ihres Vaters treibend", von Ernst Hildebrand in Berlin, zwei Lieblingswerke unserer akademischen Lobredner — in beiden Bildern gähnt uns die Naturlosigkeit und gespreizte Komödianterei der historischen Gliederpuppenkunst an zum verzweifeln. Einiges daran ist musterhaft gezeichnet, einiges andere tadellos gemalt — aber langt das zu einem lebendigen, monumentalen Kunstwerk, das unsern Sinn entflammen, unser Herz begeistern soll? Nein, es ist nichts damit, denn es fehlt diesen Geschichtsmalern selbst der lodernde Genius gewaltiger Thatkraft, es fehlt ihnen die monumentale Gesinnung, der bezwingende Charakter der großen Persönlichkeit. Und nun stelle man diese glatten Professoren-Malereien neben die stürmischen, drastischen Geschichtsbilder der jungen spanischen Brauseköpfe, neben den „Einbruch der Barbaren in Rom" von Checo oder „Victoribus gloria" (letzten Akt einer römischen Seeschlacht) von Villodas! Gewiß, nach deutschem Schulbegriff fehlt es diesen Leuten an dem „rechten künstlerischen Ernst", wie eine beliebte Phrase lautet; es ist alles in Hast und Unrast wild hingestrichen, es kommen sogar Fehler in der Zeichnung vor und in den Kostümen ist nicht alles archäologisch koscher; es ist keine sanfte „legitime" Zeugung

im ehelichen Himmelbette der Kunst, es ist eine leidenschaftliche Überwältigung und Umarmung der Muse im glühenden Schöpfungsrausch junger, ungezügelter Kraft, wobei es auf ein Bischen mehr oder weniger Korrektheit nicht mehr ankommt: aber es ist eine echte That der wirklichen Kraft, ein Triumph lebensvollen Kunstgeistes!

Ja, es ist zu merkwürdig, wie angesichts solcher künstlerischer Zeugnisse und Thatsachen unsere Kunstschwätzer immer noch fortfahren mögen, die schöngeistigen Errungenschaften eines Volkes als die Frucht seiner politischen und nationalen Größe zu erklären. Spanien ganz allein hat heute eine wahrhaft monumentale Kunst voll Feuer und Leben und Eigenart, dasselbe Spanien, wo seit drei Decennien Bruderkriege und Dynastenwechsel und Parteiumtriebe und aller Unsinn, den die Politik jemals in Formen gegossen, die Macht des Staates und den Wohlstand des Landes aufs empfindlichste geschwächt haben! Mitten in dieser politischen und ökonomischen Abwärtsbewegung ein Aufschwung zu einer Kunstblüte, wie sie Spanien seit zwei Jahrhunderten nicht mehr gesehen hat! Und in dieser Unruhe und diesem Umtrieb der politischen Gerngroße und Nichtskönner eine zielbewußte, geniale, stille Künstlerschar, welche an Fülle des Talentes, an Freudigkeit der Farbe, an Sicherheit und Reichtum der Lebensbeobachtung, an Kühnheit der Motive von keinem der sogenannten „reiferen" Kulturvölker übertroffen wird, nicht einmal von dem Deutschen Reich mit seinen sechsundzwanzig souverän-fürstlichen Protektoren der schönen Künste und der Solidität seiner Staatseinrichtungen und der Unzahl von glänzend dotierten Akademien und Malschulen und andern Herrlichkeiten, davon wir nicht genug zu singen und zu sagen wissen.

Müssen also die in unserer Zeit der Kanonen, Kartätschen, Magazingewehre und des schulmeisterlichen Drills tonangebenden Kulturvölker es sich gefallen lassen, die Kunst der armen Spanier als der ihrigen vollkommen ebenbürtig in erster Linie genannt zu hören, so haben unsere Führer der modernen deutschen Kunstrichtung, die sogenannten Hellmaler, dafür die Genugthuung, daß auch sie im Kampfe um ihr gutes künstlerisches Recht keinen der zahlreichen Vorteile für sich haben, welche die staatlich patentierte Altmeisterei bei Behörden und Publikum, bei Kritikern und Händlern genießt. So siegreich die junge Schule auch vorwärtsschreitet, so spanisch ist noch ihre Schätzung beim großen Haufen, so wenig lohnend ihre heiße Arbeit — und die hochnäsige Kunstrichterei der sogenannten Autoritäten hat nur ganz seltene Gnaden für sie. Nur vier oder fünf der jüngeren Meister, so Fritz v. Uhde, der Begründer der neuen Richtung in München, Walter Firle mit seinem verblüffenden Talent für die Lösung der schwierigsten

Beleuchtungsprobleme, Albert Keller mit seinem feingeistigen Stimmungsreiz und seiner meist sensationellen Stoffwahl, Hugo v. Habermann, der sich ab und zu noch zu einem Kompromiß mit dem älteren Geschmack versteht, obwohl er gerade da am fesselndsten und ergreifendsten wirkt, wo er sich rücksichtslos auf sein wunderbar fein organisiertes Talent für naturalistisch-poetische Vorwürfe verläßt (wie in seinen entzückenden Bildern „Morgendämmerung" und „Sorgenkind") — sie haben sich kraft ihrer unentwegten Tüchtigkeit und dem hohen Ernst ihres Schaffens allmählich zu jenem Maß von Anerkennung durchgerungen, das sie vor gemeiner kritischer Anrempelung schützt. In Berlin, wo neben Liebermann der etwas derbe Skarbina als Hauptvertreter der naturalistischen Richtung gilt, wird man sich durch die Erfolge der neuen Schule auf der diesmaligen Münchener Internationalen ebenfalls zu einem Herabstimmen des seither üblichen hohen Tones in der altmeisterlichen Kritik entschließen müssen.

Denn dagegen ist nicht mehr aufzukommen: alle kraftvollen Talente, alle wahrhaftigen Künstlernaturen des Nachwuchses treten zur neuen Richtung -- noch zehn Jahre Kampf und Arbeit und die zeitgenössische Kunst steht vollkommen unter der Herrschaft der heute noch so arg befehdeten Hellmaler, vulgo Naturalisten.

Es ist unter den angedeuteten Umständen geradezu erstaunlich, wie groß und mächtig jetzt schon die Zahl ihrer Jünger in Deutschland ist — und zwar, wie wir auf der großen Münchener Ausstellung uns in jedem Saale überzeugen können, leisten sie gleich Überraschendes im tiefgemütlichen Genrebild, in der Familienszene — Kricheldorf, „Tischgebet" — wie im großen Schlachtenbild — Rocholl aus Düsseldoef, „Unteroffizier Kaiser von den Magdeburger Kürassieren, führt seinen schwer verwundeten Lieutenant aus dem Gefecht" (in jeder Beziehung ein Meisterbild, diese Szene aus der Schlacht von Vionville, die einzig echte und ehrliche Kampfdarstellung ohne Flunkerei) — wie im Zeitbild überhaupt — Leopold v. Kalkreuth, „Komm nicht mehr mit", Kuehl, „Segelnäher", Smith, „Spitalgarten" — nicht zu reden von der Erneuerung der religiösen Malerei im Sinne strengster Charakterstudien an Land und Leuten der biblischen Legende — Piglein-hein, „Grablegung" u. v. a.

Mag, wie gesagt, auch der Widerspruch die Anerkennung noch überwiegen, mag selbst die überzeugte und wohlwollende Kritik an den Vertretern der ungeschminkten Lebenswahrheit noch manches trübe Gährungsmoment zu beanstanden haben, im großen und ganzen sind die Vertreter der modernen Ideale all' den Hunderttausenden, die im Sommer 1888 mit offenen Augen durch den Münchener Glaspalast wanderten, nicht als die verlorenen Schafe

der schönen Kunst, sondern als die Helden neuer Kunst- und Schönheitsprobleme im Gedächtnis geblieben.

Das Stürmische und Rebellische, was uns von den Wänden der deutschen Abteilung herab so jugendfrisch und siegesgewiß anmutete, fand sich weniger auffällig bei den andern germanischen Völkerschaften vertreten. Am wenigsten vielleicht bei den Österreichern. Bei aller Tüchtigkeit und Anmut herrscht doch ein gewisser welker und greisenhafter Zug vor. Es fehlt die Frische und der Wagemut, sich in die brausende Strömung moderner Probleme zu stürzen. Und während die neue Zeit mit ihren neuen Aufgaben vorrüberrauscht, steht die österreichische Kunst am Ufer und malt mit E. v. Blaas das lüstelnde Tingeltangel-Wäschermadel „Ninetta", und die österreichischen Kunstfreunde und Rezensenten lassen sich von dem pikanten Ding das Herz brechen und den Kopf verwirren!

Das Ninetta-Genre, das ist dem leichtlebigen, gedankenscheuen Wienertum das Höchste! Der „höchste Fum", der „höchste Spinat" auch in der Litteratur und im Theater. Als neulich einmal versuchsweise ein Stück von Ibsen in einer Wiener Wohlthätigkeitsvorstellung gegeben wurde, „Nora", die z. B. in München seit zehn Jahren im Repertoire der Hofbühne, da bekreuzigte sich Publikum und Kritik und dankte allen Göttern, daß so etwas in der Burg unmöglich! Nora? Ums Himmelswillen nicht. Aber Ninetta, die süße, berückende Ninetta mit dem Puppenkopf und dem Spatzenverstand und dem ewig jungfräulichen Hetären-Körperchen, davon kann das fesche (lies: effeminierte) Wienertum in Malerei, Litteratur und Theater nicht genug haben! Der Wiener Geschmack ist bis in die Wurzeln faul. In München wurde „Ninetta" mit Achselzucken empfangen — und die deutsche Kritik, in der die junggesellenhaften Neigungen noch nicht tonangebend sind und voraussichtlich niemals sein werden, bereitete diesem Götterbild eine ziemlich kühle Aufnahme.

Eigentliche Freilichtbilder, wie E. H. Kunwalds „Nach der Arbeit" — das übrigens in München gemalt wurde — und das prachtvolle, eine Reihe der feinsten technischen Schwierigkeiten spielend überwindende „Im Atelier" — vielleicht das geistreichste und eleganteste Genrebild der ganzen österreichischen Abteilung — gehören zu den seltenen Ausnahmen. Hierzu rechnen wir noch die im Sinne der neuen Richtung gut gemalten und fein empfundenen Bilder von Bernatzik, „Vision des H. Bernhard", Debinski, „Sakuntala", die Landschaften von Tina Blau, Ruß und Schindler. Selbst die großzügigeren Ungarn bewegen sich stofflich und technisch auf vorsichtig umfriedigtem Gebiet und wagen keine scharfen Ausritte über die Schranken des Anerkannten und akademisch Zulässigen hinüber in das Ideal-

reich zukünftiger Verheißungen. Von etwas frischerer und kühnerer Auffassung und Mache sind die Bilder von Bikari, Peska, Deri, Eisenhut und Vagó. Einige jüngere Maler von entschiedenem Talent, Spanyi, Kovacs u. a., lehnen sich zu ersichtlich an französische Muster an. Der ungarische Realismus der musik- und wein- und streitseligen Kneipszenen ist ja sehr lobenswert, aber er erschöpft doch bei weitem die Ansprüche nicht, welche die heutige Kunst im Namen einer energischen Entwickelung stellt.

Verglichen mit den Skandinaviern, Holländern, Engländern und Amerikanern, lassen die Österreicher an Umfang und Vertiefung der künstlerischen Aufgaben viel zu wünschen übrig. Sogar auf dem Gebiete der Bildnismalerei, wo sie eine zeitlang die glänzendsten Vertreter hatten, — mit Auszeichnung sei an Julius Benczur und Leopold Horowitz erinnert, die heute noch tapfer ihren Mann stellen — bringen sie keine neue Kraft, sondern nur alte Namen, mit denen sich unsere Jüngsten, wie Kurt Hermann (Bildnis des Münchener Kunsthändlers Angerer), Alois Erdtelt, A. B. Renouf (amerikanische Abteilung, Porträt eines jungen Gelehrten in Wichs) L. Breslau (französische Abteilung, Porträt des Bildhauers Carries) u. a., an Macht und Reiz der Charakteristik kühnlich messen dürfen. Der anglisierte Altbayer Herkomer und der gleichfalls anglisierte Holländer Alma Tadema (Porträt seiner Tochter), übertreffen an künstlerischer Vielseitigkeit nicht allein, sondern auch speziell als Ausdeuter des Seelenlebens und geschmackvolle Darsteller vornehmer Lebenskreise, sogar den vielgepriesenen und bevorzugten Wiener H. v. Angeli, ganz abgesehen von dem verblüffenden Phantastiker Whistler, der mit seiner absonderlichen Genialität überhaupt nur unter den Engländern mit ihrem großartigen Scharfblick für originelle Begabungen aufkommen und gedeihen konnte.

Aber auch auf dem Gebiete des sozialen Stimmungsbildes, in der Schilderung des elenden Lebens der Enterbten, der Kranken und Verlassenen, zeichnen sich die österreichischen Künstler durch Ideen- und Gefühlsarmut auffällig aus und werden von ihren malenden Genossen in Deutschland, Belgien, Holland und Skandinavien (Grönvold, „Arbeitslos"), mit künstlerisch und seelisch gleich bedeutungsvollen Werken überflügelt. Jede Kunst bleibt zurück, die nur holde Illusion, schöngeistige Kurzweil und sinnlicher Genuß sein will und keine sozialethische Verpflichtung anerkennt.

Leider haben die trübseligen politischen Verhältnisse ein Kunstvolk ersten Rangs, die Franzosen, abgehalten, auf der großen internationalen Kunstschau sich mit der genügenden Anzahl von Werken und Richtungen vertreten zu lassen, um ein auch nur annähernd vollständiges Bild der heutigen Leistungsfähigkeit zu gewähren. Was uns von Dagnan, Courtois, Collin,

Aublet und andern Parisern vorgeführt wird, sind gute, bekannte Sachen, die im Streite der Schulen kein neues Gewicht in die Wagschale werfen. Die beiden Bilder, welche der Skulpteur Falguière als Dilettant in der Malerei ausgestellt hat, haben nur unwissende Kritiker verführt, über die naturalistische Richtung der Franzosen alten Unsinns-Kohl aufzuwärmen. Zum Besten des Pariser Realismus gehören die großen, skizzenartig behandelten Gemälde der genialen L. Breslau (besonders die unsagbar frische und kraftvolle „Frühlingslandschaft"). Allein die Mehrzahl unserer zeitungsschreibenden Kunstrichter hat sich nur an die paar schon längst berühmten Namen gehalten und von Meistern geschwärmt, die durch ihre Abwesenheit glänzten, so daß man in den allermeisten Ausstellungsberichten gar kein Wort über L. Breslau finden konnte.

Es ist ein Jammer, daß unser Publikum wie unsere Kritik bei den Franzosen nur immer auf das Sensationelle und Abnorme aus ist und daran sich so erschöpft, daß für das Gesunde, Tüchtige und Maßvolle kein starkes Interesse mehr übrig bleibt.

So konnte auch der französische Bildhauer Fremiet mit seinem „Orang-Utang mit geraubtem Negerweib" im Voraus auf einen sensationellen Erfolg rechnen, dem die Jury noch mit einer ersten goldenen Medaille die offizielle Sanktion zu erteilen sich beeilte. Auch wir zögern nicht, dem Franzosen für den originellen Einfall und dessen famose plastische Ausgestaltung unsere Anerkennung zu zollen, obwohl wir sofort erklären müssen, daß diese Arbeit als reines Kunstwerk uns durchaus nicht auf jener leuchtenden Höhe sich zu halten scheint, welche unsere einheimischen Meister — in erster Linie der geniale Maison mit seiner Riesengruppe „Die gefesselte Naturkraft" für einen Monumentalbrunnen, dann Siemering mit seinem Moltke-Reiterstandbild, Begas mit seinem „elektrischen Funken" u. s. w. — erklommen haben.

Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, das geistig-künstlerische Gesamtergebnis einer so großartig reichen Ausstellung, wie dieser dritten internationalen Kunstschau in München, in eine kurze Formel zu fassen, die mit der Kraft eines Schlagwortes von Mund zu Mund fliegt. Allein wer unsere ungeschminkten Aufzeichnungen ehrlich überprüft und auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der wird von selbst den rechten Schluß ziehen und daraus das Vertrauen schöpfen, daß dem neuen Geiste, dem Geiste der Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit, der in der Kunst so schöne Siege erstritten, bald auch der Sieg auf der ganzen Linie des modernen Lebens zufallen muß.

Arthur Fitger's „Rosen von Tyburn“ in München.

Von M. G. Conrad.

Arthur Fitgers Trauerspiel „Die Rosen von Tyburn“ hat bei seiner ersten Aufführung im königlichen Residenztheater (22. Oktober) dem wenig zahlreichen Zuschauerkreis im ganzen recht gut gefallen. Insonderheit sprachen die mittleren drei Akte mit ihren leidenschaftlichen üppigen Szenen sehr lebhaft an, während der erste Akt kalt ließ und der letzte, auch im Aufbau schwächste Akt, durch das Hereinspielen der Pest —, ein pestkranker Minstrel und Hofnarr verendet auf offener Bühne — den empfindlicheren Teil des Publikums verletzte und dadurch die wahrhaft tragische Schlußwirkung des Dramas beeinträchtigte.

Die Darsteller erzielten mehrfache Hervorrufe; am Schlusse der beiden letzten Akte erschien auch der Dichter, ein mittelgroßer, ältlicher, etwas vergrämter Herr mit hoher Stirn und grauem Henriquatre, um sich für die freundliche Aufnahme seines Werkes dankend zu verneigen.

Das Stück spielt um 1660 in England auf dem Landsitze der Kurtisane Lady Hallam in Kensington. Obwohl der Spielzettel vierzehn Personen namhaft macht, enthält das Drama doch nur drei Hauptrollen, die für sich ganz allein imstande wären, bei etwas weniger Redseligkeit und mehr sichtbarer That die fünfaktige Handlung auszufechten. Alles Episodische ist nur wenig charakterisierendes Beiwerk zur Erhöhung der malerischen Wirkung der Bühnenbilder. Letztere sind meist sehr hübsch und stimmungsvoll, zerren aber zuweilen mit ihren Choralgesängen hinter dem Vorhang, ihrer Komparserie u. s. w. das Drama aus dem Rahmen des Intimen heraus und geben ihm die Allüren eines historischen Spektakelstücks mit großem Apparat, was es offenbar nach Ton und Haltung der entscheidenden Szenen und tragenden Rollen nicht sein soll.

Die drei Hauptpersonen sind: die blonde, üppige Teufelin Lady Hallam, der dreißigjährige Karl II., jeder Zoll kein König, und dessen Jugendfreund Sir Robert Radley, Edelmann, Gelehrter, Arzt und hauptsächlich, d. h. während des Dramas, Asket und Bußprediger mit sehr sündhaften Rückfällen in die Lust am verführerisch Weiblichen. Da alle drei für das Drama gleich wichtig sind und sich, wie in die Bedeutung, so auch in den Raum, den ihnen der Dichter zumißt, ziemlich gleichheitlich verteilen, würde das Stück bezeichnender nach einer von ihnen zu benennen sein. Der romantisch klingende Titel „Die Rosen von Tyburn“ sagt vom Inhalt und Wesen des Stückes nichts aus; daß ihr Duft imstande wäre, den Pesthauch des letzten

Aktes erträglicher zu machen, kann nicht behauptet werden, denn es sind Rosen vom Richtplatz, mit Todesschweiß betaut. Der fünfte Akt erscheint überhaupt nur zu dem Zwecke vom Dichter ersonnen und so breit ausgeführt zu sein, um das Publikum das Gruseln zu lehren, denn das Wenige, was er an eigentlicher Handlung und Charakterdeutung noch enthält, könnte zwanglos mit dem vierten Akte verschmolzen werden.

Wer diesen fünften Akt bei Fitger erträgt, hat das Recht verwirkt, sich je wieder über peinliche Situationen und unbefriedigende Schlüsse in den Ibsen-Dramen zu beklagen. Erinnert Fitger in diesem Stücke sehr oft zu seinem Ruhme an die dramatische Charakterisierungskunst des großen norwegischen Schriftstellers, so zeigt er sich doch gerade in der Behandlung des Dämonischen und Grauenhaften als der schwächere Dichter.

Als dichterische Gesamtleistung können diese „Rosen von Tyburn" jedoch kaum so hoch gewertet werden, als des Verfassers mit Recht so berühmte „Hexe", deren Bühnendarstellung leider immer noch aus kirchlichen Rücksichten von so hervorragend leistungsfähigen Theatern wie dem Münchener abgelehnt zu werden scheint.

Immerhin bietet Fitger auch diesmal wieder den echten Menschendarstellern schauspielerische Aufgaben ersten Ranges, ein Verdienst, das in der Zeit flacher Rollenschreiberei und kunstverlassener Effekthascherei gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Dieser König Karl, ein echter „Morgen wieder lustik", der den kopfhängerischen Engländern ein heiteres Regiment bescheren und als gekrönter Don Juan sogar die üppige Circe Hallam zur Königin erheben will; diese Madalena Hallam selbst, eine seltsame Mischung aus Kurtisane und Heldin stolzester Weiblichkeit, zum höchsten Opfer für den Geliebten ihres Herzens bereit, die den leichtfertigen König verschmäht und seinem asketischen Freunde und Bußprediger Radley voll elementarer Leidenschaft an die Brust fliegt, aber in mörderischem Rachedurst sofort den Kopf desselben vom König als brünstige Herodias ertanzt, nachdem Radley, die verkörperte Wahrhaftigkeit, sein und ihr Leben durch das Geständnis zerstört, daß er der unerkannte Henker des Vaters Karls II. gewesen — und schließlich der König wieder, wie er alles im Stiche läßt und vor der Pest Reißaus nimmt, sobald das Pestglöcklein der besoffenen Totenkarrenführer an dem lustigen Landsitz der Miß Hallam schaurig vorüberklingt und letztere dann, von allen verlassen, in Sehnsucht nach dem enthaupteten Geliebten Robert Radley sich verzehrend, an der Leiche ihres soeben an der Pest gestorbenen Narren niedersinkt, bis sie im Kehraus der Seuche in die Nacht hinauswandert, dem Klang des Totenglöckleins nach: Das alles ist so reich und mit so viel psychologischer Meisterschaft von dem Dichter zu

voller Menschlichkeit entwickelt und gerundet, daß begabte Schauspieler sich keine schwierigere und lohnendere Aufgabe wünschen können, um ihre ganze Kunst zu entfalten.

Die Kraftprobe der Münchener Künstler Fräulein Bland, Herr Sturz (Karl II.) und Herr R. Fuchs (Radley) lieferte zwar bei der ersten Darstellung kein in allen Teilen vollkommen befriedigendes Ergebnis — es fehlte dem König oft an Humor, der Kurtisane an Rassigkeit, dem Sir Radley an überzeugender Natürlichkeit — immerhin verdienen diese Darsteller für die Sorgfalt, die sie an diese hervorragend schwierige Dichtung verwandt, die wärmste Anerkennung aller Kunstfreunde. Die Regie des Herrn Savits ließ nichts zu wünschen übrig.

Unsere litterarische Kritik.

IV.

Die Hochmögenden aus Krähwinkel.

Von Fritz Hammer.

(München.)

Die Hochmögenden haben ihre besonderen Kniffe. Sie stecken ihre schöne Kritikervisage hinter die Maske väterlichen Wohlwollens, gönnerhafter Herablassung, schulmeisternder Zurechtweisung. Sie sind äußerst gerecht in der Abwägung von Lob und Tadel, nur wiegen sie zumeist mit falschen Gewichten. Sie schrecken vor keinem neuen Werk zurück, sie schweigen es auch nicht tot — sie traktieren es nur perfiderweise mit alten, verkehrten Maßstäben. Den Vertretern des deutschen Realismus sind sie nicht gram, aber sie spielen den einen gegen den andern aus, damit die guten Seiten des einen den guten Seiten des andern im Lichte stehen und einen dicken Schatten werfen, der die ganze künstlerische Persönlichkeit mit seiner lichtvollen Eigenart vollständig verschlingt. Wie treu und bieder nehmen sich da die Hochmögenden aus, wie sachlich begründet erscheinen dem Uneingeweihten die Urteile, die sie mit profunder Kennermiene vom Stapel lassen, wie „gebildet" und „vornehm" spricht ihr ganzes Richtgeschäft an! Zwar Litteratur und Kunst gehen heute ganz andere Wege, Wege, die den Hochmögen-

den im Grund der Seele unverständlich sind; allein mit einigen pfiffigen Phrasen erweckt man bei dem Publikum leicht das günstige Vorurteil, daß man alle Wege und Stege kenne wie seine Westentasche und daß die Irrenden über kurz oder lang den Rückweg finden würden zu den unfehlbaren und „unverbesserlichen Ästhetikern alten Schlages".

Und so verwirrt und vergiftet man ruhig die öffentliche Meinung und lebt als Hochmögender herrlich und in Freuden von der öffentlichen Dummheit Gnaden. Die Familienähnlichkeit der Hochmögenden in Nord und Süd, vom Fels zum Meer unseres großen Vaterlandes ist erstaunlich: ein Herr Pfarrer Weitbrecht in Möhringen bei Ulm und ein Herr Doktor Löbner in Brandenburg a. H., sehen sich trotz der geographischen Entfernung, trotz des Unterschiedes ihrer Berufsstellung, trotz der Verschiedenartigkeit ihrer publizistischen Organe, zum verwechseln ähnlich, sobald sie als hochmögende Kritiker den Mund öffnen. Verweilen wir bei diesem Beispiel, um einige typische Züge anschaulich zu machen.

Der Herr Doktor Löbner schreibt in der „Tägl. Rundschau" über den Berliner Roman „Wer ist der Stärkere?" u. a. folgendes: „Unter dem allgemeinen Gesichtspunkte, den der Titel angiebt, hat Alberti eine Reihe von Geschichten zusammengefaßt, die nur durch den Umstand zusammengehalten werden, daß die beteiligten Personen in Berlin leben und in einem bestimmten Hause ein- und ausgehen. Diese letztere Verknüpfung ist zu äußerlich, die erstere zu allgemein, als daß das Kunstwerk einer geschlossenen Roman-Komposition hätte zustande kommen können. Eine künstlerische Verknüpfung der Fäden findet nicht statt . . ."

Seine Hochwürden der Herr Pfarrer Weitbrecht schreibt im „Deutschen Litteraturblatt" über den Münchener Roman „Was die Isar rauscht" u. a. folgendes: „Indem Conrad solche realistische Studien mit dem losen Faden — wir hätten fast gesagt des Buchbinders, wollen aber sagen des Romanhaften, zu einem Ganzen vereinigt, indem er unermüdlich immer wieder das Leitmotiv „Was die Isar rauscht" auftauchen läßt, glaubt er einen Roman geschrieben zu haben. Die altväterischen Anforderungen an einen Roman, gewisse Gesetze der Komposition u. s. w. — das alles existiert für die jüngstdeutsche Ästhetik nicht . . ."

Sehen sich diese hochmögenden Kritiker-Phrasen aus Brandenburg und aus Möhringen nicht ähnlich wie ein faules Ei dem andern?

Das Unsinnige der Krittelei liegt hier auf der Hand. Die beiden Romane „Wer ist der Stärkere?" und „Was die Isar rauscht" sind eben — und das merkt der verständige Leser gleich auf den ersten Seiten — gar keine Romane im landläufigen Leihbibliotheken- und Familienblätterstinn, d. h.

keine romanhaften Liebesgeschichten, wie der Hans um die Grete freit oder die alte Mamsell ihr Herz entdeckt und ihr Geheimnis ausplaudert, sondern es sind figurenreiche, von überflutendem Leben erfüllte Kulturgemälde großen Stiles, mit der ganzen Massenbewegung des Volkes im Hintergrunde. Davon haben die Krähwinkel-Ästhetiker natürlich keinen Dunst. Wenn der hochwürdige Herr Pfarrer Weitbrecht orakelt, in dem Münchener Roman sei die Hauptperson ein Hauptmann a. D., welcher mit einer Bankiersfrau von zweifelhafter Vergangenheit in ehebrecherischem Umgange lebt, so ist diese Inhaltsangabe ungefähr so zutreffend und erschöpfend, als wenn jemand vom Goetheschen Faust sagen wollte, es sei die Geschichte eines Nähmädchens, das von einem überschnappten Professor a. D. verführt und dann im Stich gelassen wurde. Wie vernagelt unser hochmögender Krähwinkel-Ästhetiker allem wahrhaft schöpferischen Arbeiten gegenübersteht, wie schulknabenhaft sein Einblick in das Wesen künstlerischer Individualitäten und dem kategorischen Imperativ ihres dichterischen Gestaltens ist, geht auch daraus hervor, daß er in demselben Atemzug Kretzer als Muster gegen Conrad und Walloth ausspielt und alle jüngeren Romanschriftsteller realistischer Richtung auffordert: „Statt Heiberg für euch in Anspruch zu nehmen, setzt euch zu seinen Füßen und lernt von ihm!“ Kretzer und — Heiberg!

Man sieht, daß die Autorität von Mähringen, die im „Deutschen Litteraturblatt“ den kritischen Meister spielt, noch nicht einmal im ästhetischen Fibelbuch buchstabieren gelernt hat. Aber in Deutschland geht alles. Das denkt und kritisiert euch wie ein Seifensieder.

Der tiefsinnige Herr Doktor Löbner urteilt an einer andern Stelle: „Die Schilderung der Gesellschaft ist breit angelegt und ihr zu liebe massenhaftes episodisches Beiwerk in den Roman eingesponnen, so daß derselbe nach einigen wackeren Anläufen schließlich in lauter Einzelbilder auseinanderfällt. Verschiedene Handlungen gehen unvermittelt nebeneinander her, denn das ästhetische Gesetz der geschlossenen Komposition scheint aus dem Regelbuche der Realisten, wenn sie überhaupt ein solches haben, gestrichen . . .“

Der tiefsinnige Herr Pfarrer Weitbrecht echot: „Es treten fortwährend neue Personen auf, am Schlusse fast jeden Kapitels reißt der Faden ab, um im nächsten irgendwo anders aufgenommen zu werden. Natürlich hört der Roman nach so und soviel Seiten auf gut jungdeutsch eben einfach auf, ohne daß man einsieht, warum jetzt gerade . . .“

Der Herr Pfarrer von Mähringen faselt von einer „jüngstdeutschen Ästhetik“, der Herr Doktor von Brandenburg von einem „Regelbuch der Realisten“, von der bestimmenden künstlerischen Eigenart und den besonderen Absichten einer kraftvollen Schriftstellernatur wissen beide nichts in ihrer

sogenannten Kritik auszusagen. Natürlich haben beide hochmögende Kritiker nichts gegen den Realismus an sich — Gott bewahre, denn das wäre ja so dumm, wie nicht ein „Ästhetiker alten Schlages" öffentlich sein darf! — aber sie haben sehr viel gegen den Realismus des Schriftstellers, den sie jeweils unter ihren kritischen Fängen haben. Der Herr Pfarrer von Möhringen findet den Realismus Conrads „langweilig", „unsicher herumtastend"; der Herr Doktor von Brandenburg findet den Realismus Albertis „lüstern", „gehässig" und läßt im Hintergrund seiner Kritik den „Staatsanwalt" als drohendes Wauwau-Gespenst auftauchen. Während jedoch der Ästhetiker aus Brandenburg einigermaßen in den Kern des Romanes einzudringen und den Lesern vorzulegen sich bemüht, findet der Ästhetiker aus Möhringen bei Ulm, daß der Roman seines kritischen Opfers gar „keinen eigentlichen Inhalt", „keinen Helden" habe, daß im ganzen Buche „so gut wie nichts geschieht". Das ist nun freilich ein wenig stark gelogen, aber der kurzweilige Hochmögende kann leider nicht anders, wenn er seinem andern Diktum einige Glaubwürdigkeit verschaffen will: „Langweilig zu sein wie Zola, das haben die modernen Realisten gelernt!"

Wenn in Frankreich, in Rußland, in Skandinavien, wo der moderne Realismus in Litteratur und Kunst längst die herrschende Kunstform ist, irgend ein ästhetisierender Dorfpfarrer seine Langweiligkeitsklage gegen Zola, Tolstoi, Kjeland u. s. w. öffentlich auf druckerschwärzlichem Wege vorbringen wollte, würde ihm ein niederschmetterndes Gelächter antworten. In unserem ernsten, gläubigen Deutschland kann sich so ein hochmögender Auchkritikus den dummen Spaß ungestraft erlauben. Wir könnten zwar noch den Beweis erbringen, daß der Herr Pfarrer aus Möhringen als Kritikus überhaupt mit einem sehr mangelhaften Wirklichkeits- und Wahrheitssinn ausgestattet sein muß, wenn er gewisse Behauptungen über den Romanschriftsteller Conrad für bare Münze genommen wissen will, allein es lohnt nicht der Mühe, mit dieser Sorte von Hochmögenden sich weiter einzulassen. Es genügt uns, das einsichtigere Publikum auf die ästhetische Unzulänglichkeit und den kritischen Unwert dieser Sorte von aufdringlichen Litteraturrichtern aus Krähwinkel wieder einmal aufmerksam gemacht zu haben. —

Homer auf der Opernbühne.

Von Fritz Armin.

(Berlin.)

Seit Wagners Tode ist es stille geworden in der Opern- wie in der sonstigen Konzertwelt. Wie die letztere von den Virtuosen, so wird die erstere von den Operetten beherrscht, die ebensowenig wie jene mit wahrer Kunst zu schaffen haben: Operetten, neue und alte (wie die von Lortzing), verschämte und unverschämte (die erstere Gattung bevölkert zumeist die Neßlersche Muse), in- und ausländische werden neben dem bekannten klassischen Grundstock als Novitäten den Repertoirs unserer Hoftheater einverleibt. Was sich daneben an ernsthaften Versuchen bei uns schüchtern zu regen wagt, zerfällt in zwei Abteilungen von ziemlich gleicher Bedeutungslosigkeit. Entweder es rührt von fleißigen Theaterkapellmeistern oder solchen die es werden wollen her, Männern, denen ihr angestrengter Beruf noch Zeit läßt, dem angeborenen menschlichen Nachahmungstriebe nach außen Luft zu machen. Solche Leute verstehen meist ganz gut für Bühne, Singstimmen und Orchester zu schreiben und sind gewöhnlich überzeugte Wagnerianer; daher man denn die Helden der trockeneren mittelhochdeutschen Epen der Reihe nach vorgeführt bekommt, von der Bühne her den ganzen Abend keinen einzigen gesungenen Ton, aus dem Orchester aber nur Leitmotive und Septimenakkorde vernimmt, daß man nicht weiß, wo einem der Kopf steht. Hat nun so ein „moderner Weber" ausnahmsweise etwas Genie im Leibe, das sich als musikalische Erfindungskraft und als drängender Selbständigkeitstrieb dokumentierte, so entsteht eine Oper wie Paul Geislers „Ingeborg" (1884 in Bremen aufgeführt), die einzige nachwagnerische, welche, soweit meine Kenntnis reicht, etwas Positives enthält. Hier zeigt sich nicht nur der routinierte Theater-Kenner, der bei aller Hingebung an Wagner doch ab und zu etwas wie die Luft empfindet, seine Sänger auch wirklich singen zu lassen (und daß Wagner selbst in seiner letzten reifsten Periode oft gleichen Drang verspürte, zeigen seine abgerundetsten Werke „Götterdämmerung", „Meistersinger", „Parsifal"), — sondern auch der aus Orchesterwerken, Liedern und namentlich den hochgenialen Klavier-„Episoden" als reiche Erfinder bekannte Musiker; aber die „Ingeborg" ist ihres Textes wegen geradeswegs unaufführbar. Übrigens ist dieser Komponist seither verschollen; ob er noch lebt, ob er wieder eine Oper versuchen, ob er dann wieder einem so wohlmeinenden, aber so unglaublich philiströsen „Dichter" wie damals in die Hände fallen wird — wer weiß es?

Die andere Richtung ist mit einem Worte erledigt. Es kommt vor, daß tüchtige Musiker, welche durch kräftige Ausübung ihres Handwerkes den Beifall der Fachgenossen und eines Teiles des Konzertpublikums gewonnen haben, diesen Ruhm ausnutzen wollen, um sich das mächtigste Mittel berühmt ꝛc. zu werden, das Theater auch noch zu eigen zu machen. So ist es zu erklären, wenn jetzt der Klavierspieler d'Albert und der Kontrapunktist Brahms die Welt mit der Reklame für ihre bevorstehenden Opern in Atem erhalten; so sind die Opern von Mendelssohn und Thalberg, von Schumann und Reinecke, von Wüerst, Brüll und vielen, vielen andern, alle mit dem gleichen Erfolge, entstanden. Die Herren identifizierten Musik und Theater und vergessen, daß alle berühmt gewordenen Dramatiker von Aischylos bis Wagner sich ihre Technik durch langjährigen Dienst im Theater selbst unter bitteren Erfahrungen mühsam erkämpfen mußten.

Da scheint es sich plötzlich zu regen. Etwas Ungeahntes geschieht. Eine Arbeit von monströsen Dimensionen, von verblüffender Art kommt auf uns zu, länger und dichter als sie je geschaffen wurde. August Bungert heißt der strebsame Mann, der, nachdem er sich durch ein preisgekröntes (!) Klavierquartett (!) einen zweifelhaften Ruhm erworben hatte, sich sagte, daß Wagner mit einer Tetralogie und mit Opern, die sechs Stunden dauern, so viel Aufsehen gemacht hat, folglich könne man das Mittel wohl noch einmal probieren. Will er sich auch ein Bühnenfestspielhaus bauen, oder wie denkt er sich soweit die Aufführung seines den „Ring des Nibelungen" an Länge, wie es scheint, weit überragenden Werkes? In Bayreuth wird er wohl vorläufig damit nicht ankommen. Denn er sagte sich noch mehr: „Wagner hat seine Texte allein gedichtet, also thue ich es auch. Er hat aber nur die germanischen Mythen dramatisiert, und die alten Deutschen sind doch so langweilig; also nehme ich lieber die ewig schönen Griechen vor, wie sie uns der alte Homer so unvergänglich geschildert hat." Und wirklich, er nimmt Ilias und Odyssee vor, diese Corpora der verschiedensten, inhaltlich sich vielfach aufs schärfste widersprechenden, der Entstehung nach um Jahrhunderte auseinanderliegenden Epen, in denen die gesammelten und verquickten Reste der Poesie eines ganzen Volkes uns vorliegen, dramatisiert sie für vier Abende und nennt das Ganze „homerische Welt"! — Was nach diesen allgemeinen Andeutungen von dem Ganzen zu erwarten ist, kann nicht zweifelhaft bleiben; dennoch tritt es mit einer Prätension und zugleich gestützt von einer Reklame in die Öffentlichkeit, die es wünschenswert erscheinen lassen, wenigstens in Kürze auf die Details einzugehen, die ja an sich möglicherweise der Barbarei des Ganzen ein Gegengewicht zu halten vermöchten.

Nur ein Teil ist bisher erschienen, „der Tetralogie dritter Abend", Nausikaa, und zwar im Klavierauszuge mit Text. Der Text ist, einschließlich aller Titel, Bemerkungen ꝛc., zugleich in englischer Übersetzung beigegeben, da die Engländer bekanntlich das musikalischste Volk Europas sind, (das ganze Werk trägt eine Widmung an die Kaiserin Friedrich), in der That wird die Nation, welche ihre Kunstbedürfnisse mit Händel, Haydn Mendelssohn und Sullivan befriedigt (warum hat sie sich den Hans v. Bülow noch nicht fest angestellt?), noch am ersten, die zur Verdauung dieser Nausikaa nötige Geduld mitbringen. Eine ausführliche Einleitung, welche dem Präludium vorangeht, belehrt uns über die Prinzipien des Verfassers, soweit wir sie nicht erraten hatten: Entsagung, „dieses alte orphische (!) Urwort", sei der Grundgedanke des vorliegenden Werkes (ich glaube, auch seines Publikums); „es ist also dasselbe alte Lied, das — — im Faust ertönt: ‚Entbehren sollst du, sollst entbehren!'" — Also Faust und Nausikaa; aber es kommt noch schöner. Homer — also der eine Dichter Homer, der blinde Mann, welcher als Jüngling die 24 Bücher Ilias und als Greis die 24 Bücher Odyssees schrieb — bringt im 7. und 13. Gesange der Odyssee „wenigstens äußerlich nicht das Tragische der Gestalt (Nausikaa) zum Austrag". Er mußte zwar als Epiker sich nur andeutend verhalten, der Dramatiker aber muß das Versäumte nachholen. Sophokles hat es versucht; aber sein Stück ist verloren. Goethe hat es auch versucht; aber sein Stück ist unvollendet: da setzt Bungert ein Sophokles, Goethe und Bungert! Dies sind die Hauptgedanken der Einleitung, welche uns schließlich noch die Mitteilung beschert, das die übrigen Abende der Tetralogie behandeln sollen.

I) Achilleus und Helena, mit einem Vorspiel: Iphigenia in Aulis.

II) Orestes und Klytaimnestra.

IV) Odysseus' Heimkehr.

Wir sollen also wirklich im Verlaufe einer Tetralogie die Nationalhelden dreier, in Zeit, Wohnort und Charakter von einander gänzlich unterschiedenen Stämme vorgeführt erhalten: den Aeoler Achilleus, den Jonier Odysseus und den Dorer Orestes. Und wie behandelt Bungert seinen Homer? Über die Dichtung ist nicht viel zu sagen. Die Diktion fließt ruhig dahin, nicht übermäßig trivial, überhaupt ohne hervorstechende Züge. Dagegen fällt in jeder Szene die enorme Ausführlichkeit auf, mit der jeder Beteiligte sich jedesmal ausspricht, so daß man sich schon bei der Lektüre des Textbuches, geschweige der Partitur, mit Grauen fragen müßte, wo denn bei einer eventuellen Aufführung die Striche enden sollten. Und nun die

Handlung. Sie verteilt sich auf drei Akte und zwei Vorspielszenen (Anlage wie in der „Götterdämmerung") folgendermaßen:

Vorspiel: Odysseus im Hades, oder wie Bungert schreibt „Aides". (Er liebt solche Scherze, deklamiert z. B. nicht Naufikaa wie wir oder Naufikáa wie die Griechen, sondern entweder Naufikaś wie ein ungeschickter Hexameterleser oder Naufikāa wie niemand vor ihm.) Die Gefährten sehnen sich im Mendelssohnschen Liedertafelton nach der Heimat; Odysseus läßt sich weissagen, während die Schatten ihre Weherufe refrainartig auf eine Melodie schmettern, welche unfreiwillig komisch an Mendelssohns „Leise zieht durch mein Gemüt" erinnert. Abfahrt.

Erster Akt: Der nackte Odysseus tritt flehend unter die waschenden, im Schumannschen Pensionatsstil singenden und tanzenden Phaeakinnen, denen Naufikaa ihre Sehnsucht nach einer passenden „Partie" in Form einer Traumerzählung ausgesprochen hat. Sie verliebt sich energisch, legt die Hand aufs Herz, stammelt mancherlei, zieht den fremden Badeengel an und stellt ihn dem eigens zu diesem Zweck (oder auch zum Zwecke wirksamer Verwendung der Blechinstrumente) von der Jagd her vorbeikommenden König mit seiner Suite vor.

Zweiter Akt: Ein junger Mann, der bei Hofe verkehrt (lyrischer Tenor), Naufikaa hoffnungslos liebt und den fremden Baritonrenommisten mit begreiflicher Mißgunst ansieht, überrascht die monologisierende Prinzessin im Garten und wird zudringlich. Rettung durch den eigens zu diesem Zwecke vorbeikommenden Odysseus. Einige inhaltlose Konzertchöre und Deklamationen im Brahmsschen Konservatoriumsstil.

Dritter Akt: Galadiner bei den Majestäten. Der Sänger sitzt. Hier muß ich etwas einschalten. Bei Homer unterhält ein blinder Sänger die Gesellschaft, ein alter Mann mit beliebigem Namen, wie sie so oft in der alten Legende dieses sangesfrohen Volkes erscheinen; damals gab es aber viele blinde Sänger, wie es bei uns noch viele blinde Organisten und Leiermänner giebt, weil die armen Blinden, die sich ihr Brod verdienen müssen, mit der Musik noch am besten fertig werden. Herr Bungert erinnerte sich aber, daß auch Homer blind war (gewiß! so gut wie Thampris und Demodokos) und sagte sich: warum kann man nicht den unsterblichen Epiker selbst auf die Bühne bringen, wie Wagner den Hans Sachs, Laube den Schiller, Gutzkow den Goethe und Offenbach den E. T. A. Hoffmann? Und so lesen wir allen Ernstes im Personenverzeichnis „Homeros, ein blinder Sängergreis." —

Homeros singt also, von Troia natürlich, und die Königin reicht Homer eine Rose (Seite 297). Während nun der alte römische Dichter

seinen blinden Sänger in ruhigem Flusse erzählen läßt, indes die Andern gespannt zuhören und Odysseus in der Ecke leis weinend sein Antlitz verhüllt, bis er nach geendetem Lied und gespendetem Lob zum ersten Male seinen gefeierten Namen nennt, gestaltet Herr Bungert die Sache effektvoller. Nicht nur schmettert bei jeder Gelegenheit der Chor, womöglich achtstimmig, dazwischen, sondern auch dem Bariton Odysseus wird es schließlich zu arg. Er springt auf und löst den angestrengten Sängergreis für eine Weile ab; dann setzt er sich wieder hin und läßt ihn ruhig ausreden, während nur Nausikaa etwas merkt, die übrigen aber thun als wäre nichts geschehen. Dafür tritt aber die Prinzessin, nachdem Homer endlich fertig geworden und gehörig beklatscht worden ist, auf Odysseus zu und erklärt: „Du bist Odysseus!“ —

Endlich zieht er ab, nachdem sie ihn noch einmal leidenschaftlich umarmt hat. Während nun das Schiff von Kouliſſe zu Kouliſſe mit endlos gesteigerter Langsamkeit sich entfernt, der Hof aber eigens zu diesem Zweck das Lokal verläßt, erklettert die Heldin einen Fels, hält die längsten aller Monologe und stürzt sich ins Meer, während das Orchester im französischen Apotheosenstile eine Reihe möglichst inhaltloser, aber langsamer Violinpassagen über einen Knäuel von Harfen- und Bläserarpeggien dahinschweben läßt.

Man thäte der Musik des Herrn Bungert Unrecht, wollte man sie nur mit den Vorbildern in Verbindung bringen, die im Verlaufe der hier gegebenen Übersicht gelegentlich bezeichnet worden sind. Gewiß wandelt sie in den Bahnen Mendelssohns, der im Oratorium, also der unsinnigsten, ausdruckslosesten Musikmacherei, seine höchste Aufgabe erblickte, sowie in denen des späteren, unter Mendelssohns Einfluß jämmerlich verkümmerten Schumann; aber diese Leute pflegen dem Hörer erstens keine solche Poesie zuzumuten, und zweitens ihn nur 1—2, aber nicht 6 Stunden aufzuhalten; und dann bringt der erstere außer einem gebildeten Formen- und Klangsinn noch die seiner Rasse eigene Lebhaftigkeit mit und dem anderen fällt wenigstens hin und wieder ein melodisches Blümchen in den Schoß, das an seine herrlich-kraftvolle Jugend erinnert. Bungert aber steht ihren Nachtretern näher als ihnen selber. Er schreibt den, freilich durch sie provozierten Stil, den heutzutage jeder absolvierte Brahmskundige Konservatorist schreibt, nur daß er schüchtern ein paar Leitmotive riskiert. Er gehört der Richtung an, — wenn man bei solcher allseitiger Negation überhaupt von Richtung reden will, — die am bezeichnendsten durch Max Bruch vertreten wird. Die Harmonie verstehen diese Leute ganz gut; aber keine einzige Melodie, welche irgend etwas besagt, weill ihnen einfallen und ängstlich scheinen sie alles zu vermeiden, was an Wohlklang erinnert. Mit massiver Schwerfälligkeit wälzt

sich eine geist- und charakterlose Kantilene durch endlose Strecken trivialer Akkorde und roher Instrumentation dahin — und unablässig fragt man sich: wozu das alles? Dazu sind diese Herren Konzertmusiker vom reinsten Wasser, nicht durch die leiseste Kenntnis theatralischer Erfordernisse getrübt; mit der nötigen Ausdauer aber kann Herr Bungert auf dem schönen Landsitze bei Genua, von dem die Vorrede datiert ist, gewiß noch sehr viele Tetralogieen, die dann aber nur mit englischem Texte erscheinen mögen, in die Welt setzen.

Wir haben gesehen, wohin das Kokettieren mit den Griechen, das Spielen mit Figuren, die man nicht versteht, geführt hat: wir haben schließlich nicht bloß die homerischen Helden, sondern den leibhaftigen Homer auf der Opernbühne gesehen. Die Konsequenzen kann sich jeder ziehen; das Werk selbst verlohnt kein näheres oder ernsthaftes Eingehen. Im Berliner Opernhaus wird es schon aufgeführt werden; noch besser freilich qualifiziert es sich für den Sternschen Verein, das Leipziger Gewandhaus und ihr ganzes Gefolge von Musikanten- und Dilettantenversammlungen.

Eine Empfehlung.

Von M. Goldstein.

(Berlin.)

Motto: „Denn es giebt mancherlei Arten von Prosa."
Wolfgang Kirchbach.

Herr Kirchbach, Dr. Ehlermanns litterarischer Schützling, schreibt in seinem Dresdener „Magazin" mit der seine kritischen Offenbarungen auszeichnenden Naivetät:

„Alles, was uns als häßlich, ekelhaft erscheint, ist im Grunde entartete Natur."

„Alles!"

Man suche sich Beispiele zu diesem, „Alles, was uns häßlich, ekelhaft erscheint" — und schiebe das der einfältigen Natur als „Entartung" in die Schuhe. Es ist zum Totschießen.

Lustig aber wird die Sache, wenn Herr Kirchbach sofort auch eine

„Vorliebe für die entartete Natur" für seine geliebten „Idealisten" in Anspruch nimmt! Ja, diese Idealisten können nie genug kriegen, sogar die „entartete Natur" ist die Domäne ihrer „Vorliebe"!

Was thut aber der reinliche Idealiste mit „allem, was häßlich, ekelhaft erscheint?" Hat er gute Verwendung dafür? Natürlich. Kirchbach erklärt, daß er die entartete Natur „unter dem Gesichtspunkt seiner Idee" fasse, wodurch ihm die „Entartung" — er nennt's einige Zeilen später auch „Schweinerei" — „im Grunde weniger fühlbar" werde. Das sei der große Vorteil, den der aufgeklärte Idealiste vor dem „naiven Realisten" voraushabe, da dieser ja „selbst ein Stück Natur" sei. Wunderbar!

Nach dieser Philosophasterei, die unserem Dresdener Bombastus selbstverständlich als hohe Genialität erscheint, fühlt er das zwingende Bedürfnis sich eine gemeine Schimpferei zu gönnen, damit er nach der kritischen Erleichterung seines Gehirnes auch sein gepreßtes idealistisches Herze einige Erquickung habe. Man höre:

„Neuerdings versteht man gar unter Naturalismus eine Weltanschau-
„ung, welche im Grunde weder idealistisch noch realistisch ist, sondern einfach
„frech und niederträchtig; charakterlose und talentlose Vertreter einer ge-
„dankenlosen Freigeisterei der Sinnlichkeit, die viel zu flachköpfig angelegt
„sind, als daß sie irgend einen bestimmten Standpunkt gegenüber dem Leben
„hätten, der real oder ideal, naiv oder sentimentalisch wäre, haben das
„Wort Naturalismus in Deutschland und im Norden aufgebracht, um im
„Grunde unter dieser Deckmarke jene naturalia non der Lebensführung zu schützen,
„die durchaus turpia sind."

Ist dieser polternde, keifende, schimpfende Schulmeister Bombastus Kirchbachus nicht auch ein schöner Fall von „entarteter Natur"?

Bestimmte und greifbare Beispiele aus der Litteratur „in Deutschland und im Norden" beizubringen, damit sich jedermann von diesem „frechen', „niederträchtigen", „flachköpfigen", „gedankenlosen" (welch' ein idealistisches Schimpflexikon!) u. s. w. Naturalismus überzeugen und sich und seine gefährdeten Mitmenschen davor bewahren könne, dazu fühlt sich unser Dresdener Bombastus aus leicht erklärlicher Ursache nicht aufgelegt.

Einem Idealisten von Kirchbachscher Vollkommenheit müssen die braven Leser des Dresdener „Magazins" schon aufs Wort glauben. Und wenn sie in diesem Magazins-Phrasendunst nicht scharfsichtiger und feinöhriger werden, so ist das eben ihre Schuld.

Allen guten Menschen, die sich im Idealismus weiter bilden und „alles, was ekelhaft, häßlich erscheint", „unter dem Gesichtspunkte der Idee fassen" und hübsch sauber wie in ein Taschentuch einwickeln und aufbewahren

wollen; allen guten Menschen, die sich für Bombast, Schwulst, Schimpferei und Salbaderei unter der Deckmarke Kirchbachscher Kritik der Litteratur des In- und Auslandes interessieren: sei ein Abonnement auf das Dresdener „Magazin" bestens empfohlen. —

Über die Verpflichtungen der litterarischen Kritik und der Zeitschriften.

Von Julius Levin.
(Elbing.)

Es ist ein alter Streit zwischen den produktiven und den kritischen Geistern, sie leben fast nie in Ruhe, und wenn es vorkommt, so ist der Friede eigentlich weiter nichts als Spielen zwischen zwei mächtigen Löwen, es ist ein unheimlicher Friede, der zeigt, wie gewaltig der Streit werden muß, wenn er wieder erwacht. Es kommt ja vor, daß Kritik und Schaffende sich gegenseitig Schmeicheleien sagen. Diese sind immer als ein Zeichen der Ruhe vor dem Sturme anzusehen. Lange hält sie nicht vor, und Dank der gütigen Mutter Natur und den Musen, es fällt bald von der einen oder anderen Seite etwas vor, was ein längeres Ruhigbleiben „unmöglich", und ein „thätiges Miteingreifen geradezu zur Pflicht macht". Da entsteht ein Kampfesgewoge, die Replik- und Dupliklanzen fliegen hin und wieder und sagen soviel der „kostbaren Wahrheit", daß man zuletzt garnicht recht begreifen kann, wie sich ein solcher Kritiker mit einem solchen Schriftsteller und umgekehrt hat abgeben können.

Trotz alledem sind sogenannte „Kritiken der Kritik" bis jetzt noch in der Minderzahl, denn bei dem eingefleischten deutschen Autoritätenglauben ist das Publikum, das zunächst nicht das Buch, sondern die Kritik des Buches liest, auf Seite des letzteren und geht demgemäß den Repliken des etwa angegriffenen Schriftstellers mit einem zunächst ganz unerklärlichen Mißtrauen entgegen. Warum? Vielleicht ist das Publikum von seiten der Schriftsteller in einer zu großen Sorglosigkeit gelassen worden betreff des Wertes der Kritik überhaupt. Es ist, wie oben gesagt, bis jetzt nicht herrschende Sitte, daß ein angegriffener Schriftsteller einer bestimmt ausgesprochenen Verurteilung mit einem Angriffe seinerseits entgegentritt. Das liegt zum teil schon an der vorauszusehenden Erfolglosigkeit dieses Schrittes, weil dem Kritiker

mehr geglaubt wird als dem Schriftsteller, welcher als der Vater des Kindes als für seine Schwächen blind angesehen wird. Das mag ja auch ein gutes Stück Richtigkeit haben, allein eines will das Publikum nicht einsehen, nämlich daß nicht nur der Autor allein fehlbar ist, sondern dem Kritiker auch „ein Erdenrest, zu tragen peinlich" bleiben kann. Besonders unglücklich ist selbstverständlich ein junger Autor daran, welcher von einem bekannten Kritiker heruntergerissen wird. Der öffentliche Beurteiler ist im Besitze der Macht, die Autorität hat ihr Recht zu wägen und zu messen ausgeübt, sie hat gesprochen: „Zu leicht und zu kurz". Das Publikum verzichtet darauf, selbst Wage und Elle zur Hand zu nehmen und zu sehen, ob der Schiedsrichter recht gemessen hat, ja, nicht einmal dazu will es sich verstehen, nachzusehen, ob denn auch die Wage und das Maß des Kritikers *überhaupt richtig* waren. Anselm Feuerbach sagt: Die Mittelmäßigkeit wägt immer richtig, nur ihre Wage ist falsch; dasselbe gilt von einer gewissen Kritik.

Und es soll nun wirklich sich herausstellen können: die Kritik hat sich geirrt, ist Hoffnung vorhanden, daß der gekränkte Autor in sein altes Recht eingesetzt wird, oder, wenn er jung ist, in sein neues? Diese Hoffnung ruht auf so schwankem Grunde, daß in der That mit Recht die meisten Schriftsteller, wenn sie angegriffen sind, schweigen. Aber damit soll nicht gesagt sein, daß nicht doch einer einmal sich aufzuraffen imstande wäre, und Front machte gegen ein Unrecht, welchem bis jetzt der Freibrief ausgestellt gewesen ist. Und das hat einer gethan und zwar der Ersten einer.

Vor mir liegt eine kleine Schrift: Zur Moral der litterarischen Kritik. Eine moralphilosophische Streitschrift von Wilhelm Wundt. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann 1887, in welcher der tiefe Psychologe eine Kritik der Kritik vornimmt, welche an ihm oder vielmehr seiner jüngst erschienenen Ethik im Märzheft der Preußischen Jahrbücher von 1887 von Hugo Sommer ist geübt worden. Wundt fühlt sich durch jene Beurteilung verletzt und geht sofort in scharfer Weise vor, indem er erklärt, er werde auf folgende Fragen Antwort zu geben versuchen:

Was soll ein Schriftsteller thun, wenn ein anderer seine Gedanken entstellt, verfälscht, in ihr Gegenteil umwandelt und, nachdem er ihn so zu einem andern gemacht, als er wirklich ist, über ihn herfällt, um seinen Charakter zu verdächtigen? und

Was sollen wir alle thun, damit jenes Streben nach Wahrheit, das unsere wissenschaftliche Forschung erfüllt, endlich auch zum Leitstern unserer litterarischen Kritik werde?

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, auf Kapitel II des genannten Buches einzugehen; es ist überschrieben: *Der Thatbestand*, und Wundt setzt in

ihm auseinander, welche Umstände ihn veranlaßt haben, jene Fragen zu stellen. Wir müssen es dem Teile der Leser, welcher sich für die philosophische Streitfrage interessiert, überlassen, die betreffende Sommersche Kritik und das Wundtsche Büchelchen selbst zu lesen und zu entscheiden, wer Recht hat. Es ist jedem Denkenden, auch wenn sein philosophisches Besitztum sehr gering sein sollte, dringend anzuraten, dieses zu thun, schon deswegen, um einmal sich durch den Augenschein zu überzeugen, daß es nicht genügt, eine Kritik zu lesen, um ein Buch zu kennen, wie dies gewöhnlich geglaubt wird. Er wird sich selbst davon überzeugen können, ob der philosophische Streiter Recht hat, wenn er seinem Kritiker sagt: „Sie haben meine Worte entstellt, gefälscht, mit eigenen Zuthaten vermischt. Es giebt keinen Satz in Ihrer Arbeit, der, sofern er sich auf mein Buch bezieht, richtig wäre. Meine eigenen Gedanken sind, selbst da, wo Sie sie wörtlich anführen, nicht mehr meine Gedanken. Sie sind aus dem Zusammenhang gerissen, mit beliebigen anderen Sätzen und Ihren Erörterungen in Verbindung gebracht, um entweder zu ihrem Gegenteil oder mindestens zu etwas ganz anderem zu werden, als sie ursprünglich gewesen. Die Ethik, welche Sie Ihren Lesern vorführen, ist nicht meine Ethik, sondern ein künstlicher Popanz, den Sie aus einigen Fetzen meines Buches, zum größten Teil aber aus eigenen Mitteln zurecht gemacht haben (Seite 31).

Auf das Kapitel III: die Probe des Idividualismus, aus welchem oben zitierte Worte entnommen sind, müssen wir eingehen, soweit sich dasselbe auf unser Thema bezieht.

Wundt wirft noch einmal die Frage auf: Was sollen wir thun? Was soll ein Mensch anfangen, dem so mitgespielt worden ist, wie mir von Ihnen? Er giebt darauf die Antwort: Lassen Sie uns die Brauchbarkeit unserer Grundsätze prüfen.

Das ist wohl die richtigste Antwort, welche auf diese Frage gegeben werden kann, und wenn Wundt die neue aufwirft, ob es sich lohnt, von dieser Sache soviel Aufsehens zu machen, so müssen wir ihm zurufen: Wohl verlohnt es sich der Mühe, denn der Fall betrifft zwar einen einzelnen, aber die Ergebnisse, die er zu Tage fördern wird, sollen und werden der Gesamtheit zu Gute kommen, und diesem Zwecke zu dienen muß Pflicht und Freude jedes wahrheitsliebenden Mannes sein. Wundt hatte, um von der Berechtigung gar nicht zu sprechen, geradezu die Verpflichtung, sobald er sich nur dessen bewußt war, sein Entgegentreten werde der Kritik im ganzen zu gute kommen, aufzustehen und sein Veto einzulegen gegen eine Art zu urteilen, welche ebenso sehr en vogue als verderblich ist. Er weist sehr richtig darauf hin, welche Stellung ein Neuling in der wissenschaftlichen Welt einem solchen

Verfahren gegenüber einnehmen würde, das die ganze Frucht seiner Arbeit verdirbt ohne auf den Kritiker im großen und ganzen ein schlechtes Licht zu werfen. „Nehmen wir einmal an, ein Mann, der sich durch sorgfältige Forschungen auf seinem Gebiete auszeichnet, unterfänge sich die Arbeit eines Fachgenossen unter Anwendung aller jener Mittel, die wir im vorstehenden kennen gelernt, zu Fall zu bringen, würde er dadurch etwa von dem Vertrauen, das man ihm bisher geschenkt, sonderliche Einbuße erleiden? Ich glaube mit Nein antworten zu dürfen. Man würde ihn für einen scharfen, vielleicht allzuscharfen Kritiker erklären. Aber es könnte sein, daß die Furcht, die er um sich zu verbreiten weiß, seinem Kredit eher nützte als schadete. Ja noch mehr, er selbst würde vielleicht in dem guten Glauben stehen, getan zu haben, was nun einmal nach den üblichen Sitten der litterarischen Kritik zu thun gestattet ist."

Höchst treffend ist der Vergleich, den Wundt hier zwischen der Würdigung alter und neuer Werke anstellt: „Ein Philologe der — nicht den Plato oder den Aristoteles, sondern irgend einen subalternen Schriftsteller der hellenistischen oder spätrömischen Zeit beliebig durch Eliminationen und Interpolationen verunstaltete, würde aller Glaubwürdigkeit für die Zukunft verlustig gehen. Dem Werke eines Zeitgenossen gegenüber ist alles erlaubt. Er mag sich wehren. Kann oder will er es nicht, so behält der Angreifende Recht. Teilweise aber behält dieser unter allen Umständen Recht, weil auch die öffentliche Meinung an das Gesetz glaubt, daß alles, also auch ein grundloser Angriff, schließlich einen Grund haben müsse." Wie ist das alles so sehr wahr! Aber gerade deshalb ist es einmal Zeit, einen Sturm gegen einen solch' unberechtigten Brauch zu unternehmen, und die öffentliche Meinung hat allen Grund, Wilhelm Wundt Dank dafür zu wissen, daß er es nicht unter seiner Würde erachtet hat, einem Kritiker, den er sonst nicht gerade zu fürchten braucht, entgegenzutreten. Dieses Verfahren gewinnt gerade durch die Autorität Wundts die größte Bedeutung. Es zeigt, daß nicht nur schlechte Schriftsteller jenem Mißbrauche zum Opfer fallen, und zweitens, daß es kein Zeichen eines schlechten Schriftstellers ist, auf eine Kritik durch eine Kritik der Kritik zu antworten, wenn er glaubt, daß ihm durch jene Unrecht geschehen sei. Mit Recht bedauert Wundt, daß in der litterarischen Kritik das Wahrheitsgefühl so mangelhaft ausgebildet ist; und das thut ein anerkannter Mann, ein bedeutender Denker, dem auch die schlimmste Kritik nichts von seiner Bedeutung rauben könnte! Auch er, der sich eigentlich gar nicht, wenigstens im allgemeinen nicht, über die Kritik persönlich zu beklagen hätte, ist erfüllt von Abscheu gegen einen gewissen Geist, der sich da niedriger Weise geltend macht. Man nehme daraus ab, mit welcher Erbitterung und

welchem Ekel Schriftsteller von jenem Geist sprechen werden, der ihnen, da sie sich zu wehren zu schwach sind, in der That geschadet hat! Nur wer blind ist oder wer nicht sehen will, wird leugnen, daß der Leipziger Philosoph einen der wundesten Punkte unseres ganzen Geisteslebens mit schonungsloser Energie offengelegt und demonstriert hat. — Aber das allein, ein so großes Verdienst es wäre, ein vollständiges wäre es doch nicht. Wundt hat als ein richtiger Arzt nicht nur die Wunde befühlt, sondern auch die Mittel angegeben, welche ihm zur Heilung geeignet erscheinen, und deren Wirksamkeit er zwar nur aus Analogieen, aber aus diesen höchst schlagend nachzuweisen versucht. Wir müssen für jeden Vorschlag dankbar sein, welcher befähigt erscheint, die Kritik von einem Fehler zu befreien, der mit ihr so unvereinbar ist, wie die Unredlichkeit bei einem Wächter; denn ein Wächter des geistigen Eigentums der Menschheit soll die Kritik sein. Schon aus dieser Befugnisanweisung kann man ersehen, wie wenig die Kritik ihrer Bestimmung entspricht. Es gilt daher, Maßregeln zu ergreifen, welche dem ungetreuen Wächter die Treue entweder in Güte oder mit Gewalt ans Herz legen, zur geneigten Nachachtung.

Wundt bleibt bei der Angabe der Mittel, wie man das Wahrheitsgefühl der litterarischen Kritik hebt, vollständig auf dem Boden seines philosophischen Systems. Er erwartet alles von der Entwickelung. Und man muß ihm, wie wir schon oben auseinandergesetzt haben, zugeben, daß seine Analogieen viel für seine Anschauungen empfehlendes enthalten. Den Wandel, welcher ihm und wohl jedem Denkenden unerläßlich scheint, erhofft er von der moralischen Anschauung, welche ihm, wie alles andere, durch die Entwickelung der Veränderung unterworfen erscheint. Und er zeigt die Richtigkeit dieser Anschauung an einem sehr eklatanten Beispiele; an der Auffassung, die man zu verschiedenen Zeiten vom Buchnachdruck hatte. Während man früher denselben als keinen sonderlich schweren Übergriff ansah, wenigstens als keinen, der einen schweren moralischen Defekt bei dem Delinquenten voraussetzen ließ, so ist das heute anders, und jeder anständige Buchhändler würde z. B. es als eine sehr schwere Ehrenbeleidigung, und das mit Recht, ansehen, wenn man ihm vorwerfen sollte, er hätte unbefugterweise nachgedruckt. Woran liegt das? Das Strafgesetz hat sich der Angelegenheit bemächtigt. Es hat klar und deutlich ausgesprochen: wer unbefugterweise dies oder das nachdruckt u. s. w., verfällt in die und die Strafe. Hiedurch wurde die in vielen Menschen schlummernde Anschauung von dem Respekte vor dem geistigen Eigentum geweckt, und die Nichtachtung dieses Respektes als etwas unrechtliches d. h. unsittliches im höhern Sinne, weil sie wissentlich geschah, bezeichnet. Daß das Strafgesetz seine rechtliche Gewalt in die Wagschale legte,

war gewiß von der größten Bedeutung gegen alle, die sich vergangen hatten, allein es legte auch eine vielleicht noch viel größere moralische Gewalt in die Wagschale und schreckte so viele von vornherein von jener Nichtachtung fremden Eigentums, das bis dahin vogelfrei war, zurück. Der sittliche Intellekt gar mancher Menschen, die sich bis jetzt in dieser Frage „im dunkeln Drange" befanden, war sich mit einemmale „des rechten Weges" bewußt. Und da dies bewirkt wurde, ist der schönste Beweis für die hohe Einsicht des Schöpfers jenes Gesetzes erbracht. Wie heißt jener bekannte lateinische Satz? Nemo prudens punit, quia peccatum est, sed ne peccetur. Kein Vernünftiger verhängt Strafen zur Ahndung, sondern zur Hinderung von Vergehen.

Eine solche Entwickelung, wie wir sie hier vor uns gesehen haben, wünscht Wundt auch für die Kritik und sieht die Rettung in der Selbsthilfe. „Ich bin der Letzte," sagt er Seite 47, „der gegen das Gebot des duldenden Gehorsams einen Stein aufhöbe. Aber alles an seinem Orte und zu seiner Zeit. Wo sich ein Mensch unter den unabwendbaren Schlägen des Schicksals krümmt, da ist es jenes Gebot allein, das sein Selbstgefühl wieder aufrichten kann, indem es ihn an eine sittliche Pflicht mahnt, gegen die alle Wechselfälle seines eigenen Geschicks verschwinden. Doch wo ihm ein Mißgeschick droht, das durch eigene Thatkraft vermieden werden kann, wo es sich vollends um Übel oder Mißbräuche handelt, die abzustellen oder abzuwehren jeder das Seine thun sollte, da wahrlich ist das Gebot des duldenden Gehorsams nicht am Platze, sondern an seine Stelle tritt das andere des Kampfes gegen das Übel. Nun heißt es nicht mehr „Füge dich ins Unvermeidliche," sondern: „Steure dem Übel und wehre dich gegen das Unrecht". —

Und Wundt erblickt in einer ungerechten Kritik alle Kriterien eines abwendbaren Übels. „Wenn ein Schriftsteller die Gedanken und Worte eines andern entstellt, um sich ein wahres Anklagematerial zu schaffen, so ist das kein unvermeidlicher Schlag des Schicksals, sondern ein Übel, das beseitigt werden kann, indem man den Irrtum aufdeckt, die Wahrheit gegen ihre Entstellungen behauptet und auf diese Weise die Grundlosigkeit der ganzen Anklage nachweist. Und wenn die litterarische Kritik im allgemeinen hinter den Ansprüchen heute noch weit zurückbleibt, die wir an sie als an das wissenschaftliche Verfahren erheben müssen, welches Erkenntnisresultate auf ihren Wahrheitsgehalt prüfen soll, so ist das abermals kein unabwendbarer, oder im Wesen der Kritik begründeter Mangel, sondern ein gegen ihr eigentliches Wesen verstoßender Mißbrauch, gegen den es, wie gegen jeden Mißbrauch, Hilfsmittel geben muß."

Es fragt sich nun, welches dieses gesuchte Hilfsmittel sein muß. Mit Recht sieht es Wundt nicht im duldenden Gehorsam. „Weder kann hier im einzelnen Fall das Übel besser werden, wenn sich jeder die Verunstaltungen seiner Gedanken, die einem andern beikommen, ruhig gefallen läßt, noch kann die litterarische Kritik als solche auf bessere Wege kommen, wenn die öffentliche Meinung in der Wissenschaft, die gegen solche Entstellungen der Wahrheit außerordentlich empfindlich ist, fortan jene Kritik als ein Gebiet behandelt, für das eine außergewöhnliche Moral gelte." Ja, eine neue Gefahr erblickt Wundt in der Übung des duldenden Gehorsams. Es würde sich in der Menge die üble Gewohnheit festsetzen, denjenigen, welcher sich gegen Übergriffe der Kritik wendet, mit Mißtrauen anzusehen. Und hier erhebt Wundt einen solch *ungeheuren* Vorwurf, daß wir nicht umhin können, auf denselben näher einzugehen. Er sagt wörtlich: „In der That glaube ich eine entfernte Annäherung an dieses goldene Zeitalter der Rezensenten schon jetzt zu bemerken. Es giebt eine große Zahl litterarischer Organe, die mit Vergnügen den stärksten Angriffen ihre Spalten öffnen, die es aber grundsätzlich ablehnen, dem Angegriffenen zur Rechtfertigung gegen die ihm widerfahrene Unbill das Wort zu gönnen".

Wir sind der Ansicht, daß die Wahrheit auch aus dem geringsten Munde verkündigt werden kann und auch thatsächlich oft verkündigt wird. Und doch liegt selbst in der unabhängigsten, selbständigsten Menschennatur ein gewisser Hang zur Autoritätenverehrung, dessen Ursprung nachzuweisen nicht ohne Interesse sein dürfte. Wenn man es bei Licht betrachtet, ist ein derartiges Gefühl eigentlich das Zeichen der Unvollständigkeit oder wenigstens mangelhaft-kritischen Verständnisses, und dennoch entspringt es aus einer sehr reinen, sittlichen Quelle, der Hochachtung vor dem Verdienste. Wir haben diese sittliche Verehrung der Autorität Wundts in vollem Maße, und so wahr jene Behauptung sein könnte, selbst wenn sie dem geringsten Munde entflossen wäre, sie hat für uns, wir müssen es zu unserer Schande gestehen, einen noch höheren Wahrheitswert, weil sie dem Munde Wundts entspringt. Und warum das? Nicht nur, weil wir zu der wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit seiner geistigen Produktivität das höchste Vertrauen haben, — denn, wie oft gab es nicht gute Schriftsteller, die zugleich sehr mittelmäßige Kritiker waren und umgekehrt, — sondern weil seine geistige Produktivität eigentlich die *Kritik im höchsten Sinne bedeutet*.

Wenn ein Schriftsteller einer ihm ungerecht scheinenden Beurteilung seines Werkes entgegentritt, so legt er die Rolle des Schriftstellers im eigentlichen Sinne ab und nimmt diejenige des Kritikers auf, nämlich des Kritikers *der Kritik*. Darum ist es so leicht erklärlich, daß wir einem sich wehrenden

Schriftsteller, der uns noch oft dazu unbekannt ist, nicht so viel Glauben schenken als einem Kritiker von Fach, selbst wo er uns über das Ziel hinauszuschießen scheint, weil wir seine kritische Begabung kennen, welche wir aber bei dem produktiven Schriftsteller wenigstens noch nicht zu kennen brauchen.

Bei Wundt aber ist das anders. Wir hatten die feste Uberzeugung, daß seine kritische Kraft ja geradezu seine wissenschaftliche Thätigkeit ausmacht, und deshalb müssen wir den Vorwurf, den er einzelnen Zeitschriften macht, als einen gerechtfertigten hinnehmen. Leider aber müssen wir hier dem hochverehrten Herrn Verfasser einen Vorwurf machen, nämlich denjenigen, seinem Prinzipe nicht treu geblieben zu sein. Er hat es selbst ausgesprochen: Selbsthilfe thut not, wir wollen nicht die Hände in den Schoß legen und nicht zusehen, wie wir entweder aus bösem Willen oder mangelhafter Einsicht mißverstanden und in Mißkredit gebracht werden! Wir wollen die Irrtümer oder Niederträchtigkeiten aufdecken und mit dem Schwerte der Wahrheit kämpfen gegen die Lüge! Es fragt sich nun sehr, ob der Ausspruch einer unbestimmten Behauptung, wie sie Wundt sich hier gestattet in den Worten: Es giebt eine große Zahl litterarischer Organe, die mit Vergnügen den stärksten Angriffen ihre Spalten öffnen, die es aber grundsätzlich ablehnen, dem Angegriffenen zur Rechtfertigung gegen die erfahrene Unbill das Wort zu gönnen — wir sagen, es fragt sich sehr, ob der Ausspruch einer so unbestimmten Behauptung einer Selbsthilfe entspricht. Um es ganz offen herauszusagen: Wundt hatte die Verpflichtung, diejenigen Zeitschriften namentlich zu nennen, bei denen dieses ihm verwerflich scheinende Prinzip gang und gebe ist. Man mißverstehe uns nicht; wir glauben kaum, daß Wundt, wenn es auch nur eine Vermutung ist, was er ausgesprochen hat, so sehr im Unrecht wäre. Auch wir sind der Ansicht, daß es solche Zeitschriften giebt, aber wir müssen doch sagen, daß wir ein solches Verfahren in der Natur der Zeitschriften überhaupt, wenigstens in gewissem Sinn begründet finden.

Die Zeitschriften haben zwei Prinzipien, wie jedes richtige Unternehmen, — et prodesse et delectare volunt, sie wollen nützen und unterhalten, sie wollen den Verstand und das Herz gleichmäßig beschäftigen, sie wollen der thatsächlichen, sie wollen der ästhetischen Wahrheit zur Verbreitung verhelfen. Der thatsächlichen Wahrheit suchen sie ihre Stellung zu sichern durch die wissenschaftlichen Artikel und die Kritik, der ästhetischen durch Veröffentlichung gediegener poetischer Werke in Vers oder Prosa. Haben nun die Zeitschriften und mit Recht diesen doppelten Zweck und müßten gegen jede veröffentlichte Kritik einer nicht minder umfangreichen Antikritik ihre Spalten öffnen, so

glichen sie nicht mehr sich selbst, sondern jenem Teile in einigen Tageszeitungen, welcher mit „Sprechsaal" überschrieben ist, in welchem jeder seiner jeweiligen Meinung und Gemütsstimmung Ausdruck verleihen kann, wohlgemerkt, in so weit er den vorgeschriebenen Raum nicht überschreitet. Was sollte wohl aus einer Zeitschrift werden, welche neben vielleicht zwei Originalkritiken auch noch zwei Antikritiken brächte, über welche nun weitere Äußerungen erfolgen würden? sie würde zu einem kritischen Turnierplatz, welcher ja ein gewisses Interesse immer noch hätte, allein der ästhetische Teil, den sie doch mit gleicher Liebe pflegen soll, würde dabei in einer Weise zu kurz kommen, daß der berechtigte Anspruch des Publikums nicht erfüllt werden würde. Die Zeitschrift liefe ernstlich Gefahr, ihre Liebe zur Billigkeit und Gerechtigkeit mit ihrem sehr ungerechten und unbilligen Tode zu besiegeln.

Nun giebt es aber Zeitschriften, welche nur der wissenschaftlichen Wahrheit dienen. Diese können sich hinter die Schanze des Praktischen nicht zurückziehen. Sie werden zugestehen müssen, daß eine etwaige Antikritik ihren Zwecken, die Wahrheit zu verbreiten, ebenso dient als die ursprüngliche Kritik selbst, und sie haben daher nicht die Berechtigung, sich der Aufnahme jener zu entziehen — aber auch dieses nur in gewissen Grenzen. Auch diese Zeitschriften sind an den Raum gebunden, sie dürfen ihn nicht überschreiten, und wir müssen, so schwer es uns wird, darauf hinweisen: die Zeitschrift kostet Geld. Traurig müssen wir die Wahrheit des Wortes anerkennen: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen." Es wäre gewiß das Ideal einer Zeitschrift, welche der Gerechtigkeit solche Konzessionen machte, daß sie selbst ihres materiellen Nachteiles nicht achtete, allein, wo giebt es eine solche und wer würde, wir wollen ganz ehrlich sein, solchem Zwecke seine Mittel zur Verfügung stellen? Ein deutscher Verleger nicht und ein anderer auch nicht, vielleicht, daß sich eine Gesellschaft von wohlhabenden Schriftstellern bildete behufs Herausgabe einer solchen ihren eigensten Zwecken dienenden Zeitschrift, welche nicht darauf zu sehen hätte, mit wieviel Unterbilanz sie abschließt, denn mit Unterbilanz schließen fast alle Zeitschriften ab.

Ein wirkliches Odium würde daher die Zeitschriften, „welche es grundsätzlich ablehnen, dem Angegriffenen zur Rechtfertigung gegen die widerfahrene Unbill das Wort zu gönnen", nur dann treffen, wenn das beregte Wort für den sonstigen Inhalt der Zeitschrift dem Raume nach irrelevant wäre, wenn es das Recht der übrigen Beiträge nicht alterierte. Wie sehr es nun zu den Unmöglichkeiten gehört, auf eine spaltenlange Kritik mit einem kurzen Briefe genügend zu antworten, das kann sich jeder denken, auch

wenn er noch nicht in der fatalen Lage war, seinen schriftstellerischen Namen verteidigen zu müssen. Verweigern nun aber wirklich Zeitschriften selbst solchen kurzen Bemerkungen die Aufnahme, lehnen sie es wirklich prinzipiell ab, der Wahrheit, auch wenn sie nur in dem Glauben eines Einzelnen gekränkt ist, zum Rechte zu verhelfen, so haben wir es mit einer Perfidie zu thun, und wenn Wundt solche Zeitschriften kennt, die sich in einer so aller privaten und öffentlichen Moral ins Gesicht schlagenden Weise benehmen, so hätte er sie namentlich nennen müssen. Das wäre ein wirklicher Akt der Selbsthilfe gewesen, der das Publikum darüber aufgeklärt hätte, was es von der Wahrheitsliebe und daher von der Kritik der Zeitschriften jener Observanz zu halten hat.

Wie wir sehen, hat das Wundtsche Ideal der wirklichen Antikritik sehr wenig Aussicht auf Verwirklichung aus dem einfachen Grunde, weil es sich zu sehr mit der Wirklichkeit im Konflikt befindet, und der „Entwickelung" auf diesem Wege ist leider, wenigstens menschlicher Berechnung nach, Thür und Thor verrammelt. Wenn wir das sagen, so leugnen wir damit durchaus nicht den Wert der „Entwickelung" auch auf diesem Gebiete, sondern wie sehr wir ihn anerkennen, mag man daraus ersehen, daß wir selbst wagen möchten, einen Vorschlag nach beregter Richtung hin zu machen: Der Wundtsche Vorschlag ist nicht deshalb unannehmbar, weil er auf einem falschen Prinzipe beruht, sondern deshalb, weil er die Praxis nicht genügend für dieses Prinzip in Dienst stellt. Wir wollen versuchen, das zu thun, und uns ohne Umschweife sofort eines Beispieles bedienen.

Wir versprechen uns von der Ausführung dieses Vorschlages für die Förderung der wahrhaftigen litterarischen Kritik weit mehr, als von der Entwickelung zum Bessern, wie sie Wundt in dem allgemeiner werdenden höflichen Tone erblickt. Der eine Umstand, daß man in höflicher Form noch viel gröber sein kann, als in ausgesprochen unhöflicher, macht den Nutzen dieses ganzen sogenannten Fortschrittes vollkommen illusorisch. Auch dem „Schutze der Person", welchem Wundt erst das Wort redet, muß doch von ihm der Vorwurf gemacht werden, daß er zur Ausbildung und Förderung der Wahrheitsliebe jedenfalls eben so wenig als der höfliche Ton beigetragen hat, dessen sich unsere Kritik befleißigt. Wenn man heute die „Sache", die „Partei", das „System" angreift, so ist das doch nur ein Vorwand, denn man schlägt auch hier nur den Sack und meint den Esel. „Der Einzelne", sagt Wundt Seite 61, „ist immer ein ehrenwerter Mann. Aber wenn mehrere ehrenwerte Leute zusammentreten, um irgend ein abstraktes Kollektivwesen, etwa eine sogenannte ‚moralische Person' zu bilden, so ist diese ‚moralische Person' in der Regel sehr unmoralisch. Auch in

die wissenschaftliche Debatte ist diese sinnreiche Fiktion, die den berühmtesten ‚juristischen Fiktionen' an Fruchtbarkeit nicht nachsteht, eingedrungen." Deshalb soll selbstverständlich der höfliche Ton nicht verworfen werden, aber er soll sich mit einer größeren Aufrichtigkeit verbinden und soll nicht die Kritik verwässern und vergiften zu gleicher Zeit. Zwar soll auf einen Wandel zu hoffen sein, weil die wissenschaftliche Wahrheitsliebe überhaupt größer geworden ist als früher, allein mit der Hoffnung ist nichts gethan, und mit ihr darf Wundt sich auch nicht begnügen, ohne seinem Prinzipe der Selbsthilfe untreu zu werden. Wir wollen daher ihm und allen, die es sonst angeht, unseren obigen Vorschlag zur geneigten Kenntnisnahme unterbreiten. Vielleicht folgt ihr dann die „freundliche Nachachtung" zum Besten unserer Kritik und produktiven Litteratur. Auf eine solche Weise könnte eine wirkliche Selbsthilfe zu Wege gebracht werden, der mehr als ein nur relativer Wert beizumessen ist (Wundt S. 67), denn dieselbe ist nur in ganz geringem Umfange von der Bereitwilligkeit anderer Leute abhängig, und die Abgeneigten werden sich dem Brauche fügen müssen, sobald die allgemeine Sitte ihn anerkannt und ihm einen gewissen moralischen Wert beigemessen hat. Die Ablehnung gegen diesen Brauch wird man für ebenso unmoralisch halten, wie heutzutage den Nachdruck eines Buches, selbst wenn das schützende Gesetz einstweilen aufgehoben werden würde. Daher wünschen wir dem Vorschlage Wundts, eine Kritik der Kritik entgegenzusetzen, er möge nach unserem Sinne modifiziert werden; wir sind fest überzeugt, daß er so einen wirklichen Nutzen bringen wird, durch Förderung der Wahrheitsliebe.

Auf den weiteren persönlichen Inhalt der Wundtschen Schrift einzugehen, erachten wir als nicht zu unserem Thema gehörig, es bleibt jedem überlassen, sich ein eigenes Urteil darüber zu bilden, in wieweit die Klagen des Philosophen berechtigt sind. Ein schöner Beweis aber für ihre Berechtigung scheint der Umstand zu sein, daß sie, obwohl von einem persönlichen Streite ausgehend, zu Ergebnissen führen und die Zeitigung von Früchten anregen, die eventuell der Allgemeinheit zugute kommen könnten und hoffentlich auch zugute kommen werden. Mit dieser tröstlichen Aussicht wollen wir unsere Ausführungen schließen.

Angenommen, ein Schriftsteller kann eine angreifende Kritik nicht anerkennen — wie das ja zuweilen vorkommen mag — oder er fühlt sich durch dieselbe gar beleidigt, — was soll er thun? Schreibt er eine Entgegnung in derselben Zeitschrift, so muß sie, um überhaupt aufgenommen zu werden, kurz sein, selbstverständlich aber wird sie nicht imstande sein, eben wegen der Kürze, der ursprünglichen Kritik sich so gegenüber zu stellen, daß sie ein wirksames Gegengewicht bildet, im Gegenteil, sie könnte in die Ge-

fahr kommen, geradezu der ersten Kritik als Folie zu dienen, was der Schriftsteller doch sicherlich nicht beabsichtigt hat. Ist die Entgegnung wiederum lang genug, um Beachtung zu verlangen, — sie ist zu lang, um aufgenommen zu werden. In beiden Fällen ist also der Zweck verfehlt. Welches Verfahren soll nun eingeschlagen werden? Der angegriffene Schriftsteller lasse zunächst seine Kritik auf eigene Kosten in Form einer kleinen Broschüre drucken oder überlasse sie im günstigeren Falle einem Verleger. Dann veröffentlicht man in dem Korrespondenzteile, den fast jede Zeitschrift hat, eine redaktionelle Bemerkung, daß Herr N. N. als Antwort auf die Kritik des Herrn X. X. geschrieben hat unter dem Titel: so und so, und zu jedem Hefte der Zeitschrift wird ein Exemplar der betreffenden Gegenschrift hinzugelegt, so daß jeder Leser der ersten Kritik sich auch im Besitze der Antikritik befindet und sich so ein Urteil bilden kann. Hierdurch würde jeder Zeitschrift die Ausrede geraubt werden, daß die besagte Antikritik sie in ihrem Raume beeinträchtige, und wenn dieses Verfahren üblich sein wird, werden wir auch ein sicheres Urteil darüber gewinnen können, mit welchem Geistes Kind wir es in einer Zeitschrift zu thun haben. Auch hinter dem Vorwande, daß Mehrkosten der Zusendung entstehen, kann man sich nicht mehr bergen, denn die meisten Abonnenten außerhalb des Erscheinungsortes beziehen die Zeitschriften vom Buchhändler, dem mit den Zeitschriften die Exemplare der Antikritik zugesandt werden können, und der seinerseits wieder beide Faszikel zusammen abliefert. Dem Verfasser der Gegenschrift bleibt es selbstverständlich unbenommen, dieselbe auch im weiteren Kreise durch den Buchhandel verbreiten zu lassen.

Wenn wir diesen Vorschlag machen, so sind wir von vorneherein davon überzeugt, daß es genug Zeitschriften geben wird, die sich „prinzipiell" demselben gegenüber ablehnend verhalten werden, aber sie werden es nicht können, ohne sich ein sehr wesentliches Dementi zu geben, und dieser Umstand wäre vielleicht dazu geeignet, auch renitentere Kreise fügsamer zu machen. Daß ein solcher Vorschlag, berufen der Wahrheit zu dienen, denjenigen Zeitschriften willkommen sein muß, welche jede Schuld an den Vorwürfen, die sich auf diese Organe immer mehr und aus so hervorragenden Kreisen häufen, „prinzipiell" ablehnen, darauf braucht nicht erst aufmerksam gemacht zu werden.

Antonio de Serpa.

Von H. Wigger.

(Breslau.)

Fern sei es mir, eine Biographie des Staatsmannes schreiben zu wollen, dessen Name die Überschrift dieses kleinen Aufsatzes nennt. Seine politische Bedeutung ist uns seit der Kongo-Konferenz in Berlin nicht mehr fremd; aber daß der Diplomat auch Dichter und Schriftsteller ist und sogar ein großer Schriftsteller, dürfte nur wenigen bekannt sein. Freilich in erster Linie ist er Staatsmann; aber er war Dichter, bevor er Staatsmann ward, und zwar lyrischer Dichter. Diese Lieder, die Erstlinge seines litterarischen Schaffens, zeugen von tiefer Empfindung. Er selbst wird seine lyrischen Gedichte jedenfalls zu den unmaßgeblichen Erzeugnissen seines poetisch veranlagten Gemüts rechnen, wie denn überhaupt die liebenswürdigste Bescheidenheit zu seinen hervorragenden Eigenschaften gehört.

Sie spricht auch aus den Worten, die in der Vorrede seines „estudo critico“ enthalten sind und sich auf Herkulano beziehen: „Meine alten und nie unterbrochenen Beziehungen der Freundschaft, die Bewunderung, die ich immer für sein Talent, für seinen Charakter, seine Schriften hatte, die Dankbarkeit für seine Ratschläge und für die Beweise seines Wohlwollens und der Sympathie, die er mir in den ersten Jahren meiner litterarischen und politischen Laufbahn entgegengebracht hat, alles erweckte in mir gewissermaßen die Pflicht, diese Arbeit zu versuchen. Nur eines ließ mich zögern, mehr als einmal im Anfang und später sogar noch beim Schluß: die Furcht, weit unter der Bedeutung und der Größe der Aufgabe zu stehen“ ...

Er ist noch heute nicht zufrieden mit dem Werk, das ein Ruhm für unsere Zeit ist. Gern wäre er tiefer eingegangen in jede Einzelheit ... „es sollte ein Werk werden, aber es ist eine Skizze geworden, ich habe sie geschrieben in den drei Monaten, die ich meinen gewohnten Beschäftigungen rauben durfte.“ So schreibt er mir selbst vor Kurzem, und weiter sagt er: „obwohl ich mich lebhaft für Litteratur interessiere, so kann ich mich doch nur selten in verlornen Augenblicken mit ihr beschäftigen.“

Und dabei schriftstellert er täglich! aber obligatorisch ...

Seine Laufbahn ist eine der glänzendsten. Er studierte Mathematik; nachdem er seine Studien vollendet hatte, übernahm er mit einem der berühmtesten Männer Portugals, Latino Coelho, dem gelehrten Demosthenes-Übersetzer, die Zeitung „Pharol“. Seine Geschicklichkeit in diesem Unternehmen war derart bewundert und anerkannt, daß ihm nach und nach die

Leitung der politischen Zeitungen „A Opinião“ und „O Portuguez“ anvertraut ward. Außerdem erhielt er die Professur der mathematischen Studien am Polytechnikum zu Lissabon. Im Jahre 1856 wurde Antonio de Serpa zum Abgeordneten erwählt. Als Redner nimmt er einen beachtenswerten Rang ein. Seine Stimme ist nicht groß, aber er spricht überzeugungswahr, eindringlich und klar. Seine Meinungen und Entgegnungen sind vortrefflich begründet, er versteht es zu zünden, seine Überzeugung auf die Hörer zu übertragen. Und unschätzbar ist seine Ausdauer. In den heftigsten Debatten verliert er nie die Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit. Als die Regeneradores das Ministerium zu besetzen hatten, wählten sie de Serpa (1859) zum Minister der öffentlichen Arbeiten, — und im November 1884, da die Kongo-Konferenz in Berlin tagte, betraute ihn die Regierung mit der Mission des Generalbevollmächtigten Portugals.

Seine politischen Grundsätze und Überzeugungen hat er in dem kürzlich erschienenen Werke niedergelegt: „Questoẽs de politica positiva.“ (Da nacionalidade e do governo representativo.) Sein Stil ist wie seine Sprache: korrekt, fest, klar, leicht sarkastisch gefärbt.

Sei es als Kritiker, als Schriftsteller oder Redner — überall zeigt sich sein politischer Geist, den er in der Lage ist auf das reichste zu entfalten als Chefredakteur der „Correspondance de Portugal“, eine der besten Zeitungen des Königreichs (Politik und Handel) und zugleich die einzige Zeitung, die — seltsam mag es scheinen — von Parteigängern der Regeneradores, Progressistas und Republikanos geleitet wird. Jede Partei hat an dieser Zeitung ihren Redakteur angestellt, und diese Redakteure befehden sich gegenseitig mit der angebornen Liebenswürdigkeit ihrer Rasse.

Und der Feder dieses Mannes, der die wichtigsten und ernsthaftesten Staatsämter bekleidet, ist ein entzückendes dreiaktiges Lustspiel entschlüpft, — „une petite bluette insignifiante“, wie er es nennt — das den ersten Bühnen Portugals Ehre macht und in fremde Sprachen übersetzt worden ist: „Casamento e despacho“. Ein Stück, das reich ist an Blitzen der Originalität und humorvollen Gedanken. Ich habe es einmal gesehen, wußte auch, daß der Verfasser de Serpa hieß, vermochte aber nicht zu denken, daß er identisch sei mit dem Staatsmann. Deshalb wandte ich mich mit einer Frage an ihn, und da mein Brief in die Zeit fiel, wo Deutschland seinen edlen Kaiser Friedrich verlor, fügte ich einige entsprechende Zeilen bei. Ich erhielt bald darauf eine Antwort, aus welcher ich nachstehende Stelle deshalb wörtlich hier anführen will, weil dieselbe sowohl für den portugiesischen Staatsmann, als auch für unsern allgeliebten Kaiser charakteristisch ist:

. . . . „Il y a dans votre lettre une appréciation qui m'a fait beaucoup de plaisir, au sujet de votre regretté empereur Frédéric III. L'Allemagne a bien raison de le regretter. Sa mort a été une perte non seulement pour l'Allemagne, mais pour l'Europe. J'ai eu l'occasion de l'avoir connu et d'avoir causé avec lui plus d'une fois à Berlin et à Potsdam, chez le vieux empereur, son père. Je n'ai jamais vu un prince si aimable. Il avait l'air de ce qu'il était, un grand et noble coeur. Son passage trop court au suprême pouvoir, sa fin tragique, tout porte à la piété et aux regrets" . . . .

— — — Die Mehrzahl der portugiesischen Minister besteht aus litterarisch berühmten Männern. Wer sich als begabter Schriftsteller hervorthut, kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß ihn das Volk ins Abgeordnetenhaus entsendet, oder daß die Regierung bei ihm anklopft, in der Absicht, ihm Amt und Würden zu übertragen. Ein Schriftsteller ist auch der König des Landes.

Vor Jahrhunderten war das kleine Königreich ein mächtiger Handelsstaat, seine Herrlichkeit ging zugrunde, aber aus den Trümmern derselben wuchs eine neue Herrlichkeit hervor: die Blüte des Ideals. Freilich steht das gewöhnliche Volk noch auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe, auch die hohe Kultur der Stände ist noch eine junge, mit dem Verfall des Landes verfiel auch sie. Um von Dichtungen zu reden — seit den „Lusiades" sind nur wenig weltbewegende Schöpfungen gezeitigt, aber im neunzehnten Jahrhundert blüht es empor und es ist zu erwarten, daß das Volk der Segnungen der Kunst und des Schönen teilhaftig werden wird, zumal es schon jetzt das Große, das ihm noch unbekannt ist, zu ehren weiß. Dieser Geist der Verehrung und Würdigung des Guten und Schönen war es, der Antonio de Serpa zum Minister gemacht hat.

Zwar klein ist das Land und begrenzt ist seine Sprache; aber glücklich zu preisen sind seine Dichter und Denker!

Henrik Ibsen.

Kritische Glossen von Julius Brand.
(München.)

Rosmersholm.

Ein Wunder hat sich ereignet! — ein genialer Dramatiker der Gegenwart hat den verdienten Bühnenerfolg errungen — zu seinen Lebzeiten!

Ibsen, der Dramatiker, hat einen achtunggebietenden Rang als Theaterdichter errungen. Zwar erreicht die Zahl seiner aufgeführten Dramen noch lange nicht die O. Blumenthals oder P. Lindaus — aber „die Gründlinge vom Parterre" können den Dichter der „Gespenster" nicht mehr ignorieren; der Realismus erobert sich die ihm bis jetzt ängstlich verschlossenen Bühnen.

Nicht lange mehr — und die äußerste Linke der neuen Litteraturrichtung — der Zolaismus — wird seinen Triumphzug auf den weltbedeutenden Brettern beginnen!

Wir beglückwünschen Ibsen zu seinen Erfolgen und wir werden jederzeit auf seiner Seite stehen,

„bis die dreimal heilge Wahrheit ihre schwarze Fahne reckt,
bis der Menschheit tiefste Wunde keine Phrase mehr verdeckt."
(Bleibtreu.)

Dennoch können wir eine Frage nicht unterdrücken.

Denken wir uns, Ibsen sei ein Deutscher und er habe deutsche Dramen geschrieben, beseelt von der gleichen, fast unheimlichen Wahrheitsliebe; stellen wir uns vor, er habe die „Stützen der Gesellschaft" ins Deutsche übersetzt, habe statt der Verhältnisse in einer kleinen norwegischen Badestadt diejenigen irgend eines deutschen Krähwinkels oder Kuhschnappels mit seiner satirischen Fackel beleuchtet, habe eine deutsche Ehe zergliedert in der Weise, wie er es in „Nora" gethan, habe die Heiligkeit der Familie, der deutschen Familie, in der Weise angetastet, wie in den „Gespenstern" geschehen; wer hat den Mut zu behaupten, der Deutsche wäre gefeiert worden wie der Norweger?

Die konservative Presse hätte ihn revolutionär, die radikale reaktionär gescholten — die einen hätten ihm Skandalsucht, die andern Splitterrichterei vorgeworfen. Ibsen wäre, deß sind wir gewiß, — schweigend seinen Weg gegangen, bissige Journalartikel mit bedeutenden Werken beantwortend, aber aufgeführt wäre er schwerlich worden — höchstens parodiert, etwa in der jammervollen Weise, wie neulich in Berliner „Witzblättern".

Aber auch der Norweger hat grimmige Gegner genug in Deutschland und es wäre schlimm, wenn dem anders wäre — denn Ibsen ist ein kampffroher Fiedler, — kein idyllischer Rohrpfeifer, kein verliebter Lautenschläger.

Zwar bewegt sich seine Muse meist im engen Kreise des Familiendramas, abseits von den Schauplätzen der Weltgeschichte; besonders liegt ihr alles Historische ferne — aber dennoch braust der Sturmodem des abgehetzten XIX. Jahrhunderts vernehmlicher durch dieses Dichters Werke, als durch die irgend eines andern lebenden Dramatikers.

Das ist unseres Erachtens der größte Ruhm Ibsens. Selbst die besten Dramatiker der Gegenwart könnten ihre Stücke — Kostüm ꝛc. abgerechnet — auch im vorigen Jahrhundert geschrieben haben — geliebt, getändelt, intriguiert hat man ja damals so gut und besser (geschmackvoller wenigstens) wie jetzt. — Anders Ibsen.

Er ist ein moderner Dichter; modern nicht im Sinne von Lindau und Blumenthal, sondern im Sinne Schopenhauers und im Sinne Darwins. Seine Helden tragen sich mit weltverbessernden Ideen, so Brand, so Rosmer. „Frohe Adelsmenschen" will er schaffen — in immer weitern Kreisen.

Aber das Verhängnis zermalmt auch Ibsens Helden und der Pessimismus ertötet den Glauben an die sittlich-soziale Weltwende:

Größres wolltest auch du,
Aber die Liebe zwingt
All uns nieder; das Leid beuget gewaltiger.

Auch verkümmern Ibsens Helden mehr oder minder in ihrer Umgebung. Dessen ist sich z. B. Oswald in den „Gespenstern" bewußt. Wo Leute herrschen wie Pastor Manders, da kann keine Kunst gedeihen — und es zieht den Fluchbeladenen fort nach Paris, zu den genialen, mitstrebenden, mitstreitenden Freunden, und zu ihren lustigen Grisetten, mit denen sich so schön plaudern läßt, nach Paris, wo man genießend arbeitet, während man arbeitend verkommt da oben im Norden, wo die öffentliche Meinung regiert wird von dem protestantischen Puritanismus, bekanntlich der poesielosesten, engherzigsten Religion, die überhaupt existiert.

Das Entsetzlichste, was es für diese Sorte Pfaffen giebt, die von Luther nichts haben als den Eigensinn und Unfehlbarkeitsdünkel, sind — nach dem Unglauben und der Ketzerei natürlich — die sog. „Fleischesvergehen" (delicta carnis, dies Wort ist bekanntlich eine Erfindung des kanonischen Rechts).

Natürlich wird es dann zur Hauptsorge derartiger Seelsorger, durch Spionage und Verdächtigung das Familienleben zu vergiften.

In dieser Umgebung ist der Vater des armen Oswald zugrunde gegangen.

(„Gespenster" III. Aufzug.)

Frau Alving. Es war wie Frühlingswetter, wenn man ihn nur ansah. Und dann diese unbändige Kraft, diese Lebhaftigkeit in ihm.

Oswald. Nun — und?

Frau Alving. Und nun mußte dies lebensfrohe Kind — denn damals war er nichts andres als ein Kind — mußte es hier in einer halbgroßen Stadt umhergehen, die keine erhebende Freude, sondern nur Vergnügungen zu bieten vermag. Hier mußte er bleiben, ohne einen Lebenszweck zu haben — er hatte nur ein Amt. Er sah nirgend eine Arbeit, der er sich mit all' seinen Kräften hätte widmen können, — er hatte nur eine Beschäftigung u. s. f.

In dieser Umgebung erfüllt sich auch Rosmers Geschick. Auch in den Motiven sind Anknüpfungspunkte an die „Gespenster"; auch in „Rosmersholm" gehn sie um — die Vorurteile der Vergangenheit, die das frische Leben der Gegenwart töten; auch in Rosmersholm spielen pathologische Zustände eine sehr bedeutende Rolle.

Indessen so lange die Wirklichkeit allerorten solche pathologische Entartungen zutage fördert, darf sich auch die Dichtung der Schilderung derselben nicht entziehen. Auch wir ersehnen eine gesunde Litteratur; nur soll man bedenken, daß schon jeder das Normalmaß überschreitende Charakter etwas Krankhaftes an sich hat. Was man den Alten, insbesondere Shakespeare gestattet, sollte man nachgerade den Neuern auch erlauben. Aber welch schönes Schlagwort entginge unsern Kritikastern, wenn sie Ibsen keine „krankhaft überreizte Phantasie" mehr zum Vorwurf machen dürften! Habeant sibi.

Auch „Rosmersholm" ist wie alle Ibsenschen Dramen ein Charakterdrama.

Die Fabel spielt eine untergeordnete Rolle — sie ist Dienerin des Charakters. Dieser ist es, der die Ereignisse schafft. Der Zufall ist hier nur Gelegenheitsmacher, Akteur ist der Mensch.

Anders bekanntlich im Schicksalsdrama.

Hier ist das Fatum Dirigent und der Mensch ist sein Spielball.

Ödipus geht zugrunde, nicht weil er Ödipus ist, sondern weil ihn das Unglück zu seiner Zielscheibe gemacht hat.

Hamlet aber geht unter, nicht an den Verhältnissen, sondern an seinem innersten Wesen. Er wäre nicht mehr Hamlet, wenn er glücklich würde.

In Shakespeare vereinen sich beide Richtungen, das Fabeldrama und das Charakterdrama.

Der Dichter des „Sommernachtstraum" schuf den Lear.

Es ist nicht unsre Aufgabe, die Wandlungen dieser beiden Richtungen zu verfolgen, die sich vielfach durchkreuzen, bekämpfen und vermischen.

Soviel steht fest: die Bühne bevorzugt das Fabeldrama; es ist das verhätschelte Schoßkind der Regisseure und Klaqueure — aber in der Litteratur herrscht das Charakterdrama. „Rosmersholm" kann als der reinste Typus desselben gelten; daher trifft der Tod auch die Hauptpersonen des Stücks nicht von außen, sondern von innen — sie enden durch Selbstmord. Trägerin des Dramas ist Rebekka West. Für sie findet sich keine Analogie, weder bei Ibsen noch sonstwo. Sie ist ein psychologisches Rätsel, ein Problem — aber immerhin kein unlösbares.

Um den geliebten Rosmer zu besitzen, flößt sie dessen geisteskranker Frau den Gedanken ein, Rosmer könne nur glücklich werden, wenn er frei sei — nur indirekt flüstert sie ihr's zu — aber desto teuflischer und zielbewußter. Und um den Gatten frei zu geben, stürzt sich Beate in den Mühlbach.

Rebekka scheint Siegerin — aber sie ist es nicht. Der ernste, trübe Geist der Rosmer ist über sie gekommen. „Rosmersholm hat sie geknickt." Ihr glühendes Verlangen hat sich in reuige Entsagung verwandelt.

Rosmer. Du hast nimmermehr den Sinn dazu, Beates Weg zu wandeln.

Rebekka. Glaubst Du das nicht?

Rosmer. Nein. Du bist nicht wie Beate. Du stehst nicht unter dem Einfluß einer verschrobenen Lebensanschauung.

Rebekka. Aber mich beeinflußt jetzt die Lebensanschauung der Rosmers. Was ich verbrochen habe, das muß ich sühnen.

Und Rebekka geht über den Mühlsteg und stürzt sich hinunter in den Bach. Doch nicht allein — mit ihr Rosmer.

Warum tötet sich Rosmer?

Die einzig richtige Antwort ist wohl, weil er Rosmer ist. Schwach und doch sittenrein, skrupulös bis zum äußersten und doch leidenschaftlich.

Ich möchte „Rosmersholm" das Drama der Suggestion nennen. Wer Nordaus „Paradoxe" gelesen, weiß, wie ich das Wort verstehe. Mittels der Suggestion hat Rebekka die arme Beate zum Wahnsinn, zum Selbstmord getrieben, und Suggestion ist es, was ihren eignen festen Willen knickt auf Rosmersholm. Und Rosmer selbst folgt ihr, von ihr beeinflußt, wie der Hypnotische vom Hypnotiseur.

Rosmer ist der schwächste Charakter des Stücks — er hat nichts vom ehernen Sinn eines Brand oder Stockmann. Sein Charakter ist weiblicher wie der Rebekkas. Eine Prachtfigur dagegen ist Ulrik Brendel, halb Narr, halb Genie; er dient Peder Mortensgard zur Folie, dem berechnenden Demagogen.

Und Ulrik Brendel ist es, der das Fazit (sollen wir sagen die Moral?) von „Rosmersholm“ zieht:

„Peder Mortensgard ist kapabel, das Leben ohne Ideale zu leben. Und das, siehst du, das ist grade das große Geheimnis des Handelns und des Sieges. Das ist die Summe aller Weisheit dieser Welt. Basta.“

„Schrecklicher Pessimismus“, hör' ich hier eine „jebildete“ Dame und dort einen ästhetischen Herrn flüstern.

Schopenhauer sagt irgendwo: Wenn Euch mein Pessimismus nicht recht ist, so laßt Euch was von den Katheder-philosophastern vorlügen.

Und wenn den Herrschaften Ibsen nicht genehm ist, so sollen sie sich irgend einen Harmoniedusler oder Wonnebrunzler zu Gemüte führen. Es giebt ja deren genug.

* * *

Die Wildente.

„Es giebt Menschen auf dieser Welt, die bis auf den Grund tauchen, wenn sie nur ein paar Schrotkörner in den Leib bekommen haben und dann niemals wieder emporkommen.“

Ein solcher Mensch ist der alte Ekdal. Einst war er ein angesehener Mann, ein kühner Nimrod vor dem Herrn; aber dann wollte er schnell reich werden, fing einen Waldhandel an, fällte Bäume auf dem Boden des Fiskus und verfiel so der Gerechtigkeit des Gesetzes. Großhändler Werle, Eisenwerksbesitzer ꝛc., war damals mit ihm associiert und war mindestens ebenso schuldig wie jener — aber nicht in den Augen der Menschen — denn er wußte sich aus der Schlinge zu winden und den armen Ekdal hineinzuziehen. Und le succés justifie tout hat bekanntlich Napoleon I. in seinem genialen Cynismus der Welt verkündet.

Aber der reiche Eisenwerksbesitzer erweist sich dem alten Ekdal gegenüber nach Möglichkeit erkenntlich. Freilich die verlorene Ehre kann er ihm nicht wiedergeben, auch nicht das alte Selbstbewußtsein, die verlorene Kraft; dafür giebt er ihm aber Schreiberarbeit und bezahlt sie ihm besser, als sie wert ist, zuweilen bekommt Ekdal sogar eine Flasche Cognak — denn andere Dinge machen dem Alten keine Freude mehr.

Ja, der reiche Werle thut noch mehr; er versorgt auch den Sohn des Ekdal, den Hjalmar, und giebt ihm sogar — non plus ultra des Edelmuts! seine eigne Maitresse Gina zur Frau. Hjalmar erlernt auf Werles Kosten das Photographieren. Leider will aber Werles eigen Fleisch und Blut, sein Sohn Gregers, diesen Edelmut nicht anerkennen. Er durchschaut seinen Vater und will seinen Freund Hjalmar, der unter diesen Verhält-

nissen allmälig verkommt, wieder kurieren — durch das Stahlbad der Wahrheit. Ein sonderbarer Kauz, der junge Werle. Leidet, wie sich sein Gegenspieler, der derbrealistische Relling, ausdrückt, am „lästigen Rechtschaffenheitsfieber, und, was noch schlimmer, am Vergötterungsdelirium".

Gregers Werle mietet sich ein bei Ekdals. Dort macht er die Bekanntschaft ihres einzigen Kindes, der kleinen Hedwig; und diese stellt ihm ihr Liebstes vor — eine Wildente. Der alte Werle schoß sie einst an auf der Jagd, sie bekam ein paar Schrotkörner in den Leib.

Hedwig. Sie bekam sie unter die Flügel und da konnte sie nicht fliegen.

Gregers. Und dann tauchte sie unter?

Ekdal (schläfrig mit schwerer Zunge). Können Sie wohl denken. Thun die Wildenten immer. Tauchen unter — so tief sie können, Alter — beißen sich fest in Tang und Algen — und all' dem Teufelskram, der da unten ist. — Und dann kommen sie nie wieder herauf.

Gregers. Aber Lieutenant Ekdal, Ihre Wildente ist doch wieder heraufgekommen.

Ekdal. Ihr Vater hatte einen unglaublich bissigen Hund. Und dieser Hund — der tauchte unter und holte die Ente wieder herauf — ...

Hjalmar. Wenn Du nicht Gregers Werle wärst, was möchtest Du denn sein?

Gregers. Wenn ich wählen könnte, so möchte ich am liebsten ein kluger Hund sein.

Gina. Ein Hund?

Hedwig (unwillkürlich). O nein doch.

Gregers. Ja, ein wirklich außergewöhnlich kluger Hund; so einer, der auf den Grund nach den Wildenten geht, wenn diese untertauchen und sich unten im Schlamm in Tang und Algen festbeißen.

Hjalmar. Weißt Du, Gregers, hiervon verstehe ich kein Wort.

Gregers. Nein, es liegt auch gerade kein schöner Sinn drin ...

Und der idealistische Narr Gregers Werle geht wirklich ans Werk und enthüllt seinem Freunde die Wahrheit.

Aber bald ahnt dieser noch mehr, als Gregers weiß.

Die arme Hedwig, die, ein nichtsahnendes Kind, rettungslos einer ererbten unheilbaren, zur völligen Blindheit führenden Augenkrankheit verfallen ist, sie ist nicht sein, sie ist des alten, gleichfalls bald erblindenden Werle Kind.

Das wird ihm zur Gewißheit, als ihm der reiche Großhändler eine Schenkungsurkunde für den alten Ekdal und für — Hedwig ins Haus schickt.

Jetzt wird ihm alles, alles klar.

Gregers. Wozu hast Du Dich nun entschlossen?

Hjalmar. Für einen Mann wie mich giebt es nur einen Weg. Ich bin dabei, meine wichtigsten Sachen zu sammeln. Aber Du begreifst wohl, dazu gehört Zeit.

Gina (etwas ungeduldig). Soll ich Dir nun das Zimmer in Ordnung bringen, oder soll ich den Reisesack packen?

Hjalmar (nach einem ärgerlichen Seitenblick auf Gregers.) Pack — und bring in Ordnung.

Aber zuvor geschieht das Entsetzlichste. Der unselige, von seinem pädagogischen Wahn, die Menschen zu bessern und zu bekehren, förmlich besessene Gregers Werle hat die kleine Hedwig überredet, sie solle das Liebste, was sie habe — ihre Wildente opfern, um ihrem „Vater" Ekdal ihre Liebe zu beweisen.

„Die Pistole muß losgegangen sein," meint Hjalmar.

Relling (geht zu Gregers und sagt): Nimmermehr lasse ich mir aufbinden, daß dies ein zufälliger Schuß gewesen ist.

Gregers (der schreckensstarr gestanden, mit krampfhaften Zuckungen). Niemand kann sagen, wie das Entsetzliche sich zugetragen hat.

Relling. Die Ladung hat das Kleid versengt. Sie muß die Pistole dicht an die Brust gesetzt und losgedrückt haben.

Gregers. Hedwig ist nicht umsonst gestorben. Haben Sie bemerkt, wie der Schmerz das Große in ihm freimachte?

Relling. Groß werden die Meisten, wenn sie im Schmerz neben einer Leiche stehn. Aber wie lange glauben Sie, daß die Herrlichkeit bei ihm anhalten wird?

Gregers. Sollte sie nicht anhalten und sein Lebenlang wachsen?

Relling. Keine dreiviertel Jahr und die kleine Hedwig ist nur noch ein schönes Deklamationsthema für ihn.

Gregers. Und das wagen Sie von Hjalmar zu sagen?

Relling. Wir wollen wieder miteinander reden, wenn das erste Gras auf ihrem Grabe vertrocknet ist. Dann können Sie ihn was aufhusten hören „von dem Kinde, das dem Vaterherzen zu früh entrissen", dann können Sie ihn sich einzuckern sehen in Rührung und Selbstbewunderung und Mitleid mit sich selbst. Passen Sie nur auf!

Gregers. Wenn Sie Recht haben und ich Unrecht, so ist das Leben nicht wert, gelebt zu werden.

Relling. O das Leben könnte trotzdem noch ganz schön sein, wenn wir nur Frieden hätten vor diesen vermaledeiten Gläubigern, die uns armen Leuten die Thüren einrennen mit ihren idealen Forderungen.

Gregers (sieht vor sich hin). Wenn das der Fall, so bin ich froh, daß meine Bestimmung ist, was sie ist.

Relling. Mit Verlaub, was ist denn Ihre Bestimmung?

Gregers (im Abgehen). Der Dreizehnte bei Tisch zu sein.

Relling. Das glaub der Teufel.

So kommt der Realist Ibsen auf anderm Wege zu der gleichen Schlußfolgerung, wie der Idealist und Kantianer Schiller:

Nur der Irrtum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod

Aber nur für Männer wie dieser Hjalmar Ekdal gelten Rellings Cynismen; nicht für einen Stockmann oder Brand, noch für eine Nora.

Freilich läßt sich erwidern: diese sind Ausnahmen; aber die Masse besteht aus Leuten wie Hjalmar.

Aber so lang dem so ist, laßt auch dem Dichter seinen sozialen Pessimismus, zu dem er nur zu sehr berechtigt ist.

Jedenfalls aber nimmt die „Wildente" einen bedeutenden Platz unter Ibsens Werken ein, sie ist sogar theatralisch wirksamer als „Rosmersholm", jedoch scheint mir dieses poetischer, psychologisch tiefer. —

Bemerkenswert ist — und dies scheint mir die Achillesferse der Ibsenschen Dichtung — daß auch die „Wildente" eigentlich nur Katastrophe ist. Dieselbe beginnt mit dem Gespräch zwischen Vater und Sohn und dem Entschluß des letzteren, seinem Freunde Ekdal alles zu verraten (I. Akt).

In den Ibsenschen Dramen ist gleichsam die Pulvertonne schon geladen, alles schon vorbereitet — der Dichter legt nur die Lunte an und die Explosion ist da. So auch in „Rosmersholm". Es fehlt nur noch Rebekkas Enthüllung und die Katastrophe tritt ein. Infolge dessen liegt Exposition und Peripetie außerhalb des Dramas, in der Vergangenheit, und muß erzählt, kann nicht vor unsern Augen erlebt werden.

Allerdings wird dieser Fehler ausgeglichen durch die glänzende Dialogisierung, die Ibsen beherrscht, wie wohl kein Lebender.

Die Sprache wirkt frappant naturwahr. Sie ahmt das Leben nach, etwa wie ein Panorama die Natur.

Ein solches Meisterwerk ist die Charakterisierung der kleinen Hedwig. Jedes Wort ist dem Leben abgelauscht. Und doch giebt es Pythien auf kritischen Dreifüßen, die behaupten: Ibsen ist gar kein Realist. Fragt man sie warum, so sagen sie, weil er Ausnahmezustände zeichnet. Als ob der Realismus nur Alltagsmenschen und Alltagsereignisse porträtieren dürfte. Nicht im Stoff, in der Methode liegt das Wesen des Realismus, oder, wie die Italiener treffender sagen, des Verismus. — Die sogenannten Idealisten (das Wort ist, nebenbei bemerkt, sehr schlecht gewählt, da es bekanntlich längst in der Philosophie eine ganz andere, fest fixierte Bedeutung hat) die sogenannten Idealisten, besser gesagt Koloristen oder Konventionalisten, sehen die Dinge an durch die trübe Brille der sogenannten öffentlichen Meinung oder des herrschenden Geschmacks — aber der Verist bemüht sich, mit eigenen Augen zu sehen. Jene schreiben aus Reminiszenzen, diese unmittelbar aus dem Leben heraus.

Darum berührt uns jedes neue Werk Ibsens wie eine Entdeckung auf dem Gebiete der dramatischen Kunst, eine Erweiterung ihrer Grenzen. Das

Studium dieses Dichters aber sei allen empfohlen, die das Schlagwort von der Unfähigkeit unserer Zeit zum Drama nachbeten, vor allem aber sei es empfohlen dem jungen Deutschland.

Ibsens Dramen sind die beste Poetik für angehende Dramatiker (womit natürlich noch lange nicht die Nachahmung empfohlen sein soll), sie sind aber auch die beste Ethik für werdende Männer.

Zuschrift aus dem Leserkreis.

Berlin, am 5. Oktober 1888.

Beiliegendes Manuskript, welches ich mir Ihnen vorzulegen erlaube, ist höchst leichtsinnig abgefaßt insofern als, glaub' ich, kein Blatt im ganzen Reiche mit Ausnahme der „Gesellschaft" es aufnehmen dürfte. Nicht deshalb, weil es besondere Kühnheiten enthielte, besonders polemisch oder irgendwie radikal wäre, sondern einfach, weil es einen Gegenstand behandelt, und mit Wärme behandelt, der noch durchaus extra muros der Salons ist, in denen man deutsche Poesie „kultiviert". Es ist möglich, daß ich mich vielleicht doch irre, aber ich habe in dieser Hinsicht einige Erfahrungen gesammelt. — Wie ist es aber anzustellen, über derartige Dinge auch in andern Blättern zu reden, d. h. von der Leber weg zu reden? Ich habe schon die schwierigsten Versuche gemacht, selbst mit erzwungener Herabtönung meiner fröhlich erhobenen Stimmung, und in Blättern, bei denen ich sonst Aufsätze angebracht, bei denen also meine Weise im übrigen keine redaktionelle Antipathie gefunden, z. B. in der „Neuen Freien Presse" von Wien, — aber das Schweigen des Grabes ist Generalmarschwirbel gegenüber der tötlichen Ruhe, mit der solche Versuche abgethan wurden. Was Conrad Alberti in der letzten Nummer der „Gesellschaft" über diese Dinge sagt, ist schauderhaft richtig. Selbst die Ausnahmen, welche er anführt, sind, glaub' ich, nur ausnahmsweise Ausnahmen; jedenfalls ist ein diplomatischer Flüsterton auch dort erste Bedingung. — Die Folgen dieser Verschlossenheit der öffentlichen Urteilsorgane sind, soweit ich es hier in Berlin beobachten kann, höchst bedauerliche, wenn sie auch an sich geradezu lächerlich sind. Ich glaube, ein deutscher Spion ist in Frankreich kein größeres Schreckgespenst, als ein deutscher Realist in Berlin. Dabei haben diese entsetzten Leute natürlich ebensowenig einmal ein Buch von diesen „fürchterlichen" Autoren gesehen, als ein Spionenriecher einen Spion. Brachte ich sie dann dazu, einen Blick in die „Gesellschaft" zu thun, dann war das Erstaunen eben so komisch, wie erst die Furcht. Die Leute hatten offenbar geglaubt, sie würden nichts finden als lauter Nanageschichten und Assomoirschreck-

nisse. — Verzeihen Sie, verehrter Herr Doktor, daß ich Ihnen in etwas langatmiger Weise von Dingen gesprochen, welche Sie aus eigner Erfahrung selbst ebenso gut kennen. Ich hatte jedoch das Bedürfnis, mich auszusprechen.

Mit vorzüglichster Hochachtung!

Ihr ergebener
O. J.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Als Abonnent und eifriger Leser der von Ihnen geleiteten „Gesellschaft" erlaube ich mir, Sie hierdurch zu ersuchen, folgenden kurzen Bemerkungen einen Platz in Ihrer Monatsschrift gütigst einräumen zu wollen.

Was im Oktoberheft in der Rubrik „Litteratur und Presse" Herr Alberti über die „Gartenlaube", „Westermanns Monatshefte", Dominiks „Zur guten Stunde", Spittelers Aufsätze und die neue Zeitschrift „Dramaturgische Blätter" sagt, wird jeder denkende Leser, der sich nicht scheut, die Wahrheit zu sagen und zu hören, unterschreiben, — mit den kritischen Äußerungen über die „Frankfurter Zeitung", das „Berliner Tageblatt" und auch die „Rundschau" dürfte es sich doch aber etwas anders verhalten! Wenn der geehrte Kritiker meint, man dürfe nur einen Blick in die beiden erstgenannten „Bourgeoisblätter" werfen, um sich zu überzeugen, daß sie ein Sammelplatz von gemeinen Verleumdungen gegen die „Vorkämpfer der gesunden, kräftigen und stolzen Wahrheit" seien, so werden sicher sehr viele, denen ebenfalls eine gesunde Fortbildung unserer Poesie in den Bahnen des Realismus ernst am Herzen liegt, die ebenfalls berechtigt sind, zu behaupten, die erwähnten Tagesblätter zu kennen, mit dem Kopfe erstaunt über die sehr „schneidigen" Attaquen schütteln. Zuvörderst möchte ich entschieden gegen den Namen „Bourgeoisblatt" für die „Frankfurter Zeitung" protestieren; zugegeben, daß dieser Titel vielleicht in gewisser Hinsicht dem „Berliner Tageblatt" beigelegt werden könnte, bleibt es doch ganz unklar, mit welchem Rechte das süddeutsche Organ, das immer mit Unerschrockenheit und Offenheit für die Gesamtinteressen des Volkes — ohne Rücksicht auf Klassen oder Kasten — eingetreten ist und eintritt, mit dieser Benennung beehrt werden dürfe!

Nun zu den „Zentnermassen der bodenlosen Gemeinheit!" Aus diesen und den ihnen folgenden heftigen Schmähungen und der scharfen Gegenüberstellung der „Nationalzeitung" müßte man den Schluß ziehen, daß die Blätter absolut nichts von den Vertretern des Realismus wissen wollen, aus den gemeinsten Beweggründen diese ausschließen und bekämpfen. Nun, ich habe die „Frankfurter Zeitung" bis in die Mitte des Monats August hinein gelesen, ich treibe die Lektüre des „Berliner Tageblatt" auch jetzt noch, bin aber nicht imstande, einzusehen, die Mitarbeiter seien solche Herkulesse, die mit „Zentnermassen bodenloser Gemeinheit, Lüge und elendester wissentlicher Verleumdung" spielten! Ja, ich habe doch einen Roman Kretzers in dem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" abgedruckt gefunden, das „Berliner Tageblatt" hatte doch einem Heiberg seine Spalten nicht verschlossen, den „Zeitgeist" zieren öfters Aufsätze aus der Feder der geistvollen Dichterin und Philosophin, der kühnen Vorkämpferin für das Prinzip der Moderne Baronin Bertha von Suttner, in der „Rundschau" endlich waren — wie ich mich zu erinnern glaube —

Erzählungen des norwegischen Realisten Kjelland und eine günstige Beurteilung des dichterischen Schaffens Ibsens veröffentlicht!

Hätte angesichts solcher Thatsachen Herr A. seine Waffen nicht etwas weniger scharf schleifen sollen!? Jene Blätter haben sicherlich keinen streng realistischen Standpunkt in ihren litterarischen Abteilungen, sie lassen der jungen Schule angehörenden Schriftstellern zuweilen vielleicht zu herbe Beurteilung widerfahren, — eine Berechtigung aber zu solchen Beschimpfungen ohne gebührende Beweismittel wird man dem geehrten Kritiker nicht zugestehen dürfen!

Mit Hochachtung

Ergebenst

Gleiwitz. Max Victor Fraenkl.

Kritik.

Romane und Novellen.

„Die Patrizierin". Lebensbild aus der modernen Gesellschaft von J. V. Widmann. Bern, Verlag von Schmidt, Francke & Komp. Die „Begebenheiten", welche der Verfasser zu einem sogenannten „Lebensbild" zusammengestellt hat, trugen sich in einer „mäßig großen Stadt" zu. Sagen wir z. B. in Bern. Die Diskretion verbietet dem Dichter, uns den Namen zu nennen. Ein „wohlbeschaffener junger Mann", Dr. Hans Almeneuer, Student, Schulamtskandidat, Muster aller Tugenden, Meister aller Wissenschaften, jeder Zoll ein Prachtmensch, sieht auf dem Professorenball ein „etwa neunzehnjähriges Mädchen", Fräulein Dougaldine Fininger, Bankierstochter, natürlich gleichfalls Muster aller Tugenden, jeder Zoll eine „Patrizierin". Sie hat alles, was zu einer echten Romanheldin Marlittscher Schule gehört: „wundervolle Perlenzähne", „allerliebstes Stumpfnäschen", „schwere Zöpfe", „blitzende Augen", einen „Schalk", der „aus ihren Zügen lacht" u. s. w. u. s. w. Dem armen Dr. Hans Almeneuer war sie „schon von Beginn des Balles an aufgefallen". „Außerordentlich lieblich schien in seinen Augen das Spiel ihrer Glieder; es lag darin eine weiche Anmut, die ihn fesselte". Natürlich „ein Maler würde an ihr allerlei Fehler entdeckt haben", meint der Herr Verfasser; „die Haut der jungen Patrizierin hätte brillanter, rosiger sein dürfen" u. s. w. Leider war Dr. Hans Almeneuer kein Maler; „seine Blicke hatten von dem Moment an der Gestalt gehuldigt, da er sie erspäht hatte". Das können wir ihm umso weniger übel nehmen, als auch der Herr Verfasser zu dem Schlusse kommt, daß selbst der mäkelnde Maler, „wenn er etwa auf den „Einfall geraten wäre, eine Eva zu malen, „sich für eine solche Verkörperung des „Weibes nach seinem innersten Wesen „kein besseres Modell hätte wünschen „können als dieses Mädchen, dessen biegsam geschmeidiger Leib alles in sich zu „schließen schien, was im Begriff des „echten Weibes liegt, Tugenden und „Schwächen, die seit Anbeginn der Menschheit dem Mannesverstande so viele schwer „lösbare Rätsel aufgegeben haben."

Die Marlitt selig hat zwar im allgemeinen keinen unnützen Wortschwall gemacht, aber wenn sie „etwa auf den

Einfall geraten wäre", einmal im besonderen doch einen solchen zu machen, hätte sie sich „kein besseres Modell wünschen können", als dieses Widmannsche Phrasengewurstel.

Dr. Hans Almeneuer, „nachdem er „mit Recht bedacht hatte, daß ein Ball „nicht dazu da sei, dem Manne nur die „stumme Betrachtung solchen Zaubers „aus der Ferne zu gestatten", faßt auf Seite 11 des Widmannschen Lebensbildes sich ein Herz, der Patrizierin „auf jeden Fall seinen Namen zu nennen und seine Karte zu überreichen" und sie zu fragen, „ob es ihm gestattet sei, sich für den nächsten Tanz oder für einen späteren in ihre Ballkarte einzuzeichnen". Auf S. 12 hat er aber schon seinen Korb weg. „Meine Tanzkarte hat keine leere Stelle mehr". Zur Schilderung der näheren Umstände dieser Haupt- und Staatsaktion in Gedanken, Worten und Geberden wendet der verschwenderische Prosaist wieder ganze zwanzig Druckzeilen auf. In dieser pomaden Weise, die sehr anheimelnd an die gute alte Zeit der Landpostkutschen erinnert, werden wir von Herrn J. V. Widmann, dem langsamsten aller postillons d'amour im Reiche des Marlittschen Romans, noch einige Dutzend Seiten auf allerlei langweiligen Stationen umhergefahren, bis wir endlich dem Dr. Almeneuer und seiner angebeteten „Patrizierin" im Hause Finingers wieder begegnen. Der Zufall hat es gefügt, daß Almeneuer der Hauslehrer des zwölfjährigen Bruders der „Patrizierin" wurde. Wunder über Wunder Widmannscher Kutscher-Phantasie! Und nun spielt sich auf den folgenden 200 Seiten der nichtssagendste, fadeste und dümmste Hauslehrer-Roman ab, auf den wegen seiner Einzigkeit die deutsche, d. h. die schweizerische Litteratur stolz sein darf. Die selige Marlitt kann sich im Grabe umdrehen: ein solcher Triumph der Urlangweiligkeit und Plattheit war ihr in ihrem ganzen Leben nicht gegönnt gewesen. Wie die Geschichte ausgeht? Nach mehrmonatlicher Hauslehrerschaft ist der biedere und verliebte Hans Almeneuer des Gefopptseins müde, er hält der dummen Gans von „Patrizierin" eine fulminante moralische Standrede und schifft sich nach Argentinien ein, um daselbst eine gut bezahlte Schulstelle zu übernehmen. Das „Lebensbild" endigt auf S. 272 mit den poetischen Worten:

„Eine Woche später stund (sic!) ein „junger Mann auf dem Verdeck des nach „Argentinien bestimmten Steamers ‚Rep„tun' und sah um die Abendstunde die „Küste Europas in grauer Dämmerung „verschwinden. Es war das Kap Finisterre. „‚Finis terrae'! sagte der junge Mann „melancholisch vor sich hin. ‚Ja! das „Ende des Landes meiner Jugend, meiner „Liebe, meiner seligsten Hoffnung! Finis „terrae'!"

Amen Selah. Der Leser des Romans kann nun, wenn er überhaupt so lange ausgehalten, das Widmannsche Buch mit gutem Gewissen in den nächsten Käsladen stiften. Der Kritiker hat, um seiner Pflicht gegenüber dem Publikum und dem Dichter J. V. Widmann voll zu genügen, noch Einiges hinzu zu fügen.

Zunächst über das Deutsch des Dichters. Dasselbe entbehrt der grammatikalischen und stilistischen Reinheit. Sätze wie: „Aber es kommt mir vor, daß unsereins Unrecht thut, solches Privatschulwesen, das ohnehin u. s. w." ohne Grazie — sind nicht selten. Dazu falsche Anwendung überlieferter Redensarten, wie: „Er hatte seinen Lohn dahin" (Seite 115); falsche Anwendung einzelner Wörter, wie: „Er schwang sich aus dem Schiffe" — „Er stieß vom Lande ab"; Gebrauch überflüssiger Fremdwörter, wie in: „Die geistige Nullität war eine notorische" — „Er lachte auf bei der bloßen Supposition dieses Gedankens". Zahlreich sind auch die ganz undeutsch

gebauten Satzgefüge. Ein Beispiel: „In dieser jungen Patrizierin lebten nebeneinander zwei Mächte, — ein guter sanfter Geist echt weiblicher Hingebung, der sie zu einem Wesen machte, das durch die Liebe einen Mann unsagbar beglücken konnte; doch da lebte auch ein Dämon des Stolzes, umso mächtiger in diesem Falle, wo sich dem Standesbewußtsein das edle jungfräuliche Gefühl gesellte, das sich gegen die ersten Fesseln sträubt, die Liebe ihm auferlegen will". Noch ungeheuerlicher ist der folgende Rattenkönig von Neben- und Zwischensätzen: „War es ihm auch bis jetzt erst zweimal vergönnt gewesen, ihr selbst näher zu treten, so hatte doch schon die Beziehung zu ihrem Familienkreise seinem Herzen täglich Nahrung gewährt, und bestund (statt bestand!) diese Nahrung auch nicht in deutlichen Hoffnungen oder in Phantasiegebilden einer glücklichen Zukunft, war sie sogar mit recht bitteren Elementen der Zurücksetzung, der Demütigung gemischt, sie war doch seine Seelenspeise geworden, so daß ihm der Gedanke, zu alle dem noch vom Vater Dougaldinens in Geld bezahlt zu werden, ein peinlicher wurde."

Das ist nicht mehr geschrieben, das ist geschmiert. Von solchen Schmier-Mustern wimmelt das Widmannsche Buch.

Endlich einige Bemerkungen über die Technik, wenn man bei einem so stümperhaften Vortrag überhaupt noch von einer künstlerischen Erzählungsweise reden will. Der Verfasser unterbricht wiederholt die Geschichte durch persönliche Einmischung: „Es liegt nicht in unserer Absicht zu erzählen, wie u. s. w." — oder: „Wir dürfen schon hier einschalten, — da der fernere Gang der Ereignisse uns für diese Mitteilung nicht mehr den Anlaß gewährt — daß u. s. w." Wo es gilt, durch die Entfaltung stärkster Beschreibungskunst auf den Leser zu wirken, entzieht sich Widmann allen Schwierigkeiten mit Redensarten wie: „Es war ein unbeschreiblich lieblicher Frühlingsabend". Oder: „Das jenseitige Ufer bot ein herrliches Landschaftsbild dar (sic!)." Wie armselig sein Schilderungsvermögen, erhellt aus folgendem Beispiel. (Es handelt sich um den Empfangssaal des Patrizierhauses.) „Die Wände zeigten brannes Getäfel aus edlem Holz, mit Goldleisten verziert. Die Decke des Saals war ein Prachtstück in Stuckatur-Ornamentik ... Einzelne Mauerpfeiler zwischen den Fenstern und gegenüber die lange Hinterwand des Zimmers wiesen Ölgemälde auf, Männer und Frauen in der Tracht früherer Jahrhunderte" u. s. w. Zu solcher Höhe der Beschreibungskunst schwingt sich auch ein nicht ganz unbegabter Quartaner in seinen Stilübungen mit leichter Mühe auf. Nicht weniger schulknabenhaft ist unseres Dichters Widmann Fähigkeit und Fertigkeit, mit Bildern umzugehen. Ein Beispiel: „Denn ihm selbst war es nur in der Klarheit wohl, wie die Forelle am liebsten im hellen Bergbache wohnt. Bei aller dieser Abneigung gegen Schwärmerei brach er nun doch, wie ein verliebter Page, vom nächsten Weidengebüsch Zweige ..." Womöglich noch schöner und zutreffender hantiert unser Dichter mit der Metapher in folgendem Satz: „Das fühlte er, und in der Seligkeit dieses Gefühls erwiderte er mit warmem Blicke die Sprache der kleinen unschuldig neckenden Geisterchen, die in den klaren Augen Dougaldinens wie Fische in einem Teiche spielend an die Oberfläche traten."

Ja, er ist ein großer Dichtkünstler, dieser Herr J. V. Widmann. Aber er ist auch ein Witzbold und ein geistreicher Mann. Beispiel: „Klatsch ist eine Pflanze, die ebenso häufig mit Bier als mit Kaffee begossen wird und ebenso viele männliche Staubgefäße als weibliche Griffelnarben hat". Das genügt, nicht wahr? Noch eins: „Dougaldinens Freundinnen

besprachen diese Vorkommnisse, wie gesagt, ohne Bosheit. Bitterkeit war schon durch die süßen Kuchenstücke ausgeschlossen, die sie während des Plauderns in den Mund steckten". Knüpf' dich auf, Figaro, so viel geistreiche Schelmerei ist nicht zu übertrumpfen! Und zum Schluß noch eine tiefsinnige Bemerkung unseres Dichters: — „daß vollends nach einer Ballnacht der Frühschoppen unvergleichlich schmeckt, ist allbekannt".

Ja, bei Gott, das dürfte es sein.

Aber weniger allbekannt ist es, daß ein Mann, der einen solchen Erzählungsstiefel schmiert, ohne eine blasse Ahnung von der künstlerischen Nachbildung unverfälschter Lebenswahrheit im modernen Romane oder Gesellschaftsbild zu haben, zugleich der Leiter einer großen schweizerischen Tageszeitung ist und als hochfahrender Kritikus über die Werke unserer talentvollsten deutschen Schriftsteller sich ein öffentliches Urteil anmaßt. Das erklärt auch, warum wir an ein Buch, das als Kunstwerk unter aller Kritik ist, eine so lange Besprechung wenden mußten. Es galt nachzuweisen, daß Herr J. V. Widmann, der sich vom Pfarrer und Mädchenschullehrer zum Redakteur des Berner „Bund" aufgeschwungen, trotz seiner großen kritischen Schnauze, doch nur ein ganz mittelmäßiger, der Beachtung wahrhaft kunstsinniger Leser gar nicht zu empfehlender Romanschriftsteller ist. Was er als Dramen- und Versmacher geleistet, soll bei einer andern Gelegenheit untersucht werden. Die wissenschaftlichen und moralischen Eigenschaften des Kritikers Widmann werden wir schon im nächsten Heft der „Gesellschaft" ins rechte Licht rücken.

M. G. Conrad.

Wenn man die oben besprochene romantische Fabelei des Schweizers J. V. Widmann „Die Patrizierin" mit ihren breitspurigen, philisterhaften Phrasendreschereien ohne Saft und Kraft aus der Hand gelegt und sich sofort an die Lektüre des neuesten Romans von Richard Voß „Dahiel, der Konvertit" (drei Bände, Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart), gemacht hat, ist es vielleicht nicht möglich, ein völlig unbestochenes Urteil über die Voßsche Dichtung abzugeben: es mischt sich unwillkürlich jene frohe, lautere Dankbarkeit ein, die man empfindet, wenn man einem eiteln Wortmacher entronnen und in die Gesellschaft einer kraftvollen Künstlernatur voll hohen Sinns und ernsten Strebens gekommen ist. Ganz abgesehen von den inneren Vorzügen des Dichters Voß, seiner lodernden Phantasie, seiner unerschöpflichen Fülle an fein beobachtetem Menschenmaterial, seiner originellen Bildkraft — welch einen magnetisch anziehenden, geheimnisvoll funkelnden und knisternden Stil schreibt dieser Romanschriftsteller! Gewiß, es ist in den Voß'schen Büchern sehr viel Kunst — um der Kunst willen, sehr viel Feuer, das der Feuerwerker nur an einen flüchtigen Effekt verschwendet. In den Menschen- wie in den Landschaftsbildern vermissen wir oft die frische Unmittelbarkeit der Natur. Das sind Schwächen, die von der Kritik bis zum Überdruß bei jedem neuen Buche Richard Voß' betont worden sind. Sie fehlen auch nicht im „Dahiel", denn sie haften dem Wesen des Dichters an, es sind die Schatten seiner Lichtseite. Der vorliegende Roman spielt auf italienischem Boden im vorigen Jahrhundert in so ganz vom modernen Leben abweichenden Verhältnissen, daß die Phantasie des Erzählers sich sicher fühlen durfte, mit den Forderungen zeitgenössischer Realistik nicht zu arg ins Gedränge zu kommen bei ihrem Schwelgen im Ungewöhnlichen und Abnormen. Ein von Gott und der Welt verlassenes orthodoxes Judendorf, hoch oben in der Felsenwüste des Sabinergebirges! Ein jüdischer Konvertit, der es zum Rufe der

Heiligkeit bringt und Anwartschaft auf die höchsten Würden der römischen Kirche hat, endigt als Atheist, Mörder und Selbstmörder! Ein Nest von Problemen in allen Dingen! Da konnte es freilich nicht fehlen, daß eine Dichternatur wie die Voßische oft über ihre Kräfte gehen und psychologische Wirrnisse lösen wollte, die selbst einer weniger nervösen Hand und einem in kühler Wissenschaftlichkeit gebadeten und gefeiten Dichterdenkerkopf widerstanden hätten. Aber selbst alle diese Unzulänglichkeiten in der historischen und psychologischen Problemlösung im vollen Umfange zugegeben, erfreut doch so viel Tüchtiges, Schönes und Fesselndes im Voßischen Roman, daß ihn der strengste Kritiker realistischer Richtung mit Auszeichnung behandeln und als eine preisenswerte Leistung der deutschen Erzählungslitteratur von der Dutzendware romantischer Fabulierschriftstellerei absondern muß. Leistungen, wie dieser Roman, bezeugen, daß es im Grunde doch mit rechten Dingen zugegangen, wenn der Name seines Verfassers mit zu den glänzendsten der jüngeren Schriftsteller-Generation gezählt wird.

Gleichzeitig mit diesem dreibändigen Romane ist ein anderes Buch von Richard Voß erschienen: „Erlebtes und Geschautes" (Jena, Costenoble), ein Sammelband, 462 Seiten stark, die allerköstlichsten Bilder aus Italien in novellistischer und feuilletonistischer Form darbietend. Wie sind diese Bilder erlebt und geschaut! Nur eine wahrhaft große dichterische Natur kann aus dem Studium von Land und Leuten zu solchen künstlerischen Ergebnissen ersten Ranges gelangen, zu solchen untadelhaften Meisterwerken schildernder Kunst. Ganz abgesehen von dem poetischen Werte novellistischer Skizzen wie dieser erschütternden „La perduta gente", „Ba", „Der rote Streifen", „Die Hexe" — mit welchem Tiefblick ist hier das soziale Elend römischen Volkes erschaut, mit welcher Treue, mit welchem Mute geschildert! Diese Erzählungen sind nicht nur große Kunstwerke, sie sind auch Dokumente der Kulturgeschichte, nicht mehr „Scherben, gesammelt vom müden Manne", sondern Anklagen und Zeugnisse, der weitesten Öffentlichkeit überliefert von einem Herzen, das kein Fürchten und kein Zagen kennt, von einem Helden der Feder, dessen feurige Beredtsamkeit wie ein eruptierender Vulkan die Lüfte erschüttert. Neben diesen Vorzügen des neuesten Voßischen Buches will es wenig besagen, aus seinen reizvollen Stimmungsbildern „Palazzo Falkoniere", „Im Albaner-Gebirge", „Tuskulum" u. s. w., welche den zweiten Teil des Bandes füllen, den Lobspruch zu beweisen, daß Voß als Landschafter des Südens weder in der italienischen noch in der deutschen Litteratur heute seinesgleichen habe. Wir wünschen diesem Buche, das unserem Schrifttume zu hoher Zierde gereicht, den allerweitesten Leserkreis dies- und jenseits der Alpen.

M. G. Conrad.

Otto Jankes Verlag in Berlin bietet uns eine reiche Anzahl von Novitäten, da nennen wir in erster Linie Detlef Sterns dreibändigen Roman „Der Götzendienst der Schönheit"; es wird in demselben das Leben und Treiben einer italienischen Familie in Neapel, welche sich zum Judentume bekennt, in höchst anschaulicher Weise geschildert; die deutsche Erzieherin, der gute Genius des Hauses, hat bei der ganzen verlotterten Sippe einen recht schweren Stand, hält aber aus, selbst als Tod und Entbehrung die Leute heimsuchen, und trachtet den Töchtern, die nur für den Kultus des eigenen „Ichs" gedrillt sind, eine idealere Lebensauffassung einzuimpfen, was ihr jedoch nur bei dem jüngsten der Mädchen gelingen will.

Als Charakteristik des italienischen Lebens ist das Buch recht interessant, wenn auch mitunter in etwas zu greller Farbe aufgetragen.

Ein zweiter im gleichen Verlage erschienener ebenfalls dreibändiger Roman nennt sich: „Im Drange der Welt" von Wald-Zedtwitz, der bekannte Schriftsteller, welcher das Schwert mit der Feder vertauschte, ist der Verfasser desselben. Die umfangreiche Arbeit führt uns eine Menge Personen vor, zu deren sympathischsten und bestgezeichneten der Major außer Dienst Carl von Birkenbusch gehört, welcher einen etwas leichtlebigen Sohn hat, der der eigentliche Held des Romanes und erst durch die Schule des Lebens sich zu einem tüchtigen Menschen entwickelt; natürlich tragen an seinen Lastern und an seinen endlich hell zu Tage tretenden Tugenden zum größten Teil die Frauen Schuld, denn cherchez la femme ist heute noch ein ebenso wahrheitsgemäßes Zitat, wie zu der Zeit, da Dumas Mohikaner von Paris noch nach frischer Druckerschwärze rochen. Im Ganzen ist übrigens von Wald-Zedtwitz in seinen kleineren Arbeiten bedeutender als in großen Werken; so sind z. B. seine militärischen Humoresken wahre Kabinetstücke von Heiterkeit und Witz; wir hatten Gelegenheit, uns hievon in dem neusten Bande derselben „Äußerst angenehm" zu überzeugen. Da ist die Geschichte des Lieutenants Pech und noch so manche andere, die nicht verfehlen wird, in militärischen Kreisen und auch weit über dieselben hinaus allgemeines Wohlgefallen zu erwecken. v. W.

Ulrich Frank: Der Kampf ums Glück. Roman. Berlin, 1888. Freund und Jeckel. Ulrich Frank dürfte den Lesern dieses Blattes kein Fremder mehr sein, ihre früheren Werke „Das Wunderkind" und „Weltliche Beichte" (letzteres bei W. Friedrich erschienen) haben die Aufmerksamkeit der Leser und der Kritik erregt. Ihre Werke? Es nutzt nichts, zu verbergen, was öffentliches Geheimnis ist: daß sich hinter dem männlichen Namen Ulrich Frank eine Dame jener Gesellschaft verbirgt, die man gewöhnlich unter dem Sammelnamen Tout Berlin zusammenfaßt, die man überall findet, bei allen öffentlichen Gelegenheiten, auf Bällen, in allen Premièren, Donnerstags im Zoologischen Garten. Denen, die es noch nicht wissen, wird diese Enthüllung gewiß eine sehr betrübsame sein, denn diese Thatsache wirft alles über den Haufen, was man gewöhnlich als die unerläßlichen Kennzeichen der Frauenschriftstellerei anführt. Ulrich Frank schreibt sogar in kurzen, knappen Sätzen und mit peinlich richtiger Interpunktion, wie nur ein geschulter Philolog. Wir aber, die wir um jene Thatsache wissen, wollen uns freuen, daß hier zum erstenmal eine schriftstellernde Frau auftritt mit einer Eigenschaft, welche ihren meisten Genossinnen fehlt: den Mut der Ehrlichkeit. Welch unendliches Verdienst könnten die Frauen sich erwerben, wenn sie als Schriftstellerinnen diesen Mut hätten, uns Individuen und Typen ihres Geschlechts in realistischer Auffassung vorzuführen, mit all ihren Schwächen und Fehlern, wie sie sind. Welch sozialpsychologische Aufschlüsse zur Erkenntnis der Weiberseele könnten sie uns geben! Denn selbst der scharfblickendste Mann kann die geheimsten Tiefen des Frauenherzens nicht so ausmalen und ausspüren wie eine Frau selbst, weil ihm bei seiner Erziehung, seiner Lebensanschauung stets der Maßstab für die oft so winzig kleinlichen Motive fehlt, welche für das Thun und Denken der Frauen meist entscheidend sind. Ein Wort, ein Farbenton in der Stimme ist bei ihnen oft die Veranlassung zu den furchtbarsten und einschneidendsten Entschlüssen. Wir Männer handeln aus dem Bewußtsein, und unser Fehler ist,

daß wir von den Frauen das Gleiche annehmen, während sie nur aus der Empfindung handeln. Bei uns herrschen die motorischen Centren über die sensorischen, bei den Frauen ist es umgekehrt. Wenn eine Frau ihresgleichen schildert, so lügt sie immer. Die Frauen sind dann stets die Edlen, Unverstandenen, Verfolgten, Geketteten, die in die Sünde getrieben werden, und wir Männer die Schurken. Das ist es, warum man so vielfach mit Recht die Frauenschriftstellerei verurteilt, die bewußte Fälschung, nicht der Mangel an Talent, denn in bezug auf das letztere stehen sie uns völlig gleich. Ulrich Frank hat das Verdienst, zuerst gezeigt zu haben, daß dieser Fehler kein erblicher, angeborener ist, sondern eine erworbene Eigenschaft, deren man sich entäußern kann, und die praktische Führung dieses Beweises ist ein so großes Verdienst, daß wir über manche andern Mängel des Romans ruhig hinwegsehen können. Ulrich Frank schildert uns eine junge Frau, die vom modernen Gift, dem Streben über den Stand hinaus, angefressen, ohne Luxus nicht leben kann, und darum ihre Kinder, ihren braven Mann kaltblütig verläßt, als es demselben schlecht geht und er eine gute Stellung, die seine Frau durch ihre Persönlichkeit ihm verschaffen will, ausschlägt, um seine Karrière nicht seiner Frau zu verdanken und in ihre vollständige Abhängigkeit zu geraten, die er fürchtet, gerade weil er seine Frau heiß liebt und ihr so schon zu oft nachgiebt. Sie geht von ihm, von den Kindern, und läßt sich scheiden, um einem brutalen, unangenehmen Plutokraten die Hand zu reichen. Ein echtes wahres Stück modernen Berliner Lebens! Aber das soziale Problem ist nur geschürzt, nicht gelöst, der Roman endet da, wo man ihn eben angefangen glaubt. Man hofft, der verlassene Gatte werde an seinem Schmerz sich riesenhaft aufrichten und nun sich seinen Weg mächtig bahnen, die Ungetreue aber der böse Engel des Finanzmannes werden, in dessen Haus von der Stunde ihres Einzugs an das Mißgeschick und der Unfriede ihre Herrschaft aufschlagen werden. Diese Entwicklung ist Ulrich Frank uns schuldig geblieben — sie liefere sie in einem zweiten Teile nach. Die Darstellung ist knapp und energisch, aber bisweilen etwas lindauisch trocken: korrekte Zeichnung, spröde, kalte Farbe; nicht das Grau der plein air in seiner überwältigenden Naturwahrheit, sondern die traditionelle Lichtskala, nur schwach und matt. Hübsche Motive, wie die Gegenüberstellung der menschlichen und tierischen Bestien im zoologischen Garten, kommen so nicht ganz zur Geltung. Lange Betrachtungen über das Wachstum Berlins, wie zu Anfang des vierten Kapitels, sollte die Verfasserin zukünftig vermeiden: dergleichen ist unkünstlerisch, wenn es nicht aus dem Ganzen an seiner Stelle organisch herauswächst, sondern nur als Herzenserleichterung des Autors hingeklebt ist. Andererseits überrascht eine Fülle feiner und prächtiger Züge. Hier nur einen als Beispiel. Geerdt mahnt seine lebenssüchtige Frau zur Einfachheit, er singt ihr das Glück einer beschränkten, behaglichen Häuslichkeit in kräftigen Tönen — schon ist sie fast besiegt, da fällt ihr Blick zufällig durch das Fenster auf die Straße: sie sieht wie die Menschen sich um den letzten Platz im fast gefüllten Omnibus drängen und stoßen, anständige Bürgersfrauen darunter ... auch sie würde im Omnibus fahren müssen, zur Droschke würde es bei ihnen nicht langen, auch sie soll sich so drängen und stoßen lassen! „Ich will aber nicht im Omnibus fahren," rief sie unwillkürlich laut auf, nein, ich will nicht ...", und trotzig geht sie von ihrem braven Manne und reicht dem Protzen die Hand. Wie meisterhaft, wie echt weiblich-kleinlich, wie modern! Und

solch köstlicher Einzelheiten bietet das Buch dutzende. C. A—i.

„Sich selbst der Nächste". Roman von L. Haidheim. Berlin, Otto Janke. Die uns vorliegende Erzählung spielt in Hamburger Patrizierkreisen und gehört mit zu den simpathischsten Publikationen, die uns auf dem Felde der Romanlitteratur seit langem geboten worden sind. Elegant und fließend geschrieben, warm und herzensecht empfunden, spannt der Gang der Erzählung und befriedigt das harmonische Ausklingen derselben den Leser. Die Familien Carlstein und Gärtner sind es, um welche sich Alles gruppiert und deren Wohl und Weh in dem Buche geschildert wird. Wir haben nicht bald mit so wahrem Vergnügen ein belletristisches Werk gelesen, nicht bald es mit so voller Überzeugung dem Interesse des Publikums empfohlen.

Paul Lindau. „Wunderliche Leute". Breslau, J. Schottländer.

Mir fällt ein trefflicher Spruch L. Roberts ein:

Talent hieß einst in alter Zeit
Von Gott geborne Fähigkeit,
Drauf ward Talent
Ein Kompliment.
Und das verlangt heut jedermann,
Der schmieren oder klimpern kann. —

Einer derjenigen, die immer und immer das „Kompliment" hören wollen, die vor Anmaßung triefen, weil sie über einen guten Feuilletonstyl verfügen, und geistreiche Mätzchen machen können, die eigentlich talentlos, sich einen hohen Kothurn unterschnallen und dann rufen: „Seht her und staunet, wie groß ich bin", ist Paul Lindau — seine ganze innere Hohlheit, sein Verkennen aller sozialen Verhältnisse, seine völlige Unkenntnis des wahren Lebens beweist seine neueste Novellensammlung, benannt „Wunderliche Leit" — pardon Leute. Wie alle die Herren, die sich erhaben fühlen über den „Plebs" — die sich und die sogenannte gute Gesellschaft anbeten, wie das goldne Kalb (welche Selbsterkenntnis!), sucht sich Paul Lindau da die Stoffe, wo sie nicht zu finden, oder wählt einen Stoff, den ein Anderer schon längst vor ihm gefunden. Das macht sich in vorliegender Sammlung sehr merkbar. Die erste Erzählung „Mein Freund Hilarius" ist eine hochinteressante pathologische Studie, aber sie ist durchgeführt mit jener romantischen Oberflächlichkeit, die nur das Äußere sieht, der der Blick für das Innere abgeht. Das langsame Entstehen des Wahnsinns, das Wachsen der Irrungen, das endliche Feststehen ist mit einer kurzen Notiz des Arztes abgemacht — welche Nichts ist, als eine ins Vernünftige übertragene Rekapitulation des Briefes des Irren. — Lindau hat nur mit der fertigen Thatsache gerechnet — nun ist aber das Interessante des Wahnsinns nicht dieser selbst, sondern sein Entstehen. Hätte Lindau pathologische, oder nur psychologische Studien gemacht, würde er hier manches anders geschaffen haben — so ist er absolut unfähig, einen Charakter lebenswahr zu gestalten, fast alle seine Charaktere sind Schablonen — Schemen — Marionetten. — Die heitere und doch wieder traurige Redaktionsszene „Kollege Schnabel" ist verhältnismäßig am Besten gelungen. Die Redaktionsfiguren sind selbstredend nach lebendem Modell, nicht ungeschickt gestaltet — vor Allem Schnabel selbst, in einer Ursprünglichkeit und unangekränkelter Nonchalance, ist wahr, der Charakter des Untersuchungsrichters hingegen — nun, er mag existiert haben, so aber, wie ihn Lindau schildert, nicht. Das ist die reine Unmöglichkeit. In die Tiefe zu dringen, in dem dunklen Schacht die oft tief verborgene Psyche zu entdecken, dazu reicht Lindaus Befähigung nicht aus. — Alles nur oberflächlicher Schein, echt romantisch. — So macht denn auch

diese Skizze in Einzelheiten einen befriedigenden, in seiner Gesamtheit aber lobdrigen Eindruck. „Die kleine Madonna" betitelt sich die nächste — Skizze, Studie, Erzählung — weiß wirklich nicht, welchen Namen ich dieser Mißgeburt geben soll. So viel Geist hätte ich Herrn Lindau schon zugetraut, daß er das nicht veröffentlicht hätte: es ist die alte Geschichte vom genasführten Esel — die schon tausend mal viel besser erzählt. Freilich ist es eine bequeme Arbeit, die gar wenig Hirnschmalz kostet, solche alte Geschichten hübsch nachzuschreiben — und dann ist es für den Leser ja auch recht angenehm, einmal wieder alte Bekannte zu sehen; da passieren vom seelig-unseeligen Kotzebue an alle die Mittelschmieranten Revue! — Wenn das ein anderer Sterblicher geschrieben hätte, würde ihn der Herr Lindau gründlich „runtergerissen" haben als Abschreiber ꝛc.!! Ja das „Runterreißen" versteht der Herr Lindau — sogar bei guten Werken. Ich entsinne mich, wie er „Salambo" von Flaubert — sicher einen der besten Romane, wie er Bleibtreu und Kretzer empfangen — nun er hat sich damit auch ein testimonium paupertatis gesetzt, was eigentlich genügende Entschuldigung für sein eigenes „Dichten" ist. — In der kleinen Madonna haben wir auch Gelegenheit, grenzenlos saloppen Styl zu bemerken, der doch sonst bei Lindau glatt, geleckt und elegant. „In einer Droschke zweiter Klasse" — ein Wunder, daß Herr Lindau nicht erster Klasse fährt — ist der vielsagende Titel der letzten Pièce, hinter dem sich — Nichts birgt. Der Typus des Droschkenkutschers ist ganz hübsch erfaßt, die derbe Naturbewunderung und Freude am Gesunden ist gut geschildert. Die Nebenhandlung, auf die paßt auch einmal wieder Ben Akibas Lieblingswort: „Alles schon einmal dagewesen". — Alles in Allem — ein sehr mittelmäßiges Buch. Der Stoff zu „Hilarius" und „Schnabel" wäre trefflich und hätte einem andern Autor Gelegenheit geboten Etwas daraus zu machen. Wir vermissen den sozialen Scharfblick — die Ideen bei Lindau — doch der weiß sehr gut, daß er so was nicht nötig hat — er weiß, daß er, mag er schreiben was er will, doch Anbeter findet. Lindau hat recht — leider ist ein großer Teil des Publikums so geschmacklos.

Hans von Basedow.

„Ost und West". Novellen von Marie von Redwitz. Berlin, 1888. Wilhelm Hertz. Marie von Redwitz ist eine stark begabte Tochter des gefeierten Dichters Oskar von Redwitz. Ihre Novellen haben ein glänzendes internationales Gepräge, sowohl was Kolorit als Charakteristik betrifft. Die erste Novelle spielt auf Cypern und behandelt einen interessanten ergreifenden Stoff, in dem eine Statue zum Gegenstand eines verhängnisvollen Mißverständnisses wird. Auf „Seine Frau" folgt „Fatma Hanum" eine kokette, schöne, junge Türkin, die einen jungen Deutschen in ihre Netze zieht und ihn dann laufen läßt. „Kohlröserl" ist eine allerliebste Bauerndirne, die nach einer kleinen, aber gesunden Herzensverirrung ihren heißblütigen Liebhaber heiratet. Die packendste und auch dem Raum nach hervorragendste Erzählung ist die „Die Heilige der Steppe", eine in großen drastischen Zügen entworfene, farbenreiche, tragische Geschichte eines jungen interessanten Mädchens, dem die Geldgier ihrer Verwandten einen bösen Possen in religiöser Hinsicht spielt und das auch in der Liebe Unglück hat. Diese Novellen zeugen nicht nur von dem großen verheißungsvollen Talente ihrer Urheberin, sondern sind auch an und für sich betrachtet, höchst lesenswerte, interessante Leistungen, die zahlreiche Verehrer finden werden. W.

„Flittergold". Roman aus dem Offiziersleben der Gegenwart von Fedor

von Zobeltitz. Jena, Costenoble, 1888. Fedor von Zobeltitz gehört zu den tüchtigsten und talentvollsten Romanschriftstellern, die in den letzten Jahren aufgetreten sind. Er hat, abgesehen von seiner scharfen Begabung, Menschen zu zeichnen, interessante Szenen darzustellen, und seinen stilistischen Vorzügen, er hat etwas, was die wenigsten deutschen Erzähler haben, nämlich genaueste Kenntnis vom Leben und Treiben jener Kreise, in denen seine Romane abspielen. Er führt uns im „Flittergold" ausgezeichnet geschilderte Typen aus den Finanz- und Militärkreisen vor, bald in satirischer, bald in humoristischer Beleuchtung. Sein neuester Roman verfolgt eine tiefe, ethische Idee; er stellt dar, daß all das, was unsrer modernen Gesellschaft als höchstes Ziel vorschwebt und dem sie in fieberhaftem Eifer zustrebt, ein Flittergold ist, das wohl das Auge zu blenden vermag, aber das Herz unbefriedigt läßt. Und nach echter Künstlerart zeigt er uns im schönsten Gegensatz zum Flittergold, das echte, wahre, tiefe, große Glück, das ist die Liebe eines treuen Weibes und Arbeitslust und Zufriedenheit mit seinem Schicksal. Das Buch ist eine vortreffliche Unterhaltungslektüre und doch dabei eine künstlerische Leistung, es wird dem Verfasser zahlreiche neue Freunde seines schönen Talentes hinzuführen. W.

„Hermann von Gilm. Sein Leben und seine Dichtungen" von Arnold von der Passer. (Mit Benutzung der Arbeiten von P. Schraffl.) Leipzig, A. G. Liebeskind. Mit dieser Arbeit hat sich Arnold v. d. Passer, der nebenbei bemerkt, eines der schönsten lyrischen Talente ist, die in letzterer Zeit Tirol aufzuweisen hat, ein großes litterarisches Verdienst erworben. Hermann von Gilm ist unverdient in Vergessenheit geraten, ein großer Dichter, der, wie Passer mit Recht sagt, weit mehr darauf Anspruch hätte, in ganz Deutschland gekannt und geschätzt zu werden, als so mancher, der sich schon seit langem in unseren Litteraturgeschichten breit macht. Die vorliegende Arbeit ist eine ungemein tüchtige und zeigt von Liebe, echtem Verständnis. Dem Werkchen ist die weiteste Verbreitung in all den Kreisen zu wünschen, die sich für echte, tiefe Poesie interessieren. W.

Amyntor gehört zu jenen wahrhaft vornehmen Geistern, die Etwas zu sagen haben und die uns nicht durch allerlei Wortverrenkungen und jene Geschwindigkeit, die keine Hexerei ist, verblüffen wollen. Alles, was er sagt, geht in die Tiefe, hat festen philosophischen Grund und hält sich nicht mit der Balancierstange des esprit in tanzender Schwebe. Wer seine eben bei Pierson in Dresden erschienenen neuen „Hypochondrischen Plaudereien" in die Hand nimmt, wird gleich merken, daß er es mit einem überlegenen Geist zu thun hat. Die einzelnen Kapitel seines Buchs sind alle gleich interessant, hervorgehoben seien daher nur: Der Haß des Auslands gegen das Deutschtum! Die Frau und das Ideal. Die Kunst ist unpolitisch. Bismarck und der Fortschritt. Wahlbefähigung. Dornen am Schriftstellerwege u. s. w. Diese hypochondrischen Plaudereien strotzen von philosophischem Geist, von feinen und feinsten Bemerkungen, von Satire und herzgewinnender Gemütswärme. W. W.

„Die beiden Töchter des Hauptmanns". Roman von Hieronymus Lorm. Breslau, Schottlaender. Ein abenteuerlich-romantischer Roman, der in Wiener Bürger-, Theater- und Militärkreisen spielt, aber nicht ohne Lebhaftigkeit und Frische vorgetragen, und jenes glaubwürdigen, eindringlichen Tones nicht entbehrend, den wir in allen guten Erzählungen gefunden haben. Das Buch be-

handelt die Heldenthat eines jungen Mädchens, das ihre Ehre opfert, um die ihres Vaters zu retten. Vor der Welt ist ihre That natürlich das größte Verbrechen, das ein unbescholtenes Mädchen begehen kann, und da niemand die Motive derselben kennt, kann die in wilder Ehe lebende Dame vor ihrer sittenstrengen Schwester nicht bestehen. Wie sich doch alles zum Guten wendet, das lese man im Roman selber nach, der entschieden zu der besseren und vornehmeren Unterhaltungslektüre zählt. W.

„Zwei Königinnen. Seraph. Die vier Temperamente". Novellen von Sacher-Masoch. Breslau, Schottlaender. Sacher-Masoch ist eines der größten, gewaltigsten und wundersamsten Talente der deutschen Litteratur — gewesen. Er hat uns mit Novellen beschenkt, welche ihm Unsterblichkeit sichern könnten, wenn er nicht durch zahllose unflätige, lüstern-raffinierte Produkte seinen Namen zerstört und seine Begabung entstellt hätte. Er hat polnische Geschichten geschrieben, die in ihrer genialen Charakteristik des Judentums die geschminkten, hohlen, koketten Machwerke von Karl Emil Franzos, dem Dichterling der „Juden von Barnow" turmhoch überragen. Die vorliegenden Novellen gehören zu Sacher-Masochs besseren Leistungen aus seiner letzten Schaffenszeit. Trotzdem sein Talent auch nur im matten Abglanz mehr vorhanden ist, bringt es noch immer fesselnde, rührende Leistungen hervor, in denen die Charakterzeichnung eine sehr gelungene ist. „Zwei Königinnen" und die „Vier Temperamente" sind anmutende, spannende Genrebilder, tiefer und intensiver in der Farbe ist „Seraph" gehalten. E. W—r.

„Asbein". Aus dem Leben eines Virtuosen von Ossip Schubin. Braunschweig, Georg Westermann, 1888. In bezug auf geschlossene Komposition und kunstvolle Technik ist dieser Roman die beste bisherige Leistung Ossip Schubins. Auch die Sprache ist diesmal glatter und reiner und gleicht nicht mehr dem internationalen Kauderwelsch, das wir in den früheren Schriften der Verfasserin fanden. Dieser Roman behandelt in feiner psychologischer Ausführung eine Künstlerehe, die aus Liebe geschlossen wurde, aber allmählich eine tragische wird. Auf die Frauen wird „Asbein" einen besonderen Reiz ausüben, denn das Buch ist eine Unterhaltungslektüre, wie man sie selten findet. W.

Von Arne Garborgs neustem Roman „Bauernstudenten" liegt eine von unsrem Mitarbeiter Ernst Brausewetter besorgte deutsche Übersetzung vor, die bei G. Grimm in Budapest erschienen ist. Wir bringen in Kurzem eine ausführliche Studie über das hochbedeutende Werk aus der Feder Brausewetters und begnügen uns für heute, unsre Leser auf diese bemerkenswerte Erscheinung unsrer Übersetzungslitteratur empfehlend hinzuweisen.

Als 4. Band des V. Jahrgangs von Engelhorns Allgemeiner Roman-Bibliothek erschien ein neuer Roman von Ouida unter dem Titel „Lady Dorotheas Gäste", in dem der bekannte Autor ein feines Bild der englischen Gesellschaft zeichnet. Den 5. und 6. Band derselben Bibliothek bildet ein italienischer Roman „Marchesa d'Arcello", dessen Verfasser Memini ist. Das Ringen und Dulden eines hochherzigen Weibes tritt uns darin mit erschütternder Tragik vor Augen und ruft unsere warme Teilnahme wach. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

Von den „Kleinen Romanen aus der Völkerwanderung" von Felix Dahn ist der VI. Band unter dem Titel „Attila" soeben erschienen. Die Periode dieses

Königs bildet den historischen Hintergrund des Romans, der uns die bekannten Vorzüge des Historikers und Romanciers Dahn von neuem vor die Augen führt. (Verlag von Breitkopf und Härtel, Leipzig.) — Auf Dahn'schen Pfaden wandelt auch ein historischer Roman „Der Gotenfürst" von Adam Joseph Cüppers (Düsseldorf, Felix Bagel); ein warm gehaltenes Geleitwort Felix Dahns führt den jungen Autor empfehlend beim Publikum ein.

Unter dem Kollektivtitel „Schicksale" hat Ferdinand von Saar eine neue Folge von Novellen erscheinen lassen (Heidelberg, Georg Weiß). Den Inhalt des Bandes bilden drei Novellen: „Lieutenant Burda" — „Seligmann Hirsch" — „Die Sorglosen", prächtige Schöpfungen, denen ein warmer Erfolg gewiß ist.

Auch den drei hübschen Erzählungen, die Ada Linden in der Winterschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig unter dem Titel „Aus vergangenen Tagen" erscheinen ließ, wird es nicht an Freunden und Lesern fehlen.

Lyrik.

Dichtungen von Richard v. Hartwig. (Fr. Thiel, Berlin.) Richard von Hartwig ist unsern Lesern kein Unbekannter. Seine Weltuntergangsdichtung, womit er seinerzeit in der „Gesellschaft" unserem Mitarbeiter Eduard v. Hartmann mit Geist und Humor ein wenig am Philosophenbart zupfte, hat gewiß bei allen Lesern eine heitere Aufnahme gefunden. Bald darauf erschienen des Dichters „Weltmärchen", welche in sehr anmutiger Weise wichtige Gemüts- und Lebensfragen der modernen Bildungs-Menschheit im Gewande des Märchens und der Allegorie behandeln. Das Buch hatte einen großen Erfolg — in der Presse; alle Parteien der litterarischen Kritik, die Idealisten, die Romantiker u. s. w. überschütteten den Dichter gleichmäßig mit Lobsprüchen. Hoffen wir, daß der Erfolg auch beim kaufenden Publikum ein namhafter gewesen. Heute liegt uns ein neues Bändchen (118 S.) „Dichtungen" vor; Buch der Liebe, Balladen, Intermezzo, Narrenbrevier und freie Rhythmen lautet das Inhaltsverzeichnis. Wir haben in jeder Abteilung vortreffliche, preisenswerte Stücke gefunden — in der einen mehr, in der andern weniger, am wenigsten unter den Balladen und im Narrenbrevier. Ganz Bedeutendes, den allerbesten Gedichten unserer berühmtesten Lyriker Ebenbürtiges bietet die Abteilung „Buch der Liebe". Lieder wie „Frage die Rosen drunten im Thal, warum sie so wonnig blühen?" — „Mein Nordstern du, um den die Welt sich dreht" — werden bald von allen Anthologiemachern und Konzertkomponisten entdeckt werden und den Namen des Dichters den weitesten Kreisen lieb und wert machen. Fritz Hammer.

„Kaiser Max und seine Jäger". Dichtung von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind. Eine neue Dichtung des gefeierten Lyrikers wird von Tausenden mit Freuden begrüßt werden. Es ist ein tragischer Stoff, den Baumbach diesmal behandelt, der dennoch einen glücklichen und fröhlichen Schluß findet. Die Handlung dreht sich um Kaiser Max' uneheliches Töchterlein, in das ein ungefüger Jäger glühend verliebt ist, und der in der Meinung, daß Hans Sachs sein Rivale ist, ihn niederschlägt. Er sühnt diese That durch seine kühne Rettung des Kaisers aus größter Gefahr, und der Lohn dafür ist des Kaisers schönes Töchterlein. In wechselnden Rhythmen gehalten, bietet die Dichtung zahlreiche dramatische Szenen, unterbrochen von trefflichen Liedern und humoristischen Stellen. Einige Partieen gehören zum Ergreifendsten und Schönsten, was

Baumbach je geschrieben. Auch dieses Buch wird den Weg zu tausenden von Herzen finden, wie man es ja bei einem so beliebten Dichter nicht anders erwarten kann. W.

Karl Foy,*) ein Geistesverwandter Rückerts, läßt in seinen „Liedern vom goldenen Horn" die Stimmen der Weisheit, der Beschaulichkeit und der Liebe ertönen, doch findet er keinen Ausdruck für die ergreifende Schönheit des Meeres, für die Reinheit des Himmels und für die Milde der Luft, die der phantastischesten der Städte, Constantinopel, der Stadt „Am goldenen Horn" ebenso eigen, wie der Schmutz und das Abenteuer.

Schade, daß dieser Dichter nicht mehr Glut des Temperamentes besitzt, und daß man ihn, eben dieses Mangels wegen, nicht den großen Poeten der Zeit anreihen kann; zu seinem Glück hält er, wohl sehr mit Unrecht, nicht viel von einem Namen, denn:

„Ein Name — ja, was liegt an einem Namen?
Die Rosen, wenn sie anders hießen,
Sie hauchten doch dieselben Düfte,
Und wären doch die wundersamen,
Die Lebenden das Herz erschließen
Und Toten blühn als Schmuck der Grüfte."

Karl Foy übersieht hierbei, daß Rosen keine Menschen sind, und daß zur Unsterblichkeit, diesem Traume der Poeten, . . . ein Name gehört.

Stolzer, energischer und oft bis zu Thränen ergreifend, klingt die Lyrik des Adalbert von Hanstein. Was er in „Von Kains Geschlecht" bietet, ist oft voll Schwung und Leben. Die „Einzelbilder": „Das Wiedersehen", „Das Geständnis", „Die Einweihung" und „Die Predigt" sind, als echte lyrisch-epische Perlen eines großen Dichters würdig. Hanstein ist ein Meister der Sprache und einer der wenigen Berufenen, von denen die Seele verstanden wird, die Seele „Von Kains Geschlecht", die als Liebe jauchzt, als Hunger sich empört, als Krankheit klagt und als Gedanke ringt und verzweifelt! . . .

Leider, . . . ach, daß der Schönheit immer ein „Leider" folgen muß! . . . stören in dem schönen Buche die zwei „Einzelbilder" „Kain" und das „Im Banne des Wissens". Diese poetisch-philosophisch sein sollenden Auseinandersetzungen sind einfach unwahr und langweilig und der Bombast in den zwei Gedichten „Kain" erinnert an eine Litteratur-Periode, die zum Glück zu den verflossenen zählt, und die unwürdig ist, mit einem Hanstein in Verbindung gebracht zu werden, mit einem Poeten, der die schönen, auf sein eigenes treffliches Werk „Von Kains Geschlecht" anwendbaren Worte geschrieben:

„Nun les' ich sein Buch und staune und bebe! —
Das, was mich verzehrt, — was ich mir erstrebe,
Hier steht es, als hätt' es der Junge sich droben
Direkt vom Himmel heruntergehoben.
Das ist nicht gereimt und in Verse gegossen,
Ist lauter Seele, in Lieder zerflossen".

„Das ist nicht entsprungen aus irdischem Geist,
Ist größer, als was uns das göttliche heißt.
Ein Funke schon wäre mir selige Wonne,
Und hier ist die ganze allmächtige Sonne!
Ich wollt' ihn verachten, bekritteln, verkleinen —
Ich kann nicht, ich kann nur bewundern und weinen!"

A. T.

*) Lieder vom goldenen Horn. Leipzig, Verlag von G. A. Liebeskind. 1888. Von Kains Geschlecht. Von Adalbert von Hanstein. Berlin 1888. C. F. Conrads Buchhandlung — Paul Ackermann. Beide Bücher sind trefflich ausgestattet.

Drama.

Weltgericht, Tragödie in 5 Akten von Bleibtreu. W. Friedrich, Leipzig. Der Dichter schrieb: „Erst nach Lektüre dieser Dichtung wird man erkennen, was ich will und kann." — „All mein Wollen und Können gipfelt in diesem Geschichtskoloß." — Und hier heißt es in der That: ein Wort, ein Mann: der Neid deutelt, aber jeder Unbefangene in

den Landen deutscher Kunst wird begeistert den hohen Voranschlag des Schöpfers unterschreiben. Selten genug ist man so sieghaft überzeugt, daß uns mit dem jüngsten Werk eines Verfassers zugleich dessen reifstes und reinstes in den Händen liegt, als wie hier. Während „Schlechte Gesellschaft" nicht minder als „Größenwahn" den Gegnern — ich denke sie mir als Ästhetiker berechtigter wie unberechtigter Art — wohl Flächen zu wuchtigen Stößen bieten, beschirmt hier den blühenden, kerngesunden Leib der Dichtung ein so starkes festverwobenes Panzerkleid, daß weder eines Simsons jüdische Eselskinnbacke noch eines Goliats Philisterschwert Schaden anzurichten vermag. Wer ritterlich und nicht berserkerhaft dieser neuen Tragödie entgegentritt, d. h. wer nicht etwas von derselben verlangt, was ihrem Wesen, ihrem Willen, sozusagen ihrer Seele widerstreitet, der wird freudig anerkennen müssen, daß ein hoher, herrlicher Wert dies Werk auszeichnet. Wer weiß, ob irgendeiner der in ganz Europa zu erwartenden Revolutionsgesänge im nächsten Jahr imstande ist, diesem deutschen, frühlingszeitigen Drama sich anzuschließen. In fünf Akten atmet sich die Welt der Revolution zu Tode. In fünf Akten stürzt der monarchische Gedanke, ihm nach die Gironde; der Dantonismus folgt, Robespierre stirbt, Tallien gaukelt dahin — und Napoleon wühlt sein Schreckenshaupt langsam empor. In fünf Akten all das? Wer fände das nicht — kühn? Wie aber, wenn diese wunderbar handlungsvollen Akte, so wie sie sind oder fast so, heut noch die realen Bühnen Berlins z. B. besteigen könnten, schlank und stark und allbereit — wenn sie auf dem Theater ihr Leben zu entrollen — wenn sie ihre scharfen Charaktere szenisch handeln zu lassen — und das Publikum zu erschüttern, zu entsetzen, zu begeistern vermöchten? Indessen! Wie die Dinge nun einmal liegen, so wird man wohl auch auf das „Weltgericht" harren müssen, wie gebührlich, bis zum jüngsten Tag.

Sed sapienti sat: was Bleibtreu will, sieht man nach der Lektüre: Er will die Bühne mit aller Kraft und Gewalt seiner dichterischen Erscheinung erobern. Diesen „Willen" bekundet deutlich die eherne Konzentration, die theatralische Kriegszucht, die Verteilung der Effekte, die klare Gruppierung des Volkes, die Dekoration, die Sprache, die Farbe, kurz das Bühnenbild: Dichter wie Leser haben es stets vor Augen.

Und was Bleibtreu nun „kann", wenn er so „will", das soll der Neugierige selber sich beantworten, wie er Lust hat. Hier noch dies: Wir bedürfen fünf bis sechs dramatischer Kämpfer, die theatralische Wucht in ihren Armen, geschichtlichen Fernblick in ihren Augen, Ideen im Hirn, Gerechtigkeit und Poesie im Herzen tragen — und willens sind, die buhlerische kranke Operette zu fesseln und das prahlende überüppige Musikdrama zu entthronen. Wir begrüßen es daher voll Freude, daß ein Mann vom Mut und vom Werte Bleibtreus bereit scheint, dieser Kohorte von Streitern führend voranzuschreiten. Zola verkündete vor einiger Zeit: „Noch einige Romane, dann will ich das Theater mir erobern". Zolas Name bedeutet an sich fast schon Sieg, und wir Deutsche pflegen bereits ohnehin die Nachahmung Sardous. — Videant consules! Heißt es nicht, unserem Volk ein modernes deutsches Drama mit vollem Dichterschwunge vorzuführen und unlöslich einzuweben, ehe jene verhießenen Zola-Dramen zu uns herüberwogen? Ich glaube hier Dämme und Türme zu bauen, gilt deutschen Dramatikern als Sache der Ehre.

Weltgericht — ein Drama ohne Helden, so nennt Bleibtreu selber seine Tragödie. Er verheißt eine direkte Fortsetzung, einen „Faust der That". Auf diesen

„Faust", der über ein so hohes und ehernes Postament wie vorliegende Dichtung, sich noch erheben soll, muß man gespannt sein. In der „Tragödie ohne Helden" bedingte die Idee (menschlicher Größe und menschlichen Strebens Nichtigkeit) zahlreiche sich folgende Helden, welche, nachdem wir sie ungebrochen, unbesiegbar auftreten sahen, erfaßt werden von der Morbidezza des Lebens und der Schuld, die schnell zerstört in Zeiten der Revolution: Männer und Weiber sehen wir da plötzlich kränkeln, kranken, dahinwanken und sterben. Der Zuschauer aber, der sich erst fürchtet, miterfaßt zu sein von dem wehenden Vergänglichkeitshauch, erkennt bald des Dichters eigene Gesundheit und überlegene Kraft; schützend zwischen ihm und der Tragödie schwebt der Genius, welcher das „Spiel" lenkt: Es ist der erste Akt aufprasselndes Feuerwerk, abgebrannt auf dem Jahrmarkt des Lebens; der zweite Akt lohende Feuersbrunst unter den Jahrmarktsbuden; der dritte ein wilder Kampf von Flammen und eisigem Regen; der vierte finstere regnerische Nacht; im fünften zieht die letzte furchtbare Stunde vor dem blutigen Tagesanbruch herauf. All die Gewaltmenschen von 1792: Danton, Robespierre, St. Just, Marat und Bonaparte stürmen vorüber und mit Ausnahme des letzteren lebt sich jeder aus bis zum Ende, bis er nicht mehr weiter kann. In diesem Anblick liegt der tragische Genuß des Stückes. Gust. Freytags altes Gesetzbuch billigt ihn so nicht ganz; aber warum nicht auch gegen Bleibtreu gerecht sein? Das Stück ist „bedeutend und originell" — beides potenziert; eine Fülle von Kraft spricht sich aus, wenn in die große Tragödie sich noch zwei oder drei kleinere eingesprengt finden, in denen das vereinzelte arme Menschenherz vom Schicksal zertreten wird: Marie Sombreuil — Madame Roland (II, 11) — Lenchen Duplay, deren Abschiedsszene (V, 8 und 9) einen Triumph wahrer Kunst bedeutet. —

Genauere Studien, gewidmet dem gesamten Dramatiker Bleibtreu, müßten besonders die trefflich geordneten Gruppen sondern, deren Komposition und Charakterisierung allein schon dramatisches Fühlen und höchsten künstlerischen Verstand beweist. Gesondert stehen Danton und Robespierre, die beiden erdgeborenen Riesen. Um sie herum ringen die Gruppen der gedankenvollen Girondisten, der wahnsinnigen Blutmänner, der Charakterlosen und Eitlen, der Streber und Schwärmer, der revolutionären Adligen. Rührend fällt in das finstere männliche Gewühl strahlende Kindlichkeit: Lenchen Duplay, und mystischer Zauber: Katharina Theos, und mutige Liebe: Theresa. Tallien, der Aal, und Legendre, der Wurm, winden sich durch alle Gruppen. Mit meisterlichem Takt betont dabei der Dichter in all den furchtbaren Männern stets den früheren Künstler, den halben oder ganzen Phantasiemenschen. Dadurch weiß er zu motivieren, dadurch weiß er zu versöhnen. Siehe den interessanten Charakterzug an Robespierre. (Seite 99.) Das wahnwitzige Künstlertum eines Nero steckt Collot im Leibe, Marat allein ist die kalte Journalistenfratze. Wenn das geliebte Künstlertum in den Revolutionshelden anklingt, so glaubt das horchende Ohr manch intimen Herzenston, manch innersten Gedanken des Dichters selber zu vernehmen. —

In die inneren geistigen Wandelgänge all der Charakteristik könnte sich mit wahrhaftem Vergnügen ebenso leicht der Historiker der Rev. wie der rein poetisch Genießende verlieren. „Nur das scharfe und redliche Seherauge des Dichters vermag das größte Ereignis der Geschichte mit unbestechlichem Wahrheitseifer in sich aufzunehmen und wiederzuspiegeln." Bleibtreu hat dies gesagt — und gethan. In großen nie schwanken-

den Linien, beschattet und beleuchtet, prangend in Farbe und Plastik, durchzogen von Nerv und Leben, voll Seele, atmende Menschen, stehen des Dichters Gestalten vor uns, mit zwei Worten springt die Kapsel ihres innersten Seins, überraschend, bisweilen dichterisch genial. (Mad. Roland, Robespierre, Danton.)

Was endlich jeden ohne Ausnahme fesseln muß, auch wenn er im übrigen anderer Überzeugung, das ist die Sprache, welche beim Drama mehr als bei andern Dichtungsarten abhängig ist vom innern, dichterischen Werte: hier, in Bleibtreus „Weltgericht", entdeckt man keine Stelle, wo Idee und Form sich nicht deckten, nicht entsprächen, nicht einander ebenbürtig wären. Einige Berolinismen in den Volksszenen sind notwendiger Weise zu tilgen, besonders für die Aufführung. Das ganze wird damit nicht berührt. Klar und knapp und gesund, nie schielend oder falschmünzerisch, das ist die Sprache; darum hören wir und sehen wir auch das ununterbrochene Rollen der Handlung. —

Das „Aber" der Kritik nach alledem? Nun denn, last and least, es gilt zumeist dem Schluß V, 11. So richtig er gedacht ist: er müßte theatralisch, dichterisch größer, mephistopheliſch furchtbarer sein. Bonaparte bringt seinen Namen, d. h. den Weltgeschichtshohn zu leicht an, und kein Zuschauer will an den künftigen Napoleon glauben. Doch das Werk empfängt eine Fortsetzung.

Eine herrliche Perspektivenwirkung dagegen ist an anderer Stelle erzielt worden, durch die skizzierte Gestalt Cromwells, welche schattenhaft, künstlerische Verdichtung heischend, notwendig, durch Bleibtreus „Weltgericht" wandelt, und fernhin deutet, mitten in die germanische Geisteswelt hinein.

Friedrich Kummer.

Münchener Litteratur.

Das große Jubel- und Ausstellungsjahr der Kunststadt an der Isar hat auch im Schrifttum eine verhältnismäßig reiche Blüte entfaltet. Das große Prachtwerk von Dr. Hans Reidelbach „König Ludwig I. und seine Kunstschöpfungen" (Verlag der Franz'schen Hofbuchhandl., München), verdient durch seine glänzende Darstellung, seinen reichen Inhalt und wertvollen Bilderschmuck eine erste Stelle in jeder Liebhaberbibliothek. Der Verleger hat auch eine billige Volksausgabe in gekürzter Form veranstaltet. — Die „Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert" von Friedrich Pecht (München, Bruckmann), enthält zahlreiche, interessante Illustrationen und bietet auch im Text sehr viel Belehrendes. Als reines Geschichtswerk wird es sich bei den bekannten Einseitigkeiten des Verfassers kaum zu behaupten vermögen. — „Zur Chronik der Münchener Oper". Theater-Briefe und -Berichte von Oskar Merz. Zwei Bände (Franz'sche Hofbuchhandl.). Der Verfasser nimmt unter den deutschen Musikreferenten einen der ersten Plätze ein. Er entrollt hier ein Bild von dem Münchener Opernleben der letzten Jahre, das in jedem Betracht die Bezeichnung glänzend verdient. Diese Aufzeichnungen sind ein wertvoller Beitrag zur Musikgeschichte der Gegenwart. — Grüß Gott in München! Ein humoristischer Wegweiser für Fremde und Einheimische von Fritz Carmen (Verlag von Eichinger, Ansbach). Verfaßt von dem Hauspoeten der Münchener Schlaraffia, einem Meister des humorvollen Knittelverses, wird diese lustige Abwandlung bajuwarischer Sehenswürdigkeiten allen Lesern eine freundliche Stunde bereiten. Nach unserem Geschmack ist manches viel zu milde ausgefallen. — Fritz von Ostini bezeichnet mit seiner Skizzensammlung „Großes und Kleines" (München,

Knorr und Hirth), den Höhepunkt des Münchener Feuilletons. Der größere Teil der 25 Nummern ist litterarisch so vortrefflich gemacht, daß er mit Ehren neben den besten Leistungen der Pariser Feuilletonisten sich behaupten würde. Des jungen Schriftstellers sämtlicher Werke erster Band, dürfen sich Liebhaber anmutiger, geist- und gemütvoller Rippes-Litteratur nach dieser Probe noch auf sehr viel Schönes gefaßt machen. — Thesaurus librorum Philippi Pfister, Monacensis. Mit Anmerkungen und Registern herausgegeben von Hugo Hayn. (München, Karl Uebelen). Dieses mit erstaunlichem Fleiße hergestellte Verzeichnis einer auserlesenen Sammlung Bavarica, Monacensia und Judaica, sowie von Werken aus allen Wissenschaften, wobei Rara und Curiosa, im Besitz des k. Regierungsrates und Schloßgutsbesitzers Philipp Pfister in München, ist höchst interessant und belehrsam durch das, was darinnen steht, wie durch das was nicht darinnen steht. Fünftausend Bände, gesammelt in den letzten 20 Jahren — und in der gesamten Belletristik von realistischen Autoren kein einziges Werk. — Fritz Hammer.

Vermischtes.

Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift von Friedrich Nietzsche. Leipzig, C. G. Naumann.

Angenommen, es handelte sich für dogmatisch gewöhnte Köpfe um die Feststellung des Grundgedankens, auf welchen sich die zahlreichen Schriften Nietzsches über Moral und Verwandtes aufbauen, so würde ein belesener Litteratus von der kritischen Zunft vielleicht schnell mit dem Hinweise auf den russischen Roman „Raskolnikow" bei der Hand sein und dem gläubigen Publiko zurufen: „Hier habt ihr Nietzsches Grundgedanken — Sklavenmoral, Herrenmoral — und zugleich die schöne praktische Nutzanwendung à la Tartar! Lest den ‚Raskolnikow!'"

In der That hat Dostojewskis Student Raskolnikow schon vor einem Menschenalter ausgesprochen und ausgelebt, was man den Nietzscheschen Grundgedanken nennen könnte, wenn es bei Nietzsche überhaupt auf einen dogmatisch fixierbaren Grundgedanken ankäme. Der Dostojewskische Romanheld vertrat nämlich die Ansicht, es gäbe Menschen zwei verschiedener Gattungen: die zum geistigen oder weltlichen Herrschen und die zum Dienen und Dulden geborenen; die Sitten- und Strafgesetze könnten daher auch nur, wie die Geschichte beweise, für die zweite Gattung Verbindlichkeit haben, während die erste Gattung, die herrschende und wertbestimmende, der von ihr erfundenen Moral nur soweit eine sie selbst verpflichtende Allgemeingültigkeit zuerkenne, als es dem Machtwillen der Herrschenden gefalle und in ihren Kram passe. Dostojewskis Held Raskolnikow fühlt sich natürlich als Mensch erster Klasse und kommt zu dem Entschluß, die weltbeglückende Rolle, die er sich zugelegt, mit den Mitteln durchzuführen, die ihm ein gemeiner Raubmord in Aussicht stellt. Das sieht sich allerdings sehr weltgeschichtlich-moralisch an. Ein Raubmord — eine Machtfrage, Bagatelle für den berufenen Herrschermenschen, ein Sklave weniger, bah! Aber bei Raskolnikow hat die Geschichte doch auch ihren Haken: er verstrickt sich in allerlei Seelenkämpfe, da er das letzte Restchen Vorurteil, das sich nur für den sklavischen Herdenmenschen schickt: das Gewissen, selbst noch nicht ganz in seinem Herrscherbusen überwunden hat; bald hält er sich für viel zu hochstehend, die gemeine That zu thun, bald für viel zu hochstehend, sie nicht zu thun, bis die Notwendigkeit, sie dennoch zu thun, sich zur übermächtigen Wahnvorstellung in seinem Herrscherschädel auswächst und der

Raubmord an einer alten reichen Wucherin und Pfandverleiherin wie etwas Selbstverständliches vollzogen wird. Natürlich stellt sich zuletzt heraus, daß der brave Raubmörder sich doch in seiner Klassifizierung geirrt hat, daß er nicht zur ersten Menschengattung gehört, denn er bekommt wieder Gewissensbisse und dergleichen, was sich nicht für sein ideales Herrschertum schickt, er verabscheut die That, sich selbst, die ganze Welt und läuft schließlich auf die Polizei, sich als Mörder anzugeben und sich sein Verbrecher-Recht auf die bekannte Billeggiatur in Sibirien auszubitten. So im Roman und in Rußland.

Aber bei Nietzsche, diesem außerordentlichsten, phänomenalsten Kopfe, den bis jetzt der Skeptizismus auf deutschem Boden gereift hat — ja, gereift! — kommt es überhaupt nicht auf Haupt- und Nebengedanken und anderen philosophischen Schablonenkram an: an seinem Denken ist nichts Erstes und Letztes, kein Oberes und Unteres; da ist alles, wo es auch stehe und wann es in die Erscheinung trete, gleichwertig und gleichberechtigt. Sein Denken ist über Herren- und Knechtsmoral hinaus, wie es jenseits der Begriffe Gut und Bös schon längst wieder nach neuen Schrankenbrüchen und Übersteigungen auf der Lauer liegt. Und hätte er sich einmal im Verdacht — welche Verdachte andere über ihn haben, hat diesen freiesten aller freien Geister nie gekümmert — daß er nun schließlich doch in einem verborgenen Fangeisen hängen geblieben, er, der gewitzigste und mißtrauischste Reinecke im freien Jagdrevier der Moralwissenschaften, so würde er, gleich dem Fuchse in der lateinischen Jagdgeschichte, zu seiner Befreiung sich das eigene Bein abbeißen und in „fröhlicher Wissenschaft" leicht und wohlgemut davon eilen, als hätte er sich statt des Beines nur einen beschwerlichen Stiefel ausgezogen. Ein Philosoph von dieser Beweglichkeit und Umbildungskraft ist allerdings kein behaglicher Partner für den heutigen gebildeten Durchschnittsdeutschen, der auch im Denken auf stramme Mannszucht hält! Ich glaube, die geehrten Herrschaften würden sich auch gar nicht verstehen. Nietzsche hat für seine eigensten Meinungen und Urteile auch seine eigenste Sprache — eine wundervolle, entzückende Sprache, aber doch eine Sprache, die vom heutigen gebildeten Durchschnittsdeutschen immer weniger verstanden wird, denn sie ist ganz und gar nicht exerzierplatz-, nicht universitäts-, nicht bureau- und nicht journalmäßig; sie ist leicht wie Luft, schwer wie Gold, durchsichtig wie Glas und voller Geheimnisse, hell wie das Mittagslicht und dunkel wie ein Bergsee um Mitternacht. Nein, dieser Nietzsche ist kein lesbarer Mann. Er ist auch, wie gesagt, nirgends zu packen in seiner aalglatten Gedankenbehändigkeit — und trotzdem will er in jedem Aphorismus, in jeder Wendung festgehalten und entziffert und ausgedeutet werden wie eine alte heilige Schrift, wie ein Gotteswort. Zudem scheint es oft, daß es ihm gar nicht darauf ankomme, verstanden zu werden; besonders wo er sich der allerauffälligsten Deutlichkeit befleißt, muß man auf der Hut sein, denn gerade da hat er es meist auf eine Irreführung der nicht ganz feinen Köpfe abgesehen. Ein Mephisto! „Ja, um mich lesen zu können, muß man beinahe Kuh, jedenfalls nicht moderner Mensch sein — Eins thut vor allem not, was heutzutage gerade am Besten verlernt worden ist: Das Wiederkäuen." So ungefähr. Wer nun dahinter gekommen ist, und es kommen Gottlob (Mephisto-Nietzsche hüstelt und macht eine halbe Wendung auf dem Absatz) immer noch Einige dahinter — keine Raskolnikows! — keine Wagner-Parsifalianer! — der hat vor allen Dingen einen hohen künstlerischen Genuß im Nachempfinden und Nachschaffen des höl-

lisch verführerischen Bewußtsein-Inhaltes (Mephisto-Nietzsche pfeift leise durch die Zähne) dieses urdeutsch-europäischen Schriftstellers, dieses gefährlichsten Denkers — für Nachdenker! Als philosophischer Sprachkünstler, der sich wie ein Hexenmeister bald der Denk-, bald der Phantasie-Sprache, bald der Mischung beider in neunundneunzig Abstufungen mit vollendeter Sicherheit bedient, hat er in keiner Litteratur, am wenigsten in der deutschen, seinesgleichen. Und darum wird er noch für lange zu den wenigst gelesenen Autoren des Reiches gehören. Ich glaube aber nicht, daß er sich allzu heftig darob grämt.

Sein neuestes Buch, „Zur Genealogie der Moral" betitelt (Ladenpreis Mk. 3,50), hat er dem letztveröffentlichten „Jenseits von Gut und Böse" zur Ergänzung und Verdeutlichung beigegeben. Es besteht aus drei Abhandlungen in Aphorismenform: 1. Gut und Böse, Gut und Schlecht; 2. Schuld, schlechtes Gewissen und Verwandtes; 3. Was bedeuten asketische Ideale? Dann eine Vorrede und eine lange Anmerkung auf S. 37/38, worin er öffentlich und förmlich den Wunsch ausdrückt, daß irgend eine philosophische Fakultät sich durch eine Reihe akademischer Preisausschreiben um die Förderung moralischer Studien verdient machen möge. Er bringt zunächst die Frage in Vorschlag: „Welche Fingerzeige giebt die Sprachwissenschaft, insbesondere die etymologische Forschung, für die Entwicklungsgeschichte der moralischen Begriffe?" Dabei rechnet er nicht bloß auf das Interesse der Philologen, Historiker und Berufs-Philosophen, sondern auch auf die Teilnahme der Physiologen und Mediziner zur Erforschung der moralischen Probleme, wozu sein neues Buch so mächtigen Anstoß giebt durch die Fülle und Eigenart der Gesichtspunkte. Am schärfsten geht er diesmal den englischen Biologen, Psychologen und Moralisten zu Leib, und die vielen Freunde, welche sich die Engländer gerade auf diesem Felde in den letzten Jahrzehnten im vermaterialisierten Deutschland gewonnen haben, werden die Hände über ihren Utilitarier-Köpfen zusammenschlagen, wenn sie Nietzsches Aus- und Abführungen lesen. Wir können unseren Lesern diese Schrift als eine der kühnsten und geistreichsten Erscheinungen im Bereiche philosophischer Spekulation nicht dringend genug empfehlen. Den vollen Genuß, um dies zum Schluß rund herauszusagen, werden aber nur jene Geister an Nietzsche haben, welche die Freigeisterei soweit treiben, daß sie den Mut erübrigen, selbst ihrer Wahrheit den Glauben zu kündigen, d. h. ihre eigene Freigeisterei ad absurdum zu führen.

M. G. Conrad.

Von Karl Bleibtreu erschienen: 1) „Zur Jahrhundertfeier der französischen Revolution". (Berlin, Fischer.) Wohl eine kleine Nebenarbeit des Dichters. Eine geistvolle Verteidigung des revolutionären Systems, die sich besonders gegen Taine richtet und vor allem Robespierres bemaketes Andenken zu „retten" sucht. In dem Abschnitt über die Revolutionskriege, mit dem bekannten militärgeschichtlichen Wissen dieses Autors entworfen, finden sich wohl einige Flüchtigkeiten. Franz II. als „Bruder einer tief gekränkten Schwester" (Marie-Antoinette war ja seine Tante!) auftreten zu lassen, ist ein lapsus calami. Doch soll es vielleicht sinnbildlich verstanden werden, betreffs der Bruder-schaft gekrönter Häupter untereinander. — 2) „Napoleon I.". (Dresden, Pierson.) Nur eine neue Ausgabe des bekannten früheren Buchs „Geheimnis von Wagram", doch wesentlich im Einzelnen verbessert und bereichert. Die Studie über den Nibelungendichter fiel weg, wofür zwei neue

Kapitel „Napoleon als Theoretiker", „Napoleon und seine Verkleinerer" eintraten. Besonders letztere Verteidigungsschrift ist mit umfassender Kenntnis und großer kritischer Schärfe verfaßt. Die hohen überschauenden Gesichtspunkte verstehen sich bei Bleibtreu von selbst. — 3) Höhere Ansprüche erhebt „Friedrich der Große bei Collin". (Berlin, Luckhardt.) Auch in diesem neuesten Schlachtenepos in Prosa hat Bleibtreu strenge geschichtliche Forschung mit dichterischer Darstellung verbunden. Wir lasen in einer Besprechung von fachmännischer Seite: „Eine in ihrer Art großartige Leistung voll dramatischen Lebens, voll dichterischer Kraft, dabei ein quellenechtes Bild. Es ist imposant, wie die tragische Schuld des großen Königs aus denselben Eigenschaften abgeleitet wird, durch welche er gerade der Große geworden ist" u. s. w. Hier müsse man sich erfreuen „an tief eindringender Charakteristik geschichtlicher Personen und wirklich congeniales Urteil — ohne knickerige Kritik". „Unter der künstlerischen Form verbirgt sich eine minutiöse gründliche Arbeit" u. s. w. Dies reiche Lob ist gewiß verdient. Allein, wir hätten gewünscht, daß Bleibtreu der „knickerigen Kritik" nicht dadurch eine Handhabe geboten hätte, daß er am Schluß die Form der Dichtung fallen läßt und als Geschichtskritiker redet. Zwar bildet dieser kurze Schluß eigentlich nur einen Epilog, der mit der Dichtung selbst nicht zusammenhängt; aber bedenke der Dichter doch, daß die sogenannte Kritik nur dazu da ist, um mit Fälschung des Sachverhaltes irgend eine angebliche Blöße zu ertappen. Wir sind überzeugt, daß es auch an Leuten nicht fehlen wird, die das Wagestück, Zopf-Leute im Ton ihrer Zeit reden zu lassen, verdammen. Möge sich Bleibtreu auch in dieser Beziehung an dem Bewußtsein seiner Virtuosität, die das Schwerste überwindet, genügen lassen. — 4) „Dies Irae", ein Hauptwerk des Dichters, ist als Illustrierte Volksausgabe (Stuttgart, Krabbe) erschienen. Die zahlreichen Illustrationen sind trefflich, obschon einzelne dem Text nur wenig entsprechen. Wer vom Wesen des wahren Realismus eine Ahnung hat und denselben nicht in der Erotik sucht, wird diese berühmte Schilderung der Ursachen und des Verlaufs der Sedan-Katastrophe mit doppeltem Interesse lesen und begreifen, warum Vischer und Scherr dies Opus so freudig begrüßten. F.

„Kalender des Deutschen Schulvereins auf das Jahr 1889". Redigiert von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien, Karl Fromme. Der Kalender weist Beiträge von den ersten österreichischen Schriftstellern auf, wie Hamerling, Rosegger, Chiavecci, Grasberger, Anzengruber, Müller-Guttenbrunn, Milow, auch deutsche Autoren wie Seidel, Bormann haben sich mit Beiträgen eingefunden. Dieser Kalender ist geschmackvoll redigiert und zeigt jenes charakteristische Gepräge, das wir an allen litterarischen Unternehmungen des Redakteurs finden. In Anbetracht des litterarischen Wertes des Buches und des wohlthätigen Zweckes, den es verfolgt, können wir den Kalender nicht warm genug empfehlen. W.

Jean Fastenrath, Figures de l'Allemagne contemporaine. Paris, Albert Savine. Herr Johann Fastenrath ist dem Litteraturkenner hauptsächlich als stolzer Spanier bekannt, durch dessen Schreibweise ein Zug von jenem volltönenden Pathos und jener bilderreichen Leidenschaftlichkeit geht, wie sie nur dem Schrifttum der Pyrenäenhalbinsel eigen. Herr Johann Fastenrath aus Köln, das wußten alle, die seine Bücher und Aufsätze gelesen, hat sich in das Spanische eingelebt, daß er es wie seine Muttersprache meistert. Nun tritt diese merkwürdige Rheinländer-Seele in einer neuen

Wandlung vor uns hin: sie hat sich dem Französischen angepaßt und in die Sprache Voltaires hineingeübt, daß nur der Allerscharfäugigste aus dem Stile des vorliegenden Buches den gebornen Nichtfranzosen an einigen Winzigkeiten noch zu erkennen vermag. Sogar die Wahl der Stoffe verrät französische Art! Es finden sich da neben allgemeingiltigen deutschen Größen auch solche Figuren gezeichnet, für die sich wirklich nur noch ein Boulevardier zu interessieren vermag, z. B. — le dernier duc de Brunswick! Fanny Elsler! Auch die Weise, wie die Bedeutung der Figuren begründet und dem Leser eingeschmeichelt wird, ist ganz und gar französisch. Gewiß, in mehreren Sprachen korrekt zu schreiben, ist für den philologisch begabten und fleißigen Deutschen keine Hexerei — aber in allem die Täuschung so weit zu treiben, wie dieser Johann Fastenrath, das ist schon phänomenal. Wir sind nicht sicher, ob — doch es ist besser, wir lassen uns überraschen und warten sein nächstes Buch ab.

Fritz Hammer.

„Lehrbuch der empirischen Psychologie" von Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem. Wien, 1888. A. Pichlers Witwe & Sohn. Der feinsinnige und geschmackvolle Autor, der sich durch seine philosophisch-historischen Feuilletons in der „Neuen freien Presse" in der feinen litterarischen Welt einen geachteten Namen erworben, zeigt sich im vorliegenden Werk als theoretisch gebildeter und praktisch tüchtiger Pädagoge, denn das Buch ist vor allem für Gymnasien und höhere Lehranstalten berechnet,. auch den Autodidakten wird es wesentliche Dienste leisten. Wir können das von bedeutendem Wissen und anerkennenswertem Fleiß zeugende Büchlein an dieser Stelle nicht analysieren, möchten aber demselben ein warmes Geleitswort auf den Weg mitgeben. W.

Die Gemälde-Galerie des Grafen von Schack in München. 75 Blatt in Heliogravüre-Reproduktion und 40 Textillustrationen mit begleitendem Text von Graf A. F. von Schack. In zwei Ausgaben: vor und mit der Schrift (die Lieferung zu 60 und zu 25 Mark). Im Ganzen acht Lieferungen in Zwischenräumen von sechs Wochen.

Diese einfache Anzeige bereitet auf ein Ereignis im Kunsthandel vor und hält alle Freunde der schönen Kunst in Spannung. Die unvergleichliche Schack-Galerie, nachgebildet mittels der nicht weniger unvergleichlichen Reproduktionsmethode der Dr. E. Albertschen Kunst-Verlagsanstalt in München, wandert jetzt hinaus in alle Welt, unsern vaterländischen Meistern Genelli, Boecklin, Feuerbach u. s. w. neue Bewunderer erweckend. Nicht geringes Aufsehen wird der Begleittext des berühmten Sammlers und Dichters Schack machen. Wir kommen auf das Unternehmen demnächst ausführlich zurück. M. G. C.

Aus dem Verlage von Herrosé in Wittenberg liegen uns zwei Werkchen vor, die wir dem deutschen Hause mit bestem Gewissen als vortreffliche Lektüre empfehlen können:

Der Götterhimmel der Deutschen von Ferdinand Schmidt. (Preis 1 M. 80 Pf.)

Gudrun. Eine Umdichtung des mittelhochdeutschen Gudrunliedes von Leonhard Schmidt. (Preis 1 M. 80 Pf.)

Nichts Erquickenderes für unsere reifere Jugend, als sich in die Pracht und den Reichtum unserer guten alten Volkssagenwelt zu versenken! Welche Schätze von gesunden Naturanschauungen sind da noch zu heben! Und Ferdinand Schmidt weiß Rat und Führung wie kein Zweiter für alle, die sich auf möglichst kurzem und bequemem Pfade den Herrlichkeiten unserer Väter nahen wollen. Das gleiche

Lob dürfen wir Leonhard Schmidt für seine Gudrun-Umdichtung erteilen. Das ist einfach eine Musterleistung. Wer sich durch dieses wunderliebe Buch nicht erwärmen und begeistern läßt für unseres Vaterlandes und seiner Helden in Lieb und Leid unausgesungene Poesie, dem ist überhaupt nicht zu helfen. Wie Leonhard Schmidt als Gelehrter und als Künstler sich zu seiner preisenswerten That gerüstet hat als wirklich Berufener, das wird der kundige Leser aus der fesselnden Einleitung merken. Nochmal unsere herzlichste Anerkennung! M. G. Conrad.

Es sei nicht versäumt, auf den jetzt vollständig in neuer Bearbeitung vorliegenden „Kleinen Meyer" (Leipzig, Bibliogr. Institut), als bestes und handlichstes Konversationslexikon nachdrücklichst hinzuweisen; es wird in keiner Weise von anderen ähnlichen Werken übertroffen. C.

Otto Spielberg: „Die Menschen-Rechte. — Das Menschen-Ideal und seine Erfüllung. — Der Kampf gegen die bestehende Ordnung." — Zürich: Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

„Jede gesellschaftliche Form — Staat oder sonstwie genannt — hat nur so lange bindende Kraft für uns, so lange sie vorteilhaft für uns ist. Hört sie auf, das zu sein — und für den Besitzlosen ist das der Fall — so haben wir das Recht, sie wie ein Kleidungsstück, das für die Blößen des Daseins nicht reicht, von uns zu werfen und unseren eigenen Willen dem entarteten Gesamtwillen entgegen zu setzen." — Dies setzt Spielberg dem „Kampf gegen die bestehende Ordnung" als Motto voran — dies bildet den Grundzug seiner drei Schriften. Und wahrlich, er hat nicht Unrecht — bei näherer Betrachtung der sozialen Verhältnisse, der grenzenlosen Übergriffe der Machthaber, der gegenseitigen Ausbeutung, der widerrechtlichen Unterdrückung, sieht man nur zu schnell ein, daß Vieles faul ist in den Staaten. — Die halbverrosteten und verkehrt arbeitenden Staatsmaschinen — die den Arbeiter statt den Feind vernichten, wieder in Gang zu bringen, will Spielberg den Weg zeigen — und er glaubt ihn in der Rückkehr zur Natur gefunden zu haben — er steht also ganz im Banne Rousseaus, dessen Ideen er vielfach ausbeutet und verschärft. Wenn Rousseau-Spielberg für Natur — Natürlichkeit — setzen würde, würden wir mit ihm voll und ganz übereinstimmen. Natürlichkeit, mithin Wahrheit, ist das, was ein jedes Volk, ein jeder Staat, ein jedes Glied des Staates, üben und lieben soll. Einfachheit der Sitten, Rückgang des Luxus, möglichste Gleichheit, Verstaatlichung des Grund und Bodens, wie sie Flürscheim in seinen vielfachen Schriften und seinem Blatte Deutsch-Land so klar entwickelt und verteidigt, sind es, die die Degeneration des Menschengeschlechtes aufhalten können. Dies sind auch die Mittel, mit denen Spielberg arbeiten will, aber er geht zu sehr ins Weite — er verliert sich in Einzelheiten, deren Erreichung bei unserm immerhin hohen Kulturzustand nicht realisierbar — wie sich ja auch Rousseau und seine Nachbeter und — treter mit ihrer Natur-Theorie überlebt haben. Das relativ beste und durchgearbeitetste der drei Bücher ist „Die Menschen-Rechte" — ein Wegweiser für diese Welt der Komödie. Durchglüht von hoher Begeisterung für Freiheit und Wahrheit deckt er hier die uralt-heiligen Rechte der Menschheit auf, weist darauf hin und ruft: Wahrt sie Euch — sie bilden die Quintessenz Eures Seins. Seine Schriften wenden sich gegen alle die unnötigen Tagediebe, von denen ein arabisches Sprichwort so schön sagt: Hali an essánaï munkáta'a lillah teala (ohne jede Beschäftigung, angewiesen auf

Gott den Höchsten). Streber- und Muckertum, Speichelleckerei, Schweifwedelei, die den k. k. Nachtgeschirren ihre patentierte Hochachtung bezeugt, Katzbuckelei — Lüge, Heuchelei haben einen erbitterten und gefährlichen, weil mutigen, von Wahrheit und Recht erfüllten Gegner in Spielberg. Spielberg sagt die Wahrheit rücksichtslos und rückhaltlos. Und leider ist es ja das größte Lob, was man einem Menschen sagen kann — wenn man anerkennt, daß er wahr ist. Wahrheit kann man mit der Laterne suchen und findet sie in dieser Welt der Komödie doch nur bei Auserwählten. Mit dem „Menschen-Ideal" können wir in einzelnen Punkten absolut nicht übereinstimmen. Spielberg bezeugt der Kunst eine zu große Mißachtung, allerdings, die Kunst, die wir bis jetzt gehabt — ist nicht einen Dreck wert — aber jetzt haben wir ja in der Litteratur einen Zola, einen Conrad, Bleibtreu, Kretzer, einen Dostojewski — in der Musik einen Richard Wagner — auch die Malerei schließt sich der frischfröhlichen realistischen Richtung an — wir haben also wieder eine Kunst — eine Kunst, die es wahrlich wert ist, hoch geachtet zu werden — denn sie trägt ja zur Verwirklichung des von Spielberg ersehnten Ideals bei. Er erblickt jedoch in der Kunst nur ein Hindernis der Rückkehr zur Natur — selbstredend hat er recht, so lange er die patentierten Hofpoeten, die Hymnen- und Krönungsmarsch-Komponisten, die Heiligenschein-Maler meint. — Unrecht, großes Unrecht aber, wenn er unsere edle, freie Kunst verunglimpfen will. Was er über Fürsten, Diplomaten, Mandarinentum und Geistlichkeit sagt, ist meist trefflich wahr. Er seziert das uns Unnötige und Schädliche mit genialer Virtuosität — es stehet vor uns da, alles falschen Glanzes und Theaterschimmers entkleidet, in seiner erbärmlichen Nacktheit und Hohlheit; hier ist Spielberg wirklich Wohlthäter der Menschheit — aber auch da ist er sich einer Gefahr nicht bewußt geworden. Der ungebildete Leser wird hier die Grenzen, die der Gebildete und Spielberg selbst gezogen haben will, nicht ziehen. Sätze wie „Du kannst durch Unehrlichkeit zum ehrlichen Manne werden. Du kannst durch Raub zum höchsten Ansehen gelangen" — sind doch nur mit Vorbehalt aufzunehmen — oder „Auf einen Raubmord kommt's nicht an — wenn Du tod, gilt es so viel wie ein Nasenstüber" — das sind Sätze, die den krassesten Egoismus predigen — die der Gebildete wohl zu würdigen versteht — weil er deren ironischen Nebensinn erkennt! Nimmt sie der Ungebildete in sein A B C auf, wird sich Spielbergs Ideal nie verwirklichen. Spielberg hat oftmals keinen größeren Feind als sich selbst — er legt seinen Ideen einen Hemmschuh an, er weiß wohl — was er meint, die große Masse wird seine Worte nachempfinden — nicht den Inhalt, den Geist dieser Worte. Im „Kampf gegen die bestehende Ordnung" entwirft Spielberg ein völliges Lebensprogramm. Fußte er in den beiden andern Schriften auf den modernen, sozialen Fragen, so basiert er hier voll und ganz auf Rousseau. — Was er hier empfiehlt und verteidigt hat sich teilweise in Amerika bereits realisiert und zwar in der Oneida-Gemeinde, sogar teilweise im Mormonentum. Hier will er nur Mensch ohne Unterschied sein, ein Glied der großen, allgewaltigen Natur — nur in ihr und für sie leben. Das ist so weit ganz gut — Natur ist das Vollkommenste der Welt beatus ille qui procul negotiis — glücklich der Mann, der frei in der Natur leben kann — aber die rückhaltlose Verwerfung der Kunst und Wissenschaft von den kulturellen Fortschritten ist es, die das meist so vortreffliche Programm einseitig macht. Die Menschheit steht auf einer Stufe, die zur Degeneration führt — das ist un-

leugbar — aber diese Degeneration würde beschleunigt werden, wenn alle Ideen Spielbergs sich verwirklichten. Das Erwecken des Familiensinns — das Leben in und für die Familie, das ist ein schöner, edler Gedanke, den ich nebenbei bemerkt in meinem Roman „Tristan" in ähnlichem Sinne ausgesprochen — aber die völlige Rückkehr in das Naturleben? — Nein — der moderne Mensch braucht gewisse Bequemlichkeit, gewissen Luxus — schon im Interesse seiner Hämorrhoiden. — Trotz ihrer Irrungen sind Spielbergs Bücher wärmstens zu empfehlen. Sie enthalten einen unendlich edlen, modern sozialen Kern. Ein jeder Leser wird sich erhoben und gestärkt fühlen nach Lektüre der Bücher, im Bewußtsein, daß es noch wahre Männer giebt, die für Recht und Freiheit der Menschheit kämpfen. Spielbergs Schriften gehören zur Kategorie der „Verbotenen". — Das sichert ihnen die weiteste Verbreitung, die man im Interesse der Allgemeinheit nur dringendst wünschen kann.

Hans von Basedow.

Petöfis Leben und Werke. Von Alexander Fischer. Eingeführt von Maurus Jókai. Leipzig, W. Friedrich.

Ach, dieser Petöfi war auch so Einer!

Nicht in dieser Einführungs-Rede, sondern irgendwo anders, sagt der glückliche Maurus: „Die Großen und Mächtigen in Ungarn würdigten die Lieder Petöfis keiner Beachtung; sie erklangen nur in den Hütten. Niemandem kam es in den Sinn, den Freiheitssänger zu belohnen; nicht einmal den Männern der gelehrten Gesellschaft, die doch nicht viel zu denken haben, fiel es ein . . ."

Die Großen und Mächtigen! Die Gelehrten! Und Belohnung eines Freiheitssängers! Ja, wäre Petöfi ein Litteratur-Lakai gewesen, ein höfischer Spaßmacher oder Feuilleton-Witzling, oder hätte er in alten Schmökern geschnüffelt und klassische Berühmtheiten bearbeitet, dann hätte es ihm nicht an Auszeichnungen und Trinkgeldern gefehlt. Aber so . . . ein einfacher, ehrlicher, genialer Kerl! Hol ihn der Teufel! die oberen Zehntausend haben nichts mit ihm zu schaffen!

Gott sei Dank, der Geist der Zeit, der gar nicht, wie Herr von Goethe meinte, nur der „Herren eigener Geist" ist, hat das Genie des armen verlassenen Sängers auf seine Fittiche genommen und über Schand und Schund der Herrschenden hinausgetragen in die Ätherweiten ewigen Lebens und ewiger Bewunderung in der Litteratur der Menschheit. Von allen Denkmälern, die ihm bis jetzt gesetzt wurden, ist das Fischersche Buch das herrlichste und anmutigste. Wir kommen darauf zurück.

Fritz Hammer.

„Auf deutschem Boden". Novellen aus dem sozialen Leben unserer Tage von E. W. E. Brauns. Halle, Tausch u. Große. Anspruchslose und stimmungsvolle Erzählungen sind es, denen wir in obgenanntem Buche begegnen; die beste derselben ist „Der neue Oberbürgermeister", in welcher in scharfer und treffender Weise die lieblose Art gegeiselt wird, mit der reiche Verwandten nur allzu häufig den Armen begegnen. Lustig ist die letzte der drei Erzählungen „Eine Fastnachtsverschwörung", wo das Glück zweier Menschen durch eine schnurrige Personalverwechslung begründet wird. W.

Kaiser Friedrich III. von Edoard Simon nach dem französischen Originale in die deutsche Sprache übertragen von Euphemia Gräfin Ballestrem. Breslau, S. Schottlaender. Es ist ein zweifach interessantes Buch, welches wir in Händen halten; interessant, wegen der biographisch-richtigen und umfassen-

den Zusammenstellung; weit interessanter noch, weil es vorurteilsfrei und edel gehalten ist und in dieser Form aus der Feder eines französischen Autors stammt, der dem deutschen Kaiser volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Das Buch behandelt in vier Abschnitten das Leben des edlen Märtyrers der deutschen Nation; die erste Abteilung umfaßt seine Kinder- und Jugendjahre bis zu seiner im Jahre 1858 erfolgten Vermählung mit der Prinzessin Viktoria von England; die zweite Abteilung beschäftigt sich mit dem Zeitabschnitte vom Jahre 1858 bis 1870, in welchem die Proklamation des Deutschen Kaiserreiches erfolgte. Die dritte Abteilung führt uns den Kronprinz des deutschen Reiches bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. vor. In der vierten Abteilung endlich wird die kurze Regierungszeit des Mannes eingehend geschildert, welcher in sich alle Tugenden vereinte, die sein Volk hätten beglücken müssen. Der Anhang bringt Proklamationen und Erlässe des Kaisers, Briefe und Telegramme der Kaiserin. Das Buch, dessen wir hier Erwähnung thun, gehört sicher nicht zu den Eintagsfliegen, die auftauchen, um alsbald wieder zu verschwinden; es wird auch noch künftigen Generationen ein interessanter historischer Leitfaden bleiben, welcher ihnen Aufschluß geben kann, über das Leben und Wirken eines Mannes, der ein besseres Los verdient hätte, als jenes, welches das Schicksal ihm beschieden. Th.

Die Hygieine der Liebe von Paul Mantegazza. Nach der vierten Auflage aus dem Italienischen. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Jena, G. Costenoble.

Es ist kein geringes Verdienst der rühmlich bekannten Jenenser Verlagshandlung, dem deutschen Publikum nach und nach die in Italien epochemachenden Schriften des kühnen Florentiner Schriftstellers und Forschers Mantegazza in guten Übersetzungen zugänglich zu machen. Mantegazza — ein Mann in Amt und Würden: er ist Professor der Anthropologie und Senator des Königreichs — hat in deutschen Landen keinen Kollegen, der es ihm in seiner Gattung von Schriftstellerei zuvor thun könnte; er hat auch in seiner Heimat keinen, der ihn darin überträfe. Ein Sprachkünstler ersten Rangs, ein Meister feiner und volkstümlicher Darstellungsweise, verbindet er mit dem vornehmen Gefühle des Dichters die Unerschrockenheit des Denkers und Forschers.

Zu seinem berühmten Werke „Physiologie der Liebe" bildet das vorliegende Buch das Seitenstück. Wir wollen uns keine ärztliche Befugnis anmaßen und dem Urteile des patentierten Medizinmannes überlassen, was in diesem seltsamen Buche „Hygieine der Liebe" Medizinmännisches ist. Uns gehört nur die schriftstellerische Leistung und die zur deutschen Ausgabe vom Verfasser besonders geschriebene Vorrede „Die Schamhaftigkeit in der Wissenschaft".

Die Abfertigung der „verschämten" und der „heuchlerischen" Leser, die uns Deutschen der italienische Schriftsteller als Gastgeschenk spendet, gehört zum Allerglänzendsten, was wir seither von Mantegazza gelesen. Beim Zeus, so spricht ein Mann, in welchem sich attische Feinheit, gesunder italischer Menschenverstand und sonnige Freiheitsliebe des modernen Denkers aufs Glücklichste vereinen; so schreibt ein Schriftsteller, der sich nie zum Lakeien der sogenannten „öffentlichen Meinung" herabgewürdigt hat, sondern stets das Haupt stolz erhoben trägt gegen Vorurteil und Heuchelei! Und was er spricht und schreibt, mögen sich die großen und kleinen Tartüffe diesseits und jenseits der Alpen gesagt sein lassen. Denn auch jenseits der Alpen, im freien Lande Italia, wo man den griechischen Statuen noch keine

blechernen Feigenblätter umhängt, erhob sich ein Sturm der Entrüstung gegen Mantegazza, als seine „Hygieine der Liebe“ erschien. Ei, ei, ein so berühmter Schriftsteller, ein so beliebter Professor, ein Mitglied der ersten Kammer des Königreiches — und ein solches Buch! Wie kann sich der Mann so weit verirren! Und er hat's doch auch gar nicht nötig, würde z. B. Seine Hochwürden der Litteratur-Sittenprediger J. V. Widmann vom Berner Bund in abgründlicher Weisheit beifügen: er hat's gar nicht nötig, den Abtrittsgruben-Räumer oder „Nachtkönig“ der verliebten und liebeskranken Menschheit zu machen, er hat ja zu leben als Professor und Senator, er soll das schmutzige Geschäft den Leuten, die wie Zola, Conrad u. s. w. davon leben müssen, überlassen!! Natürlich, der Dienst der Wahrheit und der echten Humanität, der nicht mit dem Kleistertopf frommer Lügen hantiert, ist ein „schmutziges Geschäft“ für diese scheinheiligen Zionswächter, für diese schielenden Allesbesserwisser, denen das Erkenntnisvermögen oder die Ehrlichkeit nicht ausreicht zur Erfassung der Thatsache, daß die nackte Wahrheit schamhafter ist, als die halbverhüllte Wahrheit der kasuistischen Liebrianswirtschaft unserer ebenso furchtsamen wie frechen Scheinkultur! Und wenn nun solche Bücher, wie Mantegazzas „Hygieine der Liebe“, kecken Mutes in die durchseuchte Welt treten, so sind die Wortführer und journalistischen Leithammel rasch beim Zeug: sie kritisieren nicht, sie beschimpfen!

Ach, wenn diese Beschimpfungsvirtuosität so viel Gehirnschmalz kostete, wie das Aufstellen ernster, höherer Gesichtspunkte in Kunst und Wissenschaft, wie das Einschlagen neuer, gefährlicher Pfade in der Forschung und Dichtung, dann würden wir vor jenen sittsamlichen Belferern und Maulaufreißern bald nichts mehr hören und sehen. Aber so!

Es konnte Mantegazza nicht erspart bleiben, daß ihn die virtuosen Heuchler begeiferten und ihm den „schamlosen Schriftsteller“ an den Kopf schleuderten.

„Der Lärm war so stark, die Grobheiten schallten so laut,“ bestätigt Mantegazza seinen deutschen Freunden, „daß es nicht verwunderlich ist, wenn ihr Echo die Alpen überschritt und bis zu Euch gelangte.“ Mantegazza tröstet sich mit feiner Ironie damit, „daß man in den verderbtesten Zeiten, unter dem größten moralischen Verfall immer am lautesten von Tugend und Schamhaftigkeit spricht,“ und fügt die sarkastische Erklärung bei: „Vielleicht geschieht dies aus demselben Grund, warum die Feigsten gewöhnlich die größten Prahler sind und die Furchtsamsten am meisten von ihrer Tapferkeit sprechen.“ Habeant sibi.

Um unsern Lesern und Gesinnungsgenossen jedoch einen vollen Vorgeschmack von der heldenhaften Schriftstellerart Mantegazzas zu geben, setzen wir den Schlußabschnitt seiner klassischen Vorrede wörtlich her:

„Heilige und gesegnete Schatten Griechenlands! Steigt auf, um diesen trüben, stinkigen Nebel der Heuchelei zu zerteilen, welcher uns alle einhüllt und zu gleicher Zeit nach Bordell und Sakristei riecht; vertreibt mit den heiteren und warmen Strahlen Eurer Ästhetik diesen giftigen Schimmel, welcher in den tiefen Spalten einer falschen und verderbten Bildung wuchert. Teilt uns, Ihr Griechen, Euere keusche und heilige Nacktheit mit, die Nacktheit der medizäischen Venus; befreit unser Fleisch von aller Schminke, allem Firnis, allen Lumpen der tausend und einen Heuchelei und stellt uns nackt vor die Sonne, vor jene Sonne, welche jeden Morgen ewig jung aufsteigt, um uns Leib und Seele zu liebkosen; welche es verschmäht, in jene Tiefen hinabzusteigen, wo nur Schimmel gedeihen kann, wo in krampfhaftem Ge-

wimmel die falschen Tugenden, die krankhaften Wollüste unseres Jahrhunderts gähren."

Das genügt, nicht wahr?

In das Medizinische haben wir uns, wie gesagt, nicht einzumischen. Aber das soll ausdrücklich hervorgehoben werden, daß das Buch durchweg in allen Schilderungen, Erörterungen, Ratschlägen stets den Eindruck nicht bloß einer schriftstellerischen Leistung ersten Rangs, sondern auch einer tiefgründlichen, ernsten wissenschaftlichen Arbeit macht! Möge es Segen stiften! M. G. Conrad.

Österreichischer Kalenderverlag. Kaum daß die ersten winterlichen Flocken zur Erde wirbeln, da kommen sie uns alljährlich ins Haus geflattert die sichtbaren Wahrzeichen der Jahreswende, die Kalenderbücher. Hier fachwissenschaftliche als unentbehrliche Nachschlagebücher für wohl nahezu jede Berufsart, dort belehrend unterhaltliche für alle Kreise der Familie, neben prunkvoll ausgestatteten Salonbüchleins das einfache Wirtschaftsbuch für den täglichen Hausbedarf, so liegen sie stoßweise vor uns aufgeschichtet. Auf dem Gebiete des österreichischen Kalenderverlages nehmen eine sozusagen alleinherrschende Machtstellung die Firmen Carl Fromme und Moriz Perles ein, erstere, seit 1748 bestehend, in verdientem Maße, letztere wohl nur in sehr aufgebauschter Weise. Eine wahre Hochflut nützlicher Hand- und Nachschlagebücher für alle Berufszweige der Gesellschaft senden beide Firmen in die Welt, juridische und medizinische, pädagogische und technische, forstwissenschaftliche und ökonomische, Geschäftsnotiz-Kalender und Kalender für die elegante Welt, Volks- und Geschäftsauskunftskalender, einfache Blocks- und zierliche Portemonnaiekalender, aber wenn wir bei den aus Frommes Verlag stammenden uns an der nebst gediegenster Redigierung trefflichen Ausstattung erfreuen, staunen wir bei den Perles'schen über die höchst nachlässige letztere. Wir sahen da beispielsweise einen Neumeister-Herburgers Geschäfts- und Auskunftskalender, in welchem eine stattliche Anzahl Seiten durch die Hand des Buchbinders die Kreuz und Quer vertragen wurde, sowie einen Blockskalender, an dem sogar — mirabile dictu! — beiläufig jeder achte Tag fehlt! — Ein lieber Bekannter ist uns alljährlich Waldheim's bisher von dem jüngst verstorbenen verdienstvollen Volksschriftsteller Carl Elmar redigiert gewesener „Wiener Bote", rasch zu Ansehen gelangte Müller-Guttenbrunns „Deutscher Schulvereins-Kalender", in sehr gefälliger Form bei gediegenem Inhalte zeigt sich Prochaskas „Familenkalender" und nicht unwürdig neben den norddeutschen „Fliegenden Blätter-", „Schalk-", 2c. Kalendern steht unser schon eine ansehnliche Zahl von Jahren alter „Berg'scher Kikeriki-Kalender". Wir begrüßen sie alle diese unsere sicheren Wintervögel auf das Beste in jedem neuen Jahre und freuen uns immer herzlichst, wenn keiner von ihnen inzwischen der Vergänglichkeit zum Opfer gefallen.

G. A. R.

Die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen und kulturellen Bedeutung von Joseph Popper (Leipzig, Karl Reißner).

Eine Schrift, die als gehaltvoller Beitrag zum Umbau unserer schöngeistigen Wissenschaft nicht warm genug zu begrüßen ist. Den alten Ästhetikern wird der überaus geist- und gemütvolle Verfasser in manchen Dingen als arger Ketzer erscheinen, besonders in seiner neuen Theorie der ästhetischen Äquivalenz. Aber das erschreckt uns gar nicht. Auch wo Popper ersichtlich über die

Schnur haut, ist er so originell und anregend, daß man ihm nicht ohne fröhliches Interesse folgen kann. Die Schrift ist vorzüglich geschrieben, voll der feinsten Bemerkungen und verdient besonders von den Anhängern der realistischen Richtung in Litteratur und Kunst die aufmerksamste Beachtung.

M. G. Conrad.

Von dem „Kulturgeschichtlichen Cicerone für Italien-Reisende" von E. v. Hörschelmann (Verlag Luckhardt, Berlin), ist der zweite Band erschienen. Derselbe behandelt das Zeitalter der Hochrenaissance mit der nämlichen Knappheit und Klarheit der Sprache und Übersichtlichkeit der geschichtlichen Mitteilungen, die wir bereits am ersten Bande rühmend hervorgehoben. C.

Grüning, das Verbot der „Hamburger Rundschau". Ein Baustein zur Geschichte unserer Tage in aktenmäßiger Darstellung. Verlag Grüning, Hamburg.

„Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit!" ermahnte schon irgend ein apostolischer Knigge im neuen Testament. Die Hamburger Rundschau wollte der „bösen Zeit" Mores lehren helfen, und nun mußte sie selbst daran glauben. Es ist eine höchst beschämende Geschichte. Für wen? Das möge der wißbegierige Leser aus dem Schriftchen selbst zu erfahren suchen. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; die Ungerechtigkeit ist der Völker Verderben". Aber die Bibel hat gut reden. Die Hamburger Rundschau kann ein Lied davon singen. C.

Volks-Atlas. Enthaltend 72 Karten Folio-Format in 100 Kartenseiten. Mit vollständigem Register. In 20 Lieferungen à 50 Pfennige. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.

Ein wirklich gediegenes, umfassendes artographisches Volkswerk wie das vorliegende dürfte, ein wohl entschieden seltener Fall, thatsächlich auf dem Büchermarkte bisher gefehlt haben. Erschöpfend in seinem Inhalte, tadellos in seiner Ausstattung, kann dasselbe nur bestens empfohlen werden. G. A. R.

Von Reclams bekannter Universalbibliothek liegen uns die Nummern 2461—70 vor, die folgenden Inhalt haben: Lexikon deutscher Zitate. Herausgeg. von Alfred Herm. Fried (2461/63). — Erste Kämpfe. Mutter und Sohn. Villa Eugenia. Drei Novellen von Cordelia. Deutsch von Konrad Telmann (2464/65). Trotzköpfchen, Lustspiel in einem Aufzuge von Wolfg. Alex. Meyer (2466). Der Theaterkobold. Humoreske von Erik Bögh. Übers. von Heinr. Martens (2467). — Unser Johann, Lustspiel in einem Aufzuge von Eugen Vercousin. Deutsch von Renom (2468). — Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. Von Immanuel Kant. Herausgegeben von Karl Schulz (2469/70).

Kunst und Handwerk in Japan. Mit 225 Text-Illustrationen nach japanischen Originalen. Von Dr. Justus Brinkmann. Band I. Zum ersten Mal hat es der berühmte Kenner japanischer Kunst, Dr. Brinkmann, unternommen, uns ein umfassendes Bild der künstlerischen Entwickelung dieses interessanten Volkes zu geben; seine vornehmste Aufgabe bleibt es dabei, alle diejenigen in die Innerlichkeit der japanischen Kunst einzuführen, welche auf die Dauer an dem äußeren Wesen derselben nicht Genüge fanden. Der Verfasser steht seit Jahren als Direktor des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe in unmittelbarer Berührung mit dem deutschen Kunsthandwerk. Wer sich von Brinkmann in die japanische Kunst hat

einführen lassen, wird irreleitenden Stimmen nicht mehr folgen, nicht mehr nachahmen, aber den seelenvollen Gebilden japanischer Kunst Genüsse verdanken, welche zeigen, wie und wo wir von den Japanern lernen können. Dem vorliegenden I. Bande, der übrigens ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet, wird in Kürze ein zweiter folgen. (Verlag von R. Wagner, Kunst- und Verlagshandlung in Berlin.)

P. K. Roseggers Ausgewählte Werke. Pracht-Ausgabe. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidthammer. In 75 Lieferungen. Lexikon-Oktav (A. Hartlebens Verlag in Wien). Die uns heute vorliegenden Lieferungen 22 bis 30 der illustrierten Prachtausgabe von P. K. Roseggers Werken beginnen den zweiten Band der Sammlung mit dem ernsten, historischen Roman „Der Gottsucher", woran sich die Anfangshefte von Roseggers unsterblichen Meisterwerke „Die Schriften des Waldschulmeisters" schließen.

In der von Ferdinand Enke in Stuttgart publizierten „Juristischen Handbibliothek" erschienen soeben „Lehrbuch des Deutschen litterarischen, künstlerischen und gewerblichen Urheberrechts. Von Dr. P. Dande, ein für Schriftsteller wie Verleger gleich wichtiger Ratgeber.

Cäsar Astfalck in Köln hat die denkwürdige Rede, die Fürst Bismarck am 6. Febr. 1888 im deutschen Reichstage gehalten hat, jambisch frei bearbeitet und mit Vorwort und Einleitung versehen in R. von Deckers Verlag in Berlin erscheinen lassen. Das vornehm ausgestattete Heft ist mit dem Bilde des Reichskanzlers geschmückt.

Rom und die Römer von Aristide Gabelli. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Rudolf Lange. (Neuhaldensleben, A. Bessers Nachfolger.)

Der Feuerstoff. Sein Wesen, seine bewegende Kraft und seine Erscheinungen in der unorganischen und organischen Welt. Von L. Mann. (Berlin, Hugo Steinitz.)

Lyrischer Nachlaß von Franz Seibt. Herausgegeben und eingeleitet von Edmund R. Seibt. (Dresden, E. Heinrich.)

Naturgeschichte des weißen Sklaven von Tin-te-howartse. Aus dem Chinesischen übersetzt von Karl Reinhardt. Fünfte Auflage, umgearbeitet und ergänzt von C. Crane Schwiemig. (Verlag von Reinhold Werther in Leipzig.) Eine gelungene Satire auf den Zwang und die Enge unsrer sozialen Verhältnisse und Anschauungen.

Französische Litteratur.

„Études sur la France contemporaine" von G. Renard. (Paris, Albert Savine.)

Dieses vor Kurzem erschienene Buch des Professors für französische Sprache und Litteratur an der Akademie zu Lausanne wurde von der französischen Kritik, so weit sie mir zu Gesichte kam, sehr günstig besprochen. Den Inhalt bilden drei Aufsätze:

1. Der Naturalismus, 2. der Einfluß Deutschlands auf Frankreich von 1870 bis 1885, 3. der Sozialismus in Frankreich, von denen die beiden ersten, wie aus der widmenden Vorrede an Madame Edmond Adam hervorgeht, früher in der „Nouvelle revue" veröffentlicht wurden. Der dritte, um ihm kurz vorwegzunehmen, will nicht mehr sein als eine umfassende, klare Darstellung der einzelnen sozialistischen Theorien und Strömungen, wie sie gegenwärtig in Frankreich nebeneinander hergehen; der Verfasser nimmt weiter nicht Stellung zur Frage, übt weder Kritik, noch Polemik.

Mehr Intereſſe für uns hat der erſte Aufſatz, um ſo mehr als E. Zola in einem beigedruckten Brief an den Verfaſſer ſagt, dies ſei die erſte gerechte und logiſche Studie, die in Frankreich über den Naturalismus erſchien; Deutſchland, Rußland, Öſterreich, Italien beſäßen mehrere in dieſer Güte. Mich verblüffte dies Lob einigermaßen, noch mehr aber der Tadel, der ferner ausgeſprochen wird und ſich durchaus an Nebenſächlichem hält.

Von vornherein muß ich es für verwerflich erklären, daß der Autor eine im Anfang des Jahres 1884 zuerſt gedruckte Abhandlung über den „Naturalismus", die noch nicht Mal „Germinal" berückſichtigt, im Jahre 1888 ohne Erweiterung im Buch herausgiebt!

Er betrachtet zuerſt den „Charakter des Naturalismus" (meiſt gebraucht er das Wort „Realismus" und ſtellt dieſem in altbackener Definition den „Idealismus" als das höhere gegenüber) und kommt zum Reſultat: der realiſtiſche Roman will ein genaues Zeitbild ſein, er iſt wiſſenſchaftlich, ausgeſprochen materialiſtiſch und peſſimiſtiſch, bevorzugt infolgedeſſen düſtere und widerwärtige Stoffe, er iſt deterministiſch, mehr phyſiologiſch als pſychologiſch, behandelt hauptſächlich die rohen Inſtinkte unſerer Natur, ſinnliche Konflikte, Dirnen u. ſ. w.; in der Technik opfert er die Handlung der Beſchreibung, der Stil iſt zugleich abſtrakt und gegenſtändlich (sensuel), liebt rohe Farbeneffekte, was nicht ausſchließt, daß er oft geziert und poetiſch iſt. — Das iſt eine ganz einfache Analyſe, wie ein leidlicher Secundaner von der nötigen Beleſenheit ſie auch machen könnte mit mehr oder weniger Grazie; für einen Kenner der realiſtiſchen Litteratur bietet ſie nichts Neues als eine glänzende Reihe ſchiefer und paradoxer Behauptungen, welche die „feine Logik" des „geiſtreichen" Verfaſſers in ziemlich ſchlechtem Lichte erſcheinen laſſen. Nachdem er dargethan, der Realismus ſei peſſimiſtiſch und materialiſtiſch (er hält ſich in dem Aufſatz augenſcheinlich nur an Zola), ſagt er apodiktiſch: „matérialisme est en philosophie l'équivalent de réalisme en littérature!" Die Kurzſichtigkeit der Behauptung liegt auf der Hand. — Bei der Beobachtung, die Realiſten wuſteten immer im Kleinen, im Detail herum und blieben am Niedrigen kleben, erhebt ſich Renard zu dem kühnen Spruch: „Il est rare, sinon impossible, que le même homme soit également capable de fines analyses et de grandes vues d'ensemble." Das ſchreibt ein Univerſitätsprofeſſor, ein Litterarhiſtoriker! — Er erzählt, der Realiſt ſei Determiniſt und ſchildere die Menſchen demgemäß, aber, fährt er mit erhobenem Finger fort: „on risque d'oublier que la volonté, si elle est d'abord un effet des causes multiples, devient à son tour une cause d'effets sans nombre!" Ich habe dem nichts hinzuzufügen, die unerhörte Weisheit ſpricht für ſich ſelber.

Der zweite Teil der Studie handelt über den Urſprung des Naturalismus. „Nun, hier kann ja der Herr Profeſſor beweiſen, daß es immer noch Leute giebt, die ſowohl „de fines analyses" als „de grandes vues d'ensemble" zu leiſten vermögen," dachte ich mir bei der Überſchrift.

„Der Naturalismus geht hervor aus dem Romantismus durch Reaktion und Entwicklung. Er bekämpft ihn und ſetzt ihn fort." Dieſen Satz erklärt er folgendermaßen. Wenn einer die litterariſche Carriere einſchlägt am Schluß einer bedeutenden Epoche, ſo hat er zwei Wege; iſt er eine unſelbſtändige Natur, ſo wandelt er auf dem alten Geleiſe weiter, iſt er ein unabhängiger Charakter, ſo „will er um jeden Preis originell ſein; er greift kühn das Gegenteil von der Tendenz auf, welche bisher die herrſchende war!" So alſo entſtand aus dem „romantisme" Hugos, Muſſets u. ſ. w. durch Reaktion

der Realismus unſerer Tage! Der Herr Verfaſſer meint demnach hier, daß die gewaltige realiſtiſche Bewegung und ihr Sieg lediglich dem Neuerungsbedürfnis kühner Männer entſprang; das heißt tief greifen, die Sache im Kern erfaſſen! Den Herrn Zola mag das allerdings gekitzelt haben. Aber — der Realismus ſetzt den Romantismus auch fort, beſonders indem er den gleichen Peſſimismus zum Ausdruck bringt. Est-ce que Musset n'a point souffert et crié sons l'étreinte de cette maladie qu'il dénonce comme le mal du siècle?" Aber, mein verehrteſter Herr Profeſſor, haben Sie denn gar keinen Schimmer davon, daß Zolas Peſſimismus ganz was anderes iſt als der Muſſets?

Der romantisme verſchwand, der réalisme wird auch wieder abkommen, denn „tout système, qu'il soit politique ou littéraire, a autant, sinon plus, à craindre de luimême que de ses ennemis." Abgeſehen davon, daß Renard hier das Prinzip mit den Vertretern desſelben verwechſelt — eigentümlich, daß der Realismus, der „comme toute chose porte en soi le germe de sa décadence," ſeit den Zeiten Homers noch immer lebt!

„La littérature" — heißt es im nächſten Kapitel — „comme toujours, suit le mouvement qui entraine la société;" das iſt zwar nicht ganz richtig, man müßte denn „Mode" mit „Zeitſtrömung" identifizieren; doch will ich das als hier nebenſächlich übergehen. Die Zeitſtrömung iſt nur demokratiſch — „c'est alors que le roman, ce genre populaire par excellence, commence à sentir l'odeur du peuple, à camper en pleine lumière de vrais ouvriers, à reproduire le langage cru et violent de la rue et de l'atelier." Welche Tiefe! das heißt philoſophiſche Litteraturgeſchichtsbetrachtung! Übrigens verwahrt ſich Zola in ſeinem Brief gegen den mehrfach erhobenen Vorwurf, daß die Realiſten hauptſächlich die niederſten Volksſchichten behandeln, mit dem Hinweis, er habe zwei Romane über das Volk, zehn über die kleine und große Bourgeoiſie geſchrieben. — In dieſem Kapitel ſcheint es Anfangs, als wolle der Verfaſſer bei ſeiner Darſtellung etwas tiefer greifen, er zieht ſich aber gleich wieder auf die Oberfläche zurück, wo er ſich mehr zu Hauſe fühlt! — Auch den Grund, warum der Realismus peſſimiſtiſch, materialiſtiſch und wiſſenſchaftlich iſt, ſollen wir erfahren: das kommt alles von den ſchlimmen politiſchen Zuſtänden. Die allgemeine Unzufriedenheit mit dieſen Verhältniſſen ſpiegelt ſich als Peſſimismus im Roman wieder; einige Seiten vorher hieß es zwar betr. des Peſſimismus „les auteurs ont souffert, ils souffrent encore de leurs illusions perdues, et ils en veulent au monde qui les a flétries dans leur fleur première; mais ils ne se plaignent pas; ils s'en vengent en étalant la laideur de cette société où ils n'ont rien trouvé d'égal à leurs rêves!" Aber auf einen kleinen logiſchen Bocksſprung kommt es dem Verfaſſer nicht an. — Der Schmerz über den Zuſtand des Vaterlandes iſt die geheime blutende Wunde im Herzen des Franzoſen; er hat ſein altes Ideal verloren und ſtürzt ſich dem Materialismus in die Arme. „Dans le naufrage des croyances et des systèmes, la science fournit un terrain ferme où poser le pied." Aber alles Arbeit im Kleinen, ohne Aufſchwung! „Que de défiance pour les vues d'ensemble! lautet der tötlich komiſch wirkende, ſtete Ausruf des Verfaſſers. — Den Erfolg der realiſtiſchen Romane ſchreibt er hier der realiſtiſchen Zeitſtrömung zu, die alle Gebiete überflutet habe — obwohl er im erſten Teil gelegentlich die Darſtellung des nackten, lüſternen Dirnenweſens u. ſ. w. als Grund der Beliebtheit angiebt. — Nun zum Schluß ein Wort der Weisheit: „La victoire du réalisme est le prélude et la cause prochaine d'un réveil de la tendance contraire."

Der Aufsatz ist, wie das ganze Buch, sehr gut geschrieben, aber eine höchst oberflächliche Arbeit. „Point de vues d'ensemble!“

Strotzt der erste Artikel von Oberflächlichkeit und Unsinn, so wuchert im zweiten, „der Einfluß Deutschlands auf Frankreich von 1870—1885“, neben jenem kleinliche Gehässigkeit — wie kaum anders zu erwarten.

Gleich zu Anfang, in einer kleinen historischen Einleitung, tischt er das alberne Märchen vom deutschen Überfall 1870 auf: „Désirée, attendue, préparée par les allemands, la guerre surprit, étourdit, écrasa les Français“, während ihm doch als Professor, abgesehen von anderem, die vor circa 2 Jahren ans Licht gekommene Thatsache bekannt sein sollte, daß Napoleon vor dem Krieg mit Österreich und Italien einen Vertrag, durch Fürstenwort besiegelt, abschloß, der ihm die Hülfe jener Staaten durch Truppenmacht sicherte; daß nur durch die frühe Entscheidung am 2. September die Verpflichtung Österreichs, am 15. September einzugreifen, hinfällig wurde. —

Der deutsche Einfluß, heißt es, machte sich seitdem geltend bei den Franzosen durch Reaktion und Nachahmung. Der deutsche Sieg und seine Folgen verstärkten in Frankreich das Nationalgefühl, den Haß gegen die Sieger und somit den Gedanken der Wiederherstellung des großen Frankreich. Letzteres wurde dadurch seinem demokratisch-republikanischen Ideal untreu; während es in den sechziger Jahren sich mit dem Gedanken an Abschaffung der Heere, ewigen Frieden, Vereinigung der Staaten Europas trug, mußte es jetzt seine Kriegsmacht verstärken. Frankreich, immer uneigennützig und begeistert für die ganze Menschheit, muß nun den Kampf gegen das ancien régime weiterkämpfen, letzteres vertreten durch Deutschland, die Nation voll Bewunderung für sich selbst, voll verächtlichen Hasses für Fremdes (!) Blut und Geld opfernd, um sie zu vernichten, träumend von Raub, Knechtung und Ausrottung der Schwächeren, Kunst, Wissenschaft und intellektuelle Kultur dem Wunsche dahingebend, die beste Artillerie, die größte Kriegsmacht zu besitzen. Wer wird siegen?

In diesem Jargon geht es weiter. Frankreich ahmt Deutschland auch nach und darin hat es Recht, es muß dem Sieger seine Vorteile absehen, um ihn künftig besser bestehen zu können. Auf Kunst sei die Einwirkung nicht zu spüren mit Ausnahme des Einflusses von R. Wagner; dagegen sei der deutsche Sieg auch ein Sieg des Protestantismus, dieser Religion, gemacht für und von der deutschen Nation.

In der Wissenschaft habe sich der deutsche Einfluß höchst schädlich geltend gemacht, indem die sogenannte „deutsche Methode“ sich auf Analyse und Kleinigkeitskrämerei beschränke, „pas de vues d'ensemble!“

Kurz und gut, alle Mängel, alles Faule im Staate Frankreich sucht er auf den Einfluß Deutschlands zurückzuführen; nur unserer Schule und Universität läßt er Gerechtigkeit widerfahren, indem er besonders letztere zur Nachahmung empfiehlt. „Le jour,“ schließt die Studie, „où la République française scientifiquement organisée offrirait l'exemple contagieux d'un peuple heureux et libre se gouvernant lui-même, ce jour-là le prestige militaire de la monarchie prussienne et de l'empire allemand serait bien affaibli, et la France aurait pris déjà plus qu'à moitié sa revanche!“

Ich habe aus diesem widerspruchsvollen, unlogisch gedachten Buch nur das allerauffallendste angemerkt, ich könnte die Liste unsinniger Sprüche leicht verfechsfachen! Sapienti sat! E. J. Str.

Italienische Litteratur.

Unter den Novelliſten Italiens iſt Mario Prateſi, den Karl Hillebrand ſo ſehr ſchätzte, bis jetzt im Ausland noch zu wenig bekannt und gewürdigt. In Provincia, Barbèra, Firenze, geſammelte Erzählungen, die früher ſchon in Revuen, in der „Rivista Settimanale", erſchienen, giebt treffliche Bilder aus dem italieniſchen Volksleben mit echtem Realismus, der Wahres erzählt, nicht abſichtlich Abſchreckendes aufſucht, mit feiner Beobachtung, oft prächtigem Humor. Im „Vagabondo" iſt der arme Redento eine Figur, die Murillo malen könnte, iſt Fra Cocomero, der verworfene Mönch, Hehler bei den Briganten, meiſterhaft gezeichnet. Die Hauptkraft Prateſis ſteckt freilich im Detail, man iſt während des Leſens ſchon durch die graziöſe toskaniſche Sprache dauernd gefeſſelt, aber als Erzähler verſteht er das ſchwierige Problem, das Schickſal der handelnden Perſonen durch ihren Charakter, ihr Handeln zu motivieren, dem Ganzen einen logiſch-notwendigen Abſchluß zu geben, nicht immer befriedigend zu löſen. So iſt Beliſario prächtig erzählt, das Ende des armen betrogenen Liebhabers aber ohne Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden, iſt ein Zufall, fällt vollkommen heraus. Padre Arnaldo, Il ballo nel convento ſind köſtliche Genrebilder aus der Zeitgeſchichte, aus dem Ringen zwiſchen der Macht des Papſttums und dem neuen Italien, und im „Corvo", dem Juwel des ganzen Buchs, fehlt die herbe Satyre nicht neben all der Begeiſterung, der Freude über Erreichtes. „Sie ſind zerſtreut, caro Antonio, Sie ſehn nach oben! Jener Menſch iſt zu niedrig, zu erbärmlich, um von Ihnen geſehn zu werden. Die Intereſſen der Kommune, des Staats, die vielen Steuern, die illuſtren Bekanntſchaften, die Politik vor allem, die Politik, caro Antonio, die Politik iſt's, die Sie abſorbiert! Hören Sie nicht, wie ſie alle Tage davon reden? Alle: Magnaten, Doktoren, Profeſſoren, Advokaten, Alle wollen ſie den Fortſchritt, aber Einige ſind Anhänger der allgemeinen Republik, Andre gehören zu den Vereinen für Armenunterſtützung und ihr Schlagwort iſt: Patria e Religione. Man muß ſie bedauern und reſpektieren." — Prateſi wird, wie man ſagt, binnen Kurzem einen Roman veröffentlichen, der, ein Seitenſtück zu „La Terre", von Zola, Leben und Sitten der Landbevölkerung Italiens behandeln ſoll. Bis jetzt ſind die „Malavoglia", von Verga, in denen er ſizilianiſche Zuſtände ſchildert, das einzige Buch dieſes Genres in Italien, und das wird ſo leicht nicht übertroffen werden. Ob Prateſi bei künſtleriſcher Sicherheit aus dem Situationsbild einen wirklich guten Roman wird geſtalten können, das iſt eine Frage, die von den Anbetern Zolas wohl bejahend, von den Anhängern der Kunſt um der Kunſt, nicht um der Tendenz willen, vielleicht verneinend beantwortet werden wird. Viel unliebſames Aufſehen hat Luigi Capuana durch „Giacinta" gemacht, ein Drama, das er aus ſeinem Roman zurechtſchnitt, und das in den Hauptſtädten Italiens zum Tagesgeſpräch wurde. So günſtig der Boden hier auch für den „Verismus" bereitet iſt, ſo allgemein die Bewunderung und Nachahmung Zolas, ſo hat doch das richtige Gefühl, das ſo oft durch Mode, durch Prinzipienreiterei auch auf äſthetiſchem Gebiet ganz übertäubt wird, diesmal faſt allen Kritikern, dem größten Teil des Publikums Worte der Empörung entlockt. Und hätte man nicht gerade Capuana ſo viel günſtiges Vorurtheil entgegengebracht, hätte man nicht gerade von ihm, dem Verfaſſer der reizenden Märchen „C'era una volta" nur Gutes und Beſtes erwartet, ſo hätte auch die Reklame das Publikum nicht vorher ſchon ſo erwartungsvoll günſtig ſtimmen können. Wenn aber in einem Drama

nur erbärmliche, schwache, oder geradezu infame Naturen auftreten, die Heldin nicht aus Leidenschaft sündigt, sondern schon vor dem Auftreten durch Abstammung und Erziehung gründlich verdorben ist, wie kann man da tragische Sühnung oder irgend einen versöhnenden Abschluß erwarten? Man könnte nur antworten: Écrasez les infames. Man kann nur bedauernd den Kopf schütteln, und nichts mehr wünschen als daß ein echter Dichter auf dem geistigen Boden der Neuzeit stehend, dem Publikum ein wahres Bild menschlichen Handelns vorführte, das nicht allem ästhetischen und sittlichen Denken und Empfinden ins Gesicht schlägt.

Zahmer, liebenswürdiger sind die Racconti „Sorrisi e Lagrime“ v. Enrico Castelnuovo, Treves, Milano. Wohl mehr Skizzen, Genrebilder als Novellen mit feinem, zierlichem Pinsel, treu nach der Natur venezianischem Leben abgelauscht. Einen ähnlichen Band „Alla Finestra“ hatte Castelnuovo uns schon früher geboten, man liest ihn immer mit Vergnügen in seiner graziösen, heitern Art. „Dopo una visita di condoglianza“ giebt mit feiner Satyre eine kleine Szene aus dem Leben der höheren Gesellschaft, „I capelli di Teresina“ erzählen die Geschichte einer armen Venezianerin, die ihr prächtiges Haar wachsender Not opfern muß, dann durch treue Liebe belohnt wird. „Il problema di Pitagora“, „Il canocchiale del zio“ können dreist mit den reizenden Szenen aus dem Familienleben von Salvatore Farina wetteifern, ebenso fein empfunden sind „L'anello di diamanti“, „Il romanzo della mamma“. Im „Duello“, in „Bangalore“ stimmt der tragische Schluß schlecht mit der Disposition überein, besonders in „Bangalore“, wo die Geschichte mit liebenswürdigem Humor beginnt, und das tragische Ende nicht durch so kleinen, so leicht verzeihlichen Fehler motiviert wird. —

An Romanen und Novellen hat der Sommer keine reiche Ernte gehabt, dagegen rufen die eben erschienenen „Ricordi“ von Marco Minghetti uns wieder lebhaft die schicksalreichen letzten vierzig Jahre der italienischen Geschichte zurück. Wer läßt sich nicht gern von einem Mithandelnden erzählen, wie unablässig an der Einheit, Befreiung Italiens gearbeitet wurde, wie Minghetti, Ricasoli auf Pius IX. hofften, bis er sich hinter die Bajonette der Bourbonen nach Gaëta zurückzog, wie sie durch Erziehung, Schriften, Reden die Jugend vorbereiteten, den Verschwörungen, den großen Plänen Cavours in die Hände arbeiteten. Es geht jetzt Einer nach dem Andern aus jener Zeit in Italien dahin: so ist in diesen Tagen einer der Eifrigsten unterden Befreiern Italiens, Cesare Correnti, gestorben.

Von Carducci, dem größten Dichter und Gelehrten Italiens, wird eine gesammelte Ausgabe seiner Werke vorbereitet. Er hat uns im letzten Jahre keine größere Arbeit, aber drei Vorträge gegeben, von denen jeder in seiner Art die Klarheit und Schärfe seines Geistes, die Kraft und Schönheit seiner Sprache offenbart. Den ersten hielt er in Rom, wo er die ihm angetragene neugegründete Professur für Dante-Erklärung ablehnte: L'Opera di Dante, Bologna, Zanichelli. Über alle jene seit Jahren in die Divina Commedia hineingetragenen Deutungen bricht er den Stab. Weder die Bestrebungen nach Freiheit und Einheit Italiens, die Foscolo und Gabriele Rossetti herauslesen wollten, noch das Vorausverkünden eines Luther fänden Boden in Dantes weltumfassendem Werk. Carducci, der freie Denker, beurteilt ihn nicht anders als Döllinger und Ozanam: Dante fühlt und denkt im Sinne seiner Zeit, ist gläubiger Katholik, verwirft nicht das Papsttum, sondern verdammt den weltlichen Besitz und die des Stuhles Petri unwürdigen Vertreter.

In Jaufré Rudel, Bologna, Zanichelli, giebt Carducci das Hiſtoriſche dieſer rührenden Dichtung, die uns Uhland und Heine übermittelt hatten. Leopardi hatte im Conſalvo ähnliches Empfinden auf eine erfundene Perſönlichkeit übertragen, und Carducci urteilt hart über dies ſonſt ſo gerühmte Gedicht, findet es unwahr, akademiſch. Er iſt nicht immer gerecht gegen Dichter, überwindet ſchwer gewiſſe Antipathien auf dieſem Gebiet, und ſo iſt er auch hier weit gegangen und hat in Gegenſchriften Widerſpruch erfahren. Nachdem er Rudels Verſe, dann die von Uhland und Heine in herrliche Proſa übertragen hat, ſingt er uns ſelbſt das letzte Liebesabenteuer des Minneſängers in ſeiner Weiſe vor. Nach langem Schweigen ein köſtliches Lied vom Jaufré Rudel. Allen, die von dem glänzenden Jubiläum in Bologna hörten, wird auch bekannt ſein, wie Carducci die Feſtrede übertragen wurde. Wie er in „Lo Studio di Bologna“ in gedrängter Form die Geſchichte der Stadt, der Univerſität entwickelt, auf wenigen Seiten ein klares prächtiges Bild. Wie er dann vom erſten Wiedererwachen Italiens im Mittelalter, der Wiedergeburt des römiſchen Rechts in Bologna beginnend, das alte Wort: Alle Wege führen nach Rom — auch auf die letzte Erhebung und Befreiung Italiens überträgt und an den weitumfaſſenden Rückblick neue Hoffnungen für die Zukunft knüpft.

Betty Jacobſon.

Spaniſche Litteratur.

Die Catalanen ſind jetzt in Spanien die Löwen der Saiſon. Alles, von der Ilustración española y americana bis zur Epoca, von Castelar bis zu Cánovas del Castillo, feiert Barcelona als die Stadt der Weltausſtellung und der Dichter, des Waffenglanzes und der Arbeit, als die Stadt, die unter ihren ſouveränen Grafen ihre Unabhängigkeit verteidigt, unter Lauria ſich Ruhm in der Ferne erworben, für ihre Freiheiten unter Führung von Claris und Serrallonga gekämpft und als Rivalin von Genua und Venedig ihre Herrſchaft über das Mittelländiſche Meer behauptet, in deſſen Waſſern die glänzendſten Civiliſationen ſich ſpiegelten.

Im Ateneo von Barcelona hat unlängſt Caſtelar mit der ihm eigentümlichen Begeiſterung der catalaniſchen Litteratur das Wort geredet, die ſchon im 13. und 14. Jahrhundert durch ihre die Erzeugniſſe von Frankreich und Italien übertreffenden Proſawerke ſich auszeichnete und nur die Sprache Alfonſos X. in ſeinen wunderbaren Büchern zur Nebenbuhlerin hatte.

Die catalaniſche Litteratur des 19. Jahrhunderts, ſei ſie nun in catalaniſcher oder caſtilianiſcher Sprache geſchrieben, iſt eine echt ſpaniſche. Ein Catalane, Capmany, hat der ſpaniſchen Beredtſamkeit ein Denkmal geſetzt; ein Catalane, Aribau, hat die erſte colección de autores castellanos herausgegeben; zwei Catalanen, Parceriſa und Piferrer, haben die Denkmäler Spaniens zur Darſtellung gebracht und damit die Nationaleinheit in der Kunſt bewieſen, während ein anderer Catalane, Milá y Fontanals, die Verwandtſchaft des caſtilianiſchen romancero mit dem catalaniſchen zeigte. Die Pflege der catalaniſchen Litteratur thut der ſpaniſchen Nationaleinheit keinen Abbruch, für die Catalanien in den Navas de Tolosa, in der vega von Granada, in Lepanto, in den Unabhängigkeitskriegen, in Afrika und Cuba gefochten. Die catalaniſche Sprache iſt eine wahre Bereicherung der caſtilianiſchen; die catalaniſche Litteratur, die in unſerm Jahrhundert neu erblüht und an der Geiſtliche, wie Verdaguér, Collell und Taronji hervorragenden Anteil genommen, iſt eine Zierde der ſpaniſchen Litteratur.

Als Meiſter der catalaniſchen Lyrik iſt der Redakteur der „Renai-

censa“ von Barcelona, Angel Guimerá, hervorgetreten. Seine Poesien, welche die Zeit von 1870 bis 1887 umfassen, sind in einem Prachtband von vollendeter Schönheit vereint (Barcelona, Joan Almirall, 1887), der zu jedem dieser eigenartigen Gedichte vorzügliche stimmungs- und stilvolle Bilder, bald von dem catalanischen Künstler J. L. Pellicer, bald von dem Catalanen A. Fabrés, bringt.

Guimerá ist der Echegaray der Lyrik, denn auch sein Feld ist das Großartige, das Phantastische, das Unheimlich-Grauenhafte, wie in Bürgers Ballade „Lenore“; er ist auch der Nuñez de Arce der catalanischen Poesie, denn auch seine Leier hat eherne Saiten, die in allen spanischen Herzen wiederklingen. Wenige Verse genügen seiner Meisterhand, um uns ergreifende Bilder vor die Seele zu stellen. Er ist Künstler durch und durch: Philosophie und Dogmen dienen ihm nur zum künstlerischen Stoff, wie weiches Wachs formt sich ihm für den Gedanken das Wort; er findet für Alles das plastische Bild und die Farbe, für die Sagen des Mittelalters wie für die kleinsten Einzelheiten und Erinnerungen seines eignen Lebens, und ebenso die Szenen von Judäa wie die historischen Episoden von Ägypten führt er in künstlerischem Naturalismus, mit dem Ausdruck der Wahrheit, doch stets ohne prosaische Rohheit uns vor.

Einzig in der ganzen spanischen Litteratur ist das Gedicht: Jesús al cel (Jesus im Himmel). Namenlose Bitterkeit über die menschliche Gemeinheit gegenüber dem Opfer eines Gottes der Liebe hat hier der Dichter auf den Lippen, und der Schlußgedanke, der statt der Zärtlichkeit und Demut die Herrschsucht und den Pomp als das beste Mittel, um über die Menschen zu regieren, empfiehlt, ist von gewaltiger Kraft. Zum klagenden Christus spricht Gott Vater, indem er seinen Sohn jetzt in anderer Gestalt zur Erde zurückkehren läßt:

Zur Welt, mein Sohn, noch einmal wiederkehre,
Doch nicht voll Demut, sei als Herr erkannt!
Der Kön'ge König geh, ums Haupt, das hehre,
Schling' dreimal gold'nes Band!

Mögst Du im Purpur auf der Erd' erscheinen,
Die, weil Du arm und einfach, Dir nicht glaubt.
Mit Kriegeswaffen wappne Du die Deinen,
Und Jeder grüßt Dein Haupt!

Laß Weihrauch brennen Dir und laß Dein Leben
Stets in der Hut von Roß und Reis'gen sein,
Dann ist die ganze Menschheit Dir ergeben
Und küßt die Füße Dein!

Jetzt ist der Name Guimerá in Aller Munde. Jedoch erst 1875 trat er aus dem Dunkel hervor: er erhielt zwar nur ein Accessit in den Jochs florals des genannten Jahres mit seiner epischen Dichtung aus der Römerzeit im klassischen Elfsilbenversmaß Indibil y Mandoni, aber sie war das dramatisch-erhabene, tragisch-ergreifende Werk eines echten Poeten. Die catalanische Sprache ist mit ihrem großen Reichtum an einsilbigen Wörtern kraftvoll und geschmeidig wie kaum eine zweite und darum ein herrliches Instrument für den Dichter, und niemand handhabt dies geschickter als der Virtuose in der Kürze des Ausdrucks Angel Guimerá, der würdigste Nachkomme jener Troubadoure, die, Dichter und Ritter zugleich, zu den Füßen ihrer Dame die symbolische Blume, den silbernen Jasmin oder das goldene Veilchen legten, die sie im poetischen Wettstreit errungen, wie das gestickte Band, mit welchem die Königin eines Tourniers sie für ihre Tapferkeit belohnt. —

Barcelona, der Sitz so genialer Dichter wie Guimerá, ist auch der Mittelpunkt eines geistvollen Memoirenwerkes des Barceloneser Joaquin Maria Sanromá, von dem kürzlich der erste, die Zeit von 1828 bis 1852 umfassende Teil unter dem Titel „Mis me-

morias“ (Madrid, 1887) erschienen. Der Verfasser, der französische Anmut und Esprit besitzt, sagt mit Recht im Vorwort: „Diese Memoiren sind in Wahrheit nicht Memorias mías, sondern Memorias de todo el mundo.“ Obgleich schon weit von den Jahren entfernt, in denen das Feuer der Jugend in ihm glühte, hat er doch die Zeit seiner Begeisterung und Kraft mit den frischesten Farben der Wahrheit geschildert, als ob nicht dreißig Jahre ihn von ihr trennten.

Der Catalane Sanromá hat seine Memorias übrigens nicht catalanisch, sondern castilianisch geschrieben. — Der spanischen Litteratur ist eine Bereicherung durch das soeben in Madrid erschienene Buch „El corral de la Pacheca“, eine anziehende Darstellung des Teatro Español aus der Feder des rühmlichst bekannten Ricardo Sepúlveda zuteil geworden. Doch dies verdient noch eine besondere Besprechung.

Das klassische Teatro Español, das jetzt mit dem Don Juan Tenorio des José Zorrilla, diesem unverwüstlichen König der Wüstlinge, wieder eröffnet worden, erfüllt noch mächtig der Nachruhm eines zu früh verblichenen Künstlers, durchweht noch immer der Geist des großen Schauspielers Rafael Calvo: Darsteller und Publikum fühlen sich noch mit ihm in Verbindung und voll Wehmut gedenken sie sein.

Joh. Fastenrath.

Kirchbachiade betr.

Herr Kirchbach, Magazin-Dresden, hat auf die Abfertigung, die ihm auf seinen vom Zaun gebrochenen Krakehl von dem angegriffenen Verleger unserer Zeitschrift im Novemberheft so gründlich erteilt wurde, mittels rechtsanwaltlicher Zuschrift an unsere Redaktion mit sogenannten „Berichtigungen“ zu antworten versucht, welche auf die Behauptung zusammenschrumpften, der im Maiheft der „Gesellschaft“ erschienene Aufsatz „Benjamin Vicuña Mackenna“ von Daraysky in Santiago sei mit Unrecht in unsere Zeitschrift gekommen. Diese Behauptung ist vollständig falsch; der betreffende Aufsatz wurde von unserem Verlage auf die denkbar korrekteste Weise erworben. Auf eine aufklärende Mitteilung an den Verfasser und Einsender unterm 6. März antwortete derselbe am 19. April, nachdem er sein Bedauern über den Verlagswechsel des „Magazins“ ausgesprochen, wörtlich Folgendes: „Gewiß steht Ihnen mein Vicuña Mackenna für Ihre neue Zeitschrift zur Verfügung und hoffe ich diese nicht ohne Sorgfalt ausgearbeitete Skizze bald gedruckt zu sehen.“ Und nach erfolgtem Abdruck schrieb Herr Daraysky am 15. Juli: „Mit Vergnügen finden Sie mich bereit, von Zeit zu Zeit Litteraturberichte für die ‚Gesellschaft‘ zu schicken.“

Die Haltlosigkeit der von Herrn Kirchbach rechtsanwaltlich versuchten „Berichtigungen“ liegt somit auf der Hand — und die in unserem Novemberheft dem Herausgeber des „Magazins“ erteilte Abfertigung besteht nach wie vor zu Recht.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München und Karl Bleibtreu in Charlottenburg.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Litterarisch-kritische Rundschau.

Herausgegeben von

Karl Bleibtreu.

(Kritischer Teil der Monatsschrift „Gesellschaft".)

1888. Heft 1—6 (April—September).

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. K. Hofbuchhändler.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Alberti, Conrad, Der Deutsche und das Buch 5
Cicero oder Darwin? 217
Eine Schmutzschrift gegen Heinrich Heine 313
Basedow, H. von, Eine Streitschrift gegen den Realismus 185
Bleibtreu, Karl, Realismus und Naturwissenschaft 1
Auffassung der Liebe und Zukunftspoesie 297
Brausewetter, E., Henrik Ibsen (1828—1888) 238
Darapsky, L., Benjamin Vicuña Mackenna 80
Ernst, Otto, Die Geschlechtsliebe und ihre litterarische Bedeutung 158
Fiebler, Wm., Ein spanischer Volksdichter 246
Hartwig, Richard von, Darf man eine Dichtung vom Standpunkt der gesellschaftlichen Moral aus beurteilen 13
Kritik, Unsere litterarische.
I. J. G. Findel, Wie die Blätter für litterarische Unterhaltung rezensieren 27
II. M. G. Conrad, Wie die „Deutsche Revue" ihre kritische Aufgabe erfüllt 254
III. M. G. Conrad, Ein verspäteter Brief an die „Schlesische Zeitung" 411
Leist, Arthur, Simon Nadson 28
Lienhard, Fritz, Reformation der Litteratur 145, 224
Mauerhof, Emil, Die Lüge in der Dichtung. Grillparzer 369
Nitschmann, Heinrich, Ein Wort über metrische Übersetzungen 333
Schafheitlin, Adolf, Ein „Enfant terrible" der Eposdichtung in Italien . 77
Schmidt, Paul, Die Zukunft der deutschen Dichtung 65
Stimme, Eine, des Auslandes über den deutschen Realismus 180
Teniers, Alfred, Einiges über Draumor 326, 397
Wechsler, Ernst, Wiener Autoren 17
Weiß, Dr. Aug., Zur Shelley-Litteratur 72
Darwins Leben. Briefe 174
Wildenrath, J. v., Dr. Fausts Ende 250

Seite

Kritik.

a) Deutsche Litteratur.

Bibliothek der Gesamtlitteratur 48
Biblisch-romantische Sensationslitteratur 34
Dichtungen und Lyrik 114, 193, 195, 340
Drama 39, 118, 196, 343
Frauenfrage 119
Ibsen-Litteratur 44
Kriegswissenschaft 47
Litterarhistorisches 345
Lyrik der Halbwelt 117
Philosophie 263
Romane und Novellen 30, 102, 189, 257, 337, 414
Sprachwissenschaft 121
Übersetzungslitteratur 52, 205
Verschiedenes 48, 125, 201, 267, 352, 419

b) Ausländische Litteratur.

Armenische Litteratur 214
Böhmische Litteratur 60, 215, 367
Englische Litteratur 53, 184, 209, 283, 437
Französische Litteratur 54, 127, 208, 269, 355, 428
Hellenische Litteratur 138, 291
Italienische Litteratur 56, 135, 284, 360, 432
Polnische Litteratur 59, 212, 287, 368, 444
Polnische Litteratur im Auslande 60
Portugiesische Litteratur 141, 218, 290, 366, 442
Russische Litteratur 135, 277, 359
Ruthenische Litteratur 139
Skandinavische Litteratur 61, 140, 285, 438
Spanische Litteratur 363
Ungarische Litteratur 57, 142, 440

Litterarisch-kritische Rundschau.

1888 Nr. 4 (Juli).

Cicero oder Darwin?

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

Es hieße Bücher nach Leipzig tragen, wenn man heute die Thatsache noch ausführlich erörtern wollte, daß alle Anschauungen unserer Zeit in einem gewaltigen Umschmelzungsprozesse begriffen sind, und daß die moderne Naturwissenschaft das Feuer ist, welches unser ganzes Leben und Denken durchglüht. Jede Zeit hat ihre geistige Disziplin, welche ihr gesamtes Denken und Leben beherrscht, und so spinnt jetzt auch die Naturwissenschaft ihre Fäden um Kunst, Politik, soziale und kulturelle Verhältnisse. Es ist darum ganz natürlich, daß sie ihre Herrschaft so stark als möglich befestigt, daß sie sich in den Herzen der heranwachsenden Generation festsetzen will, und daß es darum ihr hauptsächliches Bestreben ist, auch die Schule in ihre Gewalt zu bekommen.

Eine gänzliche Umgestaltung des Unterrichts und der Erziehung wird von ihren Vertretern verlangt.

Aber obgleich diese Frage schon seit Jahren in der Presse und in einflußreichen Kreisen auf das Lebhafteste erwogen und von allen Seiten betrachtet wird, so hat sie die große Masse doch eigentlich noch nicht aufgerührt. Diese steht ihr noch ziemlich teilnahmlos gegenüber und hört allen Auseinandersetzungen und Debatten vor der Öffentlichkeit mit einem ge-

wissen Kopfschütteln zu. Der Vater beklagt sich wohl öfter darüber, daß sein Junge so viele unnütze und überflüssige Dinge in der Schule lernen müsse, die so schnell als möglich zu vergessen seine erste Pflicht nach Abgang von der Schule sei. Nichtsdestoweniger schickt er seinen Sohn nach wie vor auf das Gymnasium und läßt ihn den ganzen Bildungsgang desselben durchmachen, ohne sich an der Agitation gegen dasselbe zu beteiligen; denn die äußeren Vorteile, welche dieser Bildungsgang bietet, sind noch immer zu groß und zu verlockend. Hier spricht sich die Gleichgültigkeit der großen Masse aus, die Abneigung derselben gegen allen Streit auf rein geistigem Gebiete, das ausschließliche Verlangen nach Ruhe, die Teilnahmlosigkeit an aller Fortentwickelung des modernen Lebens, der Haß gegen alles Neue, sofern dies nicht rein technisch-praktischer Art ist, die Furcht vor jeder störenden Umwälzung, die Vorliebe für die alten ausgefahrenen Geleise. Denn nirgends kommt das Trägheitsgesetz im sozialen Leben so zur Geltung, wie in einem bürgerlichen Staate, in dem das Streben nach dem Frieden, nach ruhiger ungestörter Arbeit das hauptsächliche Verlangen ist. So kommt es, daß die Unterrichtsfrage in Gefahr schwebt, eine rein fachliche zu werden, daß das große Problem, in welchem Geiste der Unterricht der Zukunft geleitet werden soll, sich zu beschränken scheint auf die rein technische und Nützlichkeitsfrage der Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medizin. Nicht ein Teil des Volkes steht hier gegen den andern, wie in den großen politischen und sozialen Fragen, die unsere Zeit bewegen, sondern eine Professorenpartei gegen eine andere. Und doch ist gerade diese Frage von nicht geringerer Bedeutung für unser ganzes Leben, für die Zukunft unseres Volkes.

Die Frage ist nicht: Soll unserer Jugend an Stelle des Auswendiglernens von Formeln und Phrasen zweier toten Sprachen die lebendige Freude an der lebendigen Natur eingeprägt werden, das klare Verständnis für die Vorgänge in derselben, eine vorbereitende Kenntnis des praktischen Lebens, Verständnis der sozialen und politischen Erscheinungen der Gegenwart? Sondern sie lautet einfach: Soll für unsere Jugend das schulmäßige Lesen der Schriften Ciceros durch das Lesen der Schriften Darwins und der neueren Naturforscher ersetzt werden?

In seinem auf der vorjährigen Naturforscherversammlung in Wiesbaden gehaltenen Vortrage über „Naturforschung und Schule", der in der ganzen gebildeten Welt mit Recht das größte Aufsehen erregte, hat Professor Preyer sehr zutreffend nachgewiesen, daß der deutsche Idealismus, das schönste und kostbarste Erbteil unseres Volkes, nicht das mindeste zu thun hat mit der Gymnasialbildung, daß es eine Schulmeisteranmaßung ist, wenn Professoren

der lateinischen Sprache glauben, die Quellen und Brunnen des Idealismus gepachtet zu haben, daß es nicht notwendig ist, acht bis zehn Stunden wöchentlich der lateinischen und der griechischen Grammatik zu opfern, um eine ideale Grundlage des Charakters für das Leben zu erhalten. Vortreffliche Übersetzungen bringen uns den Geist der alten Schriften genau so nahe, wie die Originale, und unsere alten Heldengedichte, die Werke Luthers, Schillers, Göthes und Shakespeares sind weit bessere Quellen einer idealen, die Welt in ihrer Tiefe auffassenden Anschauung, als Cicero, Virgil, Horaz. Nicht der Idealismus wird groß gezogen auf unseren Gymnasien, sondern der Kult der Phrase. Das Ganze läuft zuletzt hinaus auf ein Auswendiglernen von schön stilisierten Redensarten, und es ist die höchste Aufgabe des lateinischen Aufsatzes, diese aus dem Zusammenhang zu reißen, in welchem sie an der Ursprungsstelle stehen, und ohne Rücksicht auf denselben wieder zusammenzustoppeln, gelegentlich eines beliebigen Themas, auf welches sie nicht im mindesten passen; der lateinische Aufsatz ist die Blüte des humanistischen Unterrichts, in ihm gipfelt derselbe; die Rücksicht auf diese Glanzleistung der Prima beherrscht schon den lateinischen Unterricht der Sexta. Nur zum Zwecke der Aneignung einer Anzahl lateinischer Phrasen werden Ciceros und Cäsars Schriften gelesen und in den Unterrichtsstunden durchgesprochen. Dieselben erwachsenen Schüler, Jünglinge von achtzehn bis zwanzig Jahren, denen es unmöglich ist, ihre Gedanken in klaren, knappen, eindringlichen Sätzen ihrer Muttersprache mit Wärme und Geschicklichkeit darzustellen, sollen die Elemente der gedrechselten Phraseologie des gewandten römischen Advokaten beherrschen, dessen verschnörkelter Periodenstil sie eben für eine angemessene schriftliche Behandlung ihrer Muttersprache vollständig unfähig macht, da der sprachliche Geist derselben dem des Lateinischen durchaus entgegengesetzt ist. Der Primaner legt sich in einem Hefte eine Sammlung an, von einigen Dutzend aus den römischen Schriftstellern gezogenen Phrasen, die nun gelegentlich eines ganz beliebigen Themas zur Verwendung kommen müssen, gleichviel, ob sie dahin passen oder nicht.

Was ist nun die Folge einer solchen von den Lehrern, den Leitern der geistigen Ausbildung gebilligten und anempfohlenen Gewohnheit?

Da solche Methode die Grundlage unserer ganzen geistigen Bildung ist, so gewöhnen die Gebildeten sich von früh an und bei den meisten Dingen nicht mehr auf das Wesen der Sache einzugehen, sondern die Phrase für die Sache selbst zu nehmen, sich mit derselben über den eigentlichen Kern hinwegzusetzen. Zu keiner Zeit hat wohl die Phrase, die schöne Redensart eine solche herrschende Bedeutung gewonnen, wie heute, und man müßte

dicke Bücher schreiben, wenn man die unheilvollen Wirkungen derselben auf die Entwickelung unseres ganzen Lebens darstellen wollte.

Indem man das ganze gewaltige Gebäude der modernen Naturwissenschaft in die eine alberne Phrase zusammenfaßte, daß der Mensch vom Affen abstamme, hat man der Verbreitung der großen und tief einschneidenden Wahrheiten derselben im Volke auf Jahre hinaus die größten Hemmnisse in den Weg gelegt. Die leere Phrase, daß die Musik erfreuen und beruhigen soll, und daß das eigentliche Wesen der Musik die liebliche Melodie sei, hat die Volkstümlichkeit der Werke Richard Wagners, eine der größten Thaten des germanischen Genius, Jahrzehnte lang gehemmt und aufgehalten. Die von Tausenden gedankenlos nachgesprochene Phrase: mit unseren Klassikern sei auf Jahrhunderte hinaus der erreichbare Höhepunkt der deutschen Litteratur erstiegen, eine Anschauung, gegen die sich niemand eifriger gewehrt hat, als unsere Klassiker selbst in ihren eigenen Schriften, hat der Entwickelung der modernen Litteratur, welche die Poesie mit ganz neuem Geistesgehalt erfüllte, auf Jahrzehnte völlig die Bahn versperrt. Indem man sich mit der kindlichen Phrase, die Sozialdemokratie wolle „teilen", hochmütig hinwegsetzte, über den berechtigten Kern der Ansprüche der Arbeiter, wie er nunmehr auch von den herrschenden Parteien anerkannt ist hat man in den unteren Klassen den wütenden Haß gegen sich selbst nur gesteigert und jene Gefahr erst zu ihrer heutigen Ausdehnung anwachsen lassen. So machte und macht sich die Phrase auf allen Gebieten unseres modernen Lebens breit. In der That, sie hört sich gut an, sie schmeichelt sich leicht dem Ohre ein, Einer nimmt sie vom Andern auf, man plappert sie nach, und man täuscht sich somit durch ein paar oberflächliche Worte über den eigentlichen Kern jeglicher Sache hinweg. Niemand wird uns der Übertreibung beschuldigen, wenn wir behaupten, daß solche gänzlich undeutsche Art zum großen Teil ihren Grund in unserer humanistischen Erziehung hat.

Ist nun in der That die Naturwissenschaft das Allheilmittel, welches diesen Fehler mit so vielen anderen beseitigen wird? Haben wir nun nötig, unserer Jugend einen anderen Lehrstoff vorzusetzen, um aus ihr ernste Männer und denkende Frauen zu machen, gegen die man solche Vorwürfe nicht wird erheben können?

Es ist wahr, die Naturwissenschaft lehrt uns, wie ihr Wahlspruch lautet: die Ursachen der Dinge erkennen. Sie erträgt keine Phrase, keine schöne Redensart, sie streift dieselbe mit unverblendbarer Nüchternheit ab, sie untersucht die Bedingungen des Werdens, Bestehens und Vergehens aller Dinge und fällt darnach ihr Urteil über dieselbe. Sie lehrt uns, daß diese

ganze Erscheinungswelt, in der wir leben, auf unabänderlichen Naturgesetzen beruht. Hatte man uns früher gesagt, daß ohne den Willen Gottes kein Sperling vom Dache falle, so lehrt man uns jetzt, daß ohne die Nötigung eines Naturgesetzes kein Sperling vom Dache auch nur das kleinste Tröpfchen auf unseren Hut herniederfallen lassen könne. Und diese Gesetze als Ursachen aller Erscheinungen sucht die Wissenschaft auf möglichst wenige einheitliche zurückzuführen, sie bemüht sich, das Walten derselben Gesetze auf allen Gebieten der Erscheinungswelt zusammen zu stellen, des geistigen wie des materiellen Lebens, und sucht den möglichst kürzesten und einfachsten Ausdruck für diese Gesetze. Seit Herbart versucht hat, die Grundformen der Erscheinungen des Denkens auf wenige mathematisch-algebraische Formeln zurückzuführen, seit seine Schüler und Nachfolger diese Methode auf die Gebiete der Kunstlehre, der Volkswirtschaft und zahlreicher anderer Fächer übertragen haben, ist die Anschauungsweise eine allgemeine geworden, Alles in der Welt lasse sich auf eine mathematische Formel zurückführen. Nach Benedikt soll ja unser ganzes Denken, Empfinden, Handeln nur beeinflußt werden durch stereometrischen Bau des Schädels.

Erheben wir nun diese Anschauungsweise zur herrschenden, gewähren wir ihr Einfluß auf den Unterricht — was wird die natürliche Folge sein? Wir wollen unsere Kinder aufklären über die wahre Verfassung der Natur. Aber es wird in den Unterrichtsjahren und gegenüber den noch ungeschulten kindlichen Gemütern an Zeit mangeln, die ganze Fülle der Erscheinungswelt, die Analyse derselben, den fortschreitenden Gang der Ableitung und Einordnung auf allen Gebieten ihnen mitzuteilen. Wir werden uns begnügen müssen, ihnen die hauptsächlichen Ergebnisse der stetig sich selbst erweiternden Wissenschaft mitzuteilen, sie die gefundenen Gesetze und Formeln zu lehren. An Stelle des kleinen Zumpt wird der kleine Pinner treten, sie werden die Gründe der Haupterscheinungen in der Welt in Physik, Chemie, Botanik in Gestalt algebraischer Formeln lernen, an Stelle der Genusregeln werden die Kristallformen treten, an Stelle der „vielen Wörter auf is“ werden sie die Sauerstoffverbindungen mit ihren chemischen Zeichen auswendig lernen müssen, und man wird die Regeln der Physik behufs leichteren Behaltens in Verse bringen, wie die der Deklinationen. Man wird nicht mehr Phraseologien anlegen, sondern Herbarien, nicht mehr lateinische Aufsätze anfertigen, sondern Hirnschnitte und chemische Mischungen, und in der möglichst exakten und fehlerlosen Ausführung derselben wird das zwanzigste Jahrhundert den Triumph der realistischen Bildung sehen! Mit einem Wort: an Stelle der Phrase wird die Formel treten .... man wird den Teufel durch Beelzebub austreiben.

Daß damit nicht eben viel gewonnen ist, erscheint klar; denn das Wort „non scholae sed vitae“ wird dann in demselben Grade eine Unwahrheit sein, wie heute. Der Durchschnittsmensch, der nicht den Beruf eines Technikers ergreift — und auch im realistischen Staate wird eben nicht jeder Mensch Techniker werden können — wird sich dann eben so gut wie heute bemühen müssen, nachdem er die Schule verlassen, das Meiste von dem wieder zu vergessen, was er gelernt hat, wenn er nicht mit einer Fülle unnötigen Ballasts sich durch das ganze Leben schleppen will. Aber die Art und Weise, die Dinge unter den Eindrücken seines Unterrichts zu betrachten, wird dann ebenso bleiben, wie heute: er wird sich bestreben, alles zu schematisieren, wie zum teil schon heut, alles, was er sieht, hört, erlebt, in bestimmte Klassen und Fächer einzuordnen, und diese Anschauung wird auf sein Handeln und Denken zurückwirken. Der Mensch wird dem Menschen dann in sozialer Hinsicht nichts sein, als ein Kraftmotor, eine Maschine zur Erzeugung von Arbeit, er wird nur noch das Recht und die Möglichkeit zu existieren haben als Mitglied einer Berufsgenossenschaft. Die individuelle Art, die allein dem Leben Reiz und Mannigfaltigkeit verleiht, die sich schon heute in den Handlungen und im äußeren Verhalten der Menschen vielfach mindert, wird allmählich fast ganz verloren gehen. Was nicht in die Formel, in das Schema hineingepaßt, wird verworfen werden. Eine nüchterne, trostlose, gewaltsame Zeit wird kommen, eine Zeit der unbedingten Mehrheitsherrschaft, eine Zeit der starren, reizlosen, nivellierenden Formel. Und solche Erscheinung muß zu jeder Zeit eintreten, in welcher der Stoff über den Geist siegt. So lange der Geist des Katholizismus lebendig war, stellte er die Blüte der Menschheit dar, baute er die gotischen Dome, eroberte er das heilige Land, knüpfte er Orient und Occident zusammen. Sobald aber die leere Formel in ihm die Oberhand gewann, der Ablaßkram, die Reliquienvergötterung, war es mit seiner Allmacht zu Ende. Ein Teil nach dem andern bröckelte ab, er wurde eine Macht neben anderen, gleichen. Nun steht die Naturwissenschaft schon im Anfange ihrer Herrschaft vor dergleichen Gefahren, das Äußerliche, das Mnenotechnische zur Hauptsache zu gestalten und sich dadurch die eigenen Fundamente zu untergraben. Den Sieger beherrschen, alle Kreise des Lebens in seinen Bann zwingen, die Welt umgestalten, die Einzelnen wie die Völker ganz und fest unter seiner Herrschaft halten — das kann nur der Geist, nicht das Merkmittel, das sich so gern an dessen Stelle setzt.

Mögen daher unsere Naturforscher nicht glauben, das Rätsel der Zukunft schon gelöst zu haben, indem sie vorschlagen, den heutigen Unterrichtsstoff durch einen anderen zu ersetzen! Der Stoff allein macht wenig aus.

Die Welt wird dadurch allein nicht glücklicher, daß in der Schule an Stelle der Lektüre der Schriften Ciceros die der Werke Darwins tritt. Die einseitige Herrschaft des naturwissenschaftlichen Lehrstoffes wird nur, wie es schon heute zum Teil der Fall ist, eine einseitige Ausbildung der Technik im Gefolge haben, und diese, weit entfernt, den Kampf ums Dasein zu mäßigen, verschärft ihn nur: wie wir ja sehen, daß die Ausbildung der Kriegswaffen die Völker zu immer heftigerem Wettstreit, zu immer größeren, den Erwerb des Friedens verzehrenden Ausgaben zwingt. Würde selbst Werner Siemens seinen Traum zur Ausführung bringen können, Brot und Fleisch auf chemischem Wege herzustellen, so wäre damit nicht viel gewonnen — denn es wäre der Anfang der Anarchie, nicht der des goldenen Zeitalters.

Sobald der Mensch täglich nur zwei Stunden statt zehn wird arbeiten müssen, um seinen Unterhalt zu finden, wird sich die Zahl der Morde verfünffachen. Nicht „Wissen macht frei", sagt das Sprichwort, sondern „Bildung!" Die bloße Ansammlung von Thatsachen und Regeln aber ist nicht Bildung. Wissen ist Macht, aber Bildung macht frei. Der Geist des Unterrichts muß ein anderer werden. Innige Liebe zur Natur, sich eins zu fühlen mit derselben, die Erscheinungen des Gedankens der organischen Entwickelung in der Natur, in der Geschichte, in der Kunst, der Geist der vaterländischen Geschichte, der Verfassung des modernen Staates und der Gesellschaft: das ist es, was unsere Jugend lernen muß, das ist es, was wir die Bildung der Zukunft nennen möchten. Als Kind muß der junge Bürger die Ursachen der Jahrhunderte lang währenden Schmach seines Vaterlandes kennen lernen, die innere Zerrissenheit, die Kleinstaaterei, den Hader der einzelnen Stämme, und täglich, stündlich muß der Reichs-, der Einheitsgedanke in ihm gepflegt werden. Der Darwinismus soll ihn glauben machen, daß es eine fortschreitende, stetige, organische Entwickelung zu immer höheren Formen der sinnlichen und geistigen Welt giebt, er soll ihm Mitleid und Menschlichkeit dem Tier gegenüber beibringen, soll ihn lehren, das Gute zu thun um der Menschheit willen, ohne Rücksicht auf zeitliche oder ewige Belohnung. Solche Anschauungen in die Herzen der Jugend einzupflanzen ist wichtiger, als sie die unregelmäßigen griechischen Verba oder die Klassen des Linnéschen Systems auswendig lernen zu lassen. Namen, Zahlen, Formeln, Regeln soll der Knabe nur lernen, insofern sie ihm als mnemotechnische Hauptanhaltspunkte dienen können, sie sollen aber nicht wie — heute — die Hauptsache sein. Nicht der Unterrichtsstoff ist es, der unsere heutige Jugend überbürdet, unselbständige Menschen aus ihnen macht, die keine eigene Meinung in allen Dingen haben, sondern gedankenlos nachbeten, was ihnen listige Schwätzer, konservative, ultramontane, fortschritt-

liche, sozialistische Demagogen, in annehmbarer Form zu reichen wissen — sondern die Methode des Unterrichts, die den Kopf des Schülers mit Zentnern unnützen Ballastes beschwert und das Wichtigste vernachlässigt — den Geist, die Möglichkeit der richtigen Beurteilung des Lebens, das lebhafte Mitempfinden und Verständnis aller lebendigen Erscheinungen der Natur, der Gesellschaft, der Politik, der Kunst. Dieses muß in der Schule der Zukunft geweckt werden, der Geist muß siegen über den Stoff, und der pedantische Schulmeister der Gegenwart muß sterben, um als freier Lehrer aufzustehen!

Reformation der Litteratur.

Von Fritz Lienhard.
(Berlin.

(Schluß.)

21.

Was mit dem Worte Schönheit nicht alles Humbug und Mißbrauch getrieben wird! Unsere Begriffsverwirrung ist glücklich so weit gediehen, daß Schönheitssinn ungefähr gleichbedeutend geworden mit Prüderie.

Was ist uns Hebuka? Das Christentum, denk' ich, hat doch mit dem griechischen Schönheitskultus gründlich kehraus gemacht. Streicht nur das Wort in seinem bisherigen Umfang ruhig aus der modernen christlich-germanischen Poesie und setzt dafür das Wort Wahrheit! Echte Wahrheit ist immer schön. Der schmierige, zerlumpte, mit Eiterbeulen besäete „arme Lazarus" mit seiner frommen Seele war gewiß „schöner", als der gebildete, vornehme Prasser, der sich in Purpur und köstliche Leinwand kleidete, des Einen aber, was not thut, völlig bar war. Die arme Wittwe, die ihren letzten Heller in den Gotteskasten legte, „schöner" als die stattliche Erscheinung des hochmütigen Pharisäers, der doch gewiß alle 365 Gebötchen des Gesetzes gründlich kannte und eine tüchtige allseitige Bildung besaß. Auf das Herz, auf das Innere, auf die Seele kommt's an. Und auch hier nicht auf die „schönen" Gefühle, als da sind: Wehmutsthränen beim Sonnenuntergang, Träume von der fernen Herzliebsten, philanthropisches Behagen,

wenn man aus seinem vollen Geldsack einem herzigen Bettelbuben einen Groschen spendiert hat (confer Cecile im Germinal); erhabene Freundschaftsempfindungen angesichts einer duftigen Maibowle, und was dergleichen „schöner" und „poetischer" Stoffe mehr sind. Muß man euch Schönheitsenthusiasten immer wieder betonen, daß eine Menschenseele mehr wert ist als aller Prunk der Erscheinungswelt, als alle „Scheinbildung", als alles Scheinwissen? Seelenkämpfe, Seelenfrieden Seelenleidenschaften, Seelenverzweiflung . . .! Wolltet ihr nur einmal aus eurem Spielen und Klügeln und Phrasenmachen herauskommen! Eins ist not!

22.

Es ist die Poetik des Christentums, die in uns aufdämmert, gegenüber der Poetik des Aristoteles und der Griechen. Letztere bilden ja freilich Kern und Grundlage aller Kunst, aber der Begriff „Kunst" wird bei der Poesie von nun ab ein etwas anderer werden. Keine „heitere Kunst" ist die Poesie, sondern ein ernster, sehr ernster Beruf! —

All die „schönen" Geschichten, Romane, Novellen mit ihrer Spannung und Stimmung und fröhlichen (wenn „sie sich kriegen") oder traurigem (wenn die Braut am Herzschlag stirbt) Ausgang, lassen nur ein Gefühl krankhafter Wehmut, ungesunden Sehnens zurück.

„Und wie in jedem Sommer streckt der Rosenstrauch seine schwanken Zweige über das alte Gemäuer; wie jedes Jahr fliegt die Schwalbe um das traute Haus mit seinen treuen Bewohnern; Grasmückchen baut sein Nest im Weißdorngehege des stillen Gärtchens" — (folgt ein Gedankenstrich, während welches die gerührte Leserin Zeit hat, sich die Augen zu wischen) „aber das sonnige Glück von ehedem ist dahin." Erneutes Schluchzen. „Einsam wandelt eine gebeugte Frauengestalt, in deren immer noch schönes Antlitz Schmerz und Entsagung tiefe Furchen gegraben haben, zwischen den duftigen Beeten des Blumengärtchens. Gedankenvoll bleibt sie vor dem prangenden Rosenbusche stehen; gedankenvoll lauscht sie dem Schlage der Nachtigall, die sich den weißblühenden Flieder zu ihrem Lieblingsaufenthalt erkoren. Und der Spätsommerabend sinkt tief und tiefer auf die schweigende Flur, auf das vereinsamte Frauenherz. Da steigt eine heiße Thräne in ihrem Auge auf, sie legt die Hand auf den Busen, darin noch immer nicht die wehe Erinnerung einschlummern will, und ein Seufzer entringt sich dem kranken Herzen. Aber der Abendhauch trägt den Seufzer über die tauigen Hügel, über die schlafenden Eichwipfel fernhin zu einem einsamen Grabe."

Hier bricht der Backfisch in konvulsivisches Schluchzen aus, und — die Geschichte ist zu Ende.

Und nun? Was bleibt mir von der ganzen Erzählung? Ich bin gerührt und wehmütig gestimmt; lege das Buch beiseite und lisple mit Thränen im Auge: „wie schön war das!“ Aber das ist auch alles. — Und ist diese Rührung, diese vage Sehnsucht, mit eben solchen „edlen“ Menschen bekannt zu werden, sie irgendwo auf Erden aufzusuchen: ist dies der wahre große Zweck der wahren großen Poesie? — Diese Poesie trägt mich weit weg in irgend ein Phantasieland, wo „edle“ oder auch „böse“ (welch letztere aber im Verlauf der Geschichte gänzlich geduckt werden) Menschen wohnen, wo sich eine sonnige Liebesgeschichte abspielt, „so ganz anders“ als im trockenen Leben „bei uns zu Hause“. Und so erleben wir's, daß überspannt angelegte Knaben, von den Wundern der buntfarbigen Indianergeschichten erregt, sich thatsächlich aufmachen, eben solche Abenteuer, die sich so behaglich hinterm Ofen weglasen, in Amerika selber zu erleben. Daß Jünglinge und Jungfrauen mit den sie umgebenden Kreisen und heimatlichen Zuständen unzufrieden werden und ein krankhaftes Sehnen nach Roman-Erlebnissen und Roman-Helden im unruhigen Busen tragen. Und unsere poetisch angehauchten Damen, Blaustrümpfe, alte Jungfern u. dgl.? — Auch ihnen ist es eine wahre Wollust, sich von der prosaischen Alltäglichkeit fortzuflüchten in die „Traumwelt der Poesie“ und auf schwellendem Sopha ein dunstig Phantasiegewölk um sich herum zu zaubern. Pfui über diese morphiumhafte Poesie und Poesie-Auffassung! — Die Marlitt, Heyse, Lindau, Hopfen, Sacher-Masoch, ja, ich wäre beinahe versucht, den weitaus größten Schwarm der bisherigen Romanfexen und Novellenschreiber zu diesen Halbpoeten zu rechnen! Sie haben nichts gethan, als unser Gemüt aufgeregt, wie ein unkluger Vater seiner Kleinen Phantasie durch grausige Märchen überreizt. Und selbst eine gesunde Gemütsbildung und Gemütspflege erreicht den höchsten Beruf der königlichen Priesterin und Prophetin Poesie noch lange nicht.

„Eine Schale voll Christenthränen“ wünscht sich zwar auch Klopstock als Lohn für sein Singen und Dichten. Aber „Christenthränen“ fließen aus einem erhabeneren Gefühle und edleren Schmerze, als die Backfischzähren, die ob der Schwindsucht einer Romanfigur strommeis vergossen werden. Jene Thränen der wenigen Edlen, Thränen, die der Untergang oder die Rettung einer Seele, eines geistig stumpfen Alltagsmenschen hervorlockt, tragen zugleich ein befreiendes Moment in sich.

Was kann mich's kümmern, ob hier oder dort eine Mordgeschichte passiert ist; was kümmert mich dies oder jenes klüglich ausgedüftelte, psychologische Problem, wenn nicht das Ewige, die Idee, die unmittelbare Bedeutung für mich selber — aber ja nicht tendenzhaft! — hervortritt, sondern nur immer das Stoffliche, die Fabel, die Lösung?! —

Sein oder Nichtsein! — nach dem Einen, was not ist, muß sich die Behandlungsweise einer männlichen Poesie richten. Nicht abziehen soll sie uns von Beruf und Werktagsleben, sondern uns erst recht in dasselbe hineinziehen. Aber uns dasselbe lieb machen, von höheren Gesichtspunkten auffassen lernen, dasselbe läutern, mit hehrer Ewigkeit durchtränken. Das nenn' ich eine gesunde Poesie! Weg mit dem Stofflichen! Die Seele, das Ewige, Innere ist allein das Bleibende und daher allein würdiger Gegenstand einer ernsten Poesie für Männer.

Wenn ich ein Dichterwerk beiseite lege, will ich denselben Ernst, dasselbe erhabene Gefühl verspüren, das den echten Christen durchdringt, wenn er aus dem Gotteshaus tritt. Nicht ernüchtert kehrt er zurück in das „Jammerthal" der Welt; nicht am Stofflichen der heiligen Geschichten, die da geschehen in Palästina, bleibt er haften, sondern am Ewigen, am Inneren. Palästina ist überall; der Heiland in jedem Jüngerherzen; der „Himmel" gleichfalls nicht irgendwo im Weltraum — alles Sehnen und Flüchten aus der „bösen" oder „prosaischen" Welt krankhaft und gänzlich ungesund. —

* * *

23.

Die Persönlichkeit . . . Alle Philosophien, Systeme, Maximen u. s. w. flattern unzusammenhängend in der Luft herum. „Unser Wissen ist Stückwerk." Wir können unmöglich den ganzen abstrakten Ballast überblicken. Die geniale Persönlichkeit aber setzt an sich selber alles in zusammengedrängte Realität, Leben, Handlung um.

Jene eine Persönlichkeit, die alles auf sich konzentrierte, an sich verkörperte — konkret, anschaulich, dem dümmsten Fischer wie dem klügsten Schriftgelehrten faßbar — Hingabe an jene Persönlichkeit war Hingabe an die tausendfach zersplitterte, luftige, stückweise überall herumfliegende Wahrheit, die sich auf diese Persönlichkeit vereinigt und in ihr verkörpert hatte — hierin liegt das Geheimnis des Christentums und der Wirkung jedes Genies. Christus sagte: „Ich bin die Wahrheit."

Über diese seltsame Hingabe an ihren Heiland wissen sich Ungebildete kaum Rechenschaft zu geben — natürlich! Aber wenn sie auch nichts beweisen können, sie fühlen, daß sie im Rechte sind.

24.

Die äußere Geschichte des Heilands ist ein Vorgang, welcher innerlich, mit allen Stadien, wie sie die Evangelien berichten, noch heute und immer sich an jedem Menschen wiederholt. Auch wir müssen aus der Nacht der

Alltäglichkeit, darin wir gleichgültig und stumpfsinnig herumstolpern, zur Erkenntnis eines höheren, inneren Berufes geboren werden — auf seltsame, uns unbewußte Weise. Es beginnt ein schmerzvoller Kampf mit der Alltagswelt, die uns durch ihre Reize mit List, durch den Drang der zu durchbrechenden Verhältnisse mit Gewalt bei sich behalten will. Wir sterben der Alltagswelt — ein schmerzlicher für die Augen des verlorenen stumpfen Pöbels schmachvoller Tod. Dafür aber stehen wir auf in unserer ewigen, reichen, herrlichen Innenwelt! Erst mit dem Tode jedoch, der Himmelfahrt, hört aller Kampf auf, sind wir völlig und ungestört Herren unserer Innenwelt. Das Erdenleben ist ein täglich, stündlich Sterben und Auferstehen.

25.

Von allen Geistesprodukten ist das Dichterwerk das vollkommenste. Es konzentriert und verkörpert gleichsam die in Philosophie und Metaphysik, in Welt- und Seelenleben lose umherflatternden Wahrheitsfetzen zu einer anschaulichen, geschlossenen, allverständlichen Wahrheit. Ein Meisterdrama wie Hamlet oder Macbeth stellt uns nicht eine oder ein paar Wahrheiten dar, sondern die Wahrheit.

26.

Zola . . . Gewiß darf der Dichter bei Behandlung seines Stoffes nicht von allerlei metaphysischen oder religiösen Vorurteilen ausgehen; nicht Welt und Menschen nach seinen Hirngespinnsten konstruieren. Gewiß muß eine strenge Beobachtung und Erfahrung seinen Schilderungen zugrunde liegen. Es giebt jedoch nicht allein äußere Erfahrungen, die man an Andern macht, wie das bei Zola in den Vordergrund tritt. Bei Seelenkämpfen nützt uns äußere Beobachtung nichts; höchstens können wir einige Äußerungen, die einem innerlich verzweifelnden Menschen entfahren, aufschnappen und getreulich nach experimentaler Methode aufzeichnen. Es giebt aber Vorgänge, die wir nur durch das Medium unseres eigenen Inneren lösen und verstehen können. „Phrasen" und „Vorurteile" sind das darum nicht, wenn mein Inneres einigermaßen gesund ist. Es giebt eben noch manches zwischen Himmel und Erde, Zola, wovon deine Beobachteraugen nichts merken!

Und gerade die Seelenkonflikte sind uns Deutschen die Hauptsache. Jedenfalls ist mir wichtiger, wenn ich den Kampf eines Menschen zwischen Sinnenlust und Ideal mit erlebe, erschüttert bis in meine tiefsten Herzenstiefen, als wenn mir, wie in Zolas „au ventre de Paris" 30 oder 40 Seiten lang der Gemüsemarkt in der Rue de Pont-Neuf anschaulich gemacht wird. „Wahr" ist ja das letztere auch; es wäre auch „wahr" und „wirklich" wenn

ich die Bauart eines Abortes in allen Details geschmackvoll darlegte. Es fragt sich nur, ob das alles auch wichtig ist, wichtig entweder an sich oder für die Gesamt-Komposition des Werkes. — Stil, Ausdruck, Schilderung, Charaktere — alles Wahrheit; aber das Abmessen, wie lange dies, wie lange jenes geschildert werden; das Berechnen, wann dieser, wann jener Charakter auftreten; wann überhaupt nicht bei Schilderungen verweilt werden darf — das alles Kunst. Und in letzterem Punkte fehlt Zola, weil er eben bloß in seinem Stoff, nicht zugleich auch über demselben steht. Es liegt das wieder tiefer: selbst dies thut er mit Bewußtsein und fast prinzipiell — ob aber mit Recht?

Ich denke als an ein Muster richtiger Vereinigung von Idealismus und Realismus immer wieder an Shakespeare.

27.

All die Vererbungsgeschichten sollten dichterisch nicht verwendet werden. Wenn man freilich allen freien Willen, alle Sonderstellung des Einzelnen außer acht läßt, und alles einem bis aufs innerste sich erstreckenden Determinismus unterordnet — dann kann man freilich nichts gegen die Dichter, welche die Vererbung u. s. w. zum Thema gewählt, einwenden. Dann sinkt alle Poesie zu einer Thatsachen-Aufzählung herab, wobei subjektives Fühlen und Beurteilen durchaus nicht mitspielen darf. —

Der roman expérimental geht aus der Weltanschauung des Materialismus hervor. Will man die Behandlung der Vererbungsstoffe, den Determinismus in der poetischen Behandlungsweise, den roman expérimental u. s. w. bekämpfen, so nehme man zunächst mit der Einseitigkeit des Materialismus den Kampf auf, das andere giebt sich von selbst. —

„Alles begreifen heißt alles verzeihen". Das zweite „Alles" ist doch gar zu stark; es müßte allerwenigstens mit einem „Manches" seinen Platz vertauschen, wenn nicht mit einem „Einiges". Richtiger wäre der Satz, wenn er lautete: „Alles begreifen wirckt mildere Strafe". Schon der lange Prozeß: die ganze Entwickelung eines Verbrechens intellektuell zu verfolgen, ermattet unser ethisches Bewußtsein. Das Verbrechen steht nicht mehr so nackt und schroff vor uns, sondern ein Dunst von Erklärungen und Verwicklungen hat sich drum und dran gelagert. —

„Alles begreifen heißt alles verzeihen". Wenn ich mich also genau in alle Umstände und Verhältnisse hineindenke, die irgend ein Individuum etwa zum Mörder geformt haben — Erziehung sowohl und Anlage, als auch Umgebung, Beeinflussung und Situation — so muß ich mir gestehen: der Mann hat den in und um ihn liegenden Gesetzen gemäß gehandelt. Sehr

richtig! der Teufel kann nicht logischer sein. Aber nun die lächerliche Folgerung: Deshalb werde ich ihm, der so „naturgemäß" gehandelt hat, liebevolle Teilnahme, ja, Mitleid entgegenbringen und ihm mit Thränen im Auge eine etwaige Schädigung des Gemeinwohls oder meiner eigenen Interessen — verzeihen! Aber wer sagt denn das? Das schlägt ja dem Vordersatze geradezu ins Gesicht! Ich, ich muß den in und um mich liegenden Gesetzen gemäß einen solchen Schädiger bestrafen, verabscheuen, unschädlich machen. Dieselbe Logik, die ihn zum Mörder zwingt, zwingt mich zur Bestrafung dieses Mörders. Innerlich mögen wir Begreifende ihm ja verzeihen — das ist aber für den Weltlauf ziemlich gleichgültig, und überhaupt nichts neues. Schon ein gewisser Christus gebot: „Liebet eure Feinde" — nicht ihr Thun und Treiben, aber ihre vielleicht zu bessernde und zu rettende Seele an sich. Und derselbe Mann sagt: „Richtet, verdammet nicht, damit ihr nicht auch verdammt werdet!"

28.

Erblichkeit und Vererbung spuken auch in Zolas neuestem Drama „Renée". Diese Renée ist so ziemlich schuldlos — überhaupt existiert ja der Begriff Schuld gar nicht für den Materialisten: „Sünde und Schuld ist ein Unding" orakelt der Verfasser von „Kraft und Stoff". Erstens die Anlage, zweitens die Verhältnisse — das sind die Erzeuger und Bestimmer alles menschlichen Thuns und Denkens. Die reine antike Schicksalstragödie, bloß übersatalistisch, insofern sie ihre zwingende Allgewalt auch auf die Funktionen der Innenwelt ausdehnt. Die antike Tragödie betont ja auch das Zermalmende des äußeren Schicksalszwanges — aber wohl bemerkt: des äußeren. Der Held kann vermöge seiner inneren Kraft, vermöge seines Willens, seines Glaubens über den äußeren Unfall triumphieren, kann mit einem Siegesjauchzen auf den Lippen in den unverdienten Tod gehen. Aber auch diese inneren Vorgänge stellt der Determinismus als unfrei hin: selbst dies Siegesjauchzen ist eine Bestimmung der „Anlage" und der „Verhältnisse". Sehr wohl! Mag auch der „freie Wille" determiniert und maschinenhaft gelenkt und geleitet sein — uns erscheint er nun einmal als freier Wille. Und auf diese Thatsache und Realität, daß sich der Mensch nun einmal als frei und verantwortlich fühlt, muß auch eine wahrheitsliebende Poesie Rücksicht nehmen. —

Auch das „Gewissen" ist ja, wenn wir im Wörterbuch des Materialismus nachschlagen, bloß ein Erziehungsresultat einzelner Rassen und Stämme. Nun ja, die Erscheinungsformen und Äußerungen dieses Rätseldinges mögen (wie Klima, Bodenbeschaffenheit, Lebensweise u. s. w.) in unendlichen Varia-

tionen sichtbar werden, der ruhende Pol aber in dieser Erscheinungen Flucht ist eine nur allzu zweifellose Realität. —

Renée hatte ihre gefährlichen Anlagen von ihrer nervenkranken Mutter ererbt, welche gänzlich in Unsittlichkeit untergegangen war. Diese Mutter hatte ihre Anlagen jedenfalls wieder ererbt — und so können wir aufwärts klettern bis Adam, und alle Poesie bleibt ein trockenes Aufzählen von Thatsachen. Aber eben diese urteilslose objektive Aufzählung will ja der Materialismus. Schön! Zählt nur all eure beobachteten Thatsachen auf: Mord und Totschlag, Diebstahl, Hurerei, Völlerei, Hungertod; zählt aber auch auf die Thatsache des Idealismus, der hingebenden Liebe, Opferwilligkeit, Himmelsbegeisterung! Aber dazu seid ihr nicht fähig: denn was ihr nicht voll begreift, könnt ihr nicht lebenswahr reproduzieren; und ihr begreift's nicht, weil ihr's nicht habt und nicht an euch selber fühlt. Denn beobachten an andern läßt sich das letztere nicht, sondern nur an sich selber fühlen und erleben. —

Der Dichter nun, der von Shakespeare etwas gelernt hätte, müßte mit seiner Behandlung da einsetzen, wo die unheilvolle Vererbung in das betreffende Geschlecht eintrat. Dieser Prozeß der Nervenruinierung ging zwar allmählich vor sich, aber in irgend einem Ereignis der Vorzeit ist doch der Keim zu suchen. Freilich ist auch die Entstehung dieses Keimes wieder durch unentwirrbaren Kausalitätsnexus von tausend Umständen und Ursachen bedingt, und ich müßte mich, wie gesagt, logischerweise zum seligen Adam zurückschlängeln, um dort, den Finger an der Nase, eine gründliche Exposition zu einer umfassenden Tragödie zu erdüfteln. Wahrhaftig, unermeßliche Aussichten für das moderne naturwissenschaftliche Vererbungsdrama! darin die Exposition bei Adam und seinem Sündenfalle anhebt und der fünfte Akt in der Mansarde einer Pariser Lustdirne sein Ende nimmt!

29.

„Le roman expérimental ne met donc plus son intérêt dans l'ingéniosité d'une fable bien inventée et développée selon certaines régles. L'imagimation n'a plus d'emploi, l'intrigue importe peu au romancier, qui ne s'inquiète ni de l'exposition, ni du nœud, ni da dévouement . . . L'œuvre devient un procès verbal, rien de plus; elle n'a que le mérite de l'observation exacte, de la pénétration plus ou moins profonde de l'analyse . . . même parfois ce n'est pas une existence entière, avec un commencement et une fin, que l'on relate; c'est uniquement un lambeau d'existence, quelques années de la vie d'un homme ou d'une femme, une seule page d'histoire humaine" . . .

Und demgemäß dichtet auch Zola — oder besser: weil diese Dichtungsweise seine Stärke ist, stellt er solche Theorien auf — Zola, der mit äußeren Augen seine Stoffe von außen betrachtet. Freilich, wenn ich irgend eine äußerliche Arbeitergeschichte erzähle, setze ich an einem äußerlichen Momente ein, um nach Ablauf der Ereignisse wieder irgendwo abzubrechen. Zolas bedeutendes Werk Germinal ist auch hierfür typisch. Die Geschichte setzt an dem Momente ein, wo Stephan nach dem Voreux kommt, und schließt das letzte Kapitel mit dem Weggange Stephans nach Paris. Schön! Vom Zolaschen Standpunkte und überhaupt bei Behandlung solcher Stoffe durchaus empfehlenswert! Ich schildere äußerliche Leute, Arbeiter, die kein besonderes Innenleben haben, Durchschnittsmenschen, Mord und Hunger und Aufruhr — weshalb soll sich nicht auch die Gesamtkomposition nach äußeren Gesichtspunkten richten? „La nature est assez belle, assez grande, pour apporter avec elle un commencement, un milieu et une fin.“ Gewiß! Die Thatsachen genügen uns. Auch bei Lektüre eines Zeitungsabschnittes ergreift uns die nackte Thatsache. Es empfiehlt sich also, irgend eine Zeitungsannonce seinen Roman zu Grunde zu legen und dieselbe sorgsam analytisch und nach experimentaler Methode zu einem ganzen Buche zu erweitern. Protokolle; ausführliche buchlange Artikel, der Rubrik „Polizeibericht“ entnommen. Ich habe wider diese Poesie nichts, aber wahre, große Poesie ist sie nicht. —

Vom „Ideal“, das er mit dem „Unbekannten“ identifiziert, glaubt Zola, daß es immer mehr dem „Wissen“ weichen müsse. Der ganze Weltlauf ist also, nach Zola, ein konstanter Kampf mit dem Ideal, das immer mehr dahinschwinde, wie das Mark eines Rückenmarkschwindsüchtigen, unaufhaltsam, unrettbar. In diesem Falle ist's allerdings zeitgemäß, den verrohenden Erdbewohner den realistischen phantasie-, gemüt-, kompositionslosen Experimentalroman aufzutischen. Was freilich Zola unter „Ideal“ und „Idealismus“ versteht, scheint mir ein bischen unklar und, wie alles, mit naturwissenschaftlichen Zola-Augen geschaut. Mir mit meinem gering entwickelten historischen Blicke kommt es vor, als ob der Kampf zwischen „Ideal“ und „Materie“, zwischen „Fleisch“ und „Geist“, zwischen Außen- und Innenwelt dauern werde, so lange die Erde um die Sonne rollt. Von einer allmählichen Ertötung des Ideals mag wohl kaum die Rede sein; das Ideal ist etwas rein Geistiges, Inneres; die Beleuchtung, in welchem uns der Stoff erscheint; der Hauch, der alles überweht — wie will man diesem ätherleichten Luftwesen mit dem plumpen Messer der Naturwissenschaft zu Leibe gehn?! Aber wahr ist's: wer sich prinzipiell abmüht und daran gewöhnt, alles mit den äußeren Sinnenaugen zu sehen, stumpft den inneren Geistesblick

ab — die untilgbare, sich durch sich selbst richtende Sünde wider den „heiligen Geist". Die richtige Mitte innezuhalten: zugleich mit irdischen und ewigen Augen zu sehen — ist die einzig gesunde Vereinigung von „Realismus und „Idealismus".

30.

Es ist schier verwunderlich, in welchen Idealismus der Realist Zola gerät, wenn er in seinem roman expérimental auf das glückliche Zeitalter der sieghaften, allein seligmachenden Experimentalmethode zu sprechen kommt.

„Sobald wir," meint er, „dem Mechanismus einer Leidenschaft auf die Spur kommen, werden wir dieselbe auch behandeln und kurieren, oder doch möglichst unschädlich machen können . . . Kennt man einmal die Gesetze, die Allem zu Grunde liegen, so braucht man nur diesen Gesetzen gemäß auf die Einzelnen einzuwirken — und siehe da, wir haben die herrlichsten sozialen Zustände."

Das kann nur Jemand sagen, der mit naturwissenschaftlichen — also gänzlich kurzsichtigen — Augen in das Leben schaut. Wie aber ein Dichter, der in die von tausend unsichtbaren (selbst dem hyperschärfsten Zola-Auge nicht zu entdeckenden) Nadelstichen geweckte Leidenschaft einen abgrundtiefen Blick gethan, wie sich ein Dichter solchen Illusionen hingeben mag . . . wahrhaftig, das ist schier verwunderlich. Ein Poet, der Konstruktion und Gang der menschlichen Leidenschaften ausklügeln will, um sich sodann als Maschinist dahinter zu stellen und das Rädergetriebe höchstselber zu leiten! Ein solcher „Idealismus" und Optimismus! Wer die Blätter der Geschichte durchfliegt, wird wohl merken, daß der Mensch zu Noahs Zeiten genau so war wie in den Tagen Bismarcks; daß sich damals schon Leidenschaft und Seelenfrieden in Einem fort in den Haaren lagen. Die Formen ändern sich — der Mensch bleibt immer und ewig derselbe. Immerhin verstehe ich dies rätselhafte, göttlich-bestialische Wesen am besten vom Standpunkte der christlichen Weltanschauung aus. Zetert so viel ihr wollt: die christliche Weltanschauung ist und bleibt die allein gesunde! Sie war, wenn ihr historisch in die Vergangenheit blicken wollt, ein unendlicher Segen für die gesamte Menschheit, speziell für uns Germanen; und sie wird bestehen, siegreich und unerschüttert über Materialismus und alle andern -ismusse hinaus. Ihre Formen und Ausdrucksweisen werden sich ändern; auch die Kanäle, vermittelst derer sie dem Volke zugeführt wird. Aber ihr Kern ist ewig wie der Mensch. „Himmel und Erde werden vergehen," sagt jene übermenschliche Riesengestalt, von der die unermeßlich reichen, unabsehbaren Lebensströme ausgingen, „Himmel und Erde werden vergehen — meine Worte aber werden nicht

vergehen." Und wahrlich! Ein Weltanschauungssystem nach dem andern stolziert auf gebrechlichen Stelzen daher, um bald wieder von einem andern über den Haufen gerannt zu werden — ewige, obwohl notwendige Krankheiten! Das Christentum, so kindereinfach und doch so abgrundtief, steht ruhig und hoheitsvoll wie in den Tagen der Märtyrer. Und ob die Gotteshäuser verfallen und die Kanzelpathetiker verjagt werden; ob die hehre Theologia mit ihrer Afterweisheit und ihren spitzfindigen Dogmen in Ohnmachtskrämpfen am Boden liegt — das Christentum bleibt! Den Körper mögt ihr steinigen, die Kleider zerreißen oder durch's Los verteilen — der Geist, sag' ich euch, wird bleiben! Der Geist des Christentums wird neue Jünger zeugen; wird sich andere und stärkere Burgen bauen; wird sich andere Priester erküren und andere Tonarten als das abgeleierte Kanzelpathos. Seid bereit, ihr Poeten von Gottes Gnaden!

31.

Ein religiöses Moment ist es, das sich von nun ab in der Poesie geltend machen wird. Es gehört in letzter Zeit in der Kritik zum guten Tone, über die armen Lyriker des jüngsten Deutschlands, diese „Blase schotengrüner Jungen", mit Spott und Hohn und dem Pusten der Verachtung herzufallen. Und dennoch ist ihr gesamtes Auftreten, vom historischer Rotunde aus betrachtet, ihr Faseln von Messias und Märtyrertum und Welterlösung eine Art Vorwort zur neuen Dichtung. Es juckte sie an allen Ecken und Enden; und so schlugen sie zu, ordnungslos, ungeschult, und — erlebten eine klägliche Niederlage. Ihr Bramarbasieren und Vordrängen ihrer werten Person bestätigt mir die Erwartung und das Verlangen der Zeit weniger nach schönen, guten Worten und Werken, als vielmehr nach Persönlichkeiten. Sowohl die Dichter selbst in ihrem gesamten Leben und Wirken, als auch ihre Gestalten, die sie schaffen . . . Daher beschaut sich Jeder, ob er nicht am Ende der erwartete Messias sei. In jedem neueren Werke guckt dieser Eigendünkel durch, z. B. wie mir scheint, auch in der Vorrede zu C. Albertis „Plebs". — Auch in den Erzeugnissen unserer jüngsten Lyriker (Moderne Dichtercharaktere) ist der religiös-ethisch-philosophische Ton nicht zu überhören. —

Karl Bleibtreu wird gern mit den Dichtern der „Bunten Mappe" und der „Modernen Dichtercharaktere" über einen Leisten geschlagen. Ernst Ziel beginnt eine Besprechung von Henkells „Strophen" mit folgenden allgemeinen Phrasen: „Die jugendlichen Poeten der neuesten sogen. realistischen Richtung in unserem sangreichen Deutschland, welche man mehrfach als die jüngst deutsche Schule bezeichnet hat, sind in mehr als einer Beziehung ganz

erfreuliche Erscheinungen auf unserem Parnaß, namentlich soweit es sich um lyrische Bethätigung handelt . . . Gegen die Stickluft dieser Tage haben sie sich alle verschworen: Karl Bleibtreu, W. Arent, H. Conradi, W. Walloth, die Gebrüder Hart und wie sie sonst noch heißen mögen . . . Henkell gehört ausgesprochenermaßen der Schule Bleibtreus und Genossen an" . . .

Seltsam ist, daß eine Besprechung in der realistischen „Gesellschaft" gänzlich den Stab bricht über die „Strophen" ihres „Mitschülers", während Herr E. Ziel in seiner Besprechung warme Worte der Anerkennung findet. „Haben wir denn," ruft dort Max Halbe (Oktoberheft), „noch keinen Liliencron oder Walloths? Was unterscheidet denn die moderne realistische Lyrik von dem simplen Minne- oder Mondgeleier und Reimgeklingel? Doch wohl, daß wir hinter jedem, selbst dem kleinsten dichterischen Produkte der Realisten eine scharfumrissene Persönlichkeit wittern, die aus dem Innersten ihres eigentümlichen Wesens, aus ihrer individuellsten Lebenserfahrung verkörpert und gestaltet. Da ist alles Anschaulichkeit, Lokalkolorit, Erdgeruch, alles in dem Schmelztiegel des Subjekts umgemünzt und mit dem Herrscherkopf des souveränen Dichters von Gottes Gnaden gestempelt."

Ausgezeichnete Worte! Und nun vergleiche man damit die farblose Besprechung Ernst Ziels in Nr. 46 der „Blätter für litt. Unterh." (1887)! —

Also, um wieder von dieser Abschweifung zurückzukehren, mit diesen Leutchen darf Bleibtreu nun und nimmer zusammengeworfen werden! Es mag ihn ja schmeicheln, gleichsam als Haupt einer Schule anerkannt zu werden, und man kennt ja die Neigung des deutschen Rezensenten im Speziellen und des deutschen Michels im Allgemeinen, alles nach Schablonen, Systemen, Schulen zu ordnen und fein säuberlich in Reih und Glied zu stellen. Der Verfasser der „Revolution der Litteratur" ist jedoch ein durchaus selbständiger Geist, der in seinen Anschauungen, sowohl ästhetisch als auch religiös-philosophisch, sich nur negativ, in Verwerfung des Bestehenden, mit jenen lyrischen Bramarbassen berührt. Ich wage die Behauptung, daß die allerwenigsten der jüngst-deutschen Liederfexen verstehen, was Karl Bleibtreu eigentlich fühlt und will; so wenig als die Ästhetiker der absterbenden Poesie diesen Täufer Johannes der neuen Dichtung zu würdigen vermögen.

Auch bei Bleibtreus Poesie-Auffassung ist ein religiöses Moment zu verspüren. In seiner trefflichen englischen Litteraturgeschichte verfällt er bei Besprechung Shakespeares geradezu in einen Evangelisten-Ton; den inneren Entwicklungsgang dieses „Heilands" schildert er von einer tiefen, echt christlichen Weltanschauung aus. Und was besonders meine Behauptung von dem Durchklingen einer ernst-religiösen Saite bestätigen wird, ist das prachtvolle, erhabene Schlußwort zur „Schlechten Gesellschaft". Dies Schlußwort,

durch das der Geist der Zukunftspoesie mächtig weht, wiegt — um diese nichtssagende Redensart nachzusprechen — ganze Bände der „beliebtesten" Alltagspoesie auf. Ja, eine ernste und große, von heiligem Geiste durchtränkte, alle verbitterten Gemüter mit reinem Himmelsfrieden erfüllende Poesie — wird die Poesie der Zukunft sein. Gott gebe, daß sie bald, bald aus ihren ewigen Himmelshöhen in die sichtbare Erscheinungswelt trete und Körper und Gestalt gewinne! Nicht mit Toben und jüngst-deutschem Gebrüll, sondern mit dem milden herzbezwingenden Friedenssäuseln des heiligen Geistes! —

In Herrigs Reformvorschlägen wird man gleichfalls einen ernsten, national-religiösen Ton durchklingen hören. —

Ibsen giebt in einer Tischrede, die er im Laufe vorigen Jahres (1887) in Stockholm gehalten, eine wohl zu beachtende Andeutung: „Ich glaube, daß Poesie, Philosophie und Religion zusammenschmelzen werden zu einer neuen Kategorie und zu einer neuen Lebensmacht, von der wir Jetztlebenden übrigens noch keine klare Vorstellung haben können." —

32.

Wir sitzen heutzutage und freuen uns der schönen Sprache eines Jesaias, der Wucht und Majestät seiner Rede, der Hoheit seiner Empfindung — die alte Poesie! Die Leute zu Jesaias Zeiten achteten nicht hierauf, sondern auf die Vorwürfe, Ermahnungen, Tröstungen, Verdammungen selber. Sie weinten bei manchen seiner Reden, aber dies Weinen war ein zerknirschtes Reueweinen über sich selber und die Sünden, die ihnen der Prophet vorhielt.

Wir weinen auch über so manchen schönen Roman, und vor so manchem ergreifenden Trauerspiel — aber es ist ein sentimentales Weinen über den unsäglich rührenden Tod einer grausam ermordeten Theaterfigur. —

Schafft, ihr Poeten, daß euer Publikum über sich selbst und seine Kinder weine! . . .

Bleibtreu äußert in seiner „Revolution der Litteratur": „Ein rechter Kerl belästigt die Welt nur nebenbei mit Lyrik" . . . „nebenbei wird sie ihre ewige Berechtigung erhalten" . . .

Wahrheit! ist auch hier das Losungswort. Lege ich bei der Lyrik den Schwerpunkt auf die feine konventionelle Stimmung; auf die abgerundeten Wendungen; den tadellosen Reim — kurz: auf die Form, so bin ich der tiefinnern, ewigen Wahrheit und dem Modernen entsetzlich fern.

Lyrika sollten Monologe im großen Lebensdrama des Lyrikers sein. Monologe, naturwahr, unmittelbar ausgestöhnt wie die Seelenbekenntnisse der Shakespeareschen Helden. Individuell, selbsterlebt, ungemacht, eine bruch-

stückartige Lebens- und Leidensgeschichte. Oder auch wuchtige Anreden an die sichtbar-unsichtbaren Mitspieler: die Kinder dieses wirren Jahrhunderts. Lyrika, so recht direkt aus dem Innern strömend, sind ein wasserheller Spiegel der geistigen Persönlichkeit des Dichters. Das einzelne Gedicht wird bei dieser Betrachtungsweise zurücktreten, weil der Dichter bei dessen Niederschrift nicht daran dachte, einem Publikum ein sauberes Opuskulum zurecht zu glätten und mit Verbeugungen zu präsentieren, sondern weil er einem augenblicklichen innersten Drange zu Folge seine Empfindungen auf einen Fetzen Papier weinte, den er nun achtlos in die Winde wirft. Was kümmert uns die schöne, rührselige, wohllautende, leichtfließende Sprache! Leidenschaft, aus dem Innersten ausgeströmte Empfindung ist immer „schön" und „fließend". Ja, es kann mitunter sogar nötig sein, das die Sprache „unschön", das Versmaß zerrissen ist — weil die gewaltige Leidenschaft das enge Strombett überwogt und fesselos über die Saaten braust. Es mag dies meinetwegen „unschön" sein, aber es ist wahr! —

* * *

33.

Es ist in diesen unfertigen planlosen Tagebuchblättern allzu wenig der ungeheure Einfluß der Naturwissenschaft auf die Entwicklung der neuesten Poesie betont werden. Mit gutem Bedacht. Das liebe Wort „Naturwissenschaft" wird uns so überlaut von allen Seiten in die Ohren geschrieen, daß die Mahnung angebracht scheint, über dem Betonen des Gegenwärtigen nicht die Fühlung mit der Vergangenheit zu verlieren. Jede Bewegung, wenn sie von Dauer und Erfolg sein will, muß irgendwie auf einem berechtigten Untergrund der Vergangenheit ruhen. Mit dem bloßen Umreißen und Verwerfen ist wenig gethan.

Auch die Reformation Luthers war nur ein Zurückgreifen auf den altewigen Geist des allein wahren Idealismus, wie er sich im Urchristentum und in Christus gegenüber dem „Antichristentum" des Pabsttumes, wie es zur Zeit Savonarolas und Luthers auftrat, verkörpert hatte. Nicht unmittelbar auf den großen Entdeckungen und Erfindungen des 15. Jahrhunderts fußte die Reformation; dieselben waren vielmehr bloß die Posaunenstöße, die auf allen Gebieten alle Geister zum Nachdenken über ihr jeweiliges Fach aufriefen.

Ähnlich auch heute. Ein einseitig Überschätzen der Naturwissenschaft, ein Hereinziehen ihrer Formen und Ausdrucksweisen in die Litteratur, eine naturwissenschaftlich-mechanische Auffassung der Poesie scheint uns zu drohen.

Ein geistig Verarbeiten, ein Übersetzen der naturwissenschaftlichen Resultate in unsere Dichtersprache, ein Verschmelzen des modernen naturwissenschaftlichen mit dem alten christlichen Geiste hat noch nicht stattgefunden. Es muß zu der naturwissenschaftlichen Auffassungsweise, die ja nur das Gegenwärtige, Greifbare zu ordnen weiß, die weitblickende historische treten, die historische, die aus dem Vergleich mit dem Vergangenen feste Formen für die Gegenwart findet. Erst aus der Vermischung beider kann eine tiefgegründete, idealistisch-realistische Poesie erstehen.

Henrik Ibsen 1828—1888.

Von E. Brausewetter.
(Stuttgart.)

Am 20. März dieses Jahres feierte Henric Ibsen, der größte lebende dramatische Dichter, seinen sechzigsten Geburtstag. Fern von seiner Heimat, in unserm Vaterlande weilt der gefeierte Dichter auch an diesem seinem Ehrentage, und wie er einst zum großen Jubelfeste seines Heimatlandes einen dichterischen Gruß dorthin sandte, indem er in kurzem Umriß die Geschichte, den Lebenslauf seines Vaterlandes, an seinem geistigen Auge vorüberpassieren ließ, so sandte ihm sein Volk auch zu seinem Festtage einen Rückblick auf sein Leben und Wirken.*)

Ja, es ist ein Leben voll reichen Erfolges, voll bedeutender Thaten, auf das der Dichter, der noch heute in körperlicher und geistiger Vollkraft dasteht, zurückblickt. Auch ihm hat nicht immer die Sonne des Glückes, des Erfolges gelächelt, auch er hat traurige Tage voll Anfeindung und Not überstehen müssen, aber nimmer ließ er den Mut sinken und immer blieb er sich seines hohen Zieles bewußt. So hat er denn auch auf eine reiche Thätigkeit zurückzublicken: Neunzehn oder, wenn man will, zwanzig Dramen

*) Henric Jäger, Henric Ibsen 1828—1888. Et literaert Livsbillede. 1 Band Lex. 8°. (296 Seiten mit 4 Ansichten und 5 Porträts.) Kjöbenhavn 1888, Gyldendal. Preis 5 Kronen.

hat er bis jetzt neben einer großen Anzahl von Gedichten und einigen litterarischen Aufsätzen geschaffen, und wenn man beachtet, welcher gewaltige Denkprozeß, welche Durcharbeitung seiner Idee, welche Vertiefung der Charaktere sich in jedem einzelnen Werke offenbart, so erfüllt uns Erstaunen vor dieser Schöpferkraft.

Ibsens Leben ist im großen Umriß wohl durch die verdienstvollen Werke von Brandes, Passarge, Vasenius zu Jedermanns Kenntnis gelangt, aber die feinen Beziehungen zwischen seinem Leben und seinen Werken sind noch so gut wie völlig unbekannt. So objektiv Ibsens Werke nämlich auch gehalten sind, so sehr wir uns auch im Einzelnen enthalten müssen in seinen Darstellungen persönliche Verhältnisse oder Erlebnisse zu suchen, so wird sich doch die erste Anregung, die Entstehung der Grundidee seiner Dichtungen auf äußere Einflüsse zurückführen lassen. So müssen wir denn Herrn Henric Jäger für seine gediegene Arbeit dankbar sein. Hier wird über manchen Punkt aus Ibsens Leben ein strahlendes Licht geworfen.

Zunächst macht Henric Jäger darauf aufmerksam, wie sich viele Eigentümlichkeiten des Ibsenschen Wesens sich aus seiner gemischten Abstammung herleiten lassen. In den Adern seiner Vorfahren rollte dänisches, deutsches, schottisches, deutsches und wieder deutsches Blut, aber kein Tropfen norwegisches. Sein Idealismus und Puritanismus dürfte sich vielleicht auf jene schottische Abstammung, seine Anlage für das Spekulative, seine Vorliebe für die reine Abstraktion, sein Sinn für das konsequente und systematische Denken auf deutschen Einfluß zurückführen lassen. Seine Mutter war eine Deutsche, und wenn wir die über sie vorhandenen Schilderungen mit dem vergleichen, wie sich der Dichter selbst zeigt, so offenbart sich's schnell, daß er viel mehr von seiner Mutter als seinem Vater empfangen, und es ist daher kein Wunder, wenn der deutsche Einfluß sich in ihm so sehr bemerkbar macht. Seine Mutter war eine verschlossene, schwer zugängliche Natur und dabei überaus liebenswürdig.

Daß gewisse Eigenthümlichkeiten des Ibsenschen Wesens angeboren und nicht etwa erst durch das Leben anerzogen sind, zeigt sich aus den überaus interessanten Aufzeichnungen, die Ibsen selbst über seine Kindheit niedergeschrieben und die in dem Jäger'schen Buche zum ersten Male publiziert werden.

Ibsens Eltern wohnten in der frühesten Jugend des Dichters auf dem Marktplatze zu Skien. Während sich nun die übrige Jugend in heiteren Spielen auf diesem Platze erging, war Henric Ibsen meist für sich allein, ihn interessierte all' das Düstere und Geheimnisvolle, was seine Umgebung darbot. Da war der Kirchthurm mit der im Volksmunde lebenden Erzäh-

lung von einem Hunde, der einst aus der obersten Luke auf das Pflaster herabgestürzt war. Welch' düsteres Bild! Und daneben der Pranger des Ortes, dessen eiserner Bügel dem Knaben gleich zwei offenen Armen erschien, die sich um seinen Hals klammern wollten. Ferner war da das Rathaus mit den Gefängniszellen, seinen vergitterten Fenstern und, vor allem mit der „Wahnsinnigen-Zelle", die in dem Kinde die unheimlichsten Vorstellungen hervorrief. In ihr sollte auch einmal ein großer Verbrecher gesessen haben, der auf dem Pranger gebrandmarkt wurde. Kurz, alles Eindrücke, die einen Schatten über die Lebensfreuden des Knaben werfen mußten.

Da Skien einer der Brennpunkte des pietistischen Lebens in Norwegen war und hier der Prediger Lammers wirkte, der später die erste Anregung zur Schöpfung des Brand gegeben hat, so dürften es Eindrücke aus seiner Kindheit sein, die Ibsen später in dieser Dichtung verarbeitete.

Als Henric Ibsen acht Jahre alt war, fallierte das Geschäft seines Vaters und mit der Herrlichkeit des bisherigen Lebens war es zu Ende. Nur ein kleines Landhaus außerhalb der Stadt blieb den Seinen übrig. Man kann sich denken, wie dieses Ereignis auf ihn als ältestes Kind wirken mußte. Ein tiefer Ernst verbreitete sich über ihn trotz seines jugendlichen Alters.

Er spielte nicht wie andere Kinder. Am liebsten zog er sich in eine kleine Kammer zurück und schloß sich in derselben ein. Hier saß er im Sommer wie im Winter bei der strengsten Kälte und beschäftigte sich mit allerhand alten Büchern, die ihm in die Hände gefallen waren. Hedwigs Erzählungen in der „Wildente", von den Büchern des „fliegenden Holländer" ist eine Reminiszenz des Dichters aus dieser Zeit. Und ferner beschäftigte er sich mit Zauberkünsten. Auch zeichnete und tuschte er gern und viel. So malte er zahlreiche Puppen in reichen Gewänden, die ausgeschnitten und gruppiert wurden.

Mit vierzehn Jahren mußte er, wie bekannt, das väterliche Haus verlassen, um sich selbst sein Brot zu verdienen. Er kam nach Grimstad zu einem Apotheker in die Lehre. Hier begann er auch seine Dichter-Laufbahn, und hier zum erstenmale wurde ihm das Los des Genies zu teil, mit seiner gesamten Umgebung in Widerspruch zu geraten. Er, der Jüngling, hatte es gewagt, an die Ungarn begeisterte Gedichte zu richten (1849), über Dinge zu urteilen, über die die angesehensten Leute des Städtchens sich kein Urteil erlaubten. Das mußte gegen ihn erbittern. Aber schon damals stellte er sich auf den Standpunkt, den er später seine Nora, seinen Volksfeind einnehmen ließ: der Einzelne gegen die Allge-

meinheit. So war es kein Wunder, daß, als er Sallust und Cicero in die Hände bekam, ihm Catilina in ganz anderem Lichte erschien, als jenen beiden römischen Schriftstellern. Ihm erschien er als der empörte Idealist, der voll Schmerz über die Versumpfung seiner Zeit sich gegen dieselbe erhebt, aber selbst zu sehr ein Kind dieser verderbten Zeit war, um ein wirklicher Reformator werden zu können. Alle Ideen, die Wiederspiegelung der Februar-Revolution, die in dem Jüngling Ibsen gährten, in allem suchte und fand er Berührungspunkte mit Catilina und verkörperte sie in ihm. So giebt uns die Gestalt dieses Helden manchen Zug für ein Bild des Dichters in jener Zeit und nehmen wir noch seine Briefe und Gedichte zu Hilfe, so wird dasselbe mehr und mehr vervollständigt. Ibsen hat nämlich in Grimstad eine große Menge Gedichte geschrieben, die bisher nicht im Drucke erschienen sind, von denen aber 26 glücklicherweise erhalten sind. Herr Jäger war in der günstigen Lage sie einsehen zu können und bietet in seinem Buche eine Analyse der wichtigsten derselben. Was an diesen Gedichten in in erster Reihe auffällt, ist, daß so wenig andere litterarische Einflüsse in ihnen zu spüren sind. So erinnert an Welhaven, der damals in der norwegischen Lyrik tonangebend war, nur „der Müllerbursche". Die Schwärmerei für die ferne Vorzeit scheint Ibsen nicht die wahre Aufgabe des Dichters zu sein, sie möchten lieber den Schatz heben, der in den norwegischen Herzen ruht. Ihre Aufgabe sei es, ein Bild des norwegischen Lebens zu geben! Sollte der Dichter des Catilina schon seine späteren Großthaten vorgeahnt haben?

Die Gedichte jedoch selbst stimmen mit dieser Theorie nicht überein. Sie sind rein persönlicher Natur, sie spiegeln seine Gedanken und Gefühle wieder. Meist sind sie elegisch. Die Stille der Mondnacht scheint der Dichter mehr zu lieben als den Lärm des Tages. Überall offenbart sich der schon damals starke Drang zum Grübeln, die Wirklichkeit hat für ihn nur den Wert, daß sie sein Gefühls- und Gedankenleben befruchtet. Selbst die Freuden der Jugend, der Tanz veranlassen in ihm die trübsten Gedanken und Vorstellungen. Auf einem Balle kommt er zu der Erkenntnis: „zu ahnen, hoffen und getäuscht zu werden", das ist des Menschen Schicksal. Er ist nicht der Sänger der Hoffnung, sondern der der Erinnerung. Der Verlust des Glückes und die Erinnerung daran sind ihm erhebender als sein Besitz. Der Gedanke, daß „die Gabe des Leids" zum Dichter mache, der sich in zahlreichen seiner Werke findet, ist auch schon in diesen Jugendgedichten anzutreffen. Aber auch die Vorliebe für das Unheimliche prägt sich in ihnen aus. —

Den Kopf voll von den Freiheitsideen der Zeit, flammend von Oppo-

ſitionseifer kam er dann nach Kriſtiania. Seine erſte That war: an einer Demonſtration teilzunehmen, ſeine zweite: ſich den radikalſten Radikalen (Botten-Hanſen und Vinje) anzuſchließen. In beiden Fällen erlebte er Enttäuſchungen. Auch in der Nationalverſammlung ſuchte er vergeblich den machtvollen Widerhall all' der neuen Ideen, ſo daß ihm wohl zum erſtenmal im Leben der Gegenſatz zwiſchen Ideal und Wirklichkeit ad oculos demonſtriert wurde. Eine Verachtung gegen die Storthingsopposition ergriff ihn, er fand ihre Mitglieder ſpießbürgerlich und erbärmlich und ſchrieb in Folge deſſen die politiſche Satire: „Norma oder die Liebe eines Politikers." Muſiktragödie in 3 Akten.*) Auch in Kriſtiania hob er in einer Theaterkritik wieder hervor, daß der nationale Verfaſſer es verſtehen müßte, ſeinen Werken den Grundton zu geben, der von Fjell und Thal entgegenklingt, aber vor Allem aus unſerm tiefſten Innern heraustönt.

Ich übergehe Jägers Analyſe der nächſten Ibſenſchen Werke, da eine kritiſche Betrachtung derſelben mich zu weit führen würde, und hebe erſt wieder eine Weſenseigentümlichkeit des jungen Ibſen hervor: ſein Zweifel an ſeinem Beruf zum Dichter. Schon bei den Jugendgedichten fand ſich eines: „Reſignation" betitelt, in dem der Verfaſſer ſich fragte, ob ſein Dichtertraum auch nicht bloß ein Phantom iſt. Und dieſelbe Frage kehrt in den „Kronprätendenten" wieder: „Glaubſt Du zu jeder Zeit ſo ſicher, daß Du ein Skalde biſt?" Dieſe Stelle wird noch bedeutſamer, wenn wir den im Jahre 1859 im „Illustreret Nyhedsblad" publizierten Gedichtzyklus: „In der Bildergalerie" dazunehmen, wo derſelbe Gedanke mannigfach variiert iſt. Aber ſchon als er die „Kronprätendenten" ſchrieb, war dieſer innere Zweifel überwunden, er befähigte ihn jedoch, die Geſtalt Skules zu ſchaffen.

Und wie wurden Ibſens Werke in jener Zeit aufgenommen? Man leſe bei Jäger nach, was „Kriſtianiaposten" über ſeine „Härmändene paa Helgeland", die als „norwegiſches Jux" bezeichnet wurde, was „Morgenbladet" und „Aftenbladet" über ſeine „Komödie der Liebe" ſchrieben: „Ibſen beſitzt keine Spur von dem, was man Genialität nennt, er iſt nur ein Talent, und zwar in techniſcher und artiſtiſcher Richtung." Und im Publikum erwachte ein Sturm des Unwillens, ſo daß z. B. ein Univerſitätsprofeſſor erklärte: „Die Perſon, die die Komödie der Liebe geſchrieben hat, verdiente Stockprügel!"

---

*) Im „Manden", einer von Botten-Hanſen, Vinje und Ibſen geleiteten Zeitſchrift (ſpäter „Andhrimer" genannt) publiziert. Näheres darüber in Jägers Buch: „Norske Forfattere" Gyldendals Forlag.

Als nun noch das Falliment des Kristianiaer Theaters hinzukam, und sich Ibsen auch materiell in der größten Not befand, als er den Egoismus seiner Landsleute im dänisch-deutschen Kriege sah, war es da wunderbar, daß er sich hinaussehnte aus dieser Erbärmlichkeit. Hinaus mußte er, wenn er nicht selbst darin versinken sollte. So zog er gen Rom. Welch' andere Natureindrücke, welch mächtige Mahnungen an die Herrlichkeit der alten Welt! Da tauchte in ihm der Gedanke auf, den Untergang dieser weltlichen Herrlichkeit in dramatischer Form zu behandeln und die Gestalt des Julianus Apostata bot sich solcher Stimmung von selbst dar.*) Aber zugleich sah er nun auch die Heimat in ganz anderem Lichte, die traurige Düsterkeit, das Rauhe, Kalte, Unwirtliche, das eine Fjelllandschaft darbot, wurde ihm zum Bilde der Heimat. Rauh, schlaff, langsam im Denken und Fühlen, so erschien ihm der Sohn derselben. Und dazu diese Charakterlosigkeit und Halbheit! Gegen sie mußte er zu Felde ziehen, seinem Vaterlande zeigen, wie es war, nicht wie es zu sein träumte. So entstand „Brand" in dem nicht so sehr die Nation, sondern vor allem die offiziellen Repräsentanten derselben und der Staat als Institution, sowie die offizielle Kirche angegriffen werden. All' diesem gegenübergestellt ist Brand, das Prinzip des Willens und der Wahrheit.

Aber nachdem diese Aufgabe gelöst war, war es auch von Wichtigkeit, das Gegenbild noch schärfer zu zeigen, und so gab Ibsen in seinem Peer Gynt das tragische Bild der Schlaffheit, Halbheit und des Egoismus der norwegischen Nation in einer weit ausgeführten Charakterstudie. Peer Gynt ist ein Bild des Norwegers aus der Zeit, da die romantische Periode sich ihrem Ende zuneigte.

So können wir die drei Dichtungen Brand, Peer Gynd und Komödie der Liebe als polemische betrachten, eingegeben durch seine Erlebnisse und Eindrücke in der Heimat. — Nun hatten sich die Wogen seiner Empörung gelegt, und es war ihm möglich, sich durch Gelächter vollends zu befreien. Er schrieb den „Bund der Jugend." Damals waren ja die politischen Gegensätze in seiner Heimat noch nicht so groß wie heute, es handelte sich nicht um verschiedene Lebensauffassungen, sondern um verschiedene Auffassung derselben Frage. So stand Ibsen den Gegensätzen, die er darstellte, in freierem und überlegenerem Verhältnis gegenüber und konnte seine Geißel

*) So Jäger! In der Vorrede zu meiner Übertragung des „Kaiser und Galiläer" (Reclam, Leipzig) habe ich den ersten ideellen Anlaß zu dieser Dichtung auf andere Weise zu erklären gesucht. Es werden eben verschiedenartige Eindrücke und Gedankenkombinationen den Dichter auf diesen Stoff gewiesen haben.

nach beiden Seiten ſchwingen. Und wieder hat Ibſen eine typiſche Geſtalt geſchaffen. Die liberale Partei ruhte damals noch ganz in der nationalen Romatik, ihre Sprache war phraſenhaft. Auch Stensgard hat den Egoismus und die Halbheit Peer Gynts. Auch er iſt eine Reminiszenz an die Heimat.

Inzwiſchen hatten ſich Ibſens materielle Verhältniſſe gebeſſert, ſein Brand hatte ihn zum berühmten Manne gemacht, und der norwegiſche Staat ihm die Dichtergage bewilligt. Es trat eine Zeit der Ruhe ein, die der Überarbeitung älterer Sachen und der Vollendung des Julian gewidmet wurde. So war ihm auch die Rückkehr in ſeine Heimat möglich geworden, und dieſe Rückkehr bezeichnet den Wendepunkt ſeines Schaffens. Was er bisher zweimal verſuchte, wird nun das alleinige Feld für ſein Wirken: das Drama der Gegenwart. Wie bekannt iſt es die Heuchelei des modernen Geſellſchaftslebens, die er in ihnen geißelt, und zwar erweiſt er dieſelbe nicht in Stümpern wie Peer Gynt, ſondern in ſcheinbaren Ehrenmännern wie Bernick und Helmer. Und nicht nur die Heuchelei der modernen Geſellſchaft geißelt Ibſen in ſeinen Dramen, ſondern ſpeziell auch eine Heuchelei der norwegiſchen Geſellſchaft jener Zeit, nämlich die, daß „die große Welt draußen“ wohl verderbt ſei, aber nicht die kleine norwegiſche Geſellſchaft. Ibſen beweiſt das gerade Gegenteil. In der großen Geſellſchaft iſt die Heuchelei nur nicht ſo groß, weil das Individuum freier lebt.

Hatten die „Stützen der Geſellſchaft“ die geſellſchaftliche Heuchelei enthüllt, ſo enthüllte „Nora“ die private, die Heuchelei der Ehe, und hier ſtellt Ibſen auch für die Frau zum erſtenmale die Forderung der Gleichberechtigung, während er ſie bisher nur als in der Liebe zum Manne aufgehend dargeſtellt hatte.

Der Nora folgte eine Flut von Diskuſſionen, namentlich wurde dem Dichter immer wieder die Frage entgegengeſchleudert: „Aber was wird aus den Kindern? Wie kann eine Mutter es verantworten ſie zu verlaſſen?“ Ibſen antwortete mit einer Gegenfrage: „Glauben Sie, daß es den Kindern beſſer geht, wenn eine ſolche Ehe fortgeſetzt wird?“ Die Antwort auf dieſe Frage geben die Geſpenſter. Hier wurde endlich die übliche Geſellſchaftsmoral in ihrer ganzen Ausdehnung analyſiert. Und wieder erregte Ibſen einen Sturm des Unwillens, wieder wurde gegen ſeine Auffaſſung der Geſellſchaft mit allen Kraftmitteln opponiert; um ihn zu widerlegen, zeigte ſich die Geſellſchaft wieder in der Weiſe, daß der unbefangene Zuſchauer ihm nun erſt recht Recht geben mußte. Aber auch Ibſen blieb die Antwort nicht ſchuldig und dieſe hieß: „Der Volksfeind.“ Wie Doktor Stockmann die ſchädliche Wirkung der Quellen, hat Ibſen die der meiſten Ehen darſtellen

wollen, und wie jener kam er selbst zur Erkenntniß, daß die ganze moderne Gesellschaft vergiftet ist. Und wie Stockmann sich nicht einschüchtern läßt, sondern in der ihn bekämpfenden Gesellschaft ihr zum Trotz ausharrt, so hat auch Ibsen sich durch die Aufnahme seiner Gespenster nicht abschrecken lassen oder sein Ziel aus den Augen verloren. Aber ein tiefer Mißmut hatte ihn ergriffen. Vielleicht war es wirklich zwecklos, die ideale Forderung überall herumzutragen, wo sie nicht honoriert werden kann, vielleicht vernichtete er mit ihr nur das letzte Lebensglück der Durchschnittsmenschen? Die Folge dieser Gewissensfrage war die „Wildente", in der der Wahrheitsheld Ibsens zum unglücklichen Schwärmer geworden.

Aber dann besuchte Ibsen im Jahre 1885 abermals seine Heimat und mit Staunen gewahrte er, welcher wilde Fanatismus und welche Erbitterung die politischen Kämpfe in den Gemütern zurückgelassen, die haßerfüllte Art und Weise, in der man die Personen angriff, anstatt um die Sache zu kämpfen. Diese Eindrücke sind es, die er in seinem „Rosmersholm" zur Darstellung gebracht hat. Kroll und Martensgaard sind die Gestalten, die sein letzter Aufenthalt in der Heimat ihm eingebracht. Aber nicht nur die Parteigegensätze bringt dieses Drama zur Darstellung, sondern auch die Gegensätze der alten, überlebten Kultur, die Lebensanschauung und Wollen verpfuscht (Rosmer) — die erstere kann freigemacht werden, aber der Wille bleibt vernichtet — und der jungen, unberührten Natur, deren Lebensanschauung frei und deren Wille stark ist, aber erst geläutert wird, als es zu spät ist (Rebekka). So gehen sie beide zu Grunde, aber über ihnen strahlt das Ziel der Menschheit, die Freimachung des Sinnes und die Läuterung des Willens empor. Rosmersholm ist eine Verherrlichung der veredelnden und erhebenden Macht der entsagenden Liebe und enthält damit Ibsens eigene Glaubensüberzeugung. —

Es ist selbstredend, daß Jägers umfangreiche und höchst interessante Arbeit auch noch auf andere Punkte helle Lichtstrahlen wirft; worauf es mir hier aber ankam, war, alle jene Stellen herauszuheben, die auf die Entstehung der Dramen Ibsens und ihrer einzelnen Gestalten, sowie auf den Charakter des Dichters Licht werfen.

Ein spanischer Volksdichter.

Litterarhistorische Skizze

von Wm. Fiedler.
(Güstrow.)

Die weitaus größte Zahl der modernen spanischen und portugiesischen Poeten haben außerhalb ihrer Heimat, vornehmlich in Deutschland, das gemeinsame Los, daß sie in der Regel mehr genannt als bekannt sind und nicht selten weiß man überhaupt gar nichts von ihnen. Als vor längerer Zeit mehrere deutsche Zeitungen die Meldung brachten von einer Beschwerde des spanischen Dichters Antonio de Trueba über eine ihm von einer weltbekannten deutschen Firma widerfahrene Schädigung seiner Interessen durch Verletzung seiner Autorrechte, werden die meisten Leser den Namen dieses in Spanien so beliebten Volksdichters wohl zum ersten Male gehört haben. Denn die spanische Sprache und Litteratur besitzt doch nur eine verschwindend kleine Gemeinde in Deutschland und soviel wir haben in Erfahrung bringen können, hat man bislang noch nicht ein einziges seiner Werke ins Deutsche übertragen, um der deutschen Leserwelt zu der Bekanntschaft des Dichters zu verhelfen. Bei der uns Deutschen so oft nachgerühmten Universalität, dem regen Interesse, das doch sonst hierzulande der ausländischen Litteratur entgegen gebracht wird, und der großen Rührigkeit unserer Verleger muß dies gerechte Verwunderung erregen. Den Einwurf, daß es sich vielleicht nicht der Mühe verlohne, eine Übertragung seiner Werke zu unternehmen, da seine Poesieen wohl nur unbedeutend seien und vielleicht nur für die Landsleute des Poeten Interesse haben möchten, würden wir nicht gelten lassen können, weil man ja damit einer ganzen hochbegabten, mit so feinem Verständnis für wahre Poesie begnadeten Nation den Vorwurf der Urteilslosigkeit machen würde. Wir glauben deshalb dem Leser keinen schlechten Dienst zu erweisen, wenn wir seine Aufmerksamkeit auf unsern Poeten hinzulenken suchen, den man cum grano salis den spanischen Burns nennen dürfte. Wie bei dem erlauchten Bauer an den Ufern des Ayr stand auch an seiner Wiege die Armut, die Stiefschwester des Genies, wie Scherr sie nennt. Antonio de Trueba y la Quintana wurde am 24. Dezember 1821 zu Sopuerta, einem Dorfe in Biscaya als der Sprößling einer kinderreichen armen adeligen Familie geboren. Seine erste Jugend und sein Bildungsgang gleichen völlig denen des berühmten schottischen Sängers. Auch er hat weder ein Lyceum besucht noch akademische Studien gemacht. Hören wir den Dichter selbst über diesen Punkt. Als ihm ein Kritiker

nach Herausgabe seines ersten Werkes, des „libro de los cantares“ (Buch der Lieder) — allerdings in bester Absicht — den Vorwurf machte, daß er ein Faulpelz (holgazan) sei, weil er nicht, wie man es von ihm erwarten dürfe, jedes Jahr die spanische Litteratur mit einem Buche bereichere, antwortete er Folgendes: Mein Leben ist ein Muster von Arbeitsamkeit gewesen. Schon als Kind sagten meine Eltern zu mir: „Geh' und verdiene Deinen Unterhalt auf ehrliche Weise und vergiß nicht, daß wir, die wir hier zurückbleiben, arm sind.“ Ich weiß nicht, ob ich dieses Gebot in allen Teilen befolgt habe, doch sind nichts als Segenswünsche von meinem Dorfe in meine Selbstverbannung gedrungen. Wer mich der Trägheit bezichtigt, weiß dies ohne Zweifel nicht, weiß nicht, daß der Verfasser des „Buchs der Lieder“ keine andere Universität als die seines Dorfes besucht hat, wo man nur Lesen, Schreiben und die christliche Glaubenslehre lernt, sicherlich weiß er nicht wie, ungerecht es ist, denjenigen als einen Faulpelz zu bezeichnen, dem man zehn Jahre lang jede Nacht gesagt hat: Schlaf und ruhe, um morgen zu arbeiten und der anstatt zu schlafen und zu ruhen, gewacht und studiert hat, um das Wenige zu lernen, was er weiß, in beständiger Furcht, daß man seine Nachtwachen entdecke. Der Verfasser des „Buchs der Lieder“ würde die Nationallitteratur alljährlich nicht mit einem sondern mit zwei Büchern, wie dieses bereichern, er würde sich in den friedlichen Thälern, wo er geboren wurde, vergraben und dort mit ruhiger Seele und immer jungem Herzen alles besingen, was in der Geschichte und den Sitten seiner Heimat besingenswert ist, wenn in Spanien der, welcher jährlich zwei Bücher wie dieses schreibt, zu seinem Lebensunterhalt und dem seiner Familie auf den bescheidenen Lohn rechnen dürfte, den jener erhält, der in einer Staatskanzlei Konzepte kopiert oder in einer Tischlerwerkstatt den Hobel führt; aber so verhält es sich nicht, und der Poet hat größere Pflichten gegen seine Familie, als gegen die Poesie, bevor er Dichter ist, muß er ein Ehrenmann sein und müßte er auch, um diesen Namen zu verdienen, seine Hoffnungen, seine Träume von Ruhm sein Leben opfern.“

Wie ehren diese Worte den Dichter und Menschen und welch ein liebenswürdiges Bild von seinem charakterfesten, rastlos thätigem und von so lebhaftem Pflichtgefühl erfüllten Wesen gewährt uns diese Rechtfertigung! Die hohe poetische Begabung, die in ihm lag, entwickelte sich unter dem Einflusse seiner an romantischen Naturschönheiten so reichen Heimat und unter seinen sangesfreudigen, mit nicht unbedeutendem Improvisationstalent begabten Landsleuten sehr schnell. Dem für alles Poetische in der Natur und im Menschenleben so überaus empfänglichen Knaben ward bald das Dichten so natürlich, wie dem Vogel das Singen und aus dem beklemmenden Drucke der Not

und Armut raffte er sich immer wieder zu neuen Liedern empor. Mit fünfzehn Jahren verließ er schon seine Heimat, um in der Hauptstadt sein Glück zu suchen. Nach einem Leben voll harter Arbeit, vielen Entbehrungen und vereitelten Hoffnungen ist ihm dies denn auch gelungen, denn wenn wir recht unterrichtet worden sind, so lebt der Dichter gegenwärtig ganz dem poetischen Schaffen und erfreut sich eines ziemlichen Wohlstandes. Ob er wirklich Tischler oder Kopist gewesen ist, wie uns von Bekannten in Spanien mitgeteilt wurde, vermögen wir nicht zu sagen, halten aber die Feststellung dieses Punktes auch von gar keinem Belang. Es genügt uns zu wissen, daß unser Poet im wahren Sinne des Worts ein Volksdichter und zwar einer von den hervorragendsten ist, daß ihm durchaus nichts Gelehrtes anhaftet und daß er gleich dem großen schottischen Lyriker weder von Griechen noch Lateinern irgend etwas entlehnt hat. In der Vorrede zu seinem „Buch der Lieder" sagt er hierüber: „Sucht in diesem Buche keine Gelehrsamkeit, keine Kunst; sucht Erinnerungen und Herz und nichts weiter. Was verstehe ich vom Griechischen und Lateinischen, von den Lehren des Aristoteles und von Horaz? Sprecht mir vom blauen Himmel und vom blauen Meer, von Kornfeldern und von mit goldenen Früchten beladenen Bäumen, von Liebe und Freude und Trauer des ehrenhaften und schlichten Volkes und dann werde ich euch verstehen." In der That ist er auf diesem Gebiet als ein echter Sohn des Volkes vollkommen zu Hause und ein frischer kräftiger Hauch wie von der Luft seiner heimischen Berge weht uns aus seinen Poesieen entgegen. Da ist alles naiv, schlicht und wahr wie die Natur, aus welcher der Quell seiner Dichtung entsprungen, und doch fehlt es auch nicht an bezaubernder Anmut, einer seelenvollen Innigkeit und einer oft leidenschaftlich aufflammenden Glut. Seine Stoffe sind einfach und alltäglich, gewinnen aber unter seiner Behandlung einen eigentümlichen Reiz für jedes für wahre Poesie empfängliche Gemüt. Er besingt den Landmann, den Soldaten, die Cigarrera (Arbeiterin in einer Tabaksfabrik) die braunäugigen, schwarzäugigen und blauäugigen Mädchen, die eigenartigen Volksfeste seiner Heimat und zum Schlusse sogar die Guardia civil (Bürgergarde). Das alte und doch ewig junge Thema, welches Rückert „Der Dichtung Stern" nennt, die Liebe und deren Luft und Leid beschäftigt auch ihn am meisten und er besingt sie in bald klagenden, schwermütigen, bald freudig aufjubelnden Liedern. Um dem Leser Gelegenheit zu geben, sich über den Dichter selbst ein Urteil zu bilden, setzen wir hier zwei seiner anmutigsten Gedichte in einer von uns selbst ausgeführten Verdeutschung her.

Das Beſte an den Mädchen.

Du haſt ein Haar, o Mädchen,
So glänzend und ſo weich,
Das Ebenholz, die Seide,
Sie kommen ihm nicht gleich.
Die Seelen zu umſtricken
Sah ich nie ſchöneres Band . . .
Doch haſt Du noch weit Beſſeres,
Ich hab' es wohl erkannt.

Du haſt zwei ſchöne Augen,
Von Schwermut ſüß bewegt,
So düſter, wie die Schmerzen,
Die mir ihr Blick erregt,
Und heiter wie der Himmel,
Beglänzt er Meer und Land . . .
Doch haſt Du noch weit Beſſeres,
Ich hab' es wohl erkannt.

Zwei Wänglein haſt Du, Mädchen,
So roſig und ſo zart,
Nie ſah ich je ein Sträuchlein
Mit Roſen ſchön'rer Art.
So Herrliches wohl nirgends
Jemand vereinigt fand . . .
Doch haſt Du noch weit Beſſeres,
Ich hab' es wohl erkannt.

Du haſt ein kleines Mündchen
Mit Lippen voll und ſüß,
Worauf die Nelken neidiſch,
Die Sommer ſprießen ließ,
Mit Perlen, wie ſie ſchöner
Ein Taucher niemals fand . . .
Doch haſt Du noch weit Beſſeres,
Ich hab' es wohl erkannt.

Ein weißes Hälschen haſt Du,
Worauf ein Kreuz ſich wiegt.
Wie neid' ich ihm die Stelle,
An welche es ſich ſchmiegt!
Wenn Dir Dein Buſen woget,
Zuckt es, von Lieb entbrannt . . .
Doch haſt Du noch weit Beſſeres,
Ich hab' es wohl erkannt.

Dein Haar und Deine Augen
Gefallen mir gar gut,
Ich liebe Deine Wangen,
Die ſchön wie Milch und Blut.
Dein Mündchen und Dein Hälschen,
Die liebe ich gar ſehr . . .
Jedoch Dein ſüßes Herzchen,
Das liebe ich weit mehr.

* * *

Braunäuglein.

Eine Serenade.

Deine Augen, Braunäuglein,
Bezaubern mich ſehr,
Noch mehr als die Roſen,
Als Jasmin noch mehr,
Noch mehr als die Perlen,
Noch mehr als Saphir,
Drum kann ich ohn' dieſe
Nicht leben allhier.
Drum heften die meinen
Sich immer auf Dich,
Drum möcht' ich, ihre Strahlen,
Sie töteten mich.

Drum fühl ich zufrieden
Und glücklich mich hier,
Wenn an Deinem Fenſter
Du zeigeſt Dich mir,
Wenn Du einen Blick dann
Von dort mir wirfſt her,
Braunäuglein, und weiter
Begehr ich nichts mehr.
Deine Augen, Braunäuglein,
Bezaubern mich ſehr.
Dein Gäßchen durchſtreif ich
Mit fröhlichem Lied,

Beſinge die Anmut,
Die Gott Dir beſchied.
Die Nächte verbring' ich,
Mein Täubchen, vor Dir;
Es zankt Deine Mutter
Und ſaget von mir,
Daß ich jede Nacht faſt
Die Ruhe ihr raub',
Doch ſchiert es mich gar nichts,
Mein Herzchen, mir glaub',
Für Dich zu ertragen,
Liebreizendes Kind,
Den Regen, die Kälte,
Den eiſigen Wind.
Der grimmige Hofhund,
Den oft auf mich hetzt
Deine zornige Mutter
Mich gar nicht entſetzt.
O hör meine Lieder,
Aprilröslein ſüß!
Das Licht Deiner Augen
Mich raſten nicht ließ.
Ein Schmetterling bin ich,
Von Liebe entbrannt,
Möcht' ſterben im Feuer,
Das Dein Aug' entflammt.
Solch Ende zu finden
Ich glühend begehr.
Deine Augen, Braunäuglein,
Bezaubern mich ſehr.

Dem Buch der Lieder, welches Ende der fünfziger Jahre erſchien, ließ Trueba eine Reihe zum Teil vortrefflicher Novellen und hiſtoriſcher Romane folgen, unter denen wir nur „las hijas del Cid, die Cuentos campesinos, die Cuentos de color de rosa und die Cuentos populares" hervorheben wollen. Wir ſchließen unſere kleine Skizze mit dem Wunſche, daß es uns gelungen ſein möge, das Intereſſe der deutſchen Leſer für den hier noch unbekannten ſpaniſchen Poeten wachzurufen und daß recht bald einer unſerer großen Verlagsfirmen einen Überſetzungskünſtler mit der Verdeutſchung des einen oder des anderen Werkes, vor allem des „libro de los cantares" beauftragen möge.

Doktor Fausts Ende.

Tragödie in 5 Akten von Adolf Müller.

(Eine Plauderei ſtatt einer Kritik.)

Von Johann von Wildenradt.

(Pforzheim.)

Es war auf dem Eiſenacher Schriftſtellertage. Ich ſaß, während mancher jüngere Kollege dem Dienſte Terpſichorens huldigte, mit einigen intimeren Bekannten beim Glaſe Bier in den Geſellſchaftsräumen der Clemda.

Da trat an unseren Tisch ein hochgewachsener Mann mit Adlerblicken, auf der Brust die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, ihm vom Kaiser von Österreich verliehen. Wir unterhielten uns, bis Jener aufbrach, um seine Wohnung im Freundeshause aufzusuchen.

Kaum war der Hüne gegangen, als mein Nachbar mit einem ironischen Zucken um die Mundwinkel mich fragte, ob Herr Oberförster Müller mir auch schon den zweiten Teil von Goethes Faust vorgelesen habe. Ich verneinte und mein Nachbar fügte erläuternd hinzu: „Es soll nämlich eine Eigenheit des alten Herrn sein, jedem Bekannten besagten Faust zu interpretieren!“

„Da sind Sie doch im Irrtum!“ entgegnete ich. „Übrigens weiß ich, worauf Sie zielen. Mein Freund Müller, — ich nenne ihn mit Stolz meinen Freund, — hat selbst eine Tragödie geschrieben, welche sich dem ersten Teil des Goetheschen Faust anschließt. Und dieses Werk hat er allerdings auch mir vorgelesen, — ein Genuß, für welchen ich ihm aufrichtig dankbar bin!“

Bedenkliches Schütteln des Kopfes von allen Seiten. Der Eine erklärte jedes derartige Unternehmen für Wahnsinn; ein Anderer trat den Weg des Beweises an, daß Goethe selbst durch seinen verfehlten zweiten Teil des Faust überzeugend dargethan habe, wie unmöglich es sei, dem Werk einen befriedigenden Abschluß zu geben. Zwischen den beiden extremen Standpunkten bewegte sich eine Anzahl vermittelnder, — aber als ich ein paar Stunden später auf die Uhr sah, waren die Meinungen um nichts geklärter. Ich begnügte mich damit, den Kollegen zu bedeuten, daß mein Freund durchaus nicht beabsichtige, sein Werk an die Stelle des Goetheschen zu setzen. Die Triebfeder Müllers sei vielmehr gewesen, eine Arbeit zu schaffen, welche das Schicksal des Helden in durchaus selbständiger Weise weiterführe und vollende. Es gelte ihm, Faust sittlich zu heben, — nicht im philiströs-beschränkten Sinn, sondern vom höchsten ethischen Gesichtspunkt aus.

Inzwischen ist die Tragödie im Druck erschienen (Ch. Fulda, Blankenburg a. H.). Den Genossen von damals und tausend anderen möchte ich heute zurufen: Sehet und prüfet selbst! Ihr werdet hier einen Geist finden, der sich dem des Altmeisters in mehr als einer Beziehung an die Seite stellen darf, einen Mephisto, dem es so wenig an göttlicher Grobheit, wie an diabolischer Spitzfindigkeit, und, wenn der Ausdruck bei seiner satanischen Majestät erlaubt ist, attischem Salz fehlt. Vor allen Dingen findet ihr aber einen Faust, der nicht im Denken und Grübeln aufgeht, sondern

sich zur thatkräftigen Menschenliebe aufrafft. In weltabgeschiedener Einsamkeit erkennt er, was ihm fehlt:

Du härmst Dich ab und suchst vergebens
Hier Deiner dunklen Sehnsucht Ziel,
Dem wilden Drange Deines Strebens
Fehlt noch die warme That des Lebens,
Fehl reines Menschen-Mitgefühl.

Da naht ihm Mephisto, höhnisch, satirisch wie immer. Er möchte von Faust das Beten lernen; und da dieser es selbst nicht kann, beredet ihn Mephisto, sich aufs neue in das tosende Leben zu stürzen. Er führt Faust in eine Stadt, in welcher Tetzel seinen Ablaßkram treibt; hier begegnet ihnen Martin Luther und Faust steht plötzlich inmitten der Reformationsbewegung. Mächtig ergreift ihn das Wehen des reformatorischen Geistes; aber weiterblickend, als Luther, erkennt er auch nur zu gut, woran es dem Augustiner und dessen Anhang fehlt.

„Und nun, —
Ein dumpfes, unfruchtbares Thun! —
Die alte Kirche wankt, doch diese neue
Statt daß sie sich der jungen Regung freue,
— — — — — — — —

Statt sich vom starren Dogma auszuheilen,
Zu einem vaterländischen Verein
Sich zu entfalten, groß und frei zu sein: —
Man läßt auf altem, morschen Grund das Haus
Und bessert höchstens grobe Löcher aus.
Und drinnen all' der schalen Schwätzer Heer" — u. s. w.

Ich bin mit diesem Zitate am Anfang des dritten Aktes. Ihm geht eine große Wartburg-Szene (Luther und Mephisto) und daran schließend eine Studenten-Szene (Mephisto, im Kleide Fausts, ein Kolloquium mit den Musensöhnen haltend) voraus. Beschreiben läßt sich die letztere Szene nicht, sie muß gelesen werden. Wie der Föhn, der mir eben an den Fenstern rüttelt, gährt und braust es darin; jede Partei kommt zum Wort, aber sie alle hetzt der „Geist, der stets verneint," weidlich durcheinander.

Bei alledem sind die beiden ersten Akte nur die Einleitung für die nun anhebende eigentliche Tragödie. Wenn man z. B. die Szene Luther-Mephisto, so schön sie ist, ohne großen Schaden für den Gang der Handlung ausscheiden könnte, so tritt uns vom dritten Akt an ein festgefügtes Drama entgegen. Hauptpersonen sind Faust, Karl V. und Maria

v. Ungarn; Nebenpersonen Mephisto, Granvella, Alba. In einer Weise, die an Marquis Posa gemahnt, ohne doch ein Abbild desselben zu sein, tritt Faust hier durch Vermittelung Marias vor deren kaiserlichen Bruder. Auf höchst originelle Art hat Mephisto verstanden, dem Doktor den Weg zu bahnen. Mephisto macht es ein infernalisches Vergnügen, im Herzen Marias eine tiefe Leidenschaft für Faust zu entzünden, die freilich erst bei dem Fall des Letzteren zum kurzen, aber unendlich tief und schön geschilderten Ausbruch kommt. Faust selbst ist nur von dem einen, großen Gedanken erfüllt, das Herz des Kaisers für ein kirchliches Reformprojekt zu gewinnen. Karl hält ihn für einen Protestanten; Faust:

„Der Augustinermönch in seiner Zelle,
Er gab der Welt ein geistiges Signal,
Und die Begebenheiten in dem Reich
Sie türmten sich in weiten Wogenkreisen
Zu großen Thaten auf der Weltgeschichte.
Doch kleinlich sind die kirchlich-engen Schranken,
Womit der Riesengeist sich selbst umgeben:
Ihm fehlt ein großes Etwas.

Karl (erwartungsvoll): Und das wäre?

Faust: Das frische, nationale Element,
Das in sich selber sich erhöht, erweitert,
Und ein harmonisch-einig Ganzes bildet!"

Immer gewaltiger fühlt Karl sich ergriffen; denn was ihm Faust vorträgt, hat unklar in seiner eigenen Seele geschlummert. Er ernennt den Doktor zu seinem Nuntius; aber ach, die Würde dauert nicht lang. Die List Mephistos ist fehlgeschlagen, Granvella und Alba wittern einen Geist, der ihnen gefährlich zu werden droht. In einer erschütternden Szene naht Karl V., von Zweifeln gefoltert, seinem Beichtvater, Granvella; und diesem gelingt es, den Kaiser zu überzeugen, daß das Streben des Doktors ein Werk des Bösen sei. Darauf Verhaftung, welche Maria vergebens zu vereiteln bemüht ist.

Maria (allein): „In tiefer Schmach und Fesseln, — Herr des Lebens!
O dieser Jammer! — All' mein Fleh'n vergebens! —
— — — — — — — — —
Grausamer Bruder! — — — —
Ein edles, reiches Sein magst Du zertrümmern.
Du achtest im Zerstören nicht der Wunden
Der Andern, die am Unglück dieser Stunden
Einsam verkümmern!"

Letzter Akt: Faust im Kerker. Umsonst bietet ihm Mephisto Hülfe, Faust verschmäht eine jede. Seine Schüler kommen, um ihn zu retten; aber schon ist der Tod ihm nahe. Noch vernimmt er die Nachricht vom Siege Herzogs Moritz, dann stirbt er. Die Erzengel tragen seinen Geist aufwärts, Mephisto versinkt mit der entseelten Hülle.

Soweit das Drama. Man wird zugeben, daß es auf eigenen Füßen steht; dabei hat sich der Autor so in den Geist und die Ausdrucksweise Goethes versenkt, daß man (mögen mich die Weimaraner nicht kreuzigen!) mitunter den Altmeister selbst zu hören glaubt.

Nun aber das Theater, die Aufführung, die moderne Bühne! Soll ich hundertmal Gesagtes wiederholen? — Euch rufe ich an, Ihr Kollegen in Nord und Süd, Euch Alle, die Ihr mit Dramen in Blankversen und in Prosa vergebens an die Thore unserer Musentempel gepocht habt. Ihr wißt, wer und was heute die Bühne im Großen, Ganzen beherrscht; der Rest ist Schweigen!

Doch wir wollen mit dem pessimistischen Zitat nicht schließen, ohne einer tröstlichen Aussicht zu gedenken. In Berlin, der Kaiserstadt, regt sich neues, vielversprechendes Leben. Dort soll auch jener Kunst, der an unseren Hoftheatern kein Raum vergönnt wird, weil sie zu hoch ist für die Geister, welche daselbst regieren, eine Stätte voll fröhlichen Gedeihens bereitet werden. Möge denn Müllers „Faust" eine der ersten Gaben sein, welche uns in den neuen Musenhallen in würdigster Form dargebracht werden.

Unsere litterarische Kritik.

II.

Wie die „Deutsche Revue" ihre kritische Aufgabe erfüllt.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Doch das soll uns nicht abhalten, unsere kritische Aufgabe zu erfüllen, spricht der anonyme Richtbeilschwinger im Juniheft der edlen „Deutschen Revue" (Eduard Trewendt in Breslau), krämpelt die

Ärmel auf und macht sich an sein mörderisches Geschäft mit all' der Gewissenhaftigkeit, Vornehmheit und Grazie, welche die litteraturgelehrten Nachrichter der alten Schule als unantastbares Zunftmonopol besitzen.

„Doch das soll uns nicht . . ."

Was soll uns nicht u. s. w.?

Der Umstand, „daß wir uns dabei beträchtlichen Gefahren aussetzen."

Höchst schauderbar und erstaunlich heldenhaft zugleich, dieses Schauspiel, wie sich der deutsche Revue-Kritikus — aus angeborener Bescheidenheit verschweigt der Brave natürlich seinen werten Namen! — den „beträchtlichen Gefahren aussetzt", um seine „kritische Aufgabe zu erfüllen".

Und woher erwachsen ihm diese „beträchtlichen Gefahren"?

Ach, das ist eine heillose Räubergeschichte! Der kühne Namenlose der gewissenhaften, vornehmen und graziösen „Deutschen Revue" hat nämlich seine „kritische Aufgabe" diesmal (im Juniheft) an einigen „Mitgliedern jener Aktiengesellschaft für gegenseitige Lebensversicherung" zu erfüllen, „welche sich als jüngstes Deutschland bezeichnet". Man denke! An Wilhelm Walloth und Detlev v. Liliencron!

Es ist uns zwar nicht bekannt, daß sich die genannten Schriftsteller jemals als „jüngstes Deutschland" bei irgend einem litterargeschichtlichen Standesamt hätten eintragen lassen, aber das macht nichts. Der große Namenlose der „Deutschen Revue" rechnet sie dazu — und damit Punktum.

Mit den Mitgliedern dieses Jüngsten u. s. w. hat es nun folgende Bewandnis nach der Aussage des Namenlosen: „Wenn man eins dieser Mitglieder auch nur leise zu tadeln wagt, hat man alsbald die ganze kläffende Meute auf dem Halse, und ihr mit Ausschluß der Öffentlichkeit erscheinendes Leibjournal nimmt fürchterliche Rache an dem Frevler."

Enorm!

Die Männer, welche dem kritischen Aufgabenerfüller der „Deutschen Revue" so „beträchtliche Gefahren" bereiten, sind also gar keine Männer, nicht einmal Menschen, sondern eine „kläffende Meute", also Hunde! Der deutsche Dichter Wilhelm Walloth — Hund! Der deutsche Dichter Detlev v. Liliencron, königlich preußischer Hauptmann a. D. — Hund! Alle übrigen Summa Summarum — Hunde, Hunde, Hunde!

Eine „ganze kläffende Meute"!

Und die Werke dieser Hunde, die nicht bloß „kläffen", sondern merkwürdigerweise auch Gedichte, Romane und Novellen schreiben, hat der kühne Namenlose der edlen „Deutschen Revue", wie er versichert, „pflichtschul-

digst durchstudiert, um sie pflichtschuldigst zu besprechen," obwohl er wußte, daß er sich dabei „beträchtlichen Gefahren aussetzt . . ."

Und nun erhebt sich der Namenlose zur vollen Höhe seiner Tollkühnheit: er spottet aller Gefahren, die schon bei einem „leisen" Tadel auf ihn lauern — schwingt sein kritisches Richtbeil und schlägt die Gedichte, Romane und Novellen schreibenden Hunde des jüngsten Deutschlands einfach tot!

Das Nähere dieser Prozedur bitten wir im Juniheft der vornehmen, gewissenhaften „Deutschen Revue", die ja nicht ganz „mit Ausschluß der Öffentlichkeit erscheint", gefälligst selbst nachzusehen.

Denn es ist sehenswert, wie diese edle Revue ihre kritische Aufgabe den jüngeren vaterländischen Autoren gegenüber „pflichtschuldigst" erfüllt.

Ja, so ist es: wenn einmal Gewissenhaftigkeit, Vornehmheit und Grazie aus der deutschen litterarischen Kritik geschwunden sein sollten, in der mehrbelobten Revue wird man sie immer noch finden als unvergängliches Zunftmonopol der guten, alten, namenlosen Kritikerschule — Schinderhannes und und Kompagnie!

Wie Figura zeigt!

Und eine gewisse ältliche Lausbubokratie in der Feuilletonpresse, die in unserem litterarischen Deutschland gar frisch und frech mit den akademischen Wackelköpfen um die Wette die klassische Schönheit unserer Altvordern preist, schlägt Purzelbäume vor Wonne, daß es noch so herrliche Leibjournale im Reiche giebt, wo man solche Musterbilder von vaterländischer Kritik züchtet, wie dieser Ehren-Anonymus der Ehren-Revue. — Zum Schluß teilen wir folgende Zuschrift aus unserm Leserkreise mit:

Quis tulerit Gracchos etc.! Die „Deutsche Revue" beklagt sich über die gegenseitige Reklamemacherei Anderer! Der Spitzbube schreit: „Haltet den Dieb"! Dasselbe Blatt, welches sich nicht gescheut hat, eine Reihe der besten deutschen Namen der Gegenwart für lange Zeit hinaus lächerlich zu machen, indem es sie zu einer „Deutschen Revuegesellschaft" vereinigte, deren einziger Zweck Reklame für dieses edle Blatt war. Ein Anblick für Götter, deutsche Professoren Arm in Arm mit dem Herausgeber der „Deutschen Revue" vor jeder Flurthür leiern zu hören: „Haben Sie nichts zu abonnieren?" Eine Aktiengesellschaft zusammentrommeln zur Ausbeutung eines totliegenden Flötzes! Zehn Ärzte vor der Öffentlichkeit zusammenzurufen, um ein totgeborenes Kind lebendig zu machen! Und der Anonymus wirft anderen Leuten Reklamesucht vor! Die eigenen Mitarbeiter auffordern, in öffentlichen Vorträgen Abonnenten für das Blatt zu werben und ihnen zur Belohnung für das Einfangen einer bestimmten Anzahl Dummer dann finanzielle Erleichterungen zu gewähren — aber die Leute, welche Reklame machen . . . sind Andere! Werft doch einmal einen Blick in die Nummern der edlen Monatsschrift! In den Vorzimmern aller Staatsmänner den Boden abtreten bis diese

aus Besorgnis für das Parket sich herbeilassen, herauszutreten und dem edlen Mitarbeiter zuzurufen: „Guten Morgen, machen Sie, daß Sie hinauskommen!“ und dann die „Unterredung mit dem berühmten Staatsmann“ als sensationellstes Ereignis in alle Welt hinauszuposaunen . . . und diese Revue wirft anderen Leuten Reklame vor! Kaum daß ein Theaterdirektor oder ein ähnlicher berühmter Mann, den bei Lebzeiten niemand ernst genommen, die Augen geschlossen, ans Totenbett stürzen, den Hinterbliebenen die Waschzettel des Verstorbenen, die auch nicht das mindeste von allgemeinem Interesse enthalten, aus den Händen reißen, sie in alle Welt als sensationelle Veröffentlichungen hinausschreien, an alle Redaktionen Bürstenabzüge schicken, um honorarfreien Nachdruck der Publikationen betteln, damit nur ja der Name des edlen Blattes in die ihm trotz aller „Revuegesellschaften“ verschlossene Öffentlichkeit dringt — — — — — — — und die „Deutsche Revue“ wagt es, die „Gesellschaft“ der Reklamesucht zu bezichtigen, die „Deutsche Revue“, die notorisch in „Abonnentenfang macht“, wirft einem Blatte marktschreierisches Auftreten vor, das lediglich für eine „Idee“ Propaganda machen will und das seine ganze Kraft in den Dienst einer Sache gestellt hat, die früher oder später siegreich durchdringen wird und muß! Ja, wir „Hunde“! C. A.

Romane und Novellen.

Es ist eine in volkspsychologischer Hinsicht jedenfalls sehr interessante Erscheinung, daß in den letzten Jahren, gerade als allenthalben gegen eine gewisse Art weiblicher „Handarbeit“ zu Felde gezogen; als der Wert der von Frauen und Jungfrauen ausgeübten litterarischen Produktion von der ästhetischen, ethischen und besonders von der nationalökonomischen Seite betrachtet und geprüft wurde — daß gerade in dieser Zeit, sage ich, im engeren Reich wie draußen in Österreich mehrere Schriftstellerinnen hervortraten, die schon in ihren ersten Leistungen eine so auffallende Beanlagung verrieten, die ein so selbständiges und charakteristisches Poetenprofil zeigten, daß sie durch sich selbst, durch ihr frisch und flott ans Licht getretene Dasein die Richtigkeit des Satzes von der absoluten Untauglichkeit des weiblichen Geschlechts zu litterarischer Thätigkeit — denn um dieses Dogma zur Geltung zu bringen, nur darum war schließlich die ganze Männerfehde entbrannt — stark in Frage stellten. Zu den Damen Ida Boy-Ed, Bertha von Suttner, Franziska von Kapff-Essenther, Olga von Oberkamp, Emilie Mataja (Emil Marriot, Verfasserin des Romans „Der geistliche Tod“), Gabriele Reuter u. s. w. gesellte sich auch Helene Böhlau, eine Tochter Weimars, und damit gleichsam schon — und das ist nicht gerade aus Galanterie gesagt — ein wenig mehr zur Litteratur vorbeanlagt, denn andere Menschenkinder, die „fern von Madrid“ geboren und erzogen zu werden das . . . „klassische“ Unglück hatten . . . Auf einige frühere Novellensammlungen hat Fräulein Böhlau, jetzt vermählte Frau Al-Raschid Bey, vor Kurzem drei Bücher folgen lassen, zwei Romane „Herzenswahn“ und „Reines Herzens Schuldig“, und eine Sammlung burschikoser „Ratsmädelgeschichten“ (insgesamt bei J. C. C. Bruns, Minden), die mit so ent-

ſchiedener, faſt heftiger Transparenz auftreten, daß durch dieſe hindurch das Weſen der Verfaſſerin beinahe in jedem Fältchen, in jedem Blutkanälchen erkennbar wird. Es kann hier natürlich nur darauf ankommen, die kennzeichnendſten Momente hervorzuheben.

Auf dem Umſchlage von jedem der drei (übrigens im Ganzen ziemlich geſchmacklos ausgeſtatteten) Bände hat ſich eine Silhouette breitgeſchwärzt, die jedenfalls die Verfaſſerin darſtellen ſoll. Wir wollen hier nicht nach Lavaterſchen Rezepten phyſiognomiſche Studien treiben. Aber unwillkürlich zieht dieſer zarte Frauenkopf das Auge auf ſich, und man kann ſich dem Eindruck nicht verſchließen, daß ein auffallend feingeformtes Geſicht vor Einem liegt, ein Geſicht von diskreteſter Linienreinheit und Linienfeinheit, ein Geſicht, das der Ausdruck einer Seele, die ebenſo neugierig iſt, aber nur nach dem Tiefſten neugierig, wie hülflos, aber nur im vergeiſtigtſten Sinne hülflos, . . . Das iſt keine Erſcheinung, wie man ihr heute noch an jeder Ecke begegnen könnte. Sie gehört einer anderen, einer vergangenen Zeit an: jenen Tagen, da unſere Großmütter und Urgroßmütter lebten, da man an die Schönheit der Krinoline glaubte, Menuett tanzte, Silhouetten ſchnitt, und für den armen, hyſteriſchen Werther ſchwärmte . . . Es mag weniger einem bewußten Sichſelbſtkennen, mehr einem feinfühligen, hiſtoriſchen Inſtinkte entſprungen, aber ganz gewiß nicht zufällig geweſen ſein, daß Fräulein Böhlau gerade die Bücher, in denen ſie ſich ſo ganz ihren Leſern entdeckte, eben mit einer Silhouette in die Welt ſandte. Wie ſehr ſie noch im Zauberzwange jener ganz- und halbvergangenen Zeit ſteht, deren ſeltſam ſtimmendes Parfum Anderen nur noch ſelten einmal aus vergilbten Blättern aufſteigt oder altmodiſchen, wurmmehlüberſtäubten Möbeln entquillt, das hat ſie in ihren flotten „Ratsmädelgeſchichten“ bewieſen, die, zu Anfang dieſes Jahrhunderts in Weimar ſpielend, in überſprudelnder Kraft, köſtlicher Laune, mit breitem, epiſchem Behagen und dazu in einer Sprache geſchrieben, die ebenſo bewegt, farbenſatt, unberechenbar wie treffſicher und zielbewußt, einen einzigen jauchzenden Hochgeſang auf Jugendglück und Jugendherrlichkeit bedeuten, einen dithyrambiſchen Pſalm auf Seelenunſchuld, Herzenseinfalt, Sitteneinfachheit, auf die Zeit „der großen Seelen und tiefen Gefühle“, von der die Urgroßmutter in Björnſons „Leonarda“ ſpricht . . . und die bei allem äußeren Karminſchimmer des Entzückens und der Freude doch eine brennende Sehnſucht nach einem Leben verraten, das uns Nachgeborenen faſt ſchon auf Märchenentfernung entrückt dünkt . . . Und den Kampf einer ſolchen, ſtark „ſentimentaliſchen“ Natur, die um ein Jahrhundert zu ſpät geboren, ihn ſchildern die beiden Romane, die ſchon im Titel Weſen, Charakter, Tendenz andeuten, dieſen Kampf, der mit einer nüchterneren, unendlich veräußerlichten, auf materiellere, realere Intereſſen geſtimmten Umgebung geführt werden muß. Kein Zweifel — die Dorothea Schöngardt in „Reines Herzens ſchuldig“ und die Käthe in „Herzenswahn“: ſie ſind im Grunde eine und dieſelbe Perſönlichkeit, und den Menſchen, nach dem ſie gezeichnet wurden, konnte die Verfaſſerin in ihrer allernächſten Nähe finden. So atmen die Bücher eine volle, ſpontane Subjektivetät, welche in ihrer Heftigkeit allerdings ſtellenweiſe etwas aufdringlich und unleidlich wird und ſicher gewiſſer hyſteriſcher Nüancen und Anklänge entbehren würde, wenn die Befriedigung ſexueller Bedürfniſſe, die doch nun einmal das Subſtrat jedweden Geiſteslebens ſind, nicht zu ſehr in die Länge gezogen und zu umſtändlich gemacht würde. Somnambule Traumſtimmungen wuchern oft zu grell und be-

täubend in die Höhe, werden zu sehr als maßgebend aufgefaßt und verwendet, spirituelle Äußerungen zeitweilig zu gern auf Kosten der thatsächlichen, im Blute und in den Nerven gegebenen Grundbedingungen des Lebens bevorzugt. Aber Keiner, der selteneren, feineren seelischen Erlebnissen zugänglich, wird stumm und unbewegt bleiben, wenn er den Marterkampf Käthes mit dem Tode liest oder den Abschied Dorotheas von Stephan, diese Szene, die mit so unendlich ergreifender Einfachheit erzählt wird, über die sich die müde Passionsmusik des „Farewell for ever" in den zartesten, keuschesten Tönen hinkräuselt . . .

Ganz Weib ist diese Frau, hülflos, suchend, doch ein köstliches Geschmeide tiefster Gefühle in sich tragend. Ob sie zur Behandlung anderer Probleme übergehen kann, die ihrem Wesen nach mehr durch Konflikte dargestellt werden, welche ihren Ursprung in äußeren Verhältnissen, nicht allein in einer seelischen Prädisposition, besitzen — ob sie „moderner" zu sein, mehr auf Geistesströmungen der Gegenwart einzugehen vermag: es bleibt zweifelhaft, wiewohl es bei ihrer Mitanlage zum Jean Paulschen und Gottfried Kellerschen Idyllenstil wohl möglich ist. Nach der Lektüre der vorliegenden Bücher, vor allem des Romanes „Herzenswahn", hat man das Gefühl, als müßte man zu der Erzählerin hingehen, um mit ihr an einer einsamen Stätte eine Weile Zwiesprache zu halten über Stimmungen, Gefühle, über allerlei geheimnisvolle Regungen der Seele, die unvermutet über uns kommen, wir wissen nicht warum, und woher? . . . wie manchmal ein plötzlicher Frostschauer in einer heißen, schwülen Sommernacht . . . H. C.

Polnische Juden. Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fraenkel. Dritte vermehrte Auflage. (Stuttgart, Verlag von Carl Grüninger. 1888.) Man pflegt, zumeist außerhalb ihrer Landesgrenzen, die „polnischen Juden" nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens zu rechnen und doch gehören sie in Russisch-Polen und in Galizien mit zu denen, die man nicht missen kann. Der Jude dort vermittelt den Verkehr der Polen mit den andern Völkern, er regelt die Preise der Lebensbedürfnisse, verschafft den Produkten des Landes Absatz, schlichtet die Streitigkeiten der Landbevölkerung, wird gehaßt und verachtet und von Allen ersehnt.

Schmutz und fanatisches Festhalten an überlieferten religiösen Traditionen beeinflussen ihm die Empfindungen des Herzens und trüben die Schärfe seines Geistes, der oft durch ein Witzwort, . . . es giebt keine witzigere Rasse in Europa, als die polnischen Juden . . den Nagel auf den Kopf trifft; aber alles in allem ist der polnische Jude ein Mensch, mit dem sich leben und der leben läßt.

Die polnischen Juden wohnen in Ghetto, nicht im offiziellen, denn das ist ja zur Mythe geworden seit dem Jahre der Freiheit von ? ach, daß ich die Jahreszahl vergessen mußte! . . . Sie wohnen im Ghetto, im selbstgeschaffenen, leider zumeist von Unreinlichkeit starrenden, und nur der Sabbatabend gießt Licht und Glanz in die Hütten, Mut und Hoffnung in die Herzen.

Der Sabbatabend! . . . Wie schön, wie wahrhaft Herzberg-Fraenkel ihn zu beschreiben weiß! Der Sabbatabend ist der unversiegbare Born der Poesie, der reinigende der Weihe, aus dem längst versunkene Geschlechter schöpften und unzählige kommende schöpfen werden. Dieses Gefühl der Freude, des berauschenden Glückes, das der arme polnische Jude je wöchentlich genießt, der moderne Jude kennt es nicht und will es nicht kennen . . . ob zum eignen, ob zum Heil der Welt! . . . Wer mag es ergründen?

Doch hören wir, was Herzberg-Fraenkel vom Leben und Treiben der „polnischen Juden" zu sagen weiß, er, der Land und Leute kennt, wie nur wenige! Viel Heiteres, viel Ernstes, viel Gutes und manches Schlimme; . . . und daß dieses Schlimme nicht kräftiger betont, nicht heftiger, wenn auch nur durch Worte bekämpft wird, ist, meines Erachtens nach, der einzige, aber auch große Fehler dieses sonst nahezu vollendeten Buches der Geschichten und Bilder.

Man zählt deren vierzehn und die ergreifendste Geschichte ist die des „Meschumed", des „Getauften". Sender Sax ist der Sohn eines frommen Vaters, aber es trieb ihn früh, die vielen Schnörkel, die durch Pfaffentum und Tradition den mosaischen Glauben verunzieren, zu verspotten und endlich im Innern Rußlands, wo keine Juden sich ansiedeln dürfen, sein Glück zu suchen. Gewandt, schön und stolz gelingt es ihm, die Blicke der Tochter eines reichen Leibeigenen auf sich zu ziehen. Er schwört seinen Glauben ab und heiratet die schöne Russin. Das Bild seiner Heimat verdämmert in seinem Gedächtnisse. Die Geschwister sind vergessen und der ehrwürdige Vater; . . . die Mutter starb, als Sender, jetzt Alexander Sax noch ein Kind war. Als dem Vater die Kunde geworden, daß sein geliebter Sender sich vom Judentum abgewendet, da fluchte er dem Sohne nicht, aber er trauerte sieben Tage um ihn, wie um einen Toten und Senders Name ward nicht mehr genannt im Hause des Vaters.

Alexander lebte als reicher Mann, doch seiner Gattin ward er im Verlaufe der Jahre um so mehr überflüssig, als er plötzlich zu siechen begann; sie kaufte sich los von dem Manne, dessen Schönheit und Kraft sie vordem berauschte, dessen seelische Eigenschaften zu kennen sie nie versucht hatte, und so zog denn Alexander allein fort in die Bäder, nach dem Süden, der kranke Lungen genesen machen soll. Jahre hindurch zog er, ein Kranker, durch die blühende Welt, mit sich zerfallen, grübelnd, seine früheren Glaubensgenossen, die Juden, meidend. Immer heftiger tobte die Krankheit in ihm; die neue Lehre, die er angenommen, verlieh ihm keinen Halt. Je mehr er körperlich verfiel, um so mehr umschwebte ihn die Erinnerung an das Elternhaus, und endlich, seine Sehnsucht nicht mehr bemeistern könnend, beschloß er als Fremdling, als Gast dort zu sterben und unter fremden Namen die letzte Ruhestätte zu finden in einem jüdischen Grabe. Und so geschah es auch! . . .

Nächst dieser Erzählung ist das Lebensbild: „Ein Almosenier" zu rühmen, ein Bettler, der für Ärmere betteln geht.

Die „Mischehe" soll beweisen, daß nur gleich zu gleich, der Jude zur Jüdin, der Christ zur Christin taugen. In der „Mischehe" finde ich einen Zug religiöser Unduldung. Sehr mit Unrecht wird die christliche Frau des ziemlich freidenkerischen Juden Joseph Portheim als die Ursache des zerstörten häuslichen Glückes dargestellt und die Rolle des christlichen Geistlichen ist vom Autor, ohne Not, als eine sehr miserable dargestellt. Wasser und Öl vermengen sich nicht: wo sich Vorurteile und Spott auf der einen, und Rechthaberei verbunden mit zu weit getriebener Empfindlichkeit auf der anderen Seite begegnen, kann kein gedeihliches Zusammenwirken, am wenigsten in der Ehe, möglich sein.

Die Geschichten und Bilder Leo Herzberg-Fraenkels haben außer ihrem litterarischen, auch einen kulturhistorischen Wert, denn Land und Leute sind wahrhaft gezeichnet; das Buch verdient gelesen, und in vielen Dingen beherzigt zu werden.

Und nun, neunzehntes Jahrhundert, stolzestes der Zeitalter! Die Zeit naht, wo die Seitenlocken vom Haupt der pol-

nischen Juden fallen, wo die Kaftane vertauscht werden gegen die allgemeine Landestracht, wo der unleidliche Singsang, das erbärmliche Jüdischdeutsch nicht mehr gehört wird: verkünde es, o stolzes Jahrhundert! Wird dann auch der Staub, der an dir hängt, dein Vorurteil, verschwinden? . . . A. T.

Karl Pröll: Bilderbuch eines Bummlers. Adolf Landsberger. Berlin.

Allerliebste, kleine, frisch geschriebene Feuilletons! Karl Pröll ist von entschiedenem fabulistischen Talent, nur versagt ihm hie und da die Kunst, seine durchwegs trefflichen Stoffe würdig auszugestalten und durchzuführen. Indessen wird jedermann diese flotten Skizzen mit Behagen lesen, die in ihrem pausbäckigen Humor, in ihrer drallen Gesundheit, in ihrer gelungenen satirischen Färbung einen prächtigen Eindruck machen. Man sollte es oft gar nicht glauben, daß ein politischer Schriftsteller sich so den Blick für alles Flotte, Liebliche, Harmlose bewahrt hat, als es bei Karl Pröll der Fall ist. Für mein Gefühl ist dieses Büchlein ungleich besser geraten als des Autors kürzlich erschienenes Werk: „Ein moderner Totentanz". Das Grelle, Sensationelle liegt Pröll viel ferner als jenes heitere, liebenswürdig-drastische Element, das im „Bilderbuch eines Bummlers" die schönsten Blüten treibt. Wir können das Büchlein mit bestem Gewissen empfehlen, zur Reise- und Badelektüre ist es wie geschaffen, sowohl wegen seines hübschen Inhaltes, als seiner gefälligen Ausstattung. Karl Pröll gehört zu den wenigen Journalisten, die mit vollster litterarischer Berechtigung Buchausgaben ihrer Feuilletons veranstalten. E. W.

„Des Lebens Kleinigkeiten". Bilder und Typen aus dem russischen Leben von N. Schtschedrin (M. H. Saltykow) Autor. Übersetzung von Joh. Eckardt. (H. Behres Verlag, Hamburg und Mitau). Die Werke Schtschedrins, des bedeutendsten russischen Satirikers der Neuzeit, finden in Deutschland noch immer nicht die Würdigung, die ihrer hervorragenden Wichtigkeit entspricht; die hier vorliegenden, lebenstreuen Bilder aus dem russischen Leben zeigen die glänzenden Eigenschaften des russischen Autors von ihrer besten Seite, und sind wie geschaffen dazu, dem Verfasser die Sympathie des Lesers zu erwerben. Die vorliegenden Skizzen sind nicht der Satire gewidmet, es sind vielmehr Sittenschilderungen, für deren lebensvolle Treue der Name Schtschedrin im voraus Bürgschaft leistet. Die Lektüre des Buches vermittelt uns nicht nur die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Erzählers, sondern auch eines Schriftstellers, von dem sich außerordentlich viel lernen läßt. Wir empfehlen die vortrefflich verdeutschten Erzählungen aufs beste. Z.

Die Unzufriedenen, Roman von Emil Marriot, Berlin, Freund und Jeckel. Emil Marriot, ein interessantes Pseudonym, hinter welchem sich bekanntermaßen Fräulein Emilie Mataja verbirgt, ist eine hochbegabte Schriftstellerin, die mit ihren Romanen „Die Familie Hartenberg", „Der geistliche Tod", Mit der Tonsur" sich rasch einen verdientermaßen glänzenden Namen erworben; umsomehr befremdet uns ihre letzte Arbeit „Die Unzufriedenen", welche durchaus nicht auf der Höhe früherer Leistungen steht. Sie wollte einen Roman aus den bürgerlichen Kreisen Wiens schreiben, die Familie aber, welche sie da schildert, ist eigentlich nur ein herabgekommenes Gesindel und Mignon, die sogenannte Beste unter ihnen, ein Geschöpf, das sich wie eine Straßendirne benimmt und selbst zum Schluß, als sie ihrem verkommenen Schwager

Walbrecht eine Standrede hält, uns nicht recht interessieren will. Felix Jastrow, der junge Arzt, ist noch der Beste aus der ganzen Gesellschaft, aber im Grunde genommen empfindet man nach der Lektüre des Romanes keine rechte Befriedigung, sondern nur den Wunsch, Emil Marriot möge ihr unbestreitbares und ausgesprochenes Talent bald im Dienste einer besseren Sache verwerten. Stilistisch ist der Roman sehr hübsch gehalten und einzelne Episoden in demselben sind auch, losgeschält von der allzu großen Breite, ganz bedeutsam. Im großen Ganzen aber fordern wir gerade von Emil Marriot mehr als sie uns geboten, eben weil sie ein Talent ist. r.

Gährende Kräfte. Olga. Ein Roman aus der vornehmen russischen Gesellschaft von Boleslaw Michailowitsch Markéwitsch. Frei bearbeitet von H. von Lankenau, kaiserlich russischer Staatsrat a. D. Mit einer Vorrede von Friedrich von Bodenstedt. Die Roman-Trilogie „Gährende Kräfte", deren zweiter Band in obigem Roman vorliegt, hat in H. von Lankenau, dem tiefen und vertrauten Kenner russischen Lebens und russischer Litteratur, einen glücklichen Bearbeiter gefunden, denn um den in Deutschland noch unbekannten Autor hier einführen zu können, mußten eine große Menge politischer Abhandlungen, die nur für Rußland bemerkenswert sind, hinweggelassen werden und ebenso mußten, um das ästhetische Gefühl des deutschen Lesers nicht zu beleidigen, schlüpfrige und frivole Szenen in verständnisvoller Weise und ohne Prüderie gemildert werden.

Alle diese Änderungen haben dem großen Roman durchaus nichts von seinem Wert genommen, sondern derselbe wurde dadurch im Gegenteil bedeutend erhöht und für unsere Ansprüche erst lesbar gemacht.

Bemerkenswert für den eben erschienenen Roman „Olga" ist noch, daß darin die markige Gestalt unseres großen Kanzlers, der damals Gesandter am Petersburger Hofe war, auftritt und daß in zutreffender, liebenswürdiger Weise nicht bloß seine hervorragende geistige Bedeutung, sondern auch sein damaliges häusliches Leben in Petersburg geschildert wird. R.

Rauch: Sechs Novellen aus dem Alltagsleben von Luise Westkirch. Berlin, Alexander Duncker.

Luise Westkirch ist eine Schriftstellerin, die es mit sich und ihrer Kunst ernst nimmt, die aber verdient, auch von der Kritik ernst genommen und von der Lesewelt in hohem Maße beachtet zu werden. Die besten Leistungen der Sammlung sind: „Rauch", eine düstere Geschichte aus dem Alltagsleben von merkwürdig sicherer Charakterzeichnung und „Der rote Shawl", eine erschütternde Tragödie in novellistischer Form. Diese kleine Skizze allein beweist, daß uns in Luise Westkirch ein erzählendes Talent erstanden ist, mit welchem wir von nun an zu rechnen haben. „Ein Lied" ist eine hübsche, anspruchslose Episode aus dem Leben einer verkommenen Sängerin. In den beiden letzten Arbeiten behandelt L. Westkirch soziale Konflikte mit mehr oder weniger Geschick und Erfolg: „Der Kuß eines Kindes" ist gut erdacht, aber etwas zu sentimental ausgeführt. „Das Recht der Liebe" befaßt sich mit dem Schicksal eines Arbeiters, den die sozialistischen Irrlehren verführten, so daß er die Arbeit verachtet, dem Trunke verfällt, sein Haus schändet. Diese Geschichte hat die Verfasserin mit anerkennenswerter psychologischer Feinheit erzählt. E. W.

Zwei hervorragende belletristische Novitäten edierte soeben der Verlag von Adolf Bonz & Komp. in Stuttgart. Es sind dies „Der Unfried" von Ludwig

Ganghofer und „Tisiphone“. Eine Geschichte aus dem Dekumatenlande von Gottfried Schwab. Jenes ist ein naturfrischer, prächtig erzählter Dorfroman des rühmlichst bekannten Schilderers des dörflerischen Lebens, dieses ein historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit, der in Komposition und Darstellung den talentvollen, sicher gestaltenden Künstler verrät.

Die bekannte Novellenfolge von Victor von Strauß, die unter dem Kollektivtitel „Die Schule des Lebens“, die Erzählungen „Das Glück“, „Eine Schuld“ und „Renata“ enthält, erschien soeben in zweiter Auflage in Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Philosophie.

Im Laufe des vorigen Monats hat sich auf dem deutschen Büchermarkte ein Verlagswechsel vollzogen, der bei der Bedeutung des Autors, um den es sich dabei handelt, wohl geeignet erscheint, auch ein größeres Publikum zu interessieren. Die Verlagshandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig hat nämlich zu den vier Werken, die sie von Eduard von Hartmann bereits besaß, nun auch noch die übrigen Werke des berühmten Philosophen von Karl Duncker's Verlag in Berlin käuflich in ihren Besitz gebracht und damit sind die opera omnia des erlauchtesten deutschen Denkers der Neuzeit, die einen wahren Schatz des edelsten köstlichen Geistesgutes darstellen, samt und sonders in den Händen eines Verlegers vereinigt. Es versteht sich von selbst, daß die Werke, die Hartmann in Zukunft schreibt, gleichfalls bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinen werden. Gleichzeitig mit dieser Mitteilung verbinden wir die andere, daß Eduard von Hartmanns „Ästhetik“ durch das Erscheinen der Schlußlieferung soeben komplett geworden ist; das groß angelegte Werk, das wohl zu dem tiefsten und gedankenreichsten gehört, was sein Verfasser geschrieben, liegt nunmehr abgeschlossen vor uns und ermöglicht erst dadurch, die ganze Bedeutung dieses Riesenwerks zu ermessen; bei dem tollen Durcheinander, das unter unseren ästhetischen Begriffen in letzter Zeit Platz gegriffen hat, dürfte es dieser „Ästhetik“ bestimmt sein, klärend zu wirken und segensreiche Folgen zu zeitigen, um so mehr als gerade auf diesem Gebiet die litterarische Produktion seit langem stagniert; und so darf man wohl, ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen, sagen, daß wir in Hartmanns jüngster Schöpfung ein Werk besitzen, das für die Wissenschaft des Schönen von bahnbrechender Bedeutung sein wird. In den mit seinen Vorgängern gemeinsam behandelten Partien steht Hartmann auf deren Schultern und stützt sich zum Teil auf neu erschlossene Quellen. Die einzelnen ästhetischen Begriffe (des Häßlichen, Erhabenen, Tragischen, Komischen, Humoristischen) und die noch schwebenden Streitfragen aus dem Gebiete der Kunstlehre werden nach ihrem geschichtlichen Entwickelungsgange in besonderen zusammenhängenden Monographien behandelt, während die Geschichte der ästhetischen Grundprinzipien die größere erste Hälfte des Raumes einnimmt und durch ihre engen Beziehungen zur Geschichte der Metaphysik auch wertvolle Beiträge zu dieser letzteren liefert. Der Verfasser hat sich auf die Ästhetik seit Kant beschränkt, teils aus räumlichen Rücksichten, teils weil die eigentlich wissenschaftliche Ästhetik erst mit diesem beginnt, oder weil doch zum mindesten die vorher behandelten ästhetischen Probleme in der nachkantischen Ästhetik sich widerspiegeln und auf höherer Stufe in vergeistigter und vertiefter Gestalt wiederkehren. Die bekannten Vorzüge der Hartmannschen Darstellung bürgen

dafür, daß auch in diesem neuen Werke dasjenige Maß von klarer Verständlichkeit eingehalten worden ist, welches der Gegenstand ohne Verflachung und ohne Umgehung seiner eigentümlichen Schwierigkeiten gestattet.

Wenn wir die Anzeige von der „Ästhetik" als Gelegenheit benutzen, um einen kurzen Rückblick auf Hartmanns Gesamtwirksamkeit überhaupt zu werfen und seine bisher erschienenen Hauptwerke einer gedrängten Musterung zu unterziehen, so geschieht dies in der Annahme, daß eine derartige übersichtliche Zusammenstellung angesichts der fortdauernd wachsenden Teilnahme, welche der Hartmannschen Philosophie in immer weiteren und weiteren Kreisen entgegengebracht wird, einem größeren Publikum nicht unwillkommen sein dürfte; leider gestattet uns der beschränkte Raum und die überreiche Zahl der philosophischen Schriften Hartmanns nur ein Hervorheben des Wichtigsten, und auch bei diesem werden wir uns mit kurzgefaßten Andeutungen begnügen müssen.

Fassen wir die philosophische Schriftstellerthätigkeit Hartmanns in ihrer Gesamtheit ins Auge, so werden wir drei verschiedene Kategorien seiner Werke unterscheiden können. Die erste wird durch seine Hauptwerke gebildet: „Philosophie des Unbewußten." Neunte erweiterte Auflage in 2 Bänden. Erster Teil: Phänomenologie des Unbewußten. Zweiter Teil: Metaphysik des Unbewußten. „Das sittliche Bewußtsein." Eine Entwickelung seiner mannichfaltigen Gestalten in ihrem inneren Zusammenhange mit besonderer Rücksicht auf brennende soziale und kirchliche Fragen der Gegenwart. Zweite durchgesehene Auflage. „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengang seiner Entwickelung." „Die Religion des Geistes." „Ästhetik." In die zweite gehören seine Nebenwerke: „Kritische Grundlegung des transzendentalen Realismus." Dritte neu durchgesehene und vermehrte Auflage. „Gesammelte Studien und Aufsätze gemeinverständlichen Inhalts." Zugleich zweite Auflage von „Gesammelte philosophische Abhandlungen", „Schellings positive Philosophie", „Aphorismen über das Drama", „Shakespeares Romeo und Julia" u. s. w. „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart." Zweite erweiterte Auflage der „Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewußten". „Das Unbewußte vom Standpunkt der Philosophie und Deszendenztheorie." Zweite vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend eine Entgegnung auf Professor Oskar Schmidts Kritik der naturwissenschaftlichen Grundlagen der Philosophie des Unbewußten. Und die dritte endlich umfaßt die „Kleineren Schriften", von denen wir als die Bedeutendsten nennen: Philosophische Fragen der Gegenwart. Moderne Probleme. Der Spiritismus. Das Judentum in Gegenwart und Zukunft. Zweite durchgesehene Auflage. Wahrheit und Irrtum im Darwinismus. Eine kritische Darstellung der organischen Entwickelungstheorie. Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus. Die Selbstzersetzung des Christentums und die Religion der Zukunft. 2. Auflage. Die Krisis des Christentums in der modernen Theologie. Zur Reform des höheren Schulwesens. Die politischen Aufgaben und Zustände des Deutschen Reichs.

Wenden wir uns zunächst zu den „Kleineren Schriften", die in erster Linie der kritischen Beleuchtung von brennenden Fragen resp. Krankheiten unserer Zeit dienen, und schon dadurch ein Anrecht

darauf haben, in die weitesten Schichten des Lesepublikums zu bringen; auch sind gerade diese Werke ganz besonders gut dazu geeignet, dem Laien, der Hartmanns Bekanntschaft noch nicht gemacht hat, als Einführung in sein philosophisches System zu dienen. Die kleineren Schriften sind, wie wir schon oben sagten, der Beurteilung akuter Zeitfragen gewidmet, denen der scharfe Denker mit der Fackel der Wahrheit ins Gesicht leuchtet; leidenschafts- und parteilos geht er bei seinem kritischen Examen zu Werke, nur darauf bedacht, den Kern der Sache von seiner entstellenden Umhüllung zu befreien und die wahren Beweggründe, denen verschiedene Krankheiten des Jahrhunderts ihr Entstehen verdanken, klarzustellen; daß er durch dieses unbeirrte Forschen nach Wahrheit den Haß einer großen Schar von Fanatikern, denen diese Forscherthätigkeit ein peinliches und unbequemes Ding ist, gegen sich aufbringt, kümmert den Philosophen wenig; auch für ihn gilt einzig und allein die Devise amicus Plato, sed magis amica veritas. Recht bezeichnend für die Manier, wie Hartmann ein derartiges Thema zu behandeln pflegt, sind die beiden Werke „Der Spiritismus" und „Das Judentum in Gegenwart und Zukunft"; während er dort das ganze Gebiet der spiritistischen Erscheinungen durchmustert, den Aberglauben der Spiritisten ebenso wie die absprechenden Urteile der voreingenommenen Rationalisten verurteilend, tritt er hier dem modernen Streit um die Stellung der Juden in Staat und Gesellschaft näher und unterzieht die Angriffs- und Verteidigungsweise der anti- und philosemitischen Kämpfer einer endgiltigen Kritik. Mitten zwischen den beiden vorgenannten Werken stehen die „Modernen Probleme", auch hier sind es wiederum brennende Tagesfragen — wir nennen hier nur einige Kapitelüberschriften wie: Unsere Stellung zu den Tieren. — Was sollen wir essen? — Die Gleichstellung der Geschlechter. — Die Überbürdung der Schuljugend. — Der Bücher Not u. a. m. — die Hartmann von seinem philosophischen Standtpunkt aus behandelt. In den sozialen und politischen Teilen schließt sich das Buch eng an die Schrift über das Judentum, in dem anthropologisch-naturwissenschaftlichen Teil an jene über den Spiritismus an und bildet das ergänzende Bindeglied zwischen beiden. Die „Philosophischen Fragen der Gegenwart" ist von den „Kleineren Schriften" diejenige, die für den gebildeten Leser, der keine Fachstudien betrieben hat, als Einführung in das Hartmannsche System besonders zu empfehlen ist. Die beiden nun folgenden Bücher „Die Krisis des Christentums in der modernen Theologie" und „Die Selbstzersetzung des Christentums und die Religion der Zukunft" (von beiden Werken erscheinen demnächst neue Auflagen) sollen den Beweis dafür erbringen, daß die christliche Religion in ihrer gegenwärtigen Gestalt aufgehört hat, lebensfähig zu sein. Der Verfasser konstatiert in ihnen den inneren Zerfall des Christentums und unterwirft dabei den liberalen sowohl wie den spekulativen Protestantismus, d. h. die neueren Versuche protestantischer Theologen, den Ideengehalt des Christentums auf spekulativer Basis zu vertiefen und zu verjüngen, einer scharfen kritischen Beleuchtung. Trotzdem dokumentiert sich Hartmanns Standpunkt nicht als ein der Religion feindlicher, als Freund und im Interesse derselben hebt er im Gegenteil die Unzulänglichkeit der überlieferten Religionsformen und der liberalen Umbildungsversuche hervor und stellt sich hiermit in einen schroffen Gegensatz zu jenen Gegnern des Christentums und weltlich Gesinnten, welche vermeinen, das

religiöse Bedürfnis des Volkes durch weltliche Interessen befriedigen zu können. Beide Schriften haben bei ihrem Erscheinen ungeheures Aufsehen erregt und in fruchtbarster Weise gewirkt. Nicht geringere Anerkennung fand sein „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus", ein Buch, das allgemein als die beste populäre Darlegung der darwinistischen Theorien und zugleich als die sachkundigste und besonnenste Kritik derselben von philosophischer Seite angesehen war. Hartmann hält sich hier gleich fern von unfruchtbarer Negation wie von unkritischem Enthusiasmus und weist den wissenschaftlichen Errungenschaften Darwins und seiner Schule den ihnen gebührenden Platz in der Naturphilosophie an, ohne dem teleologischen Idealismus das geringste zu vergeben oder dem Materialismus unphilosophische Konzessionen zu machen.

Das unter dem Titel „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" erschienene Werk ist eine Verteidigungsschrift in eigener Sache, zu dem Zwecke geschrieben, die Anfeindungen und Mißdeutungen, die der Hartmannsche Pessimismus erfahren, zurückzuweisen, und seinen Standpunkt klarer als bisher zu entwickeln und fester zu begründen. Nach vielen gelegentlichen Ausführungen und Verteidigungen in anderen Schriften widmet der Verfasser diesem Gegenstande hier eine eigene Untersuchung und zeigt in gesonderten Essays, daß sein Standpunkt völlig mit demjenigen Kants, des „Vaters des Pessimismus", übereinstimmt und daß dieser Pessimismus wissenschaftlich ebenso wohl begründet wie praktisch wertvoll ist. Von den andern der hierher gehörenden Schriften heben wir noch besonders hervor „Zur Reform des höheren Schulwesens", ein Werkchen, das zu der sich mehr und mehr zuspitzenden Frage unseres höheren Schulwesen Stellung nimmt und wichtige beherzigungswerte Ratschläge für die notwendige Umgestaltung unserer höheren Schulen beibringt und die politische Broschüre „Die politischen Aufgaben und Zustände des Deutschen Reichs."

Wir gehen nun zu der Betrachtung von Eduard von Hartmanns Hauptwerken über und beginnen dieselbe mit dem Werk, das seinen Verfasser über Nacht zum berühmten Manne machte, die „Philosophie des Unbewußten", und das wie kaum ein anderes philosophisches Werk (seit 1869 bis jetzt erschienen 9 Auflagen und wurden über 12000 Exemplare abgesetzt!) Erfolge aufzuweisen hat, wurde es doch bald nach seinem Erscheinen nicht bloß als ein wissenschaftliches und litterarisches, sondern als ein kulturgeschichtliches und gesellschaftliches Ereignis gefeiert. Dieser sensationelle Erfolg, der bei einem umfangreichen metaphysischen Werke als Unikum in der Geschichte des Buchhandels dasteht, und die große Popularität, deren sich die „Philosophie des Unbewußten" erfreut, lassen jedes nähere Eingehen auf das Werk als überflüssig erscheinen. Kann man die „Philosophie des Unbewußten" als das Programm der Philosophie Eduard v. Hartmanns bezeichnen, so bringen die nun folgenden Hauptwerke: „Das sittliche Bewußtsein", „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit", „Die Religion des Geistes" und „Die Ästhetik", die an Tiefe und geistiger Bedeutung das Erstlingswerk weit überragen, nun die Durchführung des Programms. In noch höherem Grade als die „Philosophie des Unbewußten" hat „Das sittliche Bewußtsein" allgemeines Aufsehen und den lebhaftesten Gedankenaustausch hervorgerufen, aber auch die erbittertsten Gegner Hartmanns erkennen willig die ungewöhnliche kulturhistorische Wichtigkeit der Erscheinung an. Das Buch wendet sich an die Gebildeten

des ganzen deutschen Volkes, als ein wissenschaftliches Mahnwort zur erneuten Prüfung der geistigen Fundamente des sittlichen Lebens und ihrer relativen Wertschätzung. Als Seitenstück zu dem ebenerwähnten Werke ist Hartmanns „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengange seiner Entwickelung" anzusehen, es ist der geschichtliche Teil einer Religionsphilosophie, deren systematischer Teil in der darauffolgenden „Religion des Geistes" enthalten ist. Die beiden Bücher, von denen übrigens jedes eine abgeschlossene Einheit für sich ist, sind für jeden, der sich um die brennendsten Tagesfragen kümmert, ebenso unentbehrlich wie für den Fachphilosophen, Theologen oder Historiker. Von dem fünften Hauptwerk, der „Ästhetik", sprachen wir bereits im Eingange unseres Berichts. Leider fehlt uns der Raum, um auch den „Nebenwerken" Eduard von Hartmanns, deren Titel wir oben angaben, einige Worte zu widmen; wir müssen uns daher mit der Bemerkung genügen, daß dieselbe samt und sonders das in den Hauptwerken niedergelegte philosophische System weiter ausbauen und nach bestimmten Richtungen hin ergänzend erweitern. — Fassen wir den Eindruck, den wir durch das Studium der Schriften erhalten, in seiner Gesamtheit ins Auge, so sehen wir in Ed. von Hartmann eine Erscheinung, die von geradezu phänomenaler Bedeutung ist; Hartmann ist nicht nur der unbestritten größte Philosoph unsrer Zeit, sondern gehört auch zu den vorzüglichsten Denkern, die Deutschland überhaupt hervorgebracht hat. Auf den Schultern Schopenhauers stehend, dessen Lehre zu Ende denkend, und spekulativ wie energisch befestigend ist er der Schöpfer eines eigenen philosophischen Systems, das dazu bestimmt erscheint, in Zukunft das herrschende zu werden. Daß der Hartmannsche Pessimismus in immer größere Leserschichten dringt, beweisen die stetig notwendig werdenden Neuauflagen seiner Schriften, die auf einen Absatz schließen lassen, wie er bei philosophischer Fachlitteratur sonst auch nicht annähernd stattzufinden pflegt. Ein nicht minder beredtes Zeugnis für die Popularität des Philosophen wie auch für die Stellung, die er in unserem geistigen Leben einnimmt, bildet auch die Litteratur, die sich bereits um seinen Namen und seine Schriften gebildet hat; ein chronologisches Verzeichnis der „Hartmann-Litteratur" von 1868—1880 weist bereits die stattliche Zahl von 770 Nummern auf! Nicht zum wenigsten unterstützt ihn in seinen Erfolgen, bei dem nicht fachmännisch gebildeten Publikum sein glänzender Stil: er ist einer der wenigen Philosophen, die nicht nur gut, sondern sogar vortrefflich schreiben, und dies trägt nicht wenig zur Empfehlung und leichteren Verständlichkeit seiner Schriften bei; als Schriftsteller wie als Philosoph ist Eduard von Hartmann eine gleich eigenartige Erscheinung, eine Erscheinung, deren geistige Bedeutung wohl erst von der Zukunft voll und ganz erfaßt werden wird.

A. G.

Verschiedenes.

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1888. Herausgegeben von Joseph Kürschner. 10. Jahrgang. Stuttgart, Spemann.

Diesmal kommt der „Kürschner" spät, aber er ist doch wenigstens gekommen. Die Sehnsucht, mit der man das Buch erwartete, ist ein genügender Beweis, welch' wichtiges Quellenmaterial nach allen Richtungen er enthält, welch' unentbehrliches Handbuch er für den Redakteur, für jeden Berufsschriftsteller ist.

Joseph Kürschner hat sich bereits zahlreiche Verdienste um die deutsche Litteratur erworben und sein Litteraturkalender gehört nicht zu seinen geringsten Leistungen. Erstaunlich ist die Stofffülle, die so übersichtlich in einem verhältnismäßig kleinen Raum untergebracht ist, bewundernswert

die Verläßlichkeit der Daten. Die höchst wenigen Fälle, wo uns das Buch in Stich läßt, sind wohl jedenfalls mehr auf die Nachlässigkeit oder Unauffindbarkeit der Schriftsteller, als auf den Herausgeber zurückzuführen, der die denkbar größte Mühe aufgewendet, um den „Kürschner" zu einem unentbehrlichen, praktischen, zuverlässigen Wegführer durch das Labyrinth des Parnasses zu machen. Der „Kürschner" zählt diesmal 16000 Schriftsteller auf, — um Gotteswillen, wo wird das noch hinführen, eine solche Übervölkerung ist geradezu unheimlich. In wenig Jahren, wett' ich, fehlt es nicht viel auf 100000 Brüder und Schwestern im Apoll. Um aber diesem Anwachsen ins Unermeßliche doch eine gewisse Grenze zu geben, schlage ich folgendes vor: Der 100000. Schriftsteller wird ergriffen, 8 Tage festlich bewirtet, von allen Blättern freundlich besprochen, auf allen Theatern aufgeführt, am 4. Tage frühmorgens unter unermeßlichem Jubel seiner Kollegen bei lebendigem Leibe verbrannt. Ich bin überzeugt, daß wir stets nur 99999 Schriftsteller haben werden, Herr J. Kürschner braucht nie Sorge wegen des länger werdenden Kalenders zu tragen — also man beherzige meinen Vorschlag!

E. W.

Das moderne Drama der Franzosen mit ausführlichen Textproben aus den Hauptwerken von Pailleron, Augier, Dumas und Sardou von J. Sarrazin. Der Verfasser, welcher an einem badischen Obergymnasium als Professor der französischen Sprache wirkt, hat sich bereits durch mehrere Arbeiten („Victor Hugos Lyrik" und „Das französische Drama in unserem Jahrhundert" in Holtzendorffs Sammlung) vorteilhaft bekannt gemacht. Die Kritik hat an seinen bisherigen Schriften „die fesselnde Darstellung" und „die frische Sprache" gerühmt. In dem neuen Buche läßt Sarrazin fern vom Haschen nach Esprit jeden der behandelten vier Hauptdramatiker in kräftigen Umrissen aus dem Rahmen des Ganzen hervortreten.

Ein Spaziergang um die Welt (Amerika, Japan, China) von Freiherrn Alexander von Hübner (ehem. K. K. österreich. Botschafter in Paris und am päpstlichen Hofe). Mit 317 prachtvollen Illustrationen. 2. unveränderte Auflage. 3.—5. Lieferung. 50 Pfennige. — Verlag von Schmidt und Günther in Leipzig. In diesen Lieferungen lernen wir Chicago, die Metropole des Michigansees kennen, ferner reisen wir mit dem Verfasser an die Gestade des „Großen Salzsee" in das gelobte Land der Mormonen, statten dem König von Neu-Jerusalem, Präsident Brigham Young, einen Besuch ab, und durchwandern die Hauptstadt seines Reiches Salt-Lake-City. Noch nie ist der Mormonenstaat besser geschildert worden, als von der Feder des Baron von Hübner. Einige der interessanteren Text-Illustrationen führen wir hier auf, als: Chicago, Michigan-Avenue in Chicago, Ein Haus in Bewegung, General Sheridan, General Sherman, Pullman Wagon, Omaha, Station der Pacifik-Bahn, Teufelsbrücke am Ufer der Sweet-Water, der Echokanon, Der Salzsee, Main-Street in der Salzseestadt, Charley, Schlangenindianer und sein Vetter vom Stamme der Utah, Schulhaus Brigham Youngs, der Harem und die Residenz Brigham Youngs u. s. w. Ferner erwähnen wir einige Vollbildertafeln, als: Indianer, seinen toten Feind skalpierend, Karawane in einem Kanon, Ein großer indianischer Rat und Kommissaire von Washington, Soldaten eines amerikan. Kavallerieregimentes, Salzseestadt u. s. w.

„Lebensbeschreibung des Gregor Alexandrowitsch Potemkin des Tau-

riers". Als Beitrag zu der Lebensgeschichte der Kaiserin Katharina II. von Rußland von St. Jean. Herausgegeben von Friedrich Rothermel (Karlsruhe, Verlags-Verein für Wissenschaft). Das vorliegende Werk bringt die Übersetzung des bisher noch ungedruckten Manuskriptes des dereinstigen Sekretärs des Fürsten Potemkin aus dem Jahre 1790/91; dem Forscher eine neue wichtige Quelle über die Regierungsgeschichte der russischen Kaiserin Katharina II., ist es gleichzeitig für den Geschichtsfreund und jeden Gebildeten überhaupt eine anregende, genußreiche Lektüre.

„Augustin Lercheimer und seine Schrift wider den Hexenwahn". Lebensgeschichtliches und Abdruck der letzten vom Verfasser besorgten Ausgabe von 1597. Sprachlich bearbeitet durch Anton Birlinger, herausgegeben von Carl Binz. (Straßburg, Verlag von H. Ed. Heitz.)

„Zur Reform der Orthographie". Blicke auf die Mängel der gegenwärtigen Rechtschreibung und Fingerzeige zur Beseitigung derselben. Von A. E. Richard Bax. (Danzig, Franz Axt.)

„Kaiser Wilhelm". „Kaiser Friedrich". Zwölf Sonette von Georg von Oertzen. (Berlin, Walther & Apolant.)

„Unser Fritz", deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild von Herm. Müller-Bohn. Vollständig in 10 Lieferungen. 1. Lieferung (Kottbus, Verlag von Paul Kittel).

„Bibliographie des modernen Hypnotismus". Von Max Dessoir. (Berlin, Carl Duncker's Verlag.)

„Die Frau im gemeinnützigen Leben". Archiv für die Gesamtinteressen des Frauen-, Arbeits-, Erwerbs- und Vereinslebens. Herausgegeben von Amélie Sohr und Marie Loeper-Housselle. Jährlich 4 Hefte. (Stuttgart, W. Kohlhammer.)

„Proletarier". Berliner Sittenbilder von Felix von Stenglin. Eckstein's Reisebibliothek Nr. 30. (Verlag von Richard Eckstein Nachfolger in Berlin.)

Von William Mackintire Salters bekanntem Werk „Die Religion der Moral" das in deutscher Übertragung von G. von Gizycki herausgegeben worden ist (Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig) erschien soeben eine holländische Übersetzung unter dem Titel: „Zedelijke Religie door P. H. Hugenholtz Jr., bewerkt naar W. M. Salters Religion der Moral. Amsterdam, Tj. van Holkemar 1888." Eine französische Übersetzung desselben Werkes befindet sich in Vorbereitung.

Französische Litteratur.

Das Verlagshaus Quantin in Paris, gleich vorteilhaft bekannt durch die Kühnheit, mit der es an schwierige Aufgaben herantritt wie durch die Geschicklichkeit, mit der es sich derselben zu entledigen versteht, giebt soeben die ersten beiden Bände eines „Dictionnaire de l'Ameublement et de la Décoration" heraus, der Victor Havard zum Verfasser hat. Das Werk ist von hoher Bedeutung und verspricht einen großen, sehr großen Erfolg. Der Name des Autors darf als hinreichende Bürgschaft für den inneren Wert des Unternehmens gelten: Victor Havard ist auf diesem Gebiete der kompetenteste Fachmann, was ihm wohl auch von keiner Seite bestritten werden dürfte; ich begnüge mich daher hier auf die bedeutenden technischen Schwierigkeiten hinzuweisen, die in der Herstellung der beiden vorliegenden Bände — das ganze Werk soll aus vier Bänden bestehen — den

höchsten Grad erreicht haben: diese Schwierigkeiten sind in der denkbar vorzüglichsten Weise überwunden worden. Der erste Band, der die Buchstaben A—C umfaßt, enthält nicht weniger als 550 zweispaltige Seiten in gr. 4, 800 Holzschnitte im Text und 64 kolorierte Vollbilder; der zweite, die Buchstaben D—H enthaltende Band, hat 630 Seiten desselben Formats, 950 Textbilder und 64 ganzseitige Tafeln. Jeder Band, in japanischem Leder gebunden, kostet bei lieferungsweisem Bezug nur 50 Fr. (nach Fertigstellung erhöht sich dieser Preis auf 55 Fr.). Trotz des mäßigen Preises ist die Herstellung eine mustergültige, der geringste Holzschnitt im Text zeigt die vollendetste Ausführung, dazu kommt noch, daß alle diese Bilder einen bedeutenden historischen Wert repräsentieren, da sie ja ausnahmslos getreue Reproduktionen der Originale sind, die zu diesem Zwecke aus den Museen und Sammlungen entliehen wurden. Sein Meisterstück hat das Quantinsche Institut jedoch in den großen kolorierten Tafeln geliefert, hier zeigen sich die bedeutenden Mittel, über die die moderne Typographie verfügt. Manche dieser Tafeln sind wahrhafte Kunstwerke in Anbetracht der Meisterschaft, mit der die feinen Tinten des Originals wiedergegeben, und der Geschicklichkeit und Sauberkeit, mit der die Abzüge hergestellt sind: Emaillen in vielfachen und farbensprühenden Abtönungen, Möbel mit herrlicher eingelegter Arbeit aus Kupfer, Lackfarben, Elfenbein, Ebenholz, Fayencen in den unbestimmbarsten Farbtönen, kurz alles hat hier eine Wiedergabe gefunden, die von staunenswerter Peinlichkeit und unglaublicher Treue rühmliches Zeugnis giebt. Fachleute allein werden imstande sein, die ungeheuern Anstrengungen und die enorme Arbeit nach Gebühr zu schätzen und die Leistungen zu würdigen, die von jedem Einzelnen hier gefordert wurden, um ein solches Resultat zu erreichen. Die beiden vorliegenden Bände zeigen zur genüge, was dieser „Dictionnaire de l'Ameublement et de la Décoration" nach seiner Vollendung zu werden verspricht. Der Erfolg ist denn auch schon heute offenbar, der Absatz ist bereits gesichert und an ermunterndem Beifall fehlt es ebensowenig: verschiedene Ministerien und die Verwaltung der Kunstsammlungen haben auf das Werk subskribiert. Bei diesem Werk ein einfacher Akt der Gerechtigkeit.

Unter dem Titel „Les Anglais en Irlande" hat **Philippe Daryl**, Redakteur am „Temps", die in diesem Blatte früher erschienenen Aufsätze über die gegenwärtigen Zustände in Irland zu einem Bande vereint, der bei Hetzel und Comp. in Paris soeben erschienen ist. Das Ganze bildet ein fesselndes Buch, das mit hastiger Feder, in nüchternen Farben, ohne Übertreibung und mit der größten Sorgfalt für exakte und wahre Schilderung geschrieben ist. Ein gewissenhaft und sorgsam gearbeitetes Werk, ein Gemälde, das nur treu sein kann, das errät man überall an dem Accent, mit dem der Autor spricht; wir haben es hier mit einem Buch zu thun, das dem heut von den Engländern besiegten und zertretenen irländischen Volke nur unsere vollsten Sympathieen erwerben kann; und doch ist P. Daryl unaufhörlich bemüht, ganz leidenschaftslos zu urteilen und die strikteste Neutralität zu beobachten. Lord Gladstone hat das Buch, das bereits in englischer Übersetzung in London erschienen ist, als die „wichtigste Äußerung, die seit einem halben Jahrhundert über die Zustände in Irland gethan worden ist", bezeichnet.

Désiré Charnay, der voriges Jahr bei Hachette und Comp. in Paris einen prächtigen Band erscheinen ließ, welcher den „Alten Städten der Neuen Welt" gewidmet war, veröffentlicht heute ebendort unter

dem Titel „Une princesse indienne avant la conquête“ einen historischen Roman, der ebenso wie das vorgenannte Werk die amerikanische Halbinsel Yukatan zum Schauplatz der Handlung hat. Der Verfasser versucht im vorliegenden Buche eine Wiedererweckung und Rekonstruktion einer Epoche und einer Civilisation, die seit langem vom Erdboden verschwunden ist, die jedoch, nach den Ruinen zu urteilen, die sie uns hinterlassen, bewundernswert gewesen sein muß. Charnays Roman, wenn man die Bezeichnung durchaus anwenden will, wimmelt von interessanten Details und ist völlig ausreichend, um uns einen annähernden Begriff von dem ehemaligen Zustand der mexikanischen Rasse zu geben. Was jedoch das Wiederlebendigmachen anbelangt, so ist der Versuch des Autors nach dieser Richtung hin als mißlungen zu bezeichnen; seine Personen mögen exakt gezeichnet sein, aber sie leben nicht, es fehlt ihnen an jenem innern Leben, mit denen große schöpferische Genies — Flaubert z. B. — ein Werk, wie etwa „Salambô“, zu erfüllen verstehen.

Xavier Marmier läßt soeben bei Hachette und Comp. in Paris einen weiteren Band der „Contes populaires de differents pays“ erscheinen, in dem sechsundzwanzig verschiedene Nationalitäten vertreten sind; das Zahlenverhältnis, nach dem die verschiedenen Völker an der Sammlung beteiligt sind, regelt sich allerdings nicht nach dem Reichtum und der Bedeutung ihrer Überlieferungen, sondern wird willkürlich durch die mehr oder weniger starke Vorliebe, die der Verfasser für eins oder das andere hegt, bestimmt. Schon in dem ersten Bande — er erschien 1880 — hatte Marmier dasselbe Verfahren beobachtet; von 320 Seiten waren 240, d. h. $^3/_4$ des ganzen Bandes, den skandinavischen Völkern reserviert, während sich das Deutschtum im Ganzen mit 12 Seiten begnügen mußte; es soll jedoch ausdrücklich erwähnt werden, daß sich Marmier in den meisten seiner Werke — und ihre Zahl ist nicht klein — ausschließlich mit dem nördlichen Europa beschäftigt. Der hier vorliegende 2. Band leidet unter demselben Fehler der ungerechten Verteilung: 10 Seiten für Deutschland und noch einmal 70 Seiten für Schweden, Norwegen und Dänemark, die doch schon im ersten Bande so erschöpfende Behandlung erfahren hatten. Es ist augenscheinlich, daß Marmier diese Geschichten nicht alle aus erster Hand bezogen hat, denn sie sind allen Sprachidiomen der Weltkugel entlehnt; ihnen allen ist ein monoton grauer melancholischer Farbenton gemeinsam — ein Widerschein des kalten nordischen Himmels — aber beide Bände enthalten viel Anziehendes, besonders für diejenigen Leser, die sich spezieller für den Norden interessieren. Marmiers Übersetzung hat den einfachen, naiven Volkston, den das Thema verlangt, gut getroffen.

Die Verlagsbuchhandlung Hachette und Comp. hat jüngsthin die Publikation einer Sammlung unternommen, die unter dem Generaltitel „Les grands écrivains de la France“ in fortlaufender Reihe erscheinen soll. Es sind allerliebste kleine Bände, jeder im Durchschnitt etwa 200 Seiten stark, auf schönem, starken Papier splendid gedruckt und mit Porträts geschmückt, die nach authentischen Originalen hergestellt sind. Nach dem Prospekt, der die Serie ankündigte, beabsichtigt der Herausgeber in ihr „genauste Auskunft über das Leben, die Werke und den Einfluß jedes der Schriftsteller zu geben, die in der Weltlitteratur einen Platz einnehmen oder die doch wenigstens einen originellen Charakterzug des französischen Geistes in ihren Schriften zum Ausdruck bringen; er will wei-

terhin, dem heutigen Stand unsres Wissens entsprechend, zweifelhafte Punkte aufklären, so daß die einzelnen Bände auch dem Forscher nutzbringend sein werden; die Sammlung will des ferneren an die Rolle erinnern, die die Dargestellten zu ihrer Zeit gespielt haben, und die uns heute Dank der Forschung der Litterarhistoriker besser bekannt ist; sie will weiter dazu beitragen, ihren Werken größeren Einfluß auf die Jetztzeit zu verschaffen und das Band der Liebe, das uns mit der litterarischen Vergangenheit verbindet, durch das Versenken in eben diese Vergangenheit stärken und fester knüpfen; sie will endlich Vertrauen auf die Zukunft in unserm Herzen erwecken und wenn möglich die schmerzlichen Klagen der Entmutigten zum Schweigen bringen." Bis jetzt liegen fünf Bände vor: „Montesquieu", eine gelehrte Studie von Albert Sorel; „Victor Cousin" von Jules Simon; „Turgot", eine sehr zuverlässige Arbeit aus der Feder von Léon Say; „Madame de Sévigné", ein bemerkenswerter Essay über die Frau, die Schriftstellerin und ihr litterarisches Schaffen von Gaston Boissier und „George Sand", die philosophierende Romanschriftstellerin, von dem als Damen-Philosophen bekannten Emile Caro. Die einzelnen Bände halten voll und ganz das, was uns der Prospekt versprochen hat. —

Mutwillig, hübsch und über alle Maßen köstlich ist diese „Madame Chrysanthème", die kleine Japanerin, deren Bild uns Pierre Loti in dem wunderbaren Rahmen der japanischen Landschaft selbst überreicht; allerliebst, kokett und schmiegsam ist auch der Stil, dessen er sich bedient, um uns diese Sammlung von Szenen, Beschreibungen und Eindrücken, aus denen sich das Buch zusammensetzt, vorzuführen und mutwillig, allerliebst, hübsch, kokett, schmiegsam und köstlich sind endlich die Aquarelle, die sich durch das ganze Buch ziehen und fast auf jeder Seite desselben anzutreffen sind; man möchte fast sagen, daß dieser reiche Bilderschmuck den Oktavband, der ein Meisterwerk typographischer Kunst genannt zu werden verdient, zu einem Gegenstand des raffiniert ausgeklügelten Genusses macht (Verlag von Calmann Lévy in Paris).

Zwei Bände, kritische Studien enthaltend, und zwar zwei Bände, die zu dem Besten, Scharfsinnigsten und Klarsten gehören, was seit langer Zeit ans Licht der Öffentlichkeit getreten ist, sind soeben bei Dupret in Paris erschienen:

„Etudes sur le théâtre contemporain", in denen man nach den eigenen Worten des Verfassers Lefranc (ein Pseudonym, wie ich glaube, aber ein Pseudonym, das uns nicht belügt) „weniger Lobhudelei als ernste Kritik" finden wird, und an denen man leicht erkennen wird, daß der „Verfasser über die Werke unsrer Zeit frei von der Leber weg zu sprechen versteht"; für ihn haben auch die „gewichtigsten darunter ihre schwachen Seiten und der Kritik erwächst die Verpflichtung mit der vollen Wahrheit nicht hinter dem Berge zu halten". Herr Lefranc wird dieser Verpflichtung, wie auch seinem Namen, in vollem Maße gerecht und er giebt manchen Leuten Dinge zu hören, die ihren verwöhnten Ohren recht unangenehm klingen werden; ich stimme mit ihm ganz darin überein, daß er stets einen Unterschied zwischen dem Guten und dem Schlechten macht und daß, wenn er Dinge tadelt, die man gemeinhin bewundert, dies weniger ihm, als dem dargestellten Gegenstand zur Last zu legen ist. Herr Lefranc weiß auch seinem Tadel eine ganz eigenartige Gestalt zu geben, er wählt dazu die leichte Persiflage, die kaum die Haut zu ritzen scheint, die in Wahrheit aber

den davon betroffenen in völliger Nacktheit zeigt. Lefranc's Buch enthält eine reiche Fülle der Belehrung.

Nicht minder reich an Belehrung wie an vernünftigem und richtigem Urteil ist auch das zweite der obenerwähnten Bücher: „Nos poètes“ von Jules Tellier. Hier liegt ein kompletter, sehr gewissenhafter Führer durch die Litteratur des zeitgenössischen Frankreichs vor. Die Persönlichkeiten sind im wahren Lichte geschaut, die Werke sind auf den ihnen gebührenden Platz gestellt, und wenn ich noch hinzusetze, daß der Band eine stattliche Zahl von schönen Stücken, die der allerjüngsten Zeit angehören, enthält, werde ich über den Wert und Nutzen dieses Buches, das ich mit dem lebhaftesten Interesse gelesen habe, wohl nichts mehr zu sagen brauchen.

Uzanne, der Chefredakteur der Revue „Le Livre“ gab bei Quantin in Paris einen eleganten Band „Zigzags d'un curieux“ heraus, der in tausend Exemplaren abgezogen, einige seiner geistvollsten und liebenswürdigsten Studien enthält. Die Welt der Bücher bestreitet natürlich die Gesamtkosten der Sammlung: Schriftsteller, Publikum, weibliche Büchernarren, Illustrationswesen, nachgelassene Schriften, Bücherfreunde, Sammler, alles das geht und kommt in lebhaftem Schritt und zieht sich mit frohem Mienenspiel durch die 300 Seiten dieses Buches hin, das so amüsant, und dabei so erfüllt von heiterer Lebensphilosophie ist. Die überreichlich eingestreuten Anekdoten vermeiden es glücklich, banal zu werden; an zahlreichen, feinbeobachteten Zügen, die von großem Feingefühl zeugen, ist auch kein Mangel und ebensowenig fehlt es den hier und da gezeichneten Charakterportraits an Originalität; alles in allem ein sehr unterhaltendes Buch. Der Autor, der für die Welt der Pariser Bibliophilen den Angelpunkt bildet, um den sich alles dreht, macht sich in recht glücklicher Weise über seine Kollegen, die von der Büchermanie befallen sind, lustig. Uzanne ist ein hervorragender Liebhaber von geläutertem Geschmack und allseitiger Bildung, er ist ferner ein Fachmann, wie der vorzüglichste in seiner Offizin thätige Drucker — leitet und überwacht er doch den Druck seiner Publikationen selbst, von denen manche, wir nennen hier nur „L'Eventail“, eine wahre Revolution hervorgerufen haben — und trotzdem hat er sich die freie, ungezwungene Haltung zu bewahren gewußt, die den Bücherwurm in ihm nicht erkennen läßt. Er hat seinem Werk als Untertitel die Bezeichnung „Causeries“ beigegeben und diese „Plaudereien“ stammen aus der Feder eines Vollblut-Pariſers: Das besagt Alles.

Wie viel Mühe geben sich doch manche Leute, um nur ja recht auffällig aufzutreten und Ton und Ausdruck möglichst bizarr und unverständlich zu gestalten. Wie viel Talent wird auf diese Weise vergeudet und falsch angewendet! J. H. Rosny giebt uns in seinem Roman „Marc Fane“ (Paris, Quantin) hierfür ein flagrantes Beispiel, und doch, ist J. H. Rosny weit entfernt davon, der erste beste, hergelaufene Schriftsteller zu sein, nichtsdestoweniger legt er sich selbst Daumschrauben an oder spannt zum mindestens doch seine Leser auf die Folter und zwar vermittelst der ganz sonderbaren Sprache, deren einzelne Worte wohl zumeist im Wörterbuch zu finden sind, die aber durch Auseinanderzerren, Wiederaneinanderschieben und Entgegenstellung zu einem ganz zerzausten Sprachkonglomerate geworden sind. Ist ihm dieser Stil natürlich? Ist es ein beabsichtigter Effekt, den zu erreichen ihm vielleicht einen Preis gekostet hat, für den uns die Wertbestimmung fehlt? Ich weiß es nicht und kann mich dar-

über nicht auslassen, denn J. H. Rosny ist ein Romancier, dessen Wesen exotischer Natur ist — er hat ja auch, irre ich mich nicht, lange Zeit in London gelebt und hat auch dort seine ersten Romane geschrieben — und der Titel des vorliegenden Buches, „Marc Fane“, erinnert im Klang ja auch eher an das britische Inselreich, als an Paris. Bei J. H. Rosny, wie übrigens bei so vielen anderen unserer modernen Romanschriftsteller, wird der Roman zum wissenschaftlichen Werk, ohne doch die Eigenschaften dieses zu besitzen. Das wissenschaftliche Buch, sofern es keine Encyklopädie ist, behandelt speziell einen Gegenstand und zwar behandelt es ihn gründlich, was ja doch der Roman nicht thut; ist es aber eine Encyklopädie, so behandelt es die Gegenstände getrennt und übersichtlich, was der Roman ja doch ebensowenig thut. Kurz, man kann in allen ähnlichen Fällen sagen: im Verhältnis zu dem erreichten Resultat ein viel zu großer Aufwand von Talent.

Der zweite Band der „Comédies et Drames“ von Ernest Légouvé (Paris, Paul Ollendorff) enthält: „Louise de Lignerolles“, Prosa-Drama in fünf Akten; „Par droit de conquête“, Prosa-Lustspiel in drei Akten und das bekannte Schauspiel „Adrienne Lecouvreur“. Diese Dramen sind in Deutschland ebenso bekannt, wie in Frankreich, wurden sie ja doch dort, vor allem „Adrienne Lecouvreur“, mit gleichem Beifall aufgenommen und ich kann es daher wohl unterlassen, hier näher auf ihren Wert einzugehen. Für diese neue Ausgabe seines „Théâtre complet“ hat Légouvé Vorreden geschrieben, die die Entstehungsgeschichte des Stückes, dem sie voranstehen, enthalten. Ich mache in dem vorliegenden Band speziell auf jene anmutige und feinsinnige Anekdote aufmerksam, die „Adrienne Lecouvreur“ vorgedruckt ist und die die Genesis dieses berühmten Stückes giebt; die kleine Geschichte zwingt einem von neuem die Erkenntnis auf, wie viel Geist und Feinfühligkeit Légouvé besitzt.

Die Reihe der Studien von Jules Lemaitre scheint gegenwärtig abgeschlossen zu sein. Sie besteht aus drei Bänden, die unter dem Kollektivtitel „Les Contemporains“ in der „Nouvelle Bibliothèque litteraire“ bei Lecène und Oudin in Paris erschienen sind. Die drei Bände enthalten nicht weniger als sechsunddreißig litterarische Aufsätze, die sich auf alle Gebiete des litterarischen Schaffens verteilen: Dichter, Romanschriftsteller, Journalisten, Historiker, sie alle sind in dem Buche vertreten. Diese Studien haben ihren Widerhall gefunden und ihr Erfolg ist nicht weniger groß gewesen, sind sie doch heute bereits bei der zehnten Auflage angelangt; sie sind gut gearbeitet, aber die Faktur ist überall und an allen Punkten dieselbe, sie sind gut geschrieben und doch geht dem Stil jeder erhabene Schwung ab, sie sind auch gut beobachtet und doch lassen ihre kritischen Urteile wahre Größe vermissen. Jules Lemaitre erinnert vielfach an Sainte-Beuve, der ihn ja auch zu dem vorliegenden Werke inspiriert zu haben scheint, wenn anders man der Vorrede des ersten Bandes Glauben schenken darf. Diese Richtung seines Geistes erklärt seinen Erfolg, zudem pflegt Lemaitre, der in Sachen der Litteratur sehr delikat und ein großer Feinschmecker ist, in seinen kritischen Bemerkungen mit seinen Lobsprüchen sehr sparsam umzugehen und dies Verfahren darf den Reiz der Neuheit für sich beanspruchen; er verbrennt viel von dem, was die Andern anbeten und betet grade nicht viel von dem an, was seine Vorgänger verbrannt haben. Eine aufmerksame Lektüre der „Contemporains“ genügt völlig, um ein nahezu exaktes Bild des gegenwärtigen Zustan-

des der französischen Litteratur zu geben. Und das ist ein hohes Lob, das wir Lemaitre hierdurch zollen, das er aber auch in jeder Beziehung verdient. — Dieselben Vorzüge und dieselben Fehler finden sich auch in seinen „Impressions de théâtre“, deren erster Band eben erschienen ist; der einzige Unterschied besteht nur darin, daß hier das Lob weniger dünngesät erscheint. Lemaitre beschäftigt sich hier mehr mit der Vergangenheit und den Klassikern, für die er eine ausgesprochene Vorliebe an den Tag legt. Und da er sich hier auf einem Terrain bewegt, das ihm sympathischer ist, so ist ihm auch dieses Werk besser als die „Contemporains“ geglückt.

Der 60. Band der „Bibliothèque scientifique internationale“ (Paris, Félix Alcan) bringt eine „Physiologie des exercices du corps“, die Dr. Lagrange zum Verfasser hat. Diese Abhandlung gehört sicherlich zu denen, die dem Endzweck der „Bibliothek“, die sich ja das Ziel gesteckt hat, die Wissenschaft zu popularisieren, am nächsten kommen; durch und durch wissenschaftlich gehalten, ist doch das Werk in einer Sprache geschrieben, die klar, präzis, methodisch, oft auch etwas geschraubt, aber doch danach angethan ist, einem größeren Kreise, und selbst denen verständlich zu werden, die sich mit der Wissenschaft für gewöhnlich nur nebenbei und auch dann nur rein oberflächlich beschäftigen. Manche Kapitel sind besonders bemerkenswert wegen der Fülle der Beobachtungen, die sie enthalten. Das ganze Buch gliedert sich in sechs Teile: Die Muskelthätigkeit — die Ermüdung — die Gewöhnung an Thätigkeit — die verschiedenen Übungen — die Ergebnisse der Übungen — die Rolle des Gehirns bei der Übung. Das alles wird, wie man sieht, auf eine wissenschaftliche Basis der Hygieine zurückgeführt und von diesem Gesichtspunkte aus müßte die „Physiologie des exercises du corps“ eigentlich alle zur Aufmerksamkeit zwingen, selbst die, die beim ersten Hinsehen einen gelinden Schreck vor dem Titel bekommen haben: das Buch ist gut und sollte gelesen werden. — Der 61. Band derselben „Bibliothek“ ist von Camille Dreyfuß verfaßt und handelt von der „Evolution des mondes et des sociétés“. Ich werde auf das Buch demnächst zurückkommen bei Gelegenheit der Besprechung der beiden neuen Werke, die durch den Verlag von G. Masson publiziert wurden: „La Vie et les Êtres animés“ von Emile Blanchard, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und „L'Evolution et la vie“ von Denys Cochin. (Dieses letztere ist von der französischen Akademie preisgekrönt worden.)

Die Wittwe Jules Favre's hat ihrem bereits früher veröffentlichten Buch „La morale des stoïciens“ nunmehr ein neues „La morale du Socrate“ folgen lassen. (Gleichfalls bei Felix Alcan in Paris erschienen.) Auch dieses Werk verfolgt die dankenswerte Absicht, der Verallgemeinerung der Wissenschaft Vorschub zu leisten. — Aus demselben Verlag möchte ich noch eine prächtige Novität: „Lavoisier“ hervorheben; ihr Autor, Grimaux, schildert darin nach bisher unveröffentlichten Manuskripten den Lebenslauf des großen Chemikers und benutzt die Gelegenheit zu einer warmgefühlten Huldigung, die er dem Gedächtnis des Gelehrten widmet, der wie so viele Andere ein Opfer des Wirbelsturms der großen Epoche von 1793 wurde. Die äußere Ausstattung des Buches ist dem Inhalt angemessen. In gr. Oktavformat auf schönem Velinpapier gedruckt und mit interessanten Porträts, Zeichnungen und Autographen geschmückt, präsentiert sich der Band als eine Publikation, die der Verlagshandlung alle Ehre macht.

Unter dem Titel „Sechzig Jahre der Erinnerung“ ist von dem Mitglied der französischen Akademie Ernest Légouvé ein autobiographisches Werk erschienen, das zu dem Reizvollsten gehört, was unsre an Publikationen dieser Art so fruchtbare Zeit hervorgebracht hat. (Vier Bände. Paris, Verlag von Hetzel und Comp.) Die beiden ersten Bände, die die Jugendgeschichte des Schriftstellers enthalten, führen uns eine reiche Fülle interessanter Erlebnisse und hervorragender Personen vor, Dank dem litterarischen Kreise — der Vater Ernest Légouvés war selbst ein verdienstvoller Dichter und Akademiker —, in dem der Verfasser geboren und herangewachsen ist: Casimir Delavigne, Béranger, Maria Malibran, Hector Berlioz, Eugène Sue, das sind die Namen, denen man schon in den Überschriften der ersten Kapitel begegnet. Die beiden letzten Bände sind dem reiferen Alter gewidmet; sie beschäftigen sich, da ja Légouvé dramatischer Autor ist, zumeist mit der Welt des Theaters: Goubaux, Eugène Scribe, Rachel, behaupten hier den Ehrenplatz. Der allgemeine Grundzug dieser Memoiren ist eine ungezierte, natürliche Anmut, die von Geist, Zartgefühl und Wohlwollen überfließt. Die Bescheidenheit herrscht in ihnen vor, nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten und das ist ein weiteres Zeugnis für das feine Taktgefühl des Autors, der in seinem Buche das „Gemälde einer Seele entwirft, die sich durch stete Berührung mit andern Seelen, die zumeist der eigenen weit überlegen waren, bildete“, eine Biographie, „mit der sich andere Biographieen verschmelzen“. Er spricht zuweilen von sich, aber nur, um Gelegenheit zu finden, recht viel von Anderen zu sprechen. Wie viele giebt es unter den Selbstbiographen, die die Selbstverleugnung so weit treiben? Und wie viele giebt es denn, die dabei ihrer Erzählung einen solchen Reiz zu verleihen wissen, wie ihn diejenige Légouvés besitzt? Würde da der Leser nicht geneigt sein, ein Auge zuzudrücken, sebst wenn es dem Autor gelegentlich passiert, seiner Eigenliebe kleine Konzessionen zu machen? —

Bei Perrin und Comp. in Paris erschienen zwei Bände, gesammelte Studien enthaltend; in dem einen, „Portraits de Maitres“ betitelt, beschäftigt sich E. des Essarts mit litterarischen Fragen, während der andere unter dem Titel „Compositeurs célèbres“ musikalische Aufsätze aus der Feder des Baron Ernouf enthält. Beiden Werken ist der mittelmäßige Wertgehalt gemeinsam, und das wird auch durch den guten Willen nicht ausgeglichen, von dem beide Autoren offenbar erfüllt sind. Im speziellen möchte ich noch hinzusetzen, daß Herr des Essarts oberflächlicher, Herr Ernouf dagegen schwerfälliger ist. Mit dieser plumpen Schwerfälligkeit sucht er auch in der Vorrede auf die Vorzüge seines Buches hinzuweisen; Rossini, Beethoven, Meyerbeer, Mendelssohn und Schumann haben hier die Kosten der Unterhaltung zu bestreiten. — Herr des Essarts führt unter seinen „maitres“ — ihre Zahl beträgt elf — Schriftsteller und Dichter auf, die zu den erlauchtesten Toten des XIX. Jahrhunderts gehören: Chateaubriand, Lamartine, Alfred de Vigny, George Sand, Béranger, Sainte-Beuve, Michelet, Theoph. Gauthier, Victor de Laprade, Edgar Quinet, Victor Hugo, fürwahr eine stattliche Reihe stolzklingender Namen, aber es giebt doch auch noch andere, die nicht minder guten Klang haben: Balzac, Flaubert, Baudelaire, um nur einige herauszugreifen, scheinen Herrn des Essarts ganz unbekannt geblieben zu sein. Die Erklärung dieser sonderbaren Ausschließung bringt uns das Vorwort: Herr des Essarts hat gegen den „erniedrigenden Naturalismus“ Stellung nehmen wollen und hat daher mit unerbittlicher Strenge alle die-

jenigen dem Ostracismus unterworfen, die das Kainszeichen dieser „Erniedrigung" an der Stirn tragen. Zum Glück für uns wird das harte Urteil des Herrn des Essarts keine Gesetzeskraft erlangen.

L. d. H.

Russische Litteratur.

In weitesten hiesigen Leserkreisen erfreut sich unter den neuesten Romanschriftstellern namentlich A. Michailoff einer großen Beliebtheit, die bei genauerer Bekanntschaft mit seinen schriftstellerischen Eigenschaften einerseits, sowie der vorherrschenden Sphäre geistigen Lebens in Rußland (der praktisch-philosophischen nämlich), andererseits auch wohl erklärlich erscheint. Seine Darstellungen lassen auf gründliche Lebens- und Menschenkenntnis schließen, die an echt philosophisch zu nennende, und als solche allerdings pessimistisch gefärbte, Weltansicht streift. Ohne tiefere Wärme, ohne irgend weitgehende Konzessionen an übersinnliche Ideale, noch auch durchgehend sehr markierter Charakterzeichnung — indem manche Gestalten noch eher ein gewisses Typengepräge als das abgegrenzter Persönlichkeiten an sich tragen — in etwas breiter, aber anschaulicher Sprache geschrieben, bieten seine Romane ein richtiges Bild des Lebens, wie es im großen Durchschnittsmaße sich mit seinen gesellschaftlichen Erscheinungen präsentiert. Die Charakteristik einer seiner Erzählungen kann einen ziemlich treffenden Begriff von seiner Gesamtrichtung geben. In „Auf getrennten Ufern" (На разныхъ берегахъ) — aus d. Jahre 1887, seinem vorletzten Werk — werden zwei kontrastierende Naturen in zwei Brüdern dargestellt, hinterbliebenen Söhnen aus verarmter Grundbesitzerfamilie, von denen der ältere (der nicht handelnd auftritt) als Jüngling, zur Befreiungszeit von politischer Schwärmerei angesteckt und daraufhin eines Attentates gegen seinen reaktionären Onkel verdächtigt, nach langer Gefängnishaft verschickt wird, welche Schicksale ihm die Teilnahme der Tante, die an beiden Kindern Mutterstelle vertreten, in so hohem Grade zuziehen, daß der zweite, um 10 Jahre jüngere, Boris, der Held des Romans, im übrigens unbegründeten Gefühl der Zurücksetzung, eine Abneigung nicht allein gegen den Bruder, sondern gegen alles aus gewohntem Gleise heraustretende selbst edelste Streben faßt und sich einer gewissen überlegenen Gleichgültigkeit gegen strengere sittliche Forderungen überhaupt überläßt. Als ganz junger Mann allein und mittellos in Petersburg zurückgeblieben, hat er das Glück, im reichen Hause eines der dortigen Bankführer — russifizierten Nachkommen jüdisch-deutscher Vorfahren — zum Hauslehrer erwählt zu werden, wo er, in der Gunst seines Prinzipals immer steigend, nachdem ihm eine einträgliche Anstellung an der Bank verschafft und er mit einer Nichte des Hauses verheiratet worden ist, zum Schluß der Erzählung, als er seine Frau, nach kurzer Ehe, durch den Tod wieder verliert, zum Schwiegersohne avanciert, auf diese Weise, wiewohl sich bisweilen Anforderungen einer anderen Natur in ihm geltend machen, namentlich die Umtriebe an der Bank ihm widerstehen, allmälig inmitten des eleganten gesellschaftlichen Treibens, in Wohlleben und Genüssen aller Art sich zum soliden Weltmann kryställisierend, während der ältere Bruder, nach aufgehobener Acht, sich einer bescheidenen nützlichen Thätigkeit auf dem kleinen Erbgute der Tante widmend, einer zwar auch nicht völlig harmonischen aber manche innere Befriedigung garantierenden Existenz an der Seite einer jungen gebildeten Frau entgegensieht. Der Titel des Buches bezieht sich indessen nicht sowohl auf das Verhältnis der Brüder zu einander, als vielmehr auch auf das des Helden zu seiner Geliebten, einer gewissen Größe der Demi-monde, die er einst, da

sie noch als kleine Näherin seine Stubennachbarin war, zuerst verführt hat, worauf er die Vorwürfe seines Gewissens und die Furcht vor ihren etwaigen Ansprüchen dadurch zum Schweigen bringt, daß er sich überzeugt, Bildung, Stellung, sowie Anlagen schieden sie von vornherein, es könne von dauernden Verpflichtungen hier nicht die Rede sein, da beide Teile ja, wie er sich's mit Genugthuung wiederholt, auf getrennten Ufern ständen! —

Nachdem seit dem Heimgange Dostojewskys, Turgenjeffs und einiger anderer bedeutender Romandichter, verbunden mit dem Rücktritte Graf Leo Tolstois von der öffentlichen Schriftstellerthätigkeit (dessen letzte Schriften nur privatim in Abschriften kursieren und übrigens mystisch-religiösen Inhalts sind) eine Art Stillstandes auf dem Gebiete russ. Belletristik eingetreten zu sein schien oder wenigstens das litterarische Interesse der gebildeten Welt keine entschiedene Wendung zu nehmen wußte, macht in neuester Zeit eine Gruppe ganz junger Dichter und Schriftsteller viel von sich reden, denen es vielleicht beschieden ist, eine neue Epoche der russischen Litteratur wenn auch noch nicht zu begründen, so doch vorzubereiten und anzubahnen. Diese Gruppe zählt zu ihren Mitgliedern vornehmlich: Korolenko, Alboff, Garschin und Matschtett. So weit sich nach den Erstlingswerken dieser werdenden Koryphäen urteilen läßt, signalisiert sich in ihnen durchschnittlich ein berechtigter, von regem Lebensgefühle und sittlichem Bewußtsein begleiteter Realismus. Als Künstler im engeren Sinne gebührt wohl der Vorrang unstreitig Korolenko, der im poetischen Kolorit der Schilderungen, in glücklicher Beherrschung von Stimmung und Eindrücken ein Talent bekundet, das allerdings zu manchen glänzenden Hoffnungen Anlaß geben kann, wie er denn auch von seinen hiesigen Verehrern unumwunden für einen aufgehenden Stern erklärt wird. Was aber die Wahl, die psychologische Bedeutsamkeit des Stoffes anlangt, so ist man versucht, trotz künstlerisch mangelhafter und mindestens absonderlicher Form, den Erzeugnissen der Muse Garschins nicht unbeträchtlich den Vorzug zu geben, in denen sich eine wirklich sehr originelle, strebsame und dabei sympathische Natur ausspricht. Sehr befremdend wirkt zwar bei erster Bekanntschaft Garschins Richtung und sein Ideenkreis: das absichtliche Verweilen bei der Betrachtung, ja, die peinliche Sondierung menschlichen Verhaltens der rein physischen menschlichen Existenz gegenüber, das unermüdliche Beleuchten der Ursachen und Konsequenzen verschiedenster Erscheinungen in letzterer; aber es möchte gerade in dieser Tendenz der Keim einer Zukunftslitteratur enthalten sein (die sich ja auch schon in einzelnen Stellen Dostojewskys ahnen läßt), der es vergönnt sein würde, durch immer größere Veranschaulichung des innigen Zusammenhanges geistigen und sinnlichen Lebens der Natur im Menschen, sowie bei steter Verfolgung des eigentlichen Endzwecks dieser Wechselwirkung, einst vielleicht einen ungeahnten Aufschwung menschlichen Daseins zu verkünden, und — wenn man sich einmal Träumen überläßt! — endlich dasjenige Stadium zu feiern, wo Wirklichkeit und Ideal sich schon im Leben decken . . . Aber, den Traum bei Seite lassend, haben die kurzen, skizzenhaften Schöpfungen Garschins eben eine eigentümliche Anziehungskraft, deren Grund unmöglich einzig in der zum Vorwurf gewählten Fabel liegen kann. Auch in der Art der Darstellung ist Garschin höchst originell: seine Gestalten treten zum großen Teil in erster Person auf, nicht redend oder schreibend, sondern denkend, handelnd, empfindend, sich unmittelbar und wie gegenwärtig — ohne Einmischung des Dichters — dem Leser mitteilend, was ihnen, trotzdem uns nicht einmal alle Namen genannt werden, ein

sehr gut ausgeprägtes individuelles Leben verleiht.

Zur Verdeutlichung des eben Gesagten möge der Inhalt einer seiner Erzählungen, „Der Feigling“ („Трусъ“) betitelt, wiedergegeben werden. Wir werden hier mit fünf Personen bekannt gemacht: drei durch gute Freundschaft verbundene Studenten, der Schwester eines derselben, angehenden Arztes, Marja Petrowna, und noch einem Arzte. Der Feigling einer der Studenten, das philosophierende Ich in dieser Erzählung — hat sich bei Beginn des türkisch-bulgarischen Krieges als Freiwilliger gemeldet. Wiewohl, nicht allein praktisch als Mensch von sehr nervös empfindlicher und somit furchtsamer Anlage, sondern auch theoretisch, geschworener Feind des Krieges und folglich ohne alle Begeisterung für dessen Großthaten, auch nicht aus einer oft mißverstandenen oder doch fälschlich aufgebauschten Liebe zum Vaterlande, will er sich, von allgemein menschlichem, zu ungewöhnlicher Potenz entwickeltem Rechts- und Pflichtgefühl getrieben, in die Reihen der Brüder stellen, um nicht wie ein blind Bevorzugter einem allgemeinen Übel zu entgehen. Es vergehen indes vier Monate, ohne daß die Reservelisten, in denen er eingetragen ist, herangezogen worden wären und schon giebt er sich der Hoffnung hin, der Einlösung seiner Verpflichtungen vielleicht überhoben zu werden. Inzwischen zieht aber an dem Lebenshorizonte seiner Freunde eine schwere Wolke herauf. Kusjma Fanitsch, der mit dem Geschwisterpaar eine gemeinsame Wohnung bezogen hat, ist sterblich in Marja P. verliebt, welche sein Feuer mit freundschaftlicher Zuneigung oder nur Duldung erwidert. Der Verlauf des Krieges, der sich in so bedauerlicher, unzählige Opfer fordernder Weise auszudehnen droht, hat in ihr den Entschluß wachgerufen, sich als barmherzige Schwester dem allgemeinen Wohle zu weihen und Kusjmas beständiges, dringendes (obzwar fast stummes) Werben raubt ihr die nötige Muse und Gemütsruhe. Kusjma Fanitsch gerät in Verzweiflung. In seiner düsteren, lebenverachtenden Stimmung vernachlässigt er ein Zahnübel, das er sich durch Erkältung zugezogen, bis dasselbe die bedenklichsten Dimensionen erreicht. Nun wird ein erfahrener Arzt gerufen, der so gut wie gar keine Hoffnung auf Genesung giebt. Der Brand droht sich einzustellen; eine Operation wird nötig, binnen einer Woche bereits eine zweite. Trotzdem aber ist fürs Erste das Gesamtbefinden des Patienten in Anbetracht der Umstände durchaus nicht unbefriedigend — im Gegenteil! — und dies hat seine guten Gründe. Marja Petrowna, erschüttert durch das ihr aufgehende Verständnis der tiefen Leidenschaft, die sie erweckt, in ihrer Reue über ihre frühere Kälte sich alle Schuld an dem Zustande des Schwergeprüften beimessend, hat diese ihre Empfindungen einst, da sie Kusjma schlafend glaubt, dem mit ihr am Krankenlager wachenden, gemeinschaftlichen Freunde — eben dem Feigling, der uns über die sich abspielende Tragödie Bericht erstattet — mitgeteilt. Kusjma findet in diesen Worten, die ihm eine beseligende Hoffnung eröffnen, neuen Mut, neue Widerstandskraft gegen sein Leiden. Da tritt plötzlich die gefürchtete Wendung ein: der „Feigling“ wird einberufen und, es verschmähend, von ihm zu Gebote stehenden Protektionen Gebrauch zu machen, vermittelst derer das Entbot rückgängig gemacht werden könnte, entschließt er sich, seinen Prinzipien treu bleibend, dem Rufe zu folgen. Diese Kunde übt einen vernichtenden Einfluß auf Kusjma aus, der sich dadurch nicht allein den Lieblingsplan der Geliebten wieder lebhaft vor Augen gerückt sieht, sondern zugleich begreift, daß deren gegenwärtige liebevolle Zärtlichkeit nur dem

Mitleid, einem Mitleid, wie sie es jedem Kranken zollen würde, entspringt; sein Zustand verschlimmert sich rasch — er stirbt. Dies ist das Letzte, was der abreisende Krieger, dem, der schon im Waggon sitzt, das herbeieilende Geschwisterpaar die Nachricht bringt, mit sich nimmt, der letzte Eindruck, der ihn begleitet. Ihn selbst trifft denn auch bald ebenfalls des Geschickes Wucht. In einem der nächsten Zusammentreffen mit dem Feinde, das uns am Schluß in wenigen Zügen entrollt wird, bereitet eine tückische Kugel, die den in einem Reservebataillon postierten jungen Freiwilligen aus weiter Ferne ereilt, seinem Leben ein jähes Ende. Während so in Kusjma der Mangel an geistiger Selbständigkeit die physische Vernichtung nach sich zieht, ist in der Person des Feiglings durch ein übertriebenes Gefühl moralischer Verantwortlichkeit der gleiche Ausgang bedingt worden. Man muß jedenfalls gestehen, daß ein so tiefes Eindringen in die Geheimnisse des Lebens alle Achtung vor der Begabung Garschins einflößen kann, und man ist geneigt, ihm völlig recht zu geben, wenn er in strenger Taxierung des Abhängigkeitsverhältnisses zwischen Körper und Geist, andererseits auch der Furie des Krieges die Schuld an unermeßlichen Lebensverheerungen zuschreibt, die er in ihren Details und in ihren Folgen mit bewunderungswürdiger Energie studiert haben muß. — Die Deutlichkeit, man möchte sagen Fühlbarkeit, womit uns in Garschin körperliche Verstümmelungen — Wunden mit bloßgelegten Knochen und Arterien, Zerstörungen an den auf dem Felde verbleibenden Leichen u. a. m. — nahe gebracht, beinah aufgedrungen werden, würde geradezu abstoßend wirken, wenn sich nicht die vollkommene ehrliche, sich in ihren Gegenstand vertiefende, Gesinnung des Verfassers in diesen Beschreibungen, von denen einige freilich als Kommentare zu den Wereschtschaginschen Gemälden dienen könnten, durchfühlte. So sind dieselben als nervenabhärtende Lektüre aber wirklich zu empfehlen und jedenfalls zeitgemäß. — Was die beiden übrigen noch genannten jungen Talente, Alboff und Matschtett, betrifft, so läßt sich über Alboff mit einiger Sicherheit die Behauptung aufstellen, daß derselbe in Heranziehung und Vermischung poetischer und psychologischer sowie auch psychiatrischer Elemente die ziemlich genaue Mitte zwischen Korolenko und Garschin einnimmt und eine bedeutende, etwas schroffe Künstlerpersönlichkeit zu sein scheint, welcher vielleicht eine sehr wirkensreiche Zukunft bevorsteht, während in betreff Matschtetts zu konstatieren wäre, daß Kritik und Reflexion bei ihm in etwas störender Weise überhand nehmen. — Endlich ist ein allen gemeinsames Merkmal die Form kurzer, gleichsam fragmentarischer Erzählungen, und muß es der Zeit überlassen bleiben, zu entscheiden, ob dieses daran liegt, daß unser Jahrhundert des Dampfes und Telephons die einst so langatmigen Ergüsse der erzählenden Muse auf ein ihm entsprechenderes Maß beschränken will oder aber, daß den jungen Dichtern die Flügel zu einem anhaltenderen Ausfluge ins Reich gestaltender Phantasie noch nicht völlig ausgewachsen sind.

Von den Gedichten S. Nadsons sind in den letztverflossenen Monaten noch zwei weitere Auflagen, Ende April die achte, nötig geworden. Zugleich sind jetzt auch seine übrigen Schriften erschienen: ein Band Kapitel einer litterarischen Umschau, die er eine Zeit lang in einem Kiewer Journal redigierte, und endlich verschiedene gesammelte kürzere Aufsätze. Der Ertrag dieser letzteren Ausgabe (mit beiliegendem Bild des Verfassers auf dem Totenbette) ist, nebst demjenigen einiger jüngst hier und an anderen Orten veranstalteter litterarischer Abende, zur Errichtung eines Denkmals über seinem Grabe bestimmt. —

Wſſewolod Michailowitſch Garſchin. Dem weiteren Dichten und Wirken Wſſewolod Garſchins hat der Tod ein Ziel geſetzt. Zu Anfang April verſtarb er, binnen fünf Tagen, an den Folgen eines, nach Einigen beabſichtigten, nach Anderen (was glaubhafter erſcheint) durch einen ſchlagartigen Anfall veranlaßten Sturzes von einer hohen Treppe zu Petersburg. Das Hinſcheiden Garſchins, der von ſeinen Freunden tief betrauert wird, welche ſämtlich die Wärme und die Lauterkeit ſeines Weſens vor allem an ihm rühmen, muß ſicherlich von einem Jeden beklagt werden, der ſich für die ruſſiſche Litteratur intereſſiert. Wenn ſchon Turgenjeff ihm den ehrenden Beinamen ſeines Nachfolgers zuerteilen konnte, ſo gelangt man bei eingehenderer Kenntnisnahme ſeiner litterariſchen Individualität zu der Vermutung, daß der Jünger den Meiſter vielleicht übertroffen hätte. Es zuckt in den Schriften Garſchins etwas wie Wetterleuchten, oder wie der Schimmer eines Meteors; und man gewinnt bei der Nachricht ſeines unerwarteten, rätſelhaften Todes faſt die Vorſtellung, als habe ihn ein Ideal, das ihm plötzlich in blendender Verkörperung vorgeſchwebt, wie blitzartig dahingeriſſen, ähnlich wie er es in „Eine Nacht“ (Ночь) der Geſchichte eines Mannes mit ſelbſtmörderiſchen Abſichten ſchildert: Derſelbe will, bedrückt, zur Verzweiflung getrieben, durch die ewige Lüge, die die Welt beherrſcht und der er ſich ſelbſt täglich und ſtündlich ſchuldig macht, das Leben von ſich werfen. Feſt entſchloſſen dazu, nachts allein in ſeinem Arbeitszimmer, den einem Freunde entwendeten Revolver neben ſich, ergiebt er ſich Betrachtungen ... Wozu? er will, er muß ja doch ſterben. Immerhin — das kann er ſich noch gönnen! der entſcheidende Moment wird ja nicht ausbleiben! ... Ja, ja! ſo iſt es: welche Lage er überdenkt, auf welches Verhältnis er zurückblickt — überall leere Konvenienz, Trug und Maske, alles hohl! ... Eine leiſe Stimme in ihm proteſtiert zwar dagegen, er überhört ſie aber. So naht die dritte Stunde; er wirft raſch einige höhnende Worte an die Nachwelt aufs Papier, dann greift er nach der Waffe ... Da beſtürmen ihn, beim Klange der eben ertönenden Kirchenglocken, Erinnerungen aus ſeiner früheſten Kindheit, glückliche, lebensvolle Bilder! Es drängt ihn, noch einmal in dem Buche zu leſen, das ihm einſt von Bedeutung war; er holt einen kleinen zierlichen Band heraus, den er, in einer Stimmung müßiger Neugierde, auf der letzten Ausſtellung erſtanden. Seite für Seite, Blatt für Blatt lieſt er, faſt unbewußt etwas ſuchend. Da treffen ſeine Augen die Worte: „es ſei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder“ ... Das war es! Die Reinheit der kindlichen Seele, ſie iſt dahin, ſie iſt eingebüßt! ... Aber läßt ſie ſich nicht wiedergewinnen? .. Die vorhin übertäubte Stimme erhebt ſich lauter: O gewiß! Er fühlt Liebe in ſeinem Herzen! Noch iſt er der Liebe fähig, einer beglückenden Liebe, wie die kindliche Seele ſie geahnt! Und dafür ſollte ſich das Leben nicht lohnen! Fort mit dem Götzen „Ich“, dieſer Ausgeburt eitlen, überhandnehmenden Selbſtbewußtſeins! Braucht die Welt nicht Hingebung, aufopfernde That? Er fühlt die Eiskruſte, die ihm das Herz umſchloß, ſich in Thränen löſen. Der Spott eines hämiſchen Dämons, der ihm zuflüſtert, jedes Opfer ſei nutzlos, vermag dieſelben nicht zurückzudrängen. Die andere Stimme hat geſiegt: Welche Verblendung, die edelſten Kräfte nutzlos und zu eigener Qual in ſich zu verſchließen! ... Und plötzlich durchſtrömt ihn ein Entzücken, das alles übertrifft, was er je empfunden, unzählige Glocken läuten ihm, eine Sonne, ſchön, wie ſie ihm nie geleuchtet, umſtrahlt ihn mit überirdiſchem Glanze,

ihm schwinden die Sinne ... Kurz darauf bescheint das hereinbrechende Morgenlicht den auf dem Schreibtisch unbenutzt liegenden Revolver samt dem Briefe voll bitterer Anklagen, inmittten des Zimmers aber hingestreckt einen Toten mit friedlich verklärtem Antlitze ...

Garschin hinterläßt nur zwei kleine Bände „Erzählungen", als einzige Frucht einer zehnjährigen Beschäftigung mit der Litteratur. Dieser Umstand, sowie sein jugendlich warmer Ton, hin und wieder aber auch eine Unbeholfenheit im Ausdruck, die, ohne dem Reiz seiner Schriften Eintrag zu thun, doch eine nicht vollendete Durchbildung verrät, ließen ihn von Vielen für jünger gehalten werden, als er in der That war. Er starb, 34 Jahre alt.

Skizzen und Erzählungen (Очерки и разсказы) von Wladimir Korolenko. Dritte Auflage. Das Licht der Welt erblickten dieselben in den Spalten der „Русская Мысль" (Russischer Gedanke), einer 1880 hier gegründeten Zeitschrift, welche sich eine Art Monopol für die Werke neuaufkommender schriftstellerischer Talente angelegt zu haben scheint und dafür dann später auch die Herausgabe dieser Werke in Buchform übernimmt. Korolenko verfügt über ein Talent, das sich offenbar mit der Zeitströmung nicht recht vereinbaren lassen will. Seine Weltauffassung, seine gesamte Geistes- und Gemütsanlage neigt entschieden zum Romantischpoetischen, und so sehr er meist auch bestrebt ist, nicht den Boden der Wirklichkeit zu verlassen, so gelingen ihm doch die Schilderungen bei weitem am besten, wo er seiner Einbildungskraft freien Spielraum gewährt. So im „Traum des Makar" (Сонъ Макара), den man mit echtem Genuß und Behagen lesen kann. Makar ist ein armer sibirischer Ansiedler, der, nachdem er an einem Weihnachtsabende seinen letzten Groschen vertrunken, träumt, er sei gestorben und müsse nun von seinem Leben vor dem ewigen Richter, dem Tojon, einer Art über den Wolken thronenden Polizeimeisters nach russisch-jakutischer Fasson, Rechenschaft ablegen, der ihm auch zuletzt, aber erst auf Vermittlung des hinzutretenden Sohnes hin, welcher dem Alten vorstellt, die armen Wichte hätten es wahrlich schwer genug auf Erden, wie er dies aus eigener Erfahrung wüßte, alle Sünden verzeiht. — Daher prägen sich wohl auch solche, Korolenkos Naturell zusagendere Traum- und Phantasiegebilde der Vorstellung und dem Gedächtnisse viel deutlicher ein, als Korolenko z. B. selbst haarsträubende Szenen aus dem sibirischen Gefängnisleben, die, so treu sie auch gezeichnet sein mögen, schließlich das Interesse doch nur mehr in sachlicher als in poetischer Beziehung zu fesseln vermögen. Man wünscht beim Lesen Korolenkos, er möchte Märchen schreiben, denn er versteht, uns bei seinen phantastischen Darstellungen in eine wahre Märchenstimmung zu versetzen.

Всесвѣтный бродяга (der Vagabund durch aller Herren Länder), von Nemirowitsch-Dantschenko. N.-D. liebt es, sonderbare Situationen, Originale, kuriose Lebensverhältnisse und Probleme vorzuführen, die, bei nicht immer hinlänglicher Begründung und Wahrscheinlichkeit, doch meist ganz amüsant sind und zudem einen pikanten Beigeschmack haben, der seinen Büchern viele Leser sichert, andernteils dem Verfasser (wohl nicht ganz mit Unrecht) auch manche Mißbilligung zuzieht. In dieser seiner letzten Novelle finden sich fast alle genannten Darstellungsobjekte vertreten, die Eigentümlichkeiten Dantschenkos aber im Ganzen darin abgeschwächt, was der Novelle halb zum Vorteil und halb zum Nachteil gereicht. Besonders aus-

geführt werden die Erlebnisse des Vagabunden (eines russischen Fürsten, den seine Vorliebe zum See- und Fischerhandwerk in die Gesellschaft der einfachsten Leute zieht) in Italien, wo derselbe zu einer relativen Häuslichkeit gelangt, indem er, nach Verheiratung mit einer schönen Bordigheserin, im Besitz einer Brigantine, seine Fahrten auf das mittelländische Meer zu beschränken beschließt. Tragische Schlüsse scheinen zu den Antipathien N.-Dantschenkos zu gehören. Das allerabsonderlichste Sujet hat N.-D. wohl in seinem „Краденое счастье“ (Gestohlenes Glück) behandelt.

L. S.

Zur englischen Litteratur.

Einen interessanten Beitrag zur internationalen Memoirenlitteratur bilden unzweifelhaft die soeben auf dem englischen Novitätenmarkte erschienenen „Memoirs of Baron de Remini“. Der Herausgeber derselben beteuert seinen Lesern, daß kein einziges Wort des Verfassers geändert oder weggelassen wurde und daß die Memoiren bis auf das Jahr 1866, also bis zum preußisch-österreichischen Krieg herabreichen. Dieselben enthalten Aufklärungen über die sämtlichen Missionsreisen dieses dunklen Ehrenmannes, der von 1850—58 als geheimer Agent im Dienste Napoleons III. stand, von 1859—61 aber Cavour, von 1861 bis 62 Kardinal Antonelli, von 1862 bis 64 Franz II. und von 1864 bis 67 Franz Joseph, Kaiser von Österreich, bediente.

Madame Adelina Patti hat ihre seit langer Zeit bereits in Vorbereitung befindlich gewesenen „Souvenirs“ beendigt, und werden dieselben gleichzeitig in englischer und französischer Sprache in London und Paris zur Veröffentlichung gelangen.

Der Umstand, daß sich für den verstorbenen englischen Staatsmann und Schriftsteller Beaconsfield bis heute kein Biograph finden wollte, hat seinen berühmten Rival Gladstone bestimmt, noch während seiner Lebenszeit Anstalten zu treffen, um nicht einem gleichen Schicksal zu verfallen. Seit mehreren Wochen bereits befindet sich sein von ihm selbst erwählter Biograph, Canon Mac Coll, auf Schloß Hawarden zu Besuch, und Gladstone selbst liefert ihm hilfreiche Hand bei der Durchsicht der Schriften und Briefe, welche dereinst das „Leben Gladstones“ der Nachwelt zu entrollen bestimmt sein werden.

Anläßlich der Feier des zweihundertjährigen Jubiläums Alexander Popes, welches kommenden Monat in England begangen werden wird, sind mehrere billige Gesamtausgaben der Werke dieses berühmten englischen Dichters auf dem britischen Büchermarkte erschienen.

In der berühmten „Great Writers Serie“ sind neuerdings zwei Bände erschienen, von denen der eine das Leben des Begründers einer idealistischen Schule im amerikanischen Geistesleben „Ralph Waldo Emerson“ behandelt, während der zweite in Form einer interessant geschriebenen Monographie Altmeister Göthe dem englischen Lesepublikum naheführt.

Der berühmte nordamerikanische Reitergeneral Philip Henry Sheridan hat während seiner jüngsten gefährlichen Krankheit die letzte Hand an seine „Memoiren“ gelegt, die binnen Kurzem in zwei Bänden zur Veröffentlichung gelangen werden. Denselben wird von den Litteraturkreisen der neuen Welt mit demselben gespannten Interesse entgegengesehen, welches sich, anläßlich der Veröffentlichung der Memoiren seines berühmten Kollegen, General Grant, im ganzen Bereiche der Union in so merkwürdiger Weise allenthalben dokumen-

tierte. Da die „Memoiren“ auch einige Kapitel über den deutsch-französischen Krieg enthalten werden, dem General Sheridan als Augenzeuge beiwohnte, so dürften dieselben sowohl bei den Deutsch-Amerikanern als auch bei den Deutschen selbst, zahlreiche Leser finden.

Novitäten des englischen Büchermarktes: „The Reverberator“ von Henry James, „The Child Wife“ von Kapitän Mayne Reid, „Political Essays“ von James Russell Lowell, „Love's Labour Won“ von James Grant.

Italienische Litteratur.

Die „Herzenslegende“ des Alfred Baccelli.*) Eine exotische Blume von fremdem, berauschendem Duft! Fast werden wir Nordländer beklommen vor diesem Schwelgen in schimmernder Farbenglut, die Natur, in der wir leben, ist spröder, sie bietet uns nicht in so überquellender Fülle ihre edelsten Schätze dar, wie im Süden. In einem gewissen Zustand des Kampfes leben wir mit ihr, entringen ihr das Beste, was sie uns sonst verweigern würde. Und so macht uns ein Überschüttet-werden mit Geschenken verwirrt. Denn was uns bisher das Höchste erschien, die innere Vertiefung — wir finden gar nicht die Ruhe dazu, da die äußern Reize, die hier verschwenderisch um uns verstreut, gar zu verlockend sind.

Ich will damit nicht sagen, daß innerer Gehalt dieser Dichtung mangele, gewiß nicht; aber der Schwerpunkt ihres poetischen Wertes liegt doch in der Schönheit der Form.

Dieses Gedicht ist der entschiedenste Gegensatz jenes übermütigen kleinen Werkes, das wir zu besprechen kürzlich Gelegenheit nahmen: Skanderbeg von G. Mantica. Dort springt das ausgelassne Kind des Romanticismus, der Schalk Humor in der Schellenkappe umher und teilt mit seiner Pritsche bald rechts, bald links verwegne Streiche aus — hier ein ernstes Annähern an die strenge klassische Form. Es gehörte gewiß Mut dazu, in unsrer Zeit des Realismus, wo „Befreiung von Zwang“ das Feldgeschrei ist, sich in Sinnesart und Gestaltung einer streng geschlossnen Kunstrichtung zu weihen.

Das Gedicht ist ein Gesang auf die Liebe. Eine „Diva“, Göttin der grünen Waldschatten erhebt sich vom Schlummer und wandelt langsam durch die morgendlichen Fluren, über Hügel und Thal, die eben belebt werden von Scharen der Schnitter, mit den Sicheln in der Hand. Wo sie in der Hitze des Tages der Göttin des Schattens begegnen, neigen sie die Stirn, und jede Last und Sorge schwindet. — Die Hohe lagert sich endlich am Strande des Meeres, von unbekannter Wehmut erfüllt. Da, als die Sonne versinkt, erscheint der Einsamen vom fernen Hügel eine herrliche Mannesgestalt — der ahnungsvoll Erwartete und Geliebte. „Egli“ — „er“ nennt ihn die Dichtung kurz, wohl mit Absicht ohne weitere Bestimmung. Sie erschließt ihm willig ihr Herz, geleitet ihn im Kahn zu einer Grotte und in deren dämmrigem Mondunkel feiern sie ihre Brautnacht. Diese Stelle ist mit allen Mitteln südlich sinnlicher Farbenpracht geschildert und von hohem Wohllaut:

„Gleich wie zwei Blütensträuche, deren Zweige
Sich fest umschlangen, ruhten dort die Beiden.
Die Brust am Busen, Mund auf glühndem Munde,
Verklammert in der Locken selge Hände:
In Wonnen fühlten sich vergehen Gott und Nymphe.“

Freilich scheint uns die Frage des Geliebten: „Dimmi, dimmi che mai labbro non t'ha sfiorato“ —

„Sag, hat Dich nie ein andrer Mund berührt?“

*) „La leggenda del cuore“, von A. Baccelli. Rom, Carlo Verdesi 1888.

ziemlich unnötig. Es folgt auch keine Antwort darauf, sondern nur ein stummer Blick des Vorwurfs und dann die sehr schöne Stelle:

„Ins Herz mir sinkt ein unbegrenzter Frieden,
Wenn Deine Augen, voll von süßem Staunen,
Mir künden Deines weißen Lebens Lied."

Das Gedicht schließt mit einem Hymnus an Eros:

„O Du der Liebe hoher Gott! entflamme
Die unsern und die Herzen, die wir lieben;
Entflamme stets von neuem holde Wünsche!
Denn auch die Thränen, die uns heiß entströmen,
Sie sind ja süß, wenn Andre sie erwidern
Und wenn ein Kuß das scheue Aug' belohnt;
Ja, Lächeln selbst ist so beglückend nie,
Als wenn auf den erschloßnen Lippen sanft
Es uns verschließt ein Mund, der zu uns lächelt.
Wie trüb, ach, wäre ohne Dich das große
Verhängnis, und wie strahlt vor Deinem Blick
Die kleinste Freude in verklärtem Lichte!

Wir möchten unsern Lesern empfehlen, selbst das eigenartige kleine Werk in die Hand zu nehmen, um sich von der Glut der Beschreibung und dem Wohlklang der Sprache einen Begriff zu machen. Beides kann die Übersetzung unmöglich wiedergeben.

Alfred Baccelli, ein junger Römer, ist erst 24 Jahre alt, Sohn des berühmten Arztes und frühern Ministers, dem wir die neusten Ausgrabungen auf dem römischen Forum verdanken, welche die Vestalin-Statuen und -Behausungen ans Licht schafften. Der junge Poet hat bereits eine Anzahl kleinerer Dichtungen veröffentlicht, worin er von Anfang der einmal erwählten Richtung treu geblieben. Wir wünschen einem so ernsten, talentvollen Streben Aufmunterung und Anerkennung, und machen unsre deutschen Leser, die sich mit Recht der italienischen Litteratur so gern zuwenden, auf dieses neuste Werk aufmerksam. Niemand wird es ohne Teilnahme aus der Hand legen, mag er selbst auch vielleicht einer entgegengesetzten Kunstrichtung huldigen.

A. Schafheitlin.

Skandinavische Litteratur.

Die neue Novellensammlung von Dr. Sophus Schandorph ist jetzt erschienen und hat folgenden Inhalt: „Die große Mademoiselle" (eine größere Erzählung), „Poesie und Meierei", „Weihnachtsabend im Hühnerhofe" und „Die Tochter des Schinders".

„Aus Anno Dreizehn" von Fritz Reuter ist jetzt in Übersetzung durch A. Carstens in „dansk Folkebibliothek" aufgenommen worden.

Karl Gjellerup hat ein Schauspiel: „Das Hochzeitsgeschenk, Rokoko-Komödie aus dem galanten Sachsen in 5 Handlungen" bei Schou in Kopenhagen herausgegeben; das Buch ist Holger Drachmann gewidmet.

Christian Kroghs neue Erzählung ist erschienen und heißt „Ein Duell", ist aber nur ein litterarischer Scherz ohne Pretentionen. Die Handlung spielt in Berlin.

Die fleißige schwedische Schriftstellerin Fräulein Mathilde Roß giebt zum Frühjahr eine neue Sammlung Erzählungen heraus.

John Paulsen hat ein neues Proverbe vollendet, welches bei einem der Privattheatern in Kopenhagen eingereicht werden soll.

Die neue Erzählung von Henrik Pontoppidan heißt „Gespenster".

In Kopenhagen wird demnächst eine neue ultra-konservative Zeitschrift herausgegeben werden. Als Redakteur wird Riis-Knudsen und als Mitredakteure Rudolf Schmidt und P. A. Rosenberg genannt.

Rudolf Schmidt hat unter dem Titel: „Aus beiden Halbkugeln", Erzäh-

lungen und Schilderungen, eine Sammlung Übersetzungen herausgegeben.

Von dem sehr talentvollen schwedischen Schriftsteller, Verfasser von „Vera", Johann Nordling, werden in Bälde nicht weniger wie zwei Bände, ein Roman und eine Sammlung Erzählungen, erscheinen.

Der glückliche Verfasser des Lustspiels „Der Schwiegerpapa", G. af Geierstam, hat ermuntert durch den Erfolg dieses Stückes, — es hat 50 Aufführungen in Stockholm erlebt, — ein neues Lustspiel vollendet.

Auszug aus dem provisorischen Finanzgesetz des dänischen Reichs pro 1888—89.

Zuschuß zur Wissenschaft und Kunst im Allgemeinen.

A.	Zur Beförderung wissenschaftlicher Zwecke, sowie zur Unterstützung an Gelehrte und Künstler.	
	Lebenslängliche Ehrengaben	Kr. 15000
	Feste Unterstützungen.	„ 34400
	Vorläufige zwei- und dreijährige Unterstützungen	„ 9100
	Vorläufige Unterstützungen (wovon extra Kr. 800)	„ 28500
	Reiseunterstützungeu (wovon extra Kr. 1500)	„ 17500
	zusammen	Kr. 104500

Wenn man nun bedenkt, daß die Einnahmen Dänemarks nur circa 45 Millionen betragen, wird man einsehen, daß es eine hübsche Summe ist, die der dänische Staat jährlich zur Unterstützung von Gelehrten und Künstlern (darunter Schriftsteller, Komponisten, Musiker, Schauspieler, Sänger u. s. w.) verwendet. Und obendrein existieren noch in Dänemark viele größere Legate, die denselben Zweck verfolgen. Andere Länder könnten es sich ein Beispiel sein lassen.

„Sieben Tage und sieben Nächte" ist der Titel eines Romanes, womit der Schwede Olaf Rubenson debutieren wird.

„Profilen", dritte Sammlung Novellen und Skizzen von Ernst Lundquist ist jetzt erschienen.

August Strindberg, jetzt wohnhaft in Lyngby auf Seeland, der neulich „Kammeraten", Komödie in vier Akten herausgegeben hat, schickte dieser Tage seinem Verleger in Stockholm eine neue Sammlung Wirkelichkeitsbilder aus Stockholms „Skärgård", die wahrscheinlich eine Fortsetzung seiner letzten Novellensammlung bilden sollen. In der Zeitschrift „Neuland" hat er ein Stück aus einer neuen Arbeit, unter dem Titel „Bivisektionen", nach der Erzählung eines Arztes veröffentlicht. Ferner hat er ein neues, großes polemisches Werk „Die Psychologie des Weibes" unter der Hand.

Der dänische Lustspieldichter Christian Hostrup, welcher das dänische Lustspiel nach den Traditionen Holbergs und Heibergs mit großem Erfolg weiter geführt hat, feierte am 1. Pfingsttage (den 20. Mai) seinen 70jährigen Geburtstag, bei welcher Veranlassung ihm viele Ovationen dargebracht wurden, z. B. haben sämtliche Theater in Kopenhagen Festvorstellungen gegeben, wo Lustspiele von H. aufgeführt und Festversammlungen zu Ehren H's. abgehalten wurden, Fackelzüge arrangiert u. s. w. H's. Lustspiele schildern hauptsächlich das dänische Studenten- und Spießbürgerleben in der Mitte dieses Jahrhunderts, sind aber so spezifisch national, daß sie kaum mit Erfolg übersetzt werden können. H., der viele Jahre keine Schauspiele schrieb, — er war inzwischen Prediger geworden, — hat in den spä-

teren Jahren seine Thätigkeit als Schauspielverfasser wieder aufgenommen und gezeigt, daß er seinen milden Humor noch nicht verloren hat.

Am 1. Pfingsttage (20. Mai) starb in Kopenhagen der dänische Dichter und Schriftsteller Professor Dr. phil. Chr. K. F. Molbech nach einem längeren Krankenlager. Er war den 20. Juli 1821 als Sohn des namhaften Gelehrten Professor Christian Molbech geboren, war längere Zeit an der königlichen Bibliothek angestellt, wirkte von 1853—1864 als Professor der dänischen Sprache an der Kieler Universität und war von 1871 bis vor einigen Jahren Zensor des königlichen Theaters in Kopenhagen.

Sein Dichterleben war kein besonders glückliches.

Schon von seiner frühsten Jugend an stand ihm der dichterische Beruf als ideales Lebensziel vor Augen, — die Hauptpersonen der besten seiner Schauspiele wie „Dante", „der Renteschreiber", „Ambrosius" und „Empor" sind auch Dichter, — er konnte aber seiner Zeit, da ihm die Originalität fehlte, nicht einer der Großen werden und versuchte deshalb durch Schönheit der Form das Fehlende zu ersetzen. Erst als älterer Mann sollte er Erfolg haben, es war aber damals zu spät für ihn, Einfluß als Dichter zu bekommen. Sein erstes und bestes Schauspiel „Dante" wurde 1852 von Heiberg, der damals Direktor der königlichen Theater war, verworfen. Später versuchte er wieder das Stück aufgeführt zu bekommen, ja sogar in Deutschland machte er vor einigen Jahren den Versuch damit, aber erst vor Kurzem wurde es in Kopenhagen zum ersten Male und zwar mit großem Erfolg aufgeführt. Leider lag er schon um die Zeit auf seinem Sterbebette.

Als Verfasser trat er sehr früh auf. 1840 gewann er nämlich die goldene Medaille für eine ästhetische Abhandlung. Seine ersten Gedichte hatten keinen großen Erfolg, erst mit dem Gedichtcyklus „Dämmerung" verschaffte er sich einen Namen. M., der sehr viel Sprachtalent hatte, machte 1852 eine Reise nach Italien und Spanien und übersetzte zurückgekehrt Dantes göttliche Komödie, wozu er zehn Jahre brauchte; die Übersetzung war allerdings vorzüglich, hatte aber keinen Einfluß, wie z. B. Shakespeares Werke auf das dänische Geistesleben ausgeübt. Sein Schauspiel „Ambrosius" hatte einen beispiellosen Erfolg auf dem kgl. Theater in Kopenhagen, wurde auch mehrfach in Deutschland aufgeführt und erlebte als Buch 8 Auflagen. Die späteren Schauspiele gefielen aber nicht, besonders „Der Ring Pharaos"; „Empor" wurde auch in Deutschland aufgeführt.

Als Journalist wirkte M. mehrere Jahre bei dem „Tageblatt".

M. war eine sehr ideelle Natur, wenig originell und produktiv, hatte aber viel Sinn für die Schönheit der Form; sein Urteil war teils durch angeborne Bitterkeit, teils durch sein Schicksal etwas scharf, aber sonst vorurteilsfrei.

F. V. G.

Aus Polens neuester Litteratur.

Zur fünfhundertsten Jahresfeier der christlichen Taufe Jagiellos, dieses in Polens Geschichte so schwer wiegenden Ereignisses, warf Stanisław Smolka in seinem „Jahr 1386" einen Rückblick auf die Zeit der Vereinigung Litauens mit Polen. In lebenswarmen Strichen zeichnet er an der Hand neu erschlossener Quellen jene wichtige Epoche und entwickelt die damaligen politischen Verhältnisse Litauens von Gedymin und Olgierd ab. Beschäftigt sich Smolka mit der Begründung der Größe des Reichs, so wählte Thaddäus Korzon in der „Inneren Geschichte Polens 1764—1794" den von den heutigen Historikern mit Vorliebe beleuchteten Zeitpunkt seines

politischen Unterganges; er führte in die Geschichtsschreibung die statistische Analyse als neues Element ein. Auch Adolph Pawiński's 1888 erschienenes Werk „1572—1795" ist für die Kenntnis der inneren Zustände des Polenreichs, und zwar während der letzten zwei Jahrhunderte seines Bestehens, bedeutungsvoll. Über die Parteikämpfe während der Regierung des letzten Königs Stanislaw August Poniatowski giebt K. Waliszewski's Studie über „Die Potocki's und Czartoryski's", die vornehmsten Vertreter der sogenannten „patriotischen" Partei, näheren Aufschluß. Manchen tiefen Einblick in das polnische Staatsgetriebe gewährt auch das „Goldene Buch des polnischen Adels", dessen zehnter Jahrgang 1888 von Theodor Żychliński bearbeitet wurde. Auf die Entstehung des polnischen Adels geht Graf Stanisław Mieroszowski in seiner durch Wappentafeln erläuterten „Polnischen Heraldik", 1887, zurück. Das Geschichtswerk des Johann Długoß erfuhr 1887 eine durch umfassende Belesenheit unterstützte „Kritische Analyse" aus der Feder Alexander Semkowicz'. Durch Herausgabe von „Landtags-Diarien aus dem Jahre 1587", Krakau 1887, machte sich August Sokołowski um die Kenntnis der damaligen inneren Zustände des Staates verdient. Den ersten militärischen und unparteiischen Fachbericht über die Revolution von 1830/31 gab 1886 der russische Stabsoffizier Puzyrewsky, polnische Übersetzung von P. J. Bykowski 1887. Aus den letzten Tagen des Aufstandes von 1863 teilt Z. L. S. manche bisher in weiteren Kreisen unbekannt gebliebene Vorgänge mit. Die Insurgenten hofften auf Englands und Frankreichs diplomatische Vermittelung, aber, um nicht in eine feindliche Stellung zu den drei Teilungsmächten zu geraten, mochte kein Staat für Polen eintreten, „nur der greise Papst gab, was er hatte, sein Gebet". Die durch eine mangelhafte Konstitution hervorgerufene Zerfahrenheit in der kleinen Republik Krakau von 1815 bis 1846 wird in den „Denkwürdigkeiten des Grafen Stanisław Wodzicki (1888) in ein helles Licht gestellt. Einen erfreulichen Fortgang nimmt die in Lemberg seit 1887 erscheinende „Historische Vierteljahrsschrift".

Die beiden ersten Bände von des Grafen Stanisław Tarnowski umfangreichen „Studien zur Geschichte der politischen Litteratur", einer Frucht gereiften Geistes und Wissens, verbreiten sich über die politischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. Den Inhalt der Shakespeareschen Bühnenwerke erzählte in Kürze Stanisław Koźmian (3 Bde. 1882—87) und streute die bedeutendsten Stellen in musterhafter Übersetzung ein, zugleich auf Beseitigung alles etwa für die Jugend Anstößigen Bedacht nehmend und das Historische auf das richtige Maß zurückführend. Peter Chmielowski beurteilt in seinem Buch „Unsere Novellisten", 1887, sieben polnische Erzähler. Er beginnt mit dem, von ihm außerdem in einer Monographie gewürdigten, J. J. Kraszewski und einem Überblick über die ersten zehn Jahre seines Schaffens und endet mit dem jetzt so gefeierten Sienkiewicz. In „Maryla und ihre Beziehungen zu Mickiewicz", 1887, zeichnet Władysław Bełza diesen von dem Dichterfürsten mit einem dauernden und strahlenden Nimbus umgebenen Gegenstand seiner ersten Liebe, dieses mit hohem Geist und seltener Schönheit begabte Wesen. Mickiewicz' zweite Liebe galt der jungen Gräfin Ankwicz, die er im „Pan Thaddäus" als Eva verherrlicht hat. Ihre Biographie lieferte Johann Siemieński, Lemberg 1888. Eine „Geschichte der allgemeinen Litteratur" in großem Maßstabe begann 1887 in War-

schau zu erscheinen. Die uns vorliegende Abteilung behandelt in zwei Bänden auf ca. 74 Druckbogen die Geschichte der mittelalterlichen Litteraturen, nach deutschen, englischen, französischen und italienischen Werken von J. A. Święcicki und B. Grabowski bearbeitet und durch gut übersetzte Musterbeispiele illustriert.

Das gediegene „Geographische Wörterbuch des Königreichs Polen und der anderen slawischen Länder" ist gegen Ende des Jahres 1887 bis zum achten Bande (Pożajście) vorgeschritten. Unter dem Titel „Anzahl und Verbreitung der polnischen Bevölkerung" von Eduard Czyński erschien 1887 eine recht beachtenswerte Statistik, welche die im Jahre 1882 im russischen Teile lebenden Polen auf 6 900 000, die österreichischen auf 2 930 000, die preußischen auf 2 672 000 schätzt. Über Rumänien schrieb Władysław Dunin 1887 aus eigenen, während eines vierzehnjährigen Aufenthalts daselbst gesammelten Erfahrungen und flocht interessante Daten aus dem Leben der ausgezeichneten königlichen Dichterin Carmen Sylva ein. Ein vom galizischen Landesausschuß mit 3000 Gulden subventioniertes wahrhaft monumentales Prachtwerk bereitet sich in dem von der Krakauer Firma Kutrzeba & Murzyński ins Leben gerufenen „Album Krakauer Ansichten" vor, Aquarellen von Kossak und Tondos mit erklärendem Text von einem erprobten Kenner dieser altberühmten Stadt. Stanisław Karwowski, Verfasser von historisch wertvollen Chroniken der Städte Polnisch Lissa und Rackwitz beschrieb 1888 seine Reise nach Italien anschaulich und fesselnd.

In der dritten Serie ihrer poetischen Geistesgaben (1887) stellt Maria Konopnicka ihr reiches Talent wie immer in den Dienst des Pessimismus. Außerdem übersetzte sie 1887 verständnisvoll Heines „Atta Troll", diese Satire auf die Romantiker der schwäbischen Schule, diesen Quixote in Versen. Auch Michael Bałucki, der in so vielen Gebieten Wohlgewandte, lieferte in seinen „Poesieen", 1887, neben manchem eigenen echt lyrischen Erguß zugleich Übertragungen Heinescher Lieder aus der Harzreise, Donna Elvira u. a. und fand im Ganzen die richtige Grenze zwischen echtem Gefühlsausdruck und herzloser Ironie. Der mit der schwedischen Litteratur eng vertraute Graf Benzelstjerna Engeström gab 1887 Esaias Tegnérs schöne, aber unvollendete Dichtung „Gerda", welche im Jahre 1148 spielt, polnisch wieder. Eigenartig muten die Poesieen des ukrainischen Einsiedlers „Widerhall der Seele Julians", 1887, an, großenteils Sonette weltlichen und religiösen Inhalts. Eine schöne lyrische Begabung, eine Mischung von Weltschmerz und tiefer Empfindung bekunden Viktor Gomulickis gesammelte Dichtungen (1887). Der bereits als politischer Satiriker unter dem Pseudonym Chochlik vielgenannte Władimir Zagórski gab 1887 ein lyrisches Poem „König Salomo" heraus, welches in schwunghafter Diktion die drei charakteristischen Eigenschaften des Philosophen auf dem Throne, die eines Faust, Manfred und — Béranger zu vereinigen sucht. Unter Joseph Lubicz Orlowskis „Poesieen", 1887, gebührt der ergreifenden Kriegs- und Liebesepisode „Am Grabe der Erinnerung, Erzählung eines nach Sibirien Verbannten" die erste Stelle. Eine Sammlung zum Teil bereits früher veröffentlichter Dichtungen J. J. Kraszewskis erschien 1888, ingleichen seine, im Gefängnis zu Moabit entstandene, von genauer Durchdringung des Stoffs zeugende Übersetzung von fünf Lustspielen des Plautus.

Von Alfred Nossig, dem Verfasser der „Tragödie des Gedankens“ (1885) erhielten wir 1888 einen Band „Poesieen“, welcher außer einigen, bald in Versen, bald in Prosa niedergelegten positivistischen Maximen und Monologen das geistvoll originale Trauerspiel „Der König von Zion“ enthält, dessen Held Bar-Kochba an der Spitze des letzten jüdischen Aufstandes gegen die Römer von Severus besiegt, seinen Untergang fand. Im dramatischen Fach trat demnächst Adam Asnyk (El...y) mit dem Lustspiel „Gebrüder Lerche“ hervor, welches weniger auf die Lachmuskeln als auf eine Diskreditierung der Posener Germanisierungsbestrebungen berechnet ist. Von anderen Bühnenerzeugnissen verdienen außer einer Anzahl von Dramatisierungen Kraszewskischer Erzählungen zunächst noch Sigmund Przybulskis „Wicek und Wacek“ und dessen spätere Fortsetzung „Die Familie Wacek“ Erwähnung, Stücke, welche durch ein paar glücklich aus dem Leben gegriffene Provinzialtypen anziehn. Marian Jasieńczyk (Karczewski) wurde für seine „Lena“ mit dem Bogusławskipreise gekrönt. In dem zweiaktigen Schwank „Herr Lapcewicz“ von Joseph Grajnert bewirbt sich der Titelheld, ein alter Wucherer, um die Hand seiner Köchin, nachdem dieselbe das große Los gewonnen hat. Der rühmlich auf anderem Felde bekannte Felix Jezierski versuchte sich neuerdings auch im Lustspiel („Gefärbte Füchse“).

Aus der sehr reichhaltigen Erzählungslitteratur heben wir hervor: Adam Nowickis leicht hingeworfene Novellen und Skizzen mit polnisch-patriotischem Hintergrunde, welche den Titel „Das Vaterland“ (1887) tragen, Vincenz Rapackis im 15. Jahrhundert spielende Erzählung „Zum Licht“ (1887), als deren Heldin die sogenannte Krakauer Studentenhexe figuriert, A. J. Sękś „Novellen“, 1888, welche die untersten rustikalen Schichten, Nachtwächter, Knechte und Mägde in voller Alltäglichkeit auftreten lassen, die an Coopers „Spion“ erinnernde Bolesław Prussche Novelle „Der Irrtum“, 1888, Valeria Marrenés zum Teil in Sphären des Proletariats spielende „Novellen und Bilder“, 1887, und endlich Kraszewskis „Über dem Abgrunde“, 1887, eine seiner letzten nicht historischen Erzählungen. A. R.

Portugiesische Litteratur.

Alexandre Herculano e o seu tempo. Estudo critico por Antonio de Serpa Pimentel. (Alexander Herculano und seine Zeit. Kritische Studie von A. d. S. P.)

Das Buch, das allen Freunden, Bewunderern und Schülern dieses eigenartigen Mannes und bedeutenden Schriftstellers gewidmet ist, liegt in neuester Auflage vor. Es ist mit einer bewunderungswürdigen Aufmerksamkeit geschrieben und mit jener herrlichen Abrundung des Stils, welche die portugiesischen Schriftsteller der alten Schule auszeichnet. Serpa Pimentel führt uns in klarer, verständnisvoller Weise den Ideen- und Entwickelungsgang Herculanos vor, sofern er auf seine Werke Einfluß hat, ebenso die geschichtlichen und sozialen Bestrebungen Lusitaniens während der letzten vierzig Jahre, die mittelbar oder unmittelbar Herculanos Schaffen streifen. Er widmet jedem einzelnen Werke einen genügenden Raum, um uns mit dem stofflichen Inhalt desselben bekannt, ja vertraut zu machen und sucht diese Einführung in mancherlei ideellen Beispielen aus den Werken zu erläutern.

Der größte Teil der „Studie“ ist Herculanos religiöser Richtung und den auf dieser Basis ruhenden Schriften geweiht, und dieser Teil ist reich an Citaten, besonders aus den „Opusculos“. Die „Opusculos“ legen uns die Gedanken

Herculanos in den letzten Jahren seines reichen, geistigen Lebens dar. Serpa Pimentel führt S. 125 aus dem ersten Bande der „Opusculos“ folgenden Auszug an:

„Em Portugal os que ainda crêem em Deus e na divina missão de Jesus, sem crerem na conceição immaculada nem na infallibilidade do summo pontifice, pelo seu diminuto numero — e pela tibieza que é geral em todas as crenças, não lêem nem força nem resolução para arrostar com as iras do beaterio neocatholico . . .“ „Na Allemanha, no paiz da força e da vida moral, da sciencia e da consciencia, as audacias de Roma perturbam e concitam os animos, e o velho catholicismo arma-se para o combate.“

„Ha verduras de intelligencia, como ha verduras de coração . . . Quando as tempestades moraes, as longas e acres tristezas da existencia e os profundos desenganos do mundo tiverem, devastado aquellas almas, não será raro que se vá encontrar o impio dos vinte e cinco annos, lá pela tarde da vida, assentado ao pé da cruz, a scismar no futuro e em Deus . . .“

(Diejenigen, die in Portugal noch an Gott und an die göttliche Sendung Jesu glauben, ohne an die unbefleckte Empfängnis noch an die Unfehlbarkeit des Papstes, haben mit Rücksicht auf ihre geringe Zahl und auf die Lauheit, die in allen Konfessionen herrscht, weder Kraft noch Entschlossenheit, dem Zorn des neukatholischen Fanatismus zu trotzen.

In Deutschland, in dem Lande der Kraft und des sittlichen Lebens, der Wissenschaft und des Gewissens stören und beunruhigen die Kühnheiten Roms die Geister und der alte Katholizismus rüstet sich zum Kampfe.

Es giebt Säfte des Geistes wie es Säfte des Herzens giebt . . . wenn die moralischen Stürme, die langen herben Traurigkeiten des Daseins und die tiefen Täuschungen der Welt jene Seelen verwüstet haben, wird es nichts seltenes sein, den Gottlosen der Jugend — der fünfundzwanzig Jahre — am Lebensabend zu Fuße des Kreuzes sitzen zu sehen um über die Zukunft, über Gott zu grübeln u. s. w.)

Das ist eine Wucht der Sprache und des Stils, die ihren Eindruck auf die Leser nicht verfehlen kann und bei aller Verehrung für die neue portugiesische Schule, die realistische (der übrigens kaum noch das Attribut ‚neu‘ zukommt, da sie seit mehr denn zwanzig Jahren blüht und gedeiht) und ihrer illustren Vertreter kann ich mich der edlen Gewalt dieses letzten Romantikers nicht entziehen. Sñr. Serpa Pimentel hat recht, wenn er in der Vorrede zu seiner „kritischen Studie“ hervorhebt, daß die unparteiische Nachwelt das Urteil der Zeitgenossen bestätigen und seinen Namen nicht nur unter die ersten seines Landes, sondern seines Jahrhunderts stellen wird.

Dieses „estudo critico“ sei den Verehrern Herculanos in Deutschland auf das wärmste und beste empfohlen. Daß er Verehrer in unserer litterarischen Welt besitzt, bestätigen mir Teile seiner Werke, die in deutscher Übersetzung erschienen sind.

H. W.

Zur hellenischen Litteratur.

Im Anschlusse an den Artikel des Maiheftes S. 138 gehen wir heute, wenn auch kurz, auf einige neue Erscheinungen des näheren ein:

Georgios Drossínis: Die Rivalinnen, Szenen aus dem Leben der Insel-Griechen *(αἱ ἀντίζηλοι, ἐπαρχιακὴ ἠθογραφία)* und Das Liebeskraut *(το βοτάνι τῆς ἀγάπης)*, eine euböische Geschichte.

Der Verfasser hat schon durch die reizende Erzählung „Amaryllis“ sein hervorragendes Talent zur Feinmalerei in der Schilderung des griechischen Still-

lebens bekundet. Auch in diesen beiden Erzählungen entfaltet er es voll aufs neue und führt uns mit sicherer Hand und in anmutigster Weise in das so wenig bekannte und sittenreine Leben des inneren Griechenlands ein, von welchem wir im ganzen weniger wissen, als von vielen Gegenden Australiens und anderer ferner Länder.

Die erste dieser Erzählungen spielt sich ab auf Syros, der geschäftreichen Insel. Zwei junge Mädchen, Freundinnen, und daher von ganz entgegengesetztem inneren und äußeren Wesen, aber beide gut, lieb und schön, fassen eine stille tiefe Liebe zu einem jungen Griechen vom Festlande, der Geschäfte halber die Insel besucht und der weder Zeit noch Neigung hat, sich hier in irgendwelche Herzensverlegenheiten zu verwickeln, nebenbei auch nicht ahnt, welche Zuneigung ihm die stille, liebreizende Blondine Zoé (richtiger Soï) und die lebhafte Brünette Kalliópi widmen.

Alle gesellschaftlichen Vorgänge, die zugleich die Veranlassung darbieten, das Gesellschaftsleben auf der Insel zu schildern, sind für ihn eben nichts weiter, als Gelegenheiten sich zu zerstreuen; die kleinen Aufmerksamkeiten aber, die er den jungen Damen widmet und die von ihnen bald als Liebeszeichen zu Gunsten der einen oder der anderen gedeutet werden, sind und bleiben für ihn nichts als höfliche Äußerlichkeiten, die darum bei seiner durch ein Telegramm beschleunigten Abreise dem Herzensromane der beiden Freundinnen ein unerwartetes Ende machen. Eine rührende, wahrhaft erschütternde Szene zwischen den Rivalinnen ohne Bräutigam schließt die Erzählung. Aber wie reich ist sie an psychologischen Entwickelungen, wie sicher und breit in der Darstellung des Inselebens und wie duftig, frisch und rein in jeder kleinsten Einzelheit!

Auf einer noch höheren Stufe der Darstellungskunst sehen wir den Verfasser in der Erzählung „Das Liebeskraut“. Der künstlerische Vorwurf war kein leichter: er sollte das Leben und Treiben der auf der waldreichen Insel Euböa*) hausenden Zigeuner und zugleich ihre Stellung zu den eingesessenen Landbewohnern mit deren Eigenarten, Aberglauben, religiösen und sozialen Voreingenommenheiten u. s. w. darthun. Prächtige Schilderungen von Land und Leuten, von deren Sitten, Festen und Familienszenen schmücken das Ganze und machen es gewissermaßen zu einer sittenschildernden Darstellung.

Das Liebesdrama, das sich hier abspielt, ist an sich einfach genug. Ein Hirt, der Sohn einer der angesehensten Bauernfamilien, stößt bei spätem Heimgang durch den Wald auf einen Wander-Zigeuner, der an einem Bruche seine Schmiede aufgeschlagen hat, um Reparaturen für das naheliegende Dorf zu besorgen. Seine Tochter Zemfira, eine ganz junge bestrickende Zigeunerschönheit, fesselt den jungen Jannios. Er sucht und findet Gelegenheit, den Vater und besonders die Tochter wiederzusehen, und erlangt bei einer solchen auf sein dringendes Bitten, von ihr, die ihn mit strenger Zurückhaltung von sich hält, das „Liebeskraut“, das nach ihrer ernsten Mahnung nur nach gewissenhafter Selbstprüfung mit derjenigen zusammen genossen werden darf, die man an sich zu fesseln gedenkt, denn „auf Leben und Tod“ bindet es beide untrennbar für ewig zusammen.

Jannios weiß ihr das Krautpulver geschickt im eigenen Hause auf die Maisfladen zu thun, die sie von seiner Mutter erhält, während sie auf eine Bestellung wartet. Und nun ist es um beide ge-

*) Der Verfasser ist hier sehr zuhause; vergl. sein Buch „Ländliche Briefe von E. Drossinis: Land und Leute in Nord-Euböa. Leipzig, Wilh. Friedrich, 1884.“

schehen! Geradezu entzückend ist das Liebesidyll, das nun im Walde, wo Jannios die Herden hütet, sich abspielt, und das — trotz der Liebesglut, die beide beseelt, und trotz der Gefahr, ins Triviale oder in die bekannte schrankenlose, ungezähmte „Realistik" zu verfallen — nichts darbietet, was das keuscheste Zartgefühl zu verletzen geeignet wäre.

Aber die Zeit geht dahin: Jannios muß fort, zur Armee, wo er seine zwei Jahre abdienen muß. Hier vergißt er seine Zemsira und, ins Dorf zurückgekehrt, schämt er sich ihrer und willigt in die Verlobung mit einer behäbigen, wohlgefälligen Dorfschönen. Das arme Zigeunerkind aber, das die Stunden gezählt hat bis zu seiner Wiederkehr und ihn nun im Walde zu finden weiß und eine Erklärung von ihm fordert — warnt ihn nachdrucksvoll davor, sie nun nach Beraubung ihrer Jugend- und Unschuldblüte so schnöde von sich zu stoßen und deutet auf einen fürchterlichen, unheilvollen Ausgang hin, der auch nicht verfehlt, einzutreten.

Dies das dürre Gerippe der Erzählung, die an fesselnden Naturmalereien, an lebensvollen Schilderungen von Charakteren, Sitten und Gebräuchen, sowie an lebhaften, zum größten Teil im Dialekt der Insel (nicht wenig auch im zigeunerischen) geführten Gesprächen reich ist, die uns tief in das Leben der Inselbewohner einführen. Eine deutsche Übersetzung beider Erzählungen ist bereits im Gange und dürfte nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Andreas D. Karkawítsas: Der Verfehmte *(ὁ ἀφωρισμένος)*. An Erzählertalent schließt dieser junge Dichter sich Drossínis als nächster an. Die beiden Erzählungen „Assímo" und „Chrysanthos", die in den „Hell. Erzählungen" bei Otto Hendel in Halle deutsch erschienen sind und so sehr gefallen haben, bekunden seine ganze Eigenart: knapp und präzis im Ausdruck, fein und sicher in der psychologischen Entwickelung schwierigster Situationen, vollendet in der Darstellung des unteren, von der Civilisation noch wenig oder gar nicht erreichten Lebens — weiß er seinen Erzählungen einen sozusagen photographischen Typus zu geben, der aber von der Kunst der Rede verklärt wird.

Welch einfacher Vorwurf. Ein Hirt in Elis (der Verfasser ist Elier) findet eine Tasche mit Geld. Wie er sie fortbringen will, um sie in die Hände des Verlierers, eines angesehenen Mannes, zurück zu geben, begegnet er einem Bekannten, einem ehrenwerten Bewohner des nächsten Dorfes, der ihm die Verzweiflung schildert, die ihn bedrückt: alle Geldeingänge sind ihm ausgeblieben und er soll und muß bis morgen die versprochene bare Aussteuer seiner Tochter auszahlen, wenn er nicht im ganzen Ort für immer als ehrlos dastehen und seine Tochter zurück erhalten will.

Nun, diese Summe, 300 Drachmen, ist gerade vorhanden. Dimitri giebt sie hin, er soll sie ja binnen Kurzem wieder erhalten; so lange kann es mit der Rückgabe an den Eigentümer noch Zeit haben. Einen Schein, den Wangéli (Ewangelis) ihm senden will, lehnt er ab: er kann ja doch nicht lesen.

Die Zeit vergeht, das Geld kommt nicht. Inzwischen wird der Verdacht, daß Dimitri die Tasche gefunden, durch Nebenumstände zur Gewißheit. Da tritt ein, was eine uralte elische Sitte heischt: er wird verfehmt unter seltsamen feierlichen Formen, von der Geistlichkeit und allen Bewohnern des Ortes ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, geächtet und für vogelfrei erklärt.

Das Geld ist nicht zu beschaffen, da Wangéli inzwischen plötzlich gestorben ist. Keine Sühnung der Schuld, keine Lösung des Bannes ist möglich! Und nun

beginnt ein Leiden unsäglichster Art für den Armen, bis der Tod den Verhungernden und Verlechzenden an einer Quelle erlöst, nicht bevor jedoch der Eigentümer des Geldes ihn zufällig dort auffindet und nach kurzer Aufklärung der Sachlage seine Seele von aller Pein und Qual entbindet, indem er ihm vergebend den Todeskuß giebt.

Aber wie ist das geschrieben! wie entwickelt, wie geschildert! Und wie mächtig wirkt der geschickt eingeflochtene elisische Dialekt in den Gesprächen! Das Alles schön wiederzugeben wird durchaus keine ganz leichte Aufgabe sein.

N. G. Dossios, Professor in Galacz: Die Opfer des Wágia *(τὰ θύματα τοῦ Βάγια)*. Bukarest, 1888. Wágia ist der Name eines jener menschlichen Ungeheuer, die dem vollendeten Unmenschen Ali Pascha zu jeder Bedrückung und Schandthat dienstbereit waren und noch eigene, wie hier, dazu verübten, so lange dies Scheusal in Joannina residierte.

Der Herr Verfasser, ein geborener Joannítis, hat den ganzen Inhalt dieser Blutgeschichte (aus den Jahren 1817—21) den noch im Munde der Bevölkerung lebenden Traditionen entnommen und sie künstlerisch ausgestaltet. Es läßt sich denken, daß sie für seine engeren Landsleute wie für die Hellenen überhaupt von hohem Werte sind, was schon daraus hervorgeht, daß sie — nachdem ihre Veröffentlichung in der Zeitschrift Ἴστρος stattgefunden — nunmehr auch in Buchform herausgekommen ist. Wir wünschen ihr auch in dieser Form den besten Erfolg.

Johánnes Polémis: „Winterblumen" *(χειμώνανθοι)*, Athen, 1888, eine Sammlung frischer, formenschöner Gedichte. Nur ist hier an den griechischen Winter zu denken, der nicht gleich dem nordischen die Welt mit Schneestürmen und unleidlichen Kältegraden heimsucht, sondern — wenn's auch einmal hier und da ein wenig schneit und bläst — im ganzen noch immer so mild und freundlich übers Land dahergeht, daß dem Dichter das Singen und dem Sänger das Dichten nicht verleidet wird.

Es sind gar manche liebreizende Dichtungen in dieser vornehm ausgestatteten Sammlung, von denen viele freilich ebenso gut auch zu jeder anderen Jahreszeit hätten gedichtet werden können, wie z. B. das folgende (S. 97):

Ach, wäre doch ein Bruder mein!

O, welch ein arges Mißgeschick!
Ob ich nun jauchze, ob ich klage.
Verbergen muß ich Weh und Glück:
Ich habe Keinen, dem ich's sage!
O, welch ein hartes Mißgeschick,
Ob ich nun jauchze, ob ich klage.

Es kann ja Keiner lieb und traut
In seiner Brust sich so erwärmen,
Ob meiner Lust zujubeln laut,
Ob meinem Schmerze sich zu härmen:
Es kann ja Keiner lieb und traut
In seiner Brust sich so erwärmen!

Ach, wäre doch ein Bruder mein!
Wie wollt' ich ihn im Herzen tragen . . .
Ich weiht' ihn ins Geheimste ein,
Was Keinem sonst ich könnte sagen!
Ach wäre doch ein Bruder mein!
Wie wollt' ich ihn im Herzen tragen!

Immerhin aber bekundet der jugendliche Dichter sich als ein formgewandter, phantasievoller Poet, der es sicher noch recht weit bringen wird.

Großartiger, gewissermaßen majestätischer nimmt sich nunmehr eine poetische Übersetzung aus, und zwar keine geringere als die der unvergänglich schönen Episode aus dem großen indischen Epos Mahábhárata

Nal und Damayanti (hier *Δαμαϊάντια καὶ Νάλος)* von Jordánis Karolídis, welche der Hellenische Litterarische Syllogos zu Konstanti-

nopel in der von ihm herausgegebenen Vereinsschrift *Σύγγραμμα Περιοδικόν* von 1888, in Kommission bei Lorentz & Keil, Pera, soeben veröffentlicht hat.

Die Übersetzung ist ein kleines Meisterwerk, denn sie ist nicht nur in sehr wohlklingenden fünfzehnsilbigen reimenden Jamben verfaßt, die den indischen sechzehnsilbigen reimlosen Sloken am nächsten entsprechen dürften, sondern nach der Absicht des Übersetzers dem Originale „*Καθ' ὕλην τε καὶ κατ' εἶδος*, d. i. nach Inhalt und Form" so treu nacherzählt — und wir haben genau verglichen — wie es nur möglich ist. Auf die weiteren wertvollen Mitteilungen dieses Bandes, für dessen Zusendung der Berichterstatter dem Syllogos zu äußerstem Danke verpflichtet ist, eingehend zurück zu kommen, muß er sich für später vorbehalten.

Ehrende Erwähnung verdient nunmehr ein Werk über Hellas, das zum Liebreizendsten und Lebensvollsten gehört, was auf diesem Gebiet überhaupt erschienen ist. Es ist die Schrift des schwedischen Gelehrten Herrn Dr. Julius Centervall: „Från Hellas och Levanten, Ströftog till lands och vatten i Grekland och mindre Asien. Stockholm, Alb. Bonniers förlag." Heft I (vollst. in 5—6 H.) 1888. Ist das ein Genuß, dies Reisewerk zu lesen! Da strömt alles in regem Flusse und doch in edlem Maße wie aus einem Jungbrunnen hervor. Da ist nichts mühsam Zusammengesuchtes, nichts Geziertes, Pikantes, gelehrt oder geistreich Thuendes, denn Alles ist so fertig, so schön, weil so einfach und aus dem Ganzen emporsprossend, als wäre es aus Naturkraft gerade so gewachsen. Wie verschwinden dagegen alle jene herausgeputzten Reisebeschreibungen, deren Verfasser nach flüchtigem Besuch von Hellas und allenfalls noch Smyrna und Konstantinopel — oft unter den größten Mühsalen sich überhaupt nur dürftig verständlich zu machen — danach ringen, sich nun das Ansehen von Hellaskennern zu geben, vor dieser vollen Kenntnis der Sprache, der alten und der neuen, vor diesem tiefen Einblick in die Völkergeschicke der von ihm schon mehrfach besuchten Regionen — der Verfasser ist Historiker — vor dieser nordischen Frische des Stiles, dieser ungesuchten, ungeschminkten Darstellung, die an Fülle des Ausdruckes, an Natürlichkeit und Anspruchslosigkeit mustergültig ist.

Dies Heft I ist mit zwölf guten Illustrationen geschmückt und mit einer Karte von Hellas versehen, die an Schönheit und Genauigkeit alle mir bekannten gleicher Größe weit übertrifft.

Nach dem Historiker möge noch der Geologe zu Worte kommen. Es liegen vor die

„Reiseeindrücke eines Naturforschers aus Athen, Ephesus und Pergamum" von Prof. Dr. Richard Lepsius in Darmstadt. Separatabdruck aus der „Konservativen Monatsschrift", Maiheft 1888, Leipzig.

Der Herr Verfasser hat bekanntlich mit Unterstützung der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin in den Jahren 1883 und 1887 geologische Aufnahmen in Attika ausgeführt, auf Grundlage der neuen von Dr. Reiche hergestellten schönen topographischen Karte im Maßstabe von 1 : 25000 (herausgegeben von E. Curtius und J. Kaupert, Berlin bei G. Reimer). Zweck dieser geologischen Aufnahme ist es, die wichtige Frage nach der Entstehung des griechischen Marmors ihrer Entscheidung näher zu bringen.

Herr Lepsius berichtet in ruhiger, objektiver Weise über Alles, was er bei seinem zweimaligen Aufenthalte in Athen und auf seiner Reise in Kleinasien kennen gelernt hat. Er schildert das Land in

so eigenartiger, malerischer Weise und baut uns die Formationen der Berge und Gebirge mit so meisterlicher Hand auf, daß wir sie gleichsam alle vor uns stehen sehen mit samt ihren Terrassen, Schluchten, Hängen, Wassergängen und Zügen bis in die kleinste Einzelheit hinein. Das hat einen ganz eigentümlichen Reiz. Er versäumt aber auch nicht, uns tief in die Bedeutung der Bodengestaltung von Hellas für die Entwickelung der das Land bewohnenden Bevölkerung, der alten Zeit wie der neuen, blicken zu lassen und macht so manches verständlich, was uns an der Ausgestaltung des antiken griechischen Staatslebens etwa als absonderlich erscheinen mochte. Seine Beschreibung der Stadt Athen und des Burgfelsens (Akropolis) ist geradezu klassisch zu nennen.

Auch für die Hellenen der Gegenwart hat er ein offenes Verständnis und beurteilt sie nicht so abfällig, wie so viele Gelehrte und Ungelehrte, die das heutige Hellas entweder nur aus den Schriften der Touristen oder gar nicht kennen, und beschließt den Abschnitt über Athen mit den Worten (S. 527):

„. . . der atheniſche Geiſt war weit mehr künſtleriſch und philoſophiſch beanlagt als religiös, wie denn auch heutzutage der Grieche kaum innerlich berührt wird von den allerdings toten und ſtarren Formen ſeiner orthodoxen Kirche. Dagegen iſt nicht zu verkennen, daß das von den Türken ſo lange Zeit ſchwer unterdrückte griechiſche Volk ſich politiſch und geiſtig allmählich wieder aufzurichten beginnt; nicht allein im befreiten Mutterlande, auch in den von den Türken noch beherrſchten griechiſchen Kolonieen wendet der Grieche von ſeiner Hauptbeſchäftigung, dem Handel, ſich gern zur Pflege der Kunſt und Wiſſenſchaft. Reiche Patrioten ſtifteten in Athen, in Smyrna, in Konſtantinopel Schulen, Bibliotheken und Muſeen; der Prachtbau der neuen Akademie in Athen, das neue Muſeum in Olympia und viele andere öffentliche Gebäude wurden von Privatleuten errichtet und dem Staate geſchenkt; die einzige griechiſche Univerſität in Athen mit ihren 5000 Studenten wird faſt ganz aus Stiftungen patriotiſcher Griechen unterhalten. Griechenland iſt in aufſteigender Entwickelung begriffen, und heute ſchon kann der Grieche, trotz mancher üblen Eigenſchaften ſeines Charakters, bereits als der Träger moderner Geiſteskultur im Orient bezeichnet werden."

Die Schilderung von Epheſus, Pergamum, Smyrna und Konſtantinopel iſt vorzüglich; vorzüglich auch der ganze Schluß des Berichtes, den wir der Aufmerkſamkeit unſerer leitenden Centren ganz beſonders empfehlen möchten.

Im Begriffe, dieſen Artikel zu ſchließen, kommt uns von befreundeter Hand noch ein Exemplar der gediegenen griechiſchen Überſetzung der bereits in ſechzehnter Auflage erſchienenen Epoche machenden Schrift unſeres weltberühmten Landsmannes Prof. Dr. Ludwig Büchner: „Kraft und Stoff" (*Δύναμις καὶ Ὕλη, ὑπὸ Ἀνδρέου Π. Φαρμακοπούλου*). Nun wahrlich, einen beſſeren Beweis für die volle Richtigkeit des vorſtehend Geſagten hätten wir auf keine Weiſe zu beſchaffen gewußt. —ζ

Auf Grund des Buches „Helleniſch, die allgemeine Gelehrtenſprache der Zukunft" hat der berühmte Helleniſche Philologiſche Sýllogos zu Konſtantinopel den Verfaſſer desſelben, Herrn Prof. Dr. A. Boltz zu Darmſtadt, das Ehrendiplom als korreſpondierendes Mitglied desſelben zugeſandt.

Verantwortliche Leitung: Karl Bleibtreu in Charlottenburg.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Litterarisch-kritische Rundschau.

1888 Nr. 5 (August).

Auffassung der Liebe und Zukunftspoesie.

Von Karl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

Ohne Zweifel habe ich Recht gehabt, wenn ich bestritt („Revolution der Litteratur"), daß die geschlechtliche Leidenschaft die stärkste Leidenschaft an sich sei. Alle Leidenschaften, die idealen wie die gemeinen, sind gleich stark. Den Geschlechtstrieb zum Nervus rerum zu machen, widerspricht der genauen Weltbetrachtung. Als Nervus rerum muß vielmehr die persönliche Selbstsucht gelten und diese spricht sich am stärksten aus als: persönliche Eitelkeit (gemeine Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht, Größenwahn) und als Erwerbssinn (Geldgier). Werden diese beiden Hauptleidenschaften in feindlichen Kontakt zur „Liebe" gebracht, so siegt in den allermeisten Fällen die nackte Selbstsucht, von welcher die „Liebe" irgend ein namhaftes Opfer verlangt.

Um Hunger und Liebe dreht sich also wohl der Kampf ums Dasein, insofern der Hunger zur Arbeit, die Liebe zur Fortpflanzung treibt. Von diesen rudimentären Trieben stellt sich aber stets der erstere als der stärkere dar. Man betrachte doch die Naturmenschen (Wilde oder Bauern und Arbeiter), aus welchem Motiv die meisten Kämpfe derselben erwachsen. Aus der Brunst der ums Weibchen kämpfenden Hirsche? Keineswegs. Sondern teils aus der Gier nach Besitz, teils aus strebender oder verletzter

Eitelkeit. Die Eifersucht ist eine stärkste Leidenschaft, ja wohl, aber nicht als Eifersucht um ein Weib, sondern als Neid auf Rang und Besitz!*)

Und die Liebe als höherer Begriff, die sogenannte wahre Liebe? Gewiß, sie ist stärker als die persönliche Selbstsucht, überwindet sogar die rohere Sinnlichkeit, verzichtet auf Befriedigung der Eitelkeit und Besitzgier; sie ist in Wahrheit stärker als der Tod, denn sie ist stärker als das Leben, als die Selbstsucht, des Lebens Grundprinzip. Von ihr aber gilt fast das Wort Larochefoucoulds: „Die wahre Liebe gleicht den Gespenstern; alle haben davon gehört und niemand hat sie gesehn." Diese Skepsis individueller Lebenserfahrung des französischen Weltmannes schießt natürlich über das Ziel hinaus. Daß eine solche wahre Liebe, die Allem trotzt, vorkommt, steht außer Frage. Solche Ausnahmefälle werden aber auch stets geflissentlich hervorgehoben und mit einem Tugendpreis des Ruhmes geschmückt. Denn wer die Welt kennt, weiß, daß selbst eine grobsinnliche Liebesleidenschaft sehr selten mit allbeherrschender Stärke auftritt; auch ist es die Art dieser Liebe, daß sie sich in sich selbst nach entsprechendem Delirium verzehrt. Die „wahre Liebe" aber, d. h. die monogamische Liebe für ein Einzelwesen, welche sich durch Leid und Entsagung stählt, welche allen Gefahren trotzt und den Kampf mit der mißgünstigen Welt aufnimmt, welche endlich in absoluter Treue andauert, — eine solche Liebe kommt außerhalb der gesetzlichen Ehe äußerst selten vor und verliert innerhalb einer solchen leidgefestet harmonischen Ehe (denn solcher giebt es allerdings nicht wenige) andrerseits ihren überschwänglich idealen Charakter.

Die Welt haßt instinktiv die „wahre" Liebe, weil sie nicht in ihr Auffassungsvermögen und ihren Kram paßt, und verfolgt sie nach Möglichkeit. Zum Glück wachsen aber die Bäume nicht in den Himmel. Auch der zehrendste Liebesgram will essen und trinken, am gebrochenen Herzen stirbt man bekanntlich nicht und die Zeit ist eine große Meisterin. Das Eigentümliche aber bleibt bestehen, daß alle großen Herzensleidenschaften nie bei normalen Umständen, sondern immer nur in Verbindung mit einem Leiden entstehen und andauern. Man könnte daher, statt des Narrenwortes „Liebe ist Wahnsinn", geradezu erklären: Liebe ist Schmerz.

Wer, der menschlichen Gesellschaft zuwider, die schlechten Leidenschaften belächelt, tritt aus der menschlichen Gesellschaft aus und wird daher von ihr mit instinktivem Hasse verfolgt. Denn die Gesellschaft erbaut sich auf den schlechten Leidenschaften. Nun trägt aber die schlechte Leidenschaft stets

*) Zola hat in „La Terre", trotz seiner pathologischen Erotik-Auffassung, dieser Wahrheit die Ehre gegeben.

ihren Fluch und ihre Folter in sich selbst, während der Kampf gegen sie, d. h. die Welt, ebenfalls sich unendlichem Leiden vermählt.

Die gewaltigste aller Leidenschaften ist daher der Schmerz. „Eins nur ist gewiß, der Schmerz", sagt Brandes irgendwo, „hier ist die Möglichkeit für eine befreiende Dichtung". Mit höchstem Mißtrauen begegne man daher aller Poesie, welcher diese Grundlage fehlt. Wer „harmonisches" Drauflosgejuchze zur Optimisten-Fiedel kreischt, wie unsere Sauf- und Minnepoetlein, bleibe lieber stumm. Denn die innere Unwahrheit guckt hier aus allen Nähten.

An der Weisheit der Epikuräer ging das Altertum zu grunde. Und zwar meine ich nicht die mißverstandene Sinnlichkeitstheorie seiner verirrten Jünger, sondern Epikurs Streben selbst, durch schönes Maß in allen Dingen und Beherrschung der roheren Leidenschaften ein sittlich schönes und daher glückliches Leben zu gestalten.

Dies Streben des Hellenismus war an sich lobenswert. Allein, er vergaß, daß man die Unlust nie ganz überwinden kann, weil in uns selbst das unruhige Prinzip der Unlust liegt (als Langeweile) und die Organisation unserer physischen Natur naturgemäße Schmerzen herbeiführt. Die erhabene befreiende Bedeutung des Christentums aber beruht in der Erkenntnis, daß der rastlose Kampf gegen die Lust zugleich die Unlust überwindet.

Diese hohe Lehre kann natürlich, falls man sie an den individuellen Einzel- und Durchschnittsmenschen anlegt, nirgends so klar zur Erscheinung kommen, als in der Liebe. Byron singt mit Recht:

„O Love, what is it in this world of ours,
Which makes it fatal to be loved"

und nennt ihren besten Dolmetscher den Seufzer (bekanntlich in jeder Beziehung nur zu wahr).

Der Mensch trägt in seiner eignen Seele einen Macbethschen Dolch, der sich gegen ihn selber kehrt.

Es giebt Tragödien, wo kein Blut vergossen wird und doch tausend Wunden bluten. Die Darstellung solcher Liebesschmerzen wird immer ein dankbarstes Thema für den erkorenen Dichter sein.

Die Liebe als höchste Leidenschaft scheint freilich nur feineren Naturen eigen. Gleichwohl kommt hingebende schmerzvolle Liebe in allen Schichten, wenn auch wie gesagt äußerst selten, vor. (Die „Romeos und Julias im Dorfe" sind freilich noch seltenere Ausnahmen, als die im Palast.) Wenn ich anderswo hyperkulturelle Individualitäten unter dem Einfluß einer unseligen Herzenshingebung darstellte, so versuchte ich z. B. in den Nor-

wegischen Novellen („Aus Norwegens Hochlanden") die Liebesleidenschaft einfacher starker Natursöhne vorzuführen.

Nun unterscheidet man im Gebiet der Liebe gewissermaßen drei Stadien: ein lyrisches, ein episches, ein dramatisches. Die Meisten kommen in ihrer Empfindung, so lange von Liebe wirklich die Rede sein kann, nicht über das Lyrische hinaus. Die meisten Dichter ebensowenig. Es ist dies das Stadium der rein subjektiven individuellen Persönlichkeitsempfindung, ohne allen Zusammenhang mit der sonstigen Außenwelt.

Das tragisch-dramatische Stadium entsteht, wenn die Liebe an die Schranken der konventionellen Sitte stößt oder mit innerlichen Sittlichkeitspflichten in Konflikt gerät.

Epische Ruhe aber tritt ein, wenn ein solcher Kampf innerlich überwunden, ob siegreich oder nicht nach außen hin, und man objektiv-vorurteilslos die Leidenschaft in ihrem Verhältnis zur sittlichen Weltordnung überschauen lernt.

Vom lyrischen Aussingen der Leidenschaft haben wir nun endlich genug gehabt. In denjenigen lyrischen Gedichten, wo allerpersönlichst Erlebtes von Liebeserfahrung sich ausspricht (wie Byrons „When we two parted" und Burns „Ae fond kiss, before we sever"), spielen bereits tragische und epische Elemente mit. Im Dramatischen und Epischen der Liebe aber blieb uns Epigonen noch ein unendlicher Spielraum der betrachtenden Darstellung. Zuvörderst psychologische Untersuchung der erotischen Verschiedenheit von Mann und Weib.

Eine Frau giebt sich natürlich nicht so leicht preis wie der Mann, schon aus physischen Gründen. Daher betrachtet der Mann sie als höhere Race und verlangt daher das Ungewöhnlichste an sittlicher Reinheit. Was bei einem Manne so gut wie gar nichts bedeutet, wäre bei einem Weibe schon ein unsühnbares Verbrechen. Das sollten die Frauen begreifen und sich ihrer höheren Würde in dieser Hinsicht bewußt sein. Sich den ungeheuren Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Akt vergegenwärtigend, werden sie niemals ihren Keuschheitsmaßstab an den Mann anlegen, wie dies neuerdings in der thörichten skandinavischen Bewegung geschieht, welche Björnson durch seinen „Handschuh" angeregt hat. Die Frau soll das gleiche Recht zu posthumer Eifersucht auf alles vor der Ehe Vorgefallene besitzen, wie der Mann. Welch ein Unsinn! Alle konventionellen Schranken der heutigen Gesellschaft, welche dem Manne jede, dem Weibe gar keine Freiheit giebt, bei Seite gelassen, — wie kann eine Frau bei gesunden Sinnen ihre Gefühle bei Kenntnisnahme der Thatsache, daß ihr Mann schon mit anderen Frauen verkehrt habe, mit den Gefühlen eines

Mannes vergleichen, der von seiner Frau oder Geliebten erfährt, daß dieselbe auch nur einmal früher mit einem andern Manne Umgang pflog! Nicht umsonst gilt ja Kenntnisnahme von irgend einer Verletzung der Jungfrauschaft seitens des neuvermählten Gatten als sofortiger Scheidungsgrund. „Darüber kann kein Mann weg!" dies furchtbare Wort Hebbels wurzelt in der natürlichen Weltanschauung des Mannes über diesen Punkt.

Gewiß wäre es ein Ziel aufs innigste zu wünschen, daß der Gatte ebenso unberührt von posthumen Einflüssen die Gattin begrüße. Daran hindern jedoch die Verhältnisse der Welt, welche meist das Mädchen in jugendlichem Alter einem Manne von mindestens reifster Jugend überliefern, von noch größerer Ungleichheit des Alters zu schweigen, obschon dies, den sozialen Umständen nach, heut gang und gäbe ist. Hierzu kommt die laxe Freiheit, die dem Jüngling überall in dieser Hinsicht gewährt wird.

Natürlich hängt die Lösung der erotischen Frage eng mit der Lösung der sozialen Frage zusammen. Jedenfalls konnte sich Mantegazza auch seine kindliche Entrüstung über ein gewisses Jugendlaster ersparen, das freilich Italien unerhört verpestet. Denn ehe er nicht die Welt so einrichtet (was er ja freilich auch fordert), daß im mannbaren Alter männiglich heirate, wird alles Predigen vergeblich sein. Er müßte also höchstens auf denkbarste Erleichterung der sonstigen „natürlichen" Geschlechtsbethätigung antragen, während die heutige Erziehung und Auffassung dies denkbarst erschwert. Da wäre aber dann noch zu zweifeln, ob das in physischer wie moralischer Hinsicht jenem andern Laster vorzuziehen sei. Die allgemeine Heuchelei verbietet ja ein näheres Beleuchten dieses Punktes. Die wenigsten Menschen besitzen aber Phantasie genug, um all die Folgen zu überblicken, welche jede unregelmäßige und zu verheimlichende Ausschreitung mit sich bringt, sei sie sonst noch so „natürlich", von dem Kapitel der Charité-Krankheiten ganz abgesehen.

Für all solche Ubel kommt nun der alleinseligmachende Sozialismus mit der Freien Liebe, die der konventionellen Ehelüge den Garaus machen soll. Schon die Männer würden jedoch diesen Zustand bald unerträglich finden, welcher zugleich die feinsten wie die rohsten Instinkte verletzt und vom Menschen eine Selbstverleugnung fordert, welche nur engelhafte Ideologen oder stumpfe Bestien erfüllen könnten.

Die Frauen nun gar sind geborene Aristokratinnen im guten wie im bösen Sinne. An ihnen würde daher am ehesten das demokratische Prinzip der Freien Liebe, wie es die radikale Doktrin will, scheitern müssen. Keine Frau wird auf das aristokratische Privilegium der eignen selbstherrlichen Herzenswahl verzichten wollen. An dem Tage, wo sie wirklich liebt, wird sie den geliebten Mann ausschließlich für sich verlangen, um sich ihm aus-

schließlich hinzugeben. — Übrigens wäre es wohl widersinnig anzunehmen, daß die höchste Kultur zu jenem primitiven Urzustand zurückkehre, den angeblich einige wilde Völkerschaften von niedriger Race bewahren. Die Monogamie ist nicht nur die notwendigste Grundlage der Kultur, sondern sie ist wohl auch physisch naturgemäß. Eine wirkliche Polygamie, die nur vom Islam gesetzlich gestattet wurde, hat auch unter dessen Herrschaft bekanntlich nur als Ausnahme bestanden.

Ein Pascha mag mehrere Frauen besitzen, der gewöhnliche Türke nie. Ohne Zweifel wird die zu erzielende Nachkommenschaft schon väterlicherseits darunter leiden, wenn der Mann mehreren Frauen zugleich fröhnt. Wieviel mehr trifft dies aber bei einer Polyandrie zu, die angeblich irgendwo in Tibet bestehen soll! Daraus entsteht ein Geschlecht von seelischen und physischen Bastarden.

Geht man aber auf der Bahn dieser Folgerungen weiter, welche die „Tugend" der Monogamie vom Standpunkt der Vernunft d. h. der rationellen Fortpflanzung empfehlen, so werden auch die latenten Neigungen zur Polygamie und Polyandrie, welche als Ehebruch oder Lüderlichkeit sich kundgeben, als schädliche Abirrungen vom Weg der Naturvernunft erscheinen. Wir ziehen hierbei natürlich den schrecklichen Zoll, welchen die Verhältnisse der Welt und sowohl wahre „Moral" als konventionelle Sitte für jede Ausschreitung solcher Art einfordern, gar nicht in Mitrechnung. Die Menschen besitzen meist nicht Phantasie genug, um sich die greulichen Nebenfolgen zu vergegenwärtigen, welche jede Befriedigung der Sinnlichkeit außerhalb der Monogamie mit sich führt.

Mantegazza erklärt in seinem neuesten Werk („Estasi humani"), die sogenannte Platonische Liebe erfordere nicht nur besonders groß angelegte, sondern besonders leidenschaftliche Naturen. Jeder Seelenkundige, der recht versteht, was der italienische Psychiater damit meint, wird ihm unbedingt beipflichten. Nur waltet eine komische Verwechselung bei dem Begriff der Platonischen Liebe vor. (Selbstverständlich immer vorausgesetzt, daß der Platonismus kein erzwungener, auf einem physischen Defekt beruhender sei.) Wenn auch im landläufigen Sinne unter „Platonisch" eine wirkliche völlige Abstinenz verstanden wird, so versteht man sozusagen formell-juristisch unter „Platonisch" all dasjenige, was vor Überschreitung eines gewissen kleinen Rubikons liegt. Man mag sich an den Ufern des Rubikon noch so viel herumtreiben, — alles, was jenseits des andern Ufers, bleibt „platonisch!"

Wir haben es hier nicht damit zu thun, dies edle Epitheton formell zu definieren, wohl aber in seinem Verhältnis zum Begriff der Liebe. Es

giebt nur eine Liebe. Eine „Liebe“ ohne Sinnlichkeit ist in sich selbst ein Unding, weil der Menschennatur widersprechend. Steigert sich das Gefühl der „Freundschaft“, jene einzige und festeste Grundlage einer dauernden „Liebe“, auf einen hohen und leidenschaftlichen Grad, so hört eben die Freundschaft im gewöhnlichen Sinne auf und die Liebe fängt an. Denn normale Freundschaft beruht, geht alles mit rechten Dingen zu, lediglich auf verbündeten Interessen und gleichen Neigungen oder Auffassungen: Freundschaft entsteht also wesentlich durch Liebe zu etwas drittem, das man gemeinsam liebt. Steigert sich die „Freundschaft“ aber zu leidenschaftlicher Anteilnahme der Personen für einander, so ist das eben einfach Liebe.

Unter Männern (die Verirrungen des Altertums natürlich ganz beiseite gelassen) kommt eine so leidenschaftliche persönliche Zuneigung fast gar nicht vor, und wenn, so haftet ihr bei aller hochgestimmten Idealität etwas Krankhaftes an. Zwischen Mann und Frau aber kann, trotz alles skeptischen Kopfschüttelns der Superklugen, zweifellos eine wirkliche Freundschaft obwalten; wird diese aber zu einer leidenschaftlichen Anteilnahme, so tritt die „Liebe“ unter anderem Namen ein. Oder werden die erlauchten Seelen Michel Angelos und Vittoria Colonnas etwa leugnen wollen, daß ihre „platonische Liebe“ (man nannte es auch so, nicht „Freundschaft“) sämtliche Kennzeichen derselben Liebe trug, die sonst bei gewöhnlichen Menschen mit gewissen physischen Nebenumständen verknüpft zu werden pflegt? Wenn Vittoria von Viterbo fortwährend nach Rom reiste, um über die Arbeiten ihres Freundes au courant zu bleiben, besuchte ihre Kunstbegeisterung doch immer den anwesenden Meister. War er selbst anderswo, so dachte sie nicht ans Reisen. Und wenn Michel Angelo lebhaft beklagte, daß er immer nur die Hand seiner „Freundin“, nie ihren Mund geküßt, und in begeisterten Sonetten ihre Schönheit pries, — so genügt dies stillschweigende Eingeständnis dafür, daß auch diese platonische Liebe zwei großer Geister sich nur in einer äußerlichen — Formalität von der gewöhnlichen „Liebe“ unterschied.

Platonische Liebe, als Liebe ohne jedes physische Verlangen gedacht, ist eine contradictio in adjecto. Liebe ohne Sinnlichkeit giebt es nicht. Als ob aber die ganze Sinnlichkeit in einem gewissen Akt bestände! Sehr schön bemerkt Byron über den „memorable kiss“, welchen Rousseaus unglückliche Liebe (Gräfin Houdetot) jeden Morgen als damals üblichen konventionellen Gruß ihrem Anbeter verabreichte:

> But to that gentle touch through brain and breast
> Flash'd the thrill'd spirits love-devouring heat;
> In that absorbing sigh perchance more bless'd,
> Than vulgar minds may be with all they seek possess'd.
>
> (Childe Harold III).

Die Redensart Bulwers: „Wenn du liebst und einen anderen Wunsch hegst, als den, die Hand deiner Geliebten zu küssen, so liebst du nicht", erscheint daher mehr als verdächtig. Jede Liebe, so „platonisch" sie äußerlich (aus welchem Grunde immer) sei, ist sinnlich. Eine Litteratur also, wie die gräßliche „idealistische" Backfischpoesie, kann höchstens als heuchlerischer Deckmantel schlüpfriger Lüsternheit à la Clauren einen Anspruch auf Berechtigung erheben. Die Zukunftspoesie aber, deren Ernst den Idealismus ganz wo anders sucht, wird eine Liebesdarstellung ohne gründliche Betonung des Sinnlichen ebenso streng verpönen, wie die heutige Kleinkinderbewahranstalt das Gegenteil.

Worauf diese Zukunftspoesie aber ihr Hauptaugenmerk richten wird, das ist die strenge Klarheit der Analyse, womit sie jede konventionelle Sittlichkeitstradition mit logischer Schärfe von den ewigen Gesetzen der wahren Sittlichkeit unterscheidet. Denn wie oben der Begriff der Platonischen Liebe zergliedert wurde, um die Unmöglichkeit einer nicht sinnlichen Liebe zu betonen, so kommen wir hier auf die skandinavische Bewegung mit ihren Sittlichkeitsforderungen an Mann und Weib zurück.

Steckt vielleicht in dem übertriebenen Wert, den der Mann darauf legt, dem geliebten Weibe der Erste und Einzige zu sein und zu bleiben, nicht neben dem Egoismus auch etwas Konventionelles? Milton, der dreimal heiratete, erklärte bekanntlich, ein feindenkender Mann dürfe nur Jungfrauen, nie Witwen heiraten; allein, das mochte er halten wie er wollte, Witwen heiraten und werden geheiratet, womöglich mit einem Schock Kinder. Daß diese Sache vor dem abstrakten Sittlichkeitsbegriff nicht in Ordnung, beweist freilich die Witwenverbrennung der Inder.

Solcher Reinlichkeits-Fanatismus, der jede erotische Vergangenheit für die Ewigkeit einbalsamieren möchte, erscheint uns verrückt. So grausam sind wir nicht. Aber es muß doch Wunder nehmen, daß der Kulturmensch keinen Anstoß daran nimmt, eine Witwe zu heiraten, die schon einen oder gar mehrere Männer begrub, hingegen aufs peinlichste davon berührt wird, wenn die Angebetete (ob nun als Jungfrau, Witwe oder Gattin) irgend ein außereheliches „Verhältnis" hinter sich hat. Wo liegt denn hier für posthume Eifersucht der geringste innere Unterschied? Höchstens darin, daß man in den allermeisten Fällen in außerehelichen Verhältnissen nicht so gründlich und andauernd „lieben" kann, wie in der Ehe!! Also vom Standpunkt einer sinnlich physischen Eifersucht eher ein Vorteil! — Man könnte einwenden, eine geschlechtliche Ehe-Gemeinschaft brauche nicht auf Liebe zu beruhen, ein sonstiges Liebesverhältnis aber wohl, oder doch mindestens auf Sinnlichkeit. Nun haben aber die gewiegtesten kältesten Menschenkenner,

wie Montaigne, Larochefoucauld, La Bruyère, übereinstimmend geurteilt: Das Weib begehe einen Fehltritt fast immer aus Schwäche, selten aus Passion. — Wie bei der Eheschließung tausend äußerliche Motive mitspielen, so können Liebesfehltritte entweder aus Schwäche und Langeweile und raffinierter Verführung oder aus Eitelkeit oder gar Rachsucht (kein seltenes Motiv) hervorgehen.

Eine volle Liebe ohne Eifersucht ist ein Unding, wie ja selbst die Freundschaft nicht frei davon, da der menschliche Egoismus dies einmal mit sich bringt. „Eher Kröte sein, als daß ein Winkel im geliebten Wesen für Andere sei!" knirscht Othello. Ich habe sogar den großen Michel Angelo im Verdacht, daß dieser platonische Liebhaber dem früh entrissenen Jugendgatten der cölibatären Vittoria eine posthume Eifersucht widmete. Der skeptische Thackeray läßt in den „Virginiern" eine makellose Miß ihrem Verehrer das zarte Geständnis machen, daß er eigentlich doch nicht ihre allererste Liebe sei, weil sie schon mal zarte Regungen für einen schwindsüchtigen Kommis empfunden habe! Wer heiratet denn seine erste Liebe, der er seines Herzens Jungfräulichkeit opferte! Verlangen die Keuschheits-Drakone der skandinavischen Bewegung, denen Björnson seine mächtige Stimme lieh, vielleicht auch psychische Unberührtheit? Wenn so, dann mögen sie sich einen andern Erdball suchen. Würden sie aber antworten: Nur auf das Physische kommt es an, so würde das Grob-materielle und das Unpsychologische dabei zugleich klar werden. Denn, gesetzt den Fall: Eine Frau liebe einen Mann platonisch, gebe sich aber, gezwungen oder auch nicht, einem Andern hin — auf welchen von Beiden soll denn nun ein etwaiger Dritter als Liebesnachfolger seine Eifersucht richten? Auf den ungeliebten Besitzer gewisser Herrlichkeiten oder den geliebten Platoniden?!

Diese heikle Frage legt recht nahe, wie sehr die landläufigen Keuschheitsbegriffe in das Gebiet des Konventionellen, der Lüge und Selbsttäuschung, ausmünden. Denn kommt es lediglich auf das Physische an, so haben die Inder mit ihrer Witwenverbrennung Recht; jede Witwe, die wieder heiratet, prostituiert sich, und der sie heiratet, thut das Nämliche, als heiratete er eine Gefallene!! Alles Andre, was gegen diese Logik vorzubringen wäre, ist nur konventionelle Phrasenverbrämung, Übertünchung der realen Wahrheit.

Wir alle sind bekanntlich Pharisäer und tadeln am strengsten unsere eignen Fehler — an Anderen. Daß der Mann in dieser Frage der Frau gegenüber von Pharisäismus strotzt, wer wüßte das nicht! Ein Mann, der hundert Geliebte hat, ist ein schneidiger Kerl; eine Frau, die einen hatte, eine Dirne. Daß aber trotzdem der Mann von der Frau eine viel größere

Keuschheit erwartet als von sich selbst, ist keine „konventionelle Lüge", sondern auf Vernunft und Natur beruhend. Zwei Dichter haben dies Thema eines posthumen Fehltritts der Frau vor der Ehe behandelt. Sardou in „Fernande". Dort verzeiht der Gatte-Marquis seiner Frau, sobald er den Beweis hat, daß sie ihm vorher alles geschrieben hatte, der Brief aber unterschlagen war. Nun ja, was konnte er anders, dem Fait-accompli gegenüber! Der Edelmütige zieht natürlich gar nicht bei seiner eignen Verzeihung in Betracht, daß er selbst ein langes Liebesverhältnis mit einer ihn leidenschaftlich liebenden Witwe Fernandes wegen gebrochen hat! Ja, Bauer, das ist ganz was anders! — Ibsens Dina aber fragt ihren Mann, den sie liebt und der sie verzweifelt fragt, warum sie ihm ihren vergangenen Fehltritt verschwiegen habe, lakonisch: „Würdest du mich sonst geheiratet haben? Und ich liebte dich." So naiv-realistisch denkt das Weib aus dem Volke. Und wenn nun Grelling als Störenfried die „ideale Forderung" präsentiert, so hat man ganz Recht, ihn am liebsten die Thür hinaus zu werfen; denn mit Lavendelwasser wird keine Geschichte gemacht, und mit „idealen Forderungen" springt das soziale Leben in allen Punkten grausam um, warum nicht auch in diesem?

Hierher gehört nun auch die „Rettung" der Gefallenen, die besonders in der französischen Litteratur ihr Wesen oder Unwesen treibt. Dumas' „Kameliendame" als individueller Einzelfall war an sich weder unmöglich noch lächerlich. Als aber eine ganze Schule in Romanen und Dramen die Gefallene als Opferlamm anbetete, da wurde eine Wahrheit zur Lüge, zur konventionellen Phrase, und der Rückschlag in Augier's „Demimondehochzeit" war gesund.

Heute giebt es nun eine schöne philosophische Lehre von der Unfreiheit des Willens und hier liegt die Gefahr nahe, aus dem Bann konventioneller Vorurteile sich umgekehrt in den Irrwahn der Sophismen zu verlieren. Christi Wort „Wer sich rein fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie" soll keineswegs aussagen, daß Christus das Vergehen an sich, aus welchen Motiven auch immer, irgendwie entschuldige. Diesen erhabenen Seherblick, welcher nichts verdammt und nichts entschuldigt, aber alles verzeiht, soll auch der Dichter besitzen.

Es gilt also, jenen großen Kampf des Lebens, den Kampf von Determinismus und freiem Willen, auch in der Darstellung der Liebe zum Austrag zu bringen.

Gewiß giebt es eine Unfreiheit des Willens. Denn jedes Wesen ist der Sklave seiner Vererbung. Die Erziehung, auf welche manche Denker ein übermäßiges Gewicht legen, ändert daran wenig, — es sei denn, daß durch ein hervorragendes, stets vor Augen stehendes Beispiel der Nach-

ahmungstrieb des Menschen geweckt wird und später die Ammen-Macht der Gewohnheit solche Keime nährend befestigt. Wohl aber wird die Vererbung beeinflußt durch die Verhältnisse, obschon sie in ihrem Kern unangetastet bleibt. Ein Bösewicht auf dem Thron entwickelt sich anders, als einer in der Hütte; umgekehrt bei edleren Anlagen ebenso.

Damit wird die Freiheit des Willens bei aller Unfreiheit noch nicht aufgehoben. Es ist wahr, das Willensorgan selbst muß dazu vorhanden sein. Dasselbe entwickelt sich jedoch progressiv mit dem Wachstum des Lebens. Jeder kennt die Antwort, die Sokrates dem Physiognomiker gab, welcher lauter schädliche Triebe an ihm entdeckt haben wollte: Ja, sie seien sämtlich vorhanden gewesen, aber sein Wille habe sie niedergerungen. — Diesen Willen zu einem wirklichen Willen zu machen, das erfordert eben freie Willensanstrengung. Wäre der Wille unfrei, so würde die Bethätigung desselben nicht selbst den Willensbegabtesten selbstüberwindende Mühe verursachen. Napoleon („dieser Mensch hat einen Willen, der die Welt aus den Angeln hebt"), dessen höchste Genie-Lust die Schlacht, bekannte: Man ahne nicht, wieviel Charakterkraft zum Liefern einer Schlacht gehöre, wie er sich jedesmal dazu aufraffen müsse! — Wenige wissen wohl, welche heldenmütige Selbstzucht der arbeitsamste und fruchtbarste Kunstproduzent aufzuwenden hat, um unentwegt zu schaffen, was doch zugleich seine Mission und seine Lust sein sollte!

Nein, nein, die bequemen Phrasen von deterministischer Unfreiheit sind Irrlehren gefährlicher Schriften, die natürlich allen Schwächlingen und Faulpelzen angenehm. In Wahrheit aber liegt die Sache so: die Außenwelt giebt dem Menschen die Karten mit — nun spiele er, wie er's versteht! Es heißt also auch hier, mit etwas verändertem Sinne:

„Den Zufall giebt die Vorsehung, zum Schicksal
Muß ihn der Mensch gestalten."

In der Natur ist das anders. Die Wellen tauchen auf und nieder, der Untergrund bleibt, und die Wellen rollen stets auf der gleichen Stelle hin und her. Der Mensch aber ist kein bloßes Kind der Natur, wie der naturwissenschaftliche Materialismus ihn gern auffassen möchte. Der Vergleich mit allen übrigen Lebewesen, deren Organismus logisch-organisch den Naturgesetzen folgt, lehnt diese Auffassung ab. Der Mensch, äußerlich organisch aus der Natur entwickelt, wird, infolge eines höheren Gesetzes, dessen Ursachen wir nicht ergründen, unorganisch hin- und hergetrieben. Der Mensch ist der Gegensatz der Natur, nicht ihr Sklave, noch weniger ihr Lieblingskind, auch nicht ihr Stiefkind. Die Natur ist seine Feindin und er kämpft mit ihr, so lange er lebt.

Dieser Gegensatz zeigt sich nirgends so deutlich, als in der geschlechtlichen Liebe. Im Verhältnis des Menschen zur Sinnlichkeit wird am liebsten von Unfreiheit gefaselt und dennoch wird jeder Klardenkende zugestehen, daß seine Willensschwäche auch nur freier böser Wille war. Zu jeder schwächlichen Hingabe an die „Natur" gehört ein bewußter Wille: — eben schwach zu sein.

Man soll nichts verdammen, aber auch nichts entschuldigen. Denn Alles folgt zwar keineswegs dem Naturzwang, wie die bequeme Theorie will, wohl aber der bewußten Willensrichtung des Menschen. Niemand kann moralisch sinken, wenn nicht sein eigner böser Wille ihn dazu treibt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich bin kein unbedingter Verehrer Meister Zolas, so sehr ich seinen zielbewußten Ernst und seine Künstlerschaft bewundere. Die „Einseitigkeit" und „Pedanterie", welche ihm auch vourteilslose Beurteiler vorwerfen, vermag ich jedoch in seiner Darstellung der Geschlechtsliebe nirgends zu erblicken. In „Assommoir" (Gervaise) und „Germinal" hat er manche der von mir hervorgehobenen Erscheinungsformen geschlechtlicher Verwickelungen prächtig erfaßt. In Ibsens „Nora" und „Rebekka" kann ich hingegen nur überspannte hyperideologische Närrinnen sehen, einen dichterischen Spiritismus-Humbug, eine weibliche „Heilsarmee".*)

*) Hierbei eine allgemeine redaktionelle Bemerkung.

Unter meiner Redaktion soll jeder zu Worte kommen, der unsrer alleingültigen Richtung huldigt. Man wird gesehen haben, daß ich im Juniheft in Lienhards geistvollem Pronunciamento sogar starken Tadel (aus Mißverstehen der Absicht gerade gegen das, worin der Hauptwert des Werkes besteht) gegen meine „Schlechte Gesellschaft" ruhig dem Publikum vermittelte — ein Usus, den ich auch bei Leitung des „Magazin" zu befolgen so glücklich war. Allein, damit ist noch durchaus nicht gesagt, daß die Mitarbeiter dieses Teils unsrer Monatsschrift auch immer die Ansichten der Redaktion vertreten. So kann ich es nimmermehr gutheißen, wenn ein Verehrer Ibsens im Juliheft denselben schlankweg den größten dramatischen Dichter der Gegenwart nennt. Ich schätze Ibsen selbstverständlich als Geist sehr hoch, obschon ich seine rein negative Thätigkeit und seinen Karrikatur-Pessimismus ebenso wie seine hyperideologische Spitzfindigkeit nur als eine Vorstufe höherer geläuterter zusammenfassender Weltanschauung betrachte. Ich schätze ihn, trotz mancher Schwächen, auch als Dichter sehr hoch. Der Mann, der so die Lösung des Julian Apostata-Rätsels gefunden hat, ist mir ehrwürdig. Allein, wenn man ihn als Dramatiker großschreit, wie die naturalistischen Heißsporne dies betrieben, so habe ich dafür nur dasselbe Lächeln, womit ich seiner Zeit den unreifen Veitstanz begrüßte, der um Ibsens dankbarsten Antipoden, den Theatraliker Wildenbruch (jetzt auch schon eine halb gefallene Größe), sich austobte. Ich habe die einmalige Aufführung (von „Nora" zu schweigen) von „Gespenster", „Wildente", „Rosmersholm" in Berlin mit durchgelitten und kann nur versichern, daß auf jeden nicht von der Modekrankheit

Und wenn wir uns nun von dem Vergänglichen, dem Übergangsdichter Ibsen ebenso wie von den fossilen Überrest-Poeten einer verflossenen Poesieepoche, dem Unvergänglichen zuwenden, so gestehe ich offen, daß grade hier in der Auffassung der erotischen Frage die Möglichkeit liegt, in gewisser Hinsicht Shakespeare zu überholen. Wohl breitet er in seiner Menschheits-

---

Ergriffenen diese pathologischen Studien als das wirkten, was sie sind: als dialogisierte Novellen. Und wie schreibt heut einer der früheren Ibsen-Besessenen, der Wildenbruch und Ibsen in einem Atem pries (so wie der kleine Fulda den Dichterdandy Paul Heyse als Gott verehrt und, der Pose des sensationellen Erfolges huldigend, dessen dankbarsten Antipoden Ibsen anräuchert) — wie schreibt einer unsrer reifsten und bedeutendsten Köpfe, Conrad Alberti, heut?

„Zu den meistgenannten Dichtern des Auslandes zählt Henrik Ibsen. Seine Bedeutung, obwohl unzweifelhaft, ist von einer gewissen Klique stark übertrieben worden, die aus rein egoistischen Gründen, und um keinen Landsmann aufkommen zu lassen, den Kultus des Auslandes in Pacht genommen hat. Eines der älteren Werke dieses Schriftstellers, das geschichtliche Schauspiel: „Kaiser und Galiläer", ist unlängst in deutscher Übersetzung erschienen. Dem Charakter Julians fehlt jede Spur tragischer Größe, er ist aufgefaßt als ein schwankender, haltloser Mensch, der so recht eigentlich selbst nicht weiß, was er will. Die Auseinanderzerrung des Stoffes in zwei Teile wirkt auf die Dauer sehr ermüdend, fünf Akte statt zehn wären wohl genug gewesen. Einzelne Scenen enthalten starke Anklänge an Schiller und Shakespeare. Wer denkt bei jener Scene, in welcher Julian der Oberbefehl genommen werden soll und er das Heer zur Empörung wider seine Feinde entflammt, nicht an den zweiten Akt der Piccolomini?"

Und wie schreibt man heut über Ernst v. Wildenbruch, gegen den man früher kein gerechtes Wörtchen äußern durfte und über den ich stets von Anfang an mit derselben unentwegten Gerechtigkeit in Lob und Tadel dasselbe urteilte? Man lese das neueste Heft der „Volkshefte" („Wildenbruch und das Preußentum in der Poesie" von Leo Berg)! Geistvoll, schneidig, aber maßlos im Tadel und deshalb ungerecht. Ein so elender Dichterling ist Wildenbruch ebensowenig, wie „unser großer Dichter", zu dem unreife Jungen und Mode-Claque ihn machten. Theatralik hin, Theatralik her — daß Wildenbruch einer der wenigen Bühnendichter ist, die dramatisch fühlen und aufbauen, kann ihm nur doktrinäres Unverständnis bestreiten. Gewiß fehlt ihm alle und jede Charakteristik, gewiß ist er ein äußerlicher Effekthascher, aber der dramatische Impetus und der sichere Aufbau versagen diesem Bühnenmeister nie. Die Ibsen-Gläubigen (zu deren Chorführern der genannte junge Kritiker Berg gehört) stoßen alle Begriffe des Dramatischen um, auf daß ihr radikaler Abgott seinen Ideen beim Publikum in der populärsten Kunstform leichter Eingang verschaffe. Sie lieben den Denker Ibsen (den liebe ich zwar nicht, aber hochachte ihn) und verwechseln diesen geliebten Denker, der dramatisierte Vorträge hält, mit dem Dramatiker! Wer sich unbefangenen Blick bewahrt, heißt entweder verständnislos oder — interessenneidisch. Nun, wir werden ja sehen, ob nicht eine Zeit kommt, wo die nur halb berechtigte Ibsen-Mode ebenso zu den Toten sinkt, wie heute schon die ganz unberechtigte Wildenbruch-Mode. Anzeichen dafür sind da.

bibel einen Kosmos des Frauenlebens und der Frauengefühle vor uns aus, aber grade seine Behandlung der Geschlechtsliebe (die übrigens nur einmal, in „Antonius und Kleopatra", die äußersten Konsequenzen der sinnlichen Leidenschaft zieht) scheint mir doch nirgends erschöpfend.

Nehmen wir seine zwei eigentlichen Liebestragödien, „Romeo und Julia" und „Othello".

Die einfache und schlichte Liebe der zwei Sprossen hochgeborener Häuser endet tragisch durch den Zufall, daß beide Häuser sich befehden. Allein, dieser Familienzwist ist so wenig verrottet und eingewurzelt, daß am Schluß die Montague und Capulet sich überm Grab der zwei unglücklich Liebenden versöhnen. Wie Romeo und Julia durch allerlei Zufälle sterben, obschon sie ja hätten am Leben bleiben können, so hätte ihre Verheiratung als fait accompli vielleicht auch schon als versöhnendes Bindeglied wirken können. Diese ganze Tragödie des Zufalls („Weh mir, ich Narr des Glücks!") entbehrt also gänzlich eines typischen Gepräges. Wäre Romeo ein Bürgerssohn oder umgekehrt Julia, so wäre das ein sozialer Konflikt, der für alle Zeiten Bedeutung hätte. Oder wären Religionsunterschiede vorhanden oder Verschiedenheit der Rasse, — das alles sind Dinge von allgemeiner Bedeutung. So aber kann diese romantische Geschichte als ein Ausnahmefall, als ein trivialer Ausnahmefall, keinerlei Anlaß zur ernsthaften Erläuterung der Lehre bieten, daß die Liebe stärker ist als die Welt. Romeo und Julia sind zwei harmlose Kinder, die am Zufall sterben.

Und „Othello", wie steht es mit der Bedeutung seiner Eifersucht? Er bildet eine strafende Satire auf diese unglückselige Leidenschaft, die in schwachen Gemütern so gerne haust. Allein, indem er wie ein Thor leeren Einflüsterungen unterliegt, büßt sein grundloser Argwohn für uns alles Belehrende ein und niemand fühlt sich, wie man zu sagen pflegt, „getroffen". Denn ist jede Eifersucht etwa so unberechtigt und geben alle Frauen ihren Männern so wenig Anlaß zum Argwohn? Leider nein. Begründete Eifersucht, sei es mit rächender Strafe, sei es mit Verzeihung endend, kann nicht nur zu gewaltigen Herzensenthüllungen, zur Entschleierung abgründiger Gefühlstiefen, sondern zur Erörterung feiner sozial-psychologischer Fragen (über das Wesen der Frau, über das Wesen der Ehe u. s. w.) führen. „Othello" aber bietet ähnlich wie „Romeo und Julia" nur einen Ausnahmefall und zwar von halb komischer halb trivialer Art. Auch diese Eifersuchtstragödie wächst nicht aus großen ewig giltigen Naturgesetzen und Weltverhältnissen, sondern aus einzelnem Zufall heraus.

Wenn nun Herr Otto Ernst in seinem geistvollen Essay über die litterarische Bedeutung der Geschlechtsliebe in Heft 6 der „Gesellschaft"

empfiehlt, Menschen, ob Mann oder Weib, die merklich über den Mittelschlag hinausragen, unter dem Einfluß der Liebe zu schildern, so verlange ich noch nicht einmal so viel. Im Gegenteil kann man auch (wie z. B. in Flauberts „Madame Bovary") ganz mittelmäßige Menschen unter dem Einfluß dieser Leidenschaft schildern, wenn dies nur erschöpfend und folgerichtig geschieht. Die einseitige Pflege der Liebesbeschreibung in der Litteratur hat uns bisher noch nicht ein einziges Gemälde geliefert, worin die sinnlichen Naturzwang-Wurzeln und die geistigen Ausstrahlungen in umfassendem Rahmen sich darlegen. Auf „glückliche" oder „unglückliche" Liebe kommt es hierbei nicht an; das richtet sich sowohl bei der Liebes-Inspiration des Selbsterlebten wie bei der Darstellung desselben lediglich nach dem Maße der eigenen Kraft des Dichters. Eine glückliche Liebe zu schildern erfordert mehr Kraft als das Umgekehrte; aber nur dann, falls dies ohne jede idealistische Übertünchung geschieht.

Die Begriffe vom sittlich Erlaubten schwanken, obschon die Menschennatur unveränderlich. Sehr richtig urteilt Coleridge: „Tom Jones of the present day would be another, without being in the ground a better man". Allein, mit Recht ruft O. Ernst: „Hinweg mit jener einseitig beschränkten Auffassung des Liebesbegriffs, der diesem nur seelische Merkmale zuschreibt und alle sinnlichen Momente verschweigt!" Liebe ohne Sinnlichkeit giebt es nicht und eine Liebespoesie ohne stark sinnliche Beimischung ist ein Schemen. Doch verfalle man nur nicht ins entgegengesetzte Extrem und setze das psychische Element der Liebe hintan! Sinnlichkeit ist nicht Liebe, sondern jede ernst zu nehmende „Liebe" geht ursprünglich aus seelischen Gründen hervor, bei welchen die Wahlverwandtschaft des Physischen in unbewußtem Halbdämmer wirkt. Bei einer Liebe höherer Gattung spielt der Fortpflanzungstrieb an sich nur etwa so mit, wie zwei Freunde, die geistreich und herzlich Gefühle und Gedanken austauschen, zur Erhöhung der Stimmung ein paar Flaschen zusammen ausstechen. Die Sinnlichkeit ist nur das Mittel zum Zweck, nicht der Zweck selber.

Als solche „mit tiefer Menschenkenntnis angelegte psychologisch-physiologische Symphonie" kann die Schilderung einer wahren Liebe gewiß die höchsten Forderungen der Dichtkunst befriedigen, falls sie sich in stete Beziehung zu größeren allgemeinen Gesetzen stellt. Es wäre schon ganz verdienstlich, die Verschiedenheit von Mann und Weib in dieser Beziehung anschaulich zu machen, wie für die liebende Frau die ganze Welt versinkt, für den liebenden Mann höchstens die sonstige Frauenwelt. Es wäre ferner nötig, die Wurzelfasern der darzustellenden Liebesleidenschaft bloßzulegen und die vorbereitenden Motive zu zergliedern. Denn die großen Schicksale des Herzens bereiten sich wie alle andre großen Krisen langsam vor, und kommen zwar im entscheidenden Augenblick plötzlich wie ein Blitzstrahl — aber den Blitz bereiten

eben Wetterwolken vor, die selbst wieder aus zahlreichen atmosphärischen Erscheinungen sich herleiten. Alles Unmotivierte, Zufallmäßige, Unvermittelte muß verschwinden. Dann wird auch ein wahrer Meister den ewigen Wechsel, das Ebben und Fluten betonen, welches den Menschen auszeichnet und grade in der Liebe aus kleinen Ursachen große Folgen zeugt. Liebe als Leidenschaft hat zum Geleite fortwährende Eifersucht, Zweifel, Furcht, z. B. das Geliebte zu verletzen oder gar es zu verlieren. Solche Qualen gleichen der Notwendigkeit luftreinigender Stürme, da friedliches Ruhen abstumpft, und aus solcher Erregung allein die großen Entschlüsse keimen können, welche Liebe aus einer trivialen zu einer höheren Leidenschaft erheben. Das wird sie aber erst, falls sie sich, sei es durch Amalgamierung mit dem Ehrgeiz, sei es aus idealeren Gründen, mit den großen Fragen der Menschheit verknüpft, wie wir dies besonders bei hervorragenden Männern beobachten können.

Eine große Naturzwang-Liebe in ihrer ganzen heiligen Wut sich ausleben zu lassen, welche die Rechenpfennige des Alltagslebens für den einen gefundenen Diamanten fortschleudert, welche alle Kronen der Welt als Komödianten-Spielzeug wertet neben der einen Rosen- und Dornenkrone der Liebe und trotzig ruft: „Weh dem, der sie antastet!" — das ist auch heut noch, wie bei Adams Sündenfall, das bedeutsamste dichterische Motiv.

Nie abstrakt, nie unsinnlich, nie zufallmäßig, nie für sich allein als Idyll, sondern immer in wechselseitiger Beziehung und Ergänzung zur allgemeinen Außenwelt und den sozialen Verhältnissen, — so wird die Liebe immer noch eine führende Rolle spielen, auch in der modernen Zukunftspoesie.

Ich halte die naturwahre Schilderung von Frauencharakteren für die eigentliche Signatur wahren Dichtertums. Der Geschlechtstrieb bildet den Normalnerv des Physischen, muß daher auch in einer normalen Geisteskraft als Motor mitwirken.

Die Sinnlichkeit der schöpferischen Phantasie verwechsele man freilich nicht mit dem gewöhnlichen Begriff derselben. Denn hier waltet das Gesetz einer höchstverfeinerten, einer Vergeistigung der Leidenschaft vor. Wahre Poesie ist höchstgesteigerte Sinnlichkeit, nämlich Anschaulichkeit. Die bildende Kunst giebt nur den äußeren Sinneseindruck der Dinge wieder, die Poesie aber saugt das Innerste der Dinge in sich ein.

Nachschaffende brünstige Liebe zur Natur wie liebevolle Versenkung in die Frauenseele entstehen bei einem großen Dichter aus dem gleichen Prozeß, indem sich dem angeborenen psychologisch-abstrakten Charakterisierungsvermögen eine sinnliche Leidenschaft anpaßt, ohne deren vermittelnde schöpferische Wärme alle Kunst blaß und matt und rhetorisch bleibt.

Eine Schmutzschrift gegen Heinrich Heine.

Von Conrad Alberti.
(Berlin.)

Xanthippe gilt, trotz aller modernen Rettungsversuche, der ganzen Welt noch immer als das Vorbild einer zänkischen, boshaften Vettel, die, unfähig fremde Geistesgröße zu erfassen, sich an einige unbedeutende, äußerliche Schwächen derselben krallt, um den Mann, den die ganze gebildete Welt huldigend bewundert, öffentlich zu verhöhnen, zu schmähen, und ihm hinterlistig das Geschirr mit übelduftender Flüssigkeit über den Kopf zu gießen — das Muster altweiblicher Niederträchtigkeit und Verständnislosigkeit. Kein anständiger Mensch, der ihren Namen nicht mit Verachtung ausspräche!

Aber es ist eine alte Erfahrung: kein Mensch kann so gewöhnlich sein, daß er nicht Einen fände, der sich noch gemeiner machte, noch elender, bloß damit er öffentlich auftreten und in alle Winde schreien kann: seht ihr, mein Nachttopf ist noch größer und ich kann ihn noch gewaltsamer dem Andern an den Kopf werfen — ist das nicht auch ein Ruhm? Kein altes Weib kann so altweiberlich sein, daß sich nicht einmal ein Mann fände, der seinen Stolz darein setzte, von sich zu hören: Der keift noch besser, dessen Stimme klingt noch greller, der führt seinen Besenstil noch kräftiger! Der Kranz von Disteln und Nesseln, den die Jahrhunderte Xanthippens Andenken gewunden, hat mit seinen welken, dürren Blättern die Ruhe eines Schreiberleins in Moabit gestört, und wenn dieser des Nachts sich auf seiner alten, wurmstichigen Bettstelle herumwälzte, schlaflos, sich das Gehirn zermarternd nach einem Verleger, dem er seine kläglichen Reimereien anbieten könne, nachdem er die im Litteraturkalender verzeichneten von A bis Z vergeblich angegangen und zuletzt das Erscheinen auf Subskription hatte ankündigen und die eignen Kollegen um Abnahme eines Exemplars hatte anbetteln müssen — dann schien dieser Kranz in der Dunkelheit auf ihn zuzuschweben, höhnend, neckend, wieder emporfliegend, so wie er die Hand darnach ausstreckte, seinen Ehrgeiz aufstachelnd, daß ihm wenigstens ein Kranz erreichbar wäre, und war es eben auch nur ein Kranz von Blättern der Lieblingsblume der Esel. Seine Hände zitterten, erregt hob und senkte sich die Brust, und emporspringend röchelte er: „Was du konntest, Kollegin, kann ich auch! Sie wollen mich nicht hören, doch sie sollen es, sie müssen es; verstopfen sie sich die Ohren vor meinem Singen, so sollen sie sie doch öffnen vor meinem Schimpfen . . . Weib des Sokrates, meine Muse bist fortan du!“ Und er

ging hin, und legte ab den alten deutschen Namen seines Vaters und nannte sich nach dem seines nunmehrigen Vorbildes — Xanthippus, so auch äußerlich anzeigend, weß Geistes Kind er von nun ab sein wollte. Dann blickte er um sich. Wo in der Welt gab es etwas zu schimpfen? Natürlich auf dem Gebiete der Litteratur — denn von dem wirklichen, lebendigen, brandenden Leben weiß diese Art von Stubenhockern ja nicht so viel! Kam da eine Herde angezechter Jünglinge vorbei, mit zerhauenen, brutalen Gesichtern, plumpen Stiefeln und weit vom Halse abstehenden Rockkragen. Mit rauher Bierstimme sangen sie gemeine, zotige Lieder zum Preise des Saufens. Und wie sie gerade am Denkmal eines großen Dichters vorbeikamen, der auf seinem Pfosten stand, in heiterer Ruhe, die Arme verschränkt, da dünkte den angesoffenen Kumpanen, daß diese heitre, das kleine Leid der Welt verlachende Miene zum Spott über ihre brutale Ausschweifung herabgezogen sei. Wart, dir wollen wir's weisen! rief der Führer der Schaar zu der Säule hinauf. „Hast du dich jemals besoffen wie wir?" Der arme, marmorne Dichter, er konnte nicht nein sagen, er konnte sich nicht mehr bewegen, er konnte nur immer weiter lächeln, ruhig, mit verschränkten Armen! „Nein?" schrie der Führer weiter, sich immer tiefer und tiefer in Wut erbosend. „Hast du jemals friedliche Menschen, die im Dienst der Wahrheit forschen, im Dienst der Ordnung wachen, ohne daß sie dich je gekränkt, aus freien Stücken beleidigt, durchgeprügelt, deine Hunde auf sie gehetzt? Nein? So bist du auch kein Deutscher! Hast du je zierliche, spitz zulaufende Stiefeln getragen, mit Schnallen und Knöpfen? Hat dir je der Rock prall und fesch um die Hüften gesessen, und keck und elegant der Cylinderhut auf dem Kopfe? Ja? So bist du kein Deutscher! Und herunter mit dir! Pfui!" Und sie begannen Kotfetzen aufzulesen und nach der Bildsäule hinaufzuwerfen, daß sie ihr an den Backen, den Kleidern klebten, und schlugen ihr Wasser ab zu den Füßen der Statue. Und wie Xanthippens kühner Wahl-Enkel solches Thun der streitbaren Jünglinge erkannte, liefen ihm vor Freude die Thränen aus den Augen, sein Herz bebte, er breitete die Arme aus, stürzte hinzu und rief: „Fleisch von meinem Fleisch und Blut von meinem Blut! Lasset mich mit euch schmeißen, Herzensjünglinge! Auch ich habe ein Nachtgeschirr!" Und setzte sich hin und ließ bei F. W. Grunow in Leipzig eine Schrift drucken: „Was dünket euch um Heine?" und widmete sie seinen herrlichen Mitkämpfern, „der studierenden Jugend" — das heißt jenem kleinen, verständnislosen Teil derselben, der unter 50 Millionen allein das Wesen des Deutschtums meint in seinem Herzen zu tragen, und jeden für einen Verräter am Vaterlande erklärt, der nicht wie er seine ganze Einnahme, die sauer abgedarbten Sparpfennige des Vaters, durch die Gurgel jagt, der nicht

in der Kneipe seine Wohnung aufschlägt, der noch im Stande ist sich selbst zum Stichblatt der eignen Laune zu machen, der spitz geschnittene Stiefeln trägt und nicht wie er das Ende der Kravatte über den Rockkragen hinausbaumeln läßt.

* * *

Herr Xanthippus greift Heinrich Heine an. Daran ist an und für sich noch nichts Unrechtes. In der Litteratur giebt es keine Unfehlbarkeit, in der Geschichte der Litteratur keine Dogmen, keine Majestätsverbrechen; die Wissenschaft ist frei. Aber nur die Wissenschaft, nicht die Erheuchelung derselben. Wenn Herr Xanthippus ernst, ruhig, sachgemäß versuchen wollte zu beweisen, daß Heine schlechte Gedichte gemacht, daß er zu unrecht gefeiert werde, so würde man ihn anhören, ihm entgegnen, ihn widerlegen, ebenso ernst, ruhig und sachgemäß. Aber das thut er nicht, das will er nicht, denn das kann er nicht, weil er von Litteraturgeschichte und Ästhetik nichts versteht, weil er keine Ahnung hat von den Gesetzen der litterarischen Kritik. Er schimpft einfach nur, er schwätzt, er verläumdet, er verdreht die Thatsachen. Und damit verwirkt er den Anspruch auf eine ernste, ruhige, sachliche Behandlung, damit stellt er sich auf eine Seite mit den ersten besten litterarischen Freischützen, damit erklärt er sich selbst für vogelfrei, und er kann nicht Klage darüber führen, wenn man sich seiner in derselben Weise erwehrt, wie man es mit einem Franctireur im Kriege thun würde, der sich freiwillig außerhalb des Völkerrechts stellt: indem man ihn packt, ihn — litterarisch — mit dem ersten, besten Werkzeuge niederschlägt, das man in der Hand hat, und an den nächsten Baum am Wege aufknüpft.

Von den 104 Seiten des vorliegenden Machwerks umfaßt ein guter Teil allerhand nicht zur Sache gehörige Bemerkungen über den angeblichen Verfall der deutschen Sprache, pedantische Quengeleien eines mürrischen Schulmeisters. Wie jedes Ding in der Welt ist auch die Sprache eines Volkes dem Gesetz der Fortentwickelung, der Einwirkung fremder Einflüsse unterworfen. Der Einzelne kann grammatikalische Fehler begehen, ein ganzes Volk niemals. Es hat sich seine Sprache selbst geschaffen, und die Sprache ist um der Menschen willen da, nicht umgekehrt. Der Geist hat den Buchstaben zu regieren, und wenn ein ganzes Volk irrt, so wird der Irrthum Gesetz, trotz aller Schulmeister — man sprach dann eben gestern so und spricht heute anders. Nirgend ist das Volk so selbstherrschend, wie in der Sprache. Herr Xanthippus mag es persönlich bedauern, daß wir heute den Dativ und Akkusativ in vielen Fällen brauchen, wo sich unsere Vorfahren des zweiten Falles bedienten — uns ist aber diese Änderung nun einmal be-

quem und angenehm, mithin ist sie sanktioniert, und der Schriftsteller soll schreiben, wie das Leben spricht, nicht wie die Grammatik. Unregelmäßigkeiten, Fleckchen in weiblichen Antlitzen, die wir lieben, sind Schönheiten, und nimmt eine ganze Nation grammatikalische Abweichungen einzelner Dichter an, so erhalten diese Abweichungen den Wert statuierter Ausnahmen.

Dann bekämpft Herr Xanthippus weiter des breiteren die Anschauungen des Herrn Wilhelm Bölsche über Heine. Wir würden diesen begabten jungen Schriftsteller beleidigen, wollten wir uns unaufgefordert zu seinem Verteidiger aufwerfen — er hat Talent genug seine Sache selbst zu vertreten. Halten wir uns nur an die allgemeinen Auslassungen des Herrn Xanthippus über Heine!

* * *

Da tritt denn gleich die ganze niedrige Kampfesweise, diese ganz unredliche Technik, deren er sich bedient, auf den ersten Seiten zutage. Wir feiern Heine als einen der größten deutschen Dichter, meinetwegen als den größten Lyriker nach Göthe — Herr Xanthippus stellt sich auf den Markt und schreit: „Ihr Buben, ihr wollt uns unsern Göthe rauben, und euren Götzen an seine Stelle setzen? Und Göthe war doch größer!" Natürlich, Göthe ist größer! Wo in aller Welt lebt der Heinefanatiker, der das geleugnet hätte? Wer hat bis auf diesen Tag Göthe stürzen und Heine an dessen Stelle setzen wollen? Niemandem ist das eingefallen! Nur die heimtückische, unredliche Kampfesweise des Herrn Xanthippus verkuddelmuddelt so die Thatsachen, fälscht den Gegner und nennt jenen dann einen Betrüger. Wenn das germanisch sein soll — und Herr Xanthippus pocht ungeheuer auf sein Germanentum — dann wären deutsch und ritterlich freilich verschiedene Dinge. Aber es ist zum Glück weder christlich, noch deutsch — es ist einfach unredlich. Und nicht zum ersten Mal nimmt die Unredlichkeit die Maske des Hohen und Heiligen vors Antlitz, um hinter derselben ihr tückisches Augenspiel zu verbergen. Nur daß wir seit Wolfgang Menzels Zeit doch ein wenig zu unterscheiden gelernt haben! Dieses Bestreben, Göthe gegen Heine aufzuspielen und das Andenken des ersteren durch die Verehrung des letzteren für bedroht zu erklären, wo Niemand an der Größe Göthes zu rühren gewagt hat, dieser ordinäre, unwürdige Kniff, der Kernpunkt des Angriffs des Herrn Xanthippus, kann nicht genug dem schärfsten Lichte ausgesetzt werden. Hat nicht im Gegenteil einer der ersten Heineverehrer der Gegenwart, Bleibtreu, sogar das Andenken des alten Göthe gegen die Angriffe aus dem eignen Lager der goetheanissimi, gegen Vischer u. a. mit Eifer verteidigt und den Versuch energisch zurückgewiesen,

den Dichter des sterbenden Faust durch den des irrenden ganz in den Schatten zu stellen? Nein, trotz des Düsseldorfer Denkmals und aller „kritischen Ausgaben“ wird uns unsern Göthe Niemand rauben, das Herz des deutschen Volkes ist groß genug, sie beide und noch hundert Sänger mehr darin zu hegen. Das ist diese widerwärtige Unduldsamkeit, die sich auch so gern und mit so wenig Recht für christlich-germanisch ausgiebt, nur Einen gelten lassen und Alles außer ihm in Grund und Boden treten zu wollen, als ob die deutsche Walhalla, dieser mächtige, wolkengetragene, unabsehbare Saal, nur ein enges Schornsteinfegerloch wäre, in dem knapp ein einziger Mensch sich umwenden kann. Und giebt es wirklich Leute, die Heine Uhlanden, Möriken, ja selbst Göthen vorziehen — Teufel, so laßt sie doch und drängt ihnen nicht euren Geschmack fortwährend als den einzigmaßgebenden auf. Seid ihr denn die einzigen Menschen mit gesunden Augen und Ohren? Seid ihr so ganz sicher, hat es euch die Offenbarung verkündet, steht es in den heiligen Büchern irgend wo geschrieben, daß nur euer Geschmack gelten darf? Aber nicht genug, daß ihr die, welche einen andern Geschmack zu bekennen wagen, Thoren nennt. Sie sollen auch noch Schurken sein, Vaterlandsverräter, Gott weiß was Alles, ihr bespeit sie, beschimpft sie, und möchtet sie am liebsten aus dem Lande weisen, nur weil ihnen ein paar andere Verse besser gefallen als euch! Und der Mann selbst, der diese Verse gemacht, er ist nicht nur ein schlechter Dichter in euren Augen, nein, weil euch seine Verse nicht gefallen, so soll er auch ein Lump sein, ein Lügner, ein Wüstling, ein Gottesleugner, ein Vaterlandsverräter — ihr wißt selbst nicht, was. Das ist die Kampfesweise des Herrn Xanthippus und seiner Genossen: Alles verzerren, entstellen, dem Gegner Behauptungen unterschieben, die er nie gethan, den Kampf auf Gebiete hinüberspielen, die der Andere nicht einmal zu streifen gesucht, und der Masse einreden wollen, ihre Heiligtümer seien bedroht, da es sich nur um einfache Meinungsverschiedenheiten auf ganz bestimmten, ungefährlichen Gebieten handelt! Und das nennt diese Sippe christlich, das nennt sie deutsch!

* * *

Ich werde Herrn Xanthippus natürlich nicht auf das Gebiet folgen, auf das er uns in seiner Schrift hinterlistig zu locken versucht, auf das des Rassenhasses, der gemeinen Unduldsamkeit, der Aufstachelung der niedrigsten aller menschlichen Triebe. Ob Heine gute oder schlechte Verse gemacht, ob er demnach ein Denkmal verdient oder nicht, das ist lediglich eine Frage des Geschmacks der litterarischen Kritik und hat nichts damit zu thun, in welches Gotteshaus seine Eltern beten gegangen. Heine war kein Dichter,

schreibt Herr Xanthippus groß und selbstbewußt hin, und beweist damit, daß ihm auch das geringste Verständnis für Poesie abgeht. Derselbe Herr Xanthippus, der vor kurzem den „Kladderadatsch"-Redakteur Johannes Trojan in Berlin öffentlich für ein dem Sophokles ebenbürtiges Genie erklärte, spricht Heinen den Dichterruhm ab! Er klammert sich an kleine, unbedeutende Schwächen des Mannes und beweist, daß ihm die Kenntnis der einfachsten kritischen Grundgesetze entweder vollständig unbekannt ist, oder daß blinder, thörichter Parteienhaß ihn verführt, dieselben zu verleugnen.

So gut wie jeder Zweig der menschlichen Kultur ist auch die Poesie dem Gesetze der ewigen Fortentwicklung unterworfen, und es giebt in der Litteratur kein non plus ultra. Die Poesie ist so gut ein Teil der menschlichen Kultur, des Weltorganismus wie irgend ein anderes Ding. Sie hat ewige, fundamentale Entwicklungsgesetze, aber sie hat keinen ewigen, tyrannisch ausschließlichen Stil, sie bewegt sich wellenförmig fort, und keine Welle ist so hoch, daß nicht eine spätere sie überragen könnte. Es ist freche, unduldsame Anmaßung, wenn der Gotiker dem Barrockisten das Recht der Existenz absprechen will, es ist die platteste Unwissenheit, wenn Herr Xanthippus schreit nemo ultra Goethen! Wenn er keine Art gelten läßt, als den Götheschen Stil. Wozu dann überhaupt noch dichten, wenn der Gipfel des Parnaß ein für alle Mal besetzt und unerreichbar ist? In der Litteratur giebt es keinen Besitz der ersten Hand. Es giebt keine absolute Wahrheit, keine absolute Schönheit, schon darum nicht, weil es uns unmöglich ist das Ding an sich zu erkennen. Dies freilich würde die Vereinigung der absoluten Wahrheit und Schönheit darstellen. Bis dahin aber, bis diese Erkenntnis den Menschen möglich ist, muß es jeder Zeit und jedem Menschen erlaubt sein, die Welt unter dem Grade seiner Erkenntnishöhe und seines Temperaments anzuschauen, und es wird sich nur darum handeln, ob der Dichter, als der Dolmetsch der Empfindungen und Gefühle der redeunkundigen Mitwelt den Geist und die Weltauffassung seiner Zeit in klarer, vollendeter Form zur Sprache bringt. Das hat Göthe gethan, wie nie ein zweiter Poet der Welt, er selbst war die letzte Hälfte des achtzehnten, das erste Drittel des neunzehnten Jahrhunderts in einer einzigen Gestalt verkörpert — und darum ist die Unsterblichkeit sein.

Aber die Welt Göthes war eben nicht mehr die Welt Heines. Die Zeit ward älter und legte die seidenen Strümpfe ab und die Schnallenschuhe und zog derbe kräftige Lederstiefeln an, und ließ sich einen Bart wachsen an dem bis dahin glatt rasierten Kinn. — Heines Lyrik ist eine Fortentwicklungsstufe der Götheschen, nicht ihr Gegensatz. Die Welt war eine andere geworden um die Wende des zweiten Jahrzehnts, sie hatte begonnen etwas

zu empfinden, was sie bis dahin nie an sich selbst bemerkt, dessen sie sich bedient hatte unbewußt, selten, nur zu den unumgänglichsten Verrichtungen. —

Die Welt bekam plötzlich Nerven! —

Sie lebte nicht mehr nur mit dem Herzen, dem Gehirn, sie lebte auch mit diesen feinen, empfindlichen, den Körper durchlaufenden, von außen unsichtbaren Strängen und Fäden. Das Surren und Rasseln der Maschinenräder, dieser neue, die Luft in ewigem Zittern erhaltende Ton regte sie auf machte sie aus dem früher ungestörten Schlafe emporfahren, das Hasten und Drängen und Vorwärtstreiben raubte ihr die Besonnenheit, die Sammlung, sie bekam Zufälle, fiel aus einer Laune in die andere, begann mit Lachen und endete mit Weinen. Sie hatte keine Zeit mehr nach harmonischer Abgeschlossenheit der Eigenart zu streben, sie wollte genießen, rasch, im Fluge, hier nippen, da kosten, und eilte wie Faust von Begierde zu Genuß und im Genuß verschmachtend vor Begierde. In dieser Zeit war Heine geboren, unter ihren Eindrücken wuchs er auf, mit scharfen Sinnen sah er die Welt nervöser und nervöser werden, ruhelos aus einer Stimmung in die andere springen, den Humor mit jedem Eisenbahnzuge wechseln, der am Bahnhof des Lebens ankam oder abging. Er lebte mit diesen Menschen, ihre Bilder prägten sich ein in sein Gedächtnis und er gab das Bild seiner Welt, treu und klar wie er schaute. Seine Muse wiegte sich kokett in den Hüften, sie wollte vor allen Dingen unterhalten sein und die Andern unterhalten, sie scherzte frivol über Dinge, welche die Jahrhunderte mit einem weißlichen Schimmel von Heiligkeit überzogen und vergoß im nächsten Augenblick bittre Thränen der Reue über sich selbst, sie lag jetzt in hysterischen Lachkrämpfen und verkündete im nächsten Augenblick wie eine moderne Pythia Sprüche der tiefsten Weisheit einer großartigen, modernen, freien Weltanschauung, um wenige Minuten später zweifelnd an sich selbst sehnsuchtsvoll zu träumen von fernen, längst ins Grab gesunkenen Zeiten, von toten Helden, untergegangenen Städten, vom Rauschen der Waldwipfel und vom Plätschern der Quellen. Sie fühlte den inneren Zwiespalt, den furchtbaren Riß in der eignen Brust und war unglücklich in der Unmöglichkeit ihn wieder zusammenzuziehen. Sie jubelte ob ihrer reinen Freuden, sie beweinte ihre aufrichtigen Schmerzen, sie öffnete selbstvergessend die tiefsten Winkel ihres Herzens und ließ die geheimsten Regungen ihrer Seele hinausströmen . . . da plötzlich fiel ihr Blick auf eines jener spöttischen, gleichgiltigen, frechen, materialistischen Gesichter der brutalen Polizisten, Unteroffiziere, Schulmeister, Schacherjuden, die sie händereibend oder sich auf den Geldsack klopfend umstanden, und mit wahnsinniger Wut zuckte es in ihr auf: Was? euch elendes, niederträchtiges Gesindel soll ich zu Zeugen machen meiner tiefsten, heiligsten Schmerzen? daß ihr

höhnisch lachend euch zuraunt: „So gehts ihm recht, dem Narren, dem Poeten, der hochmütig herabsieht auf unsern Gamaschendienst, unsern Stock, dem Nichtsthuer, der niemals gelernt hat Geld zu verdienen!“ So schrie es in ihr auf und in Verzweiflung warf sie das erste, beste Tuch über das blutende Herz und stürzte unter sie, brutalere Flüche ausstoßend, zynischere Witze reißend als jene, nur um den Erbärmlichen nicht die Genugthuung zu gewähren, über sie und ihre Schmerzen, ihre Kämpfe zu lachen. Liebe! Sie lachten des Wortes! Was war ihnen Liebe ohne Mitgift! Sie verhöhnten den Träumer, der sein Herz wegwarf an ein Mädchen mit dem blondesten Haar, den blauesten Augen, doch ohne hunderttausend Thaler, und zu seinen Füßen schwärmte und träumte. Sie verhöhnten ihn — und nichts thut weher als verspottet zu werden in seinen heiligsten Gefühlen. Wie dem entgehen? O der Poet ist schlau, er findet einen Ausweg! Er schwärmt, er träumt sich ganz hinein, mit innigster Inbrunst in jene süßen, heiligen Empfindungen, und wenn der Lauf derselben in breitem Flusse ausgeströmt ist, dann tritt er vor und sagt: „Meine Herren, im übrigen war das Alles dummes Zeug, und ich denke über die Liebe gerade so gemein wie Sie!“ Das empörende, wütend machende Kichern, das sich schon leise erhoben, verstummt: „ein vernünftiger, ein tüchtiger Mensch!“ schallt es von Mund zu Mund — der Dichter aber ballt heimlich die Fäuste, daß ihn die Erbärmlichkeit dieser Menschen zur Lüge zwingt, die Stunde der Wonne, die er selig verträumt, kaum daß sie beendet, selbst verspotten zu müssen, um nicht selbst zum Spott der Welt zu werden.

Wenn euch daher Heine nicht gefällt, so klaget die Zeit an, diese nervöse, brutale, materialistische Zeit, welche das ruhige behagliche Ausleben einer Empfindung nicht kennt, welche die harmonische Entwickelung des Einzelwesens, wie sie noch Göthen blühte, nicht mehr gestattete, diese aufgeregte, unterhaltungsbedürftige, aus einer Stimmung in die andere springende Gesellschaft! Klagt euch selber an, denen die Offenbarungen eines kindlichen Herzens nur noch ein Gegenstand neugierigen Lächelns sind . . . schlaget ein Kreuz vor euch selbst, doch kreuzigt nicht den Dichter, der ein Mensch ist wie ihr, abhängig von allen Bedingungen, Zuständen, Verhältnissen seiner Gesellschaft und seiner Zeit!

* * *

Niemandem würde die perfide Kampfesweise des Herrn Xanthippus, Heine überall gegen Göthe auszuspielen, sicherlich verwerflicher erscheinen, als dem Dichter des „Buches der Lieder“ selbst, denn in Heines ganzer Lyrik tritt deutlich das Bestreben zu Tage, auf dem Grunde organisch fort-

zubauen, den der Meister errichtet. In den schönsten Perlen seiner Lyrik war Göthe durchaus Realist, das heißt, er bemühte sich, den tiefsten Gefühlsinhalt mit Vermeidung jeder Phrase, jeder hohlen Rhetorik, in der knappesten Form, in den schlichtesten, einfachsten Worten so klar und eindringlich als möglich auszudrücken. Kann man sich etwas einfacheres und zugleich ergreifenderes denken als jenes „Über allen Wipfeln" oder „Wer nie sein Brot"? Die höchste realistische Kunst zeigt sich aber in der tiefsten Wirkung mit den einfachsten Mitteln. Und an diesem Punkt setzt Heines Kunst ein. Eine Welt von Schmerzen preßt er in einen simplen, unscheinbaren Vierzeiler zusammen, sein Dichten ist ein Verdichten, er, der gelitten, was Tausende leiden, spricht, wie Tausende sprechen, ohne die Spur eines hohlen, erkünstelten Pathos, schlicht und wahr, wie die Natur selbst, die ihre eignen Vorgänge und Wandlungen schildert. „Anfangs wollt' ich fast verzagen . . ." — eine Tragödie in vier Zeilen. Der Dichter sitzt Nächte lang, Woche um Woche an solchen vier Zeilen feilend, arbeitend, ihnen jede unnatürliche Gezwungenheit nehmend, jede schwerfällige Konstruktion, sie so leicht, so natürlich hinzustellen wie die Improvisation eines überströmenden Herzens, er wendet Elisionen an, gelegentlich unreine Reime, um nur ja den Anschein des Ersonnenen zu überwinden, einen leichten, freien Eindruck zu erzielen, die Natur sich selbst vortragen zu lassen in ihrer so rührenden verlegenen Unbeholfenheit — und Herr Xanthippus kommt und verlangt, der Dichter hätte sich von ihm erst ein Kolleg über Poetik lesen, sich von ihm, dem großen Kritiker Xanthippus, belehren lassen sollen, daß „Geläute" und „Weite" kein reiner Reim sei! O Anmaßung, o Blindheit, o Unwissenheit!

Auch Prosa hast du nicht schreiben können, niemals hast du einen richtig gebauten Satz zustande gebracht, Verfasser der „Harzreise" und der „Romantischen Schule", du darfst es glauben, Herr Xanthippus sagt es dir und streicht dir wie einem Quartaner die Stellen rot an, wo du den Dativ anwendetest, während der Gebrauch den vierten Fall vorschreibt. Daß in deiner „Harzreise" wie in Wagners Musikdramen die Elemente gleichsam selbst Sprache zu bekommen scheinen, daß wir meinen, aus diesen einfachen, schwarzen, gleichmäßigen Zeilen die Tannen selbst rauschen, die Quellen selbst murmeln zu hören, die Rehe selbst durch die Büsche schlüpfen zu sehen, indes erquickender, stärkender Nadelduft unsere Nase trifft — daß die unverständlichen, kauderwälschen und den Eingeweihtesten unfaßbaren griechisch-lateinischen Ausdrücke, die fürchterlichen Schachtelperioden Fichtes und Hegels zum ersten Mal ihren tiefen, aber kaum erkennbaren Sinn in deiner Darstellung vor aller Welt offenbaren und die welterschütternden, aber kaum

einem Dutzend Menschen verständlichen Gedanken durch dich gemeines Gut werden deines Volkes, ja aller Nationen, und erst durch deine rheinweinklare Darstellung die Möglichkeit des Verständnisses, der Bewunderung, der Huldigung fremder Nationen wecken . . . was geht das uns an? Du hast einmal den Dativ für den Accusativ gesetzt, und Herr Xanthippus setzt dich in der deutschen Sprachstunde an das unterste Ende der Schulbank. Du hast uns erlöst von dem fürchterlichen Banne, die der gräßliche, undeutsche, den römischen Schriftstellern nachgebildete Periodenstil der klassischen Heroen über unsere Sprache gebracht, du zerbrachst das Prokrustesbett der endlosen Schachtelsätze des Geheimratsstiles, der Partizipialperioden, der ineinander geschobenen Relativsätze, du gabst der Sprache Feinheit, Leichtigkeit der Bewegung, lehrtest die schwerfällige, sich leicht und gefügig im Walzer und Ländler umherdrehen, du warst der Tanzmeister der deutschen Sprache, du verliehest ihr die Fähigkeit des Ausdrucks für jene unzähligen, fein abgetönten heiteren und betrübten Stimmungen des Augenblicks, welche kommen und vorüber gehen mit dem Wetter, mit der Spannung und Erschlaffung der Nerven, lehrtest sie lächeln, grüßen, plaudern, sich verneigen! Luther hatte ihr das stämmige Gerüst der Knochen gegeben, Lessing die ausdauernden, biegsamen, straffen Sehnen, Göthe und Schiller das kräftige, gesunde, voll und mächtig gerundete Fleisch der Muskeln — du gabst ihr das feine, für jede Stimmung, für die feinsten Eindrücke, für den Grad des Wassergehalts der Atmosphäre empfängliche Gewebe der Nerven!

Auch ein Deutscher bist du nie gewesen! Herr Xanthippus sagt es, und der ist ein maßgebender Richter. Du allein hast zwar neben Göthe den Ruhm der modernen deutschen Litteratur in alle Länder der Welt getragen, in Länder, in denen man nicht einmal etwas von Schillers unsterblichen Schöpfungen wußte, du hast mehr zum Ruhm der bis dahin verachteten deutschen Poesie unter allen Völkern beigetragen als Uhland und Mörike und alle die ja an sich hochverdienten Männer, die man dir jetzt gegenüber stellt, aber das alles giebt dir doch noch kein Recht, dich einen Deutschen zu nennen, Xanthippus spricht dir jede Berechtigung dazu ab! Laß dich expatriieren! Dein Vaterland ist da, wo Volapük Nationalsprache ist — in Nirgendsheim.

Wenn ein Landsmann nach Paris kam, arm, heruntergerissen, elend, ohne Mittel, sich zu ernähren oder weiterzukommen, so ging er zu dir, klagte dir sein Leid, und du nahmst ihn auf, dein Suppentopf stand auch für ihn auf dem Herde, und war wie so oft Ebbe in deiner Tasche, — in der Tasche eines deutschen Dichters — so wußtest du für ihn zu wirken, ihn zu empfehlen, daß er wenigstens für den Augenblick den nagenden

Hunger stillen konnte, bis er sich nach Beschäftigung und Erwerb umgethan. Ja, Elender, das hast du gethan, und ich, Xanthippus, ein Deutscher und ein Christ, rufe „Pfui!“ über dich Ruchlosen!

Dein Vaterland erwies dir die Ehre, dich verhungern zu lassen, und du wagtest es, diese Auszeichnung, durch die man dich als Dichter anerkannte, abzulehnen und einen Gehalt von Frankreich anzunehmen, Erbärmlicher! Du begriffst nicht, welche Ehre man dir erwies, als man dir freie Wohnung und freie Verpflegung anbot in einem deutschen — Gefängnis, und wolltest lieber die ungereinigte Luft im Lande des Erbfeindes einsaugen . . . natürlich, um auf den Boulevards den Dirnen nachzulaufen! Nochmals Pfui!

Siehst du, wir waren so glücklich in Deutschland unter der Herrschaft des Bundestags! Niemand erfrechte sich, ein unziemliches Wort auszusprechen gegen Herrscher oder Kirche! Wie ein Vater sorgte der Fürst für seine Kinder, was ihnen fehlte, sah er ihnen an den Augen ab, sie hatten nichts zu klagen, sie brauchten nicht einmal den Mund zu öffnen, sie hatten nur die kleine Mühe des Steuerzahlens, und alle die Unannehmlichkeiten der Teilnahme an den öffentlichen Geschäften waren ihnen erlassen. Nicht einmal die Sorge brauchte sie zu quälen, ob sie am nächsten Tage ihrem Geschäft würden nachgehen müssen oder auf dem Felde der Ehre für ihren geliebten Landesvater würden sterben dürfen, noch peinigte sie der Kummer um den Verbleib der öffentlichen Einkünfte, ihrer Steuern — Alles dies nahm ihnen der gütige Bundestag ab, Deutschland war glücklich, zufrieden, heiter . . . Da kommst du, Unseliger, und reizest sie mit frechen, spitzen Worten auf wider ihre gütigen Herren, raunst ihnen lose Worte ins Ohr, Majestätsbeleidigungen, Drohungen, gemeine Verhöhnungen des Heiligsten, der Unterthanentreue, nennst die Liebe der Herrscher Tyrannei und stachelst die Bethörten auf, daß — wie Pferde, die durch Stiche der Bremsen toll geworden, fortstürmen, blind, ziellos, alles über den Haufen rennend — so jene wagen, an den geheiligten Stützen des Thrones zu rütteln, und sie sich selbst das Joch aufladen, die Bürde der Sorge um die öffentlichen Geschäfte, die sie nun Tag für Tag schwerer drücken, die sie so gern abschütteln möchten und nicht mehr können! Dreimal Pfui über dich!

Und dann triebst du die Frechheit so weit, gar noch zu behaupten, du liebest dein Vaterland! Dich mit Kaiser Maxens treuem Narren Kunz zu vergleichen, der in der Schellenkappe dem Herrscher mit lustiger Miene fürchterliche Wahrheiten sagte, der ihn nicht verließ in der Noth, ihn befreite aus Kerker und Haft, und dann als einzige Gnade sich ausbat, die Majestät möge ihn nicht hängen lassen! Wir aber, wir sind nicht so dumm

wie Kaiser Max, wir ließen dich hängen auf der Stelle, an den höchsten Baum, wenn du nicht — danke es deinem guten Stern! — schon tot wärest! Nun, dann wenigstens noch einen Fußtritt! So — und so — und so! Eh, wie schmeckten die, Verräter?

Auch Glauben hast du nicht gehabt! Welcher Religion gehörtest du eigentlich an? Du nanntest dich einen Protestanten — doch nur, um den Protestantismus zu verraten, den du haßtest! Daß du Luther als den größten Mann Deutschlands verehrtest, daß du dich so oft vergeblich bemühtest, deiner Frau, der kleinen bornierten Katholikin, die Bedeutung des Unsterblichen klar zu machen, bis sie böse wurde und mit dir wegen der Verehrung des Ketzers schmollte, daß du „Ein' feste Burg" über alle Lieder der Welt stellteſt — was kümmert das uns? Uns, Luthers moderne Nachfolger und größer als er, hast du beleidigt und geschmäht, du schriest nicht mit, als wir riefen: Verbrannt den Juden — und dafür steinigen wir dich jetzt nach deinem Tode! Dann fielst du zurück in den alten Hebräer-Unglauben und schwelgtest in „Prinzessin Sabbath" in den Erinnerungen deiner Jugend — wurdest schier zum wundergläubigen katholischen Reliquienanbeter in der „Wallfahrt nach Kevlaar", inbrünstiger als der frömmste Jesuitenzögling, und übtest gar heidnischen Götzendienst, Naturanbetung und Dämonenkult, in unzähligen anderen Liedern! Das geht ja beinah so weit wie Göthe, der Heide war mit Iphigenie, Atheist mit Prometheus, Pantheist mit Faust . . . Kann etwa ein Mensch alles zugleich glauben? Siehst du nun, daß du ein gewissenloser Heuchler bist? So verurteile ich dich zu ewiger Höllenstrafe, ich, der Großinquisitor Xanthippus!

Welch ein aussätziger, rebellischer Geselle du warst! Und je älter du wurdest, desto schlimmer! Anfangs war es ja noch zu ertragen. Aber da verbot in weiser Erleuchtung der hohe Bundesrat, damit die gehorsamen Unterthanen durch deine losen Reden nicht fürder aufgestachelt würden, während du der Heimat fern weiltest, und natürlich ohne dich Elenden der Ehre einer gerichtlichen Verhandlung wert zu halten, ohne Urteil und Recht, durch einfachen Beschluß, deine Schriften, und mit weiser Vorsicht nicht nur die bereits veröffentlichten, sondern, um sich gegen die zu erwartenden zukünftigen Angriffe zu schützen, da doch die Übermacht auf deiner Seite war, auch gleich alles, was du noch dein ganzes ferneres Leben lang schreiben würdest, so dir vollständig unmöglich machend, noch ferner zu deinem Volke zu sprechen, deinen Büchern jeden Absatz, dir jede Einnahmequelle entziehend, damit du endlich einmal lerntest, dich ruhig zu verhalten! — Und du, Elender, sahest die tiefe Weisheit dieses Beschlusses nicht ein, im Gegenteil, dein Toben und Hetzen ward wilder und unerträglicher; statt dich gehorsam

in Demut zu fügen, wagtest du — o unerhörtes Unterfangen — sogar deine Feinde, die dich verfolgten, dem Gelächter der Welt preiszugeben, erhobest — o Schauder! — die Faust, sie niederzuschlagen, statt nach der rechten auch noch die linke Wange zu reichen! Ruchloser, wie würden wir in gleichem Falle gehandelt haben!

Welch ein heimtückischer, hinterlistiger Geselle warst du! Ohne das mindeste Verständnis für echte Poesie! Fremde Dichtergröße zu würdigen, anzuerkennen warst du nie im Stande. Kleists „Prinz von Homburg", Grabbes „Gothland", die das deutsche Volk bei ihrem Erscheinen mit Gleichgültigkeit und Hohn aufnahm, erdreistetest du dich, zum ersten Male öffentlich und privatim als unsterbliche Meisterwerke der deutschen Kunst zu bezeichnen und das Auge der Welt darauf zu lenken. Natürlich, wann hätte ein Afterpoet je wahre Poesie zu würdigen verstanden! Wie undeutsch war all dein Denken und Empfinden! Als Richard Wagner die nationale Wiedergeburt der deutschen Kunst anstrebte, konnte er nichts von dir brauchen und mußte sich selbst zu seinem Tannhäuser und Fliegenden Holländer die Anregung von Heine holen!

Nein, du warst kein Deutscher! Und wenn 46 Millionen Menschen Tag um Tag deine Lieder singen, mit dem falschesten Pathos daklamieren, immer und immer wieder komponieren, wenn blonde junge Leute bei deinem Namen die Augen schwärmerisch zum Himmel aufschlagen und blauäugige Mädchen langsam ihre Thränen rinnen lassen über die weißen Blätter, auf denen deine Verse gedruckt stehen, ja dann — dann —, nun, dann thun sie es ohne moralische und ästhetische Berechtigung, und ich verbiete es ihnen, ich, der Sittenrichter, der Kritiker des deutschen Volkes, Xanthippus! Übelduftende Juden sind sie alle, die „berühmten Leute", die in die Lobposaune des großen Dichters in Israel einstimmten und einstimmen. Wißt ihr nicht, daß Alexander von Humboldt beschnitten war? Ein polnischer Jude, der ursprünglich Heimann geheißen! Elise von Hohenhausen? Ein Judenweib, die am Hamburger Steinweg mit alten Hosen gehandelt! Alfred Meißner, Heinrich Laube — die Namen verkünden die Abstammung! Fürst Pückler-Muskau? Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß er mauschelte!

Laß dich nicht betrügen, deutsches Volk! Wahre deine heiligsten Güter, deinen kindlichen Glauben, deine unverfälschte Nationalität, und daß sie dir nie verloren gehen, so bestelle mich schleunigst zum amtlichen Hüter derselben, — mit einem Gehalt von tausend Mark, oder wie viel du willst, wenn dir das zu viel ist, und bald, denn mit meinen litterarischen Arbeiten verdiene ich nicht einen Groschen, da sie mir niemand abnehmen will . . . O diese Welt! Da drängt sich nun dies Pack von Verlegern, eine Ausgabe der

Werke Heines um die andere in die Öffentlichkeit zu setzen, dieses erbärmlichen, unfähigen Dichterlings . . . und ich muß vergebens von Pontius zu Pilatus laufen mit meinen Manuskripten, für die keiner einen Nickel geben will . . . ich, der geniale, der große, der unsterbliche Xanthippus! . . .

Einiges über Dranmor.*)

Von Alfred Teniers.

(Wien.)

Am 24. März 1865 erschien in der Abendausgabe der Wiener „Neuen freien Presse" folgende Besprechung:

Poetische Fragmente von Dranmor.

(Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus, 1865.)

„Uns war's, als hörten wir wieder das harmonische Rollen der See und als glänzten wieder über uns die Sterne, und spiegelten sich im Meere . . . Wir aber träumten mit offenen Augen, denn wir saßen ja, wie Heine sagt, im ‚einsamen Perlenstübchen', vor uns ein neues ‚Buch der Lieder' von Einem, den das deutsche Volk noch wenig kennt, der es aber verdient, genannt zu werden, wenn man von den Lieblingsdichtern der Nation spricht."

„Der Poesie der neuen Zeit herzlich satt, griffen wir nur mit Scheu

*) Quellen: Neue freie Presse, Nr. 204. — Briefe und mündliche Mitteilungen Dranmors an Alfred Teniers. 1865—1882. — Draumors gesammelte Dichtungen. Dritte vermehrte Auflage. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1879. — Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes. Nr. 18 vom 30. April 1881. — Moderne Dichter-Charaktere herausgegeben von Wilhelm Arent. Berlin 1885. In Kommission der Kamlahschen Buchhandlung. — Sonntagsblatt des (Berner) Bund, Nr. 26 vom 26. Juni 1887. — Der Bund (Bern). Nr. 78, 79, 80 vom 19., 20., 21 März 1888. — Gefällige briefliche Mitteilungen der Dichter und Publizisten Ernst Heller und Dr. J. V. Widmann in Bern und des Doktors Ludwig August Frankl, Ritters v. Hochwart in Wien, de dato März—April 1888. — Gefällige Einsendungen wertvoller, auf Dranmors Wirken bezüglicher Abschriften, seitens der Herren Wilhelm Friedrich, königl. rum. Hofbuchhändler in Leipzig und Gustav Andr. Ressel (Fritz Burger) in Wien.

nach dem dünnen Büchlein, das uns Dranmor geschenkt. Selbst der Titel ‚Poetische Fragmente' nahm uns gegen dasselbe ein, denn wir meinten, statt der Sprache echter bewußter Poesie, ein planloses, leidenschaftliches Stammeln zu vernehmen; doch wie angenehm wurden wir enttäuscht, denn Dranmor ist nicht nur ein bedeutender Dichter, er ist auch ein bedeutender Mensch, der viel geliebt, geirrt und gestrebt hat, und wir hören die Stürme, unter denen er zum Manne reifte, teilweise noch in seinen Liedern grollen."

„Dranmor erinnert an Freiligrath und Lingg; er besitzt nicht das formenprächtige Talent des ersteren, noch die heroische Weltanschauung des letzteren, aber er übertrifft die Beiden an Wahrheit, Innerlichkeit und richtigem Verständnisse der jetzt unabweisbaren Forderungen der Zeit. Wenn Freiligrath Bilder einer Welt schuf, die er nie gesehen, Bilder des Orients und der Wüste, so war es Dranmor gegönnt, die Urwälder Amerikas gedankenvoll zu durchstreifen, die entzückende Pracht des Südens in Brasilien aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und in Singapor der fröhlichen deutschen ‚Weihnacht' zu gedenken. An Linggs ‚Schwarzen Tod' werden wir durch Dranmors ‚febre amarella' lebhaft erinnert, doch fällt der Vergleich zu Gunsten des Letzteren aus."

„Die Perlen der Sammlung sind: ‚Die Fischerhütte', ‚Ein Blatt aus der Jugendzeit', ‚Perdita', ‚Heimweh', und die naive Erzählung ‚Aus Peru'. Bedeutend durch seinen Umfang sowohl, als durch die großartige Weltanschauung, die sich darin findet, ist das Gedicht ‚Eine Nachtwache', dem es nicht an Geisteshieben gegen den ‚neuen Cäsar' fehlt. Möge der Dichter, der darin als Prophet auftritt, bald Recht behalten, und möge unser deutsches Vaterland nicht nur den des Poeten, sondern den Wunsch aller Freunde der Freiheit und des deutschen Volkes *bald* verwirklichen, auf daß es mit Recht bald heißen möge:

‚Ja, das ist der Hauch des Frühlings,
Der des Dichters Busen schwellt;
Deutschland, Dir gehört die Palme,
Deutschland, Dir gehört die Welt!'

Alfred Teniers.

— — — — — — — — — — — — — —

Schon einige Tage nach Erscheinen meiner Besprechung wurde ich allseitig mit Fragen bestürmt, *wer* Dranmor sei? Ja, wer es wüßte! Das Pseudonym war zu gut bewahrt. In Wien hätten mir *damals*, wie ich nach Jahren von Dranmor selbst erfuhr, bloß der schweizerische Gelehrte und Geschäftsträger von Tschudi, der bedeutende Linguist Hofrat von Barb, der Weltumsegler Karl von Scherzer, der Dranmors Gast in Rio de Janeiro

gewesen war, und Grillparzer, der unnahbare und schweigsame Dichter Kunde geben können, wer Dranmor sei, und erst einige Jahre nach Erscheinen der „Poetischen Fragmente" trat ich mit dem so gelehrten als liebenswürdigen Scherzer in angenehme persönliche Beziehungen.

Inzwischen hatte ich, der damals fünfunddreißigjährige, aber vom Schicksal bald an die glänzende Oberfläche getriebene, bald in den dunklen Abgrund geschleuderte Mann, mir einen Roman geschaffen, wer Dranmor sein müsse? Er konnte nur Einer der Vielen sein, der in Europa in den Sturmjahren der Freiheit 1848—1850 politischen Schiffbruch erlitten, einer von denen, die Europa verlassen mußten, die Nordamerikas freie Küste aufsuchten, und von dort nach Brasilien und Peru verschlagen wurden, und nun, selbst Abenteurer, inmitten von Abenteuern leben mußten, die im „Traume nach goldnen Ziffern rangen", vergeblich rangen, wie es Dranmor selbst im Gedichte „Aus Peru", und auch in anderen Liedern gestanden. Und nun drängte es diesen Mann wieder nach Europa, um die reichen, fast elementaren Kräfte seines Geistes hier nutzbringend zu verwenden.

Ich war um diese Zeit als Beamter in der Konsular-Kanzlei der französischen Botschaft in Wien thätig. Ich war nur zwei Stunden täglich beschäftigt, sah viel interessante Leute dort und wurde nicht schlecht bezahlt. Mein unmittelbarer Vorgesetzter, der Ehrenkonsul und Konsulats-Kanzler, Herr Pierret, zeigte mir viel Wohlwollen; jeden Vormittag hielt er eine Stunde Vortrag beim damaligen Botschafter, dem Herzog von Grammont, einem schwachen, aber am Wiener Hof sehr beliebten Diplomaten, der nichts als eine glänzende Repräsentation und die schönsten Equipagen besaß.

Ohne noch zu wissen, wer Dranmor sei, wandte ich mich an Herrn Pierret, den ich befrug, ob es nicht möglich sei, für einen großen, deutschen, exilierten Poeten direkt oder indirekt die Rückkehr ins Vaterland zu erwirken, für einen deutschen Poeten, der die französische Poesie so leidenschaftlich liebe, daß er manches Meisterwerk derselben vortrefflich ins Deutsche übersetzte? Herr Pierret hörte mich gütig an, und versprach mir, wenn ich ihm die nötigen Auskünfte gegeben haben würde, seine Fürsprache bei Grammont. Es wurde damals in ganz Europa viel amnestiert; die Witterung war, wie das Sprichwort geht, dem Unternehmen günstig.

Doch noch immer wußte ich nicht, wer Dranmor sei, wie er heiße und wo er weile. Es gab damals noch keine zwölftausend deutsche Dichter und Schriftsteller und kein Kürschnersches Lexikon, das von all diesen „guten" Musikanten Kunde gab. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als Brockhaus, den Verleger Dranmors, um die Adresse des Dichters zu befragen. Umgehend kam mir die Antwort aus Leipzig zu, man wolle

für Dranmor Briefe und sonstige Sendungen gerne ungesäumt vermitteln, sei aber durch Ehrenwort verpflichtet, weder Name, Stand noch Wohnort des Dichters zu nennen.

Ich schrieb nun an Dranmor, wie es mir ums Herz war. Ich schilderte ihm den mächtigen Eindruck, den die „Poetischen Fragmente" auf mich gemacht, sagte ihm, wer ich sei, und bat ihn, mir Gelegenheit zu geben, ihm die Rückkehr nach Europa durch Beihilfe mächtiger Fürsprecher, vielleicht zu ermöglichen.

Dem Briefe schloß ich einige Nummern der „Neuen freien Presse" bei, die das auf Dranmor Bezügliche enthielt, und das nachfolgende Gedicht:

An Dranmor.

„Ob Du ein Seemann heiter,
Das Meer mit Händen greifst —
Ob Du ein kühner Reiter
Durch die Savannen streifst —
Ob Du beim Glanz der Sterne,
Goldklaubend aus dem Sand,
Gedenkest an das ferne,
Das deutsche Vaterland!

Nicht weiß ich's; fremd geblieben
Ist mir der Name Dein;
Doch drang, was Du geschrieben,
Mir in die Seele ein.
Und weil ich Dir nicht geben
Kann übers Meer die Hand,
Laff' ich dies Blatt entschweben —
Denk' deß', der es gesandt!"

Wien, 1865. Alfred Teniers.

— — — — — — — — — — — — — — —

Monde vergingen; ich blieb über und von Dranmor ohne Nachricht. Endlich kam mir im Oktober 1865 ein Schreiben aus Brasilien zu. Ich öffnete es, und las glühende Danksagungen über die Worte der Wahrheit, die ich, wahrlich aus voller Seele, den „Poetischen Fragmenten" und die Teilnahme, die ich dem Dichter gewidmet. Dranmor war es, der mir den herzlichen Brief geschrieben. Er teilte mir mit, er befinde sich in glänzenden Verhältnissen, sei seit vielen Jahren, seit seinem dreißigsten, k. k. österreichischer Generalkonsul in Brasilien, glücklich verheiratet, und bitte mich, mit ihm im steten Briefwechsel fortan zu bleiben und rückhaltlos über ihn zu verfügen. Er schrieb mir, daß ihn seine ausgedehnten Geschäfte fast jedes Jahr zu großen Reisen nötigen, daß er sich aber nur im Zauberlande

der Dichtung heimisch, ja glücklich fühle; auch daß ihm früher als durch mich, von Freundeshand die „Neue freie Presse" zugekommen sei.

Der Brief erfreute mich Dranmors wegen sehr, aber dennoch! ich hatte mir von den Mitteilungen Dranmors so eigenartige Eindrücke vermutet! verdroß es mich, daß ich meine Hilfe jemandem angeboten, der zu den Reichen und Vornehmen, also nach modernen Begriffen, zu den Glücklichen dieser Erde, gehörte. Ich brauchte einige Zeit, um diesen, nicht für mein Gefühl sprechenden Eindruck zu verwinden . . . dann schrieb ich dem k. k. österreichischen Generalkonsul Ferdinand Schmid nach Rio de Janeiro, er möge vergessen, was Alfred Teniers an Dranmor schrieb und möge mir verzeihen, wenn ich seine Einladung zu regelmäßiger Korrespondenz mit Leidwesen zwar, aber dennoch ablehne, da der Abstand unserer gesellschaftlichen Stellung ein zu großer, und ich leider ein zu grader Charakter sei, um bei divergierender, meine Meinung unter einer Verbeugung zu verbergen. Darauf antwortete mir Dranmor so herzlich, daß ich nicht umhin konnte, bis Januar 1867, den mir lieb, ja zum Bedürfnis gewordenen Briefwechsel zu pflegen. Jeden Monat kam ein Brief von Dranmor und jeden Monat ging ein Brief von mir an ihn ab, ein Brief, in dem ich den Dichter über alles, was in Europa auf politischem, sozialem oder litterarischem Gebiet sich ereignete, mehr oder minder ausführlich berichtete. Dazwischen kam der preußisch-österreichische Bruderkrieg, und da, Ironie des Schicksals! die französische Botschaft die Vertretung der preußischen Interessen übernahm, nahm ich Abschied, und wandte mich nach Raab in Ungarn, um dort geschäftlich thätig zu sein. Dranmor, dem ich meinen Vorsatz lange vorher brieflich mitteilte, half mir großmütig, mich wieder selbständig zu machen. Eslag im Charakter Ferdinand Schmids, großmütig zu sein, wie die großen Kaufherren verflossener Jahrhunderte, wie die Medici, die Fugger und die meergebietenden königlichen Kaufleute Venedigs. „Glücklich sein heißt glücklich machen, geben, was man selbst nicht hat!" war der Wahlspruch dieses umfassenden, vornehmen Geistes, dieses Herzens, das, ach jählings! gebrochen ward durch die Undankbarkeit und Gemeinheit einer weiblichen Seele, die er der seinigen für ebenbürtig hielt. Dranmor ist tot; ich aber will die Ursache seines Todes, die man in Bern genau kennt, denen nicht nennen, die in beiden Hemisphären um ihn trauern, denn, ummit dem Dichter zu reden, „— nur der Schmerz erzeugt die großen, die versöhnenden Gedanken".

Doch ich greife Jahrzehnten vor! Werde ruhig altes Herz und erzähle, was du über Dranmor weißt, in chronologischer Ordnung.

Auch von Raab schrieb ich Dranmor regelmäßig, oft im bekümmerten Geschäftston; von allen litterarischen Verbindungen hatte ich mich zurück-

gezogen. Wie hätte ich selbe auch in dem ungarischen Landstädtchen pflegen können? Die Elite des Kaufmannsstandes dort sah mich über die Achseln an. War es doch unerhört, daß ein Getreidehändler Bücher, ja Gedichte schrieb . . . „Nichts wissen und viel Geld verdienen!" Das Sprüchlein galt damals im schönen Ungarn.

Da rüttelte im Jahre 1867 das Geschick des hochherzigen Maximilian von Mexiko die Herzen und die Geister auf. Die Namen Juarez, Bazaine und Napoleon III. wurden nur mit Flüchen genannt; als nun gar die Kunde nach Europa kam, daß Maximilian hingerichtet worden, kannte die Trauer keine Grenze. Wie ein Alp lag es auf allen Gemütern; da flatterte von Rio de Janeiro im September 1867 Dranmors erschütterndes Gedicht „Kaiser Maximilian" nach Europa hinüber. Es wurde in der „Neuen freien Presse" abgedruckt und erhielt dadurch die von Dranmor beabsichtigte weiteste Verbreitung. Als ich das Gedicht, der Erste in Europa, in Raab von Dranmor empfing, war mein Entschluß rasch gefaßt. Ich ließ Geschäfte Geschäfte sein und reiste nach Wien. Spät abends noch empfingen mich die, nächst dem Pariser Emile de Girardin, berühmtesten Publizisten Europas, die damaligen Herausgeber der „Neuen freien Presse", die Herren Etienne und Friedländer in ihrem Redaktions-Bureau. Die Teilnahme an Maximilian, die Schönheit des Dranmorschen Gedichtes machten mich beredt. Erst schlugen die beiden Herren mir die Aufnahme rundwegs ab. Ihr Journal bringe nie Gedichte; dann hätte es sich stets gegen das mexikanische Abenteuer gewehrt und dessen klägliches Ende vorher gesagt. Da ich aber mit der hartnäckigen Naivetät, die mir damals noch eigen, meine Bitte verfocht, lächelten sie zuletzt und verwiesen mich an Herrn Dr. Karl von Thaler, den damaligen Redakteur des „Feuilletons."

Herr von Thaler hatte damals bei Wien seinen Sommeraufenthalt gewählt. Ich störte ihn in aller Frühe; er machte mir dieselben Einwendungen, die ich abends vorher gehört hatte. Endlich brachte ich ihn dazu, das Gedicht zu lesen, und von der Großartigkeit desselben betroffen, sagte er mir den Abdruck zu; dieser erfolgte bald, und durch eine kleine Notiz erfuhr nun alle Welt, wer Dranmor sei!

Als das Gedicht in der „Neuen freien Presse" erschienen und meine diesbezügliche Mission glücklich beendet war, dankte mir Dranmor innigst und bat mich, das Gedicht in Buchform drucken zu lassen, und es den hervorragendsten Schriftstellern Deutschlands und der Schweiz zu senden. Gleichzeitig teilte er mir mit, er beabsichtige, seiner Gattin wegen, die nervenleidend und eine Französin sei, seine Geschäfte in Brasilien in sichere Hände zu übergeben, und nach Europa zu übersiedeln, in Paris zu wohnen und

seine dadurch gewinnende Muße durch größere Reisen und dichterisches Schaffen auszufüllen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich wußte wohl, daß Dranmor in Brasilien ein großartiges Geschäft betreibe, daß seine Schiffe die Meere durchfurchten und daß die Fama ihn einen südländischen Rothschild nannte; und vielleicht deshalb teilte ich ihm meine Ansicht mit, ob es nicht besser sei, da er sein Riesengeschäft von Europa aus doch nicht persönlich leiten könne, wenn er dasselbe in Rio auflöse und in Europa ein neues begründe? Als Antwort hierauf erhielt ich ein kaufmännisches Zirkular, worin Ferdinand Schmid der Geschäftswelt mitteilte, er übersiedle nach Europa und sein Freund Groß werde fortan als Kompagnon und Chef das Haus Ferdinand Schmid, Groß und Kompagnie führen. Schmid nannte im Zirkular die sehr bedeutende Summe, die er als Fond der neuen Firma zuwende; dem Zirkular waren einige herzliche Zeilen an mich beigelegt, worin er mir für die Aufrichtigkeit meiner Meinung dankte, mir aber erklärte, daß ihm die kaufmännischen Verhältnisse in Europa zu fremd seien, und daß er „die Spitzbuben auf den europäischen Börsen zu sehr fürchte", um mit ihnen den, unter günstigsten Umständen, gemeinen Wettkampf zu beginnen. Er wünsche Ruhe und bereite alles zur raschesten Übersiedlung nach Paris bevor. Selbstvergessen wie er war, betrieb er früher noch Groß' Ernennung zum k. k. österreichischen Generalkonsul für Brasilien. In Dranmors früheren Eigenschaft als solcher diente er der österreichischen Regierung so sehr, daß ihn diese in den Ritterstand erhob. Um das Jahr 1870 empfing er aus den Händen Seiner Majestät des Kaisers von Österreich die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, eine Auszeichnung, die Dranmor, weil sie doch seinen poetischen Leistungen galt, ganz außerordentlich erfreute. Ich frug ihn einmal, warum er, der doch im tiefsten Innern die republikanische Regierungsform als die für die Freiheit und den Fortschritt günstigste betrachte, eine so innige, fast religiöse Hingebung für einzelne Monarchen hege? „Weil sie hochherzige Menschen sind und weil die Hochherzigkeit in ihnen zur weltbeglückenden Macht sich gestalten kann; so liebe auch ich die Natur, wo sie schönes und gutes hervorbringt." Dies war seine Antwort; kann man sich eine erhabenere auf solche Frage denken? . . .

Im Jahre 1868 besuchte ich ihn in Paris, wo er Rue Auber ungemein behaglich wohnte. In seinem Arbeitszimmer sah man eine Menge Dinge, die an Brasilien erinnerten; besonders fiel mir ein großes Rundgemälde von Rio de Janeiro auf. Hier lernte ich seine Gattin kennen, eine kleine zierliche, meist schweigende Dame, deren Antlitz Spuren großer

Schönheit und vielleicht . . . auch großer Stürme zeigten. Ihrer großen, ruhigen, dabei sehr traurigen Augen gedachte ich lange Zeit. Auch Dranmor hatte solch ruhige, aber tieftraurige Augen. Er schien seine „Lise", die wohl auch die „Perdita" seiner unsterblichen Lieder war, sehr zu lieben, und behandelte sie mit einer Zartheit und Galanterie, die mich verstehen ließ, warum er sich „den gezähmten Leu" nannte, denn die Gestalt des Dichters besaß das Ehrfurchtsgebietende und seine Miene das Sympathische, das wir an den antiken Marmorstatuen der Heroen bewundern.

Wir sprachen über tausend Dinge, und der eine Tag, den ich bei Dranmor in Paris zubrachte, gehört mit zu den wohlthuenden Erinnerungen meines Lebens.

Über die Zeit seiner Kindheit und die Schicksale seiner Jugend war Dranmor sehr zurückhaltend. Ich erfuhr nur, daß der seiner Zeit mit Recht gefeierte Ludwig Seeger Jahre hindurch sein Erzieher gewesen sei, und daß eine von ihm sehr verehrte Schwester in der Schweiz lebe, in deren Häuslichkeit er auch öfter Erquickung suchte und fand. Dranmor besaß eine umfassende Bildung, sprach und schrieb französisch, englisch, portugiesisch und vielleicht auch andere moderne Sprachen, sehr gewandt, verstand vorzüglich latein und kannte nicht bloß die schöngeistige, sondern auch die philosophische Litteratur aller Völker sehr genau. Dabei verfolgte er Politik und Nationalökonomie aufmerksamen und verständnisvollen Blickes, und liebte, soweit er sich freuen konnte, die Freuden des Lebens. Er liebte die Menschheit; nur flache und übermütige Leute mied er gerne:

„Reichgeborne Müßiggänger, die des Lebens wärmster Kuß,
Nicht entflammt zu kühner Sehnsucht, nicht bewahrt vor Überdruß;

Ihr verlacht die heil'ge Flamme, die in meinem Herzen brennt,
Weiber, Pferde, Histrionen — das ist alles, was ihr kennt."

(Schluß folgt.)

Ein Wort über metrische Übersetzungen.

Von Heinrich Nitschmann.
(Elbing.)

Jean Pauls oft zitierte Sentenz von dem Verblassen des Originals in der Übersetzung ist Cervantes entlehnt, und der zuletzt immer sinnreicher werdende Don Quixote bezieht sie nur auf die leichte Übertragung aus zwei

so ähnlichen Sprachen wie die spanische und die italienische in einander. Er meint jedoch, es gebe so ausgezeichnete Arbeiten in diesem Fache, daß man Zweifel hegen könne, welches das Original sei. Ohne Übersetzungen würden unsterbliche Schöpfungen, wie die homerischen, nur von Gelehrten gekannt und genossen werden. Voß, mehr noch Wiedasch, haben den Deutschen diesen Genuß vermittelt.

Aus fast allen lebenden Sprachen sind dann dichterische Erzeugnisse auf deutschen Boden verpflanzt worden, innerhalb der letzten Decennien auch viele Werke der polnischen Poesie. Diese fielen leider nicht immer Berufenen in die Hände, sondern oft Leuten, die weder deutsche Grammatik noch Metrik kennen und über eine dreiste Stümperhaftigkeit nicht hinauskommen, für die aber gewisse weniger wissenschaftliche Preßorgane Polens und sogar auch Deutschlands noch Worte des Lobes haben. Eine Blumenlese aus so manchem, kaum einzelnen unglücklichen Kritikern näher bekannt gewordenen, in polonagermanischen Bibliographien und von einer, in anderen Fällen gern der Verschweigungstheorie huldigenden Clique beharrlich als lebend aufgeführten Mort-né würde die „Fliegenden Blätter" zieren. Man will eben aus Seifenblasen Weltkugeln machen! So werden denn die Übersetzer zu Dutzenden aufgeführt, mögliche und unmögliche in einer Federfüllung, etwa wie Heine in „Der Sturm spielt auf" Heterogenes aneinanderreiht. Giebt aber das Schicksal gar einem durch das Geld von Magnaten an die Öffentlichkeit gelangten Übersetzer oder vielmehr unfreiwilligen Parodisten das kritische Richtschwert in die Hand, dann lautet sein Urteil: „die und die Übertragung ist zu fein, zu glatt und entbehrt deshalb der Kraft" oder „sie ist gut deutsch, etwa wie ein Gedicht von Geibel, aber nicht polnisch". Dergleichen ist in der That schon mehrmals gedruckt worden. Wenn nun eine Übertragung ins Deutsche nicht gut deutsch sein, sondern die charakteristischen Eigenschaften der Ursprache wiedergeben soll, dann muß sie nur Wendungen und Konstruktionen enthalten, welche dieser angehören. Das giebt dann Inversionen, die man sonst mit „radebrechen" zu bezeichnen pflegt. Es ist aber diese oder jene Sprache nur das zufällige Vehikel, das Material für die Form, die erst von dem sie durchwehenden Geist, von dem Gefühl die dichterische Weihe empfängt. In der Tonkunst wird eine schöne Kantilene in gleicher Weise die Herzen bezwingen, ob sie auf Geige, Cello, Klavier, Flöte oder Horn von einem Meister vorgetragen wird. In der Übersetzung *muß* die Form bei gleichem Inhalt eine durchaus andere und doch gleichzeitig mit diesem aus demselben Akte der Wiederschöpfung hervorgegangen sein. Welchen Zweck aber haben jene, das Ansehen der polnischen Litteratur schädigende Vergewaltigungen, die nur Wörter mühsam zusammenzwängen und an das

Versende einen Reim ankleben, der durch seine Gesuchtheit verblüffend wirkt? Wenn Euripides sagt: *εὔκλειαν ἔλαβον οὐκ ἄνευ πολλῶν πόνων*, so hat er sicherlich so unfruchtbare Arbeiten nicht im Sinne gehabt.

Zunächst und vor allem kommt es ja doch darauf an, daß der Übersetzer eine treue, die Begeisterung des Urhebers atmende Nachdichtung schaffe, welche, auch wenn sie unabhängig von dem Vorbilde betrachtet wird, einen unmittelbaren ästhetischen Genuß gewährt, indem sie uns ohne störenden Anstoß zur höchsten und edelsten Sphäre der Poesie, der Welt der Ideale emporführt, eine Nachdichtung zugleich, in welcher der Wohllaut des Verses sich mit der Harmonie des Reimes zu einer geheimnisvollen Tonsprache verbindet. Versmaße, Cäsuren und Konstruktionen, die nur der Ursprache eigen sind, vereiteln durch ihre Fremdartigkeit den poetischen Eindruck. Man nimmt gewöhnlich an, daß ein lyrisches Gedicht in der Übersetzung notwendig eine Einbuße erleiden müsse. Dies kann indes nur für einzelne Fälle gelten. Die Fassung ist zwar knapper, als die einer epischen Dichtung, aber gerade diese Schranke hat oft den Autor verhindert, einen schönen Gedanken ganz auszusprechen. Dies gelingt dann dem verständnisvollen Neubildner nicht selten in seiner Sprache.

Aus der polnisch-deutschen Übersetzungslitteratur liegen uns heute einige Werke von mäßigem Umfange vor, welche Gotthilf Kohn in den Jahren 1880—83 in Przemysl herausgegeben hat. Beginnen wir mit seiner Übertragung der „Verteidigung Trembowlas", einer historischen Dichtung von Timon Zaborowski. Es war gewiß ein löbliches Beginnen, diese so ziemlich in Vergessenheit begrabene Schöpfung zur Sobieski-Feier zu exhumieren. Timon Zaborowski genoß seiner Zeit wegen einiger, natürliches Talent verratenden vaterländischen Gedichte große Beliebtheit, ward aber, nachdem er, 29 Jahre alt, 1828 sich selbst den Tod gegeben, bald von den neu aufgehenden glänzenderen Gestirnen überstrahlt. Der Stoff zu unserem Poem ist der polnischen Geschichte entlehnt. Die Festung Trembowla wurde 1674 von einem Heere Türken und Tataren belagert, und schon sprach der Kommandant Chrzanowski von Übergabe. Da trat seine Gattin mit einem Messer vor ihn hin und drohte, ihn und sich selbst zu erstechen, wenn er die Veste nicht bis aufs äußerste verteidige. Die Besatzung hielt sich nun wirklich, bis Johann Sobieski von Lemberg heranzog und Trembowla entsetzte. Viele der zehnzeiligen Strophen des Gedichtes sind Kohn gut gelungen und verraten poetischen Trieb und Schwung, andere beleidigen das Ohr durch Härten, durch Reime wie: Tiefen — riffen, wüten — mitten, gewinnen — klimmen, Synkopen wie: teil'n, zehr'n, Pol'n, Aphäresen ohne Präposition wie: 's Leben, 's Gefühl, 's Regiment, „ob auch

der Pole 's Blut fürs Vaterland gelassen". Dergleichen ist ganz unzulässig. Auch schreiben wir nicht Marija, sondern Maria u. s. w. Hoffentlich lernt der Übersetzer diese und andere Fehler allmählich vermeiden, was ihm, da seine Nachbildung zumeist eine sehr freie ist, um so leichter werden müßte. Das oben Gesagte gilt auch von dem Kohnschen Reproduktionswerke „Libertas, Lieder aus den Freiheitskämpfen". Die Libertas der Übersetzung eliminiert Verse und Bilder, substituiert schwächere und kühlt Garczyńskis Kriegsfeuer bedenklich ab; poetisches Talent ist jedoch dem Übersetzer keineswegs abzusprechen.

Die dritte deutsche Arbeit unseres Verfassers ist eine Analyse des „Konrad Wallenrod" von Mickiewicz. Als dieser Dichter zu Moskau und Petersburg in den angenehmsten Verhältnissen, geehrt von allen, die durch Geist und Rang hervorragten, sich glücklich fühlte, verdachten ihm dies seine polnischen Freunde. Gleichsam zum Beweise, daß er das Unglück des Vaterlandes auch in der Fremde schmerzlich empfinde, schuf er seinen „Wallenrod". Diese von Byrons Geist getragene poetische Erzählung machte durch ihre eigentümlichen Bilder und als revolutionärer Weckruf großen Eindruck, aber man warf ihr auch vor, daß sie den Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel" verherrliche. Dieser Vorwurf wird dadurch gemildert, daß Wallenrod die Früchte seines Verrates am deutschen Orden nicht genießt, sondern einem elenden Tode verfällt. Der eidbrüchige Held der Dichtung hat übrigens wenig mit jenem Konrad von Wallenrod gemein, welcher im 14. Jahrhundert als Hochmeister in Marienburg residierte. Solche historische Untreue darf man indes einer Dichtung — ob nun in Versen oder in Prosa — nicht als Fehler anrechnen, ein Tadel trifft nur die große Zahl „Gebildeter", welche aus derlei Phantasiegemälden ihre Geschichtskenntnis schöpfen. Kohn legt den Inhalt des Mickiewiczschen Werkes in Kürze dar. Die eingestreuten Stellen daraus sind gut wiedergegeben. Seine Übersetzung einer Auswahl Chamissoscher Gedichte endlich zeugt nicht nur von Eingehen in die Intentionen des Dichters, sondern sie ist auch dem Vorbilde adäquater. Die der polnischen Diktion eigene prägnante Kürze, die Freiheit in der syntaktischen Verbindung und der zwangloser sich darbietende Reim erklären dies. Die von Kohn beigefügte biographische Würdigung des bei uns mehr, als er annimmt, geschätzten Spätromantikers ist sehr sympathisch gehalten.

Romane und Novellen.

Theodor Storm †! Er war ein trefflicher „Künstler", ein Meister der Novelle, sobald man darunter das Klein-Genre versteht. Nun, was weiter! Jede höhere Auffassung, jede Gedankenvertiefung, jede Elementarkraft mangelte ihm. Für letztere trat eine schwüle versteckte Lüsternheit ein, wie im „Waldwinkel" und „Aquis submersus". Einen so engen Geist zu einer Dichtergröße ersten Ranges aufbauschen konnte nur die unverwüstliche Philisterei der deutschen Nachtwächter, denen ewig das Kleinstädtische im Blute sitzt. Unter den Nekrologen ergötzte uns am meisten der im „Hamb. Korrespondenten". Ein junger Dr. Tannert (nicht zu verwechseln mit dem amerikanischen Hungerkünstler Dr. Tanner) hungert dort (figürlich zu sprechen) sein dürftiges Ästhetikpensum mit möglichster Gedanken-Abstinenz tapfer durch. „Ja," schließt er, „wen haben wir noch, um die Würde der Mannheit und der Poesie zu wahren gegenüber dem tollen Lärm der Kinder, denen ein schmutziger Abklatsch der Wirklichkeit ein Kunststück dünkt?" Wer sind diese Kinder? Sind es vielleicht solche, die auf jeder Seite ihrer Werke nicht nur mehr Welterfahrung und Seelenkenntnis, sondern auch unendlich mehr echte Poesie und wahre Idealität entfalten, als Storm und seine Genossen in ihrem sämtlichen Stimmungsgedudel? — So tollen Dummheit und Selbstsucht weiter im Veitstanz ihrer kritischen Unreife und litterarhistorischen Unwissenheit. Hehr und ernst richtet der Zukunftschauer auf dies Tohuwabohu den unerforschlichen Blick und — lächelt. K. B.

„Ich". Roman von Ida Boy-Ed. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Ein bescheidenes Bändchen, für das der Titel „Roman" manchem Ohr fast zu anspruchsvoll klingen mag. Die dem deutschen Lesepublikum durch zahlreiche Arbeiten bereits bekannte und liebgewordene Verfasserin führt uns in diesem neuesten Werk in engem Rahmen ein modernes Sittenbild vor Augen, voll lebendiger, überzeugender Wahrscheinlichkeit vor. Das Thema bildet der heutzutage immer mehr sich auswachsende, krasse Egoismus des Einzelnen, der „Ich"-Kultus. Repräsentanten und zugleich Opfer desselben sind ein junges Ehepaar aus der Finanzwelt, und es ist Frau Boy-Ed vortrefflich gelungen, diese beiden Ich-Menschen in ihrer ganzen, eigentlich bedauernswerten, seelisch-gemütlichen Armseligkeit hinzustellen. Daneben wirken um so wohlthuender einige andere Figuren, und herzerquickend, während die Kinderszenen von absoluter Echtheit und Natürlichkeit, die ich um so höher schätze, da sie selbst anerkannt begabten weiblichen Schriftstellern nur selten gelingen. — Frau Boy-Ed hat sich damit als Meisterin in der Schilderung der kindlichen Psyche bewährt und man braucht ihre prächtige Darstellung nur mit jener anderer gerühmter Kinderdichterinnen, z. B. Frau Sara Hutzlers zu vergleichen, um sofort den Unterschied zwischen echtem Gold und fabriziertem Talmi zu spüren.

Der Boy-Edsche Roman „Ich" wäre nach meinem Geschmack ein unanfechtbares Muster edelrealistischer Erzählungskunst, wenn die einzige Figur der jungen Cousine nicht ein wenig schablonenhaft geraten wäre. Aber nur ganz wählerische, verwöhnte Ohren werden sich daran stoßen. F. v. B.

„Sie macht Carriere." Berliner Sittenbild von Heinrich Büttner. (Berlin, Cassirer u. Danziger.)

Dies ungemein gemeine Unsittenbild

eines pseudonymen Verfassers begrüßen wir mit Rührung. Denn hier erkennt man, wie allgewaltig der echte Realismus sich Bahn brach. Hier giebt's keine falschen Idealitäten, keine „Prostitution des Herzens", keine unnötigen lyrischen Einschiebsel, vor allem keine Ideen. Hier ist alles höchst gewöhnlich und banal, wie der wahre Reporter-Realismus es wünscht. Es ist, als ob die Schweinerei von ganz Berlin zusammengeflossen wäre. Das „Pensionat" der Frau v. Schultz in der Kanonirstraße, die Herren Offiziere der Potsdamer Garnison mit ihren „kleinen Frauen", der Tingeltangel, die Kellnerinnensprache — alles mutet uns lieb vertraulich an. Nur immer 'ran, meine Herrschaften, kaufen, kaufen! Hier ist was fürs Gemüt. Solcher Realismus wird den verstocktesten Börsianer zu sich bekehren. Hier sind die unanfechtbaren Kunstgesetze streng durchgeführt, welche andre Realisten durch ihren überflüssigen Ideen-Ballast so oft verletzen. — Scherz bei Seite! Ein flott geschriebenes, gut komponiertes Unterhaltungsbüchlein pikantester Sorte. Voll Talent und Witz.

K. B.

„Aus schwerer Vergangenheit." Ein Geschichten-Cyklus von Wilhelm Jensen. Leipzig, Elischer.

Es ist keine Frage, daß Jensen zu den bedeutendsten Poeten der Gegenwart gehört. Seine Fruchtbarkeit ist eine enorme und doch hat sich Jensen noch nicht „ausgeschrieben", ein Beweis, über welch' immense Begabung Jensen verfügt. „Die vorliegenden Novellen besitzen keinen Zusammenhang ihrer Einzelhandlungen und Personen. Doch sie bilden ein Ganzes durch die gemeinsame Idee, die schwerste Vergangenheit unseres Volkes, den dreißigjährigen Krieg in seinen verschiedenen zeitlichen Entwickelungsstadien und ebenso in den verschiedensten Gegenden Deutschlands zu dichterischer Darstellung zu bringen. Dies Band umfaßt sie zu einer Einheit, deren Schlußergebnis die letzte Erzählung bietet." Vortrefflich hat Jensen in diesen Sätzen sein Buch charakterisiert; in glänzenden Bildern, belebt von drastischen, originellen Szenen, zieht diese traurige Zeit an unsern Augen vorüber. Erschütternd wirkt das Buch auf den Leser; es ist die Gabe eines echten, originellen Dichters.

W.

„Wer ist der Stärkere?" Ein sozialer Roman aus dem modernen Berlin von Conrad Alberti. Zwei Bände. Leipzig, W. Friedrich.

Indem ich es andern überlasse, dieses Werk, welches nicht nur ein lebendiges Dokument, sondern auch ein nicht umzustoßendes Zeugnis hoher Erzählkunst und sozialethischer Forschungs- und Darstellungskraft ist, nach allen Regeln unserer vaterländischen Kritik zu behandeln, beschränke ich mich heute darauf, den Eindruck anzudeuten, den mir seine Lektüre bereitet hat. Zunächst habe ich es flüchtig durchblättert, da eine Seite, dort einen Kapitelschluß, hier auf gut Glück ein paar Sätze gelesen, um zu erproben, wie mich die Art der Darstellung rein litterarisch anspricht. Obwohl ich Alberti längst als einen ganz hervorragenden Stilisten schätzen gelernt habe, so wollte ich doch sicher gehen und aus Stichproben die Zuversicht schöpfen, daß es sich lohnt, sich in eine genaue, mitlebende, mitfühlende Lektüre des umfangreichen Werkes einzulassen und sich auch dem stofflichen Interesse, das der Dichter zu erregen weiß, mit ganzer Seele hinzugeben. Denn es kann geschehen, daß auch der begabteste Schriftsteller einmal ein mittelmäßiges Buch schreibt; wir haben ja schon mit den berühmtesten Autorennamen diese ärgerliche Erfahrung gemacht, mit Heyse, Spielhagen, Jordan, Hopfen und vielen anderen Häuptlingen

der gebenedeiten Bourgeois-Litteratur. Also zunächst Stichproben — vorsichtshalber. Aber bald schlug ich respektsvoll die erste Seite auf: das ist ein Buch, das *gelesen* werden muß! Gelesen, d. h. entziffert, durchdacht, interpretiert, befehdet, geliebt, verworfen, ans Herz gedrückt werden muß! Und ich las es zu Ende — und fing wieder von vorne an. Dann schmiß ich es weg und ging am Starnberger See spazieren. Aber diese nichtsnutzige Frau Lux und ihr Mann, dieser eminente Schwachkopf, und der Lieutenant und der Baumeister und der Doktor aus Stolpe und dieser Hund von einer Staatsberühmtheit, dieser grandiose Schuft-Ehrenmann Lassarius, und dann diese wunderbaren Hallunken-Menschheitsretter von der Sozialdemokratie — — sie alle kreuzten meine einsamen Wald- und Seewege, verdeckten mir die Aussicht auf die Alpen und zerrten mich aus meiner grünen, ländlichen Idylle in den abscheulichen Berliner Hexenkessel . . .

„Ich bitte dich, sage mir, was sind das für Menschen?"

Dann erschien plötzlich der Urheber all' dieser Menschlichkeiten vor mir mit seinem ernsten, scharf umrissenen Gesicht, mit seinem leidenschaftlichen Wahrheitsblick, mit seiner jugendlich straffen, aber doch von all' den sozialen und dichterischen Problemen, die er zu lösen sich vorgenommen, wie mühselig beladenen Gestalt —: „Das sind die Stärkeren!"

Jawohl, das sind sie, auch noch im Buche, in der künstlerischen Zurichtung; sie packen uns mit der ganzen Dämonie ihres vor Machtdurst, Genußgier, Lust und Leid aufrasenden Lebens. Es sind erschütternd wahre Wirklichkeits-Menschen keine schriftstellerischen Lampenlicht-Schemen, blutvolle Ungeheuer im Taumel des Kampfes und Krampfes um ihre Existenz, um ihre Lebensideale!

Wer ist der Stärkere von ihnen allen? Der Schriftsteller selbst, der diese leidenden und leidenbereitenden Zivilisations-Bestien dichterisch überwältigt und in seinen sozialen Roman-Käfig eingefangen hat.

Man verschaffe sich das Buch! Ich habe es weggeschmissen, aber ich hebe es noch einmal auf. Nachdem ich in heftiger Gedankenarbeit ihrer gleichfalls Herr geworden, sollen mir diese interessanten wilden Gestalten noch manche angenehme Stunde in der Einsamkeit meiner Sommerfrische bereiten.

Ich lese. Mögen andere inzwischen — kritisieren. M. G. Conrad.

Von Hermann Heibergs „Gesammelten Schriften" erschien soeben bei Wilhelm Friedrich in Leipzig die II. sechs Bände umfassende Serie, sodaß also die komplette Kollektion nunmehr aus 12 Bänden besteht, die folgenden Inhalt haben: I. Ernsthafte Geschichten. II. Ausgetobt. III. Die goldene Schlange. IV. Novellen. V. Novellen. Neue Folge. VI. Apotheker Heinrich. VII. Esthers Ehe. VIII. Vornehme Frau. IX. Aus den Papieren der Herzogin von Seeland. X. Ein Weib. XI.—XII. Der Jauuskopf. Der Preis der ganzen zwölfbändigen Reihe der „Gesammelten Schriften" ist Mark 36, fein geb. M. 48. Von Heibergs bekanntem Roman „Vornehme Frau" erscheint demnächst gleichfalls bei Wilhelm Friedrich in Leipzig eine durchgesehene 2. Auflage; ein neuer Band Novellen desselben Autors befindet sich für den gleichen Verlag in Vorbereitung.

„Der Prozeß Froideville" von André Theuriet. Autorisierte Übersetzung. Theuriets originelle jüngste Schöpfung bildet den 24. Band des IV. Jahrgangs von Engelhorns allgemeiner Romanbibliothek; es ist ganz erstaunlich, welche Fülle von Poesie und feiner Beobachtung Theuriets anmutiges Talent in den prosaischen Rahmen eines

aktenstauberfüllten Ministerialbureaus, das den Schauplatz der Handlung bildet, zu fassen versteht.

Poetisches.

Dichtungen von Alfred de Musset. Deutsch von Martin Hahn. Berlin, Schottländer.

Mit erstaunlicher Feinfühligkeit und echt künstlerischem Formensinn ausgestattet muß der Übersetzer sein, der einen so subjektiven Dichter wie A. de Musset verdeutschen will. Martin Hahn verfügt thatsächlich über die beiden obengenannten Eigenschaften in hohem Maße, man kann ihn sogar als starkes poetisches Talent bezeichnen. Daß ihm einzelne Gedichte in formeller Hinsicht nicht vollkommen gelungen sind, kommt gar nicht in Betracht angesichts der geschmeidigen und wohlklingenden Verse, über die er verfügt, und namentlich angesichts der originalgetreuen poetischen Stimmung, die er allen Gedichten einzuhauchen wußte. Es wäre sehr zu wünschen, wenn dieses berufene Talent uns mit weiteren Gaben seiner Übersetzungskunst beschenken wollte.

W.

Lyrik aus Österreich.*) Seit 1866 sind die österreichischen Soldaten strammer geworden, als vorher, die österreichischen Lyriker, mit wenigen Ausnahmen, nicht. Ihre Verse sind so weich, daß man meint, lauter männliche Nachtigallen zu hören, deren Lieder „lauter Liebe" sind. Nun ist auch der treffliche, markige, und fast immer originelle Novellist **Günther von Freiberg**, ziemlich spät zwar, aber doch unter die Lyriker gegangen und ließ **Dijon-Rosen** erblühen.

Diese Lieder-Rosen haben Farbe, aber keine Glut, und sind zwar keine verkrüppelten, aber auch keine hochstrebenden Blumen. Der Dichter wandelt die lyrische Mittelstraße, und er scheint es zu wissen, daß er sie wandelt, denn in den vier Zeilen, welche gleichsam als Einleitung dienen, heißt es, diesmal ganz richtig:

„Welch verfehltes Unternehmen,
Leider einen ganzen Band:
Wiederum die alten Themen,
Liebesleid und Liebestand."

Liest man die Abteilung „**Blütenstaub**", so meint man immer, der liebe Gast, den man erwartet, dessen Tritte man zu hören glaubt, der **Genius des Dichters**, komme endlich ... aber, o trauriger Irrtum! der **Genius** kommt **nicht**. Wohl findet sich unter den „**vermischten Gedichten**" manch kräftiger Klang, der an den **Günther von Freiberg der Novelle** mahnt, aber er verhallt in der „**unendlichen Melodie**", die der Lyrik dieses Dichters, wie ein endloser Liebesseufzer voll Eintönigkeit entschwebt. Des Buches dritte Abteilung: „Die nordische Sappho", aus „einem unvollendeten Roman", ist die Gelungenste. Es finden sich darin Lieder voll **echter** lyrischer Schönheit, die dem folgenden ebenbürtig sind:

„Was bist Du so weit, was bist Du so fern
An die Klippen hinausgezogen,
Als leuchtete Dir kein freundlicher Stern,
Als wär' Dir mein Herz nicht gewogen?

Du kennst es ja nicht, dies kindische Herz
Voll schmachtender, dürstender Liebe,
Voll Gluten zu schmelzen das sprödeste Erz
Und himmelstürmender Triebe!

Ein Eden ist Dein in blühender Pracht,
Dir dufteten die Rosen und Maien,
Du aber gingst fort in der mondlosen Nacht,
Und ließest die Blumen verschneien."

Doch nicht bloß lyrische, auch vier längere erzählende Gedichte bietet **Günther von Freiberg**, von denen „**Das**

*) **Dijon-Rosen. Gedichte von Günther von Freiberg. Buch der Liebe. Von M. Grona. Beide Werke, Wien 1888. Verlag von Carl Konegen.**

Einhorn" vom Zauber der Romantik umflossen ist.

Günther von Freiberg ist einer jener Lyriker, auf die der Beurteiler am Besten die Worte des sarkastischen Nestroy anwendet: „Ich sage nicht so oder so, damit man dann nicht sage, ich habe so oder so gesagt." Seine lyrische Begabung ist eine unentschiedene ... ohne sich an andere Muster, als vielleicht hie und da an Geibel anzulehnen, fehlt ihr doch der erfrischende Hauch einer, und sei es auch derben, Originalität ... Baar jeder Originalität, aber ein anempfindendes Talent ersten Ranges, ist M. Stona, die Verfasserin eines neuen, des wievielten? „Buches der Liebe."

Wie größte deutsche Lyriker vor ihr, wie Göthe, Uhland, Heine und Eichendorff aus dem Quell des Volksliedes schöpften, so schöpft sie daraus, und nebenbei wird sie entzückt von Eichendorff, vor allem aber von Heine, und voll dieses Entzückens singt sie Lieder, die wie das Volkslied klingen, und dichtet Verse, die denen von Heine an Grazie, denen von Eichendorff an Innigkeit nichts nachgeben. Die Originalität der Stona besteht in der unbewußten, bis zur Täuschung gelungenen Nachahmung unsrer großen Lyriker. Liest man die Sonette der Dichterin, so meint man, Platen und Petrarka verhauchen aufs neue ihre Liebesklagen. Göthe und Uhland sind in dem zierlich ausgestatteten Buch der Stona nicht vertreten; vielleicht weil Beide unnachahmlich sind, doch die Stona ist eine solche Meisterin, daß sie, wenn von Göthe und Uhlands Seelenlauten ergriffen, im lyrischen Lied zu Uhland und Göthe würde, und so das schier Unmögliche möglich machte. Wenn sie als selbständige Dichterin auftritt, wenn sie die eigene dichterische Persönlichkeit zur Geltung bringen will, dann ringt sie, wie hilflos, mit Sprache und Gedanken, dann wird sie zum kleinen Talent; es geschieht dies übrigens so selten, daß dieses „Buch der Liebe" dennoch ein köstliches bleibt.

Nun aber sprenge deine Gruft, Du kleiner französischer Jude Heinrich Heine, und singe ein neues unsterbliches Lied der Lieder! Bist Du stumm geworden, so mag M. Stona an Deiner statt jubeln und schluchzen: es ist kein Unterschied:

„Um Mitternacht blühen die Blumen
Im Strahl des Vollmonds auf,
Da steigen aus ihren Kelchen,
Die lieblichsten Elfen herauf.

Sie schweben und schwingen den Reigen
Und neigen und drehn sich im Chor,
Und selig erwachen die Vögel
Und schau'n aus den Zweigen hervor.

Ein Rauschen wie Frühlingsgeflüster
Geht leise von Baum zu Baum,
Und treue, liebende Herzen,
Träumen den schönsten Traum."

Und nun erklingen die Töne eines Volksliedes:

„Du hast mit Deinem Zauberwort
Die Seele mir gefangen,
Dein muß ich denken fort und fort
Mit Thränen und mit Bangen.

Das Leben flieht, kurz ist die Zeit
Zum Lieben wie zum Hassen,
Doch bis in alle Ewigkeit
Sollst Du nicht von mir lassen.

Ich halte Dich mit manchem Band,
Mit Ketten und mit Rosen,
Mit meiner kleinen, schwachen Hand
Und mit dem Geist, dem losen."

Erwache, Eichendorff, Du Sänger der keuschen, der träumenden, und doch so schalkhaften Nacht. Wie? Du kannst dem Rufe nicht Gehör geben? So singe denn Du, o Dichterin, in Eichendorffs Weise! ...

„Es steht die zarte Birke
Auf freiem Wiesenplan,
Und sieht den Mond, den hellen,
Mit tiefer Sehnsucht an.

Sein wunderbarer Zauber
Hat sie so ganz umfaßt,
Kein Lispeln bewegt die Blätter,
Kein Rauschen den schweigenden Ast.

Im Zauber Deiner Nähe
So steh' auch ich gebannt,
Und meine Blicke suchen
Die Deinen unverwandt.

Und ist der Mond geschieden,
Durchbebt ein Zittern den Baum,
Bist, Liebster, Du entschwunden,
Wiegt mich ein wonniger Traum."

Und Platen? . . . .
„Les't selber das Buch!" . . .

A. T.

Ein Sprüchlein.*)

Als ich, manche Blume zu finden,
Fröhlich trat in den duft'gen Hag,
Fand ich ein Büchlein unter den Linden,
An dem herrlichsten Junitag:
Auf dem hübschen kleinen Band
„Gepfeffert und Gesalzen!" stand.

Denn das Büchlein
Enthält lauter Sprüchlein.
Brächte gern an dieser Stelle
Manches draus zur Probe,
Manches düstre, manches helle,
Sei's zum Tadel, sei's zum Lobe.

Doch es ist zu spät,
Denn ich klappt das Büchlein zu,
Ob's auch amusant gewesen!
Wollt ihr wissen, was d'rin steht,
Mögt in Muß und Ruh'
Ihr es selber für euch lesen!

A. T.

„Liederspende zu Gunsten Notleidender im Eisakthale." Gesammelt und herausgegeben von Ignaz Zingerle. Innsbruck, Wegner.

Ich bin ein prinzipieller Gegner solcher Anthologien, deren Inhalt auf die litterarische Nachsicht und den Wohlthätigkeitssinn des Publikums spekuliert, und die Kritik schreitet nicht gern gegen derlei Sammelwerke aus humanen Gründen ein; sie schweigt lieber oder sagt über dieselben einige höfliche Worte, um den Veranstaltern den wohlthätigen Zweck nicht zu verderben. Die vorliegende Anthologie, ein ganz kleines unscheinbares Büchlein, enthält indessen so viele hübsche, sinnige, gemütsvolle Poesien, daß wir sie äußerst warm empfehlen können. Es hat großes litterarhistorisches Interesse zu sehen, wie in Tirol die Blume der Lyrik in duftendem Glanze blüht und es freut den Leser, die Bekanntschaft mit zahlreichen Tiroler Lyrikern zu machen, die bei uns in Deutschland leider mehr oder weniger unbekannt sind. Das Büchlein enthält Gedichte von Hans v. Berlepsch, Greinz, Angelika von Hörmann, Ludwig v. Hörmann, O. v. Redwitz, A. v. Schleinitz, Schnellen, Schullern, Bietler, Zingerle und einigen außerhalb Tirols lebenden sehr bekannten Dichtern, wie Greif und Dahn. Besonders hervorzuheben sind die Gedichte von Ludwig v. Hörmann, dessen Poesie bereits ihrem Urheber reichliche Anerkennung eintrugen. Hörmanns Gedichte sind schwungvolle, formschöne, gemütstiefe Leistungen, wie sie heutzutage, trotz der ungeheuren Anzahl von Lyrikern, die wir besitzen, selten dem Publikum geboten werden. Hörmanns Gedichte sind meinem Gefühl nach die schönsten der Anthologie. Ein auserlesenes lyrisches Talent lernte ich in Angelika von Hörmann kennen. Wahrheit der Stimmung, Glanz der Form, tiefe Innigkeit des Gefühls sind die Hauptvorzüge ihrer Gedichte. Ihre Leistungen überragen weit die mancher anerkannten Poeten und darum wundert es mich um so mehr, der Dame zum erstenmal begegnet zu sein. Schon um der Gedichte willen, die Ludwig und Angelika von Hörmann entstammen, verdient das Büchlein große Anerkennung und weite Verbreitung, abgesehen vom wohlthätigen Zwecke, dem es dient. E. W.

*) Gepfeffert und Gesalzen! Sprüchlein von Richard Kayle. Leipzig 1887. Verlag von Fr. Schneller.

Silhouetten. Gedichte von Bruno Tellheim. (Budapest, G. Grimm.) Wiederum ein Bändchen Lyrika, welche das Weib als Dirne verherrlichen oder, wenn auch nicht verherrlichen, doch als pikantes Stoffmuster verwerten. Der Name des Autors ist uns nicht neu, denn schon seine Gedichtsammlung „Tutti Frutti" haben wir beifällig begrüßt. Die „Silhouetten" zeigen einen entschiedenen Fortschritt, zwar nicht in gedanklicher Konzeption, aber inbezug auf die ungemein frische, wohlgepflegte Form. Tellheim wendet sich mit Geist und Verve gegen die Heuchelei der Gesellschaft im Punkte der Erotik, er weiß die Verlotterung unserer heutigen Demimonde-Wirtschaft in brennenden Farben zu malen. Das Büchlein schließt mit wohlgezielten Epigrammen und Apostrophen allgemeineren Inhalts, von denen wir die letzte, leicht verständliche als Probe zitieren wollen:

„Skurrile, aufgeblasene Sanskulotten,
Erbärmlich an Gesinnung und Gedanken,
Mit Worten, die der Wiedergabe spotten
Und wie sie selbst latrinenmäßig stanken,
So wetterten sie los auf Ihn, die Rotten,
Als ihres Afterruhmes Sterne sanken,
Und thaten sich zusammen in Komplotten
Von Nonplusultra-, Hirn und Lendenkranken.
Heisa! War das ein bienenemsig Suchen
Nach pasquillantisch rüpelhaften Zoten!
Sie haben sich, nuphitische Eunuchen,
Im Schimpfen gegenseitig überboten.
Die Chronika des Unflaths mag es buchen.
Er aber lachte stoisch der Zeloten
Und ließ sie hecheln, höhnen, wüten, fluchen,
Die schon lebendig zählen zu den Toden.

K. B.

Günther Wallings bekannte Gedichtsammlung „Vom Land des Weins und der Gesänge, Wanderungen durch Spanien an der Hand der Dichtkunst," ging aus dem Verlage von E. Pierson in Dresden in denjenigen von Wilhelm Friedrich in Leipzig über; der neue Verlag bereitet eine zweite Auflage der beliebten Sammlung vor.

Drama.

König Erich, unter diesem Titel hat der österreichische Pegasusreiter Stephan Milow in zweiter, verböserter — pardon verbesserter Auflage, bei H. Fischer in Norden ein Trauerspiel, natürlich in Jamben und 5 Akten erscheinen lassen. Der Lyriker Milow ist also unter die Dramendichter gegangen; ist schon der Sprung von der blitzblauen, angekränkelten Lyrik auf die heißen, weltbedeutenden Bretter schwer, so ist es doppelt schwer, wenn man den Sprung mit einem König Erich macht. Drama und Lyrik stehen sich schroff gegenüber, so sanft-säuselnde in allen möglichen und unmöglichen Empfindungen schwebende Lyriker wird sich nie zur Kraft und Energie, zur vielgestaltenden Wahrheit und rücksichtslosen Offenheit des Dramatikers emporschwingen, er müßte es denn mit Hintenansetzung seiner selbst. Wer aber hat diese Selbstüberwindung? Das merkt man nun auch am König Erich — was ist aus dem geworden?! Aus dem kraftstrotzenden, im Wahnsinn großen Monarchen ist ein epilepischer, gehirnerweichter Schwächling geworden. Die Darstellung der teilweisen Verlotterung und des Blödsinns ist unendlich schwer und wahrlich keine dankbare Aufgabe — aber in ihr zeigt sich der wahre Dichter. Wer sich diesen Stoff erwählt, der kann jetzt unendlich viel hineinlegen — der kann unserer modernen Welt einen Spiegel vorhalten. Der unglückliche Ludwig II. von Bayern und Erich sind in den Grundzügen die gleichen Charaktere. Das hat Milow gar nicht bemerkt; wenn er von diesem Standpunkt ausgegangen, hätte er vielleicht ein bedeutendes Drama geschaffen — wenn überhaupt seine auf sinnlicher, wackeliger Basis bestehende Kraft dazu ausreichte. So aber ist Erich eine antiqierte Figur ohne Kraft und Saft; man sieht, daß ihm das Rückenmark fehlt, wo es ihm abhanden gekom-

men, erfährt man nicht. Man sieht, daß er mit den Händen in der Luft herumfuchtelt und allerlei unsinnige Redensarten macht, warum? — Ja, das mag sich der Leser oder Zuschauer selbst denken. Nicht ein Wort Erichs ist motiviert — nicht ein wahrer, pathologischer Zug, der hier unerläßlich zu finden. Psychologie und Charakteristik kennt Milow nicht. Schemas, Marionetten malen — unerhörtes Liebesleid — ungestilltes Liebessehnen schildern, kurz den breitgetretenen Pfad der Liebeslyrik wandeln, das kann Milow — aber weiter Nichts. Sehen wir weiter, die alten, ehrwürdigen, nordischen Helden — nun, Helden sind sie noch — aber Phrasenhelden. Und Karin, das hingebende Wesen, die poesieumduftete Blume? Eine ganz gewöhnliche Dirne, ohne Empfindung, ohne beseeligende Liebe, die Alles, Alles vergißt, wenn sie den Geliebten in die Arme schließt — eine Dirne, die sich darüber freut, Königin zu werden. Zwar verduftete sie im letzten Akte grundlos mit einer Phrase, die zu glauben aber selbst der verruchte Erich zu vernünftig ist. Nein — so schreibt man keine Dramen! Unerbittlich wahr muß man sein, mit eiserner Konsequenz muß man vorwärts schreiten — man muß „in das volle Menschenleben hineingreifen", ein Stück herausnehmen und es schildern, wie es ist. Kann das der Lyriker? Nein — er sieht das Leben durch die dunkle Brille weichlicher Sentimentalität — er kann kein kräftiges Kind erzeugen, er kann nur onanieren. Zur Dramatik gehört etwas Anderes. Um nicht ungerecht zu sein, muß anerkannt werden, daß die Sprache glatt und fließend, teilweise poetisch, von jener geleckten Mache, wie wir sie bei Milow gewohnt sind. Aber genügt das, um nur ein einigermaßen anständiges Werk zu schaffen? Ist der geistige Gehalt der Form wegen da, oder die Form des geistigen Gehaltes wegen? doch wohl letzteres. Man kann sehr elegante Verslein schmieden und in ihnen doch weniger wie Nichts sagen — das beweist uns z. B. Milow sehr oft! Mit der Form ist's nicht gethan. Weltbewegende Fragen sollen aufgeworfen, in diesem Falle der mittelalterliche Geist eines Erich mit modernen Fragen vermählt werden; das ist unbedingt nötig. Wir brauchen keine Sentimentalitäten aus vergangenen Jahrhunderten — wir haben in unserer sozialen Frage, in unserem, leider bodenlos gesunkenen Gesellschaftswesen Stoff genug für Dramen — Dramen, die ihren Zweck voll und ganz erfüllen. Unsere dramatische Litteratur ist sehr herabgekommen, wir bestreben uns mit allen Fasern unseres Geistes, dieselbe wieder zu heben — und wir werden es erreichen. Deshalb, lieber Milow, bleib bei Deinem Leisten — pardon bei Deiner Lyrik.

NB. Ich habe den Preis des Buches nicht hinzugeschrieben, da Dramen ja doch nicht gekauft werden. H. v. B.

„Thomas Münzer". Ein Drama in fünf Akten von J. Brand. München. Druck und Verlag von M. Ernst.

Ich habe, wie den Lesern bekannt sein dürfte, selbst Münzer als dramatischen Helden behandelt, und da mein Stück hauptsächlich als Bühnendrama gedacht ist, der Verfasser des vorliegenden aber sein Vorwort anfängt: „Vorliegendes Drama ist nicht für die Bühne geschrieben", jeder Gedanke an Konkurrenz somit von vornherein ausgeschlossen ist, so darf ich mir wohl ein Urteil über das vorliegende Werk schon erlauben. Der Verfasser will nichts geben, als eine dramatisierte Chronik der Geschichte Münzers; schon die unablässigen Verwandlungen — bis zu 7 in einem Akte — schließen jeden Gedanken an ein Bühnenwerk aus. Ich will hier über die Berechtigung des reinen Buchdramas nicht

streiten, wenn Herr Brand sich aber zur Rechtfertigung desselben auf — Kleist und Gutzkow beruft, so ist das doch ein wenig naiv, er hätte keine unpassenderen Namen wählen können, denn außer Schiller giebt es in der ganzen deutschen dramatischen Litteratur keine großartigeren und gewaltigeren Theatraliker als diese beiden. Da könnte man ebensogut die Berechtigung des Liedes ohne Worte aus Schubert und Schumann herleiten! Meine Ansicht ist, daß ein Drama ebenso wohl bühnenwirksam sein als im Buche interessieren, ergreifen, erschüttern muß. Ich kenne kein Stück Schillers, Shakespeares, Calderons, bei dem das nicht zuträfe. Wahrhafte Poesie muß eben in allen Aggregatzuständen ergreifen. Der Verfasser hat auch nicht, wie ich, ein modernes, soziales Problem in historischem Gewande darstellen wollen — das Problem der psychologischen und sozialen Gefahren des Agitators, wenn ich so sagen darf —, er hat vor allem eine poetisch verzierte Chronik des Münzerschen Aufstandes in dramatischer Form geben wollen. Und das ist ihm ganz trefflich gelungen. Die eigne Zuthat des Verfassers: das Verhältnis Münzers zu der schönen jüdischen Maitresse des Landgrafen Philipp, halte ich allerdings für keine glückliche. Dagegen ist die Charakteristik scharf und bestimmt, der Ton derb und lebendig. Von einer nach dem Gesetz der dramatischen Spannung und Entwicklung aufgebauten Handlung ist natürlich keine Rede, dieselbe verläuft durchaus episch, schreitet aber schnell und energisch vorwärts. Warum verzichtet Herr Brand übrigens so eigensinnig von vornherein auf die Bühne? Mir scheint, daß seine offenbare Fähigkeit in wenigen frisch hingeworfenen Sätzen, ohne langes Präambulieren, die Leute zu charakterisieren und die Handlung fortschreiten zu lassen, seine ganze knappe, kräftige, plastische Art gerade ein großer Vorteil für einen Bühnenschriftsteller ist. Also frisch, es 'mal mit einem modernen Stoff für die reale Bühne versucht!

Conrad Alberti.

Litterarhistorisches.

Wechsler, E., „Wiener Autoren", Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1888. (Kl. 8, 210 S.)

Etwas befremdet und enttäuscht wird man vielleicht anfänglich sein, den reich beanlagten jungen Poeten anstatt beim freigestaltenden, dichterischen Schaffen bei der grämlichen Weisheit und verstandesmäßigen, zersetzenden Arbeit des Kritikers zu sehen; ungerne wird man in seinem Buche anstatt dem lieblichen Dufte der bekannten blauen Blume aus, dem Traumlande der Romantik, dem Geruche der Studienlampe begegnen; man wird einen Augenblick befürchten, auch dieses schöne, vielversprechende Talent könnte in den Untiefen der gewerbsmäßigen Büchermacherei aufgelaufen und festgerannt sein. Wir werden aber diese Bedenken bald los, indem wir uns mit immer wachsendem Interesse in die Lektüre der „Wiener Autoren" vertiefen und die Überzeugung gewinnen, gerade der selbstschaffende Dichter mit seiner unmittelbaren Intuition und seiner sensitiven Seele sei dazu berufen, in den Kern des verwandten Genius einzudringen und uns das Wesen desselben klar zu legen, und ein Poet beurteile den anderen um so trefflicher, als in dessen Seele die eigene sich spiegelt. Wer selbst poetisch produziert, ergründet tiefer verwandte Schöpfungen als der zunftgerechte, dogmatisierende Berufsrezensent von noch so viel Anstelligkeit und Flottheit, der zuweilen dem fehlerlos Trivialen, wenn es nur artistisch rein gefegt und gebürstet ist, vor dem ursprünglich Empfangenen, Außergewöhnlichen, zu dem ihm in seinem Gedächtnisfache die aufzuklebende Etikette nicht zur Hand ist, den Vorzug giebt. Übrigens

beklagt es Wechsler (in seiner Vorrede) selbst am allermeisten, daß auch er sich nicht abseits von der großen Heerstraße in einem stillen Thale habe einspinnen und lediglich seinem Ideale leben können, daß auch er trotz seines unsäglichen Widerwillens, sich en spectacle geben zu müssen, auf den Markt des Lebens gedrängt worden sei. Aber sein jugendlich elastisches Wesen will nicht gleich am ersten Dorne verbluten; vielmehr will er auch in der neuen Stellung des Publizisten seinen höheren über den Tag hinausreichenden Zwecken nicht untreu werden. Sein Buch soll auch den Beweis erbringen, daß der Journalismus nicht (wie man gewöhnlich behauptet) dem Aaronsstabe gleichen müßte, der alles Andere vertilgt, daß nicht Jeder, der inmitten dieses Wirbelwindes sich durchkreuzender Interessen steht, unmöglich die ruhige Sammlung und Versenkung in die Welt der Ideen und Gefühle finden könne und daß endlich saloppe Gesinnungslosigkeit und witzelnde Blasiertheit nicht zu den unbedingten Attributen des Tagesschriftstellers gehören müßten. Und wir stimmen ihm bei, wenn der Dichter nur den Winkelzügen und labyrinthischen Verschlingungen des so sehr jedes höheren Zuges entbehrenden, politischen Parteihaders fern bleibt, wenn er unbekümmert wie sich über ihm die Völker schlagen, in das Extrastübchen „unter dem Striche" flüchtet. Dann können seine Schöpfungen selbst in das mißhellige Gewirre der egoistischen Interessenkämpfe einige Akkorde aus erhabenen Sphären hineintönen lassen, er kann auch das Ephemäre sub specie aeternitatis betrachten und über die öde Alltäglichkeit einen Widerschein des Landes, aus dem er entstammt, verbreiten, und wie die Quelle Arethusa ihre ursprüngliche Süßigkeit bewahrt, obgleich sie die bitteren Gewässer des Meeres durchzogen, so kann auch die Reinheit der Dichtung dabei vollkommen erhalten bleiben. Die Tageslitteratur ist einmal das Alles resorbierende Zentrum des litterarischen Lebens und Geschmackes geworden, der Hauptstrom, in den alle anderen Emanationen der Feder in zahllosen Kanälen einmünden, und zu dessen Klärung sie eben viel beitragen können. Selbst solche Dichtungen, die mit dem Tage entstehen und mit dem Tage vergehen, können auf diese Weise höheren Zwecken dienen:

Et rose elle a vecu à ce que vivent les roses
L'espace d'un matin.

Alle diese Gedanken würden uns beim Durchlesen von Wechslers gehaltvollem Buche selbst dann auftauchen, wenn er uns in seiner Vorrede auch nicht direkt darauf hinwiese. Der uns in diesem Buche gewährte Einblick in die rastlose Thätigkeit österreichischer Feuilletonisten, in ihre nimmermüde Fürsorge den Zusammenhang mit dem poetischen Mutterlande, dem sie entsprossen, auch mitten im Gewühle der sie umtosenden Stoßwogen des immer mehr verwildernden Faktionstreibens nicht zu verlieren, beweist uns, daß man bei aller Rücksichtname auf den Geschmack der Leser dennoch die Leitung und Veredlung desselben nicht aus der Hand geben müsse. Besonders angenehm fällt uns aber in Wechslers Beurteilung und Wertschätzung anderer Schriftsteller neben dem hellen, sicheren Blicke für das Bedeutende die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit auf, die aus jedem Worte spricht. Da finden wir nichts von jener Liebedienerei, die jedem Versefchmied das Weihrauchfaß mit pontifikaler Salbung schwingt, um hierfür ein andermal selbst für die eigenen Leistungen eben so wohlfeiles Lob einzuheimsen und die die Kritik zu einer gegenseitigen Lobesassekuranzgesellschaft herabwürdigen möchte. Bei allem verständnisvollen Wohlwollen und bei aller Milde leiten ihn rein sachliche Motive; er ist viel zu edel, um seine persönlichen

Begegnisse und Eindrücke allein zum Ausgangspunkte seiner litterarischen Anschauung Anderer zu machen und mißt (wie Robert Hamerling einmal sagt) den Wert Anderer nicht nach dem, was diese von ihm halten, sondern nach dem, was er von ihnen hält. Man wird meist das Gefühl haben, an der Hand eines sicheren Führers in den „Ehrenspiegel der Wiener Journalistik" zu sehen, selbst da wo Wechsler sein kritisches Schwert nicht in Myrthen trägt, sondern mit demselben Hiebe austeilt, die man ordentlich durch die Luft sausen und unter denen man die Getroffenen förmlich wimmern hört.

Der Inhalt des Buches ist so reich, daß wir darauf verzichten müssen, denselben wiederzugeben und nur Weniges aus demselben herausgreifen wollen. Wenn Wechsler verlangt, daß man den Redakteur von seinem Blatte streng scheiden müsse und es in Ordnung findet, daß ein charaktervoller Schriftsteller bei einem berüchtigten Blatte mitarbeite, so können wir dieser etwas gesuchten Distinktion nicht beipflichten und das non olet! nie zum Range einer moralischen Sentenz erheben, sondern bleiben bei der altfränkischen, aber reinlichen Regel, daß man aus dem Napfe, in dem man hineinspuckt, nicht essen dürfe. Die Entschuldigung, daß ein solches Blatt darum nicht zu existieren aufhöre, wenn man ihm seine Mitarbeiterschaft entziehe, lassen wir nicht gelten, da eine solche Deduktion zu den ungeheuerlichsten Konsequenzen führen könnte. Sein Urteil über das politische Leben Wiens lautet wohl sehr hart, aber gerecht; dagegen dünkt es uns doch zu sehr Grau in Grau gemalt, wenn ein Autor, der doch erst seit nicht gar langer Zeit mit Spreewasser getauft ist, von einer „auch mit Dummheit etwas versetzten Gemütlichkeit" der Wiener spricht. Das Karl von Thaler mit vollen Händen gespendete Lob wird man gerne fast vollinhaltlich unterschreiben und besonders die als poetische Proben eingefügten drei Gedichte sehr glücklich gewählt nennen: man taucht da förmlich unter in einem schmeichelnden Meere von Wohllaut und der echt poetische Inhalt erhebt es turmhoch über den nur parfümierten Quark, der uns in den Zeitschriften so oft als Dichtung angeboten wird. Die in der Einleitung zur Charakteristik L. Hevesis vorkommenden scharfen Ausfälle gegen die Gepflogenheit und zur „Mode geadelten Untugend — gelinde gesagt für Unfug — Essays, Feuilletons, Kritiken, Miscellen und journalistische Tintenspritzer zu sammeln und eine solche Vereinigung von edlen, ‚inspirierten' Geistesblüten dem Publikum als Buch zu versetzen" hat uns etwas verblüfft, da ja daraus Bosheit und Übelwollen durch Rückschlüsse auch gegen die Provenienz der „Wiener Autoren" Waffen schmieden könnte. Die Bezeichnung Hevesis als eine „komplizierte, chamäleonartige Individualität, die auf jeder Seite andere Züge und doch dasselbe Gesicht zeigt," hat uns sehr angesprochen und zeigt Wechsler als das, was man in der Gesangskunst einen „Treffer" nennt. Wenn Wechsler bei der Besprechung der Grollerschen Novellen in denselben arge Versündigungen gegen die Gesetze der Wahrscheinlichkeit vorfindet, so finden wir, daß er diese leichten Dingerchen mit etwas zu schweren Gewichten abwägt; dagegen möchte man meinen, daß sie zuweilen mehr den Eindruck des mit dem nüchternen Verstande Ausgetüftelten und Ausgeklügelten als des ursprünglich Empfangenen machen und daher kaum mehr als ein kurzes, oberflächliches Ergötzen in uns hervorbringen können; doch auch dies ist unter Umständen dankenswert. Wir pflichten Wechsler bei, daß der „Widerwille des Publikums gegen lyrische Gedichte durchaus nicht so verbreitet sei, als es mißgestimmte Kritiker und ungelesene Poeten im Goldschnitte stets betonen", ja meinen sogar weiter, daß dies auch von

den epischen Werken gelte, und nehmen es als eine pessimistische Übertreibung, wenn Wechsler in seiner Vorrede erklärt, seine Epen seien „von keinem Menschen“ gelesen worden. Herr Hans Pöhnl wird von Wechsler sehr scharf mitgenommen; aber man muß sagen: Wer sich erdreistet, Göthes „Faust“ „ein kopfloses Durcheinander von hunderttausend schönen Erinnerungen aus den Litteraturen sämtlicher bekannter Völker“ zu nennen, für den ist das Schlimmste, das man ihm nachrede, noch nicht schlimm genug und Jeder wird dem Manne Dank wissen, der ihn herausgreift, um ihn (wie einmal Ferdinand Lassalle sagte) „zu deinem Nutzen, liebes Publikum, auf hohem Berge vor versammelten Volke zu schlachten, sicher, daß ihm kein Engel in den Arm fallen und das gezückte Schlachtschwert zurückhalten wolle.“ Herrn Pöhnl gelüstet es nach derselben Unsterblichkeit, die der Breslauer Gymnasialdirektor Manso genießt, der Schiller und Göthe die Sudelköche von Weimar nannte. Nos poma natamus! Roßäpfel schwimmen auch! — Sehr erquickend wirkt die Selbständigkeit, mit der Wechsler Frau v. Ebner-Eschenbach vollkommen gerecht wird und ihr den Preis einer vollwertigen Dichterin zuerkennt. Dieselbe kann thatsächlich durch ihre Werke als stärkster Protest gegen das Vorurteil gegen weibliche Litteraten gelten und gegen Wielands Ausspruch: le chien de métier d'une femme littrée! In den allzusehr zusammenfassenden Schlußkapiteln der „Wiener Autoren“ scheint der Verfasser denn doch zuweilen der überwältigenden Wucht des allzu umfangreichen Materials beinahe zu erliegen und er fühlt die Notwendigkeit, vielen denen er in diesem Bändchen nicht gerecht werden konnte, es in einem weiteren Theile zu werden. Man darf nach dem recht interessanten Anfange auf die Fortsetzung recht gespannt sein.

Josef Frank.

Zwölf Bilder aus dem Leben. Erinnerungen von Fanny Lewald. Berlin, Otto Janke.

Fanny Lewald, die fruchtbare Romanschriftstellerin, deren Vielseitigkeit wir schon oftmals zu bewundern Gelegenheit fanden, bietet uns mit ihrem jüngsten Musenkinde einen wertvollen Beitrag zu der Biographie von Menschen, die wir teilweise selbst noch gekannt oder von denen wir doch häufig haben reden hören; — die Art und Weise, wie uns das geboten wird, ist so schlicht und einfach, so herzensecht und wahr, daß diese allein schon für das Buch einnimmt, ganz abgesehen von dessen litterarischen Werte.

Fanny Lewald erzählt uns von ihrem persönlichen Verkehr mit Johanna Kinkel, mit Wilhelmine Schröder-Devrient, Caroline Ungher Sabatier, dem Abbé v. Lamenais, Wilhelm Zahn, Theodor Dörring, Wilms, Gustav Richter, Hortense Cornu, Heinrich Heine, Fürst Herrmann zu Pückler-Muskau und Franz Liszt. Jede einzelne dieser in sich abgeschlossenen Skizzen ist fesselnd in ihrer Art, gewürzt mit geistvollen Aperçues und witzigen Anekdoten, reich am bedeutungsvollen Aussprüchen, von Männern und Frauen, welche in das Schattenreich eingegangen sind, die gelebt und gelitten, geliebt und gerungen gleich uns Nachgeborenen und Überlebenden. Zu den charaktervollsten unter diesen Bildern gehört jenes von Johanna Kinkel, dieser seltenen deutschen Frau, die mit und für den Gatten, der zum Märtyrer seiner Überzeugung geworden, den herben Kampf mit dem Leben auf sich genommen.

Im Jahre 1850 in Bonn hat Fanny Lewald Johannen kennen gelernt und ist bis zu deren in November 1858 in London erfolgten Tode im regem Verkehr mit ihr gestanden; sie schildert Johannens Heldenmut während der schweren Zeit, in welcher Kinkel im Kerker ge-

schmachtet hat und erzählt, wie rührend dieselbe in dem Bestreben gewesen sei, sich selbst zu vergessen, um Anderen einen trüben Eindruck zu ersparen. Charakteristisch ist Johannens Idee, sich von Kinkel scheiden zu lassen, weil sie befürchtet, wenn er zurückkäme aus dem Zuchthause, könne er vor ihrer Häßlichkeit erschrecken; eben weil sie ihn über Alles liebt, bangt sie davor seinem Glücke im Wege zu stehen und will lieber selbstlos gehen, als ihm zur Last werden; nur schwer gelingt es den Freunden, sie von dieser Idee abzubringen. „Ich wäre und bliebe ja sein, trotz der Scheidung, wenn er es wollte, und ich wäre dann zum zweiten Male seine freie Wahl und doppelt glücklich, und er sähe dann, wie ich nur an ihn gedacht und an sein Glück." Das sind Worte, die Johanne nicht nur gesagt, sondern auch gedacht, sie sind so echt weiblich gefühlt, neben aller handelnden Kraft, die an das Männliche streift.

Mit Bezug auf Hortense Cornu, die Jugendfreundin Napoleon III., deren Mutter eine Kammerfrau der Königin Hortense gewesen, weiß die Lewald auch bisher Unbekanntes zu erzählen. Sie hat in regem Verkehr mit Frau Cornu und deren Gatten, einem tüchtigen Historienmaler, gestanden und beklagt es tief, daß durch den deutsch-französischen Krieg des Jahres 1870 jeder persönliche Verkehr mit dem Ehepaar aufgehört hat. Hortense Cornu war Republikanerin de pur sang und hat es dem einstigen Gefangenen von Hamm trotz aller Jugendfreundschaft nie verzeihen können, daß er nach der Kaiserwürde gestrebt und den Staatsstreich vom 2. Dezember in Szene gesetzt hat. Merkwürdig sind alle Aussprüche, welche Hortense über Napoleon thut, die Zeit und die Ereignisse weisen darauf hin, wie scharf ihr Blick gewesen und wie richtig sie Napoleon beurteilt hat; dabei führt sie doch vieles an, was zu seiner Entschuldigung dient, weist auf Fehler hin, welche in seiner Erziehung lagen und die nicht anders als unheilvoll wirken konnten. Hortense erzählte Fanny eine Bemerkung der Kaiserin, welche wiederholt zu werden verdient, weil sie eine merkwürdige prophetische Veranlagung verrät — als nämlich eine ihrer Hofdamen das Glück pries, dessen sie an der Seite des Kaisers teilhaftig werde und welches sie zu einer der beneidenswertesten Frauen der Erde mache — erwiderte Eugenie: „Ja — sehr glücklich — — bis — man uns eines Tages zum Fenster hinaus und auf die Straße werfen wird!"

Die blinden Heine-Anbeter — welche an dem Bilde gar keinen, auch nicht den kleinsten Schatten sehen wollen — werden in Fanny Lewalds „Erinnerungen an Heinrich Heine" mancherlei auszusetzen finden, denn trotz aller Verehrung für den Poeten, trotz allem Mitleid für den Leidenden, macht Fanny Lewald kein Hehl daraus, daß seine Ansichten über Dinge, Personen und Zustände in vielem nicht die ihren sind, daß seine Lebensanschauungen nicht mit den ihren übereinstimmen; aber sie huldigt Stahrs Prinzipien, daß man das Gute beachten und das Häßliche übersehen müsse, und wiewohl sie Heines Fehler kennt, erfreut sie sich bei ihrem wiederholten Verkehr mit ihm stets an seiner geistigen Bedeutung, an seinem sprühenden Witz. Auch weiß sie Aussprüche von Heine wiederzugeben, deren tief philosophische Wahrheit einem jeden einleuchten muß, der den Ernst des Lebens kennen gelernt. Wie richtig sagt Heine z. B.: „Die Liebe befestigt kein Mietskontrakt, sie bedarf der Freiheit, um zu gedeihen", oder an einer anderen Stelle: „Einem gesunden Manne darf man untreu werden, denn der kann sich trösten; einen Sterbenden verlassen ist unwürdig!" So frivol dieser Ausspruch klingt — er hat doch seine Berechtigung

und seinen edlen Kern. Die Frauen kommen bei dem Minnedichter schlecht weg — das Denken sei ihre Sache nicht — das ist noch einer der gelindesten Aussprüche, welche er über sie thut. In den Rahmen einer kurzen Besprechung kann nur ein Bruchteil von dem eingeschlossen werden, was an Fanny Lewalds Buch des Erwähnens wert, — wir wollen nur die kleine Gemeinde derjenigen Menschen, welche heutzutage einem Buche gegenüber noch auf dem Standpunkte der Kauflust stehen, darauf hinweisen, daß sie einen glücklichen Griff thun, wenn sie diese „Bilder aus dem Leben" zur Hand nehmen. th.

„Litterarische Reliefs." Dichterporträts von Ernst Ziel. Dritte Folge. Leipzig, Ed. Wartig.

Ernst Ziel ist einer der gediegensten und tüchtigsten Litterarhistoriker, die wir gegenwärtig besitzen. Das feine und tiefe Verständnis, welches er dichterischen Werken entgegenbringt, der gerechte und doch wohlwollende Standpunkt, von dem aus er seine Urteile fällt, das große litterarische Wissen, welches denselben einen bedeutsamen Hintergrund verleiht, machen seine Studien zu sympathischen, wertvollen Leistungen. Er behandelt in diesem Bande eine Reihe hervorragender Poeten wie Meißner, Keller, Jordan, Leuthold und den jungen verheißungsvollen Dichter Bierordt. Der Anhang umfaßt Studien über eine einstmalige Berliner litterarische Gesellschaft: der Tunnel, ein nach handschriftlichen Mitteilungen entworfenes Lebensbild F. v. Gaudigs und eine kleine Studie über Victor Hugo. W.

„Das litterarische Deutschland". Von Adolf Hinrichsen, Berlin und Rostock, Verlag der Albumstiftung. 1887.

Vor nicht zu langer Zeit wurden wir Schriftsteller alle durch Zusendungen des Herrn Hinrichsen belästigt, in denen biographische Mitteilungen für das geplante vorliegende Werk erbeten wurden. Der Wortlaut ließ das ganze als eine Falle plumpster Art erscheinen, eine Spekulation auf die Eitelkeit aller an Anerkennungsmangel krankenden Halbtalente und Dilettanten, denn natürlich wurde als Gegenleistung für die Aufnahme die Subskription auf das „Werk" wenn nicht gefordert, so doch erwartet. Daß sich eine genügende Anzahl Dummer finden würde, war vorauszusehen, die werden ja bekanntlich nicht alle — es giebt doch immer Leute genug in Deutschland, welche für die noch nie genossene Ehre einmal ihren Namen gedruckt zu sehen in Verbindung mit einigen selbstgeschriebenen Zeilen des Lobes, der selbstverfaßten Behauptung, daß sie zu den anerkanntesten deutschen Autoren gehören, fünf Mark in den Rinnstein zu werfen bereit sind. Die anständigen Schriftsteller haben natürlich fast ausnahmslos das Hinrichsensche Cirkular unbeachtet gelassen, selbst eine zweite Anzapfung mit der versteckten Drohung, der Herausgeber würde sich dann die Personalnotizen anderweitig beschaffen müssen, wo sie vielleicht nicht so zutreffend, das heißt nicht so lobend lauten dürften — es ist nur zu bedauern, daß sich, trotzdem die anständige Presse rechtzeitig vor diesem Humbug warnte, doch noch ein paar leidlich bekannte Schriftsteller von so unbezwingbarer Eitelkeit fanden, demselben noch anerkennende Worte des Geleits mit auf den Weg zu geben. Natürlich hat der „Herausgeber" sich nicht versagt, dieselben größtenteils im Text als Männer von unsterblichen Verdiensten hinzustellen. Ein Dienst ist des andern wert. Das Machwerk ist nun erschienen und erweist sich als das, als was man es vorausgesehen: ein gänzlich wertloses, ohne jedes litterarische Prinzip zusammengestelltes Sammelsurium, in keiner

Weise auch nur zu vergleichen mit Brümmers bekanntem vortrefflichen Werk über die deutschen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts. Vergebens forscht man nach irgend einem Grundsatz, der den Redakteur geleitet haben könnte. Viele wichtige und hochangesehene Schriftsteller fehlen gänzlich, andere sind in wenigen Zeilen abgethan, anderen, deren Namen unserem Ohr so fremd klingen, wie unserem Herzen, sind ganze Spalten gewidmet, voll der Aufzählung der gleichgültigsten Umstände ihres Lebens. Eine Fortsetzung wird angekündigt — hüte daher Jeglicher seines Beutels! Immerhin wird das Buch stets wertvoll sein als Messer des Höhepunkts schriftstellerischer Eitelkeit. Energische Verwahrung aber fordert der Unfug heraus, den Herr Hinrichsen unter der Marke kollegialen Wohlthätigkeitssinnes treibt. Seit Jahren kündigt er alle seine Unternehmungen dieses und ähnlichen Schlages mit der Bemerkung an, einen Teil des Reingewinns zu Gunsten notleidender Schriftsteller verwenden zu wollen, er hat eine „Albumstiftung" gegründet (zur Erinnerung an das berüchtigte Schriftstelleralbum) — aber noch niemals habe ich trotz meiner auf das weiteste ausgebreiteten litterarischen Beziehungen von irgend einer Unterstützung eines notleidenden Kollegen durch Herrn Hinrichsen gehört, noch niemals, was doch das erste wäre, von einer öffentlichen Rechnungslegung in einer Sache, wegen der die Öffentlichkeit in Anspruch genommen wird. Es scheint also beinah, Herr Hinrichsen denkt wie die Engländer: Barmherzigkeit beginnt bei sich daheim? Oder es giebt gottlob doch nicht Dumme genug, die ihre sauer zusammengeschriebenen Groschen leichtsinnig auf den „Eitelkeitsmarkt" tragen und schlauen Spekulanten zu bequemer Behaglichkeit verhelfen. Sollte wirklich noch so viel gesunder Menschenverstand unter den deutschen Schriftstellern sein? Ich bezweifle es, aber ich will es wünschen.

Conrad Alberti.

Karl Bleibtreus pathologischer Roman „Größenwahn". Eine kritische Studie von Dr. Max Zerbst. (Jena, Mauke.)

So weit ist es mit unseren kritischen Zuständen gekommen, daß man sich über ein Büchlein wie dieses geradezu freut, so scharf man angegriffen. Denn erstlich bringt der Verfasser nicht perfide Verdrehungen oder Gemeinplätze vor, sondern spricht objektiv zur Sache; zweitens hat er das Buch wirklich gelesen und studiert, drittens versucht er nicht ohne Glück in den tieferen Gedankengang einzudringen. Es würde zu weit führen, nachzuweisen, wie der gescheidte Verfasser sich selbst ununterbrochen in krasse Widersprüche verwickelt, wo er den Autor belehren will. Er behauptet, statt zu beweisen. Und wo er aus der ungeheuren Fülle des Gedanken-Materials am Schluß zwei ganz nebensächliche Fälle herausgreift, um sie zu widerlegen, macht er sich lächerlich. Auch verfällt er auf der letzten Seite plötzlich in einen pöbelhaften respektlosen Ton, der bei seiner eigentlichen Analyse des Romans nicht zu finden war. Offenbar ein strebsamer, junger Privatdozent der Ästhetik.

„Der Roman „Größenwahn" wird vielleicht einem späteren Geschlechte als Produkt unseres spezifischen Zeitcharakters von kulturellem Interesse sein, trägt aber nicht jenes „Ewigkeitsgepräge", welches das Genie eines Shakespeare dem „Othello", das Genie eines Göthe dem „Faust" auf die Stirne gedrückt hat."

Das ist ja wohl möglich und sei unbestritten. Wer wird aber gleich mit Shakespeare und Göthes „Faust" als Vergleichen operieren!

„Das ist die Faustdichtung der Gegenwart — ein Husarenritt durch das Reich des Geistes!"

Ja, wer wird immer gleich Faust-Dichtungen erwarten! Und welch' ein hinkender Vergleich! „König Lear" — da wären noch gedankliche Berührungspunkte. Aber wer wird immer gleich zu den Sternen greifen! Alles nur äußerliche Betrachtung. Der Roman „Größenwahn" ist einfach ein Naturprodukt. Entweder so oder gar nicht —

Als beste Antwort auf die Brochüre des strebsamen Philologenschnüffelers folge anbei ein Auszug aus einem Briefe, welchen jüngsthin der geistvolle Fritz Lienhard an den Dichter selbst über „das großartige Werk" richtete. Hier zeigt sich so recht, wie der heilige Geist der Wahrheit doch überall verständnisvolle Jünger wirbt.

„... Ja, hier endlich ist ausgedrückt, was die Zeit bedarf, was sie in unklarem Sehnen sucht und ahnt — eine erhebende, stärkende, echt deutsch-realistische Poesie! Das ist der deutsche Realismus, der gleich weit von Zolas brutalem Drauflosschildern wie von Dostojewskis tiefsinnigem Seelensezieren entfernt ist, d. h. zwischen beiden die richtige, unserem deutschen Denken und Empfinden adäquate Mitte innehält. Kraft, Tiefe, Trotz allem Irdischen gegenüber, echt demutvolle Hingabe an das Ewig-Allgemeine — so steht dieser so ganz deutsche Dichter-Messias dieser wirren Zeit vor unserem Blick..."

„Freilich, der hier geschaute Messias hat noch vielfach etwas von der kampfwilden Täufer-Johannes-Natur an sich: diese ewige Aufregung über das Otterngezücht, dies persönliche Element, von dem er sich nie recht zu befreien weiß, die Ansammlung einer den ganzen Organismus verseuchenden Galle läßt den Geplagten nicht zu stillheiterer, lächelnd auf das Gebelfer der Menschenkindlein und ihre Steckenpferdchen herabschauender Ruhe gelangen."

„... Das Allermeiste in diesem Roman — einige, jedoch sehr willkommene und interessante, Breiten abgerechnet — ist geradezu meisterhaft. Wenn der Verfasser dieser Rotherschen Geschichte kein hochbedeutender Dichter ist, wer ist dann ein Dichter?! Wenn man das Geniale, Neue, Großartige des dritten Bandes nicht mit staunender Bewunderung erkennt, wer in aller Welt soll denn den Geist dieser Zeit, des deutschen Volkes, ja der ganzen Menschheit anders und besser analysieren?! Aber wundern wir uns nicht: im Allgemeinen ist ja diese Litteratenbande viel zu faul, um eine neue Naturerscheinung pflichtschuldigst zu studieren; sodann ist es die von Tgg zu Tag fetter werdende Dummheit und Beschränktheit, welche den großen Geist nicht verstehen kann; endlich die sittliche Verkommenheit, Feigheit, Heuchelei u. s. w., welche das unbequeme aufrüttelnde Neue nicht einsehen will. Faulheit, Dummheit, Schlechtigkeit — wer will im Kampfe gegen diese heilige Dreieinigkeit je auf Sieg und Erfolg hoffen?!"

Die Unreife des Dr. Zerbst leuchtet schon daraus hervor, daß er die Rother-Geschichte lobend für den besten Teil des Buches erklärt und dem Leben abgelauscht findet, nachher aber die notwendigen Konsequenzen dieser Affaire bekrittelt. Ein Teil der Broschüre liest sich in ihrer oft hülflosen Naivetät wie die Doktor-Dissertation eines strebsamen, jungen Ästhetikers, der sich dem löblichen Professoren-Kollegium der alten Zionswächter gern insinuieren möchte, indem er das Haupt der Revolutionäre nach allen Regeln strenger Wissenschaft attakiert. Solch löbliches Streben sei gekrönt! Wir promovieren hiermit den Dr. Zerbst zum Professor der „idealen" Ästhetik, so sich auferbaut auf Lessing und Schiller. Siehe auch darüber Kants „Kritik der reinen Vernunft".

Verschiedenes.

Das Geheimnis der Hegelschen Dialektik, beleuchtet von concret-sinn-

lichem Standpunkte von Eugen Heinrich Schmitt. (Berliner philosoph. Vorträge. Heft 15—17.) Verlag von C. E. M. Pfeffer (R. Stricker) in Halle-Saale. Preis M. 3,60. Diese Schrift ist sowohl durch ihren Stoff wie durch die ganz eigenartige Bearbeitung in hohem Grade geeignet, ein allgemeines Interesse wachzurufen. Schon der Titel weist auf eine der interessantesten, meist umstrittenen, dunkelsten und schwierigsten Fragen unseres Jahrhunderts hin, welche der Verfasser in ganz neuem Lichte zu zeigen unternimmt. Es wird von Interesse für unser Publikum sein, in einer Zeit, welche vorwiegend Gewicht auf verdienstliche reproduktive Thätigkeit legt, eine Schrift kennen zu lernen, deren Verfasser es sich zur Aufgabe macht, seine Grundprobleme ganz selbständig zu erfassen und „wieder einmal in die Tiefen des Menschengeistes hinabzusteigen, wo die großen Geister der Vergangenheit aus den lebendigen Quellen des Selbsterkennens schöpften."

Das Buch von der Schwiegermutter. Eine kulturhistorisch-humoristische Untersuchung. Von Dr. Adolf Kohut. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Ein ebenso lustiges, wie lehrreiches Werkchen ist das „Buch von der Schwiegermutter", welches uns der bekannte Kulturhistoriker und Humorist Dr. Adolf Kohut hier darbietet. In ebenso witziger wie origineller Weise wird das ominöse Kapitel der Schwiegermutter in alter und neuer Zeit, in der Litteratur und Dichtung, wie in der Witz- und Tagespresse und Anekdote behandelt. Im gleichen Verlage erschienen ferner: Hermann Bahr, La marquesa d'Amaègui. Eine Plauderei; Neue Geschichten aus dem vollen Leben von *** (Verfasser von „Aktmodell" und „Morgenrot") und die zweite vermehrte Auflage von „Stimmen im Sturm", Gesammelte Dichtungen, dem arbeitenden Volke gewidmet von Maurice Reinhold von Stern.

Im Verlage von G. Chiopris in Triest ist erschienen: Sultan Jahja aus dem kais. ottomanischen Hause oder Alex. Graf von Montenegro und dessen Nachkommenschaft in Italien. Neue Beiträge zur Geschichte der orientalischen Frage und der politischen Beziehungen der Türkei zu den europäischen Staaten im XVII. Jahrh., auf Grundlage neuentdeckter diplomatischer Akten aus italienischen, spanischen und englischen Archiven. Von Prof. Vittorio Catualdi. Das ungefähr 700 gr. 8° Seiten starke Buch, das für die Geschichte Österreichs und Italiens viel Interessantes enthält, zeigt eine Menge sehr seltener Portraits, Wappen und Facsimiles.

„Der kleine Lord" von F. H. Burnett. Aus dem Englischen übersetzt von Emmy Becher. Das prächtige Werkchen, das in England Aufsehen gemacht, wird sich auch hier rasch die Herzen im Sturme erobert haben. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

„Von einem, der auszog nervös zu werden". Ein neuzeitlich-neuropathisches Märchen von R. Schmidt-Cabanis. (Eckstein's humoristische Bibliothek Nr. 28, Berlin, Richard Eckstein Nachfolger).

„Die Parias unserer Sprache". Eine Sammlung von Volksausdrücken von Dr. Franz Söhns. (Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger.)

„Rentennot". Lustspiel in fünf Akten von Karl Reist (München, Theodor Ackermann.)

„Hamlet, ein Genie". Zwei Vorträge von Hermann Türk. (Reudnitz-Leipzig, Max Hoffmann.)

„Die Bedeutung des Fremdwortes für die Schule". Eine methodische Abhandlung von Dr. Joseph Loos. (Prag, Gustav Neugebauer.)

Viktor Welten (Hans Ellissen), „Gedenkbüchlein für Welt und Leben". Leipzig, Sigismund und Volkening.

Ein recht nützliches, schön ausgestattetes und mit Holzschnitten versehenes Werkchen. In der Form des Almanachs giebt dasselbe für jeden Tag im Jahre Worte der Lebensweisheit über Arbeit, Reichtum und Armut, Bücher und Lektüre, Handeln und Wirken, Humanität, Nachsicht und Großmut, Unglück, Vaterland, Wahrheit u. s. w. Die betreffenden wohlgewählten Stellen sind mit einer ganz kosmopolitischen Unparteilichkeit den Schriftstellern aller Zeiten und Völker entlehnt, unter welchen jedoch, selbstredender Weise, die heimatlichen am häufigsten vorkommen.

Nicht weniger als sieben gleichzeitig erscheinende Novitäten gehen uns aus dem Verlage von Reinhold Werther in Leipzig zu. Wir geben nachstehend die Titel der einzelnen Werke, die sich samt und sonders als wertvolle litterarische Leistungen dokumentieren und deshalb auch die warme Empfehlung, die wir ihnen mit auf den Weg geben, gerechtfertigt erscheinen lassen: „Herr im Hause oder ein geplagter Parlamentswähler", Schwank in zwei Aufzügen von Friedrich Roscius; „Adolf Hellberg," Schauspiel in vier Aufzügen von Betty Dorieux-Brotbeck. „Elsa," eine novellistische Studie von Friedrich Nonnemann. „Roderich Klinghart," eine Abenteurer-Geschichte aus den höchsten und allerhöchsten Bildungs-Kreisen ist eine prächtige Erzählung von Irenäus Wasservogel. Julian Weiß, der sich in kurzer Zeit als Humorist einen guten Namen gemacht hat, veröffentlicht unter dem Titel „Aus dem Tollhause des Lebens, acht zeitgenössische Satyren", und „Leichte Reizungen, Gereimtes und Ungereimtes", zwei Werkchen, die sich durch feinen Humor und geistvolle Pointierung auszeichnen. „Schelmenweisen" bildet den Titel einer Sammlung humoristischer Dichtungen und Essays der besten Sänger des deutschen Dichterwaldes, die Fritz Frenzel zum Herausgeber hat. Die Zusammenstellung dieser humoristischen Anthologie zeugt von einer geschickten Hand und feinem Verständnis für humoristische Wirkung.

Georg von Gizycki hat seine beiden Aufsätze „Kants praktische Philosophie, eine Säkularbetrachtung", und „Arthur Schopenhauer", die beide bei ihrem Erscheinen in der Vossischen Zeitung die Aufmerksamkeit in hohem Grade erregten, nunmehr, zu einem Bande vereint, bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinen lassen.

„Zucht, Strafe, Arbeit, Probleme und Projekte zur Reform des Strafwesens und Organisation der Arbeit", von Joh. Ernst Cäsar Härtel (Leipzig, Verlag von Wilh. Friedrich). Das vorliegende Werkchen erstrebt jene zu wünschende Organisation, die die Zustände unseres Strafwesens, einschließlich der Behandlung des Bettels und der Landstreicherei, noch immer vermissen lassen; sie weist ferner das fehlende geistige Band für unser zersplittertes Straf-, Zucht- und Arbeitsrecht nach und dürfte bei der Wichtigkeit der hier behandelten Fragen ebenso zeitgemäß wie nutzbringend wirken.

Die Sammlung von Konversationslehrbüchern, die bei W. Violet in Leipzig unter dem Titel „Echos der neuern Sprachen" erscheint, ist um einen neuen Band, ein „Russisches Echo", vermehrt worden. Das russische Echo, das eine Sammlung von Gesprächen, Sprichwörtern, Redensarten aus dem russischen Leben und ein vollständiges Wörterbuch enthält, ist vom Dr. S. Mandelkern zusammengestellt worden.

Einen „Grundriß der Geschichte

der Weltsprache, nach der natürlichen Entwickelung", ließ Hans Moser bei Heusers Verlag in Neuwied erscheinen.

Französische Litteratur.

Abermals liefert Jean Richepin den Beweis, daß er einer der begabtesten Schriftsteller Frankreichs ist. Unter seiner Hand nimmt alles, was es auch sei, Plauderei, Roman, Opéra comique, Gedicht, philosophische Abhandlnng, Kritik, Pantomime, eine individuelle, hervorragende Gestaltung an. Sein soeben aufgeführtes Drama „Les Flibustières" hat seinen Ruf als vollendeter Meister des Versbaus noch erhöht; „Césarine", der bei Maurice Dreyfous erschienene Roman, kann denselben als Romanschriftsteller nur festigen.

Nach Madame André, la Glu, Miarka, Braves Gens u. a. muß Césarine als Fortschritt bezeichnet werden. Die Heldin, eine alte Jungfer, wie man ebenso so bezeichnend wie nachsichtslos sagt, hat eine kleine Ähnlichkeit mit Madame André und eine andere mit jenen Frauen, die in deutschen Romanen und Novellen häufigen Stoff geboten. Césarine jedoch erscheint lebendiger, wahrer, man möchte sagen in keuscher Sinnlichkeit. Ihre Geschichte ist einfach, ergreifend, mit jener französischen Ungesuchtheit und Schärfe geschrieben, wie sie Richepin zu treffen weiß. Ihre Liebe zu Paul de Roncieux, dem sie die größten Beweise ihrer Liebe giebt, dem gegenüber ihre Ergebenheit und Opferwilligkeit keine Grenzen kennt, bildet Motiv und Konflikt des Romans, ihr Tod während der Pariser Kommune die dramatische Lösung. Sie folgt dem bereits Dahingeschiedenen, von dem sie im Tode ebensowenig getrennt sein will, wie sie es während seines Lebens gewesen. Die Kette ungezählter Opfer war das selbstlose Band, das sie mit Aufgabe ihres ganzen Ichs zwischen sich und Roncieux geschlungen.

Sonderbarer, prachtvoller Charakter! Von Richepin mit fast weiblich psychologischer Feinheit gezeichnet, scheint er geschaffen, nur größte Bewunderung und berechtigtsten Zweifeln freien Spielraum zu lassen. Romantisch in ihrer Leidenschaft ist die Sorgfalt, mit der Césarine Paul umgiebt, fast hausbackene Prosa, ihr Verhältnis offenes Verletzen des Konventionellen und ihre Sittlichkeit instinktive Keuschheit.

Paul de Roncieux im Gegenteil ist ein Schwacher, Kranker, die Liebe, Treue und Selbstlosigkeit seiner Gefährtin jedoch wiegt seine, vom Vater durch Liebloſigkeit verletzte Seele in den süßen Traum psychischer Ruhe. Das, was er dem hingebenden Weibe dafür entgegenbringt, ist freilich nur die ganz allgemeine und mangelhaft verstandene Neigung eines Schülers, der Egoismus eines verzärtelten Kranken, die Gewohnheit, doch großmütig und uneigennützig steht für Césarine das Glück ihres Geliebteu höher als das eigene.

Neben dieser Idylle, die mit einem Doppeltod endigt, folgt man der wilden Existenz des Kapitän Roncieux, Vater Pauls. Dieser, ein Mann anderen Schlages, einer anderen Zeit angehörend, hat über Pflichten und Stellung eines Gatten, Vaters und Soldaten Gedanken, die eigener Sündlosigkeit nicht nachstehen. Als Lieutenant bereits verheiratet, beargwohnt er seine Gattin, mit seinem Eskadron-Chef ein Verhältnis zu haben. Ohne vor irgend einer Konsequenz zurückzuschrecken, ohne sich durch das Andenken vergangenen Glücks und Friedens erweichen zu lassen, schätzt er seine Ehre höher als alles auf der Welt, demissioniert, verwundet den Geliebten seiner Gattin in einem Duell und tötet diese. Das Kind aber, das er für die Frucht dieses ehebrecherischen Verhältnisses hält, verflucht er und ver-

folgt es bis zur Stunde, da er nur eine Leiche findet, mit seinem Haß.

Die Persönlichkeit des Kapitäns Roncieux ist gewiß eine der mächtigsten und ergreifendsten unter denen, die Richepin geschaffen. Auf dem Grunde dieser doppelten, dreifachen Rache schlummert allem zum Trotz noch eine unverlöschte Liebe, in diesem Haß, der nicht frei ist von Gewissensbissen, abermals Liebe. Es ist ein Etwas darin, das gekannt, gefühlt, gelebt worden. Deshalb auch die Bewegtheit, Fülle des Romans, die, abgesehen von den drei dazu beitragenden Haupt-Persönlichkeiten, noch durch Nebenpersonen vermehrt werden. Sie alle haben ihren abgeschlossenen Rahmen und erscheinen dem Leser in ihrer wohlgetroffenen Natürlichkeit voll lebendiger Originalität.

Übrigens scheint Richepin, wie bereits Roger-Milés in einer kürzlich veröffentlichten Studie sagt, weniger besorgt um Entwurf und Aufbau des Romans als solchen, sondern um Individualisierung seiner Persönlichkeiten. Das Wesen geht ihm über die Form, der Geist über den Stoff. In seinem neuen Roman gleicht die seine Gestalten kennzeichnende Breite der Charakterisierung derjenigen, die man bereits in „Mad. André", der alten Mutter in „La Glu", in Schwester Doctrouvé u. s. w. bewundert.

Möglich ist es, daß man Richepin vorwerfen wird, sich in Césarine allzu sehr von ständiger Schwermut haben beherrschen zu lassen. Doch das ist Sache des Geschmacks, keine Kritik. Für diejenigen, die schwierigen Problemen, eine von einem geläuterten Geist entfaltete und ergründete Psychologie zu finden lieben, wird Césarine mehr als Roman sein, ein Buch, das zum Denken anregt. Stellt doch der Autor darin mit psychologiger Gründlichkeit, fortreißender Beredtsamkeit und glänzender, warmer Sprache die Engheit der sozialen Konventionen dem unergründlich Geheimnisvollen der menschlichen Leidenschaften einander gegenüber. Ein noch unlösbares und unerschöpfliches Problem.

Gabriel Ferry hat bei Ollendorff ein Buch von großem Interesse und Wert veröffentlicht: „Balzac et ses amies". Den Sinn des Wortes „Freundinnen" muß man nicht mißverstehen; alle die in dem Buch Ferrys genannten Frauen sind mit Ausnahme zweier, Mad. de Berny und die Gräfin Hauska, — letztere ist kurz vor dem Tode Balzacs dessen Gemahlin geworden, — in der That nur durch Freundschaftsbande mit dem Dichter vereint gewesen. Der Autor der „Comédie humaine" war keusch. So tief er auch in das Herz der Frau eindrang, dasselbe zum Studium machte, so sehr beobachtete er stets eine große Reserve der Sitten. Zwei oder drei große Leidenschaften bemächtigten sich seines Gefühlslebens; vorübergehende, Eintags-Verhältnisse kannte er nicht. „In der leichten Bedeutung des Wortes bin ich nicht Franzose," schrieb er der Gräfin Hauska, die er leidenschaftlich liebte. Dieses Selbst-Urteil war vollständig gerechtfertigt.

Die Freundinnen Balzacs waren fast alle Ausnahme-, Elite-Naturen. Ihre Namen sind: Mad. Surville, seine Schwester, deren Zuneigung für den berühmten Bruder legendenhaft geblieben; Mad. de Berny, die sich nach dem Tode ihres Gatten dem Dichter ganz zu eigen gab, ein Weib von großer Herzenswärme und Hingabe, deren rührende und reine Persönlichkeit letzterer in Mad. de Morsauf (Les Lys dans la vallée) verkörpert; dieser folgt Madame Carraud, eine Elite-Natur mit einer großen Seele und kräftigen Intelligenz, vom Schicksal verdammt, in einem Provinz-Winkel zu vegetieren. „Nie," schrieb Balzac von ihr, „ist ein außergewöhnlicherer Geist mehr erstickt worden." Sie

ist es, die als Modell für den Roman: „Une femme supérieure“ gedient. Nach Mad. Carraud kommen: die Herzogin d'Abrantès, Georg Sand, Mad. Emile de Girardin, die Herzogin von Castries und Gräfin Hauska. Die Herzogin von Castries, deren Herzensdürre den Dichter ebenso leiden ließ wie ihre Koketterie, ist „La Duchesse de Langeais“ geworden. Georg Sand lebt in Béatrix als Camille Maupin.

Aus einer, von Gabriel Ferry wiedergegebenen, in Nohant stattgefundenen Unterhaltung zwischen Balzac und Georg Sand ist der zwischen ihnen herrschende Unterschied vortrefflich zu ersehen. „Sie suchen den Menschen,“ hatte Balzac gesagt, „so wie er sein müßte; ich nehme ihn, wie er ist. Glauben Sie mir, wir haben alle beide Recht. Beide Wege führen zum selben Ziel. Auch ich liebe die Ausnahme-Wesen. Es kostet mich etwas, meine alltäglichen Naturen hervortreten zu lassen, und ohne Notwendigkeit opfere ich sie nie. Diese alltäglichen Wesen interessieren mich jedoch mehr als Sie. Ich vergrößere, idealisiere sie, im gegenteiligen Sinn, in ihrer Häßlichkeit oder Dummheit. Ihrer Ungestalt verleihe ich einen abschreckenden oder grotesken Umfang. Sie wären dessen nicht fähig und thun wohl daran, Wesen und Dinge, die Ihnen ein Schreckbild sind, nicht anzusehen. Idealisieren Sie das, was hübsch und schön ist, — das ist Frauenarbeit.“

Obgleich kein Frauen- und Abenteuer-Jäger, liebte er nichts desto weniger ungemein die Frauengesellschaft. Besonders gern stand er mit ihnen in Briefwechsel. „Eines Tages,“ erzählt Ferry, „fiel die Unterhaltung zwischen Théophile Gautier und Balzac auf die Frauen. Der Schriftsteller,“ sagte letzterer, „muß sich des Umgangs mit Frauen enthalten; sie sind ein Zeitverlust.“ Gautier erhob gegen die Strenge dieses Urteils Einwendungen. „Die Frauen sind jedoch zu irgend einem Zweck geschaffen; welche Art Beziehungen zwischen ihnen gestatten Sie uns?“ Balzac zog folgende Schlußfolgerung: man muß sich begnügen, ihnen zu schreiben, das bildet den Stil. Sein ganzes Leben lang ordnete sich der Dichter diesem, von ihm selbst gefällten Urteil unter. Sein Briefwechsel war ein ausgebreiteter, entsprang jedoch mehr einem Bedürfnis an Aussprache, als einem nach Stilvollendung. Dieser sonderbare, oft zurückhaltende, menschenscheue Charakter war im Grunde mitteilend. Er bedurfte dessen, sich Wesen gegenüber, zu denen er Zutrauen gefaßt, über seine Pläne, Hoffnungen und Sorgen auszusprechen. Deshalb auch war und blieb Mad. Emile de Girardin, die Frau, die ihren zahlreichen Freunden stets eine Stütze gewesen, dem großen und wie bekannt unglücklichen Dichter eine unersetzbare Vertraute. Sie vor allen anderen hat es verstanden, ihm in selbstloser Freundschaft beizustehen, wenn der unsterbliche Romanschriftsteller unter der Last der Arbeit und Sorgen zusammenbrechen wollte.

So Gabriel Ferry über Mad. de Girardin und die große Zahl hervorragender Frauen, die es verstanden, einem Mann wie Balzac Freundinnen zu sein. A. R.

Eine Mordgeschichte. Paul Bourget, „André Cornelis“. Paris, Lemerre.

Wieder ein Analyst, aber ein verzweifelt trauriger. Andrés Vater ist ermordet worden, ohne daß man dem Thäter auf die Spur zu kommen vermochte. Die noch junge und sehr schöne Mutter hat später einen Hausfreund geheiratet. Herangewachsen, empfindet der Sohn den Wunsch und die Pflicht, seinen Vater zu rächen. Er ist also in der Lage Hamlets, und in der That ist das

Ganze nur eine Wiederaufnahme der dem Dänenprinzen gestellten Aufgabe. André schöpft Verdacht erst gegen seinen Stiefvater, dann selbst gegen die eigene Mutter. Die Schilderung der ihn quälenden Zweifel, die er als Autobiograph selbst erzählt, wirkt spannend, aber auch ermüdend, denn der Erzähler kommt aus seinen aufreibenden Erwägungen nicht heraus und hetzt den Spaß so zu sagen zu Tode, indem er Anzeichen und Gegenanzeichen, Mutmaßungen und Gegenmutmaßungen, gefaßte und wieder aufgegebene Entschlüsse endlos aufeinanderhäuft. Hamlets ewiges: Soll ich oder soll ich nicht? ist nichts gegen dieses Wirrsal. Aber das Publikum will nun einmal psychologische Romane, und — en veux-tu? en voilà! Nach vielem Hin- und Hergezerr stellt es sich heraus, daß die Mutter schuldlos, der Stiefvater dagegen, aus wahnsinniger Liebe zur letzteren, der intellektuelle Urheber der Unthat ist. André stößt demselben schließlich einen Dolch in die Brust; doch hat der neue Claudius die Großmut, in seinen letzten Augenblicken einen Brief zu schreiben, worin er sich als Selbstmörder bezeichnet. Hiermit hört Andrés Beichte auf, und man erfährt nicht, was weiter aus ihm wird. Die Geschichte ist nicht sehr lang, aber halb so lang wäre sie viel besser. Das von André zu lösende Problem ist in der Art von Edgar Poes rätselhaften Geschichten behandelt. Da muß man eben vieles Überflüssige mit in den Kauf nehmen. A. Büchner.

Die dritte Serie der „Mémoires d'aujourdhui“ von Robert de Bonnières (Paris, bei Paul Ollendorf) ist soeben erschienen; sie umfaßt sechsunddreißig Kapitel, in denen alle Spielarten der Kritik anzutreffen sind — denn wir haben es hier weniger mit Memoiren im eigentlichen Sinne des Wortes zu thun, als vielmehr mit aufgezeichneten Bemerkungen über Menschen unserer Zeit — und in denen die einzelnen Persönlichkeiten so nahe bei einander stehen, daß sie sich mit dem Ellenbogen anstoßen. Zum Unterschied von vielen andern Schriftstellern, die das gleiche Genre kultivieren — sind doch derartige Publikationen im Augenblick stark von der Mode begehrt — hat R. de Bonnières oft etwas Interessantes mitunter auch wirklich Neues zu berichten und immer eine ihm eigentümliche Art, die Dinge zu sagen. Herr de Bonnières hat seine eigene Meinung über Menschen und Dinge, er hat, was noch mehr sagen will, den freien Wagemut, seine Meinung offen auszusprechen, was heutzutage nicht Jedermanns Sache ist. Manches Kapitel gleicht einer Exekution, andere wieder sind reine Apologieen, man ersieht daraus, daß der Autor aufrichtig ist und frisch von der Leber weg spricht; der Leser wird sich seine Beweise anhören und wird sich auch schließlich seiner Meinung, die er zwar nicht zu teilen vermag, anbequemen. Den Band beschließen „Notes sur l'Indes“, die zwar sehr treu geschildert scheinen, denen es aber an echtem Enthusiasmus fehlt: bei der Beschreibung solch eines sonnendurchglühten Landes, macht man sich auf etwas mehr Wärme gefaßt. Ein demnächst erscheinender Band soll die Reihe der „Mémoires d'aujourdhui“ abschließen. L. d. H.

„Sur le Haut-Congo“ betitelt sich ein soeben erschienenes französisches Reisewerk über den oberen Kongo. Camille Coquilhat schildert darin die Beobachtungen und Erlebnisse, deren Zeuge er als Mitglied der Stanley-Expedition geworden ist. Das fesselnd und unterhaltend geschriebene Buch, das mit zahlreichen Illustrationen geschmückt ist, ist im Verlage von J. Lebègue & Cie. in Brüssel erschienen.

Russische Litteratur.

W. Nemirowitsch-Dantschenko. „Gestohlenes Glück" (Краденое счастье). Die Novelle, die ihn am besten charakterisiert; das Sujet stark aus der Luft gegriffen, fast grotesk; das Beste darin sind Schilderungen von Reiseeindrücken. Nemirowitsch-Dantschenko genießt überhaupt als Verfasser von Reisebüchern, von denen mehrere in zweiter Auflage erschienen, mit Recht geachtetes Ansehen. Die genannte Novelle enthält Folgendes: Ein Mädchen von wahrhaft abschreckender Häßlichkeit der Gesichtszüge, sonst aber wohlgebildet an Leib und Geist, erfüllt von heißestem Lebens- und Liebesverlangen, gerät plötzlich auf den Gedanken, ihr Glück auf dem Maskenball zu versuchen: Der junge, schöne, von allen Salons verwöhnte Maler W. hat ihr, ohne daß sie ihn persönlich kennt, Herz und Sinne gefangen, und wie sie bei einem Theaterbesuch zufällig aus seinem Munde die an einen Freund gerichtete Äußerung erhascht, er werde den Rest des Abends auf der Redoute zubringen, da erleuchten sie diese Worte wie ein Blitz. Sie eilt hin — die Mutter wird durch einen vorgeblichen Besuch bei einer Freundin getäuscht — und ihr Vorhaben gelingt glänzend; sie bezaubert W. durch Geist, Witz und Anmut, sie wird seine Geliebte, ihr Maskeninkognito natürlich streng wahrend. Einige Wochen genießt sie so des höchsten erträumten Glückes. Aber dieses dem Geschick gestohlene Glück rächt sich bald, ja sie beschwört selbst in unwiderstehlichem Drange die Nemesis herauf. Wie sie vernimmt, W. vernachlässige seine Braut, ein bildschönes, ihr von der Schulbank her bekanntes Mädchen von nicht gerade glänzenden Geistesfähigkeiten, daß ihr aber von jeher wegen seiner Schönheit ein Dorn im Auge war, faßt sie die aberwitzige Hoffnung, diese Braut aus W.'s Herzen zu verdrängen. Stolz auf ihre geistige Überlegenheit beschließt sie in der Verblendung als ersten Schritt zu ihrem Zwecke, sich dem Maler zu entdecken. In einer Nacht, da der Morgen naht, erwartet sie mit abgenommener Maske das Erwachen des Geliebten, der Ausgang dieses Experimentes ist indessen fürchterlich: Entsetzen malt sich auf den Zügen des Künstlers, er verläßt sie in stummem Grauen. Sie verfällt in Tiefsinn. Aber die Zerstreuungen einer Reise in den Süden, der Zauber der schönen Landschaft, einer üppigen Natur thun das ihrige, noch einmal wird sie beim Anblick einer rosengeschmückten Leiche, auf deren lächelnden Zügen sie das Versprechen einer friedvollen Ewigkeit zu lesen glaubt, von unbezwinglicher Todessehnsucht ergriffen; schon will sie sich das Leben nehmen, da flößt ein an sich geringfügiger Umstand — es fällt von der Decke der Grotte, wo sie sich befindet, ein feuchter Tausendfuß ihr auf's Gesicht — ihr doch Widerwillen vor dem kühlen Grabe ein. — Ein einigermaßen tröstlicher, wenn auch vielleicht poetisch nicht ganz befriedigender Schluß.

O. K. Notowitsch greift in einem kleinen Buche „Ein Bischen Philosophie" (Не множко философіи), das er unter dem Pseudonym eines Marquis O'Kwitsch herausgiebt, die vom Grafen L. Tolstoi in dessen religiös-philosophischen Schriften, vornehmlich in den „Bekenntnissen" niedergelegten Lebensansichten und Grundsätze an. Nachdem er erörtert, daß es der Philosophie nie gelungen sei, den Zweck unseres irdischen Daseins zu bestimmen, teils weil hierbei Mittel und Zweck verwechselt wurden, teils weil uns infolge der sinnlich mangelhaft vermittelten Konzeption des Weltalls dieser Zweck vielleicht überhaupt verhüllt bliebe, meint er, wie zwar auf logischem Wege nicht die Existenz, noch aber dafür auch die Nicht-Existenz eines schöpferischen, welt-

regierenden guten Geistes bewiesen werden könnte, Graf Tolstoi stelle jedenfalls sein Ideal gar zu sehr auf platte Erde, indem alle Träume eines strikt naturgemäßen Lebens behufs Erhaltung der Gesundheit und Erzielung eines sanften, schmerzlosen Todes sich in ein paar hygienische Vorschriften zusammenfassen ließen. Notowitsch wirft Tolstoi vor, solche Theorieen hätten zur Ursache die Todesfurcht (zu der sich Graf Tolstoi übrigens freimütig bekennt) und teilt uns mit, daß eine seiner Ansicht nach so engherzig-pessimistische Anwandlung, wie sie in Tolstoi's Klage darüber: „daß die Natur ihm mit seiner Erschaffung einen schlimmen Streich gespielt habe", gipfele, ihm von Seiten eines Russen besonders nahe gehe. Rußland habe in seiner kurzen Lehrzeit seine Befähigung zur höchsten Geisteskultur so glänzend dargethan, daß es hoffen dürfe, einst auf dieser Bahn voranzuschreiten. Rechtthun — das Gute wollen — mußten die Menschheit zum unbekannten Ziel geleiten. Notowitsch scheint der Überzeugung zu leben, daß das Heil der Welt aus Rußland kommen werde. — Willkommen wird's uns sein! Ob aber jenes unbekannte Ziel nicht ohne die Bürgschaft eines heiter-gesunden Erdendaseins und Übereinstimmung zwischen Natur- und Pflichtforderungen Gefahr liefe — wie schon so oft! — in Sternenhöhen zu verfliegen, wäre vielleicht auch zu bedenken? — Das Buch enthält manche anregende Gedanken, treffende, unterhaltende Bilder und Vergleiche und zeichnet sich durch graziösen, leichten Stil aus.

Graf Tolstoi's „Bekenntnisse" sind seit einiger Zeit in Rußland konfisziert. Hierin mag zum Teil der Grund liegen, weshalb er seine Abhandlungen nicht mehr im Druck erscheinen läßt. Seine letzte bekannt gewordene Schrift, von der er im vorigen Jahr zwölf Kopieen anfertigen ließ, behandelt die biblische Auffassung der Ehe. L. S.

„Путеводитель по Кавказу." [Reiseführer durch den Kaukasus, Tiflis 1888.]

Dieses im Auftrage des Chefs der Zivilverwaltung im Kaukasus von dem ausgezeichneten Kaukasuskenner E. Weidenbaum abgefaßte Buch ist das erste Werk, welches ein genaues Bild aller kaukasischen Zustände und Verhältnisse giebt. Es ist keineswegs ein gewöhnlicher Reiseführer, wie sie in bezug auf andere Länder jährlich zu Dutzenden erscheinen, sondern ein Buch, welches einen höheren wissenschaftlichen Wert besitzt und dennoch für jeden leicht verständlich ist. Der erste Teil macht den Leser mit der Natur, den Bewohnern und der Geschichte der kaukasischen Länder bekannt, während der zweite eine genaue Beschreibung aller derjenigen Touren enthält, welche für den Reisenden besonderes Interesse bieten. Das Buch ist mit zwölf schönen Illustrationen und einer Karte versehen und dürfte, da sich die Zahl der deutschen Kaukasusreisenden mit jedem Jahre vergrößert, auch in deutscher Übersetzung willkommen sein. A. L.

Italienische Litteratur.

Alle Porte d'Italia, de Amicis. Treves, Milano. „An den Thoren Italiens" ist in zweiter Auflage erschienen und de Amicis hat seine trefflichen Gaben, Land und Leute zu schildern, sein Erzählertalent, seine warme Liebe zum Vaterland darin aufs glücklichste vereinigt. Die Berge und Thäler von Piemont und Savoyen, seit acht Jahrhunderten wiederholt der Schauplatz blutiger Kämpfe, von der grauenvollen Albigenser-Verfolgung bis zu den Kriegen gegen Frankreich und Spanien, bieten Gelegenheit genug zu schön eingerahmten Kultur- und Geschichtsbildern. Die Krone des Buchs ist die anmutige historische Novelle: Emanuele Filiberto a Pinerolo, worin eine be-

geisterte Patriotin, gehoben durch die Freude, das Entzücken als der geliebte Fürst in die lange von Fremden besetzte Stadt einzieht, dem, früher, als Spanier nicht gern gesehenen Ritter, die Hand reicht. Auf ganz anderem Gebiet hat de Amicis durch „Cuore“ einen Erfolg in Italien erreicht, dessen sich nicht einmal die französischen Romane rühmen dürfen, welche doch immer noch die Lesetische der italienischen Salons beherrschen. Cuore ist zum pädagogischen Zweck, zur Erziehung des Volks geschrieben. Ein Schüler zeichnet seine Eindrücke und Erinnerungen auf, vom ersten Tage seines Eintrittes in die Kommunalschule bis zum letzten des Examens. Dazwischen Briefe der Eltern, der Geschwister an ihn. Racconti mensili, Erzählungen, die der Knabe als Aufsatz zu liefern hat, oder die der Lehrer vorträgt. Dieselben bringen meist Episoden aus den Befreiungskämpfen, Beispiele von Heldenmut und Aufopferung oder warmer Vaterlandsliebe. Victor Emanuel hält gerade seinen Einzug in die Stadt, der Vater eines Schülers, ehemaliger Soldat, läuft, mit seinen Medaillen geschmückt, neben dem Wagen her. „Welches Regiment?“ fragt ihn der König. „Nr. 49“ ruft der Veteran, und da sich dies Regiment besonders ausgezeichnet hat, reicht ihm der König mit freundlichem Gruß die Hand. Freudeglühend stürzt der Vater zu seinem Knaben, und fährt ihm mit der Hand, „noch warm vom Gruß des Königs“ über Stirn und Wangen, damit er doch auch sein Teil davon habe. Es geht bei alledem ein stark demokratischer Zug durch das italienische Volk, die Standesunterschiede werden nicht so scharf betont, da sollen auch die Knaben in der Kommunalschule einander gleichachten: der Sohn des Kohlenhändlers, der Gemüsehändlerin, des Maurers sollen von denen reicher Väter nicht geringer geachtet werden.

Dazwischen hübsche Züge von Mut, reiner Menschenliebe, feine, liebevolle Beobachtung auch der Unglücklichen bei dem Besuch in der Blinden-, in der Taubstummenanstalt. Daß Cuore einen so kolossalen Erfolg hat, wohl in mehr als 80 000 Exemplaren bereits gedruckt worden ist, wäre wohl ein Beweis, daß derartige Bücher pädagogischer Färbung, wie wir sie an guten Lesebüchern, Jugendschriften, an Lienhard und Gertrud, längst besitzen, in Italien bis jetzt zum Teil noch fehlten. Andrerseits ist's auch für uns Ausländer erfreulich zu lesen, da es einen sehr guten Begriff giebt vom Leben und Treiben der Jugend, der Tendenz der Volksschulen, dem schönen Streben, das Italien beseelt nach moralischer Vervollkommnung, worin der freibürgerliche Sinn den Kampf gegen den Klerus, gegen die Kirche besteht. Dieser Kampf wird jetzt besonders auf dem Schul-, dem Erziehungsgebiet ausgefochten. Nach Cavours Wort „Libera chiesa in libero stato“ gab man der Geistlichkeit die Freiheit, Schulen zu gründen, sobald sie sich aber der Erziehung der Jugend bemächtigt haben, wächst ihr Einfluß mehr und mehr. Jetzt sieht man das Verderbliche dieser Freiheit ein, und der neu beratene Codice penale (Strafgesetz) zieht scharf genug gegen jede Beeinflussung auf politischem und erziehlichem Gebiet zu Feld. Mit großem Pomp hat man soeben in Trastevere (Rom) eine prächtige Kommunalschule Regina Margherita eröffnet, den immer noch stark besuchten Klosterschulen ein Paroli zu bieten. Dagegen schilt der Osservatore Romano wütend das Thema, welches man den Liceisten zum Examenaufsatz gegeben: Betrachtungen bei dem Rückblick auf die Befreiung und Einigung Italiens. So hat „Cuore“ für uns immerhin auch einen kulturgeschichtlichen Wert, und man läse es mit noch weit größerem Vergnügen, wenn nicht etwas zu viel Sentimalität sich darin breit

machte, die leider den Italienern leicht anklebt, wenn sie gefühlvoll sind.

„Testa“ — Kopf — nennt dagegen Mantegazza, der vor Kurzem Le estasi umane veröffentlichte, sein Buch, das in etwas anderer Form ähnliche Zwecke verfolgt, worin er aber das Sentimentale so viel als möglich zu vermeiden sucht, die gleiche Sache eben darum, bald nach Cuore von de Amicis, auf seine Weise behandelt. „Nur Herz, das geht nicht, nur Kopf, noch weniger. Ein Mensch, der ganz Herz ist, gleicht einem beladenen Schiff mit Segeln aber ohne Steuer, einer, ganz Kopf, wäre ein Schiff mit gutem Steuer, aber ohne Segel und Wind. Daher: klarer Kopf und gutes Herz, was soviel sagen will als: gutes Steuer und frischer Wind.“ Diese guten Worte kommen aus dem Munde des prächtigen Onkels Baciccia, zu welchem sein durch Lernen überanstrengter Neffe nach S. Terenzo am Golf von La Spezia geschickt wird, damit er sich dort erhole und stärke. Dieser Onkel, ein ehemaliger Seemann, ist eine köstliche Figur, trefflich gezeichnet, aus der Boz ein Meisterstück gemacht hätte. Der Verfasser hat es verstanden uns den alten Herrn lieb und wert zu machen, nur fehlt bei der Ausführung ein wenig der Humor, den die Engländer mehr als die Italiener besitzen. Alle Lebensweisheit wird ihm in den Mund gelegt, dabei Züge großer Herzensgüte, die aus allen seinen verständigen Handlungen blickt, Erzählungen aus dem Seemannsleben, Betrachtungen über den Garten, den er wahrhaft zärtlich liebt, über die Wahl des Berufs, über „Spostati“ (Leute, die über ihre Stellung hinauswollen). Der Mann, der zwei Drittel seines Lebens auf dem Meer zugebracht hat, liebt sein Vaterland, seinen Garten über Alles, jeden Baum, jede Pflanze. Er kennt und beobachtet die Natur, lernt praktisch ihre Gesetze, besser als durch botanische Bücher, kennt die Eigentümlichkeit des Wachstums aus seinen Reiseerfahrungen. Das schnelle Wachsen und Reifen der Gerste in Lappland z. B. und er erzählt das Alles dem Neffen so hübsch, daß Pestalozzi seine Freude daran hätte. Dazwischen sehr richtige Beobachtungen, die sich seine Landsleute merken sollten, nach welchen verständige unternehmende Männer durch richtige Anleitung ihrem Vaterlande vom größten Nutzen sein könnten. Die Gärtnerei, Baumzucht sei leider sehr vernachlässigt; der Italiener liebe seine alma parens noch nicht so, wie der Franzose den Grund und Boden liebe, gäbe sich nicht die Mühe so gute Früchte, Birnen, Äpfel z. B. zu erzielen, wie sie England, Frankreich, Deutschland hervorbrächten, dabei in nicht so günstigen Abstufungen von Klima und Bodenarten wie sie Italien besitzt.

Die große Liebe zum Vaterland, der immer von neuem aufflammende Stolz auf die Befreier Garibaldi, Mazzini, giebt Mantegazza Veranlassung zu einer prächtigen Episode, der Geschichte vom Fischer Ypsilonne — sein Spitzname — aus S. Terenzo, der am 5. Sept. 1849 Garibaldi durch größten Mut, durch Schlauheit, Aufopferung auf seinem Boot nach Porto Venere rettete. Garibaldi hielt sich in der Maremma versteckt auf, die von österreichischen Soldaten und Häschern durchsucht wurde. Sie hätten ihn damals unfehlbar gleich erschossen. Ypsilonne nahm keine Belohnung von Garibaldi an, nur ein von seiner Hand beschriebenes Blatt mit Worten des Dankes, gleichsam eine Bescheinigung jenes kühnen Unternehmens. Später bot man ihm 600 Lire für das Papier, das er aber nicht hergab, auch später niemals Unterstützung forderte, obwohl er verarmte. Er hatte damals auch seine Netze bei Elba im Stich gelassen, durfte dort, an der toskonischen Küste überhaupt nicht mehr

fischen, sich nicht blicken lassen. Mantegazza verwandte sich in den letzten Jahren bei Depretis und Crispi, und man wies dem braven Mann eine Pension zu. Auf seinem Boot las man die stolze Inschrift: Retter Garibaldis, 5. September 1849.

Ein anderes prächtiges Büchlein von Mantegazza ist: „La mia mamma", die Lebensbeschreibung einer herrlichen Frau. Mitthätig an der Befreiung des Vaterlandes, fuhr sie, gewarnt von allen, unter Gefahr von den Österreichern festgenommen zu werden, im Boot von Canero aus über den Lago Maggiore nach Luino; dort lagern verwundete Garibaldiner, die sie nach ihrer Villa beförderte und dort verpflegte. Sie gründete in Mailand das erste Kinderasyl (crêche), die erste Industrieschule für Frauen, that Gutes so viel sie vermochte. Dies Büchlein ist in der Piccola Biblioteca del Popolo Italiano; Barbèra, Firenze erschienen, und es finden sich noch manche interessante Bändchen darunter: Cristoforo Colombo, Eugenio Checchi; Roma pagana, Ruggero Bonghi; I poeti arsigiani, Raffaele Barbieri. In letzterem ist auch dem Dante-Gondolier, Antonio Maschio, eine kleine Skizze gewidmet. Ohne jede Anleitung, aus eigener Begeisterung hatte er sich dem Dante-Studium gewidmet, sich derart in die Divina Comedia vertieft, daß er eine ganz neue, originelle Deutung herausgefunden, neue Berechnungen der wunderbaren Reise durch Hölle, Fegefeuer, Himmel aufgestellt hat. So wenig wissenschaftlich begründet diese Auffassungen auch sein mögen, so sollte doch der eine oder der andre Danteforscher sich prüfend damit beschäftigen, dem Manne entweder seine Irrtümer nachweisen, oder, falls er wirklich durch Intuition manches richtig erkannt hat, diesen Ideen bessere wissenschaftliche Begründung geben. — Es wäre noch von manchem guten, neuen Buch zu erzählen, wenn das nicht für diesmal zu weit führte: von den Fiabe e leggende populare siciliane, gesammelt und mit Noten versehen von Giuf. Pitrè, Palermo, der sich schon so große Verdienste um die sizilianische Volkslitteratur erwarb; von den Nuove poesie von Enrico Panzacchi, den Nuovi versi von Alessandro Arnaboldi. Fogazzaro, wohl der bedeutendste der neuen Romanschriftsteller Italiens, hat Il mistero del poeta, — erst in der Nuova Antologia gedruckt — in Buchform erscheinen lassen. Matilde Serao, die die George Sand Italiens zu werden versprach, verliert sich leider zu sehr im detaillierteften Realismus, schiebt Motivierung und Entwickelung in den Hintergrund, mehr noch schadet ihrem hervorragenden Talent das Aufgehen mi Journalismus. Il romanzo della fanciulla sind gesammelte Skizzen, Genrebilder aus dem Leben der Frauen und Mädchen Italiens, darunter einige trefflich gelungene wie: Le telegrafiste, Per farsi monaca und andere. Die größeren Romane: Riccardo Ioanna, La conquista di Roma reichen an künstlerischer Abrundung nicht an den äl eren: Fantasia, heran.

Betty Jacobson.

„L'etica di Aristotele". Rassegnata, discussa ed illustrata dal Dott. Sante Ferruri. Opera premiata dal ministerio della P. I per deliberazione della R. Accademia de' Lincei. (G. B. Paravia e Comp. Torino).

„Isocrate, il Panegirico". Traduzione e note del Prof. Giovanni Roberti. (Torino, Paravia e Comp.)

Spanische Litteratur.

Granada, die herrliche Sultanin, die in einem Rosenbett ruht, die der Darro küßt, die gewiegt wird vom Genil, und deren Stirne die Alpujarras mit silberner Krone schmücken, ist von

der Sage mit einem unvergänglichen Strahlenkranz umwoben.

Wie viele granadinische Traditionen haben Martinez de la Rosa, Washington Irving, Lafuente, Alcántara, Fernandez y Gonzalez und Andere, berauscht von der Stadt der historischen Erinnerungen und der Blumen, der Schönheit und der Alhambra, geschildert, und wie lieblich erklingt Granadas Lob auf Afan de Riberas Leyer!

Don Francisco de Paula Villa-Real y Valdivia aber, der seit Jahren die Nelken des Generalife und den üppigen Lorbeer der Zubia hat prangen sehen, hat es jetzt unternommen, alle Schätze der Tradition der poesiereichsten Stadt Spaniens zu sammeln und uns in seltsam fesselnden Sagen und Geschichten den glänzenden Hof der granadinischen Könige und die ritterlichen Sitten der christlichen Eroberer vorzuführen. Das in der Stadt der Ahmare vor kurzem erschienene Buch „El libro de las tradiciones de Granada" ist jedem Freund der Sage und Geschichte zu empfehlen.

Der eigentliche Sänger Granadas aber ist José Zorrilla, und ihn als ihren Dichter zu krönen, ist der Granadier heißester Wunsch. Die letzte Schöpfung des greisen Barden, der die Tage des spanischen Rittertums in unnachahmlicher Schöne wieder hervorzaubert, ist das von ihm selbst im Ateneo von Madrid vorgetragene und jetzt auch in Madrid in Druck erschienene Gedicht „De Murcia al Cielo" (Von Murcia zum Himmel). Es ist ein Juwel beschreibender Poesie; es erinnert an die Erhabenheit von Miltons „Verlorenem Paradies" und an den Prolog im Himmel von Göthes „Faust"; aber es spricht auch aus diesem Gedicht eine wahrhaft orientalische Einbildungskraft.

Kein spanischer Dichter bringt indes im Madrider Ateneo durch ausgezeichneten Vortrag seine Poesieen voll Anmut und Frische so zur Geltung, wie Manuel del Palacio, der aus der Republik von Uruguay, in der er Gesandter war, die „Huelgas diplomaticas" (Diplomatische Feierstunden) heimgebracht.

Mit der castilianischen Sprache ringt um die Wette die catalanische, die nicht nur in Catalonien gepflegt wird, sondern auch in den Zeitschriften von New-York, Buenos-Aires und Montevideo, und einer der begeistertsten Catalanen, Mariano Aguilo, durfte kürzlich in Barcelona vor der Königin Maria Christine den Ausspruch thun: „Das Land, das zwei Welten in seinem Schoße gehegt, hat auch für zwei Sprachen Raum!" Der catalanischen Sprache ist ein Genius in dem priesterlichen Sänger Jacinto Verdaguer erstanden. Die Virgen des Monverrat ist seine Muse, seinen Ruhm hat das epische Gedicht „Die Atlantis" verbreitet, aber er selbst ist so bescheiden geblieben, daß er errötet, wenn jemand von seinen Werken spricht. Sein jüngstes: „Der Traum des heiligen Johannes" ist voll mystischer Poesie.

Der Sprache der Troubadoure, der Sprache des Ausias March, geben heute Priester die Weihe: Priester ist Verdaguer; Priester ist Jaime Collell, der als Sieger in den letzten juegos florales von Barcelona die Königin von Spanien zur Blumenkönigin machte; Priester ist auch der Rektor des Sacromonte bei Granada, der Dichter aus dem Blumengarten von Mallorca, José Taronch.

Wenn die Spanische Akademie ein Werk der catalanischen Muse, das Drama des Federico Soler: „Die Schlacht

der Königin" als das beste Theaterstück des Jahres 1887 gekrönt, so hat dafür Barcelona das neueste Drama des fruchtbarsten spanischen Dramatikers: „Das Erhabene im Alltäglichen" von José Echegaray in der meisterhaften Darstellung Vicos und Rafael Calvos mit außerordentlichem Beifall begrüßt.

In Carlos Coello aber hat in diesem Frühling das spanische Drama eins seiner liebenswürdigsten Talente verloren. Unter Schillers Einfluß schrieb er „Roque Guinart", der an die „Räuber" erinnert, und Shakespeare begeisterte ihn zu seinem „Prinzen Hamlet". Vor Allem aber überlebt ihn das Schauspiel „Die Frau des Cäsar".

Voll von dramatischem Leben, aber auch vom düstersten Pessimismus, sind die Erzählungen, denen Dicenta, der Dichter von „Werthers Selbstmord", den Titel „Spoliarium" gegeben. Dies ist bekanntlich der Ort, in welchen bei den Römern nach blutigem Circusspiel die Leiber der Opfer gebracht wurden, und so häuft auch der spanische Dichter in seinem Buch Elend auf Elend, Jammer auf Jammer!

Der skeptisch-sentimentale, aber ewig heitere Campoamor, dem die gute Laune und die Schöpferkraft bis ins Greisenalter geblieben, reiht indes eine Humorada an die andere. Zum Vergleich mit „Faust" aber fordert seine jüngste Dichtung: „El licenciado Torralba" heraus, deren Held jener spanische Arzt aus dem 16. Jahrhundert, von dem Cervantes erzählt, daß ihn der Teufel durch die Lüfte getragen: er hatte nämlich eine Art Mephistopheles zur Seite, einen spiritus familiaris, Cequiel, der ihm die zukünftigen Dinge offenbarte. Der Gedanke dieser Dichtung, in der das Sinnliche mit dem Mystischen, das Natürliche mit dem Wunderbaren sich paart, ist der: Nur im Tode ist Glück: das Weib, das in der Liebe sein Glück sucht, findet es weder unter den Fittichen des Engels, noch in den Armen des Mannes, noch in den Krallen des Dämons. Und der Mann findet das Glück nicht im Geist, nicht in der Materie, nicht in der Hölle, er findet es erst im Tode.

Wie Zorilla, Ruña de Arce und Campoamor gegenwärtig Spaniens bedeutendste Dichter, ist Emilia Pardo Bazán die gefeiertste Dichterin, die Schriftstellerin von Coruña, die Carlistin und Naturalistin in einer Person, ist mit den Pilgern der jüngsten spanischen Romfahrt nach der Ewigen Stadt gewandert und bietet in ihrem Buche: „Mi romería" (Madrid, 1888) Skizzen voll poetischen Gefühls und religiöser Poesie, die sich den Schilderungen Castelars in seinen „Recuerdos de Italia" würdig anschließen.

Daß die spanische Dame den Wettkampf mit dem Manne auch auf litterarhistorischem Gebiete nicht zu scheuen braucht, hat die noch jugendliche Blanca de los Rios, die Tochter des berühmten Architekten Demetrio de los Rios und Nichte des ausgezeichneten spanischen Gelehrten Amador de los Rios, gezeigt: ihre Abhandlung über „Tirso de Molina", welche demnächst in Druck erscheinen wird, bringt des Neuen so viel, daß die Akademia Española sie von allen ihr eingereichten als die trefflichste anerkannt und die Verfasserin belohnt hat.

Von Benito Perez Galdós, Spaniens vorzüglichstem Romanschriftsteller, ist wieder ein Roman erschienen. Er heißt „Mian", wird aber den Ruhm des Verfassers kaum erhöhen.

Zu der neuesten Ausgabe der Romane Juan Valeras, der mit Perez Galdós um die Palme streitet, hat kein Geringerer als Cánovas del Castillo die Vorrede geschrieben.

Einzig wie das noch nicht ganz vollendete, in Barcelona erscheinende Prachtwerk: „España“, eine mit zahlreichen Bildern geschmückte Schilderung aller Provinzen und Städte Spaniens, steht auch das Barceloneſe Buch: „La vida militar en España“ da (Verlag der Nachfolger von Ramirez & Cie.); der Text ist aus der Feder des spanischen Militärs D. Francisco Barado, und die vortrefflichen Zeichnungen rühren von D. José Cusachs, dem ehemaligen Hauptmann der Artillerie und besten spanischen Schlachtenmaler, her. Wie um seine Malerei, ist Spanien auch um dieses Buch, ein wahres Museum des spanischen Heeres zu beneiden.

Schließlich sei auch noch der von Ernst Bark in Madrid geleiteten Spanisch-deutschen Revue gedacht: dieselbe ist jetzt zweisprachig geworden und wird immer mehr zu einem Band der Eintracht und Sympathie zwischen Spanien und Deutschland. Der Herausgeber selbst hat in seiner Broschüre „España y el extranjero“ ein freimütiges Wort zu den Spaniern gesprochen. J. Fastenrath.

Portugiesische Litteratur.

Vor Jahren, als ich selbst in Portugal lebte und mich eifriger als heute mit der portugiesischen Sprache beschäftigte, ohne zu ahnen, daß meine Studien einen, wenn auch nur unbedeutenden Beitrag zu der Kenntnis portugiesischer Litteratur in Deutschland liefern könnten, habe ich schon die Beobachtung gemacht, daß in der heißen Jahreszeit die ursprüngliche Schaffenskraft der portugiesischen Dichter fast brach liegt. Übersetzungen aus allen lebenden Sprachen, litterarische Blätter, Almanachs erscheinen genug; aber all diese Erscheinungen entstehen, verschwinden und werden durch neue ersetzt, denen ein gleiches Schicksal droht. Es ist, als ob der Geist Ferien mache, oder sich vorbereite auf neue Schöpfungen, die in der Litteratur einen Platz beanspruchen dürfen. Kleine Erzählungen, Skizzen und Beobachtungen der bedeutenden zeitgenössischen Dichter, die sich in den Revistas und Anthologien, Zeitungen u. s. w. „herumtreiben“, rechnen sie durchaus nicht zu ihren Werken von irgend welcher charakteristischen Bedeutung. Ein Werk muß einen Verleger haben. Und einem guten Buche fehlt dort nie ein Verleger. Der Mut, der gute Wille der portugiesischen Verleger ist geradezu staunenswert. Wenn diese liebenswürdigen Menschen nur immer jemand zur Verfügung hätten, der ihnen Bücher schreiben wollte! — natürlich gute Bücher.

Eines dieser wirklich guten Bücher, das soeben veröffentlicht ward, ist: „Os amores de Julia“ por Sousa Monteiro, einem namhaften Schriftsteller. Es handelt sich in diesem Roman um die schöne, geistvolle, gebildete Tochter des römischen Kaisers Augustus und seiner Gemahlin Scribonia. Aus der Geschichte Roms unter den Kaisern aus dem Augusteischen Hause ist uns ja die Verweichlichung und Entsittung — besonders der höchsten Kreise — hinlänglich bekannt, um den Titel des Buches nicht zu mißdeuten. Der Verfasser lehnt sich in bestimmten Punkten an die Geschichte an. Die eingeflochtenen Schilderungen, Situationen sind von ausgeprägter Eigenart, und die Charaktere mit jenem feinen Realismus gezeichnet, der das Ideale verkörpert. Eine plastische Arbeit von litterarischem Werte. Der Dialog ist von

blendender Rhetorik. Sollte hier das Rednertalent des Sñr. Sousa Monteiro ihm nicht Hülfe geleistet haben? Hat er es doch so oft bewiesen in den parlamentarischen Wortgefechten der Cortes!

Guerra Junqueira hat die Litteratur auch um einen Schatz bereichert: „A velhice do Padro Eterro" betitelt sich ein Poem voll Originalität, künstlerischer Schönheit und Formvollendung, die dem vor einigen Jahren erschienenen Gedicht „D. João" nicht nachsteht. Guerra Junqueira ist einer der modernen portugiesischen Dichter mit lebhaftem, mächtigem Vorstellungsvermögen. Er ist Satiriker und kämpft schrankenlos gegen die „konventionellen Lügen" und den Aberglauben. Er gehört der litterarischen Bewegung von 1871 an, die eine Reformation und Revolution in der portugiesischen Litteratur hervorbrachte und von Männern wie Anthero de Quental, Thophile Braga, Oliveira Martins, Eça de Queiroz, Ramalho Ortigão, João de Deus, Bento Morena u. A. vertreten wird. Eine Bewegung, welche die höchsten Ziele der Litteratur anstrebt und gegen Banalitäten und falsche Gefühlsschwelgereien kämpft. Guerra Junqueira ist kein Dichter mit individuellen Gefühlen, noch ein Visionär, der das unfaßliche Geheimnis des Gewissens lüften will, sondern mit der Leichtigkeit und der Fülle dichterischer Inspiration besitzt er auch das Geheimnis der Kunst. Er ist vorzugsweise Künstler. Die Ideen, die seine Zeit bewegen, verwandelt er in Bilder, die sich aneinander reihen, bald matter beleuchtet, bald glanzvoller hervortreten in unendlichen Problemen. Seine Einzelgedichte zeichnen sich durchweg durch elegante, stilistische Korrektheit und wundervolle Schilderung aus, aber — und dies gilt hauptsächlich von den früheren — die Handlung ist oft etwas stiefmütterlich bedacht.

H. W.

Böhmische Litteratur.

Unter den böhmischen Schriftstellern ist Johann Lier der hervorragendste Causeur. Nicht ein Causeur im Genre der französischen Tagblätter-Causeurs: die Tendenz seiner Causerien und Feuilletone ist immer eine ernste und betrifft die böhmischen sozialen und litterarischen Zustände. Auch in dem neuesten erschienenen Bande seiner „Feuilletony" (bei F. Simaček) finden wir diese Zustände besprochen. Seine oft geradezu rücksichtslose, aber stets wahre, nie übertriebene Satyre streift alles, was Lier in den böhmischen Verhältnissen Ungesundes gefunden hat. Seine zahlreichen diesbezüglichen Artikel beweisen, daß er kein Optimist ist. Die in dem erwähnten Bande enthaltenen Essays „Böhmische Krankheit" und „Die Phylloxera der böhmischen Dichtkunst" müssen Kabinetsstücke genannt werden. Doch ist Lier nicht nur feuilletonistisch par excellence: er nimmt unter den böhmischen Novellisten einen sehr hervorragenden Platz ein. In vielen seiner Novellen, in denen er nicht immer seine satyrische Ader verleugnen kann, findet man eine bis ins Detail durchgeführte Figur aus der böhmischen Gesellschaft. Daß dieselbe dann nicht mit heiler Haut davonkommt, ist nicht schwer zu erraten. J. Lier ist ein sehr vielseitiger und darum in Böhmen hochgeschätzter Schriftsteller. Seine von hohem Verständnis und feinem geläuterten Geschmack erfüllten Berichte über die alljährliche Prager Kunstausstellung erfreuen sich in Prag besonderer Wertschätzung, wie im Publikum so unter den Künstlern.

Alois Skampa, ein jüngerer Poet mit schöner Begabung, hat einen Band seiner Gedichte „Mala Křidla" (Kleine Flügeln) (in eigenem Verlage) veröffentlicht und werden seine lyrischen Ergüsse wegen ihrer zahlreichen guten Seiten viele Freunde finden.

Ignaz Herrmann, ein besonders glücklicher Beobachter des Prager Lebens, hat zwei Bände seiner humoristischen Schilderungen desselben unter dem Titel „Drobní lidé“ (Winzige Leute) bei J. Otto herausgegeben. Mit wirklichem ungekünstelten Humor finden wir hier Prager Typen geschildert, denen wir beim nächsten Begegnen auf der Straße, nach der Lektüre des Herrmannschen Buches, entgegenlachen müssen bei der Erinnerung an die Schilderung. Herrmann hat in diesem Genre viele Routine, die ihm oft sehr zu gute kommt, ihm aber immerhin oft genug schadet, weil sie schablonenhaft wirkt. Herrmann ist Redakteur einer sehr guten humoristischen Zeitung, der die meisten in seinem Buche enthaltenen Humoresken und Schilderungen entnommen sind.

Dr. Servaz Heller ist ein beliebter Romancier. Der größte Teil seiner Romane spielt in Rußland. So auch der neueste „Salomonida“ (bei J. Otto erschienen). Salmonida ist eine niederen Ständen abstammende Schönheit, welche, durch eine vornehme Heirat in die „hohe“ Gesellschaft eingeführt, viel zu leiden hat. Das Buch hat wiederum alle Vorzüge, die man an Dr. Heller wiederholt schon gewürdigt hat: eine schöne Sprache, treffende Charakteristik und spannende Handlung. Nur die völlige Begründung einzelner Szenen fehlt öfters. F. H.

Polnische Litteratur.

„Goethe w Polsce“ (Göthe in Polen) betitelt sich eine von Ludwig Kurtzmann zu Posen veröffentlichte, mehr bibliographische als litterarisch-kritische Arbeit, welche den Einfluß Göthes auf die polnische Litteratur untersucht. Kurtzmann giebt eine Zusammenstellung aller bisher erschienenen polnischen Übersetzungen Göthescher Schriften, aller Abhandlungen, Referate und Zeitungsartikel, welche über Göthe in polnischer Sprache veröffentlicht wurden. Die Arbeit ist mit Fleiß, wenn auch nicht auf Grund gleichmäßigen Quellenstudiums gemacht und dürfte für einen Litterarhistoriker, welcher das Wesentliche des Göthescher Einflusses auf das polnische Schrifttum zu ergründen bemüht wäre, eine willkommene Hilfsquelle sein.

Jüngst wurden der deutschen Litteratur zwei vortreffliche Lustspiele von Graf Alexander Fredro (Vater), dem polnischen Molière, einverleibt: „Consilium facultatis“ und „Das Licht ist ausgelöscht“, beide auch für Liebhaberbühnen passend. Die Übersetzung besorgte Hermann Löwenthal, der Übersetzer Sienkiewitschs, mit größerer Kenntnis der polnischen als der deutschen Sprache. Das Bändchen ist bei Fischer in Norden erschienen.

Von neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der polnischen Belletristik verdienen erwähnt zu werden: die aus dem Nachlasse von J. Kraszewski herausgegebene Erzählung „Nad przepaścią“ (Über dem Abgrund), in der Magdeburger Haft verfaßt und leider alle Anzeichen des hohen Alters des gefangenen Dichters verratend; ferner eine dreibändige Erzählung von Elise Orzeszko: „Nad Niemnem“ (Am Ufer des Niemen), mehr durch das Drängen von Redaktionen, als aus innerem Drange geschaffen, und daher auch den Forderungen einer streng realistischen Schaffensweise in bedenklicher Weise untreu; endlich zwei Novellensammlungen, die eine von Sęk, die andere von Dygasinski, beide mit Talent und Sorgsamkeit im gesunden realistischen Stil gearbeitet. A. N.

Verantwortliche Leitung: Karl Bleibtreu in Charlottenburg.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Litterarisch-kritische Rundschau.

1888 Nr. 6 (September).

Die Lüge in der Dichtung.

Von Emil Mauerhof.

(Wiesbaden.)

Grillparzer.*)

Man darf sagen, daß die dramatische Kunst bisher den Versuch gemacht hat, der menschlichen Leidenschaft in doppelter Art zu genügen: einmal, indem sie die schöne Menschlichkeit durch eine Handlung von folgerichtiger Entwickelung zum endlichen Siege führt — das geschieht im Lustspiel; ein andermal, indem sie jedwede Leidenschaft vermittelst eines sachgemäßen, unerträglichen Leidens bis zur vollsten Selbstverleugnung bewegt — dies vollbringt die Tragödie. Das erstere Verfahren ist einfacher; die Wege, welche dasselbe einzuschlagen hat, sind von beschränkter Zahl: denn da die Befriedigung der bösen Leidenschaften ein Besitztum der tragischen Welt ist, so sieht jenes sich an die Dämonie des guten Herzens verwiesen; die Heilung endlich erfolgt nicht von Haus aus, denn das Endergebnis ist — Trost. Das letztere Mittel hingegen ist tiefer angelegt und darum kunstreicher; dieses bemüht sich zuerst ähnlich wie das Lustspiel der Leidenschaft genug zu thun; und da dies mißlingt, nötigt es die letztere, indem es das Leid bis zur Unerträglichkeit steigert, zur freiwilligen Entsagung.

---

*) In den früheren Heften dieser Zeitschrift erschienen bereits die Aufsehen erregenden Studien des nämlichen Verfassers über Heine und Horaz. D. R.

Es kann nie davon die Rede sein, ein dramatisches Gedicht mit dem Namen einer Tragödie zu beehren, das nicht die drei Forderungen derselben ohne jeden Rückhalt erfüllt hat. Der Inhalt eines solchen Dramas muß zu allererst handelnde Leidenschaft sein, darauf Leid, das aus jener riesengroß emporwächst; und zuletzt die endliche, notwendig bedingte innere Loslösung des Helden von der Welt und dem Leben. Wie auch immer der Tod eintrete, er darf nicht äußerlicher Zufall, er muß leidentsprossene Notwendigkeit sein: der Held selbst muß ihn innerlich suchen; nur dann ist das Schauspiel zu einem tragischen Gebilde gediehen, und auch nur dann kann die Wirkung desselben gleichen Charakters sein.

Es ist unmöglich, für den Dichter eine vollkommene Tragödie zu schaffen, und desgleichen unmöglich für den Menschen, ein solches Werk zu genießen und es so im Genusse zu verstehen, wenn beide nicht im seelischen Vollbesitze der tragischen Weltanschauung sind. Was alles diese letztere ausmacht, ließe sich ja von einem, der sie kennt, mit Leichtigkeit in Sätze und Nummern bringen, ließe sich auswendig lernen und so gewußt endlich auch nachplappern; aber ein bloßer Gedächtniskram verleiht weder Verständnis noch schöpferische Macht. Wer das Tragische in der Welt wie in der Kunst vollinhaltlich begreifen will, der muß die Tragik des Lebens vorerst in seinem Innern durchkostet haben. Tragische Weltanschauung aber bedeutet das dem tiefsten Empfinden abgerungene Bekenntnis von der Notwendigkeit des Leides und die damit verknüpfte todesmatte Abkehr der Seele von allem irdischen Sein. Man habe solches, Verstand und Phantasie dazu, und die tragische Kunst wird diesem Bekenner in ihrer vollen Schöne angehören; einem jeden anderen versagt sie unerbittlich ihre Hand.

Den seelischen Eigenschaften der großen Natur stehen die Gemütsanlagen der geschwächten Gesellschaft gegenüber. Nur die Leidenschaft zeigt den Charakter an, da lediglich sie, als unbezwingliche Triebkraft in jede That das dauernde und unveränderliche Wesen des Menschen drückt; die Sinnesart hingegen, die nicht mehr selbständig handelt, sondern nur noch zurückwirkt, bringt es besten Falles zu Gesinnungen, die jedoch niemals unbedingte Sicherheit gewähren, da sie je nach der Stärke oder Schwäche der Einwirkung bald siegen, bald unterliegen. Nur der Charakter bewährt sich in jedem Falle. Die Sinnesart ändert sich zwar nicht, aber sie ist schwach genug, um nötigenfalls trügerisch zu sein. Man hat daher vollkommen recht, die ungeheuere Mehrzahl der Menschen charakterlos zu nennen. Denn nicht bloß, daß die Sinnesart auf ihre etwaigen Äußerungen hin stets unberechenbar bleibt: sie erscheint sogar in den meisten Menschen bis zur bloßen Sinnlichkeit verflacht, als welche sie dann überhaupt keiner That weiter fähig

ist — auf den reinen Sinnenmenschen rechnet höchstens noch der Narr. Ist die Sinnesart schon zu schwach, um je mehr als zurückwirken zu können, so geht der Verzicht der bloßen Sinnlichkeit sogar bis auf den letzten Rest einer seelischen Macht: Letztere empfängt nur noch und kennt lediglich Zustände. Ähnlich den Weichtieren ist der reine Sinnenmensch ohne Rückgrat und ohne Knochen, die Außenwelt drückt und knetet ihn, als wäre er der bildsamste Teig; ein jeder Stoß giebt ihm veränderte Richtung und Lage. Ein so gearteter Mensch strebt nie, lebt auch nicht mehr im eigentlichen Sinne: er vegetiert. Sein ganzes Dasein geht darin auf, zu essen, zu trinken, zu schlafen und sich zu paaren — genau wie das des Tieres; ähnlich wie dieses gebraucht er seinen Verstand, bloß um vorgenannte Bedürfnisse zu befriedigen, und kennt gleich diesem daneben etwa noch den Zeitvertreib und das Gesellschaftsspiel.

Was ihn von dem letzteren unterscheidet, dürfte einzig die Fähigkeit der Rede sein, denn die Dumpfheit des seelischen Lebens ist bei beiden gleich. Nur vermittelst der Sprache gewinnt er an neuen Begriffen, die er aber zu einem großen Teile kaum versteht; sein ganzes Verständnis erscheint von seinen tierischen Bedürfnissen umfangen; so lange er innerhalb dieses Bannes bleibt, spricht er verständig und verständlich, aber darüber hinaus hat er keine festgegründeten Gedanken mehr: wird er gleichwohl von einer phantastischen Eitelkeit verführt, sich zum Staunen seiner Mitgenossen in den rein erlernten Begriffen einer höheren Empfindungswelt zu versuchen, so häuft er Unsinn auf Unsinn, weil er den vergeistigten Sinn an die tierische Ordnung knüpft — er faselt oder schwärmt. Immer gleich nichtig an Seelenkraft, thut er das eine oder andere, je nach dem ihm ein höheres Maß von Verstand und Phantasie eignet oder fehlt. Nur die Leidenschaft faßt einen jeden Begriff in seiner idealen Wahrheit auf und verwendet ihn demgemäß: denn als freiwirkende seelische Eigenschaft der großen Natur kann sie weder eine Schmälerung erleiden, noch in Entartung verfallen — sie ist stets in ganzer Fülle und Stärke vorhanden, und ist so in ihrer Erscheinung zugleich voller Inhalt und wahrheitsgemäßer Begriff. Sie schwärmt nie, sie vermag nie zu faseln. Dafür strauchelt die Sinnesart, sobald sie sich den Idealen zuwendet. Diese, ein Zwitterding, mehr als Sinnlichkeit, weniger als Leidenschaft, verbürgt ein geistiges Leben innerhalb unübersteiglicher Schranken. Ihre Erkenntnis ist gebannt an die Grenzen ihrer Wirksamkeit und diese letztere ist unfrei. Indem sie die so gewonnenen Begriffe des Empfindungslebens, die nie anders als unzureichend sein können, zu einem ewigen Maß der Ideale erheben will, verliert sie sich in unbewußte Lüge: sie schwärmt, weil sie in gehobener Stimmung die gemeine Wirklichkeit verläßt,

um die naturschöne aufzusuchen und diese aus Mangel an Leidenschaft nicht erreicht. So schwebt sie zwischen Himmel und Erde, lagert sich auf Wolken und schwelgt in Nebeln. Die Sinnlichkeit schlechthin will das rein tierische Dasein schon als ein menschliches betrachtet wissen — auch die Sinnesart verlangt dieses; nur bemüht sich die letztere zur selben Zeit, die Roheit zu übertünchen; beide müssen im Wollen wie im Versuch trügen: und indem beide es zugleich unternehmen, die Vorgänge einer niederen Erscheinungswelt an den Gesetzen des höheren, aber falsch verstandenen Empfindungslebens zu erklären, müssen auch Bekenntnisse und Handlungen in einen unvereinbaren Widerspruch geraten.

Die Sinnlichkeit unterliegt jedem Reiz, die Sinnesart vermag sich bis zu Gesinnungen zu steigern, die Leidenschaft erscheint als Charakter. Die Sinnlichkeit kennt nichts als Zustände, die Sinnesart mag zu Thaten veranlaßt werden, die Leidenschaft allein handelt. Indem so die Sinnlichkeit jedweder Reizung die seelische Antwort schuldig bleibt, versucht die Sinnesart zum wenigsten sich mit den Begebenheiten, die an sie herantreten, zu bemessen. Diese letztere hat ihrer ganzen Beschaffenheit nach wohl die Kraft zu einer vereinzelten, sei es siegreichen, sei es erzwungenen That, die als Ereignis oder Begebenheit alsdann auch von Folgen begleitet sein kann: nur ist deren Grund das Ungefähr gewesen. Ein zufälliges Ereignis aber entbehrt der Handlung. Diese zu gestalten ist einzig die Leidenschaft imstande, die kraft ihres schaffenden Vermögens ihr Ziel kennt, das erkannte will — gleichviel wie, halb oder ganz bewußt, doch immer planvoll und folgerichtig That an That reiht, bis zuletzt das Maß des Wollens völlig ist. Verhält sich aber die Sache, wie angedeutet, dann ist es auch sicher, daß nur diejenige Dichtung ein Drama sein wird, welche sich auf Leidenschaft und nicht auf Gemütserregung oder gar sinnliche Reize gründet. Daher bedeutet Handlung — Drama; Begebenheiten — Schauspiel: das letztere gehört nicht mehr in die Kunst. Denn nur die Leidenschaft als unsterblicher und unbefriedigter Trieb besitzt die Fähigkeit, auszudauern und darum auch qualvoll zu leiden, doch nicht der flüchtig erregte Sinn. Die Kunst aber ist allein des Leides halber in der Welt, einzig um ein großes seelisches Bedürfnis zu befriedigen und die leidende Natur von ihrer erdrückenden Qual zu befreien. Wenn nun aber allein die Leidenschaft sowohl wirklich zu leiden wie wirklich zu handeln, die Dichtkunst zudem dem Leide nur abzuhelfen vermag, indem sie eine eben jener leidenden Natur ganz gemäße, willfährige Welt kunstvoll erschafft, so folgt daraus, daß der Kern eines solchen Gebildes unabweislich eine That des leidenschaftlichen Willens sein muß, wofern es seinerseits als dramatisches Kunstwerk gelten soll. Es ist eigen, wie sich die

Dichter der Leidenschaft für gewöhnlich vereinzelt und in weiten Abständen spärlich durch die Jahrhunderte folgen. Allerorten und zu allen Zeiten wird sich unter den Pflegern der Poesie ein großer Reichtum an Verstand und blühender Phantasie bemerklich machen — die Leidenschaft fehlt. Wahrscheinlich, daß die Gesellschaft in ihrem tödlichen Hasse gegen alles, was dieser gleich artet, frühzeitig ein jedes Dasein vernichtet, das sich als ein Träger der idealen Menschlichkeit verrät. Diesem Massenmorde entschlüpft alle Jahrhunderte einmal wie durch ein Wunder, bald hier bald dort ein Zögling der großen Natur. Gerettet, würde derselbe gleichwohl mit seinen Werken in dem Stumpfsinn der Menge verloren gehen, wenn ihn nicht die Bühne erhielte. Denn obwohl auch sonst schon der mitlebenden Seele aufs innigste vertraut, gelangt doch die leidentsprossene Dichtung in der Gesellschaft erst dann zu Bedeutung, wenn sie auf der Szene zur sinnlichen Gegenwart erwacht; die Masse ist immer nur äußerer Sinn. Kommt es aber einmal dazu, daß jene so das Fest ihrer Auferstehung feiert, dann spricht und handelt sie auch in dem nur ihr eigenen Stile gleich der Naturgewalt entfesselter Elemente: und sollte auch die Menge immer noch nichts begreifen, so würde dieselbe doch für den Augenblick zum wenigsten dermaßen erschüttert und unterjocht, um die Erinnerung an das gewaltigste Schauspiel, das sie je erlebt, weit in die Zukunft hineinzutragen.

Den Leidenschaften entspricht der Charakter, der Sinnesart — die Gesinnung, der Sinnlichkeit — der Reiz. Der Charakter schafft die Handlung, die Gesinnung mißt sich an Thaten, der Reiz ruft Stimmungen hervor. Der Charakter ist ein unabänderlicher, die Gesinnung schwankt, der Reiz — ein steter Wechsel: demzufolge bedeutet eine Handlung — Notwendigkeit; eine That — Zufall; eine Stimmung — willkürlicher Zustand. Die Handlung wird durchaus von der Seele beherrscht; die That ist ein Vergleich zwischen Gesinnung und Außenwelt; die Stimmung unterliegt ausschließlich äußeren Reizen. Im Drama hat der Mensch die führende Rolle, im Schauspiel — das Ereignis, in der Komödie der Sinnenreiz. Eine Fabel freilich müssen alle drei, Drama, Schauspiel wie Komödie haben; aber während sich dieselbe beim ersteren ganz von innen heraus auf seelischem Grunde frei entwickelt, erscheint das zweite schon im Dienste der Außenwelt, und die dritte Art unterwirft sich sogar ganz sklavisch und zusammenhangslos der unablässig wechselnden Laune des äußeren Ungefährs.

Die Franzosen haben vielleicht unabsichtlich nur das Richtige getroffen, wenn sie ihre Bühnenstücke für gewöhnlich ohne weiteres Komödien nennen. Irgend ein Vorfall kommt ihnen zu Gesicht; sie drucken ihn ab, ganz so äußerlich wie er sich darstellte, lassen auf diese Weise oft die widerspruchs

vollſten Zuſtände hart aufeinanderfolgen, ohne irgend etwas für deren verſtändlichen Zuſammenhang zu thun oder thun zu können. Wenn ſich nun aber zwei ſolche Zuſtände derartig zu einander verhalten, daß ſie ſich gegenſeitig vernunftgemäß verneinen, ſo tritt der Fall ein, wo uns ihre Verbindung ungereimt und lächerlich erſcheint. Eine ſolche Wirkung wird ſich beiſpielsweiſe immer einſtellen, ſobald ſich die tieriſche Unbefangenheit menſchlich zu drapieren verſucht — d. h. ſobald der Menſch einer niederen Ordnung die dem eigenen Weſen ganz fremden Gepflogenheiten der höheren Gattung nachahmt, ſolche auch für ſich zur Anwendung bringen will und die dieſelben, wie natürlich, ſtets an unrechter Stelle verbraucht. Man vermag den wirklichen Menſchen angeſichts ſolcher Erſcheinungen daran zu erkennen, daß derſelbe demgegenüber lachen oder doch zum mindeſten lächeln muß. Die mehr tieriſche Natur dagegen pflegt dabei einen unerſchütterlichen Ernſt zu bewahren. Ein Verliebter z. B. will die Frau eines anderen entführen; auf ſeinem Wege zum Stelldichein trifft er auf ein Gotteshaus: wenn er nun eintritt, um nach alter Gewohnheit ein jedes Tagewerk mit einem Gebet zu beginnen, ſo wirkt dieſes komiſch auf ein jedes denkende Geſchöpf, weil ſich in ein und derſelben Perſönlichkeit zwei Zuſtände ablöſen, die ſich ſeeliſch gegenſeitig aufheben: da es unmöglich iſt, ſich mit Bewußtſein der reinen Güte hinzugeben und dennoch gleichzeitig das ſchlechthin Böſe anzuſtreben. Gleichwohl thut dies unabläſſig und täglich eine Legion von ſogenannten Menſchen, und nimmt all' ſolche Erſcheinungen als durchaus ſelbſtverſtändlich und höchſt ernſthaft entgegen. Dem Entführer ſowohl wie dieſen letzteren kann ſolches begegnen, weil ſie einen derartigen Gegenſatz beſten Falles wohl verſtandesgemäß zu begreifen vermögen, aber ihn nicht zugleich auch empfinden; und nur wenn empfunden, würde der bislang leere Begriff zu einer beſeelten Kraft in ihrem Handeln werden. Ihr Gewiſſen iſt ein mühſames und dabei ganz ohnmächtiges Werk der Lehre, Gewohnheit und Dreſſur, das ſich völlig wie bei einem gelehrigen Tiere von den ſinnlichen Eindrücken abhängig macht. So wurde jemand von Kindheit an daran gewöhnt, die Kirche als ein Gebäude anzuſehen, in dem man ſeine Bitten vortragen darf, und er benutzt daraufhin die zufällige Gelegenheit, um bei ſeinem Herrgott für die abſcheulichſte Sünde ein gutes Wort einzulegen. Denn ebenſo wie dieſe nur künſtlich zu einer Art von Gewiſſen großgezogene Gewohnheit ſteht auch der Lebenstrieb, d. h. die Befriedigung der Selbſtſucht, ganz unter der Macht des Sinnenreizes; und es iſt deshalb auch die einfachſte Folge von der Welt, daß die Thätigkeit des einmal erwachten und vielleicht auch gereizten Naturtriebes hart und unvermittelt mit der Wirkſamkeit der Dreſſur abwechſeln, ja in ſeiner ſelbſtverſtändlichen Übermacht ſogar der letzteren wie

in dem angeführten Beispiele, die lächerlichsten Frondienste aufnötigen muß. Ähnlich komisch verhält es sich, wenn die beiden Banditen in „Fra Diavolo" bei gezücktem Dolch immer von neuem ihre Gebete murmeln müssen, sobald das betende Zerlinchen den Namen der Jungfrau Maria nennt, und dasselbe dennoch ermordet hätten, falls ihnen Zeit dazu geblieben wäre. Gebet — Dressur; Habsucht — Natur. Der russische Kupez bekreuzt und verbeugt sich vor einer jeden Kirche auf seinem Gange. Trifft es sich nun, daß er unterwegs einem Geschäftsfreunde begegnet und mit diesem gar rechnet, so wird es ihm bald unwillkürlich zwischen die Zähne fahren: der Teufel soll das holen, schon wieder eine! Sein Heiligstes wünscht er angeblich zum Teufel. Die Verehrung der Kirche — Dressur; die der Prozente — Natur. Es ist wenig Unterschied zwischen einem gelehrten Pudel und dem bloßen Sinnenmenschen. Beide sind durch Gewohnheit ausschließlich auf sinnliche Eindrücke hin dressiert. Was der niederen Menschenart auch in seelischer Beziehung zuletzt ein gewisses Übergewicht verleiht, ist einzig die Sprache und die damit verbundene Möglichkeit, jene geringe Zahl der allein auf Zucht gegründeten Vorstellungen vermittelst einer vergleichenden Belehrung beträchtlich, den erweiterten menschlichen Bedürfnissen entsprechend, zu vermehren und sie dem Gedächtnisse einzuprägen. Dieselbe bereichert sich so an Begriffen, und je mehr sie sich von solchen aneignet, desto höher steigt ihre Bildung, ohne daß sich jedoch die seelische Beschaffenheit deswegen in gleichem Maße zu ändern hätte. Verstand und Seele bestehen völlig unabhängig von einander; beide können wohl zusammenwirken, aber sie vermögen sich nicht gegenseitig zu erhöhen. Schon oft genug hat man den reichsten Verstand bei der bloßen Sinnlichkeit angetroffen; und umgekehrt das reichste seelische Leben bei ärmlicher Bildung. Wenn sich nun in einem Menschen eine starke Sinnlichkeit mit der seelischen Dumpfheit des Tieres vereinigt, so wird gerade ein solcher häufig in die Lage kommen, auf Dressur hin manches zu thun, wogegen seine Natur sofort die thatkräftigste Verwahrung einlegt, und selbst der gebildetere Verstand wird hiergegen nur dort einigermaßen schützen, wo er sich beobachtet weiß. Ist aber der gekennzeichnete Mensch gar beschränkten Geistes, so wird er ziemlich sein ganzes Leben eine ununterbrochene Kette widerspruchsvoller Zustände sein und ihm daraufhin mit vollem Recht die Würde einer „komischen Person" eintragen.

Wenn unter anderem ein Geistlicher mit achtungswertem Schmerbauch sich über die Züchtigung des Fleisches in salbungsvoller Rede ausläßt, so ist dieser Umstand allein schon geeignet, Heiterkeit zu erwecken; aber die Wirkung wird noch um ein Bedeutendes erhöht, wenn derselbe Kasteier, nach Hause gekommen, sofort auffahren läßt, daß die Tische brechen. Würde man

sich mit ihm über den ganzen Vorgang ins Vernehmen setzen, so möchte es vielleicht nicht schwer halten, ihn zu dem Zugeständnis zu bringen, daß für den Verstand in jenem allerdings ein unlösbarer Gegensatz vorhanden ist — empfunden hat er ihn so wenig diesmal wie in früheren Fällen. Das erste war Dressur, das zweite Natur. Es giebt weniger Heuchler, als man gewöhnlich meint. Viele dieser Verdächtigen sind eben bloße Tiere, und erst bei großem Verstande beginnt zumeist die bewußte Heuchelei. Und wenn nun endlich ein angeblicher Dichter von ähnlicher Veranlagung — also ohne seelische Kraft, sich dahin getrieben fühlt, phantastisch neue Welten zu ersinnen, so wird er diese selbstverständlich nur mit Menschen von seiner Art bevölkern können, aber er wird sich genötigt sehen, das Schicksal — falls ihn der Hochmutsteufel plagt — nach großen Vorbildern zu gestalten. Er wird hierin diesen letzteren nachahmen müssen, weil sich das Leben der Sinnen- und Seelenmenschen nach völlig verschiedenen Gesetzen bewegt; und da er selbst zu den ersteren gehört, die Seele hingegen allein Schicksale kennt, er wiederum durch den Ruhm ewiger Muster verführt, mehr geben will als er selbst ist und hat, so entlehnt er als Handlung für die mehr sinnlichen Geschöpfe der Gegenwart, die ihm allein entstammen, das ihm und ihnen fremde Los einer ewigen Menschlichkeit: und die Komödie ist vollkommen. Denn die seelenlosen Stimmungswesen, die immer nur der jeweilige Augenblick beherrscht, sollen in sich das Geschick eines Ewigkeitsmenschen erfahren, der unbeschadet gelegentlicher Verirrungen oder Niederlagen schließlich doch Herr aller wechselnden Erscheinungen mit Bewußtsein einzig einem unsterblichen Ideale dient. Solches zu vereinen ist unmöglich, und jeder Versuch muß ins groteske geraten. Das Thun und Lassen des Augenblicksmenschen — und weiter als einen derartigen nach dem eigenen Bilde zu formen, reicht die Macht eines solchen Dichters nicht — wird schon in sich allein so manche Züge des Widerspruchs bergen, die im scharfen Nebeneinander den Eindruck des Komischen hervorrufen; aber erst mit dem entlehnten Schicksale einer charaktervollen Natur, welches zum guten Ende jenes charakterlose Wesen schwärmerisch verklären soll, stellt sich die Unvereinbarkeit beider dermaßen bloß, daß sich der Schluß des Ganzen immer und unvermeidlich wie ein aufdringlicher und geschmackloser Spaß ausnehmen wird.

Es mag Zeit sein, die Betrachtung endlich an Beispielen zu erhärten.

In Grillparzers Trauerspiel: Des Meeres und der Liebe Wellen — wird auf eigenen Wunsch und Neigung die junge Hero zur Priesterin geweiht, und kaum zwölf Stunden darnach empfängt sie schon im vollsten Gegensatze zu ihrem freien Gelöbnisse von einem wildfremden Manne die

Liebesweihen. Noch am Morgen hatte sie recht wichtig den klingenden Spruch ihres Lieblingsdichters wiederholt:

> Ich kann nicht finden, daß Gesellschaft fördert:
> Was einem obliegt, muß man selber thun —.

und schon der Abend hatte die Erinnerung an das tief empfundene Wort dermaßen in ihr gelöscht, daß sie sich gar nichts mehr ohne ihren neuen Gesellschafter zu thun getraut. Der Herausgeber dieses „Tragikers", Heinrich Laube, hat ein derartiges Wesen für „griechisch" oder auch für „wienerisch" erklärt. „Wenn Hero im dritten Akte auf Leanders Liebesdrängen unerwartet sagt: komm morgen! da lächeln in Wien die Zuhörer übereinstimmend und finden die Dichtung reizend. Sie begleiten eben vollkommen naiv die naive Dichtung. In der norddeutschen Stadt dagegen lacht das ganze Haus: es faßt die Worte der Hero moralisch auf und findet sie überaus dreist."

Es ist nicht abzusehen, was Berlin und Wien bei einem Trödel zu schaffen haben, wo einzig der denkende oder gedankenlose Mensch den Ausschlag giebt. Der denkende Mensch muß hier lach n; nicht weil ihm die Hero „überaus dreist", sondern ganz im Gegenteil, weil sie ihm als ein Ausbund der Naivheit erscheint. Denn indem er lacht, sagt er sich zugleich: ist das ein possierliches Äffchen! soeben noch hat sie ewige Keuschheit gelobt, und schon am Abend kann sie an deren Gegenteil nicht genug haben. Dinge dieser Art sind allerdings hochkomisch, und wer da nicht lacht, muß stumpfsinnig sein. Darum handelt es sich. Für einen wirklichen Dramatiker würde ja der Bruch des Gelübdes der Anlaß zu den ergreifendsten, tragischen Folgerungen gewesen sein; sobald die Sonne aufging, mußte auch, zum wenigsten in einem menschlichen Geschöpfe das Bewußtsein des Frevels erwachen. Was thut Grillparzer? Freilich auch bei ihm hat der dritte Akt einen vierten zur Folge, aber selbst der durchtriebenste Spottvogel hätte den Vorgang nicht ausschweifender parodieren können, als es höchsteigen der große österreichische „Tragiker" besorgt. Die einzige Folge der nächtlichen Ereignisse ist die, daß Hero — müde ist. Man muß dies Grillparzer lassen: unanfechtbarer ist noch nie eine dramatische Folgerung gewesen: Leander ist bis zum frühen Morgen im Turme gewesen; nichts begreiflicher als daß sie tagsüber müde ist! und auch er sucht den versäumten Schlaf am hellen Tage nachzuholen. Als wäre sie nichts mehr und nichts weniger als ein zierliches Kätzchen, das eine stürmische Märznacht hinter sich hat, schleicht auch die jugendliche Priesterin halbgeschlossenen Auges umher und sucht, wo es sich schön ruhen ließe — völlig gedankenleer und nur von dem einen

Triebe geleitet, zu ſchlafen, um nach Sonnenuntergang wieder munter bei der Arbeit zu ſein. Das iſt „griechiſch“ oder auch „wieneriſch“, ſagt Heinrich Laube. Götter! das iſt nicht griechiſch oder wieneriſch, nicht berlineriſch, das iſt einfach tieriſch: genau dasſelbe thut auch das Kätzchen. Gut! aber eines kann das Kätzchen doch nicht. Das wäre? Ein Kätzchen kann nicht tragiſch enden. Nein! das kann es nicht, dafür kann es aber ſterben, wenn auch nur zum Spaß. Vor den Schaubühnen, auf welchen Katzen, Hunde und Affen ſich gegenſeitig ihr Schickſal bereiten, hat man es oft genug ſchon erlebt, daß die tragiſche Heldin aus dem Katzengeſchlecht plötzlich alle Vier von ſich ſtreckte und vorgab, tot zu ſein; es hieß denn, ſie ſei als „höheres Weſen“ am gebrochenen Herzen geſtorben; ſobald aber der Hexenmeiſter pfiff, ſprang ſie luſtig wieder in die Höhe. Die ſchöne Hero muß eine ähnliche Aufführung einmal als Kind mit hohem Entzücken in ſich aufgenommen haben, denn bis aufs letzte ſpielt ſie dem Kätzchen die gleiche Komödie nach. Der ſchwimmfrohe Leander verunglückt in der zweiten Nacht und dem Mädchen bricht das Herz gleich hinterdrein. Höchſt tröſtlich jedoch iſt es, daß wir uns auch hier wieder ſagen dürfen: ſie thut nur ſo: pfeifen wir, ſo ſpringt ſie gleichfalls luſtig in die Höhe. Denn warum auch anders? Zugegeben ſelbſt, daß Leander ein ſtrammer Burſche war — giebt es nicht ſolcher die Maſſe? Da iſt gleich Naukleros, und wenn der ausbleiben ſollte, ſo ſind ja noch viele, viele Märzkaterchen in der Runde. So „griechiſch“, wie Heinrich Laube ſagen würde, ſind zweifellos eine ganze Menge junger Mädchen, aber keine ſolcher Griechinnen grämt ſich gleich zu Tode, wenn ihr Grieche außer ſtande iſt den zweiten Beſuch zu machen: ſie miaut vielleicht den erſten Tag und läßt ſich am zweiten tröſten. O Hero und Leander! Man würde vornehmlich von dem Mädchen eine ziemlich üble Meinung zurückbehalten, wäre nicht zum Glück noch die Schillerſche Ballade da. Eine einzige Strophe aus dieſem kurzen Gedichte wiegt die ganze, ungereimte Poſſe des merkwürdigen Tragikers auf.

Keinem, der nur halbwegs Urteil beſitzt, wird es beifallen, an dieſer Stelle auf eine Liebestragödie Shakeſpeares zu verweiſen und zu meinen, daß da etwas ähnliches vor ſich gehe. In Romeo und Julia entwickelt ſich das tragiſche Geſchick der Liebenden unter völlig anderen Vorausſetzungen und Bedingungen. Julia iſt zu allererſt keine Prieſterin. Beide, Romeo wie ſie, haben ein unbeſchränktes Recht auf Liebe, ſind ganz frei, mit weitgeöffneten, liebedurſtigen Herzen, die jederzeit bereit ſind das Bild des einzig Geliebten in ſich aufzunehmen, und ſich alsdann für immer zu ſchließen. Sich ſehen und ſich angehören iſt eins. Sie lieben ſich, noch bevor ſie entdecken, daß ihre Familien tödlich verfeindet ſind. Ihre Liebe kommt im

richtigen Augenblicke, ist heißestes Verlangen, und jedes spätere Hindernis dient naturgemäß nur dazu, deren Glut ins unerträgliche zu steigern. Die Heldin Grillparzers ist das volle Gegenteil zu Julia. Dieselbe hat mit dem Leben eigentlich abgeschlossen — sie geberdet sich wenigstens so; bis zu der Stunde, in der sie, nach den Vorgängen ganz unbegreiflich, Leander erhört, spricht sie ungefähr wie eine taktfeste Erzieherin zu ihrem frühreifen, ungestümen Zögling: matt und platt in Wort und Geberde. Für Romeo und Julia ist schon der erste Blick ein Leben geteilten Leides und geteilter Lust. Nicht bloß ihre Küsse, weit mehr noch ihre Tränen sind der festeste Kitt des gemeinsamen Loses. Je grausamer das Schicksal ihre Liebe verfolgt, desto heftiger bestehen sie darauf; und weil nur so ein echtes Gefühl seine Prüfung besteht, dürfen sie auch zuletzt mit dem Tode besiegeln, wofür sie bis dahin zusammmen gestrebt, gelebt und gelitten hatten. Hero und Leander erleben, streng genommen, nichts. Die Hero empfindet kaum, strebt gar nicht; sie erfährt sinnliche Erregungen und ist darauf — müde. Beide Paare feiern eine Brautnacht, — nicht ganz unter gleichen Umständen — die eine als Frau, die andere als „leichte Person", doch daß nur so nebenher: während aber Romeo am nächsten Morgen in die Verbannung geht, und Julia, um ihrem Gemahl treu zu bleiben und der verhaßten zweiten Ehe auszuweichen, einen Schlaftrunk nimmt, der sie, die Lebendige, als Scheintote zwischen die modernden Gebeine ihrer Ahnen bettet, schlafen Hero und Leander ihre nächtlichen Strapazen aus. Daß Romeo und Julia nach allem, was vorgegangen, nur noch mit einander, nie ohne einander leben werden, weiß von da an mit unerschütterlicher Gewißheit ein jedes mitfühlende Herz. Als dann Julia im Erbbegräbnis der Kapulets erwacht und den toten Gatten zu ihrer Seite erblickt, tötet sie sich, und niemand wird sich wundern dürfen. Das gleiche Recht aber, wie die Hero des Grillparzerschen Stückes am gebrochenen Herzen zu sterben, hätte auch eine jede Kuh, die zusehen muß, wie man ihren zärtlichen Gefährten zur Schlachtbank führt. Die sinnlichen Ergötzungen einer Liebesnacht — und nur diese sind der ganze Inhalt des Stückes wie der Personen — berechtigen noch nicht zu einem tragischen Ende — berechtigen um so weniger, als sich dazu die denkbar gewöhnlichsten Geschöpfe vereinigt haben. Leander ist hübsch, gewiß auch feurig; die Hero wahrscheinlich desgleichen. Das ganze Verhältnis hat sich keinen Augenblick und in nichts über das Tierische erhoben, und das Männchen kann tausendfach ersetzt werden. Aber in Romeo und Julia hat der Dichter einzige Menschen dargestellt, von so tiefem, seelischem Gehalt und von einem Zauber so schöner Menschlichkeit umwoben, daß selbst der Stumpfe den bestrickenden Reiz ihrer Gegenwart empfindet

und ihnen nachdenken muß — und sie, die sich allein wissen unter den Fratzen der Niedrigkeit, die außer sich niemand weiter kennen, noch verstehen, sie sollten je einander vergessen, je auf einander verzichten können? So ist einer dem andern unersetzlich; und sobald des Lebens einzigster Wert dahin ist, hat der Mensch ein Recht auf den Tod. Zu all' den Herrlichkeiten, mit denen gerade diese Tragödie Shakespeares überreich bedacht ist, gesellt sich freilich ein Versehen von nicht unbedenklicher Gestalt: die Fabel entwickelt sich in der letzten Hälfte willkürlich und abenteuerlich. Es ist kein zwingender Grund dafür vorhanden, daß Julia als Tote beigesetzt werden muß, um der drohenden und sündhaften Verbindung mit einem anderen zu entgehen. Anderes lag näher. Der Ausweg erscheint gesucht; und die Tragik des Geschicks verlangt als oberstes und unumgängliches Gesetz immer den nächsten und natürlichsten Weg — oder sie schwächt sich ab. Die Zufälligkeiten der Außenwelt müssen wir uns so gefallen lassen, wie sie über uns hereinbrechen: wir sind nicht verantwortlich dafür; aber in dem Bereiche des eigenen Herzens fordern wir in der Not unserer Entschließungen die Leuchte eines unbeirrbaren Gefühls.

Die Sappho Grillparzers hat zu ihrem Inhalte die Liebschaft der bekannten Dichterin mit einem Kutscher. Die Dame war einst mit der Leyer in der Hand — Er, dem Wiener Fiaker ähnlich, der heutigen Tags zum Trabrennen in den Prater fährt — mit Pferd und Wagen nach Olympia gezogen. Er, wie ein jeder seiner Zunft, liebt die Brettel und das Weaner Lied, und die Aufmerksamkeit, mit der ihn allen anderen voraus die umjubelte Sängerin beschenkt, schmeichelt ihm, obschon er sich eingestehen muß, daß sie bereits ältlich ist — sie hinwider hat nicht umhin gekonnt, seine starken Glieder zu bewundern; so haben sich beide gefunden. Nun möge man nicht mißverstehen! es ist weder unnatürlich, noch unwahrscheinlich, daß eine vornehme Frau, sie lebe auf Lesbos oder in Wien, die nähere Bekanntschaft eines stattlichen Fiakers suche und mache — im Gegenteil! Nur wird eine solche Dame sicherlich keinen Augenblick vergessen, was sie Beide einander gegebenen Falles schuldig sind. Sie wird ihn, falls es draußen stürmt und schneit, mit liebreichen Worten zum hellen Feuer laden; wird auf das reichlichste für seines Leibes Nahrung und Notdurft sorgen, ihm zuweilen sogar die saftigsten Bissen höchsteigen zwischen die weißen Zähne schieben, in seine Rocktasche verstohlen die schmackhaftesten Zigarren stecken — und Er, strahlend von sinnlichem Behagen wird hinterher ganz Feuer und Flammen sein und alles thun, was er einer so entzückenden Herrin nur an den Augen absehen kann: voilà tout. Auch wird sie vielleicht, da eine sinnige Unterhaltung eines jeden Mahles reizendste Würze sein soll, ihn nach der letzten

Tageslösung oder dem Befinden seiner braunen Stute fragen — aber sie wird als ein kluges Weib — und das muß sie doch als große Dichterin sein — sich weislich hüten ihm mit Gedanken zu kommen, die sie zu anderer Zeit vermöge Feder oder Stift zu Papier zu bringen pflegt. Es ist traurig zu sagen, daß die Sappho Grillparzers so wenig den geschilderten Ideale entspricht, um ganz kopflos das Notwendigste zu unterlassen, und gerade das für die Sachlage denkbar Gefährlichste zu thun. Kaum mit dem feschen Manne allein, entschleiert sie sich nicht körperlich, sondern geistig und stellt dem nur auf Körper abgerichteten Galan als „höheres Wesen" vor.

Du kennst noch nicht die Unermeßlichkeit,

so beginnt sie bedeutungsvoll,

Die auf und nieder wogt in dieser Brust —

Der Fiaker wird nach einem solchen Erguß einen scheuen Seitenblick auf den Busen der erhabenen Frau geworfen haben, als könnte da plötzlich eine entsetzliche Wendung vor sich gehen und wird zuletzt belustigt geschmunzelt haben. O möchten doch alle Dichterinnen Wiens und der übrigen Welt, sich in ähnlicher Lage vor so geartetem ersten, bösen Lächeln bewahren! Dasselbe wäre das sichere Grab ihres jungen Liebesglückes. Nicht bloß in Pferd und Wagen, sondern auch in Frauenbusen kennt sich ein richtiger Fiaker so gründlich aus, daß er recht wohl weiß, wie sie alle meßbar sind; er wird also lächeln müssen. Die arme Heldin Grillparzers gewahrt nichts; sie ist so im Zuge, ihn zu bilden, ihn zu sich zu erheben, ihm von allen Seiten den Schatz zu zeigen, den er von nun an glücklich ist, sein eigen zu nennen, daß sie eine Woge ihres wunderbaren Busens nach der anderen aufrollen läßt, um endlich wie vieltönendes Meeresrauschen ihn zu umfangen und ihn so, wie sie meint, dauernd an ihre Tiefe zu fesseln:

Gar ängstlich steht sichs auf der Menschheit Höh'n,
Und ewig ist die arme Kunst gezwungen,
Zu betteln von des Lebens Überfluß —
Laß uns denn trachten, mein geliebter Freund,
Uns beider Kränze um die Stirn zu flechten,
Das Leben aus der Künste Taumelkelch,
Die Kunst zu schlürfen aus der Hand des Lebens —

was daraufhin geschehen mußte, geschieht: der Fiaker nimmt vor der faselnden Närrin reißaus; und küßt bereits eine halbe Stunde später das hübsche Dienstmädchen seiner hochgeborenen Frau. Keine Frage, es liegt Gesundheit in diesem Kusse — freilich die Gesundheit eines Fiakers, dem die Ungeduld nach Gewißheit, ob auch noch andere Brüste wie zwei Ozeane unermeßlich

auseinanderfluten, ganz prächtig zu Gesichte steht. Die edle Herrin überrascht ihn unversehens bei dieser Probe; rauft hinterher mit der Zofe und will dieselbe niederstechen, als der so heiß Umstrittene, ohne sonderliche Umstände zu machen, für die „meßbare" Brust Partei ergreift. Da bleibt denn freilich der verschmähten „Kutscherbraut" nichts anderes übrig, als sich schleunigst ihre Leyer zu holen, um wenigstens etwas im Arm zu behalten, und dann verächtlichen Blickes ins Wasser zu springen. Das ist einerseits die gemeinste, andererseits die albernste Komödie, die sich nur erträumen läßt. Es ist sehr wohl denkbar, daß eine vornehme Frau — und große Dichterinnen sind ausnahmlos dies und noch klug dazu — derart sinnlich für einen stattlichen Fiaker entflammt, daß sie ihm die Rechte eines Liebhabers auf Zeit einräumt; aber es ist ganz undenkbar, daß sie sich darüber hinaus einem solchen Menschen sogar dauernd verbände, da sie, und wäre sie auch die Wollust selbst, dennoch gerade als wirklich vornehme Frau für das letzte Verhältnis zuvörderst die idealste Übereinstimmung im Empfindungsleben fordern müßte. Und diesem Anspruche vermöchte weder Phaon, noch irgend ein anderer Rossebändiger zu genügen. Fände derweil der bloße Günstling, daß Kutscher und Zofe sich im ganzen doch noch näher stehen, so wird die Dame dem Pärchen schweigend den Laufpaß geben, und sich ebenso schweigsam, wenn auch nicht ohne Bitterkeit eingestehen: daß dies nun schon der zwanzigste gewesen! Aber schon am zweitnächsten Morgen würde man es im lesbischen Fremdenblatte lesen können: daß sich eine Herrschaft für hohes Gehalt um einen Leibjäger von höchstvorteilhaftem Äußern bemühe, und daß solche, die bei der Kavallerie gedient, den Vorzug erhalten, — und der große Riß im Liebesgewebe der vielgeprüften Dulderin wäre gestopft. So verführe unter Umständen ein hochgeborene Lesbierin; ob genau so, ist gleichgültig, wenn sie sich nur zu helfen versteht, und daß dies der Fall, ist gewiß. Ob moralisch? ob unmoralisch? die Frage ist hier nicht zu entscheiden; ein jeder wird sie seiner Lebensanschauung gemäß beantworten — genug! daß die Angelegenheit äußerlich comme il faut erledigt wurde. Aber nicht einmal dieser kahlen Äußerlichkeit ist der Tragiker Wiens gewachsen gewesen. Um sich und anderen ein verständliches Bild von einer großen Dichterin und vornehmen Frau zu schaffen, befolgte er in unrechter Art den Rat eines Höheren und griff so niedrig ins „volle Menschenleben", daß er sofort eines jener gemeinen Weiber beim Schopfe hatte, die einander die Röcke vom Leibe reißen, die Kämme in den Kopf schlagen, Vitriol ins Gesicht gießen, die Messer zwischen die Rippen stoßen und was noch mehr die Gerichtszeitungen allerorten zu erzählen wissen — nur schade! daß derartige Geschöpfe eines bevorzugten „Männchens" halber nicht in den Tod gehen.

Solche bringen sich wohl zuweilen in eifersüchtiger Wut gegenseitig um, oder — der große österreichische „Tragiker" wird noch unsere ganze Ehrerbietung verdienen — oder es springt wirklich einmal die eine oder die andere, um ja einen dauernden Schatten in die Sonne der glücklich Liebenden zu werfen, in einem Anfall verrückter Bosheit ins Wasser, findet jedoch das aufgesuchte Element naß und kalt und pudelt aus Leibeskräften wieder ans Land: es sei denn, der Fluß- oder Meeresgott zöge sie ganz wider Willen in seine Tiefe. Dies ist genau besehen der Fall des Grillparzerschen Mädchens. Daß die Sappho von jeher faselig war, wissen wir bereits; jetzt aber zum Schluß nimmt ihre Narrheit einen solchen Flug, daß kein menschlicher Sinn dieselbe mehr erreichen kann; so sagt sie zu Phaon:

Ich suchte dich, und habe mich gefunden —

und deshalb, weil sie seinen Unwert, ihren Wert erkennt, muß sie ins Wasser. Alle Welt wird hier ungläubig den Kopf schütteln. Und weiter:

So zahle ich die letzte Schuld des Lebens —

Die letzte Schuld — als ob es schon an sich Schuld wäre, wenn ein freies Weib einen freien Mann liebt! Gräfin Juste, die in Jamben spricht, und „man so dhun" ins Hochdeutsche überträgt. Denn kann es etwas anderes sein als: man so dhun! wenn die Dame in ihrer äußersten Verzweiflung erst eilig nach Hause läuft, sich die goldene Leyer in den Arm, den Lorbeerkranz in die Locken, den Purpurmantel um den hochgehenden Busen drückt, um so verführerisch kostümiert vor versammeltem Volke sich hochflatternden Gewandes durch die Lüfte zu schwingen? War es bei solcher Zurichtung nicht doch vielleicht mehr auf einen neuen Liebhaber abgesehen? Das tragische Leid hat weder Zeit noch Sorge mehr für derartig alberne Ausstaffierungen und pflegt das Nötige stets kurzer Hand abzumachen. Juste — Natur; höheres Wesen — Dressur. Auch diese Komödie hat Heinrich Laube eine „schöne Tragödie" genannt.

Es wird stets eine überaus heikle Aufgabe bleiben, den freiwilligen Tod aus unglücklicher Liebe der Gesundheit begreiflich zu machen: denn nur wenn eine solche That sich als im höchsten Sinne gesund erweist, ist sie tragischer Natur und wirkt dementsprechend. Am ehesten noch möchte der Schritt von seiten eines blutjungen, unerfahrenen und unschuldigen Mädchens zu verstehen sein, aber völlig unmöglich ist er bei einer alten Schachtel, die auf ebensoviel Liebhaber wie auf Jahre zurückzublicken vermag; es sei denn: diese wäre, ganz wörtlich genommen, toll. Sich einzig aus unerwiderter Liebe umzubringen, wird ausnahmslos als Krankheit erscheinen, die seitens einer Frau vielleicht noch Mitleid erweckt, die aber, sobald ein Mann in

Frage steht, kaum etwas anderes als Widerwillen gegen eine verächtliche Schwäche aufkommen läßt. Wenn große Dichter den Selbstmord mit der Liebe begründeten, so haben sie wohlweislich in den meisten Fällen den schwankenden Grund noch anderweitig zu stützen gesucht, indem sie die Furcht vor Schande, die nagende Pein eines unschuldigen Herzens, das berechtigte Grauen vor einem Leben, das schlimmer sein würde als Tod, oder die verständliche Sehnsucht, mit dem Geliebten vereinigt zu werden, an erster Stelle betonten; und es gehört ein kläglicher Unverstand dazu, die erste Dichterin Griechenlands sterben zu lassen, indem man sie dieserhalb zu einem eifersüchtigen und verschrobenen Fischweib erniedrigt. Denn nichts anders ist diese Heldin Grillparzers, als eine Höckerin, die Ecke der Mohrenstraße ihren Stand hat und dazu im Berliner Tageblatt die Romane der Sarah Hutzler liest. Die Eifersucht hat ausschließlich Verkehr mit der Gemeinheit, das sollte zum wenigsten ein „großer Tragiker" wissen, und weiß er es nicht, da seine Größe doch nicht so ganz zweifelsohne ist, so thäte er wohl daran, sich zuvor bei Würdigeren darüber zu unterrichten? Wie sagt nämlich Desdemona?

Wär' mein edler Mohr
Nicht groß gesinnt und frei vom niedern
Stoff der Eifersucht —

so steht die Sache.

Es ist eine alte Gewohnheit des süßen Pöbels, den Othello Shakespeares die Tragödie der Eifersucht zu nennen. Schon im Stücke selbst wird unaufhörlich von dieser Leidenschaft des Helden geredet; kein Wunder, daß auch die anderen außerhalb desselben nachplappern müssen, weil die Gewöhnlichkeit, wie natürlich, allerorten eine jede That nur nach dem eigenen Innern begreift, und diese, wofern sie höheren Ursprungs ist, unvermeidlich verkennt. „Was soll man von dir sagen?" fragt Lodovica den unseligen Mann, und dieser erwidert:

— Was man will:
Daß ich ein ehrenhafter Mörder sei;
Denn nichts that ich aus Haß, für Ehre alles.

Wer die Sache kennt, hört damit schon genug; Eifersucht wäre Haß gewesen, und Othello ist der Rächer seiner Ehre; der Haß hätte sein Mütchen im Blute Cassios gekühlt, und Othello tötet sein Weib. Der letztere fährt wohl auch gelegentlich gegen den angeblichen Verführer seiner Frau wild und wutschnaubend in die Höhe:

O daß der Sklav' zehntausend Leben hätte!
Eins ist zu arm, zu schwach für meine Rache —
Wie mord' ich ihn —
O daß ich neun Jahre an ihm morden könnte —

aber er thut dies unter dem hölliſchen Sporn einer ganz unerhörten Schmach, — in jenem Augenblicke nämlich, in welchem ihm die geſchickten Vorſpiegelungen Jagos den einzigen Freund und Vertrauten als den auserleſenſten Schurken der Erde zeigen — wie derſelbe vorgeblich höhnt und beider, der verliebten Närrin und des betrogenen Ehemannes ſpottet; und es bleibt gleichwohl beim bloßen Wort! weil in der großen Seele dieſes Mannes auch nicht der geringſte Raum für die gemeine Regung der Eiferſucht übrig war. Die Sappho Grillparzers iſt eiferſüchtig: darum geht ſie auch der Nebenbuhlerin zu Leibe, und da ſie verhindert wird, dieſelbe umzubringen, ſo bringt ſie wenigſtens auf deren Entfernung — dem Geliebten aber möchte ſie nicht ein Härchen krümmen. Den verhaßten Nebenbuhler zu vernichten, um ſich den geliebten Gegenſtand ungeſchmälert zu gewinnen oder zu erhalten — ein ſolches Trachten bildet den Inhalt der Eiferſucht. Dieſe iſt immer vorhanden, wo der Schlag den Rivalen trifft; wer dagegen den Streich gegen die Treuloſigkeit des Mannes oder des Weibes führt, ſucht damit ſeine verletzte Menſchenwürde wiederherzuſtellen. Es hat nie und nirgend Menſchen gegeben, die hochgeſinnt und zugleich eiferſüchtig waren: wohl aber Weſen edelſter Art, denen die zugefügte Schmach ſo auf der Seele brannte, daß ſie zu Rächern ihrer Ehre werden mußten. Den Schimpf empfindet freilich nur der Menſch, nicht das Tier. Wer ſich, es ſei Mann oder Weib, ehebrecheriſch vergeht, erniedrigt damit in ſeiner Schätzung den anderen zu einem Tier, das bereits unter dem Marktpreiſe ſteht. Eine derartige Beſchimpfung duldet kein Menſch. Nur die Eiferſüchtigen verſtehen ſich mit derſelben abzufinden — da dieſe ſo wenig die Erniedrigung empfinden, daß ſie vielmehr ſich einzig über den Ausfall an Zärtlichkeit entrüſten und ſich völlig beruhigt zeigen, ſobald die Urſache der Geſchäftsſtockung entdeckt und beſeitigt worden iſt. Dafür ſind die Eiferſüchtigen auch alle ſamt und ſonders bloße Tiere. In einem Menſchen ſtirbt im Augenblicke der erfahrenen Schmach auch die Liebe. Als das Tier Jago dem Mohren mit ſeinen Einflüſterungen einheizt, entgegnet der letztere:

Gieb mich für 'ne Ziege hin,
Vergeud' ich je die Kräfte meiner Seele
An ſolch' verblaſ'nes, windiges Vermuten
Nach deiner Schilderung. Mich macht's nicht eiferſüchtig,
Wenn's heißt, mein Weib iſt ſchön und liebt Geſellſchaft,
Spricht gern und ſingt und ſpielt und tanzt vortrefflich;
Wo Tugend iſt, wird ſie dadurch erhöht.
Noch ſollen meine eignen Schwächen mir
Die kleinſte Furcht und Zweifel wecken:
Sie war nicht blind und wählte mich. Nein, Jago,

Seh'n will ich, eh' ich zweifle; wenn ich zweifle,
Will ich Beweis; und hab' ich den Beweis,
Dann bleibt nichts mehr als dies: mit einem Mal
Fort mit der Liebe oder Eifersucht.

Heuchlerisch hatte ihn Jago beschworen:

— O bewahrt euch, Herr, vor Eifersucht!
Sie ist das Ungeheu'r mit grünem Auge,
Das selbst die Nahrung macht, von der es lebt —
Noch selig ist der Hahnrei, der sein Los
Wohl kennt, und da nicht liebt, wo man ihn täuscht;
Doch welche Höllenstunden zählt der Mann,
Der liebt und zweifelt, argwöhnt und doch schwärmt —

Othello hat gar kein Verständnis für dies Geschnurre. Sie täusche ihn! und seine Liebe ist tot:

Find' ich dich verwildert, Falk,
Und sei dein Fußriem mir ums Herz geschlungen,
Los geb' ich dich, fleug' hin in alle Lüfte,
Auf gutes Glück —

und es kommt so, er löst sich von ihr: nur nimmt die Trennung einen Charakter an, wie er unter echten Menschen sonst nicht üblich ist. Und warum die düstere Art der Lösung? etwa weil Othello ein afrikanisches Untier ist? Ganz im Gegenteil! gerade weil er Mensch, zugleich aber leider ein Neger ist. Im Hinblick auf seine Frau hatte er gelegentlich ausgerufen:

Wenn ich dich nicht liebe,
Dann kehrt das Chaos wieder —

wieso das Chaos? und warum kehrt es wieder? Weil ihm, dem schwarzen Menschen unter lauter weißen Tieren, sein Liebesbund als die Beglaubigung seiner Menschlichkeit gilt. So lange er die Desdemona liebt, weiß er sich Mensch; ist sie ihm treulos, ist auch seine Liebe dahin, und das Chaos nimmt ihn von neuem auf. Gewiß! Man bezeugte in Venedig dem Mohren Achtung und Ehrerbietung, d. h. immer nur seiner Verdienste wegen, um den Staat und weil man ihn brauchte; man schätzte ihn als kostbarstes Werkzeug der Gesamtinteressen; hätten die Venezianer seiner nicht bedurft, wäre er auch nicht mehr ihresgleichen, nicht mehr Mensch gewesen. So gestattete man wenigstens den Schein. Man that so, als gehörte er zu ihnen, und dachte anders. Der Eigennutz litt es nicht, daß ihm Jemand öffentlich Verachtung bewies; und drang einmal ein undeutliches Gezischel bis an des Mohren Ohr, so hüllte sich dieser würdevoll in seine Ehren und Verdienste, erschien stolz und kalt nach außen hin und — litt innerlich und unaufhör-

lich. Wenn sich nun die lieblichste und edelste Frau Venedigs, um die sich die schönste und vornehmste Jugend der Stadt umsonst bewarb, gerade ihn zum Gemahl erwählte, so war dieser Umstand vor allen anderen geeignet, dem krankenden Selbstgefühle des Mohren inmitten der Gesellschaft Heilung und Sicherheit zu geben. Seine äußere Haltung hatte nie einer Stütze bedurft; und sein inneres Auge hatte wohl tausendmal den stolzen Blick über die Scheide hinweggetragen, welche der Weiße grausam genug zwischen ihm und sich errichtete; auch Andere gefielen sich zuweilen darin, die trennende Schranke nicht weiter zu beachten — aber sie blieb. Mit dem Augenblicke jedoch, in dem Desdemona den Mohren Gemahl nennt, bricht jene morsch zusammen, da Othellos Menschenwert damit eine Schätzung erfährt, die ihm den ersten Preis unter allen ohne Ausnahme zuerkennt. Aber was sagt die Welt dazu? Die bösartigen Tiere rotten sich in den Straßen und auf den Plätzen zusammen, um ihrem giftigen Ärger über die erfahrene Zurücksetzung zum wenigsten durch lautes Schimpfen Luft zu machen: „Wollt ihr eure Tochter von einem Berberhengst decken lassen, wollt ihr, daß eure Nachkommen ins Joch kommen, wollt ihr Pferde zu Vettern und Rosse zu Sprossen haben?“ In diesem Stile geht es weiter. Und die gutmütigeren geberden sich wohl weniger frech, dafür verwundern sie sich aber höchlichst und schütteln so kläglich die Köpfe dazu, daß man sie kaum ohne Rührung betrachten kann:

— ein Mädchen, schüchtern
So sittsam still, daß vor ihr selbst der Trieb
Errötete — sie sollte, der Natur,
Der Jugend, Herkunft, allem schier zum Hohne
Das lieben, was zu seh'n ihr Furcht erregte?

Zaubertränke und Höllenkünste müssen dabei im Spiele gewesen sein! Und wie erklärt sich der seltsame Spuk? Ach! auf die einfachste, allerdings rein menschliche Weise:

Sie liebte mich, um das was ich bestanden;
Ich liebte sie, weil sie es so gerührt —

es hatten sich eben hier wie bei zwei Menschen die — Seelen gefunden. Sie sagt:

In seiner Seele sah ich sein Gesicht —

ein entzückendes Wort! das für sich ganz allein schon schwerer an ewigem Gehalte wiegt, als alle Trauerspiele Grillparzers zusammen. Shakespeares Desdemona ist eines jener wunderholden Wesen, von denen es im Volksmunde zu heißen pflegt, daß sie zu gut für diese Welt seien. Sie ist so völlig schöne Seele bei reizvollster weiblicher Leiblichkeit, daß sie auf unsere

Sinne, unser Gemüt und unsere Fantasie wie eine Erscheinung aus reineren Welten wirkt. Der Inhalt ihres Wesens ist ausschließlich Liebe und Vergebung; kein Übelwollen verschattete je den milden Glanz ihres Wirkens. Jedes Wort aus ihrem Munde ist ein lindester, kühlender, labender Hauch; und selbst in der Stunde des grausamsten Todes ist sie nichts als Huld und Güte. Eine solche Reine atmet ihr ganzes Sinnen und Thun, daß ein vielmißbrauchtes Wort vor ihr wieder einmal zu Ehren kommt, indem das Herz dem Munde in heimlicher Schwärmerei bekennt, daß Desdemona ein wahrer Engel ist. Was kümmert einen Engel Stand, Rang oder Rasse! ob die Farbe der Haut weiß, rot, gelb oder braun, die Nase gebogen oder stumpf, die Lippe wulstig oder schmal ist! ein Engel lauscht einzig auf die Stimme der Seele, und wenn alsdann ein nahverwandter Ton die seine sucht und findet, verflüchtigt sich in der seligen Freude des Erkennens der Trug der Hülle zu einem wesenlosen Schein. Es sind lediglich übelberatene Geschöpfe, welche der herrlichen Frau einen Vorwurf daraus machen, daß sie gegen den Willen ihres Vaters die Ehe schloß. Kinder sind keine Sache, sind nicht Sklaven ihrer Erzeuger, über welche die letzteren eigenmächtig und rechthaberisch zu verfügen hätten. Eltern haben — eine Pflicht und diese ist, ihre Kinder zu reifen Menschen zu erziehen und — ein Recht: den Anspruch auf Dankbarkeit, aber nicht auf Unterwürfigkeit. Zweck der Erziehung ist: das Kind allmählich fähig zu machen, über sich selbst zu bestimmen. Ist einmal diese Aufgabe erfüllt, so ist der Mensch frei: und so schätzbar und notwendig auch zu Zeiten ein Rat sein mag, jeder Zwang wäre ein Unrecht. Dem alten Brabantio ist das richtige Verhältnis zwischen Vater und erwachsenem Kinde so wenig geläufig, daß die Tochter es ihm auseinandersetzen muß:

Mein edler Vater,
Ich sehe hier zwiefach geteilte Pflicht;
Euch muß ich Leben danken und Erziehung,
Und Leben und Erziehung lehren mich
Euch ehren; ihr seid Herrscher meiner Pflicht,
Wie ich euch Tochter. Doch hier steht mein Gatte,
Und soviel Pflicht, als meine Mutter euch
Gezeigt, da sie euch vorzog ihrem Vater,
So viel muß ich auch meinem Gatten widmen
Dem Mohren, meinem Herrn.

Die Sache würde vielleicht manchen Einwurf gestatten, hätte das Mädchen gedanken- und würdelos gewählt; aber in dem ganzen Staate gab es keinen Würdigeren, als den Mohren; und nur ob seiner Tüchtigkeit war auch die Wahl der Dame auf ihn gefallen. Wenn zu einem solchen Falle Tiere als-

dann schlechte Glossen machen, so ist es an den Menschen, erst recht auf ihrem Willen zu bestehen und die Torheit oder gar Böswilligkeit der Gegner zu belächeln.

In seiner Seele sah ich sein Gesicht —

nun mögen die weißen Tiere die Köpfe zusammenstecken und tuscheln, so viel sie wollen: der Mohr lächelt dazu; kein Gerede, ob laut, ob leise, kann ihm fürderhin etwas anhaben — er denkt an jenes Wort und fühlt sich in seiner Menschheit ganz gesichert. Diese Bedeutung hat für Othello die Liebe der holden Venezianerin. Würde sie ihm je treulos, so hätte sie ihn nicht bloß getäuscht, nicht bloß beschimpft im gewöhnlichen Sinne, sie hätte ihn auch entwürdigt, und die Kluft zwischen ihm und der Gesellschaft, die sie vordem zugedeckt, dadurch noch weiter denn zuvor und zugleich öffentlich schändend für ihn aufgerissen: das Chaos wäre von neuem da! An dieser empfindlichsten Stelle setzt Jago mit seiner Verläumdung ein:

— Darin liegt's: wenn ich so dreist sein darf —
So viele Werbungen zurückzuweisen
Aus ihrem Volk und Rang und ihrer Farbe,
Worauf in allem die Natur doch hinweist —
Pah! so was riecht nach krankhaftem Gelüst,
Nach Unmaß, unnatürlichen Gedanken —
Es kehrt ihr Trieb zurück zu besserm Urteil,
Vergleicht euch mit der Bildung ihres Landes
Und fühlt wohl Reue.

Solches von einem Fremden erst einmal angeregt: und Othellos letzte fröhliche Stunde ist gewesen. Der Eindruck dieser im Tone so leisen, dafür aber im Sinne ausschweifenden Unverschämtheit, ist ein so furchtbarer, daß der erniedrigte Mann für den Augenblick außer stande ist, die Gegenwart eines anderen zu ertragen: „verlaß mich!" stöhnt er auf; um dann in jene erschütternde Klage auszubrechen, welche die wahre Natur seines Grames bis zur letzten Falte bloßlegt:

Und nun, auf immer
Fahr' wohl des Herzens Ruh'! Fahr' wohl, mein Friede!
Fahr' wohl, du wallender Helmbusch, stolzer Krieg,
Den Ehrgeiz macht zur Tugend! O, fahr' wohl!
Fahr' wohl, mein wiehernd Roß und schmetternd Erz,
Mutschwellende Trommel, muntrer Pfeifenklang,
Du königlich Panier, und aller Glanz,
Pracht, Pomp und Rüstung des glorreichen Krieges!
Und tödlich Werkzeug du, des rauher Schlund
Des ewigen Gottes Donner widerhallt,
Fahr' wohl, Othellos Tagwerk ist gethan!

So klagt kein thatkräftiger Mann, der im großen Stile wirkt und zu wirken Gelegenheit hat, sollte er auch das geliebteste Weib — wie immer — verloren haben; dagegen empfindet solcher Art der Mann, welchem der Glaube an sich abhanden gekommen. Der Desdemona Liebe war des Mohren beseligender Glaube; Liebe und Glaube dahin! und Othellos Tagwerk ist gethan. Nicht aus Eifersucht — wie es die Erfindung aberwitziger Köpfe will —, noch aus Haß, denn nirgend offenbart sich seine Liebe überschwänglicher, als gerade in ihrer Todesstunde, tötet Othello seine Frau: sondern er mordet sie, weil er Mohr ist, d. h. nicht als halber Wilder, sondern als schwarzer Mensch unter weißen Tieren, der sich verzweifelnd fragt, ob er denn wirklich ganz außerhalb der Menschheit stehe. Denn diese peinvolle Frage, welche vordem nur die Liebe befriedigend zu beantworten vermochte, wird schrecklicher denn je von neuem angeregt, wenn sein Weib ihm nicht die Treue hält. Ein Weißer, gleichen Charakters wie Othello, hätte den bösartigen Schuft nach einer ähnlich frechen Verdächtigung ohne weiteres an den nächsten besten Nagel gehängt, aber der unselige Mann muß sie glauben: denn indem dieser erste Hinweis von seinem Untergebenen kommt, von einem Menschen also, dessen Stellung und Vorteil es nach Menschenart mit sich gebracht hätten, dem Vorgesetzten zu schmeicheln, und nicht ihm wehe zu thun, dessen ganzes Wesen daher umsomehr nur Redlichkeit, Ergebenheit, ausgemachte Biederkeit zu atmen scheint, müssen auch jene Worte des alten Brabantio, die so lange unleserlich geblieben waren, in dem Gedächtnisse Othellos aufflammen und Bedeutung gewinnen — jene Worte:

Denn daß Natur so widersinnig irre —
Zu Dir, der Grauen und nicht Liebe schafft?

jetzt, nachdem Jago gesprochen, wird des Vaters bisher ganz farblose Vermutung für Othello zu einer so grell leuchtenden Gewißheit, daß er selbst wie geblendet und betäubt nachstammeln muß: wenn die Natur sich selber untreu! mehr vermag er nicht, die Scham erstickt jedes weitere Wort, aber der vernichtende Gedanke erst einmal in ihm selbst lebendig geworden, macht ihn von da ab zu einem Spielball in des Schurken Hand. Jagos gewagte Intrige könnte von nun an ganz plump, ja so albern sein, daß selbst ein Kind sie durchschauen müßte,

wenn die Natur sich selber untreu —

der Mohr hat den Glauben an sich verloren, er wird darum nur noch jenem vertrauen, nur noch jenem folgen: sein Los und das seines Weibes ist entschieden. Was von diesem Augenblick ab in dem Innern Othellos vor-

geht, ist einzig ein erbitterter Kampf zwischen leidenschaftlichster Liebe und brennender Scham, denn er liebt die Frau, die ihn entmenscht hat; und das letztere muß, wenn einmal als wahr hingenommen, in Anbetracht der stolzen Natur des Mannes den endlichen Ausgang des ganzen Handels bestimmen. Und da es die Schmach ist, die alles weitere fortan überherrscht, und die es dem edleren Gemüte kaum gestattet, sich den erfahrenen Schimpf je noch anders als in schamhafter Hast einzugestehen, so wird auch in dem Munde Othellos der seelische Schmerz fast durchweg zu gedämpfter Rede werden. Ab und zu, vornehmlich wenn ihn Jago bis aufs Blut stachelt, mag ein lauter Schrei und eine entfesselte Geberde schnellhin an der Ordnung sein: das meiste jedoch kann sich ihm nur halblaut vom Herzen ringen. Tiere brüllen, aber die verschämte Qual des Menschen darf sich nie anders als verschleiert zeigen. Und da zugleich ein Mann dieser Art und Verhältnisse, das Leid bis zu solchem Überschwunge empfindet, daß er entweder vergessen oder selbst enden muß, so vermeint derselbe zuweilen das erstere noch zu können, indem er sich die Ursache seiner Schmach zum wenigsten aus den Sinnen schafft. Er selbst oder sie? Und Othello entscheidet seinem Charakter gemäß, wie es die Gerechtigkeit zu gebieten scheint:

Die Sache will's, die Sache will's, mein Herz!

Den Cassio überläßt er an Jago; die Frau zu richten nimmt er auf sich. Sind diese beiden erst tot, sie, die einzigen schuldigen Zeugen seiner Entmenschung auf der einsamen, abgelegenen Insel, so lebt auch die Schande nicht mehr, und er hat seine Menschheit wieder — so wähnt er wenigstens. Und damit beginnt jener Kampf zwischen Liebe und Ehre, wie ihn herzzerreißender die tragische Szene nie geschaut hat, noch je schauen wird. Sollte es einmal einen wahren Menschendarsteller geben, der diesen Othello Shakespeares mit der Seele zu spielen verstünde: die Menschen im Zuschauerraum würden vor solchem Jammer wie Niobe in Tränen erstarren. Schon ein einzig Wort wie: „Und dennoch, wie schade, Jago! o Jago, wie schade, Jago!" mit den Lauten einer echten Seelenpein gesprochen, müßte selbst starken Herzen die letzte Fassung rauben.

Lediglich als tragische Dichtung betrachtet, möchte „Othello" selbst unter Shakespeares Tragödien kaum mehr seinesgleichen finden; als Kunstwerk erreicht derselbe nicht das volle Maß. Genau genommen setzt das Stück erst in der Mitte der vollen Handlung ein, indem es mit der Vermählung des Liebespaares beginnt. Diese ist jedoch für die künstlerische Betrachtung schon der Wendepunkt zum tragischen Geschick. Die vornehmste That der Tragödie verliert dadurch an klarer Selbstverständlichkeit, da die

Vorbedingungen für dasselbe nur flüchtig angedeutet erscheinen, wo sie dem Zwecke gemäß breit ausgeführt werden sollten: so daß demzufolge zuletzt auch die handelnden Personen zu allerlei Mißverständnissen Gelegenheit geben. Freilich! für den nachschaffenden Sinn ist alles leicht! aber wo und wie häufig ist ein solcher anzutreffen? Die Handlung eines Kunstwerkes muß stets völlig sein. In dieser Tragödie aber fehlt der Eingang, d. h. der erste und zweite Akt, und sicherlich nur dadurch ist es gekommen, daß so manchen Leuten die Hauptcharaktere des Stückes — Othello, Desdemona, Jago — immer unverständlich blieben. Insbesondere vor dem letzteren hat man ungläubig die weisen Köpfe geschüttelt und denselben für den leibhaftigen Satan ausgegeben. Vielleicht, daß all' das nur ein wohlberechnetes Manöver war, um die eigene Verwandschaft mit dem saubern Patron weniger sichtbar werden zu lassen: denn in Wirklichkeit ist derselbe ein Exemplar, das unter den redebegabten Tieren weite Verbreitung hat. Genau betrachtet ist Jago Streber und Genüßling — also Selbstling in erhöhtem Sinne, aber nichts mehr. Dazu hat er Verstand. Und da er Streber ohne Glück ist, wie Genüßling ohne Geld, so folgt sicher wie die Nacht auf den Tag, daß er auch zugleich Ränkeschmied und Bauernfänger ist. Hätte er Stellung oder Geld, oder wäre er dumm, würde er das letztere nicht zu sein brauchen, und auch zum Teil nicht sein können: so aber muß er. Als Genüßling benötigt er unabläßig mehr Geld als er hat; und da er sich nicht anders zu helfen weiß, so prellt er einen reichen Einfaltspinsel darum, der sich ebenso wie viele andere einst um die liebliche Desdemona bewarb. Um seinen leeren Beutel zu füllen, muß er Rodrigo bei guter Laune erhalten: und das kann er am besten, wenn er demselben Hoffnungen auf die verlorene Geliebte macht. Als Streber haßt und verfolgt er alles, was ihm hindernd in den Weg tritt, haßt deshalb auch Othello, der ihn Cassios halber übergangen und möchte es beiden gelegentlich einränken. Genüßling und Streber — ist er damit zugleich ausgemachter Selbstling, der herzlos nur selbstische Empfindungen kennt. Um stets eine offene Tasche bei dem venetianischen Dummkopf zu finden, muß er irgendetwas thatsächlich zu dessen Gunsten zu unternehmen scheinen, und da das Ziel in diesem Falle immer nur die Desdemona sein darf, so ist es ersichtlich, daß der eigentliche Beweggrund seiner Handlungsweise gegen den Mohren und dessen Weib nicht ursprünglich reinweg in der Lust am Bösen, vielmehr in seinem Abhängigkeitsverhältnisse zu Rodrigo zu suchen ist. Er phantasiert sich sogar in eine erhöhte Wut gegen Othello hinein und stopft sich mit Einbildungen, nur um die Intrige am Anfang ein wenig schmackhaft zu finden. Es wäre albern zu meinen, daß er sogleich von Anbeginn ein klares Ziel vor Augen gehabt

hätte. Zweifellos, daß sein Hauptbestreben anfangs immer nur darauf gerichtet war, irgendwie seinen Bankhalter zu beruhigen und sich diesen gefügig zu erhalten; aber als geborener Ränkeschmied erwärmt er sich allmälig für den rohen Einfall und versucht mehr aus Freude an seiner Kunst als aus Rachsucht das Spiel so plan- und wirkungsvoll wie möglich zu gestalten. Auch zum Schluß, wo er ohne viel Besinnen einen nach dem anderen abzuthun bemüht ist, handelt er wieder nur im Selbsterhaltungstriebe und nicht als Teufel. Der gute Jago hat in unserem Stücke lediglich Unglück gehabt. Hätte ihm dagegen die Sonne des Glückes wie ihren Günstling angelächelt, hätte sie ihn zu hohen Ämtern gelangen und auf Dukaten sitzen lassen, so wäre er unter Umständen in dieser Welt zu einem hochangesehenen, ja berühmten Manne geworden, dem die dankbare Menschheit ehrfurchtsvoll eherne Denkmäler setzen würde, ohne daß er jedoch deswegen je aufgehört hätte in seinem Charakter vollinhaltlich der Jago Shakespeares zu sein. Man glaubt es kaum, wie leicht es für einen gescheiten Kopf ist — was kann beifälliger klingen — wenn dieser einem Streber und Genüßling zugehört — wer denkt hierbei schon an Mord und Totschlag — gleichwohl jeden Augenblick ein gediegener Jagone zu werden, sobald er Geld braucht und keines hat, Beförderung sucht und Zurücksetzung erfährt. Darum sind solche aber noch keine Teufel, sondern nur Selbstlinge, für welche die Ruhe, das Glück, das Leben anderer, während sie durstig sind, gerade so viel Wert hat, wie das Seidel Bier, nach dem sie verlangen und nicht bezahlen können. Haben sie es hingegen dazu, so sind sie sogar manchmal imstande ein ganzes Fäßchen für ihre gefälligen Saufbrüder anzapfen zu lassen. Solcher Art sind die Jagonen, und dieselben würden ebenso sichtbar wie zahlreich sein, wenn nicht die zeitliche Strafe ihrer Unternehmungslust einen Riegel vorschöbe. Genau untersucht sind sie Tiere, die niemandem etwas zuleide thun, wenn sie sich vollgefressen haben; wehe dem Menschen aber, der ihnen zu nahe tritt, wenn sie hungrig sind. Einen Beleg für die traurigen Folgen der letzteren Erscheinung haben wir an dem jammervollen Geschicke des venetianischen Mohren gefunden. Auf Antrieb Jagos ermordete Othello einen Engel an Unschuld und Huld und tötet, sobald er das Bubenstück seines Fähnrichs durchschaut, sich selbst — und das, mit Bedauern sei's gesagt! schnellhin und ohne jede Ceremonie. Hätte Shakespeare noch die „Sappho" des österreichischen Tragikers erlebt, so würde er gewußt haben, daß man sich zu solch' tragischen Feierlichkeiten immer erst standesgemäß zu kostümieren hat. Einmal die Entdeckung gemacht, würde sich nach diesem ewigen Muster Othello eiligst in eine Rüstung geworfen, sein wieherndes Roß bestiegen und würde alsdann, während das Banner flatterte,

die Kanonen donnerten, die Trompeten schmetterten, einen Dolch mit diamantenem Griff sich in dem Zeitmaße eines kriegerischen Trauermarsches taktvoll in die Brust gesenkt haben. So stirbt in Wahrheit ein Held! Wir Österreicher sind doch bessere Tragiker.

In den Trauerspielen, richtiger Komödien Grillparzers herrscht die platteste Alltäglichkeit. Es würde gewiß falsch sein, wollte man sagen, daß die Geschöpfe seiner Kunst nicht wirklich wären; dieselben sind dies durchaus, nur ist deren Schicksal unwirklich und unnatürlich. Die Personen in seinen Stücken sind seelisch genommen bloße Tiere, denen aber ein menschliches Schicksal bereitet werden soll — was sinngemäß unausführbar ist. Man wird natürlich nicht behaupten dürfen, daß solche Wesen ohne jegliche Sinnesart wären, obschon diese eben nur darin bestehen kann, daß jene einzig und unaufhörlich allen Eindrücken der Außenwelt unterliegen. Damit aber ist deren Dasein nichts als eine Reihe zusammenhangsloser Zustände, die sich wohl erklären, doch niemals zu einer Handlung verbinden lassen: da die letztere allein auf dem selbständigen und gebieterischen Willen des Menschen beruht. Dieser fehlt, so auch natürlich die Handlung. Aber auch nicht einmal zu einer sinnvollen Fabel bietet das Leben dieser vegetierenden Scheinmenschen irgendwelchen Grund, weil kein innerer Faden die einzelnen Ereignisse mit einander verbindet und weil eine jede Herleitung und Folgerung unmöglich bleibt, indem alle Zustände von außenher willkürlich beeinflußt werden. Allerdings lebt eine jede einzelne Stimmung solcher Wesen in einer Begebenheit auf, aber keine nächste ist berechenbar; die zweite wird die erste häufig genug völlig aufheben, und das Wunderlichste ist an der Tagesordnung. In König Ottokars Glück und Ende z. B. wirtschaftet der angebliche Held des Stückes mit den Großen der Erde ungefähr so, wie es seiner Zeit der erste Napoleon that; er richtete sich am liebsten seinen Thron auf dem Schimborasso auf, um nur den Himmel und den Sternen näher zu sein, und selbst die deutsche Kaiserkrone scheint ihm ein so verächtliches und bedeutungsleeres Ding, daß er sich bedenken muß, ob er auch nicht zu tief steigt, wenn er sie entgegennimmt. Da der Böhmenkönig aber zulange Bedenkzeit braucht, fällt die Kaiserwürde an den Grafen Habsburg, der noch ganz vor kurzem erst im Heere Ottokars Kriegsdienste geleistet hatte. Die Geschicke gestalten sich dann so, daß der letztere eines schönen Tages aufbricht, um dem neuen Kaiser in einer Zusammenkunft ein kräftiges Wörtlein zu sagen, läßt sich aber von diesem dermaßen verblüffen, daß er alle seine großartigen Vorsätze darüber vergißt, und nicht einen anderen, wie er sich anfänglich dachte, sondern sich selbst auf das tiefste demütigt: er huldigt, er kniet, und ein Zufall will es, daß dies sogar öffentlich geschieht. Das ist

ein Stoff zu einer Komödie: denn hier lacht jedermann. Man hatte nach all' den Vorbereitungen die That eines himmelstürmenden Ehrgeizes und unbeugsamen Stolzes erwartet, und der Held entpuppt sich als ein gemeiner Dickthuer des Glückes. An dieser Stelle bricht auch das Stück selbst zusammen: ein Hund machts genau so; derselbe ist dreist, wenn man ihn gewähren läßt, und zeigt man ihm die Peitsche, so kuscht er.

Die dichterische Gestalt Grillparzers gleicht einem jener sinnlich-begehrlichen, naiv-anmutigen Weiberl, wie sie die Stadt an der schönen, gelben Donau so zahlreich und so reizvoll erzeugt. So lange ein solches Weiberl jung ist, vergißt jedermann, daß es im Grunde genommen ziemlich gewöhnlich ist und plauscht dasselbe gar, so bethätigt feurig ein jeder Blick, Händedruck, Kuß, oder anderweitige Regung der Männerherzen, daß es ohnegleichen herzig ist; ja selbst für seine unbedachten Ausflüge in die höhere Region, von denen dasselbe zumeist in höchster Verwirrung zurückkehrt, haben die Sinne der erregten Liebhaber nur ein entzücktes Lächeln. Das währt, so lange Jugend und Grazie dauert: und beide vergehen. Aus dem Weiberl wird mit den Jahren ein Weib; die sinnliche Begehrlichkeit ist geblieben, aber die naive Anmut der Jugendfrische ist dahin; war dasselbe früher harmlos, jetzt ist es absichtsvoll; auch plauscht es nicht länger, es orakelt. Dasselbe hat seitdem so manches, vielleicht gar bitteres erlebt, hat gesucht und nicht den Rechten gefunden, es ist mit einem Wort zu einer Unverstandenen geworden, und diese sind, wie alle Welt weiß, lauter „erhabene" Wesen und „bedeutende" Frauen. Seine Ausflüge in die höhere Region sind darum noch häufiger, die Verwirrung deswegen aber keineswegs seltener geworden: nur hat sich dasselbe jetzt, von einer kleinen, aber diensteifrigen Schar alter Anbeter gefolgt, in die Einsamkeit zurückgezogen: denn als alternde Frau kennt und achtet sie die gefährliche Tyrannei eines zufälligen Ruhmes und ahnt, daß diesem die Öffentlichkeit schaden möchte; so lebt sie, wie das verschleierte Bild zu Sais — wehe ihr und ihm, welcher vorwitzig den Schleier hübe. Man ermißt das Märtyrium einer solchen Größe, wenn die Alte nach jahrzehntelangem, beharrlichen Schweigen wieder einmal die Lippen öffnet, um Kunde zu geben von dem, was sich in all' der Zeit unter den grausamsten Qualen von ihrem Herzen losgerungen hat. Verschroben, verzwickt, verschnörkelt, verschachtelt, mühselig und unklar und ohne Fleiß reiht sich fast endlos Satz an Satz — in der Mehrzahl ein lächerliches Bild von ausschweifendem Anspruch und unzulänglicher Kunst. Wie sich Primislav in der Libussa dreht, windet und drückt, um nur etwas, sei's wie es sei, aus sich herauszupressen; in der gleichen Weise knetet das altgewordene Donauweibchen während der letzten dreißig Jahre an seinem angstvoll ge-

rührten Kunstbrei herum. „Es ist die Herrschaft," sagt Primislav, „ein gewaltig Ding."

Der Mann geht auf in ihr mit seinem Wesen —

das Weib auch, wenn beide die Art dazu haben —

Allein das Weib, es ist so hold gefügt —

woraus gefügt?

Daß jede Zuthat mindert ihren Wert.

was wäre Zuthat?

Und wie die Schönheit, noch so reich geschmückt,
Mit Purpur angethan und fremder Seide —

aber wenn es eigene ist — wie dann?

Durch jede Hülle, die du ihr entziehst,
Nur schöner wird und wirklicher sie selbst,
Bis in dem letzten Weiß der Traulichkeit —

ist wohl das Hemd gemeint?

Erbebend im Bewußtsein eigner Schätze,
Sie feiert ihren siegendsten Triumph —
So ist das Weib, der Schönheit holde Tochter,
Das Mittelding von Macht und Schutzbedürfnis —

ein Mittelding, wenn man siegendste Triumphe feiert?

Das Höchste was sie sein kann nur als Weib —

gut gesagt — als Weib, aber nicht als Mittelding!

In ihrer Schwäche siegender Gewalt —

oh! oh! das Mittelding siegt bereits zum zweiten Male — und sogar aus Schwäche!

Was sie nicht fordert, das wird ihr gegeben —

was ist das?

Und was sie giebt, ist himmlisches Geschenk —

was ist das?

Denn auch der Himmel fordert nur durch Gaben.
Doch mengt der Stolz sich in die holde Mischung —

was für eine?

Ein scharfer Tropfen in die reine Milch,
Dann lösen sich die Teile: stark und schwach,
Und süß und bitter treten auseinander,
Der Schätzung unterwerfend mit Vergleichung,
Was unschätzbar und unvergleichlich ist.

Quaselfritze! würde der Berliner sagen. Am meisten dürften noch die Frauen mit den Gesumme zufrieden sein, denn sie lernen daraus, wenn sie

es nicht schon wissen, daß sie sowohl hold gefügt, wie hold gemischt und zuletzt sogar die holden Töchter der Schönheit sind, daß sie zudem immer siegen, wenn sie schwach sind, und selbst mit Sicherheit auf einen überwältigenden Triumph rechnen können, sobald sie sich im Hemde zeigen.

Der litterarische Ruhm Grillparzers ist beinahe ausschließlich auf Wien beschränkt: zum wenigsten ist derselbe dort ab und zu Gespräch, wenn auch niemand, ausgenommen vielleicht Jakob Minor und seine Minimi, recht weiß, worin jener eigentlich besteht.

Es giebt nur a Kaiserstadt,
Es giebt nur a Wien —

heißt es im Liedchen, und es ist nur selbstverständlich, daß eine Stadt dieses Charakters auch eine unabweisliche Berechtigung auf einen großen Dramatiker hat. Ungeachtet solch' heiliger Anrechte wäre der unvergleichlichen Donaustadt jedoch die Befriedigung gerade dieses Wunsches versagt geblieben, hätte ihr ein gutes Geschick nicht einen Diener zugeführt, der weltklug genug ist, um zu wissen, daß er selbst am besten führe, wenn er der quälerischen Eitelkeit seiner Herrin immer von neuem gaukelische Triumphe ersänne. Ändert sich einmal der wunderliche Byzantinismus der Wiener Presse, mit dem diese in schlauer Berechnung vornehmlich vor dem Pöbel kriecht, so wird von ihrer Neugestaltung an auch der Ruhm des österreichischen Tragikers versunken und vergessen sein.

Grillparzer selbst hatte von seiner Bedeutung keine ganz unzutreffende Vorstellung. Nach Göthe und Schiller, war seine Meinung, käme doch er; und der Mann hat damit garnicht so Unrecht gehabt: nur daß er dabei anzugeben vergaß, wer noch alles zwischen Göthe und Schiller kommt.

Einiges über Dranmor.

Von Alfred Teniers.

(Wien.)

(Schluß.)

Ende des Jahres 1868 teilte mir Dranmor den Plan seines „Requiem" mit, und ich hatte bald darauf den Genuß, die einzelnen Gesänge dieser grandiosen Dichtung je nach Entstehen im Original-Manuskript zur Durch-

ficht zu erhalten, und an mir selbst die Wahrheit des Schillerschen Wortes zu erproben:

„Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun."

Ich aber hatte wahrlich an dem Plan und der Ausführung des Werkes nichts zu ändern . . . nur an der Interpunktion, die ja doch auch zur Seele der Sprache gehört. So ruhig, so harmonisch die Verse des Requiem dem Geiste sich darstellen, so, ich möchte sagen, leidenschaftlich, war die Interpunktion, die Dranmor zuerst dabei anwandte. Fragezeichen über Fragezeichen, Ausrufungsstriche über Ausrufungsstriche, Gedankenpunkte über Gedankenpunkte! „Wohin soll das führen?" frug ich Dranmor brieflich, bis er mir die Erlaubnis gab, statt seiner, der Interpunktion des Dichters, die meinige, die des teilnehmendsten Lesers und Kritikers, zu setzen. Das „Requiem" ward in Paris ungefähr im ersten Dritteil des Jahres beendet. Dieses „Hohe Lied vom Tode", wie ich es nannte, hat wohl nicht seines gleichen in der Weltlitteratur; es ist kein Schopenhauer, aus der oft sinnlichen Prosa der Philosophie ins Poetische übertragen, es ist der Gedankenlebensinhalt eines vorurteilsloseren, echt dichterischen Geistes. Ich muß gestehen, daß mich die ersten Gesänge niederdrückten, doch wie es Dranmor beim Betrachten des Niagara erging, so ging es mir, nachdem ich mich vollständig mit ihnen vertraut gemacht, mit diesen Posmen:

„Und doch — wie Selbsterkenntnis langsam nur
Die eitle Menschenseele überflutet,
Besiegte mich die Wahrheit der Natur,
Und gab mir alles, was ich nicht vermutet."

. . . doch nein, nicht alles . . . Immer großartiger, immer düsterer wurden die Verse des „Requiem", die mir Dranmor sandte . . . Kein Lichtpunkt! und da faßte ich mir denn ein Herz und schrieb, der sachliche, wenn auch nicht der wörtliche Inhalt meiner Briefe ist mir noch in Erinnerung, ungefähr folgendes an den Dichter:

„Was ich am „Requiem" vermisse, sind Schilderungen der Tropе und des Meeres . . . auch die Freude, auch der Farbensinn verlangen ihre Rechte. Wer gleich Ihnen in der „Fischerhütte" und im „Waldleben" das geheimnisvolle Funkeln der See so zu durchseelen weiß, wer es so erkennt, was der sagenhafte Wald mit sich selbst spricht, der ist zum Maler der Tropе und des Meeres berufen, hätte er auch bis jetzt nichts geschrieben, als die Zeilen:

„O Sterne dort am dunklen Himmelsdome,
Säuselnde Palmen, ungestümes Meer!"

mit ihrer großartigen Perspektive."

Und nach Wochen las ich mit Entzücken unter den neu entstandenen Gesängen, die lebendigen, glänzenden, bezaubernden, die mit den Worten beginnen:

„Nochmals den großen Wassern meinen Gruß" Nr. XX des „Requiem"
„O Meer! Du bist das ewig zaubervolle" „ XXI „ „
„Ich weiß ein schönes Eiland, wie verloren" „ XXIII „ „

Bald darauf war die größte dichterische That Dranmors, war das „Requiem" vollendet.

In Paris, der Stadt des Lebens und des Taumels entstanden, für Deutschland bestimmt und im Schreibtisch eines kleinen ungarischen Kaufmanns, . . . der war ich damals, . . . ruhend, sollte diese, nächst Göthes „Faust" gedankentiefste Dichtung des Jahrhunderts, von dort aus den Flug in die Welt beginnen. Dranmor vertraute mir, daß ich auf würdigste Weise die Details des buchhändlerischen Betriebes besorgen werde. Ich wandte mich an Cotta, der sogar Ladislaus von Pyrker zum Klassiker gestempelt; vergeblich. Ich erhielt die Antwort, Cotta sei anderwärtig beschäftigt; wirklich erschienen bald darauf im Cottaschen Verlag einige Miniatur-Ausgaben von damals frisch entdeckten Miniatur-Klassikern.

Da schlug ich nun Dranmor vor, das Buch im guten Verlag in 1000 Exemplaren erscheinen, und dann an deutsche und fremde Bibliotheken, litterarische Vereine und an Männer verteilen zu lassen, bei denen man den richtigen Sinn für die hohen Dinge, die das „Requiem" behandeln, voraussetzen könne.

Und so geschah es und mit glänzendem Erfolg. Die das Buch erhielten, waren von dessen Wert voll und ganz ergriffen. Nur zwei eminente Geister der Nation lehnten es ab. Der gelehrte bayrische Prälat von Hanneberg schrieb auf die Umschlagschleife: „Das Buch gehört nicht in den Bücherschrein eines katholischen Priesters", und Hermann Grimm sandte das Werk mit einigen hochfahrenden Zeilen zurück.

Besprechungen folgten über Besprechungen. Am meisten erfreute Dranmor die Kritik des Dr. Karl von Thaler, die in der „Neuen freien Presse" erschienen, den so wahren Ausspruch enthielt: „Dranmor gehört nicht zu den zünftigen Dichtern."

Ludwig August Frankl, Anastasius Grün, Adolf Bube und viele, viele andere beglückwünschten den Dichter und traten mit ihm in brieflichen Verkehr. Der treffliche Dichter Adolf Friedrich von Schack erkannte Dranmor mit Begeisterung als ebenbürtig an, weil eben echte Größe wieder von echter Größe verstanden wird; doch fehlte es auch nicht an tadelnden

Stimmen. Enthusiastisch im Lob war Johannes Scherr. Er schrieb mir, das „Requiem" sei ein Unikum.

Dem „Requiem" folgte nach einigen Monaten der „Dämonenwalzer", wohl ein Erlebnis Dranmors in freier poetischer Verklärung wiedergebend. Es ist ein Gedicht voll Grazie, Sinnlichkeit und Grübelei. Verse von Heine, der nebst Charles Baudelaire zu Dranmors Lieblingspoeten gehörte, und von Ludwig Seeger klingen als Leitmotive durch. Dranmor hatte damals den Gedanken gefaßt, die schwimmenden Freudenhäuser, die Blumenschiffe von Nanking dichterisch zu verherrlichen, und darin ein Bild echt chinesischen Liebelebens zu geben. Die Ausführung unterblieb: das Paris des Napoleon III., zu dem damals Völker und Könige wallfahrteten, mußte den Dichter zuletzt denn doch mit dem eigenen Zauber umspinnen, und als er Jahre später nach Brasilien zurückkehrte, fand er dort die materiellen reichen Früchte seines vieljährigen Ringens und Schaffens zerstört, und die Gedanken an Nankinger Blumenschiffe waren ihm verflogen.

Im letzten Lebensjahre 1887—1888 verkehrte er viel mit dem jungen talentierten Dichter Ernst Heller in Bern. Unter anderen, mir teils bekannten, teils unbekannten Mitteilungen, die er mir in den jüngsten Tagen über Dranmor machte, befinden sich auch folgende, die ich wörtlich anführe. Ernst Heller schrieb mir:

„Sehr interessieren wird Sie auch eine Äußerung Dranmors, die er mir freilich damals im Vertrauen machte, daß nämlich nicht das „Requiem", sondern der „Dämonenwalzer" sein letztes Opus ist, und daß er diesen viel höher schätze, als das erstere, und mir scheint mit Recht. Seine Augen strahlten, als er mir sagte: „Den schreibt mir keiner nach!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Endlich, 1869—70, besuchte er wiederholt Wien, und im letzteren Jahre auch Budapest, wo er wegen größeren Importes ungarischer Mehle Verbindungen mit den ersten Kunstmühlen des Landes für Brasilien einleitete. In Wien, wohin er mich von Raab aus berief, verlebte er einige fröhliche Tage, und lernte persönlich einige ihm sehr werte Persönlichkeiten kennen, so die Dichter Eduard von Bauernfeld, Eduard Mauthner, Ludwig August Frankl, Franz von Dingelstedt, Laube, die Kritiker Dr. Karl von Thaler, Stamm, den zu früh dahingeschiedenen, und die Dichterin Ada Christen, die er sehr förderte, und deren Name damals durch ihre „Lieder einer Verlorenen" auf aller Lippen lag. Dranmor widmete sie später ihr reifstes, ihr wirklich reifes Werk, die Lieder „Aus der Asche". Ob er Grillparzer, der ihm anläßlich des Erscheinens der „Poetischen Fragmente" Worte der Anerkennung schrieb, auch von Angesicht zu Angesicht sah, weiß ich nicht.

Dazwischen füllten Besuche bei der Familie von Sonnleitner, die ihm von Rio aus befreundet war, und in bürgerlichen Häusern, wo er sich ebenso zu Hause fühlte, wie in den Salons, seine Zeit in Wien angenehm aus. Auch die Wiener „Madame Theresa", die scharfpointierende Volkssängerin Antonia Mansfeld hörte er in meiner Gesellschaft an, und eine Nacht im damals besonders fröhlichen Etablissement Schwendtner gewährte ihm vielen Spaß. Wo andere lachten, lächelte Dranmor, aber nie verbitterte er durch lakonisches Stirnrunzeln irgendwem das, oft leichtgeschürzte, Vergnügen.

— — — — — — — — — — — — — — —

„So kam das Jahr 1872 und Dranmor besuchte mich in meinem damaligen Heim, in der einige Jahre später versunkenen Stadt Szegedin. Die Zeitung nahm Notiz von ihm, dem deutschen Dichter, in der kernmagyarischen Stadt. Der dortige Leseverein ernannte ihn zum Ehrenmitglied und das Diplom wurde ihm von mir nach Hamburg gesandt. Er hatte sich dort, und zwar durch die „Poetischen Fragmente" viele Herzen der Jugend erobert, und ihm zu Ehren war auch ein Fackelzug geplant, den er sich aber verbat.

Ich hatte die Freude, ihn einen Tag bewirten und bemerken zu können, daß er, so sehr ihm dies überhaupt möglich, sehr heiter und sehr zufrieden war.

Nachdem er abends den Eisenbahnzug bestiegen, sah ich Dranmor nie mehr; mir war, als hätte mein Glück von mir Abschied genommen, und so war es auch!

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Jahr 1873 kam und der vernichtende Mai raubte mir mit elementarer Gewalt alles, was dem Menschen wert ist: Angesehene Stellung, Vermögen, Freiheit . . ., nur die Ruhe des Gewissens nicht. Ich duldete, ein Opfer der Zeit, der Anderen, und meiner Schwäche.

Im Jahre 1874 verließ ich Ungarn, das ich seitdem geschäftlich nur hie und da wiedersah.

Bald darauf erschienen ohne Namen noch Pseudonym-Angabe, „Die Lieder eines Gefangenen". Die Realistik darin erschreckte, und eine Sintflut von verdammenden Kritiken ergoß sich über mich; und dazwischen gab es Beurteiler, welche die Lieder mit denen von Heine und von Lenau verglichen. Andere, wie Eugen Zabel, der später ein Bändchen miserabler eigner Lyrik erscheinen ließ, verwiesen mich zartfühlend auf „das Beobachtungszimmer". Auch einige Wiener litterarische Gassenjungen fielen über das Buch, persönliche Gemeinheiten auftischend, her. Ich zog es aus dem Buchhandel, und hatte nach vielen Jahren die Genugthuung, es in Anthologien

und in Litteraturgeschichten erwähnt zu finden, und einige der „Lieder eines Gefangenen" werden mich wohl überdauern.

Ich wandte mich, wie einst Petöfi, „von allem Bücherwesen" ab, und nur, fernab den litterarischen Pfaden, meinem kaufmännischen Beruf und meiner Familie und einem zweiten hochherzigen Freunde zu, der mich aus „Nacht und Angst" emporgehoben, selbstvergessend und unwandelbar treu . . .

Alle meine Verbindungen, auch die mit Dranmor, waren für lange gelöst. Doch erquickte ich mich an der Gesamtausgabe seiner Dichtungen, die bei Paetel indes erschienen und manches vorzüglich Schöne enthielt, so die Gedichte „Saudades", „Amaryllis" und „Königin Mercedes". Das Gedicht „An Pio nono" las ich mit geteilten Gefühlen, denn „Pio nono" empfand, trotz der Bannflüche, die er gegen Freimaurer schleuderte, menschlicher und war in späteren Jahren nur ein Werkzeug in den Händen seiner Priester-Prätorianer: der Jesuiten.

Indessen rollten die Jahre vorbei und ich hatte mir im melancholischen, altertümlichen Prag wieder eine Existenz gegründet, und so sandte ich dann 1879 wieder Briefe und Bücher an Dranmor, der wieder in Brasilien weilte. Er antwortete mir mit ungeminderter Herzlichkeit und teilte mir mit, daß er seit Jahren wieder ein kleines Kaffee-Export-Geschäft unter der Firma Ferdinand Schmid betreibe, und lud mich wieder zu regerem Briefwechsel ein. Im Jahre 1880 verließ ich Prag, wo mir die Sonne kaum Lichtstümpchen zu sein schien, und kehrte nach Wien zu Frau und Familie zurück. Anfangs ging es mir auch in Wien glänzend, dann verdüsterte sich der Börsen- und mit ihm, der geschäftliche Himmel Österreichs, und wie Graf Albert von Schlippenbach, der zu wenig gewürdigte Dichter, konnte auch ich ausrufen:

„Erbleicht, ihr goldenen Träume,
So farbig und frisch ihr wart!"

In Dranmors verschwiegene Seele schüttete ich meine Kümmernis aus, und da er mich früher öfter gebeten, ihm einige meiner Gedichte zu senden, um ein Motto auch von mir zu haben, legte ich einige Lieder meinem Brief an ihn bei. Das eine der Gedichte muß ich hier anführen, weil sonst Dranmors Antwort teilweise unverständlich bliebe. Es lautet:

„Mir ist, als rausche draußen die Linde,
Als strahle die Sonne am Himmel, der blau —
Alt ist mein Geist, doch wird er zum Kinde,
Wenn ich ihr in die Augen schau.

Alt ist mein Geist, und doch! ihre Seele,
Ersehnt ihn brünstig wie Blume den Tau,

Und sie drängt und flüstert: ‚Mein Lieb' erzähle!'
Wenn ich ihr in die Augen schau.

Gern küßt' ich die Holde und diente ihr gerne,
Doch — alt ist mein Geist und die Haare sind grau ...
Verjüngt mich, verjüngt mich, ihr leuchtenden Sterne,
Wenn ich ihr in die Augen schau."

Und nun folgt Dranmors letzter Brief an mich.

Paris, 22. Oktober 1881.

„Unter dem Druck geistiger Leiden, Tag und Nacht heimgesucht von Zukunftssorgen, will ich Ihr gütiges, nach Rio de Janeiro gerichtetes, gestern empfangenes Schreiben vom 30. August, heute nur flüchtig beantworten, zumeist um Ihnen und den werten Ihrigen für die mir bewahrte freundliche Erinnerung meines Herzens Dank zu sagen, dann aber auch Ihnen zuzurufen: Fassen Sie neuen Mut und ermannen Sie Sich zu neuer Hoffnung, nicht auf reines oder selbst annähernd befriedigendes Lebensglück, denn ein solches giebt es nicht mehr für den, der wie Sie und ich, viel gelitten und viel gedacht; aber, von hohen Gesichtspunkten aus, so lange noch ein gewisses Maß von innerer Kraft die fehlende Lebenslust ersetzt, läßt sich vieles lächelnd ertragen.

„Erlauben Sie mir, Ihnen Schopenhauers Ausspruch zu zitieren: Eine erhabene Melancholie der Stimmung, wo man von der Wertlosigkeit aller Dinge, aller Genüsse und der meisten Menschen eine innige Überzeugung lebendig in sich trägt, und daher nichts begehrt und nach nichts verlangt, sondern das Leben als eine bloße Bürde fühlt, die bis zum Ende, das nicht ferne sein kann, getragen werden muß, ist eine weit glücklichere Stimmung, als irgend ein begehrender Zustand, der den Gaukeleien Wert beilegt und darnach hascht, sei er auch noch so heiter. Das lehrt a posteriori die Erfahrung und a priori ist es daraus klar, daß letzterer ein Zustand der Täuschung, ersterer ein Zustand der Erkenntnis ist.

„Ich bin achtundfünfzig Jahre alt, innerlich gänzlich gebrochen, materiell von Grund aus ruiniert, aber ich arbeite ohne Unterlaß, nicht allein, weil mich die Notwendigkeit dazu zwingt, sondern weil ich ohne anstrengendste Arbeit zu einem haltlosen Geschöpfe werde.

„In diesem Augenblicke bin ich noch im Zweifel darüber, ob ich in Europa bleiben, oder nach Brasilien zurückwandern werde, im letztern Falle anfangs Dezember, und dann mutmaßlich auf immer.

„Mit größter Freude habe ich die mir.übersandten Gedichte gelesen ... schön ist die auch von mir tief empfundene Strophe:

‚Gern küßt' ich die Holde, und diente ihr gerne,
Doch . . . alt ist mein Geist und die Haare sind grau . . .
Verjüngt mich, verjüngt mich, ihr leuchtenden Sterne,
Wenn ich ihr in die Augen schau.'"

„Aber — aber: der heinesierende Ton! Die gar zu subjektive Stimmung!

„Einige andere Bemerkungen etwas später. —

„Gewiß ist Wollust nur Befreiung. In dieser Welt beruht jede Freude auf Kontrasten, — und wenn der Mensch diese Befreiung nicht hätte —, was würde dann aus ihm? Doch ist es nicht schlimm, daß wir selbst als alte Menschen einer solchen Befreiung bedürfen?

„Der tierische Zeugungsakt läßt sich nun einmal nicht idealisieren. —

„Beifolgende zwei Nachdichtungen lesen Sie vielleicht nicht ohne Interesse.

„Meine arme Frau ist leider fortwährend nervös, mehr angegriffen, als sich sagen läßt. . . .

„Bis Ende dieses Monats ist meine Adresse: 3, rue Vignon, im November 1, rue Godot-Mennoy, wie im Dezember, das weiß ich noch nicht. Bitte, schreiben Sie mir bald wieder, seien es auch nur einige Zeilen. In meiner geistigen Vereinsamung wäre mir Ihre Kritik meiner neulichen Brochure äußerst willkommen. Ferdinand Schmid."

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich muß gestehen, daß mich dieses Schreiben schmerzlichst berührte. Ich kannte Drummor als zu hohen Geist, als zu gewiegten Geschäftsmann, als daß ich befürchtet hätte, der bloße Verlust seines, wenn auch sehr großen Vermögens, beuge ihn so sehr nieder; hier mußten tiefere, seelische Ursachen mitwirken, um Drummor, den Mann aus Gefühl und Stahl, so haltlos, so planlos zu machen . . . Ich las die Lieder, die ich, da selbe in den „Gesammelten Dichtungen" nicht enthalten sind, hier gerne zum Wiederabdruck bringe:

Zwei Gedichte aus Nord- und Südamerika.

Deutsch von Drummor.

„Excelsior".

„Die Nacht lag auf den Alpen schwer,
Da zog ein Jüngling noch umher,
Ein Banner tragend weit durchs Land,
Auf dem der fremde Wahlspruch stand:
Excelsior!

Das Antlitz bleich, das Auge klar,
Der Blick ein Strahl und wunderbar
Die Stimme, hell wie Schwerterklang
Und süß melodisch, wenn er sang:
Excelsior!

Rings aus den stillen Hütten bricht,
Wie trauter Gruß das Herde Licht,
Die Gletscher droh'n, Gespenstern gleich,
Er aber lispelt warm und weich:
Excelsior!

Ein alter Dörfner warnt: „O laß
Dein nutzlos Müh'n, geh' nicht fürbaß,
Ein grauser Schneesturm fliegt herbei."
Der Jüngling ruft: die Bahn ist frei.
Excelsior!

Ein Mädchen fleht: „O halte Rast,
Sei meiner Heimat lieber Gast!"
Des Jünglings Wimpern sind betaut,
Doch unbezwungen singt er laut:
Excelsior!

„Entfliehe dem Lavinenfall,
Dem Föhrensturm, der Wasser Schwall."
Das ist des Alten letztes Wort,
Hoch in den Bergen tönt es fort:
Excelsior!

Und als es wieder Morgen war,
Drang zu der frommen Brüderschar
Sankt Bernhards, wie aus tiefer Gruft,
Der Seufzer durch die Winterluft:
Excelsior!

Den Wandersmann, ach, welchen Fund,
Grub aus dem Schnee der Klosterhund;
Noch fest umklammert hielt die Hand
Das Banner, d'rauf der Wahlspruch stand:
Excelsior!

Da lag die herrliche Gestalt,
Erstarrten Herzens, todeskalt;
Vom Himmel fiel ein Meteor,
Und es erklang wie Engelchor:
Excelsior!"

Longfellow.

„Lied aus der Verbannung".

Minha terra tem palmeiras,
Onde canta o sabia.

„Palmen schmücken meine Heimat,
Und so traulich ist es da,
Wo von grünen Blätterkronen
Uns begrüßt der Sabia.
Zeigt mir holden Waldesschatten,
Fluren, die den unsern gleich,
Sterne, wie sie niederleuchten
Auf der Liebe Zauberreich.

In den trüben Winternächten,
O, wie gramvoll denk' ich da
An das Land der Palmenhaine
Und des Sängers Sabia:
Denn es strahlt in Schönheitsfülle
Wie ich sonst sie nirgends sah,
Und in allen Traumgebilden
Ist es meiner Sehnsucht nah,
Mit dem Flüstern seiner Palmen,
Mit dem Gruß des Sabia.

Laß, o Gott, erst dann mich sterben,
Wann mein Land ich wiedersah,
Und die Heimat mich beglückte,
Wie es hier noch nie geschah:
Wie die Palmen es verkünden
Und der Ruf des Sabia."

Aus „Magazin für die Litteratur des In- u. Ausl." Gonçalves Dias.

Mir war es, nachdem ich den Brief und die Lieder gelesen, als müßte ich, wie ich es schon einmal gethan, Dranmor dringend, warnend zurufen:

„O laß
Dein nutzlos Müh'n, geh' nicht fürbaß!"

Die Brochure, deren Dranmor erwähnte und die er mir gesondert zusandte, betraf, ausführlich und glänzend, nur manchmal zu gedankenreich, gehalten, brasilianische Handelsverhältnisse und Vorschläge zur Kolonisierung einzelner Teile des großen Reiches. Ich sandte das stattliche Heft an eine große „Revue", weiß aber bis zur Stunde nicht, ob sie Dranmors so großartige als praktische geschäftliche Ideen weiter verbreitete, denn es ist ja die Gepflogenheit großer deutscher Zeitungen, wenn sie selbst das Wichtigste für ihren gläubigen Leserkreis als unwesentlich betrachten, unartig zu sein, und die Einsender ohne Antwort zu lassen.

Noch eines befremdete mich bei Dranmors an mich gerichteten letzten Brief. Dranmor hatte sonst die Gepflogenheit, seinen litterarischen Freunden Grüße zu senden, und sich nach deren neuen Schöpfungen und dem persönlichen Befinden zu erkundigen. Dies unterblieb dieses Mal und ich nahm es mit Recht als üble Vorbedeutung hin. Lebhaft war seine Teilnahme für Ludwig August Frankl und für Frau Ada Christen.

„Warum höre ich nicht von Frau Christen?" frug er mich brieflich wiederholt, bis ich ihm die Mitteilung machte: „Ich sehe Frau Christen seit Jahren nicht; wie ich höre, ist sie sehr reich, sehr exclusiv geworden."

„Also sehr reich ward Frau Christen! Das freut mich innigst und nun begreife ich, daß die Dichterin meiner vergessen," klang Dranmors Antwort.

Ich schrieb noch öfter an Dranmor, sandte ihm auch Bücher und Zeitungen, von denen ich hoffen konnte, daß sie für ihn von Interesse sein dürften, bekam aber keine Antwort mehr. Es betrübte mich dieses meinetwillen, noch mehr aber des trefflichen Mannes wegen, „denn", wie Rückert einst so wahr gesungen:

„Wenn der Freund Dich kränkt, verzeih's ihm und versteh':
Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät er Dir nicht weh."

— — — — — — — — — — — — — — —

Meine Ansicht über Dranmor war, daß er der Dichter der „geprüften Herzen", der Poet der Männer sei, daß ihm wohl die Unsterblichkeit, nie aber die Popularität beschieden sein werde, denn er ging ja die einsamen steilen Pfade der Geister, und all' sein Denken war, wie er selbst bekannte, „ein tiefes Schmerzen".

Wie die Blume nach Tau, so lechzte seine Seele nach Anerkennung, und sie kam ihm auch von einer Seite, an die er wohl nie gedacht: von der Jugend.

Es gehört seit dem Erscheinen der „Modernen Dichter-Charaktere" zum sogenannten guten litterarischen Geschmack, auf diese revolutionären

lyrischen Geister mit Spott herab zu sehen. Gewiß enthalten die Poesieen dieser Herren viel Unreifes, knabenhaft gegen Himmel Stürmendes, aber auch viel Talent, viel hohes Streben und manche Perle echter, weil auch sozialer Lyrik.

Hermann Conradi schrieb 1884 ein Vorwort zu dem Buch, dem ich gerne folgende Stellen entnehme:

„Unsere Litteratur ist überreich an Romanen, Epen, Dramen, — an sauber gegossener, feingeistiger, eleganter, geistreicher Lyrik —, aber sie hat mit wenigen Ausnahmen nichts großes, hinreißendes, imposantes, majestätisches, nichts göttliches, das doch zugleich die Spuren reinster, intimster Menschlichkeit in sich trügen. Sie hat nichts titanisches, nichts geniales!

„Sie zeigt den Menschen nicht mehr in seiner konfliktgeschwängerten Gegenstellung zur Natur, zum Fatum, zum Überirdischen. Alles philosophisch problematische geht ihr ab. Aber auch alles hartkantig soziale. Alles Urewige und doch zeitlich Moderne. Unsere Lyrik spielt, tändelt. Wie gesagt: mit wenigen Ausnahmen. Zu diesen rechne ich unter anderen Dranmor, Lingg, Schack, Grosse, Hamerling. Vor allen Dranmor. Er ist eigentlich der Einzige, der in seinen Dichtungen einen prophetischen, einen konfessionellen Klang anschlägt. Bei ihm fließt jede Strophe aus einer ernsten, tiefen, gewaltigen, vulkanischen Dichternatur. Aus ihm spricht ein großartig erhabener Dichtergeist. Dranmor darf mit seiner hinreißenden Intimität, seiner machtvollen Bildnerkraft, seiner lebendigen Künstlerwahrheit, seiner freien kosmopolitisch-germanischen Weltanschauung, uns jüngeren Stürmern und Drängern, die wir alles epigonenhafte Schablonentum über den Haufen werfen wollen, weil in uns ein neuer Geist lebt, wohl Meister und Führer sein.

„Aber wir brauchen nicht blindlings seiner Spur zu folgen. Der Geist, der uns treibt, zu singen und zu sagen, darf sich sein eigenes Bett graben."

Es ist der Irrtum vieler, zu glauben, die Poesie vermöge nicht nur die Leiden des Lebens zu heilen, ja das tägliche Gebrause des Lebens selbst durch andere mächtigere Stimmen übertönen zu lassen; man weist der Poesie eine Macht zu, die nicht einmal die Religion mehr besitzt. Dranmor erkannte, daß die That, das tägliche mühevolle Wirken, der Genius der Zeit, die Herrin der Zukunft sei.

O, daß das Schicksal diesen Dichter auf den Thron eines mächtigen Reiches gehoben hätte! Er hätte glücklich bestimmend die Geschicke der Welt geändert, denn er erkannte, daß nicht das Kasernentum den höchsten

Besitz des Lebens bilde, daß die Kraft der Völker in andere, friedliche Bahnen gelenkt werden müsse:

„Auf zerrissenen Standarten liegt des Feldherrn Lorbeerkranz,
Weiter schweifen meine Blicke, — Dir, o Zeit, gehör' ich ganz.

Eisenbahnen, Telegraphen, Handelsflotten möcht' ich bau'n,
Und durch Riesenteleskope ferne Horizonte schau'n.

Mutter Zeit, du wunderbare! Freiheit, süßes Himmelsbild,
Eure besten Kämpen führen, einen Pflug im Wappenschild.

Die Verheißung ist gekommen, und die Hoffnung wieder da,
Unsre neuen Wallfahrtsorte heißen Suez, Panama.

Unsre neuen Ritter tragen in der Faust ein grünes Reis,
Dank der Kinder und der Enkel ist des Sieges schönster Preis.

Eine blütenvolle Zukunft, Lorbeeren, die kein Feldherr fand,
Harren deiner tapfern Söhne, o mein deutsches Vaterland!

Nirgends grünen Paradiese; doch befreit von Hungersnot,
Wird ein junges Volk gedeihen in der Tropen Morgenrot."

— — — — — — — — — — — — — —

Da überkam mich am 16. April 1886 eine furchtbare Krankheit. Vierzehn Tage mußte ich, ohne sprechen, ja ohne mich regen zu dürfen, auf dem Schmerzenslager zubringen. Endlich wurde mir gestattet, Musik zu hören und etwas zu lesen. Die Musik erschütterte mich sehr; noch mehr das Buch, nach dem ich griff; es waren „Drammors gesammelte Dichtungen" . . . Monate später durfte ich nichts mehr lesen. Ich genas nach und nach, bis mich im August 1886 eine noch heftigere, noch grausamere Krankheit ergriff, deren Spuren auch jetzt noch sehr merklich sind. Gegen Februar 1887 ging es mit mir sehr schlecht; ich übersah meinen Lebenslauf und fand wenig tröstliches darin: „Ich hätte können glücklicher sein und andere glücklicher machen".

Meine Lieben alle waren um mich versammelt, und von den vielen hunderten, bedeutenden Menschen, die ich gekannt, die mir im Leben die Hand gedrückt hatten, drängte es mich, der in mir selbst mit dem Dasein schon abgeschlossen hatte, nur an Drammor im Februar des Vorjahres mit pochendem Herzen und zitternden Fingern einige Worte des Dankes und der Verehrung, und Worte ewigen Abschiedes zu richten. Ich adressierte das Schreiben nach Rio de Janeiro. Ob er es erhalten? Ich weiß es nicht. Antwort kam mir keine zu.

— — — — — — — — — — — — — —

Da traf mich im März dieses Jahres, wie ein Blitz aus heitrer Luft,

die Kunde von Dranmors Tod. Das Schicksal hatte plötzlich diesen Riesengeist hinübergeleitet in die ungestörte Ruhe, die er so oft vergeblich, oft in Mitte seines Glanzes, sich ersehnt!

In heimischer Erde ist sein Grab. Die Schweiz, Deutschland, der Genius der Menschheit trauern um Dranmor, den Unvergänglichen und Unvergleichlichen.

Dranmor! . . . „Droit à la mer", von dem er sein Pseudonym ableitete. Ach, das Meer hatte ihm das Glück gebracht, das Meer hatte ihm das Glück geraubt!

Gebrochen kam er mit seiner Gattin im Mai 1887 nach Bern, um dort, wie er trübe lächelnd sagte, „für sich ein Grab zu finden!"

Der hochherzige Dichter J. V. Widmann rief ihm die Grüße der Heimat zu. Nachdem er den Pessimismus Dranmors beklagt, fährt Widmann fort:

„Aber das soll uns nicht abhalten, den auf einsamen und winterlichen Höhen des Gedankens sich ergehenden Dichter zu verehren und aus den Früchten seines Schaffens das zu wählen, was uns zusagt."

„Auch wir sind heute durch die Freundlichkeit des Dichters in die angenehme Lage versetzt, unsern Lesern drei neue Sonette von Dranmor zu bieten. Dieselben sind allerdings tief getaucht in den schwarzen Strom Nirwanas; doch mag berücksichtigt werden, daß sie hauptsächlich ein Protest sein wollen gegen jenen Unfug des Spiritismus, der von Amerika aus nach Europa gedrungen ist und mit den angeblichen Zurückrufen der Gestalten und Stimmen Verstorbener ein ebenso frevelhaftes als sinnloses Spiel treibt. In dieser Gedankenverbindung spricht Dranmor das Wort von der ewigen Grabesruhe aus, ohne Absicht, wahrhaft religiösen Gefühlen damit wehe zu thun."

„So schließen wir diesen unsern Gruß an den heimgekehrten Dichter am schönsten durch seine eigene Dichtung."

Securitati perpetuae.

I.

„Das Herz betäubt und das Gehirn gespalten,
Bin ich gewohnt, mich willig zu bescheiden,
Weil mich der Trost erfüllt, daß allem Leiden
Ein letztes sichres Ende vorbehalten.

Gesegnet sei des Todes stilles Walten!
Die Geisterbanner kann ich nicht beneiden,
Die seiner hehren Größe ihn entkleiden
Mit keckem Griff in seiner Toga Falten.

Die Leichen liegen ſtarr auf ihren Betten,
Wenn ihre Aſche nicht zerſtob im Winde,
Und ruchlos iſt das Spielen mit Skeletten,

Das ſie verkündet jedem Menſchenkinde
Und vor Nirwanas Heiligkeit verſchwinde
Das Reich der Gaukler und der Marionetten."

II.

„Erbleiche Sonne, wenn ſich deine Macht
Auch dort bewährt, wo unſer Leib vernichtet,
Dort, wo der Tod geſchaltet und gerichtet,
Dort, wo wir glauben, alles war vollbracht.

Den Lebenden des Himmels ganze Pracht,
Doch, wenn auf immer unſer Weg gelichtet,
Dann ſei uns keine Rückkehr angedichtet,
Von Menſchenwahn und Menſchenwitz erdacht.

Wenn unſer Los in eines Gottes Hand,
Auch dann ſei unſre Rechnung abgeſchloſſen
Mit dem, was wir gelitten und genoſſen.

Verbündet ſind Betrug und Unverſtand,
Den Chriſtusglauben ſchändet hoher Tand,
Den Tod entweihen frevelhafte Poſſen."

III.

„Sterben, geſtorben ſein — und doch kein Ende?
Und doch das Licht des Denkens nicht verglommen?
Nicht jede Kümmernis von uns genommen
Und jeder Zweifel, jede Augenblende?

Der Tod iſt mehr als eine Sonnenwende,
Wie ſelten heißt das Alter ihn willkommen!
Und ſelbſt der Jugend kann die Wahrheit frommen:
Der Tod iſt unſers Lebens beſte Spende;

Denn ihn erhellt kein Tag und keine Zeit.
Auf Feuerſtätten und im feuchten Grabe,
Von tiefſter Nacht umſchattet, trotzt gefeit

Er der Beſchwörer morſchem Zauberſtabe,
Und ſchenkt uns ſeine ſchönſte Liebesgabe:
Ruhe von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Aus „Sonntagsblatt des Bund" 1887. Dranmor.

Nur einige Monate noch war es Dranmor beſchieden, in Bern ein noch dazu ziemlich einſames Leben zu führen. Die kleinen Sorgen und

Nörgeleien des Lebens blieben ihm am Abend seiner Tage leider nicht versagt. Er verkehrte nur mit wenigen und suchte Trost im Hause seiner Schwester, der Frau Wäbu.

Nach einer, mehr als gewöhnlich heftigen, häuslichen Scene befreite ihn der Tod mit rascher Hand von allem irdischen und geistigen Weh, Samstag den 17. März 1888. Geboren am 22. Juli 1823 zu Mettlen unweit Bern, erreichte Ferdinand Schmid ein Alter von nicht ganz 65 Jahren.

Die Stadt Bern fühlte den Verlust, den sie so plötzlich, und ach! für immer erlitt. So sieht man mit Wehmut dem scheidenden Strahl der Sonne nach, aber die Sonne leuchtet wieder mit verdoppelter Kraft; doch wenn ein Menschenherz gebrochen, wird es dunkel um alle, die es geliebt.

„Das Leichenbegängnis des Dichters Dranmor (Ferdinand Schmid)" — so berichtet der „Bund", — „fand Dienstag den 20. März statt. Nachdem im Trauerhause das Leichengebet war gesprochen worden (von Herrn Pfarrer Schaffroth, der über den Verstorbenen schon vor Jahren einen Vortrag gehalten), begann die öffentliche Leichenfeier im Münster bei großer Teilnahme der Bevölkerung, welche die Kirche füllte. Der blumenbedeckte Sarg wurde von Studenten und jungen Männern, die selbst den Musen opfern, in das Chor des Münsters getragen; zwei kleine Mädchen folgten mit Blumenkränzen. Orgelspiel und ein Chorgesang leitete die Feier ein. Hierauf hielt Herr Professor Dr. Ferdinand Vetter, am Sarge stehend, eine ernste Gedächtnisrede, in der er das Leben und Streben des Weltmannes und Dichters in großen Zügen entwarf und auf die Ehrenschuld hindeutete, die für uns in der Landsmannschaft und Mitbürgerschaft eines Geistes wie Dranmor liege, indem man gleich ihm mutig für Licht und Wahrheit einstehen müsse. Herr Blom sang hierauf zur Orgel das Dranmorsche Lied „Ich möchte schlafen gehn", nach einer Komposition von C. Munzinger. Abermals trat Professor Vetter an den Sarg und las einige Gedichte aus Dranmors „Requiem". Ein Vorgesang schloß die Feier und unter Orgelspiel wurde der Sarg aus der Seitenpforte des Münsters getragen. Der Trauerzug, an dem sich nur die Verwandten und intimsten Freunde beteiligten, ging nach dem entfernten Ostermundigenfriedhof. Dort also, wo Wälder voll grüner Tannen von allen Hügeln herabblicken, schläft der aus dem Land der Palmen zur Heimat Zurückgekehrte, und ein früher Jugendwunsch hat nach einem bewegten, reichen, ruhm- und mühevollen Leben seine späte, friedliche Erfüllung gefunden."

So ehrte die Stadt Bern sich und das Andenken ihres großen Sohnes!

— — — — — — — — — — — — — — —

Nur noch einige Worte, denn meine Kraft droht mich zu verlassen! ...

Die litterarischen Reliquien Dranmors bestehen in vier Nachträgen zum „Requiem", vier ergänzenden Gedichten. Wohl trug sich Dranmor auch mit dem Gedanken, sich als Dramatiker zu versuchen, „doch scheint er kaum, — wie Ernst Heller mir mitteilte —, über die Entwürfe heraus gekommen zu sein."

Und nun schließe ich mit Dranmors Worten:

„Ich grüße Jeden, der um ihn geweint;
Sein Tod hat uns gehoben und vereint
In dieser Zeit, der unheilvollen, kranken" . . .

Wien, 20. April 1888. Alfred Teniers.

Unsere litterarische Kritik.

III.

Ein verspäteter Brief an die „Schlesische Zeitung".

Von M. G. Conrad.
(München.)

Ich stehe jetzt bald zwanzig Jahre im litterarischen Kampfe und habe während dieser Zeit außer ungezählten Journalartikeln an die zwanzig Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vierzehn Jahre arbeitete ich im Auslande: in der französischen Schweiz, in Italien, in Frankreich. Die vaterländische Kritik hat mich stets, wenige Ausnahmen dankbar abgerechnet, mit ausgesuchter Nichtswürdigkeit behandelt. Hier ein Beleg. Er schlummert seit acht Jahren in meiner Mappe; die Zeit der Abrechnung bricht an, ich ziehe ihn ans Licht. Andere werden folgen.

Paris, les Ternes, 5. Juli 1880.

Geehrte Redaktion der „Schlesischen Zeitung" in Breslau!

Um Ihre Zeit und Ihr Nachdenken mit diesem Briefe nicht ungebührlich in Anspruch zu nehmen, werde ich mich aller möglichen Kürze und Deutlichkeit befleißigen. Die Versuchung liegt freilich nahe, Ihnen in einem langen Schriftstück mit einer ausgiebigen, wohlgenährten Kritik der Kritik (nicht zu verwechseln mit der häßlichen und unfruchtbaren Antikritik!) aufzuwarten; denn ich bin überzeugt, daß wie der Richter, welcher richterliche Urteile überprüft, zu einer Quelle der Gesetzesauslegung, zu einem Mehrer der

juridischen Wissenschaft wird, auch der Kritiker, der die Kritiker kritisiert, Buchhändlern wie Buchproduzenten einen wirklichen Nutzen leistet und der gerechteren Würdigung der öffentlichen Angelegenheiten des Schriftwesens ersprießlich vorarbeitet.

Allein der vorwürfige Gegenstand läßt sich im Umfang und Ton eines Briefes hinlänglich erschöpfen. Denn daß ich es gleich sage, es ist weniger eine litterarische Kritik, als vielmehr eine persönliche Infamie, womit man mein Buch „Parisiana" in Ihrem geschätzten Blatte beehrt hat, eine Infamie, die wie Aas von Breslau, dem Ursprungsorte, bis in meine stille Arbeitsklause am Bois de Boulogne bei Paris stinkt und mir die Feder in die Hand drückt, nicht um dem Unrate zu wehren, — denn er reicht nicht an die Höhe meiner Verachtung heran, sondern um zu konstatieren, wie leicht es gewisse Blätter, die in dem Rufe konservativer Vornehmheit und ritterlicher Zucht stehen, mit ihrer litterarischen Mission nehmen.

Die „Schlesische Zeitung" hat in ihrer Nummer vom 1. Juli d. J. die Besprechung meiner „Parisiana" einem H. Sch. anvertraut. Ich will nicht über die Initialen des Rezensenten nachgrübeln; es ist mir absolut gleichgiltig, ob die biedere Seele auf Schulze, Schusterle, Schlemihl, Schwartenhals, Scharfen- oder Schreckenstein hört. Bedeutsam ist mir nur das Eine, daß die noble „Schlesische Zeitung" einer gemeinen Ehrabschneiderei ihre Spalten zur Verfügung stellt. Ich wiederhole: Ehrabschneiderei! Die Ehre eines deutschen Schriftstellers, ja sein Wesen selbst, besteht doch wahrlich in nichts anderem als in seinem wahrhaft deutschen Geiste, in seinem lauteren deutschen Gemüte, in der Grundehrlichkeit seiner deutschen Gesinnung. Oder nicht? Wohlan denn, prüfen Sie, ob die folgenden Sätze der „Schlesischen Zeitung" nicht die unzweifelhafte Aberkennung dieser Ehre enthalten:

„Ein anderes Moment, das dem Buche Conrads in unseren Augen einen unsympathischen Stempel aufdrückt, ist der undeutsche Geist, von dem es erfüllt und getragen ist. Nicht allein, daß der Autor mit einer gewissen Schadenfreude jede halbwegs passende Gelegenheit benützt, uns auseinanderzusetzen, wie wir den Franzosen gegenüber auf den meisten Gebieten des geistigen Lebens und der geistigen Kultur im Grunde nur erbärmliche Stümper und rohe Barbaren sind, die in derlei Dingen nicht mitzählen und nicht mitreden dürfen, so ist auch seine Formgebung undeutsch ꝛc."

Dazu natürlich nicht der geringste Versuch, auch nur den Schein eines Beweises beizubringen.

Wer aber solche Behauptungen niederschreibt und beweislos in die

Öffentlichkeit hinaussendet, der treibt nicht mehr das ehrliche Handwerk eines Rezensenten, sondern das schändliche Metier eines publizistischen Ehrabschneiders.

Daß sich die brave Seele nicht mit dem ruchlosen Lügen-Diktum der Undeutschheit begnügt, sondern noch mit den Vorwürfen der Irreligiosität und Frivolität breit macht, darf mich weiter nicht anfechten. Das ist in diesen Kritiker-Kreisen ein alter Kniff, sich als die Generalpächter aller wahren Religion und Sittenstrenge aufzuspielen.

Sie begreifen vielleicht, daß ich mich mit dergleichen Kritik-Individuen in eine Diskussion über die Grenzen, wo die Religion, und nach einem bekannten Lessingschen Wort auch der Patriotismus aufhört, eine Tugend zu sein, aus Selbstachtung nicht einlassen darf. Wenn ich gegen irgend Etwas in dem unqualifizierbaren Schriftstück Ihrer „Schlesischen Zeitung" ernstlich protestieren möchte, so wäre es gegen die Schamlosigkeit, mit welcher mir, dem Schriftsteller, von dem Kritiker in demselben Atemzug die deutsche Ehre abgeschnitten und das groteske Kompliment gemacht wird, ich sei „ein Mann von Geist", eine „reichbegabte Feder, die gediegenere und bleibendere Gaben, darbieten könnte" ꝛc., als ob Geist und technische Gediegenheit noch irgendwelchen Wert haben könnten, wenn sie im Dienste der Undeutschheit und Vaterlandsschändung verpufft werden! Geehrte Redaktion, schaffen Sie sich für deutsche Kritik zunächst einen braven Deutschen an und lassen Sie den dummen, ehrabschneiderischen Schmieranten, der sich mit H. Sch. unterzeichnet, laufen soweit ihn seine Beine tragen.

Mit schuldiger Achtung!

Ihr ergebener Dr. M. G. Conrad.

Romane und Novellen.

„Die Fanfare". Roman von Fritz Mauthner. Dresden, H. Minden, 1888.

Als ich zu Beginn des Sommers aus Italien zurückkehrte, gebot mir natürlich die Anstandspflicht, diejenigen Kreise der Gesellschaft des Berliner Westens aufzusuchen, mit denen mich persönliche Beziehungen verbinden, und nachdem man mir den Stadtklatsch, der sich in meiner zweimonatlichen Abwesenheit zugetragen, in vollster Ausführlichkeit mit dem Behagen dieser Kreise vorgesetzt — die Trennung eines bekannten Salonschriftstellers von seiner Gattin war damals gerade der Lieblingsstoff des Gesprächs, und das Gerücht wollte wissen, daß der

Schriftsteller schon dabei sei, die Geschichte seiner Lächerlichkeit zu einem pikanten Roman für das „Berliner Tageblatt“ auszuschlachten — kam auch die Rede auf die jüngsten litterarischen Erscheinungen. „Die Fanfare“ von Fritz Mauthner war eben herausgekommen, und von allen Seiten wurde mir mit einer verblüffenden Einstimmigkeit versichert, daß man etwas thörichteres und langweiligeres noch nicht gelesen habe als dieses Buch. Und diese selben Kreise, die einst, vor Jahren, Fritz Mauthner in den siebenten Himmel gehoben als das größte litterarische Genie der Gegenwart und von seinen niedlichen, harmlosen Parodien sprachen wie von einer Verkörperung der reinen, absoluten Poesie selbst, die den Namen des Schriftstellers bei jeder Gelegenheit im Munde geführt und von keinem geschwärmt wie von ihm — diese selben Menschen wußten jetzt nicht genug Steine über ihn zusammenzutragen, allen Hohn, alle Verachtung auf ihn zu häufen, deren sie fähig waren, und sprachen von ihm in Ausdrücken wie von einem blutigen, jede Spur des Talents entbehrenden Dilettanten. In der That, das Buch fiel in einen tiefen Brunnen, man warf die Lippen auf und zuckte die Achseln wie bei einem Werke von E. v. Hagen oder Alfred Friedmann! Das ist die Gunst der Bourgeoisie, das ist die Zuneigung des gebildeten Pöbels! Händeklatschen und Zublinzeln, so lange deine Purzelbäume und Trampolinsprünge unsere Lachmuskeln bewegen — einen Fußstoß gegen den Hintern, so wie dir der Kopf zu schmerzen beginnt und du für eine Minute erschlafft oder gar vor Ekel an dem eignen schalen Gewerbe wagst, dich ernsteren Zielen zuzuwenden! Dann aber auch gleich ganz hinunter und einen Andern aufs Schild gehoben, der die Stellen noch besser zu treffen weiß, wo unsere Nervenenden in die Epidermis ausmünden.

Halb aus Neugier las ich dann das Buch, zu sehen, ob denn ein immerhin hoch talentvoller Mann wirklich einen so geistverlassenen Schund zusammenschmieren könne, als welchen mir die eignen früheren Anbeter des Verfassers die „Fanfare“ hinstellten. Ich las es und war entrüstet. Allerdings, ein mittelmäßiges Werk wird kein Meisterwerk und wenn man es noch so mit Augen des Wohlwollens betrachtet. Wahrlich, nichts liegt mir ferner, als die „Fanfare“ gegen die eignen „Freunde“ des Verfassers zu besonderer Bedeutung hinaufzustempeln, allein so ganz schwarz ist sie denn doch auch nicht: sie hat ihre Fehler und auch ihre Vorzüge, das darf die Gerechtigkeit nicht läugnen. Aber ein sachliches Kunstwerk zu schaffen hat der Autor auch gewiß diesmal nicht beabsichtigt, es ist ein Buch des subjektiven Hasses und der Rache, was er uns gegeben. Bei einem berüchtigten Blatte, dessen Mitarbeiter F. M. längere Zeit war — ohne Zweifel in der Absicht, reformierend auf die Schäden desselben einzuwirken — ward ihm vom Verleger eines Tages in brutaler Weise der Stuhl vor die Thür gesetzt, und zur Vergeltung schildert er den Mann und sein ganzes die Journalistik korrumpierendes Geschäftsgebahren im Rahmen des vorliegenden Romans. Daraus darf niemand dem Verfasser einen kritischen Vorwurf machen: sein Verhalten mag vom menschlichen Standpunkt aus nicht schön sein, vom litterarischen kümmern uns seine persönlichen Motive nichts, wofern die Schilderung und Charakteristik jenes Mannes und seines Gebahrens nur an sich und in sich als litterarisches Produkt gelungen ist. Und da muß man doch bekennen, daß dieser Mettmann eine ganz wirksame und gut geschilderte Gestalt ist. Er betrachtet die ganze Journalistik nur vom Standpunkt des Inserats und führt so seinen Beruf der inneren Fäulnis nahe bis zum Zerfall. Dem Verfasser hat als Modell offenbar der alte

Ehrenthal in Freytags „Soll und Haben“ vorgeschwebt, dem Mettmann so viel als möglich nachgebildet ist; wie jener übt er seine Schurkereien bewußt und rechtfertigt sie damit vor sich selbst, daß er durch sie nur seinem Sohne Einfluß und Reichtum verschaffen wolle, und wie jener muß er es erleben, von dem eignen Kinde verworfen zu werden. Nur hat F. Mauthner es verabsäumt, uns, wie Zola und Freytag zu thun pflegen, das Getriebe der sozialen Maschine, an der Mettmann arbeitet, bis in die kleinsten Räder bloßzulegen und im gleichzeitigen Gange zu zeigen, uns tiefer in den Fäulnisprozeß der Gesellschaft selbst einzuführen. Bei ihm ist das Soziale nur der Rahmen für eine ganz konventionelle und gleichgültige Liebesgeschichte zwischen einem reichen jungen Mann und einem armen jungen Mädchen mit den stereotypen Figuren der hochmütigen Mutter, der berechnenden, intriganten Kokette und des niedrig gesinnten Nebenbuhlers, anstatt daß, wie es bei Freytag und Zola ist, die individuelle Herzensgeschichte der Rahmen für die soziale Entwicklung wird. Und da der Verfasser schon einmal nach dem Modell gearbeitet hat, kann man ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er sich den feinsten Witz, den die Wirklichkeit bei seinem Modell gemacht hat, entgehen ließ: das Zusammenarbeiten des bewußten Verlegers mit seinem Chefredakteur, zweier findigen Kunden, die zusammenhalten wie Mutter und Schraube, mit innigem Verständnis auf das gleiche Ziel der Korruption losarbeiten und bei Angriffen sich jeder hinter dem Rücken des andern decken. Dadurch bekommt das ganze Verhältnis erst die rechte Würze seiner eigenartigen sozialen Ironie. Das hätten bei geschickter Darstellung zwei klassische Figuren werden müssen, wie Tricoche und Carcolet. Es scheint mir auch, als ob der Herr Verfasser mit der Wahrscheinlichkeit ein wenig zu kühn umgegangen ist. Doktor Bode, der Redakteur der „Fanfare“, kommt nach Plötzensee und versetzt seine Frau in den Glauben, er reise nach Italien, woran diese durch Wochen hängt. Aber ist nicht anzunehmen, daß diese kleine Frau, die ihren Mann wahrhaft vergöttert, sein Blatt bis auf die letzte Zeile auswendig lernen und daß die „Fanfare“, wie wir sie kennen, über die Verurteilung lange Berichte und Leitartikel bringen und daraus für sich bei jeder Gelegenheit Reklame schlagen wird? Am schlimmsten aber erscheint es mir, daß der Verfasser nur die eine interessante Figur, Herrn Mettmann, gezeichnet hat; alle anderen Gestalten sind langweilige Schablonenfiguren und Schwächlinge, und gerade für diese verlangt der Autor fortwährend unsere volle Sympathie. Wie gesagt, ich will durchaus kein Wasser bergauf treiben und die „Fanfare“ für ein Meisterwerk ausgeben. Allein kein billig Urteilender kann dem Verfasser bestreiten, daß er die großen Meister des sozialen Romans, Freytag und Zola, gut studiert hat — einigemale lehnt er sich auch an Kretzer an — und manches aus eigner Beobachtung hinzuthut, und daß ein ernster Zug durch das Ganze geht, wenn es auch freilich zu einem Pathos nicht kommt und alles sich in kleine Pfeile und absichtliche und deshalb minder wirksame Lakonismen zersplittert; — und es erschien mir als ein Bedürfnis, solches an dieser Stelle, welche der reinen kritischen Wahrheit geweiht ist ohne Rücksicht auf litterarische und persönliche Stellung und Genossenschaft, den eignen speziellen Freunden des Verfassers gegenüber zu betonen. C. A—i.

„Erlebtes und Erdachtes“. Novellen und Studien von Arthur Gutheil. Hamburg, Meißner.

Der Verfasser ist offenbar noch ein junger Mann und sein Buch eine litte-

rarische Erstlingsfrucht. Er bietet uns Novellen: „Haß", „Das Märchen vom Glück", „Das war's", mittelmäßige Quintaner-Stilübungen, für die er von rechtswegen drei Stunden nachsitzen müßte. Ich habe mich köstlich amüsiert über die unfreiwillige Komik, die Herr Gutheil entwickelt. In der letzten Leistung „Die Heilige" treten stilistische und schriftstellerische Fähigkeiten zutage, die uns mit den vorhergegangenen Dummheiten etwas versöhnten. Der Autor hat noch viel zu arbeiten, bis es ihm gelingen wird, Anerkennenswertes zu schaffen. Talent ist aber vorhanden. W.

„Die Schule des Lebens". Novellen von Victor von Strauß. Zwei Bände. 1. Band: „Eine Schuld." — „Renata." — 2. Band: „Das Glück." Heidelberg, Carl Winter, 1888.

Der Verfasser, ein alter würdiger Herr, bietet uns herzlich gut gemeinte Novellen, in denen er dichterisch zu beweisen sucht, daß die Tugend trotz aller Gefahren stets siegt und das Laster trotz aller Triumphe und Genüsse jammervoll untergeht. Gläubige Gemüter, und für die sind ja diese Novellen vorzugsweise geschaffen, werden sich an den Phantasiegebilden des Autors sehr erbauen. Herr von Strauß verfügt über eine gewisse Fabulierkunst, seine Sprache ist eine gebildete, er ist in seiner Art ein wirklicher Poet. In diesen beiden Novellen sind spannende Partieen, poetisch und kraftvoll. Daß seiner Schreibweise, seinem ganzen Wesen etwas Altfränkisches anhaftet, sei ihm in keiner Weise zum Vorwurf gemacht. Im Gegenteil, wir empfehlen das Buch mit Wärme allen jenen glücklichen Menschen, die noch nicht von des „Zweifels" Bläße angekränkelt sind. W.

„Peregrine". Novelle von Ottomar Beta. 2. Auflage. München, Callwey.

Eine sehr nette kleine Geschichte von einem armen Waisenknaben, der sich in die Höhe gearbeitet und schließlich zum Retter und Wohlthäter jener Dame aufschwingt, die ihn mitleidig zu sich ins Haus nahm und wie ihr eignes Kind erzog. Ottomar Beta erzählt sehr hübsch; er versteht es, das Abenteuerliche der Scenerie durch geschickte Anbringung von frischem Lokalkolorit glaubhaft und wahrscheinlich zu machen. Als Reiselektüre wird das Büchlein famose Dienste leisten. W.

„Der Nachtwächter von Ellrich." Kleinstädtisches Charakterbild aus vergangenen Tagen. Von Fritz Peter. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne.

Ich habe selten ein Werk mit größerem Genusse gelesen als dieses. Eine ausführliche Analyse des „Nachtwächters von Ellrich" gab ich bereits vor einiger Zeit in den „Blättern für litterarische Unterhaltung". Dort sagte ich: „Das Buch ist eine in seiner Art klassische Kleinstädtergeschichte, ein Buch voll Wahrhaftigkeit, voll Poesie, eine köstliche Mischung von Ernst und Humor, kurz, eine Leistung, zu der wir dem Verfasser von Herzen gratulieren. Fritz Peter ist, nach diesem Buche zu urteilen, eine dichterische Kraft, von der wir das Schönste und Wertvollste erwarten dürfen." Ich kann diesem Lob weiter nichts hinzufügen als die Bemerkung, daß die Leser der „Gesellschaft" es nicht bereuen werden, wenn sie zu diesem Roman greifen. W.

„Der Troubadour." Erinnerungen aus dem Ober-Elsaß von B. Isemann. Straßburg, Heitz & Mündel.

Ein Büchlein, nicht ohne Geist und Witz, mit dem man doch nichts Rechtes anzufangen weiß. Es knüpft in der Vorrede an persönliche Dinge an, ohne daß es der Verfasser der Mühe wert findet, den Leser in dieselben einzuweihen. Auch wird der Fluß der Handlung all-

zusehr gestört durch die Menge eingestreuter Reflexionen und Diskurse über allerlei Themata, die der Autor manchmal recht hübsch auffaßt und geschickt darstellt. W.

„Sport." Roman von E. Bely. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer.

Die Arbeiten der talentvollen Verfasserin verläugnen nie die Frauenmache, aber sie sind geschickt durchgeführt und die Knotenschürzung ist immer eine interessante. Die Heldin des Romans, Frau Sabine Asmus, ist an einen jener modernen Streber gekettet, die dem Wahlspruch huldigen, daß der Zweck die Mittel heilige. Teuflisch ersonnene Konflikte, welche ihr Gatte heraufbeschwört, verhelfen der armen Frau zur Freiheit und zu einer zweiten glücklichen Ehe an der Seite eines bewährten Jugendfreundes, des Doktor Hasso Baldenius. Eine durchaus sympathische Figur ist der Rechtsanwalt Hans Herland, dessen treue Freundschaft der schönen, in der Scheidung begriffenen Frau über manche gefährliche Klippe hinweghilft. „Sport" ist eine einfache Geschichte, die den Stempel an sich trägt, aus dem Leben gegriffen zu sein; es ist der moderne Roman, geschrieben für die modernen Menschen. Der Stil ist knapp und fließend, der Gesamteindruck befriedigend. W.

„Ein geopfertes Herz." Roman von Ernst Malvers. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer.

Zu den Büchern, welche besser ungeschrieben bleiben, sollte man obgenannten Roman unbedingt rechnen. Die Komposition ist matt, der Stil noch matter und die Charaktere ein, wenn auch nicht unwahrscheinliches, so doch unsympathisches Gemisch von gemeinstem Gaunertum und wandelnder Vollkommenheit. Es ist uns nie vorher ein Buch des zweifelsohne jungen Autors in die Hand gekommen, und wir wünschen auch lebhaft im Interesse eines leselustigen Publikums, daß dies das letzte bleibe. th.

„Der Todesring." „Der Venusdurchgang." Zwei Gelehrtennovellen für Ungelehrte von Alfred Friedmann. Leipzig, Philipp Reclam.

Der Poet Friedmann beschickt den Büchermarkt mit zwei lieblichen Erzählungen, von denen die erste einen tragischen Abschluß findet, indem die Heldin, für welche wir uns von allem Anfang an lebhaft interessieren, zu der Erkenntnis kommt, daß der Vater ihres Kindes, mit dem sie Jahre lang vermählt gewesen, der Mörder ihres früheren Verlobten war.

Die zweite Erzählung ist durchaus humoristisch und mit allerliebstem Reimgeklingel geziert. Der Dichter läßt nun einmal ebenso wenig das Dichten, wie die Katze das Mausen, und daß er es in diesem Falle nicht thut, gereicht der kleinen Arbeit nur zum Vorteil. W.

„Rund um den Stefansturm." Ausgewählte humoristische Erzählungen, Skizzen und Studien von Eduard Pötzl. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Gesunder Humor ist eine Münze, welche immer mehr außer Kurs gerät und die drastische Realistik, für welche heutzutage so eifrig Propaganda gemacht wird, kann diese köstlichste aller Gaben, den frischen, fröhlichen, gutmütig persiflierenden Humor nun und nimmer ersetzen. Da thut es denn wahrhaft wohl, wenn man wieder einmal ein litterarisches Produkt zur Hand bekommt, welches im vollsten Sinne des Wortes ein Schatzkästlein fröhlichster Laune genannt werden kann; als solches dürfen wir Pötzls neuestes Opus schlankweg bezeichnen. Die verschiedenen Abschnitte, welche es enthält, sind durchaus mustergiltig; zu den besten Skizzen der „Geschichten aus der Wienerstadt" gehören unstreitig

„Ein Löffel Supp“ und „Sie muß aufs Land“; es wird da in luſtigſter Form des Ernſten gar viel geſagt und manche geſellſchaftliche Unſitte ſcharf gegeißelt. Von den Bildern „Aus dem Junggeſellenleben“ nennen wir „Meine Droſſel“ photographiſch treue Wiedergaben, wie dieſelben ſich gar nicht wahrer denken laſſen, ſind die „Wiener Typen“, welche allein ſchon verdienen, geleſen zu werden. Pötzl iſt ein liebenswürdiges Talent; er ſieht die Schwächen ſeiner Landsleute, er tadelt ſie in gutmütigem Spott, aber man fühlt es ihm trotzdem an, daß ſein Herz im Wiener Boden wurzelt, und darin liegt der große Zauber, welchen das Büchlein auf Jeden ausüben wird, der die Stadt am Donauſtrande kennt; die Form, in welche ſich der Tadel kleidet, iſt durchaus liebenswert, deshalb kann ihn auch derjenige hinnehmen, welcher ſich getroffen fühlen mag. v. W.

Verſchiedenes.

Zur Löſung des Hamlet-Problems. Hamlet ein Genie. Zwei Vorträge von Hermann Türck. Reudnitz-Leipzig, M. Hoffmann, 1888.

Mit unglaublichem Bumbum führte vor einiger Zeit ein Herr Türck aus Hamburg vermittelſt öffentlicher Vorträge, lobhudelnder Reklamen guter Freunde und des ganzen bekannten Apparats ſeine neue Hamlet-Erklärung in die Welt ein. Es ſollte ſich, wenn man den Verſicherungen ſeiner Freunde glauben durfte, dabei um bahnbrechende, durchaus eigenartige und neue Entdeckungen handeln, die tiefſten Geheimniſſe der Dichterwerkſtatt Shakeſpeares ſollten wie eine Kinderfibel vor uns aufgeſchlagen ſein, ſo daß jeder ſich unwillkürlich vor den Kopf ſchlagen und von Neuem erkennen müſſe, welch ein Dummkopf er ſelbſt, welch blinde Ignoranten Leute wie Leſſing, Göthe, Gervinus, Schlegel u. ſ. w. geweſen, bis zu dem Tage, da Gottes Gnade uns durch Hermann Türcks Mund die volle Offenbarung verkünden ließ. Nun gab es kein Hamlet-Rätſel mehr, die tiefſten Tiefen dieſes oceanhaften Charakters, die jene eben Genannten ſich vergeblich auszumeſſen bemüht, lagen im hellen Sonnenlicht da, bis in ihre verborgenſten Schluchten und Falten. Wahrhaftig, als ich derartiges las, glaubte ich nicht anders, als daß es Herrn Türck gelungen ſei, wonach ſchon ſo viele Forſcher vergeblich geſtrebt und geſucht: genaue Einzelheiten über die Produktionsweiſe und die Intentionen des unſterblichen Dichters aufzufinden, in Geſtalt unwiderleglicher Dokumente aus der Zeit des Dichters, Original-Handſchriften, Konzepte, Regiebücher des Globetheaters, Berichte von glaubwürdigen Zeitgenoſſen oder dergleichen. Ich verſchlang die Fäden ſchon im Geiſte enger, ich dachte mir, daß dieſe dokumentären Entdeckungen vielleicht gar anknüpfen möchten an jene hochintereſſanten Ergebniſſe engliſcher Forſcher — Karl Bleibtreu hat darüber ausführlich berichtet — welche das Modell, das Shakeſpeare zum Hamlet geſeſſen, in der Perſon des Grafen Eſſex faſt unwiderleglich feſtſtellten: denn nur auf dieſe Weiſe ſchien es mir möglich in die innerſten Abſichten des Dichters einzudringen. Wahrhaftig, das wären Entdeckungen geweſen, an Bedeutung vollauf ebenbürtig jenen berühmten Funden Rankes im Staatsarchiv zu Venedig! Und nun kommt das dünne Büchlein von 52 Seiten an! Ich ſchneide es auf — ich verſchlinge es. — O Enttäuſchung! O ſträflicher Mißbrauch der Worte: „litterariſche Kritik!“ Wieder nichts als leere, inhaltsloſe Spekulationen, nichts als die alten Beſtrebungen der alten kritiſchen Schule, die Dichtung nur aus ſich ſelbſt heraus, aus ihren eigenen Worten erklären zu wollen. Und gerade ſo ſpitzfindig, ſo erquält, ſo ſophiſtiſch, ſo unbefriedigend wie jene. „Worte! Worte!

Worte!“ wie der sagt, von dessen Wesen diese Flugschrift vergeblich einen Begriff zu entwickeln bemüht ist.

Das freilich muß man Herrn Türck lassen: so leicht hat sich noch kein Hamletforscher seine Aufgabe gemacht, so oberflächlich noch keiner das Problem erfaßt, wie er. Ich war bisher der Ansicht, Hamlet sei eine von Hause aus mit genialen Einzelzügen angelegte Natur, der aber vor allem die Koncentration, die Energie, die Zentralkraft des Willens fehle, und die an dieser natürlichen Schwäche zugrunde gehe in einer Zeit wie der Renaissance, in der eben nichts galt als der gewaltige, schrankenlose Wille, das Recht der unerschütterlichen Individualität. Ich war der Ansicht, daß Shakespeare den Schwächlingen seiner Zeit, den Leuten, die in dieser Zeit der absoluten Herrschaft des persönlichen Willens vor Schwäche nicht zum Handeln kamen, den Männern eben in der Art des Essex, den Schild des Rinald vorhalten wollte, in dem sie sich zu ihrem eignen Entsetzen selbst in ihrer vollen energielosen Schwäche erblicken sollten. Es erschien mir daher stets lächerlich, von einer tragischen Schuld des Hamlet zu sprechen. Schuld hatte hier lediglich die Natur, die Hamlet eben diese schlaffen Nerven, dieses eisenarme Blut, dieses an Willenscentren arme Gehirn, diese lymphathische Anlage gegeben; eine ideale, unwissentliche, physische Schuld trugen höchstens die Eltern Hamlets, der kräftige, hochsinnige, männliche Vater, und die weiche, bis zur Schlechtigkeit energielose Mutter Gertrud, deren natürliches, durch die Vererbungslehre vollständig erklärtes Kreuzungsprodukt Hamlet war, diese köstliche Verbindung des höchsten Muts mit der tiefsten Schwäche, diese einzige Mischung größten Edelsinns und abstoßendster Erbärmlichkeit. Als der Gipfel der genialen tragischen Ironie des Dichters aber erschien mir die Szene zwischen Hamlet und der Mutter im vierten Akt, in welcher der männliche Schwächling der schwachen Frau ihre Energielosigkeit vorwirft und beweist, er, der fünf Minuten vorher nicht den Mut besaß, den Mörder seines Vaters aus dem Wege zu schaffen, der sich ihm wehrlos selbst in die Hand gegeben hatte, sondern sich zur Bemäntelung der eigenen Schwäche selbst eine Komödie christlicher Moral vorspielte, an die er nie geglaubt. Ich faßte also den Hamlet psycho-physiopathologisch auf. Und so schien es mir, daß man bis zu einer künftigen Entdeckung unwidersprechlicher englischer Dokumente aus der Zeit des Entstehens der Dichtung, das Hamletproblem vermittelst der modernen kritischen Methode, unter Zuhilfenahme der Naturwissenschaft und der Geschichtsphilosophie, wenn auch nicht lösen, so doch zu einem einigermaßen befriedigenden, vorläufigen Abschluß bringen könnte.

Falsch! grundfalsch! sagt aber Herr Türck. Was Naturwissenschaft! was Geschichte! was Dokumente! Spekulation muß man haben! Aus den Worten muß mans lesen! Und legen wir nicht aus — nun, so legen wir eben unter! Ihr seht bei Hamlet einzelne Genieblitze? Thoren, Hamlet ist das Genie selbst, das Genie an sich, und dieses in seinem Verhältnis der schnöden Welt des Materialismus gegenüber zu zeigen, war eben des Dichters Absicht. Der Beweis? Nun, den macht sich Herr Türck leicht! Er greift zwei oder drei Charakterzüge, Handlungen, Reden Hamlets heraus, willkürlich, ohne jeden Grundsatz, wie er sie gerade faßt und setzt jedesmal hinzu: Dies aber ist ein dem Genie eigentümliches Kennzeichen. In der That, eine leichtere Art des Beweises in litterarisch-kritischen Dingen kann es nicht geben.

Es ist nur gut, daß die Tragödie im Mittelalter spielt, nicht im neunzehnten Jahrhundert, in der Zeit der Reisepässe und Steckbriefe. Sonst hätte es unserem

guten Hamlet leicht begegnen können, daß bei Aufnahme seines Nationale die Frage an ihn gerichtet worden wäre: „Ihr Stand, mein Herr?“

„Genie!“ . . .

Ich glaube kaum, daß der Polizeiwachtmeister sich damit zufrieden gegeben hätte. „Genie?“ würde er wohl geantwortet haben. „Kenne ich nicht! Was ist das für ein Stand? Ich kenne Schuster, Schneider, Lieutenants . . ., aber Genies kenne ich nur in Gestalt verrückter Genies . . ., sollten Sie so eines sein?“

Ich werde bei der Erklärung des Herrn Türck lebhaft an jene beiden Jünglinge erinnert, welche sich seit Jahren für die Messiasse der neuen deutschen Dichtkunst ausgeben. Fragt ihr sie aber, auf welche Leistungen, Arbeiten hin sie das Verlangen gründen, als solche äftimiert zu werden, so sehen sie euch groß an und entgegnen entrüstet: „Leistungen? Arbeiten? Wir sind Messiasse und haben als solche nur die Pflicht zu existieren, denn durch unsere bloße Existenz erlösen wir die Welt, die darum für unseren Unterhalt zu sorgen hat. Leistungen? Arbeiten? Das müssen die Anderen!“

So ähnlich scheint sich's Herr Türck mit dem Genie zu denken. Besäße er aber nur die mindeste philosophische Bildung, so würde er wissen, daß Genie nicht selbst eine intellektuelle oder überhaupt potentielle Qualität bedeutet, sondern nur den höchsten Grad der Entwicklung einer solchen im Menschen, die Blüte und den zauberischen Hauch vollständiger geistiger und seelischer Gesundheit. So wenigstens bestimmt Dilthey das Wesen des Genies, der es von Allen am besten erfaßt und dargestellt hat. Genie ist nicht eine Fähigkeit an sich, sondern bezeichnet nur die höchstmöglichste Entwicklungsstufe oder Entwicklungsfähigkeit einer oder mehrerer oder aller positiver Eigenschaften. In diesem Sinne erscheinen Gestalten wie Moses, Christus, Cäsar, Leonardo da Vinci, Michelangelo, Göthe, Friedrich der Große als Typen des Genies. Gesundheit, geistige Gesundheit ist die erste Eigenschaft des Genies — und der durch und durch kranke Hamlet ist daher eher das Gegenteil eines Genies. Und hätte die anmaßende Unfehlbarkeit des Herrn Hermann Türck — denn von dem Dünkel derselben trieft sein Buch — sich einmal die Mühe nicht verdrießen lassen, einen Blick in Bleibtreus „Paradoxe der konventionellen Lügen“ zu thun, so würde er dort Aufschlüsse über das Wesen des Genies gefunden haben, die ihn wohl der unnützen Mühe überhoben hätten, sein Buch in die Welt zu setzen. Er würde dann keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, daß das Wesen des Genies vor allem nicht in einem himmelblauen, unklaren, idealistischen, über der Wirklichkeit schwebenden Dusel besteht, wie Herr Türck annimmt, sondern im Gegenteil in schneidiger, unaufhaltsamer Energie, die zum praktischen Handeln unwiderstehlich drängt — sei es nun nach „kogitationeller“, sei es nach „emotioneller“ Richtung, um diese Ausdrücke Nordaus beizubehalten. Überschuß von Kraft, Kampfesfreude, fortstürmen von That zu That, bis die Sendung erfüllt ist, erscheint als die Grundeigenschaft der genialen Natur, und nichts ist dem Genie so fremd als Schwäche, als das Zurückweichen vor der plumpen, brutalen, materiellen Alltagswelt. Es wendet sich nicht enttäuscht, verwundert von derselben ab, spinnt sich weiter in seine Träume ein und geht zugrunde, wie Herr Türck meint — das thut das falsche Genie, Shakespeares Hamlet, Turgenjeffs Basaroff, Göthes Werther — sondern nimmt begeistert den Kampf auf und ruht nicht bis es — und sei es auch am Kreuze sterbend — die schnöde Welt überwunden. In diesem Sinne ist auch Shakespeare ein Genie, Hamlet aber das Gegenteil

eines solchen — gerade wie Hermann Türck. C. A—c.

Eine Antwort.*) Es ist eigentlich nur Eine, freilich sehr ernste Frage, welche der gelehrte „Orientalist Franz Delitzsch" an die Gebildeten jüdischer Religion in sanfter, aber eindringlicher Weise richtet; es ist die Frage, warum das moderne Judentum von Christus, dem großen Stifter der Religion der Liebe nichts wissen wolle? Delitzsch führt den Beweis, daß Christus der von den Juden erwartete Messias sei, unter Anführung von Stellen aus dem alten und neuen Testamente. Propheten und Apostel verkündeten diese Lehre, jene vor Jahrtausenden, diese vor mehr als achtzehnhundert Jahren, und die Erde gehört der christlichen Welt; umsonst schließen sich hunderte von Millionen Ungläubiger, Chinesen, Indier 2c. davon ab: sie werden die Gewalt, ja die Notwendigkeit dieser Lehre erkennen und sich ans mütterliche Herz der Kirche werfen; auch die freien Araber der Wüste und die Moslems, die in festen Städten wohnen, werden sich, langsam zwar, aber doch, bekehren, wenn es die Politik des Abendlandes erheischen sollte, wenn die beglückende Kulturmission Europas immer mehr in Afrika und Asien eindringt, sei es in Gestalt frommer Missionaire, sei es durch „Blut und Eisen". Nur Ein Volk wird widerstehen: das jüdische, wie es der Verfolgung von nahezu zweitausend Jahren widerstand. Ob auch tausende von Juden durch die Taufe sich hinüberretten in das neue gelobte Land, das Christentum, das ihnen irdische Ehre, neue weltliche Güter bringen soll, all' diese Ängstlichen oder Habgierigen sind Abfall, zu schlecht für das Judentum, zu erbärmlich für das Christentum.

Die Menschheit ist dem Menschen angeboren, sonst käme der Jude als Jude, der Christ als Christ zur Welt; aber erst nach acht Tagen wird der kurz vorher Geborne durch die Beschneidung zum Juden, oder durch die Taufe zum Christen . . .

Menschheit ist Menschlichkeit, Menschlichkeit ist Duldung; einer der schönsten Sätze, die je ein König aussprach, ist Friedrich des Großen erhabener: „In meinem Lande kann Jeder nach seiner Façon selig werden."

Delitzsch, der, ein Glücklicher, in dieser der Zeit der Stürme, vom Reich des ewigen Friedens träumt, wünscht, daß vorerst die „gebildeten" Juden, wenn auch nicht äußerlich, so doch seelisch zu Christen werden, daß sie Christus mit als Gott betrachten, und die Verleumdungen des Talmuds in bezug auf die Person und Abstammung Jesus Christus als Verleumdungen erkennen und als Erbärmlichkeiten von sich weisen mögen.

Unter zehntausend „gebildeten" Juden sind auch nicht zehn, die den Talmud je gelesen, ja nur in Händen hielten, es wäre denn, ein theologischer Beruf oder der Drang nach speziellem Wissen drängte sie dazu. Die Lehren des Talmuds sind nicht die Glaubenslehren des Judentums; der Fanatismus Einzelner mag daraus schöpfen, sowie christlicher Fanatismus aus vielen, auch theologischen Quellen schöpft. Jesus Christus erhabene historische Gestalt wird von allen Menschen, die Kopf und Herz auf dem rechten Platz haben, gewürdigt und verehrt. Daß alle Juden, wie Delitzsch meint, schuldig seien der Mitschuld an dem ungerechten Urteile der Römer, das heißt denn doch die Vererbungstheorie zu weit treiben, denn selbst Jehovah, „der ein strenger, eifriger Gott" läßt die Folgen der Sünde nachwirken nur „bis aufs vierte Geschlecht".

Delitzsch' Buch ist trotz alledem im würdigen, versöhnlichen, manchmal sogar

*) Ernste Fragen an die Gebildeten jüdischer Nation von Franz Delitzsch. Leipzig, Zentralbureau der Instituta Judaica. (W. Faber.) 1888.

im milden Ton der Evangelien geschrieben, aber es wird wenig Wirkung haben in einer Zeit, wo andere Fragen die Welt bedrängen, als die religiösen. A. T.

„Im Tempel der Weltlitteratur". Eine Sammlung von wertvollen Geisteserzeugnissen aller hervorragenden Völker und Zeiten. Als allgemeines Volkslesebuch bearbeitet und mit litterarhistorischen Bemerkungen versehen von Heinrich Solger. Langensalza, Schulbuchhandlung. S. 508 Lexikonformat, Preis ung. M. 5,50.

Anthologieen sind heutzutage billig wie Brombeeren; wir erhalten deren alljährlich eine Anzahl mit den verführerichsten Titeln und in den handlichsten Formaten, manche sogar illustriert, von betriebsamen Kompilatoren aufgetischt. Mit diesen buchhändlerischen Industrie-Sachen hat das vorliegende Werk ganz und gar nichts gemein. Wie ernst und vornehm der Gesichtspunkt ist, von dem aus der Sammler sein Gebiet musterte und seine Gaben auswählte, deutete er schon durch die Aufschrift „Im Tempel der Weltlitteratur" an. Aus diesem Volkslesebuch edelster Art spricht in der That der Geist der Völkerlitteraturen wie aus einem Tempel zu uns, aus einem Gotteshaus, nicht aus einer Schacherbude oder aus einem schöngeisternden Schwätzer-Salon. Und es ist nicht etwa salbungsvoller Frömmlergeist, der sich in pedantischem Sittenpredigerton vernehmen läßt: es ist der Geist der freien, starken, männlichen, wissenschaftlichen Weltanschauung, wie er sich die großen Dichter und Denker unseres Jahrhunderts, die großen Natur- und Geschichtsforscher, die großen Reisenden und Entdecker im modernen Schrifttum zu Zeugen bestellt hat. Heinrich Solger hat aus der erdrückenden Fülle des Schönen und Guten, des Belehrenden und Erhebenden, des Anreizenden und Wegzeigenden mit unendlich feinem und sicherem Geschmacke das Geeignetste ausgewählt, um den Blick des Volkes in die Weltlitteratur in würdiger, nützlicher und angenehmer Weise zu lenken und zu erweitern. Wir bewundern nicht nur die außerordentliche Belesenheit des Herausgebers dieses nicht warm genug zu empfehlenden Buches, wir bewundern auch den Scharfsinn und den kritischen Takt des Litterarhistorikers, der am Schlusse einer jeden Abteilung sehr wertvolle historisch-kritische Notizen über die einzelnen Schriftsteller beigefügt hat. Daß Heinrich Solger ein durchaus berufener und zuverlässiger Mann ist, der sich hier dem Volke als Führer durch das Reich der Weltlitteratur anbietet, merkt der Kenner sofort aus dem Plane und dem Inhaltsverzeichnisse des Werkes; daß er aber auch selbst ein bewährter Meister der Feder ist, der sich vor keiner Probe seiner eigenen Darstellungskunst und litterarischen Gesinnung zu scheuen braucht, das hat er durch die Zugabe eines eigenen Aufsatzes „Blick auf den Kulturstand des 19. Jahrhunderts" glänzend bewiesen (S. 285—290). Die äußere Ausstattung des Werkes, das in keinem litteraturfreundlichen deutschen Heim fehlen sollte, ist in anbetracht des billigen Preises eine durchaus befriedigende.

M. G. Conrad.

Französische Litteratur.

Wieder bietet Guy de Maupassant bei Ollendorff dem Lesepublikum eine Sammlung jener Novelletten und Stimmungsbilder, in denen er Meister ist: „Clair de Lune". Unter den französischen Romanciers der Einzige in seiner Art, in jener Art, die Brete Hart und Kielland so reich vertreten, überrascht er immer aufs neue durch das Originelle, Fein-Ironische, Leichte seiner Weise. Liest man die reizenden Sachen, so fällt einem unwillkürlich der Refrain des hübschen Liedes ein: es ist ja so kinderleicht, und

greift man dann zur Feder, um es ebenso zu machen, so sieht man, daß diese so kinderleichte Art unendlich schwer ist für denjenigen, dem sie nicht zur Individualität geworden wie Maupassant. Seine Novelletten sind Gedichte, seine Gedichte Leben. Alles ist gesehen, empfunden, da gewesen, ist ungesuchter, gesunder, vielseitiger Realismus, Realismus, der in seinem Welt-Erschöpfen sich auch die Idealistik zur Freundin zu machen weiß. Und darunter jene tiefe, fast bittere Lebenskenntnis, jene Satyre, die, oft in humoristischem Kleide, die Psychologie erschöpft, die Seele entkleidet, den Geist zergliedert, und weiter die Idee, eine subtile, zarte, graziöse, manchmal mystische, spiritualistische Idee, wie in den Novelletten „Le Horla", „la Nuit", „L'apparition" und anderen.

„Clair de Lune" ist wie „Le Horla" und wie die „L'Heritage" überschriebene Sammlung, welche die unsterbliche „Boule de suif" und „Mademoiselle Tifi" enthalten, ein weiterer Beleg des originellen Talents Maupassants und bestätigt, gleichwie „Pierre et Jean" kürzlich seinen Ruf als Romanschriftsteller gefestigt, denjenigen des Novellisten. Benannt nach der ersten Novelle, finden wir in „Clair de Lune" die verschiedenartigsten Gedanken verkörpert. Zuerst begegnen wir dem Abbé Marignan, in dessen fanatischem und zugleich engbegrenztem Geist sich die „Warum" und „Deshalb" der Allernährerin Natur auf die erklärlichste und einfachste Weise decken. Etwas nur, ein schönes, lächelndes, liebendes Wesen, scheint ihm zwecklos, gefährlich: das Weib. Er haßt es, haßt es als lebende, sich anschmiegende Versuchung des Mannes, unbewußt, instinktiv. Nur die sich ihres Geschlechts entkleidenden barmherzigen und Ordens-Schwestern beurteilt er milder. Deshalb auch sein Wunsch, seine Nichte in einen kirchlichen Verband treten zu lassen. Doch das junge Mädchen hat einen gefährlichen Hang: „Alles küssen zu wollen", Fliegen, Blumen, Tiere und Menschen. Besonders Menschen, und ganz besonders einen Mann, ihren Geliebten. Der Priester bebt in tiefer Empörung. Mit kräftigem Knotenstock bewaffnet, erscheint er, bereit die Liebenden zu überraschen, Abends auf der Schwelle seines Hauses. Eine Mondnacht empfängt ihn, eine jener Mondnächte, die mit ihrem Schimmer, ihrer stillen, feuchtwarmen Pracht, ihrer ganzen zu Gott erhebenden Macht Wehmut, Rührung, Zweifel in die Seele des plötzlich schwankenden Mannes gießt. „Warum," fragt er sich, „hat Gott die Nacht, die dem Schlummer geweiht ist, der Ruhe, dem Vergessen, um so viel reizender als den Tag gemacht, anziehender als Morgen- und Abendröte?" Und von diesem ersten Weshalb lösen sich in der zauberischen Mondnacht andere Fragen und Zweifel, auf die der forschende, exaltierte Priester die Antwort nicht findet. Da, plötzlich heben sich am Wiesenrande, unter der von leuchtendem Nebel übergossenen Wölbung der Bäume, zwei Schatten ab: das Mädchen und sein Geliebter. Sie scheinen beide eins zu sein, das Wesen, dem diese friedvolle Nacht geweiht ist. Und sie schreiten dem Priester entgegen gleich einer lebenden Antwort. Er aber glaubt etwas Biblisches zu sehen, etwas wie die Liebe Ruths und Boas; die Erfüllung des göttlichen Willens in einem jener großartigen Rahmen, von denen das heilige Buch spricht. „Gott," sagt er sich, „hat vielleicht diese Nächte geschaffen, um die Liebe der Menschen mit idealem Schleier zu verhüllen." Und er flieht, als wäre er in einen Tempel gedrungen, zu dem er das Recht des Zutritts nicht hat.

In „Un Coup d'Etat" geißelt der Autor die sich in einem kleinen Städtchen

nach der Revolution breit machende Spießbürgerlichkeit einer neugebackenen Republik und die stumpfe Gleichgültigkeit der Bürger für „Freiheit und Gleichheit". Der Traum des von Eitelkeit platzenden Dr. Massarel ist es, Bürgermeister zu werden; die soeben proklamierte Republik bietet ihm Gelegenheit dazu, den monarchistischen Mons. de Varnetot zu verdrängen. An der Spitze seiner ungehorsamen Miliz belagert er das Rathaus, den Bürgermeister zwingend, den höheren Befehlen zu weichen. Jetzt fühlt er sich als Herr; er hält eine Rede, die das dumm drein starrende Landvolk nicht versteht, und, durch die starrsinnige Stumpfheit seiner Mitbürger gereizt, schießt er die Büste des verräterischen Kaisers in den Staub. Doch auch jetzt erwartet er umsonst ein zustimmendes Beifallklatschen: die Zuschauer scheinen wie betäubt, reglos, verdummt vor Erstaunen. Da ergreift der neukreierte Bürgermeister die noch nicht völlig zerstörte Büste und zermalmt sie mit seinen Füßen, worauf er in der Stellung eines Triumphators ausruft: „Stürben so alle Verräter." Dann tritt er unter tiefer Stille den Rückweg zu seinem Hause an, dort aber empfängt ihn alter Bauer mit derselben Erzählung, die er am Tage vorher beim Herrn Doktor begonnen: „Es fing an mit Ameisen, die mir fortwährend längst den Beinen hinauf und hinab liefen." ... Und die ganze Revolution und Freiheit und Gleichheit bringende Republik erscheint wie eine große Lächerlichkeit.

„Le Loup" ist das Jagdabenteuer zweier Brüder, von denen einer in dem Sturmlauf auf einen Wolf tödlich getroffen, der andere aber inmitten tiefer Waldesstille und Dunkelheit sich plötzlich, den toten Bruder auf seinem Sattel, dem Ungeheuer gegenüber befindet. Die tiefe, die einzige Leidenschaft dieses Sprößlings einer entschwundenen Rasse siegt über den Schmerz um den Bruder und Jagdgefährden, über die Furcht in der grausen Einsamkeit: er springt vom Pferde und, das Ungeheuer mit seinen Blicken bannend, lehnt er die Leiche an einen Felsen, ruft ihr ins Ohr: „Sieh, sieh das, Jean!" und stürzt auf den Wolf zu. Nach kurzem Kampf haben seine kräftigen Arme den Hals des Tieres umfaßt, dann drückt er fester und fester, auf das verlöschende Herzklopfen des Wolfes lauschend, in jubelndem Stolz dem Bruder zurufend: „Sieh, blick hin, Jean!" Und Wolf und Bruder im Sattel, kehrt der Sieger heim. „Hätte mich der arme Jean nur den andern erdrosseln gesehen, er wäre gewiß zufrieden gestorben," jammert er nach Jahren noch.

„L'Enfant" ergreift durch die tiefe Tragik seines schon so oft und doch selten so meisterhaft erzählten Sujets. Jacques liebt ein junges, unschuldiges Geschöpf, das er in einem Seebade dem Meere hatte entsteigen gesehen. Dieses Mal ist es wirklich Liebe, Liebe, nachdem er so ziemlich alle Frauen geliebt, die sich in seiner „Kußweite" befunden und mit einer „alten Maitresse" gebrochen. Ein Freund hatte das Verhältnis lösen geholfen, die Existenz der Verlassenen geregelt. Da, nach einem Jahre fast, am Hochzeitstage, empfängt der junge Gatte, in einem duftenden Boudoir mit seinem heißersehnten Weibe kosend, einen Brief: seine ehemalige Maitresse liegt im Sterben, nachdem sie einem Kinde, seinem Kinde, das Leben gegeben. Er hatte nichts davon gewußt und alle an ihn adressierten Briefe ungelesen zerrissen. Jetzt will sie ihn noch einmal sehen, schreibt der Arzt. Er eilt hinweg in das düstere Sterbezimmer, in dem Spänne mit Wasser und Eis herumstehen und Haufen blutiger Wäsche liegen. „Sie blutete: blutete, zu Tode getroffen, getötet durch die Geburt.

Ihr ganzes Leben floß dahin; und Eis und Sorgfalt zum Trotz, hörte, ihre letzte Stunde beschleunigend, der unbesiegbare Blutsturz nicht auf." Sie fleht ihn an zu bleiben, bis alles zu Ende und das Kind nicht zu verlassen. Er verspricht in bitterer Reue und Verzweiflung. Sie stirbt gegen Morgen, er aber ergreift wie wahnsinnig das Kind mit seinem Korbe, und durch die Nacht fliehend, erscheint er im Hause seiner schluchzenden, harrenden Gattin. Beim Ton des leisen Thürengehens und Weinens springen alle Frauen auf. „Was giebt's?" ruft die junge Frau. „Es ist mein Kind — die Mutter starb soeben, — ich hatte mit ihr gebrochen — nichts gewußt," stammelt der Gatte. Das entscheidet. „So gieb," ruft das junge Weib mit der ganzen Spontanität eines großmütigen, unschuldigen Herzens, „wir wollen es lieben und erziehen" ...

„Conte de Noël" ist eine kleine Satyre auf Kirchengläubigkeit. Die Frau des Schmiedes ist verrückt geworden, tobsüchtig; kein Mittel hilft dagegen. Endlich schlägt der alte Pfarrer des Dorfes vor, die Kranke der großen Weihnachtsmesse beiwohnen zu lassen. Der Arzt willigt ein. Inmitten einer singenden Gemeinde und hundertfältig erstrahlenden Lichtern liegt die Besessene in grausen Konvulsionen vor dem Priester. Er aber steht unbeweglich, die von goldenen Strahlen umgebene Monstranz in hoch erhobenen Armen. Und das dauert lange, lange. Langsam, langsam wird das Weib ruhiger, die verzerrten Glieder strecken sich, werden weicher, — dann senkt sich tiefer Schlaf auf die seit lange schlaflosen Lider. „Sie schlief den Schlaf der Somnambulen, hypnotisiert durch den steten, zwingenden Anblick der goldstrahlenden Monstranz, — bezwungen durch den siegreichen Christus." Das Wunder war vollbracht — die Frau des Schmiedes gesund.

„La Reine Hortense" erzählt von der bezwungenen, ungekannten, tief vergrabenen Liebesfähigkeit einer starren, gleichmütig durchs Leben wandernden alten Jungfer. Diese, von ihr selbst unachtete Liebesfähigkeit offenbart sich den ihrem Ende beiwohnenden Verwandten erst im letzten Augenblick: Die Sterbende phantasiert, und immer und immer sind es ihre Kinder, die sie kleidet, herzt und küßt, ist es ihr Mann, für den sie sorgt, den sie ruft. Im Nebenzimmer aber frühstücken die lieben Schwäger, im Garten jagt der kleine Neffe das Hündchen der Tante und im Sterbezimmer gattert ungeniert eine Henne, die, vom Kinde aufgescheucht, dahin geflüchtet.

In „Le Pardon" behandelt der Autor die raffinierte Grausamkeit großstädtischen Savoir faire's einer jungen, naiven, vertrauenden, von ihrem Gatten betrogenen Frau gegenüber. Durch einen anonymen Brief geweckt, wird letztere von ihrem Manne dadurch beruhigt, daß er sie unter dem Banner einer „reinen Freundschaft" selbst bei seiner Maitresse einführt. Fortan sind die beiden Frauen immer beisammen und — der Gatte ist der Dritte im Bunde. Endlich zieht das Ehepaar, größerer Bequemlichkeit wegen, ins selbe Haus und eng beieinander leben die Drei, bis eine Lungenentzündung die Geliebte aufs Sterbelager wirft. Ein von der jungen Frau gefundener Zettel enthüllt ihr die ganze Wahrheit: „Ich sterbe — komm allein und küsse mich." Fortan vegetieren die Gatten starr und stumm, er kann nicht vergessen, sie nicht vergeben. Nach einem Jahre erst versöhnen sie sich am Grabe der Verstorbenen, auf das die Betrogene einen großen, weißen Roßenstrauß gelegt. „Wollen wir Freunde sein," hatte sie gesagt.

„La Légende de Mont St. Denis" erzählt uns, auf welche Weise der

heilige Michael, Schutzpatron der Normandie, den Teufel bezwungen, und „La Veuve“ ist die ergreifende Geschichte einer alten Jungfer, welche die Liebe eines leidenschaftlichen Knaben als „Spielerei“ genommen, nicht ohne dieselbe in jugendlichem Übermut und gedankenloser Koketterie provociert zu haben. Der Knabe erhängt sich, sie aber löst das Verhältnis zu ihrem Bräutigam und bleibt, ohne je verheiratet gewesen zu sein, „Witwe eines Dreizehnjährigen“.

„Mademoiselle Cocotte“ ist eine sonderbare Geschichte. Der Kutscher Francois hat eine arme, elende Hündin bei sich aufgenommen. Allmählich stark und fett geworden, beweist sie ihrem Erretter die rührendste Treue, er ihr die Anhänglichkeit eines gutmütigen, einsamen Menschen. Doch Mademoiselle Cocotte hat eine Schwäche, ein Laster: sie pflegt Bekanntschaften, Beziehungen mit allen Hunden weit und breit. Im Garten, im Hause, ja selbst in der Küche stolpert man über ihre Verehrer. Die Hausherrn klagen, der Gärtner, die Köchin klagt, Francois bekommt Befehl, das Haus zu verlassen oder Mademoiselle Cocotte in Pension zu geben. Niemand will sie haben. Er entschließt sich, sie zu verlieren; sie kommt wieder. Endlich ertränkt er sie, doch das brechende Auge des treuen Tieres verfolgt ihn immerfort. Da, einmal beim Baden, nachdem er seiner Herrin auf ihr Gut gefolgt, sieht er ein mächtiges, in Verwesung übergehendes Tier auf ihn zuschwimmen. Das Halsband trägt die Inschrift: „Mademoiselle Cocotte au cocher François.“ Die Hündin war den Fluß 60 Meilen hinaufgeschwommen und hatte ihren ehemaligen Herrn nochmals erreicht. Nackt entflieht der Unglückliche dem grausen Bilde. Er war verrückt geworden.

„Les bijoux“ ist eine Novelle, die Maupassants geistreiche Erzählungsart in hellstem Licht zeigt. Nur er findet diese feinen, zarten, echt weiblichen Frauen, deren angeborne Schlauheit und Verderbnis so reizende Formen zu finden wissen, wie sie Madame Lautin besitzt. Auch macht sie ihren Gatten, einen unvermögenden Beamten, überaus glücklich, führt sein Haus musterhaft und läßt ihn bei ihrem Tode nach sechsjähriger Ehe in tiefster Verzweiflung zurück. Hatte er ja an seinem schönen, sanften Weibe nur zwei Schwächen gekannt: übermäßige Liebe für falschen Schmuck und Theater. Nun ist es ihm fast ein Vorwurf, daß er sie aus Bequemlichkeit dahin immer allein hatte gehen lassen.... Doch das Leben wird dem Witwer hart und schwer. Selbst die bis dahin für zwei reichende Besoldung reicht nicht mehr. In einem Augenblick, da der Verlassene keinen Sou mehr in der Tasche hat, gedenkt er der falschen Edelsteine und will sich ihrer, die ihm das reine Bild der Toten trüben, entäußern. Groß aber ist sein Erstaunen, als der Juwelier ihm ein Vermögen dafür bietet. Als er anfängt zu begreifen, ist sein Schmerz übermächtig. Dann beruhigt er sich, und halb gezwungen durch Not, halb angelockt durch den ihm daraus erwachsenden Reichtum, verkauft er sämtliche Schmucksachen dem Juwelier, der ihm lächelnd gesagt, diese seine Hinterlassenschaft stamme aus seinem Hause und sei nach und nach Rue des Martyres No. 19 an Mad. Lautin geschickt worden. Jetzt vollzieht sich, durch den unerwarteten Besitz des Geldes, dieses Geldes verursacht, ein plötzlicher Umschwung in den soliden Gewohnheiten, im Charakter des Witwers: er beginnt ein ausschweifendes Leben, hat Geliebte, wird prahlerisch und vergißt die heißgeliebte Frau vollständig.

„Apparition“ behandelt die geisterhafte Erscheinung einer Verstorbenen, während der Freund des Gatten, von

diesem beauftragt, in einem Schreibtisch des Schlosses drei Päckchen Briefe sucht. „Kämme mich," fleht die schlanke, blasse Gestalt und, fasciniert, glättet der bebende Offizier das lange weiche Haar der Frau. Dann entschwindet sie und nie hat der eiligst fliehende junge Mann das Geheimnis des Schlosses seines Freundes erforschen können. In der Art und Weise der Erzählung jedoch und der leicht angedeuteten Mitwissenschaft des Gatten und Gärtners kann die Vermutung liegen, als sei die „Verstorbene" eben nicht gestorben, sondern wahnsinnig.

„La Porte" dient Maupassant und einem Gatten dazu, sich eines Verliebten zu befreien, der die Schloßherrin zu hübsch findet. Er desillusioniert ihn vollständig, indem er in anscheinender Eile die Thür des Schlafgemachs aufreißt, in dessen Mitte seine Gattin in zweifelhaft sorgfältiger Toilette und „echter" Magerkeit steht. Um sie herum aber liegen hunderterlei verknüllte und wenig saubere Toilettengegenstände.

„Le père" ist ein Vater, der seinen unzähligen Konkurrenten den Rang nicht streitig macht. Gensdarm und Ehemann, überläßt er Kind und Geliebte einem Nomadenleben. Auf ihren Streifzügen hat letztere gerade im Augenblick der Geburt einen Gutsherrn kennen gelernt, der mit einem quasi Gatten der jungen Frau diese in ihrem Seiltänzerwagen bis zum Schloß zieht, um ihr die nötige Pflege angedeihen zu lassen. Dadurch veranlaßt, erscheint sie jedes Jahr beim „gnädigen Herrn Grafen" und jedes Jahr bestätigt dieser lachend, daß das Kind einen andern Vater hat.

„Moiron" war ein ehrlicher Lehrer, als ihm der Tod alle seine Kinder hinwegraffte und aus dem Gott Liebenden einen gegen die Vorsehung Haßerfüllten machte. Allmählich wächst in der Seele des Schwergeprüften ein entsetzlicher Plan: nicht Gott allein soll Kinder sterben lassen, sondern auch er. Gott ist ein Menschenschlächter, der Tod und alle Krankheiten, Krieg und Seuchen sind sein Werk — darum Rache an ihm! Und mit gestoßenen Glassplittern und Nadeln lichtet er die Reihen der ihm anvertrauten, von ihm äußerlich verwöhnten, mit Leckerbissen beschenkten Kinder. Zum Tode verurteilt, bestrickt er einen Priester, der seine Begnadigung erfleht, und erst auf dem Totenbette gesteht der Mörder, der „Gott, dieses Ungeheuer, nicht hatte triumphieren lassen wollen", seine schreckliche That ein.

„Nos lettres" sind zwei Briefe, die, in dem geheimen Schubfach der toten Tante Rose gefunden, von der Vorsicht und der geistreichen Menschenkenntnis einer Frau zeugen, die von ihrem Geliebten alle an ihn gerichteten Briefe zurückverlangt, weil sie diese und mit ihnen ihr Geheimnis nicht dem Zufall preisgeben wolle. Zugleich betont sie, wie wenig sie darum bange sei, daß man diese Briefe nach ihrem Tode fände. Der Tod löscht die Ehrbegriffe des Lebens aus. Sie schreibt: „Man rächt sich einer Lebenden wegen; man schlägt sich mit dem Mann, der sie entehrt, man tötet ihn, so lange sie lebt, weil — ... ja, weshalb? Ich weiß es nicht recht. Findet man aber nach ihrem Tode Beweise einer Schuld, so verbrennt man sie, und man weiß nichts und man fährt fort, dem Freund der Verstorbenen die Hand zu reichen und man ist es zufrieden, daß diese Briefe nicht in fremde Hände gelangt sind." ...

„La Nuit" ist ein Traum, ein Traum, den man mit dem Autor mitträumt. Er beschreibt einen nächtlichen Spaziergang durch Paris, das allmählich verstummt, in tiefen Schlaf sinkt. Das Gas ver-

löſcht, ſelbſt der letzte, entfernte Ton eines Fuhrwerks verſtummt. Die Nacht wird finſter, pechſchwarz. Der Spaziergänger irrt in den Straßen; ſie ſind öde, totenſtill. Eine ſchreckliche Angſt bemächtigt ſich ſeiner. Ein Ton nur, einer! Er ruft, man antwortet nicht; er zieht eine Glocke, zwei, fünf, zehn, zwanzig Glocken, man öffnet nicht — das große, lebensvolle Paris iſt plötzlich wie ausgeſtorben, der Schlaf hat ſich in Tod verwandelt. Bewußtlos taumelt er weiter. Er iſt am Seineufer, er fühlt's an eiſiger Friſche. Sie fließt noch, aber ſo kalt, ſo lautlos, ſo tot. Und er fühlt, daß er niemals mehr wird weiter ſchreiten können und daß er dort ſterben müſſe ... auch er, von Kälte, Ermüdung und Hunger ....

A. R. L.

C. Stryienski et F. de Nion, „Journal de Stendhal“ (Henri Beyle, 1783—1842) de 1801—1814; œuvre posthume. Paris, Charpentier, 1888.

Beyle iſt einer der originellſten Charakterköpfe aus der ſchönwiſſenſchaftlichen Litteratur der Franzoſen. Vorerſt warum der falſche Name: Stendhal? Voll von Eigenliebe und Furcht vor der Kritik wählte der angehende Schriftſteller im Andenken des von ihm bewunderten Winckelmann deſſen Geburtsort zum Eigennamen. Kunſtliebhaber und ſelbſt Kunſtkenner, obwohl Militär und Verwaltungsbeamter unter dem Kaiſerreich und der Julimonarchie, hatte Beyle durch langen Aufenthalt in ſeinem geliebten Italien große Kenntniſſe in Muſik und Malerei erworben, die er in verſchiedenen Schriften verwertete. Seine Hauptwerke aber ſind die Romane: „Le Rouge et le Noir“, 1830, „La Chartreuse de Parme“, 1839, und die pſychologiſche Studie: „de l'Amour“, 1826, in welch letzterer er ſeine berühmte Theorie von der Kryſtalliſation aufſtellte. Die genannten Romane ſind ſeiner Zeit von Julian Schmidt in dem „Grenzboten“ ſehr entſchieden und vielleicht mehr als billig herausgeſtrichen worden. Beyle iſt im Grunde ein Skeptiker und ein Autodidakt. Ohne es zu wiſſen und zu wollen, wurde er zum Verbündeten der franzöſiſchen Neuromantiker und zum Vorläufer der heutigen Naturaliſten. Hinter dem Schild ſeines falſchen Namens zeigt er naiver Weiſe den ganzen ihm angebornen Cynismus und ſcheut vor keiner noch ſo derben Auseinanderſetzung oder Thatſache zurück. Als Analyſt iſt er mit Balzac auf dieſelbe Linie zu ſetzen. Was nun das „Tagebuch“ angeht, ſo hat dasſelbe hauptſächlich einen pſychologiſchen Wert, d. h. es giebt in ſeinen ſehr aufrichtigen Aufzeichnungen Kunde von dem höchſt perſönlichen Charakter des Mannes und Schriftſtellers, von ſeinem inneren Entwickelungsgang und ſeinen kleinen Erlebniſſen, von dem zeitgenöſſiſchen Theater, welches er ſehr eifrig beſuchte, und dann — von ſeinen Liebſchaften; denn verliebt war Beyle jederzeit. Wer dagegen etwas über die politiſchen Ereigniſſe in der wichtigen Epoche von 1801—1814 ſuchen wollte, der würde ſich arg enttäuſcht finden; dieſelben ſind nur ganz beiläufig erwähnt. Die treffenden paradoxalen Sätze aber, die aus allen ſeinen Schriften hervorleuchten, ſind auch hier nicht ſelten. So der folgende: „In Sachen der Moral iſt die Liebe zum ſchönen Geſchlecht von verſchwindender Bedeutung. Alle großen Männer bei den Griechen waren in dieſer Hinſicht äußerſt leichtfertig; die Liebesleidenſchaft verrät bei einem Manne die Energie, sine qua non genius.“ Und dieſe Bemerkung iſt aus dem Jahr 1803, alſo von einem gerade zwanzigjährigen Menſchen. Der künftige Neuerer giebt ſich ſchon in jener zopfklaſſiſchen Zeit durch die Anwendung der gewagteſten Neologismen kund, wie ſie die heutigen Senſationiſten kaum vorzubringen wagen

würden, z. B.: passagérité, calomniable, villasse, il peluche de la neige. Neu allerdings, aber vollkommen verständlich, also gerechtfertigt! Interessant ist es auch, aus dem Anhang zu ersehen, daß Beyle im Jahr 1822 mit Selbstmordsgedanken umging und vorher einen Nekrolog über sich selbst schrieb. Einen zweiten Selbstnekrolog verfaßte er 1837, ob mit oder ohne die Absicht, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, wird nicht gesagt.

Die Herausgeber thun uns nicht zu wissen, wie sie auf den verdienstlichen Gedanken gerieten, in unseren Tagen auf den vom großen Publikum ganz vergessenen, von den Kennern dagegen um so höher geschätzten Mann zurückzugehen. Wir erfahren nur, daß sich auf der Bibliothek zu Grenoble (Beyles Vaterstadt) dessen Werke handschriftlich in siebzig Päcken vorfinden. In der ersten Hälfte derselben entdeckte man das vorliegende Tagebuch auf einzelnen Blättern zerstreut. Es gehörte also ein nicht geringer Sammelfleiß verbunden mit viel kritischem Scharfsinn dazu, um das Hierhergehörige auszusondern und vor die Öffentlichkeit zu bringen. Die sehr ausführliche Vorrede des Buches ist an sich schon eine wertvolle litterarische Abhandlung über Beyle. Jedenfalls kommt das Werk zur rechten Zeit, um den französischen Naturalisten eine Thatsache, die sie nicht kennen oder nicht kennen wollen, zum Bewußtsein zu bringen, die Thatsache nämlich, daß *sie* den Naturalismus nicht *erfunden* haben, wie sie glauben, sondern daß derselbe, in Frankreich wenigstens, zwei sehr wichtige Vorläufer hat, nämlich Balzac und Beyle.

A. B.

Eine französische Soldatengeschichte. Paul Guiraud, „Le corporal Grandrigny“. Paris, Ollendorf, 1888.

Ein vortreffliches Buch von gesundem Realismus, beruhend auf der naturgetreuesten Beobachtung. Von Krieg ist darin durchaus nicht die Rede, sondern von dem Innern der Kaserne, welche jedoch viel Abwechslung bietet, da dieselbe sich erst im Kriegshafen von Rochefort, dann zu Saïgon in Cochinchina und endlich innerhalb der Befestigungen von Paris befindet. Wir sind da bei den sogenannten Meerschweinen (marsouins), d. h. bei den Marinesoldaten. Der Verfasser gehört zu den jetzt in der Mode befindlichen sogenannten *Analysten*. Dieselben legen den Schwerpunkt ihrer Erzählung nicht in die Begebenheiten, sondern in die psychologischen Entwickelungen; sie beschreiben weniger, *was* ihrem Helden passiert, sondern *wie* es kam, daß es ihm, seiner inneren Anlage nach, passieren *mußte*. Dabei verliert sich ein Romancier leicht in das unendlich einzelne, oft auch in die reine Phantasterei, und der Leser bekommt dann ganze Krankheitsgeschichten gestörter Gemüter zu kosten. Nevrose, Hypnotismus — das sind die Stichwörter. Die Analysten sind außerdem von Haus aus Pessimisten, und ihre Romane gehen meist schlimm aus. Der vorliegende aber ist, abgesehen von dem traurigen Ende, frei von den erwähnten Mißständen. Die Erzählung rauscht flott dahin inmitten der mannichfaltigsten, farbenprächtigen Einzelschilderungen, und die Beschreibung der Seelenzustände hat, wenigstens anscheinend, eine große Wahrheit. Es ist das alte Thema des Widerstreites zwischen Wollen und Können, zwischen Pflicht und Leidenschaft, zwischen Regelrichtigkeit und Leichtsinn. Grandrigny hat als Student dumme Streiche gemacht und tritt darum als Freiwilliger in ein Marineregiment, mit der Hoffnung, sich zum Offizier hinaufzudienen. Er hat die besten Absichten: das Vaterland! die Ehre! die Pflicht! Seine Kennt-

nisse, Fähigkeiten, Leistungen bringen ihn voran; er ist daran, Unterlieutenant zu werden; aber ach! die Liebe! — ein Liebeshandel verleitet ihn, mit den ihm anvertrauten Geldern der Kompagnie schlecht zu wirtschaften, und wie das Defizit herauskommt, schießt er sich todt, um der Schande zu entgehen. Der arme gute Junge thut uns leid. Wir hätten es vielleicht gerade so gemacht an seiner Stelle, so anschaulich ist seine Geschichte dargestellt, so gut sein schwarzes Schicksal begründet; denn: tout savoir, c'est tout pardonner. A. B.

Die Kunsthandlung E. Ménard & Co. in Paris versendet soeben die erste Lieferung einer neuen Monatsschrift „Revue universelle illustrée", die es verdient, mit Auszeichnung genannt zu werden. Die Nummer besteht aus 128 S. in kl. 4, ist auf schönem Papier klar und deutlich gedruckt und enthält an Illustrationsschmuck nicht weniger als 70 Stiche. Was den Text anbetrifft, so sind einige Artikel darunter, die wahrhaft bedeutend genannt werden müssen, so u. a. der von Müntz über Leonardo da Vinci, der von Lefranc über unsre Dichter der Gegenwart, der von Leroy über Bulgarien und die Bulgaren. Ich will nicht unterlassen zu bemerken, daß jede Lieferung nur 1 Fr. kostet, ein Preis, wie er gleich wohlfeil wohl bei keiner der periodischen französischen Publikationen anzutreffen sein dürfte, am allerwenigsten bei gleicher Anhäufung von litterarischem und künstlerischem Material.

Das „Magasin d'éducation et de recréation", das bei J. Hetzel & Co. in Paris erscheint, beschließt sein erstes Semester und damit gleichzeitig den ersten Band des Jahrganges 1888. Das „Magasin" ist unter allen verwandten Erscheinungen ohne Widerrede diejenige, die jüngeren Lesern vorzugsweise empfohlen werden kann und man wird meiner Empfehlung bedingungslos beistimmen, wenn ich hinzusetze, daß der vorliegende Band — er enthält 388 zweispaltige Seiten — mit 125 Bildern und 2 kolorierten Karten geschmückt ist und zudem noch den ersten Teil von Jules Vernes letztem Werke „Deux ans de vacances" bringt. Von dem übrigen Inhalt nenne ich „Decouverte des Mines" von Salomon nach Rider Hagard, „Les Douze", eine prächtige Erzählung von Bertin. Hinsichtlich der äußeren Ausstattung ist dieses Journal das eleganteste und geschmackvollste von allen ähnlichen Unternehmungen; noch sei bemerkt, daß das „Magasin" seit langem schon von der französischen Akademie preisgekrönt wurde.

Die von Arsène Houssaye herausgegebene „Revue de Paris et de Saint-Petersbourg" bringt in ihrem Juliheft eine Studie über Georges Sand vom Herausgeber selbst, einen kurzen Roman von Georges de Peyrebrune (Un mariage noir), eine geistreiche Plauderei von Alphonse Karr (Les bites a Bon-Dieu) und verschiedene Monatsberichte über Politik, Litteratur ꝛc. Jede Nummer bildet einen Band von 200 S. in gr. 8 und kostet Frcs. 3,50.

Das bei Hachette & Co. erscheinende Journal für Forschungsreisen „Le Tour du Monde" nimmt mit seiner Nr. 1435 vom 7. Juli die Veröffentlichung der „Voyages dans l'ouest africain" von Savorgnan de Brazza wieder auf. Der Verfasser — er ist der jüngere Bruder des Generalkommissars der französischen Regierung am Kongo — ist am 29. Febr. d. J. an den Folgen eines Fiebers, das er sich in Westafrika geholt hatte, gestorben, nachdem er in den Jahren 1883—1886 das Gebiet des Kongos durchforscht hatte. Die letzten Lieferungen des „Tour du Monde" enthalten fünf neue Kapitel dieses äußerst interessanten

Reiseberichts und eine große Zahl prächtiger Illustrationen, die nach der Natur und nach Photographien angefertigt sind. Das Journal empfiehlt sich allen, die den Fortschritten der geographischen Wissenschaft nicht teilnahmslos gegenüberstehen.

Alle meine Leser, die sich speziell für französische Litteratur interessieren, möchte ich als sicherste und dabei als in jeder Hinsicht ergiebigste Quelle, die Monatsschrift „Le Livre“ empfehlen, die bei Quantin in Paris erscheint und von ihrem Gründer Octave Uzanne mit feinstem Takt geleitet wird. Neben Aufsätzen, die sich mit der Vergangenheit beschäftigen und litterarischen Studien der Gegenwart von allgemeinstem Interesse, bringt „Le Livre“ regelmäßig monatlich Besprechungen der neuerschienenen Bücher, Anzeigen der in Vorbereitung befindlichen litterarischen Novitäten, eine Totenschau, Inhaltsangabe der hauptsächlichsten periodischen Publikationen, kurz alles was im litterarischen Leben Frankreichs und des Auslandes sich irgend ereignet. Der Abonnementspreis ist allerdings etwas hoch; der auf die Ausstattung verwandte Luxus und der innere Wert, den die Revue besitzt — sie steht bis zur Stunde einzig in ihrer Art da — sind jedoch wohl danach angethan, die Abonnenten die Geldausgabe nicht bereuen zu lassen.

L. d. H.

Die moderne italienische Lyrik.*)

Raffaello Barbiera, einer der ausgezeichnetsten Kritiker Italiens, dessen richtiges und unparteiisches Urteil, zarter und zu gleicher Zeit brillanter Stil, seinen Namen auch im Auslande verbreiteten, veröffentlichte kürzlich einen Musenalmanach, der die schönsten Perlen der poetischen Lyrik von 1815 bis 1888 enthält. Dieser Sammlung voraus sandte er eine Skizze über die moderne italienische Lyrik, welche in Italien stürmischen Beifall und heftige Diskussionen hervorrief und gewiß auch in Deutschland mit Interesse aufgenommen wird.

Den wichtigsten Teil davon übersetze ich mit Genehmigung des Autors.

Die Behauptung, daß man heutzutage nicht mehr Gedichte sucht, ist unrichtig. Im Gegenteil ist das reine und erhabene Vergnügen, welches wir im Lesen schöner oder wenigstens unserem Gefühl entsprechender Poesien empfinden, ein verbreitetes, und wer es nicht genießt, ist zu bedauern. In der wachsenden Sucht, sich zu bereichern, die materiellen Freuden zu genießen, fühlt man im Gegensatz das Bedürfnis, den Geist zu erheben. Wir sehen dies selbst bei den Engländern, selbst bei den Amerikanern, Nationen, welche den Ruf der Arbeitsamkeit und der rauhen, praktischen Lebensweise haben; sie sind darin unsern Vätern, den Römern, ähnlich, indem sie nach emsig vollbrachter industrieller Arbeit sich dem Genuß der Künste hingeben; eine erhabene Melodie, selbst der Triller einer Sängerin reißt sie fort.

Wir Italiener schulden der Poesie einen unauslöschlichen Dank. Unsere politische Auferstehung ward mehr durch Gedichte als durch die Waffen. Die Waffen fehlten leider oft, nie jedoch die patriotischen Gesänge, welche wie Feuerbrände unter das Volk geschleudert wurden und es zum Patriotismus aneiferten. Garibaldi bekannte vor seinem Tode und auch ein von ihm gänzlich verschiedener Charakter, der kalte und tiefe Denker Camillo Cavour, Dichter zu Abgeordneten ernannt zu haben, selbst wenn selbe seiner Politik vollständig entgegen waren, um in geflügelten Versen den Aufstand, den Völkerkrieg, die Freiheit, den Namen Victor Emanuels zu verbreiten und zu feiern. In Italien

*) Aus dem Italienischen übersetzt durch E. v. E.

ist es eine alte Tradition, selbst Staatsangelegenheiten den Dichtern anzuvertrauen, und diese Tradition ist nicht ganz verloren gegangen; nicht unbedeutend ist die Zahl der Minister, welche Poeten sind oder waren.

Wohl schwer wird ein an poetischen Naturen fruchtbareres Jahrhundert als dieses in Italien, dem sogenannten machiavellistischen Lande, erstehen. Wie viele Dichter unter den Helden unserer Wiedergeburt! Die dichterische Kunst in diesem Zeitraume ist demokratisch und religiös gewesen und dies nicht ohne Zuthat des Romantizismus, welcher heute, im Wiedererblühen der heidnischen Ideale, verlacht wird. Der italienische Romantizismus bezweckte nicht bloß in den Seelen den Gedanken der nationalen Unabhängigkeit (eingegeben durch den Einfall der Franzosen) zu befestigen, sondern auch den Gemütern das Bewußtsein der Gleichheit einzuprägen, welches eben durch diese demokratische Insurrektion wiederbelebt wurde; während die deutschen Romantiker von 1830 sich mit den Fürsten und der aristokratischen Regierung in Verbindung setzten, um den demokratischen Geist, Frucht der Revolution, zu bekämpfen, die „citoyens français" Gott und jede religiöse Idee verspotteten, wendeten sich die italienischen Romantiker an den Glauben und an jenen edlen Märtyrer, welcher ihn einflößte, erkennend, daß bereits aus dem göttlich reinen Buche, dem Evangelium, die Grundsätze der Gleichheit und Brüderlichkeit verbannt waren. In Deutschland hingegen wendeten sich die Romantiker an die Religion, um die eingesetzte Macht zu unterstützen und nicht der demokratischen Grundsätze wegen, welche daraus entstehen konnten.

Unsere romantischen Dichter waren gläubig. Allerdings ist es wahr, daß die Nachahmer der geistlichen Gesänge Manzoni's diese entweihten; aber wie viele andere Dichter wandten sich mit Aufrichtigkeit an Gott, dem Offenbarer. Während Leopardi (auch dieser suchte in seiner Jugend geistliche Lieder zu dichten!), wie er sagte, „im Meer des Unendlichen sanft Schiffbruch litt", wie viele segelten eben auf diesem Meere betend! Wie viele endlich, welche die Liebe zu Gott eng mit der Liebe zum Vaterlande verbanden, wie Silvio Pellico, Maroncelli, Poerio, Rossetti, Peretti! Und doch waren nicht alle diese katholisch und duldsam. Der Verfasser der „evangelischen Harfe", Rossetti, starb als Protestant; Berchet haßte und geißelte in Versen die Eroberer Italien's mit jenem Zorn, mit welchem einst Christus die Entweiher des jüdischen Tempels geißelte. Als an der Schwelle von St. Peter ein seltener Meteor erschien, ein Papst, welcher die Freiheit und die eigene Heimat segnete, erreichte die religiöse und patriotische Dichtung ihren Glanzpunkt; so wandelten die neuen Kreuzzügler beim Klang der Gesänge, in welchen der Himmel und Italien in idealer Umarmung umschlossen waren. Damals schrieb Johann Prati, einer der begeistertsten Romantiker, in Prosa mit poetischem Feuer: „Der Ruf des allgemeinen Kreuzzuges klingt dem Feinde von allen Seiten entgegen; er ist umschlossen von einer Mauer von Fahnen und Kreuzen, von Musketen und Schwertern; es ist nicht mehr ein Krieg von Menschen, welche sich zerstören, es ist eine kleine Schar von Engeln, welche gegen die Söhne der Finsternis kämpft."

Aber, zum Glück, im Vatikan wollte man dem Wiedererblühen der religiösen Litteratur nicht Rechnung tragen, obwohl es für dessen Interessen großen Wert haben konnte; man suchte es sogar mit einer jener liberalen Veränderungen in der Wurzel zu ersticken, was der schlaue und unabhängige Geist des Niccolini

bereits vorhergesehen hatte. Seit dem Jahre 1849 schweift die Lyrik von der Religion ab; das Haupt des Katholizismus wurde zur Zielscheibe zündender Pfeile, welche in den Händen Einiger Zartheit annahmen, z. B. in jenen Dall' Ongaro's, dem Verfasser des „Teufels" und des „Windes", der in die Volksdichtungen das Aufgeweckte, Schelmische, wenn auch nicht das Originelle Béranger's, hineinzulegen wußte. Es blieb jedoch die Vaterlandsliebe, neuerdings entfacht durch die italienischen Verluste; es blieb das Mitleid für die Armen, für die vom Schicksal Verfolgten, welche viel Stoff zu Oden und Novellen lieferten.

Wohl bevor noch die modernen Lyriker, die Armen beklagend, mit sozialistischen Ausbrüchen gegen die Reichen und jene, welche genießen, tobten, dachten schon die Romantiker an die dürftige, leidende Klasse; dies geschah bemitleidend, heute hingegen in Form der Drohung. Jenes Mitleid konnte nicht umhin, diese sentimentale Art von Litteratur zu nähren, welche man jedoch heute verwirft. Damals sagte man: „Jenes Blatt ist das schönste, auf das eine Thräne fällt." So vergrößerte sich der krankhafte Kultus des Schmerzes.

Und nicht nur die ausländischen Romantiker, wie Lamartine, nicht bloß Lord Byron, welcher in diesem von ihm so heiß geliebten Italien als Dank für seine Gesänge Bewunderung und die aufrichtigste Anerkennung erhielt und zur thätigsten Nachahmung aneiferte, wie Guerrazzi mit seiner „Schlacht von Benevento" und Prati mit der leidenschaftlichen „Geschichte Edmenegarda's" beweist; aber selbst ein großer italienischer Klassiker, Leopardi, nährte es, ohne zu wollen, jenen Kultus des Schmerzes, in den trostlosen Gesängen, in welchen er als „blasser Geliebter des Todes" den bangen Geist äußerte; so daß mancher sinnreiche Physiolog die Tendenz der Jugend zu entnervender Melancholie „Leopardismus" nannte, obwohl bereits vor diesen Gesängen die letzten Briefe des Jacopo Ortis, die Gräber und selbst die Sonette Foscolo's die Jugend zur Traurigkeit und zum Pessimismus verleiteten. Zum Glücke schrieb man damals nicht kühl bedacht, sondern mit Leidenschaft. Aber wie in Deutschland und Frankreich entartete das Gefühlvolle in Sentimentalität und dies konnte jedenfalls nichts kräftiges erzeugen. Eine heftige Erschütterung that not und diese kam mit den Kanonengeschossen des Jahres 1859.

Im Jahre 1859 und 1860 glühte die Garibaldinische Lyrik durch Mercantini, dem Verfasser der populärsten Hymne, Hyppolit Nievo, Autor der „Liebe Garibaldi's", welcher im Tyrrhenischen Meere Schiffbruch litt, Shelley und Francesco dall' Ongaro, dem Dichter der Gesänge „auf den Helden zweier Welten", und andere; währenddem der fruchtbarste Lyriker Johann Prati in seinem angeborenen Starrsinn treu den Liebeshändeln des Hauses Savoyen bleibt und nicht einen Augenblick den Wunsch eines einigen und selbständigen Italiens von dem fast überschwänglichen Lobe einer antiken Dynastie trennt, deren abenteuer- und ritterliche Neigungen, besonders verkörpert in den zwei letzten Königen Carl Albert und Victor Emanuel II., so sehr dem Ideale des Romantiker's, welcher unermüdlich die tapfern Ritter preist, die geboren, um Krieg zu führen gegen jene, welche bedrücken, oder zu befreien, wer bedrückt ist, entspricht. Diese ist eine neue Periode patriotischen Aufleben's. Nicht allein begleitet der Dichter mit den Versen die Bewegung der Waffen, sondern man suchte die politischen Gesänge der italienischen Poeten des vorigen Jahrhunderts, um darin schon die Be-

strebungen des Volkes zur Freiheit zu finden.

Die Volksdichtung, mehr oder weniger echt, gewann den Vorteil über die gelehrte Poesie des Parini, Monti, Foscolo, Dank dem Manzoni und Berchet (Lombarden), Carrer und Fusinato (Venetianer), Pellico und Brofferio (Piemontesen), Giusti (Toscaner), Peretti (Modeneser), Rossetti und Parzanese (Neapolitaner), Bisazza und Giacacà (Sizilianer), jene Volkslyrik, jene Balladen, welche ein wenig nach deutschem Modell sind, jene Oden mit kurzen Versen, glatten und abgehackten Reimen, mengten sich mit den schweren Petrarcaschen und Leopardianischen Gesängen, welche dasselbe Ziel hatten; diese letzteren wurden durch einige talentvolle Frauen kultiviert, wie Mancini-Oliva, deren edler Gesang auf den Tod Camillo Cavour's eine von den Italienern noch nicht vergessene Trauer ausdrückt. Die kurzen Rhythmen entsprachen der allgemeinen Ungeduld nnd den beschleunigten Herzschlägen des Vaterlandes. Dem Italiener, Liebhaber des leichten Gesanges, gefielen die lebhaften melodramatischen Strophen, welche jedoch heutzutage als geschmacklos verworfen werden. Damals sangen sie die Soldaten und Milizen, um sich zum Angriff anzufeuern. Nach den verheerenden Enttäuschungen von 1866, trotzdem die diplomatischen Berichte über die militärischen Niederlagen triumphierten, entstand in den empfindlicheren Italienern eine schlecht verhehlte Mutlosigkeit. Prati, der damals schon begann nicht mehr gelesen zu werden, da man auf der Bühne dieses veränderlichen und geschäftigen Jahrhunderts schnell lebt und stirbt, schien das Echo der Niedergebeugten zu werden und verkörperte diese Stimmung in einem Gedichte „Armando". Aber das gesamte Lesepublikum, gierig nach neuen Sensationen, kehrte sich gar nicht darum; bloß die Gourmands bewunderten nochmals die bezaubernde Harmonie der Verse, das vornehme, grandiose lyrische Zwischenspiel und erinnerten sich mit Ehrfurcht dieses lebhaften Genies, welches nicht geschaffen war für die philosophische Dichtung, hingegen in der lyrischen mit reicher stürmischer Begeisterung, lebhaftem Kolorit, Vorstellung, Reimen und Rhythmen erhaben blieb.

Man las noch die melancholischen Gedichte Aleardo Aleardi's, welcher auch im Brausen der Revolution aufgezogen ward, nicht zwar als Milize, sondern als sentimentaler Gefangener Josefstadt's, und mit etwas affektierter Eleganz, jedoch edlem und aufrichtigem Herzen die wiedererwachende Morgenröte der politischen Auferstehung erwartete. Aleardi besaß jenes, welches so zu sagen den Erfolg bestimmt: einen gewissen Reiz der Neuheit, Neuheit hauptsächlich für Frauen und Mädchen, welche aus seinen melodischen Versen einen feinen, vornehmen Parfum einatmeten. In den „italienischen Handels- und Seestädten" ist Aleardi's Feder eine kräftige, es sind gesittete, des Lobes werte Gesänge, auch ist das fromme Ziel derselben bemerkenswert, welche das Vorhergesagte über die Religiosität vieler Lyriker, Prati inbegriffen, bestätigt, obwohl sie in Aleardi nicht so stark ausgedrückt war wie die Vaterlandsliebe und die Verehrung für seine tote Mutter.

Das venetianische Gebiet gab uns einen andern hervorragenden Lyriker, Giacomo Zanella (gestorben im Mai 1888). Im Jahre 1867 trat er aus der Dunkelheit mit einem Buche lyrischer Verse oder besser gesagt, mit zweien oder dreien, in welchen der Glaube mit der Wissenschaft vereinigt war und mit ihr Einklang suchte. Nachdem Zanella gut klassisch gebildet war, kam aus seinen Händen der mit Nettigkeit und Präzision gearbeitete Vers wie ein Kruzifix aus

Benvenuto Cellini's Händen; seine Kenntnis ausländischer moderner Litteratur, weit größer als sein geologisches Wissen, welches er so sehr liebte und in dem reizenden Gedichte: „Über eine versteinerte Muschel" besang, löste er mit Geschick jene Poesie, welche selbst in Händen der exklusivsten Kenner der antiken Klassiker korrekt, aber schwerfällig erscheint. In seinen Versen erkennt man den Geistlichen, dem als Poeten die ideale Liebe nicht genügte, daher findet man hie und da ein irdisches Sehnen ausgedrückt, welches er jedoch rasch mit Energie zu ersticken sucht. Zanella's beneidenswertestes Verdienst ist der Stil. Neben ihm erscheinen noch unvollkommener, als sie es wirklich sind, die Gedichte Emilio Praga's. Dieser suchte Baudelaire, Alfred de Musset, selbst Heinrich Heine und Victor Hugo nachzuahmen; wem diese originellen Poeten nicht bekannt sind, dem wird Praga originell erscheinen.

Aber Praga hatte von der Natur ein zu schlicht-poetisches Genie erhalten, um völlig in der Nachahmung eigenartiger Modelle der alkoholhaltigen französischen Litteratur zu verkümmern. Aus seinen genialsten Arbeiten, welche er ohne jeden litterarischen Eigendünkel, sogar gegen alle Regeln des Schriftstellerns veröffentlicht, scheint einem etwas wie ein heller Morgen der Brianza, seiner väterlichen Heimat entgegen, mit klaren, einfachen Strichen wiedergegeben. Dieser Mailänder Bohême, welcher wie Edgard Poe durch unmäßigen Genuß des Branntweins starb, ist unendlich zart in der Beschreibung des väterlichen Wonnegefühls. Eine wahre Perle ist „Der Sänger des Kindes". Walpurga's Gatte, im „Auf der Höhe" von Auerbach, möchte der ganzen Welt anzeigen, daß er Vater geworden. So auch Praga, dieses Mal handelt es sich aber nicht um Nachahmung. Die allgemein verbreiteten Gefühle haben, wenn auch tiefinnig, gewöhnliche Ausdrücke. In Praga's „Jugendliche Liebe" findet man das ernste Lächeln des mit Begeisterung und Elend bedachten Dichters und seiner Angebeteten, welche eben so arm wie er sich ihm hingiebt.

Olindo Guerrini (Lorenzo Stecchetti) ähnelt wohl mehr, als man glaubt, Emilio Praga; aber der bologneſische Dichter besitzt mehr künstlerische Genauigkeit der Form, ursprünglichen Humorismus und polemischen Angriff, was wohl des lombardischen Poeten schwache Seite war. Die Naturstimmen in Stecchetti sind reichlichst vertreten und sie sind es, welche, vereinigt mit der Geläufigkeit eines populären Gedichtes, welches nicht Gesang, sondern Sprache ist, den beständigen Erfolg „Postumas" erklären, wenn man auch weiß, daß der Autor wie ein Schauspieler eine Rolle aufführen und der Kritik wie dem Publikum einen Schelmenstreich spielen wollte. Sein „Guado" bleibt eines der frischesten und ansprechendsten Idylle der Jugend.

Andere Dichter noch würden ein besonderes Studium verdienen. Giulio Uberti, aus Brescia gebürtig (im Jahre 1876 durch Selbstmord umgekommen), ist eine feurige Seele, welche für hohe Freiheitsapostel schwärmte. Er ist ein demokratischer Poet im Fühlen, aber aristokratisch in der Form. Die eiserne Beständigkeit der von seiner Muse besungenen Ideale glich jener Prati's, welcher für Ideale andrer Art schwärmte. Uberti sehnte Mazzini's Republik herbei, Prati prophezeite ein freies Italien unter den Königen von Savoyen; die Ereignisse machten Prati zum doppelten Propheten; noch vor seinem Tode sah er seine Voraussagungen verwirklicht.

Giosuè Carducci ist heutzutage am Gipfel der Berühmtheit, aber von seinem

sprudelnden Talente erwartet man noch andere Manifestationen. Über den gewissen Einfluß, welchen Carducci seit dem traurigen Morgen nach Mentana, dessen Echo er war, auf die vaterländische Litteratur ausübte, werden die Geschichtsschreiber dieser noch nicht geschlossenen Periode sprechen.

Carducci ist in der alten Litteratur zu bewandert, um sich nicht an das heidnische Zeitalter der Griechen und Römer, welches doch die Epoche hervorherrschender Kraft war, zu wenden; deshalb ist er der fertigste und schärfste Zensor des modernen Lebens, so sehr verschieden von dem der Antiken; wenige sind seine Worte des Gutheißens für die Bilder und Bestrebungen der Jetztzeit, daher soll man sie mit Eifer und Dankbarkeit zu sammeln suchen. Mit Begeisterung fing er an gehört zu werden, als er bei schäumenden Bechern Satan besang. Ihm nachahmend fing Mario Rapisardi an, eine poetisch-satanische Litteratur zu bilden, welche in den zwei Gedichten „Lucifer" und „Job" Form erhielt. Es ist natürlich, daß ein so tiefer Kenner der lateinischen und griechischen Kultur wie Carducci es versuchte, die alte Form wieder zur Geltung zu bringen. Schon vor ihm wollten andre das antike Versmaß in unsre Poesie einführen; einer von jenen, dem es gut gelang, ist der an schwungvollen, wenn auch nicht originellen Gedanken reiche Tommaseo. Der Glücklichste darin war jedoch der Dichter der „Odi barbare". Die bei Erscheinen dieser Oden entzündete Polemik ist oder sollte heute „ein vorübergegangener Lärm, eine trübe Erinnerung" gewesen sein, wie Carlo Bini (Livorneſe) sang. Gerade weil gewisse Gefühle und Gedanken jene bestimmte Form verlangen und keine andere, soll man die Form der „Odi barbare" nicht für jedes Thema benützen, aber alle verstehen dies noch nicht. Man romanisiert nach Kräften. Und dennoch möchte man heutzutage in einigen Gymnasien und Lyzeen nicht sogar das Studium der griechischen, sondern auch das der lateinischen Sprache abschaffen, ebenso wie entartete Kinder die Bilder ihrer Ahnen verkaufen. Das aufrichtige Gefühl, die aufrichtige Zuneigung, natürliche Blumen, welche die Poesie mit einem dauernden Duft durchdringt, sind durch die erzwungene Überlegung und durch Künstelei erstickt. Wie viele Atheisten aus Affektation! Und leider hört diese skeptische Unnatürlichkeit, deren Zuschauer wir heute sind, noch nicht auf. Die affektierte Kraft der Pseudo-Heiden ist nicht weniger lächerlich, denn die affektierte Schwäche der Romantiker. Diese lehnten sich gestern an Trauerweiden, jene heute an babylonische Türme. Und dennoch haben diese neuen Thorianer nicht einmal ein Federmesser geschwungen!

Keine Aufrichtigkeit mehr, man heuchelt alles, selbst die Brutalität und die Wolluſt!

Alles jedoch, was gehaltlos oder richtiger gesagt faul ist, stürzt in sich selbst zusammen. Deshalb gehen wir, ohne uns zu beunruhigen, daran vorüber.

Mailand.

Rafaello Barbiera.

Englische Litteratur.

Mr. Edmund Pendleton, der schriftstellernde Bruder des amerikanischen Gesandten in Berlin hat eine Novelle unter dem Titel „A Virginia Interitance" veröffentlicht. Der aufmunternde Erfolg, der das erste Produkt seiner Feder „A Convential Bohemian" in England und in Amerika begleitete, soll den Autor veranlaßt haben, sich fortan ausschließlich dem Novellenfache zu widmen.

Jener mysteriöse russische Schriftsteller, welcher England zu seiner zweiten Heimat

gemacht und von hier aus die revolutionäre Propaganda in Rußland nach Kräften unterstützt, hat nun eine nihilistische Novelle „The Enthusiasts“ in der Presse, welche in packender Darstellung ein Bild anarchistischer Vorfälle und Abenteuer im Czarenreiche liefert. Der Verfasser, der unter dem Pseudonym „Stepniak“ eine Serie von glänzend geschriebenen politischen Schriften veröffentlicht hat, wie „The Russian Peasantry“, „Rußland unter dem Czaren“, „The Russian Storm-Cloud“ ꝛc., zählt in England zahlreiche Verehrer, welche mit Spannung dem jüngsten Geisteskinde desselben entgegensehen.

Afrika, der dunkle Kontinent, bildet immer häufiger den dankbaren Hintergrund für die neuesten Erzeugnisse der englischen Novellen-Litteratur. Seitdem Rider Haggard, einer unsrer beliebtesten Erzähler denselben erfunden und sich dadurch gleichsam über Nacht einen berühmten Namen gemacht, vergeht keine Woche, wo nicht der eine oder andere Schriftsteller seinen Schauplatz nach den Forschungsgebieten eines Livingstones und Stanleys verlegt. „Ulu“ von Joseph Thomson ist ein afrikanischer Roman, welcher uns das wilde Leben und Treiben der Bewohner Südafrikas in meisterhafter Darstellung zur Anschauung bringt. — Auch Mr. Rider Haggards neuestes Erzeugnis „Maiwas Revenge“ fußt ganz auf afrikanischem Boden und wird als gelungenes Seitenstück zu seinem berühmten Romane „She“ angesehen.

Immer neue Auflagen erlebt jene von Frauenhand herrührende Novelle, welche vor kurzem unter dem Titel „Robert Elsmere“ einen großen Teil des denkenden Lesepublikums Englands sich im Sturme eroberte. Mrs. Humphrey Ward, die Verfasserin derselben, hat es verstanden, all' die zahlreichen Spekulationswissenschaften, welche unser Zeitalter zu einem wahren „Saeculum Scientificum“ stempeln, in geschicktester Weise zusammen zu mischen und auf diese Art eine philosophisch-psychologisch-theologische Novelle zu schaffen, welche in keinem geringeren als in Mr. Gladstone ihren ersten Rezensenten fand, dessen enthusiastische Kritik ihren Ruhm besiegelte. Von nun an dürften spekulativ wissenschaftliche Novellen in England an der Tagesordnung sein.

Unter dem Titel „American Authors“ hat A. B. Harris eine Sammlung der berühmtesten amerikanischen Autoren der Neuzeit zur Veröffentlichung gebracht.

Sir Morell Mackenzie hat seine Antwort auf die sogenannten Angriffe seiner deutschen Kollegen bereits druckfertig und wird dieselbe gleichzeitig in englischer und in deutscher Sprache in London und Berlin in Buchform zur Veröffentlichung gelangen. Nur ein kleiner Teil derselben wird auf die bekannte Polemik mit seinen deutschen Kollegen des Näheren eingehen, der große Rest dagegen wird eine Anzahl persönlicher Züge und Anekdoten des verstorbenen erlauchten Patienten enthalten, welche am Krankenbett gesammelt wurden. H. P.

Skandinavische Litteratur.

Frau Alfhild Agrell ist jetzt wieder nach ihrer schweren monatelangen Krankheit fast hergestellt.

Dr. Georg Brandes giebt zum Herbst im Verlage der Gyldendalschen Buchhandlung in Kopenhagen zwei neue Bücher heraus. Das eine behandelt die moderne russische und polnische Litteratur; das andere bildet wahrscheinlich den letzten Teil seines Werks: „Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts“.

Bei Schubothe in Kopenhagen ist

„Einige Gedichte aus jüngeren und älteren Tagen" von dem dänischen Dichter und Litterarhistoriker Christian Arentzen erschienen.

Der schwedische Dichter Tor Hedberg hat dem schwedischen Schauspieler Lindberg ein Schauspiel versprochen von einem ungefähr ähnlichen Inhalt wie in seiner bekannten Erzählung „Judas".

In „dansk Folkebibliothek" sind jetzt aufgenommen: Mommsen, Die Gebrüder Gracchus, eine römische Revolution, übersetzt von C. F. Linderström-Lang; Schiller, Die Räuber, übersetzt von Johannes Magnussen; Schiller, Maria Stuart, übersetzt von J. Johansen; Börne, Ausgewählte Erzählungen, übersetzt von C. F. Linderström-Lang.

Dr. Otto Sjögren, der fleißige schwedische Geschichtsschreiber, ist mit einer Arbeit über Bismarck beschäftigt. Dieselbe wird im August-Monat erscheinen.

Holger Drachmann hat jetzt ein neues dramatisches Gedicht, ähnlich seinen zwei letzten: „Türkisches Rokoko" und „Esther", vollendet, und hat dasselbe den vorläufigen Titel „Tausend und eine Nacht" erhalten. Derselbe Verfasser arbeitet ferner an einem Kopenhagener Roman, der alle Konservativen — sagt man — in Entsetzen bringen wird.

Frau Amalie Skram wird zum Herbst bei Schubothe einen neuen Kristiania-Roman „Lucie" erscheinen lassen.

Arne Garborg hat eine neue Erzählung geschrieben.

John Paulsen hat auch eine neue Erzählung vollendet, die ebenfalls bei Schubothe erscheinen wird.

Die erste Lieferung der neuen Zeitschrift „Aus Kunst und Litteratur" wird zum 1. Oktober erscheinen und alle vierzehn Tage wird eine Lieferung herausgegeben werden. Die erste Lieferung enthält Beiträge von Chr. K. F. Molbech (ein unmittelbar vor seinem Tode geschriebenes Gedicht über Öhlenschläger), der norwegischen Schriftstellerin Frau Magdalene Thoresen, Rudolf Schmidt und Karl Gjellerup.

Dr. Sophus Schandorph hat in Frankreich einen neuen Roman vollendet: derselbe wird zum Herbst erscheinen.

Professor Viktor Rydberg, der die Sommerzeit bei Freiherrn von Nordenskjöld auf seinem Gut in Dalby in Södermanlands „Skärgård" zugebracht hat, arbeitet an dem zweiten Teil seines Werkes „Untersuchungen über die germanische Mythologie".

Bei Höst & Sohn in Kopenhagen ist erschienen: „Über die Dichtung auf Island in dem 15. und 16. Jahrhundert" von Jon Torkelsson.

Die dänische „illustrierte Zeitung" brachte neulich eine von Dr. jur. V. A. Secher warm geschriebene Biographie Prof. Konrad Maurers in München, der sich sehr viel verdient gemacht hat dadurch, daß er nordische Verhältnisse, namentlich Sprache, Recht und Litteraturgeschichte, in Deutschland bekannt gemacht hat, weshalb er auch von dem dänischen König Ordenszeichen erhalten hat.

Birger Schöldström hat Petöfis Gedichte ins Schwedische übertragen unter dem Titel „Harfenspiel und Schwertklang" und ist deshalb als Mitglied von der ungarischen Wissenschaftsgesellschaft „A Petöfitarsaság" aufgenommen worden.

Der schwedische Dichter Onkel Adam (Doktor Carl Anton Wetterbergh) wurde am 6. Juni d. J. 84 Jahre alt und hat man ihn sehr gefeiert. Er ist noch sehr geisteskräftig. Bei O. Lamm

wird in Bälde eine Sammlung Sagen von ihm erscheinen.

Der schwedische Dichter A. U. Bäath übersetzt Saxos Geschichte ins Schwedische und giebt nächstens eine Sammlung Wikingesagen heraus.

Von Schovelin ist erschienen: „Der deutsche Zollverein und eine nordische Zollunion", herausgegeben auf Veranlassung der Grossierer-Societät in Kopenhagen. F. B. G.

Zur Geschichte der ungarischen Odendichtung.

„Geschichte der ungarischen Odendichtung von den ältesten Zeiten bis auf Börösmarty"*) betitelt sich ein Werk Dr. Julius Csernatonis, — eines Schülers des hochgeehrten, trefflichen ungarischen Litterarhistorikers Prof. Dr. Alexander Imres, — welches zweifelsohne zu den Erscheinungen gehört, die in der ungarischen Litteraturgeschichtsschreibung eine fühlbare Lücke ausfüllen. Csernatonis Werk wird kein Litterarhistoriker entraten können, im Falle er sich eben eingehend mit der Litteratur des magyarischen Volkes beschäftigen will.

An der Darstellung des Ganzen läßt sich wenig aussetzen. Sprache und Stil sind einfach, klar und elegant, wie sie ihn wohl heutzutage wenige schreiben mögen.

Das ganze Werk zerfällt in acht Abschnitte, denen wir folgendes — auch für nicht-ungarische Litterarhistoriker interessantes entnehmen. — Für das älteste Denkmal in der ungarischen Litteratur, welches einen odenhaften Schwung besitzt, hält Csernatoni mit Recht „Die sieben Hymnen des heiligen Bernhard", welche als Überarbeitung des lateinischen Originales sowohl durch ihre bilderreiche, poetische Sprache, als auch durch die religiöse Stimmung, die ihnen eigen ist, zu den schönsten mittelalterlichen Denkmälern der ungarischen Litteratur gehören. Die an Christus gerichteten Zeilen mögen einen kleinen Beweis hierfür liefern:

„Die blutroten, sammt'nen Hände
Greife ich Dir an mit Liebe;
Durstend, mit verdörrten Lippen
Sang' Dein heilig' Blut ich hastig:
Hab' Dein Kreuz an mich gedrückt,
Wein', — doch ist mein Herz entzückt!"

Die Zeit der Überarbeitung läßt sich nicht genau bestimmen; vor dem XIV. Jahrhundert mag sie wohl nicht entstanden sein. Odenhaften Schwung besitzen noch die mittelalterlichen ungarischen Überarbeitungen der Hymnen „Ave Maria Stella" und „Veni creator spiritus", ferner das Maria verherrlichende „Heilige Lied" und „Ein schönes Gebet an den heil. Geist".

Dieser religiöse Eifer, welcher in den oben erwähnten Hymnen von wahrhaft odenhaftem Schwung zum Ausdruck kam, schlug mit dem XVI. Jahrhundert, als die Reformation auch in Ungarn einen fruchtbaren Boden fand, eine ganz andere Richtung ein. In der Dichtkunst hielt die Periode der trockenen dogmatischen Zänkereien ihren Einzug. Darum ist es auch nicht Wunders zu nehmen, wenn die Kirchenlieder der ungarischen Protestanten dieser Zeitperiode größtenteils jedes Gefühles bar und polemischen oder didaktischen Inhaltes sind. Unter den Kirchenliedern der Katholiken, welche in dieser Zeit entstanden sind, giebt es auch nur einige, namentlich das mit dem Refrain: „Das Ungarland, das arme Land, Vergiß nicht dein Heimatland" — versehene Lied, welche odenhaften Schwung und eine wahrhaft poetische Sprache besitzen. Erst gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts treffen wir Spuren einer Odendichtung an. Peter Tasnádi übersetzt eine Ode Horazens (II. B. XIV. an Posthumus); welche 1597 als Anhang

*) A magyar óda-költés története a legrégibb időktől Vörösmartyig. (Budapest, Aigner).

zum Werke P. Ilosvays „Das Leben des Apostels Paulus" gedruckt erscheint. Die Übersetzung, die — was das Versmaß betrifft — vom Originale wesentlich abweicht, hat einen ganz christlichen Anflug. Die Namen der Götter, sowie die mythologischen Anspielungen sind ausgelassen und dem Schluß ein christlicher Mahnruf beigefügt. Peter Tasnádi ist der erste, der eine Ode Horazens ins Ungarische übertrug. Ein anderer Dichter dieses Jahrhunderts, der sich vor allen anderen durch odenhaften Schwung auszeichnet, ist Bálint Balassa, welcher nach Horazens Muster Oden schrieb, die wenn auch stark sich an Horaz anlehnend, doch durch Konzeption und Darstellung Originale sind. Balassa übersetzte auch die Ode von Marullus: „Ad Manlium Rhallum", die eine meisterhafte Übertragung genannt werden kann, obwohl er das Versmaß des Originals ganz außer Acht läßt und 19silbige Verszeilen mit gepaarten Reimen gebraucht.

Im XVII. Jahrhundert verdienen nur die Übersetzung der Psalter von Albert Molnár Beachtung. Diese Übersetzung, welche nach französischen und deutschen Vorbildern entstand und deren Verfasser über ein Vierteljahrhundert in verschiedener Stellung in Deutschland lebte, verdient in jeder Beziehung die große Beachtung, welche ihr Csernatoni zollt. Molnár ist in der That der einzige Dichter von odenhaftem Schwung in der für die ungarische Litteratur so unfruchtbaren Reformationsperiode. Seine Psalterübersetzung ist ein Kunstwerk, dessen poetischer Wert mit dem von Luthers und Ulfilas Bibelübersetzungen auf gleiche Stufe gestellt werden kann. Daß Csernatoni auch Zrinyi, den Enkel des Szigetvárer Helden, und Paul Rádai als Dichter des XVII. Jahrhunderts mit odenhaften Schwung — erwähnt, können wir nicht gelten lassen, mit demselben Rechte könnten auch Faludi und Amadé dafür gehalten werden, welche Csernatoni gerade als Gegenteil erwähnt. Über Faludi sagt Csernatoni: „Seine Lage und seine Verhältnisse hielten ihn von jedem heftigeren und leidenschaftlicheren Ausbruch zurück." Das ist ungenügend motiviert und niemand wird daraus entnehmen können, warum gerade Faludi, der jedenfalls eine gottbegabte poetische Natur war, sich nicht bis zum odenhaften Schwung erheben konnte! —

Im XVIII. Jahrhundert machte sich der französische Einfluß auch in der ungarischen Litteratur geltend, namentlich bei den Hauptvertretern dieses Jahrhunderts, bei Orczy, Bessenyei, Barcsai und Ányos; doch keiner von diesen konnte sich zu wahrhaft odenhaftem Schwung erheben. Erst mit dem Auftreten David Szabós und Rajnis beginnt in der ungarischen Odendichtung eine neue Periode. Csernatoni betrachtet Szabó als den ersten ungarischen Odendichter und zwar aus folgenden Gründen: weil 1. Szabó zuerst einige Oden Horazens im Versmaße des Originals übersetzte; 2. weil er nach klassischen Mustern selbst Oden schrieb, von denen einige ihren Vorbildern in jeder Beziehung würdig zur Seite gestellt werden können. Rajnis bedient sich wohl auch der klassischen Formen und zwar mit einer Leichtigkeit, die Szabó abgeht, jedoch geschieht dies stets auf Kosten der Sprache (S. 22). Szabó und Rajnis nennt Csernatoni mit Recht die Bahnbrecher auf dem Gebiete der ungarischen Odendichtung. Der größte und berufenste Odendichter dieser Periode ist entschieden Révai. Außer seinen in jeder Beziehung gelungenen Übersetzungen aus Horaz, Catull und Sappho, sind von seinen Oden die „An die Zeit" und „Die Unsterblichkeit der Seele" wohl die schönsten, ebenso die Ode, welche der treffliche Litterarhistoriker Bánoczi in seiner Révai-Biographie zuerst publiziert hat. Csernatoni erwähnt noch zwei Dichter dieser

Periode, welche als Apostel der „Humanität" die klassische Ode weiter ausbildeten. Diese sind Verseghi und Virág. „Verseghi," sagt Csernatoni, „ist in jeder Beziehung der Freund des Fortschrittes und der neuen Ideen." Seine besten Oden zeichnen sich durch gedrängte, epigrammatische Kürze aus. Virág gebührt das Verdienst, zuerst sämtliche Oden Horazens ins Ungarische übersetzt zu haben (1824). Die Sprache seiner Oden erhebt sich zu einer Klassizität, die bei Verseghi nicht anzutreffen ist. Von den drei folgenden Odendichtern, Dayka, Bacsányi und Csokonai, welche sich auf diesem Gebiete besonders hervorgethan haben, verdient wohl nur Csokonai von uns hervorgehoben zu werden, schon aus dem Grunde, weil er unter dem Einflusse Blumauers, Kleists und Bürgers seine ersten Oden schrieb. Ihm gebührt das Verdienst, die moderne, gereimte Ode in die ungarische Litteratur zuerst eingeführt zu haben.

Als die größten, ungarischen Odendichter unseres Jahrhunderts erwähnt Csernatoni: Kazinczy, Berzsenyi, Kis, Kölcsey, Bajza und Vörösmarty, die wir eben aus Raummangel einzeln nicht behandeln können. Wir beschränken uns zum Schluß nur noch auf den trefflichen Vergleich Csernatonis, welchen derselbe zwischen den zwei bedeutendsten Dichtern der letzterwähnten Gruppe — zwischen Berzsenyi und Vörösmarty — zieht: „Vörösmarty ist entschieden ein größeres Dichtertalent; Berzsenyi ist klassisch, Vörösmarty romantisch. Und hiermit ist beinahe Alles gesagt, wenn es nämlich dahin verstanden wird, daß während die erste Richtung sich verhältnismäßig nur auf einen engen Kreis beschränkt, die andere Alles umfaßt: zugleich im Fühlen und Denken sowie auch in der Form sich freier bewegt. Dieser Umstand machte es möglich, daß Vörösmarty nicht nur auf unsere ganze Dichtkunst, sondern auch auf unsere Ode erneuernd einwirke; — und die Macht des Klassizismus auch hierin breche; der modernen Ode zur Herrschaft verhelfe, welche dann bei Petöfi und Arany den freieren Ton auch mit der klassischen Ruhe vereinigen und die Würde durch den Rhythmus ebenso ausdrücken kann, wie einst Horaz durch seine klassischen Versmaße!" —

Dies wäre kurz gefaßt der Inhalt des Csernatonischen Werkes, dem wir unser Lob in jeder Beziehung nicht vorenthalten können, namentlich wenn wir bedenken, wie schwer und mit wie viel Mühen es verbunden ist auf einem Felde zu arbeiten, wo sozusagen gar keine Vorarbeiten vorhanden sind.

Mühlbach (Siebenbürgen).

Dr. H. v. Wlislocki.

Portugiesische Litteratur.

Eine historisch-wissenschaftliche Arbeit von hohem Interesse ist das jüngst erschienene gediegene Werk des Grafen Ficalho: Garcia de Nosta e o seu tempo. Dem hervorragenden Arzt und Naturalisten des 16. Jahrhunderts ist in diesem aus tiefgehenden Studien hervorgerufenen Buche ein solides, völlig unparteiisches Urteil gefällt. Man spürt die Fäden, die aus der Längstvergangenheit bis in unsere Zeit spinnen.

Der Verfasser des gelehrten Buches hat in der Schriftstellerwelt einen Namen von gutem, vollem Klang. Als Professor der Botanik am Polytechnikum zu Lissabon hat er sich auf dem Gebiete seiner Lehrthätigkeit durch verschiedene Schriften rühmlich hervorgethan. —

O Lyrismo Brazileiro por Antonio de Freitas. (Empreza das Horas Romanticas.) Antonio de Freitas ist ein junger Brasilianer, der seine Studien in Lissabon machte und litterarische Tüchtigkeit, Begabung und eine scharfe Beurteilungsgabe besitzt. In diesem Buche ver-

ſucht er den Urſprung und die Tendenzen der braſilianiſchen Lyrik nachzuweiſen. Die Arbeit iſt für die braſilianiſche Litteratur von nicht wegzuleugnendem Werte; ſie bildet gewiſſermaßen den Grundſtein zum Aufbau kritiſcher Studien. —

Os maios — A reliquia — zwei neue Romane von José M. Eça de Queiroz. Zwei realiſtiſche Kunſtwerke! Der oberflächliche Leſer ſucht und haſcht nach außergewöhnlichen Abenteuern und revolutionären Ereigniſſen. Ja auf ihn übt einzig die Fabel Spannung aus. Der Beurteiler, der Dichter und Künſtler hat aber ein zweites, ein höheres Intereſſe, es liegt in der künſtleriſchen Ausführung des litterariſchen Werkes. Der Romanſchreiber iſt nicht nur da, um die Leſer mit phantaſtiſchen Bildern zu unterhalten, ſondern er hat eine viel höhere Aufgabe, er hat veredelnd auf das Gemüt, beſſernd auf das Herz zu wirken. Um dies zu können, muß er die Geſellſchaft pſychologiſch ſtudieren, muß außerdem experimentieren auf dem Gebiet der ſozialen Erſcheinungen. Eça de Queiroz erfaßt ſeine Aufgabe mit vollem Ernſt. Er iſt kein Jünger Zolas, ſondern beſitzt eine ausgeſprochene Eigenart. In dem „fante de l'abbé Mouret“ und dem „Crime de padre Amaro“ behandeln beide den Fehltritt eines Paters. Das iſt der einzige Berührungspunkt — die Ausführungen ſind himmelweit von einander entfernt! Der Roman von Eça de Queiroz erſchien einige Jahre vor dem des franzöſiſchen Realiſten; wer beide Romane lieſt, wird entzückt zugeſtehen müſſen, daß es wundervolle Schöpfungen ſind, Schöpfungen, die den Ruhm der Verfaſſer begründen müſſen. In Zolas Buch iſt's die idylliſche Allegorie der Einweihung der beiden erſten Menſchen in die Liebe! Prächtige, duftige Schilderungen, welche die eingeſtreuten Zoten um ſo widerwärtiger erſcheinen laſſen. In Queiroz' Roman iſt's das Intriguenſpiel der Geiſtlichen und frömmelnden Frauen unter dem Schatten der religiöſen Dumpfheit einer Provinzialkathedrale. Auch hier beſtrickende Schilderungen und eine frappierende Beobachtung ohne zotenhaftes Beiwerk. In den neuen Romanen von Eça de Queiroz zeigen ſich entſchieden großartige pſychologiſche Fortſchritte. Wenn ich ihn mit einem deutſchen Schriftſteller vergleichen ſollte, ſo würde dieſer Deutſche Conrad Alberti ſein. Die vollendete Technik, die in dem hervorragenden ſozialen Roman der Gegenwart „Wer iſt der Stärkere?“ von C. Alberti, liegt, zeichnet auch die Arbeiten des portugieſiſchen Schriftſtellers aus, die gleiche feine, künſtleriſche Beobachtung und Naturwahrheit.

Das menſchliche Begriffsvermögen muß ſich erſt gänzlich aus dem Banne der unbeweglichen, traditionellen Formen ausſchälen! Wenn es das erreicht haben wird, wenn es die Kämpfe der Waldmenſchen mit den Tieren der Wildnis für minder gefährlich hält, als den ſittlichen Kampf mit den ſeit Jahrhunderten beſtehenden verſiegelten und verbrieften Dogmen der Geſellſchaft, wenn es die Verbrechen als die Ergebniſſe eines verkrüppelten, mißgeſtalteten Gehirns auffaßt, — ſo wird es den denkenden, klügelnden Geiſt auf die Bahn lenken, die in unſicheren Umriſſen vor ihm ſchwebt. —

Eine Stimme, die lange geſchwiegen, ertönt wieder! Der begabte, talentvolle Lopes de Mendonça, deſſen vor einigen Jahren erſchienene „Voyage en Italie“ durch die feinſte Kritik und farbenſatte Schilderung auffiel, hat ein Drama „O duque de Vizeu“ in flüſſigen, perlenden Verſen geſchrieben. —

Alle, die ſich mit der portugieſiſchen Litteratur eingehender beſchäftigen, wiſſen, wieviel die Künſte und Wiſſenſchaften dem Königshauſe verdanken. Kein geringer Teil fällt auf die gegenwärtige Regie-

rung. Den Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern aller Länder wird Hochachtung und Schutz gewährt. Die portugiesische Litteratur hat durch alle Epochen das Glück gehabt, unter ihre eifrigsten Vertreter die Herrscher ihres Landes zu zählen.

Seiner vor einigen Jahren erschienenen, und von der Kritik mit warmer Anerkennung begrüßten Hamlet-Übersetzung hat der kunstsinnige Sär. D. Luiz den „Mercador de Veneza“ folgen lassen. Die Übersetzung ist durch die treue Wiedergabe des Originals und durch die Eleganz des Stils ausgezeichnet. Der König-Dichter, welcher nach Rossinis Ausspruch König-Künstler genannt werden dürfte ob seiner bemerkenswerten Fertigkeit auf fast allen Instrumenten — besitzt ein phänomenales Sprachentalent und natürliche künstlerische Begabungen, die er seinem Volke widmet. Der Ertrag des Buches ist dem „Asylo da infancia“ bestimmt. — H. Wigger.

Polnische Litteratur.

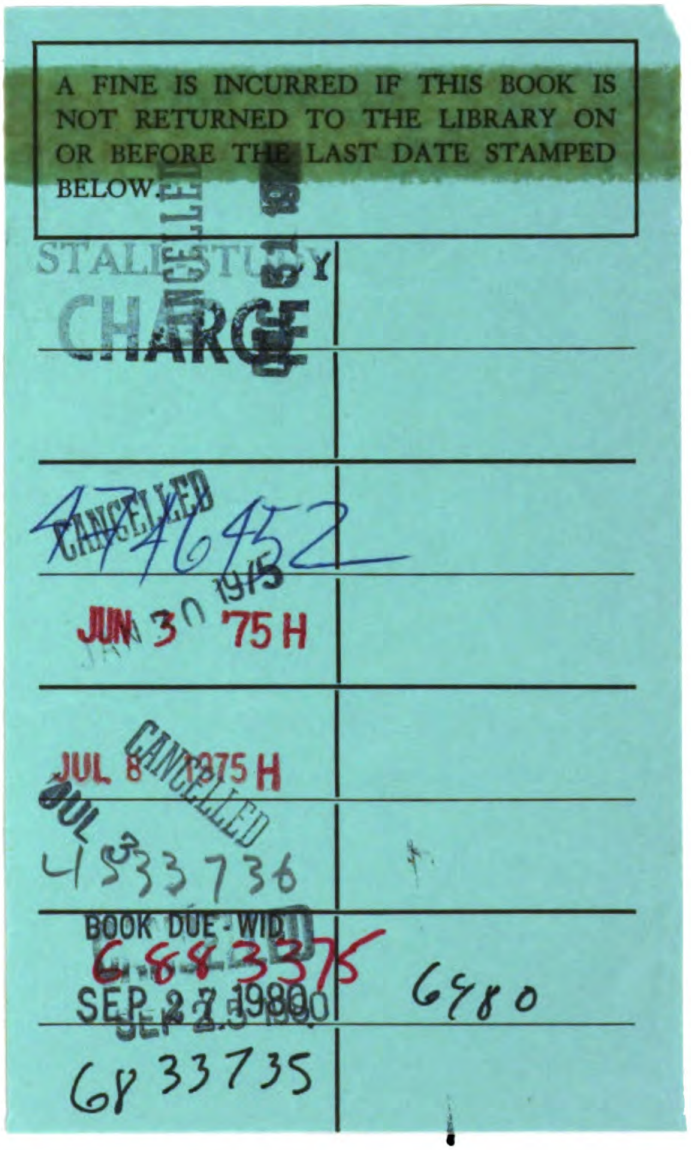
Einen höchst interessanten Beitrag zur Lebensgeschichte Kraszewskis bringen die soeben erschienenen „Erinnerungen“ (Wspomnienia) des mit ihm auf dem Gebiete der polnischen Erzählerkunst rivalisierenden J. T. Jeż (Mikłowski). Der zu Genf lebende Jeż lernte Kraszewski erst kurz vor dessen Tode kennen, als Kraszewski, aus dem Magdeburger Gefängnis entlassen, an dem zu Genf tagenden internationalen Schriftstellerkongresse teilnahm. Jeż bringt interessante Enthüllungen über Frau Heinitz, eine Deutsche, welche fünfzehn Jahre hindurch Kraszewskis Leben in ziemlich unklarer Position teilte. Frau Heinitz, die Kraszewski nach Genf nachkam, beherrschte nicht die polnische Sprache, zeigte aber eine überraschende Kenntnis der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der polnischen Litteratur.

Einer bis nun zu vernachlässigten Pflicht gegen den größten polnischen Dichter that die Warschauer Verlagsbuchhandlung Genüge, welche soeben unter der Redaktion des hervorragenden Litterarhistorikers Dr. Peter Chmielowski eine billige und korrekte Gesamtausgabe der Werke Adam Mickiewicz's' veranstaltet hat. Zum erstenmal erscheinen nun die Schriften Mickiewicz's' geordnet und mit Kommentaren versehen, in einer Ausgabe, wie dem deutschen Volke alle seine Klassiker längst geboten sind. Die in 4 Bände arrangierte, mit einem Porträt des Dichters und seinem Lebensabrisse versehene, sehr zugängliche Ausgabe gewinnt umsomehr an Interesse, als sie mehrere bis nun zu nicht veröffentlichte Schriften Mickiewicz's bringt. So das Fragment eines Dramas „Jakob Jasiński“, weiterhin die Entwürfe „Der große Krieg der Zukunft“, „Alexander Puszkin“, „Über den Nationalgeist“ „Über die Vernünftigen und Wahnsinnigen“, „Über das Streben der Völker“, „Mazzini und die Mazzinisten“, „Der Sozialismus“, „Die Bauern“; ein reizendes Märchen „Żywila“, mehrere Gedichte von zweifelhafter Authentizität, und die polnischen Übertragungen der französisch verfaßten Schriften Mickiewicz's. —

Zu scharfer Polemik gab Teodor Jaske-Choiński's Schrift „Typen und Ideale der positiven polnischen Belletristik“ (Warschau 1888) Anlaß. Der Verfasser, ein Repräsentant der jung-konservativen Partei, greift die talentvollsten polnischen Realisten und Naturalisten an, indem er die von ihnen geschaffenen Gestalten geradezu karrikiert. Die fortschrittliche litterarische Presse weist den Angriff in gebührender Weise zurück.

N. A.

Verantwortliche Leitung: Karl Bleibtreu in Charlottenburg.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.


A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.
CHARGE
CANCELLED
JUN 30 1975 H
JUL 8 1975 H
CANCELLED
BOOK DUE - WID
SEP 27 1980
6480

Widener Library
3 2044 098 607 864